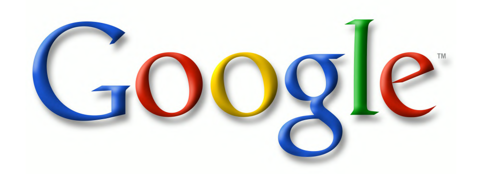




SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER



3. JAHRGANG

DER GANZEN REIHE LXIX. BAND

BERLIN 1915
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

INHALT DES DRITTEN JAHRGANGES,

DER GANZEN REIHE NEUNUNDSECHZIGSTER BAND

ABHANDLUNGEN

MITTEILUNGEN



ANZEIGEN





Seite

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

Rudolf Alexander Schröder

Ein Beitrag zu dem Kapitel: 'Moderne Lyrik in der Schule'

von

Wilhelm Gebert

'Reform und Modernisierung des deutschen Unterrichts' ist jetzt wohl eine der am eifrigsten erörterten Forderungen unseres Schullebens, sei es daß man eine Reform innerhalb des bestehenden Rahmens verlangt oder aber mit völliger Umgestaltung des Lehrplanes dem Deutschen einen weit größeren Raum ja eine führende Stelle — insbesondere auch der Gymnasien und Realgymnasien — zuweisen will. In beiden Fällen muß altes Schulgut fortgeschafft werden; das erste Erfordernis für eine Reform des deutschen Unterrichts im Rahmen des bisherigen Stundenplanes ist Beseitigung so mancher Ladenhüter und Fossilien aus unseren Lesebüchern und Ersetzung durch lebendige Schöpfungen der Neuzeit. Das gilt ganz besonders auf dem Gebiete der Lyrik und der Poesie überhaupt, und mit Recht haben die neuen Lehrbücher von Biese, Scheel, Evers und Walz unseren Lesebüchern neues Blut zugeführt aus der lebendigen modernen Dichtung. Mit Recht ist da so manches verschwunden, was unseren Jungen gar nichts mehr zu bieten vermag und was nur aus langjähriger Tradition mit fortgeschleppt worden ist. Welchen dichterischen Wert hat wohl Bernhardis 'der Löwe von Florenz' und Müllers: 'der kleine Hydriot' für unsern Sextaner? Wie viel größere Werte lassen sich für ihn aus G. Folke, Liliencron, Möricke, Otto Ernst, Blüthgen, Trojan, Storm, Börries v. Münchhausen, Löns und Lulu v. Strauß und Torney gewinnen[1])? Wo man aber die Forderung nach völliger Umgestaltung des deutschen Unterrichts erhebt, da ergibt sich die Schwierigkeit, auf wessen Kosten denn diese Erweiterung des deutschen Unterrichts vorgenommen werden soll. Und da heißt es dann sehr oft: auf Kosten der alten Sprachen, deren Gebiet erheblich beschnitten werden muß. Aber wird dadurch nicht auch der deutsche Unterricht getroffen? Können unsere Schüler überhaupt unsere Klassiker ganz würdigen ohne tiefere Kenntnis des antiken Geistes-

[1]) Vgl. Biese: Die neue deutsche Lyrik und die höheren Schulen. Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 1914, Januar.



lebens, können wir in 'Hermann und Dorothea' und das köstliche Achilleisfragment Goethes ohne Homers Führung ganz eindringen? Können wir selbst die klassische und auch die moderne Lyrik ganz genießen, ohne den Blick auf die alte Lyrik zu wenden und besonders auf Horaz und seine Vorlagen? Zahllos sind die Fäden, die den deutschen Unterricht mit den alten Sprachen verbinden, und daher liegt der Gedanke nahe, gerade die alten Sprachen heranzuziehen zu einer Erweiterung und Vertiefung des deutschen Unterrichts. Nicht mehr den Gegensatz zu verschärfen, sondern ihn zu überbrücken muß unser Bestreben sein.

Daher möchte ich hier auf einen ganz modernen Dichter hinweisen, der dem deutschen Unterricht — soweit ich sehe — noch zu wenig zugängig gemacht ist — Rudolf Alexander Schröder. Seinen Wert für den deutschen Unterricht sehe ich einmal in seiner großen Bedeutung als deutscher moderner Dichter und zweitens in der harmonischen Verknüpfung zwischen der Antike und dem modernen deutschen Geistesleben, die wir in seiner Persönlichkeit und in seinen Dichtungen verkörpert sehen.

Um mit dem zweiten Punkte zu beginnen, so steht da im Vordergrunde unseres Interesses die Odyssee-Übersetzung Schröders[1]. Er selbst hat sich 'über Wert und Inhalt neuer dichterischer Übersetzungen' ausgelassen[2]: 'Ist es daher verwundernswert, wenn gerade die Dichter, die sich berufen fühlen, in ihren Landsleuten das Gefühl und das Maß für ein höheres deutsches Schrifttum widerherzustellen, sich keinen besseren Maßstab und keine bessere Richtschnur des Gefühls und zugleich keinen besseren Prüfstein ihres eigenen Wertes, ihrer eigenen Substanz zu finden glauben, ja keinen besseren Weg für das Heimischwerden innerhalb der Grenzen ihrer eigenen Muttersprache als diesen, daß sie von neuem an die fremden Denkmale großer Vergangenheiten herantreten und sich Rechenschaft darüber geben, wieviel ihr Busen solch unendlicher Fülle aufzunehmen imstande sei?' Nicht Geringschätzung Vossens drängt den Dichter, eine neue Übersetzung der Odyssee vorzulegen; 'niemals würde ich es' — 'äußert sich Schröder selbst — 'wagen, mit einer neuen Verdeutschung der Odyssee vor ein Publikum zu treten, wenn ich mich im Gegensatz zu diesem würdigen Vorkämpfer und Begründer unserer klassischen Übersetzungen fühlen würde, dessen Homer ein schöner nationaler Besitz der Deutschen geworden ist und bleiben soll'. Mögen wir nach wie vor stolz auf diesen nationalen Besitz sein, der so lange den nicht griechisch gebildeten Deutschen fast der einzige Schlüssel zum Herzen Homers gewesen ist, aber die Bedeutung des Vossischen Homers beginnt eine historische zu werden. Ein richtiges Bild von dem dichterisch-künstlerischen Werte der herr-

---

[1]) **Homers Odyssee neu übertragen. Inselverlag 1911. (3 ℳ.)**
[2]) **Im Auszug gedruckt im 'Insel-Almanach für 1914'.**

lichen griechischen Dichtung können wir jetzt nicht mehr aus Voß gewinnen, weil wir uns zu sehr an der Altmodischkeit und Schwerfälligkeit der Sprache sowie an den doch oft holprigen Versen stoßen. Daher müssen wir Schröders Übersetzung 'als den Versuch eines Fortschreitens gegen das Erreichbare', ja als einen großen Fortschritt dankbar begrüßen und versuchen, ob wir nicht in dieser neuen Gestalt den Homer unsern nicht griechisch treibenden Schülern schmackhafter machen können als in dem etwas abgetragenen Vossischen Gewande. Und auch für das Gymnasium würde sich diese Übersetzung mehr empfehlen als jede andere zur Vermittlung der nicht gelesenen Stücke und als Muster einer poetischen Widergabe. Denn darin liegt der Hauptwert des Schröderschen Werkes: es ist nicht nur eine Übersetzung, sondern eine Nachdichtung in deutscher Sprache und macht uns so zugleich mit der antiken Dichtung und einem Kunstwerk der modernen deutschen Literatur bekannt.

Die Ausstellungen, die Philologen an dem Übersetzer Schröder vorgenommen haben, beeinträchtigen den Dichter nicht, und die Schrödersche Homerübertragung ist eine der bedeutendsten literarischen Ereignisse der Gegenwart. Es ist dem Dichter gelungen, die Sprache der Homerübersetzung ganz modern-deutsch zu gestalten, ohne daß das Eigentümlich-Homerische in der Diktion und in der Wahl der Beiworte, kurz, das ganze griechisch-heroische Gepräge verloren geht; ein Hauch anmutiger Schlichtheit und Frische schwebt über dem Werke wie über der Sprache, so daß es scheint, als sei der Dichter einer von den wenigen Auserlesenen, die den Hexameter der deutschen Sprache ganz gewinnen konnten. Als Probe möge zunächst die Stelle dienen, deren der deutsche Unterricht bei Besprechung des Schillerschen Gedichtes 'Shakespeares Schatten' bedarf:

11, 601 ff. 'Dann aber sah ich hernach des Herakles heilige Stärke. —
Nur sein Bild: er selbst, bei den unsterblichen Göttern
Teilt er das Mahl und minnet die zierlich gefesselte Hebe . . .
Rings um ihn her war Schreien der Toten, wie von Geiern,
Wenn sie gescheucht auffliegen. Er selbst, der finsteren Nacht gleich,
Hielt den Bogen entblößt und hatte den Pfeil auf der Senne,
Immer zum Schusse bereit, und zielte mit dräuenden Blicken.'

Daß der Dichter auch den Feinheiten homerischer Kunst gerecht geworden ist, zeigt die Widergabe jener durch die prächtige Tonmalerei so berühmten Stellen: 9, 70:

ἱστία δέ σφι τριχθά τε καὶ τετραχθὰ διέσχισεν ἲς ἀνέμοιο.
'Tief in die Wellen drückte der Wind, der mit schütternden Stößen
Dreifach und vierfach das Linnen zerschliß, den ächzenden Bugspriet.'
(Voß: 'Schnell mit gesunkenen Masten entflogen die Schiff'; und mit einmal
Rasselte rauschend der Sturm und zerriß die flatternden Segel.')

oder 11, 598:

αὖτις ἔπειτα πέδονδε κυλίνδετο λᾶας ἀναιδής:
'und rückwärts kollert mit Plumpen hinunter ins Tal der abscheuliche Felsblock'.
(Voß: 'Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.')

1*



oder der Sirenengesang 12, 183:

— λιγυρὴν δ' ἔντυνον ἀοιδήν.
'δεῦρ' ἄγ' ἰών, πολύαιν' Ὀδυσεῦ, μέγα κῦδος Ἀχαιῶν.'

'— und stimmten schrillen Gesang an:
Eile herbei, du gefeierter Ruhm der Achaier, Odysseus!'

(Voß: — und huben den hellen Gesang an:
Komm, besungner Odysseus, du großer Ruhm der Achaier!)

oder in dem selben Gesange (12) das Brüllen der Rinder und das Blöken der Schafe: 12, 265:

'μυκηθμοῦ τ' ἤκουσα βοῶν αὐλιζομενάων
οἰῶν τε βληχήν.'

('Schon von fern auf der Höhe des Meeres, im dunklen Nachen)
Hört ich das dumpfe Gestöhn und
Gebrüll der gehürdeten Kühe
Und das Blöken der Schafe.'

(Voß: Als ich noch auf dem Meer' im schwarzen Schiffe heranfuhr,
Hört ich schon das Gebrüll der eingeschlossenen Rinder —
Und der Schafe Geblök.)

Schon im Altertum bewunderte man die Kunst Homers besonders in seinen Gleichnissen; aber auch in frühester Zeit haben bereits die Gleichnisse den antiken Exegeten die größten Schwierigkeiten bereitet. Wieviel größer sind daher die Schwierigkeiten für den deutschen Übersetzer, dem schon der Satzbau und die Konstruktionsgesetze der deutschen Sprache bei der Widergabe der homerischen Gleichnisse sehr hinderlich sind. Und zwar besonders deshalb, weil 'in vielen Fällen die Ausmalungen in gar keiner Beziehung zur Handlung stehen und nur ein einzelner Zug für den Vergleich in Betracht kommen kann. Der Dichter läßt sich in dem Behagen an der Schilderung von Vorgängen aus der Natur und dem menschlichen Treiben, zu deren Widergabe er sonst in seinem Epos keine Gelegenheit hat, freien Lauf und malt ein ganzes Bild in farbenreicher Behandlung aus. Genaugenommen sind diese Ausmalungen nur ein Schmuck der poetischen Darstellung'[1]). Daher können uns die Gleichnisse am besten einen Maßstab bieten für den Wert unserer Übersetzung: So übersetzt Schröder das Gleichnis: 5, 394—98:

'Aber wie wenn den Kindern der Tag der Genesung erschienen,
Denen ihr Vater erkrankte und litt unsägliche Schmerzen
Zehrender Sucht, und schrecklich befiel ihn ein Dämon, so grüßen
Alle mit Wonnen den Tag, da Gott ihn löste vom Übel:
Also mit Wonnen begrüßte Odysseus Ufer und Waldung.'

Oder das Gleichnis vom ausgebrannten Auge des Polyphem: 9, 390 f.

---

[1]) Adolf Clausing: Kritik und Exegese der homerischen Gleichnisse im Altertum. Parchim 1913. (Diss. Freibg.) S. 67.

'Zischend verbrannte der Apfel des Augs bis tief in die Wurzeln.
Wenn der Schmied eine glühende Axt, ein glühend Schlichtbeil
Nimmt und taucht's in die eisige Flut: da zischt es gewaltig
Und wird stark und das Eisen gewinnt die vorige Härte:
Also zischte der Gallert des Augs um den feurigen Kloben.'

Oder 19, 205 ff.:

'Aber die horchende Frau zerschmolz in fließenden Tränen.
Wie der gelagerte Schnee am First erhabener Berge
Welchen der Winter fallen gemacht, im lösenden Frühjahr
Strömend wird und füllet das Bett der rinnenden Flüsse,
Also zerschmolz in Tränen die Frau.'

Stellt man neben diese Gleichnisse die Übertragungen von Voß, so wird man nicht leugnen können, daß die Schrödersche Übertragung poetisch-schöner und sprachlich moderner ist als die von Voß: 5, 394.

'So erfreulich den Kindern des lieben Vaters Genesung
Kommt, der lange schon an brennenden Schmerzen der Krankheit
Niederlag und verging, von feindlichem Dämon gemartert;
Aber ihn heilen nun zu ihrer Freude die Götter.'

Oder das zweite Gleichnis:

('Alle Wimpern und Augenborsten versengte die Lohe
Seines entflammten Stern;) es prasselten brennend die Wurzeln.
Wie wenn ein kluger Schmied die Holzaxt oder das Schlichtbeil
Aus der Ess' in den kühlenden Trog, der sprudelnd empor braust,
Wirft und härtet; denn dieses ersetzt die Kräfte des Eisens:
Also zischte das Aug' um die feurige Spitze des Ölbrands.'

Somit darf man wohl sagen, daß kein Grund vorhanden ist, nicht den großen Schritt von Voß zu Schröder vorwärts zu tun und den alten Voß bei aller Würdigung seiner Verdienste durch den jungen Schröder zu ersetzen. Zunächst ist das ja leider nur für die Odyssee möglich, aber es steht zu hoffen, daß der Dichter uns auch eine Neuübertragung der Ilias bescheren wird.

Wie wir uns von der Homerübersetzung Schröders eine Neubelebung des Interesses für das Griechentum versprachen, die sowohl dem deutschen wie dem altsprachlichen Unterricht zugute kommen könnte, so knüpfen wir die selben Hoffnungen für die lateinische Dichtung an eine Schrödersche Horazübersetzung, die schon längst angekündigt worden ist. Auch hier könnte die Neubelebung der horazischen Poesie Hand in Hand gehen mit einem tieferen Eindringen in die neuste Lyrik und mit einem innigeren Verständnis für antike und moderne Formen der Lyrik.

Daß Schröder tief in den Geist der antiken Dichtung eingedrungen ist, und sich die antiken Formen der Dichtung ganz zu eigen gemacht hat, zeigt die neue Sammlung seiner Gedichte 'Elysium'[1]), die neben den Oden in alcäischen und sapphischen Strophen vergilische Idyllen und Elegien im Stile Tibulls enthält.

[1]) Elysium, Gesammelte Gedichte von R. A. Schröder. Inselverlag 1912.



Ich möchte, wenn ich hier von dem selbständigen Dichter Schröder spreche, nur von dem Gesichtspunkte aus urteilen, inwiefern dieser Dichter bleibende Werte geschaffen hat, die wir unserer Jugend zugängig machen wollen. Ich sehe daher von der früheren Lyrik des Buches 'Hama'[1]) ab, weil die Gedichte zum Teil zu leicht hingeworfen sind, dauernde Bedeutung zu gewinnen, zum Teil sich auch auf dem Gebiet der reinen Erotik bewegen. Aus verschiedenen Gründen aber ist Schröder von hervorragender Bedeutung für die moderne Dichtung und besonders geeignet, unserer reiferen Jugend das Verständnis für moderne Lyrik zu erwecken. Vor allem hat Schröder nicht jeden dichterischen Erguß kritiklos drucken lassen, sondern er bietet im großen und ganzen nur reife Früchte seines dichterischen Schaffens. Sodann hat er die schwüle Dekadenzerotik der Modernen — in der auch sein Freund Hoffmannsthal teilweise noch befangen ist, und über die so viele andere Nachahmer Verlaines nie hinausgekommen sind —, gänzlich überwunden; er führt uns wider hinauf in die freieren luftigeren Höhen der Dichtkunst. Schröder ist ferner ein großer Stilkünstler aber niemals verfällt er in die Stilkünsteleien und Wortklingeleien, die bei Rainer Maria Rilke oder auch bei Dauthendey so oft die wahre Poesie nicht aufkommen lassen. Auch von der mystischen Dunkelheit und dem gesuchten Symbolisieren, das uns Hoffmannsthal manchmal, Rilke sehr häufig verleidet, hält sich Schröder ziemlich frei, wenn er auch in seinen drei Büchern 'Elysium' (im engeren Sinne) einige Zugeständnisse in dieser Richtung macht:

'An den Gestaden jenes Flusses
Da das Vergessen lauscht,
Und jeder Wandrer nur des Grußes
Scheinbild mit Wandrern tauscht,
An jenem Ufer, da Erkennen
Den müden Sinn verläßt
Werd ich mich, Seele, von dir trennen,
Hältst du mich jetzt auch fest.'

Oder die Zeichnung der Schatten:

'Sie legen sich am Ufer nieder
Sie legen ihre reinen Glieder
Auf leichten Sand.
Entschlummern sie, so ist ihr Träumen
Wie das von Wellen oder Bäumen
Voll Unbestand.
Sie sind so schön, weil sie im Fächeln
Der reinen Lüfte immer lächeln,
Wie ausgesöhnt.'

Und weiter:

'Sie weinen nicht, sind ohne Schmerz.
Sie fallen sich nicht wild ans Herz.
Sie gehen wechselnd Arm in Arm,
Ganz hoffnungslos, ganz ohne Harm.'

---

[1]) Leipzig. Insel 1908.

Diese Gedichte zeigen jedenfalls einen wahren lyrischen Dichter: alles ist Stimmung, Empfindung, Gefühl, Eindrücke aufgelöst in die zartesten Formen lyrischer Poesie. In diesen und auch in andern Gedichten sehen wir Schröder auf den Höhen der jüngstdeutschen Lyrik wandeln, von denen er auf seine Dichtergenossen herabschauen darf: denjenigen, die ihm nahe kommen, fehlt doch das Innige der Stimmung, das Maßvolle in Empfindung und Gefühl, und das Schlicht-natürliche der Sprache, das Schröder trotz aller Stil- und Formfeinheiten eigen ist. Ich denke bei diesem Vergleich besonders an die Dichter, von deren Schaffen uns der neue Inselalmanach verschiedene, nicht verächtliche Proben liefert, auch an den bedeutendsten von ihnen A. W. Heymel, der sich mit Schröder in das große Verdienst der Gründung und Leitung der Insel teilen darf, der sich aber in seinen Gedichten von einer gewissen Manieriertheit nicht frei hält. Wie zart und innig und trotz aller Kunst ohne Manier mutet dagegen Schröders 'Baumblüte im Werder' an:

'An Hügeln hin verbreitet
Sich's weiß und rosenrot.
Wohin dein Auge gleitet
Ist's farbig aufgeloht.
Hier hat es sich entsiegelt,
Was sonst verborgen ruht;
Und im Gewässer spiegelt
Der Frühling seine Glut.'

'Was hier an allen Zweigen blüht,
Erschütternd überschwenglich,
Ist wie ein tausendstimmig Lied,
So leicht — und doch so vergänglich.'

Daß die Form des Sonetts nicht dazu beiträgt, uns eine deutsche Dichtung lieber und leichter verständlich zu machen, zeigen selbst Rückerts 'geharnischte Sonette'. Wenn ich trotzdem auf den hohen dichterischen Wert der Sonette Schröders hinweise, so tue ich es deshalb, weil er erheblich ungezwungener der deutschen Poesie dies fremde Kleid anzupassen vermag als Rückert; ein Teil seiner Sonette ist so fein und trotzdem so schlicht, daß die Form uns als die für den Inhalt gegebene, selbstverständliche erscheint. So besonders in den schönsten Perlen des reichen Sonettenkranzes, in den Sonetten an die Sixtinische Madonna:

'O Königin, wie blickst du streng ins Weite,
Als wüßtest du von unserer Seelennot,
Und hättest durchgekostet alle Streite
Des schmalen Wirbels zwischen Tod und Tod.
Als wüßtest du vom Krampf der kranken Seelen.
Und von der Bitternis, die uns befällt,
Wenn immer neu mit heftigen Befehlen,
Die Feuersbrunst des Morgens sich erhellt.'

Im übrigen teilen die Sonette Schröders ihre typische Bedeutung mit seinen Oden, Elegien und Idyllen; sie alle dienen dazu, alte und längst als unmodern verworfene Formen der Dichtung neu zu beleben und ihnen neuen Inhalt zu verleihen. Gegenüber der Regellosigkeit und der Verwilderung der Form zeigt Schröder wider, daß die Poesie keinen Schaden erleidet, wenn sie hinsichtlich der Form Gesetze anerkennt, die den Dichter zu sorgfältiger Prüfung des Geschaffenen veranlassen und ihm vor allzu weitgehender Schrankenlosigkeit bewahren. Diese an metrisch genau bestimmte Formen gebundene Lyrik Schröders bedeutet einen neuen wichtigen Schritt der Abkehr vom Naturalismus, wenn diesmal der Schritt auch nicht zur Neuromantik, sondern zu einem Neuklassizismus führt. So sind des Dichters antik-geformte Dichtungen in hohem Maße geeignet, das Verständnis für antike Dichtung und antike Dichtungsformen aufs neue zu beleben. Unter dem allgemeinen Geschrei 'Los von der toten Antike' erhebt der Dichter hier die ruhige Forderung, aufs neue die Fäden anzuknüpfen, die unsere ganze Kultur und vor allem unsere Dichtkunst mit der Antike verbinden; so wird der deutschen Dichtung ein beinah preisgegebenes Ideal — neben andern, nicht als einziges — erhalten, und die Antike wird mit modernem Blute verjüngt. Dürfte es nicht von belebendem Interesse für unsern Lateinunterricht sein, darauf hinzuweisen, wie heute bei einem deutschen Dichter aufs neue die Sehnsucht nach der Stille des Landes, die Freude am ruhigen Landleben, die Flucht aus dem Hasten und Treiben der Großstadt in einsame, friedliche Täler und Fluren in ganz ähnlicher Weise zum Ausdruck kommt und unter ähnlichen Bedingungen wie bei Horaz, Vergil und Tibull? Wenn der Lateinunterricht Vergils Eklogen und Georgika, Tibulls Elegien und Horazens Oden nicht nur zum Sprach- und -Realienunterricht vorsetzt, sondern den Schülern auch das Verständnis erschließen soll für bleibende Kunstwerke, weshalb wollten wir da nicht Elegien, Idyllen und Oden eines ganz modernen Dichters heranziehen, um daran zu zeigen, daß der Kunstwert der antiken Dichtung nicht immer grade ein spezifisch antiker zu sein braucht, daß sich auch die Gegenwartskunst mit den selben Gegenständen in nah verwandten Tönen beschäftigt, wie z. B. Schröder in seinen Elegien und Idyllen. Nehmen wir die Elegie auf den 'Landbau', die Schröder seinem Wiener Freunde Hoffmannsthal widmet:

'Immer gedenk ich deiner, o Freund und des freundlichen Hauses,
Altertümlichen Baus, glatt und behaglich und breit
Hart an der Straße; — — — — — — — — — — —
Sei mir gesegnet, glückliches Haus! Wie oft an der innern
Steinernen Treppe gelehnt, standen wir gegen die Nacht — — —
. . . Aber daneben dein Ehegemach, und jenseits das andere,
Einst — ich hab' es bewohnt, hab es — ihr Götter — entweiht,
Hab in den Büchergestellen gewühlt, den poetischen Schreibtisch
Mit profanem Geschäft kritzelnder Feder entehrt!
Nun, du ließest es gehn! — — — — — — —

. Stets, wenn Gerty, die Frau das giftige, braune Getränk uns,
Das der begehrliche Gast immer nach Tische verlangt,
Sorglich bereitet: so stieg ein stachelnder Geist ins Gehirn ihm,
Du aber duldetest sanft, wenn ihn die Laune erhitzt.
Aber der Garten: Er steigt, wie der des Goethischen Wirtes
Gegen den Hügel herauf — — — — — — — — —'

Solange wir Vossens 'Luise' und den 'siebzigsten Geburtstag' in ihrer Art hochschätzen — obwohl schon in der Idyllendichtung der alte Voß fähigere Konkurrenten hatte wie seinen Zeitgenossen, den Maler Müller —, solange müssen wir auch unsere modernen Idyllen danebenstellen; ja ich möchte behaupten, daß diese gegenüber der mehr historischen Bedeutung der Vossischen Idyllen mehr dichterischen Gegenwartswert haben. Daß die antike Idyllen- und Elegiendichtuug auch in der Neuzeit lebendig und in modernem Gewande erstehen konnte, zeigen Goethes unvergleichliche römische Elegien. Solange wir an Tibull, Properz und Goethes römischen Elegien unsere Freude haben, solange dürfen und müssen wir auch die moderne Elegienpoesie eines Schröder werten, wenn wir ihn auch nicht mit dem Maßstabe der größten Dichtungsheroen messen dürfen; aber was bliebe von moderner Dichtung, wenn wir diesen Maßstab anlegen wollten?

Führten uns die Idyllen und Elegien ('der Landbau', 'in Memoriam', 'der Jahrestag' und besonders 'Tivoli') zu einer Parallele mit Tibull und Properz, so weisen uns die Oden Schröders zu Horaz und von da zur deutschen Anakreontik und zu Klopstock. Im großen und ganzen ist man sich wohl darüber einig, daß nicht nur die Anakreontik, sondern selbst der große Klopstock der Literaturgeschichte, nicht mehr der lebendigen deutschen Dichtung angehören. Die Sprache des 18. Jahrhunderts vermag uns die Form horazischer Oden nicht näher zu bringen und weder durch die Anakreontiker noch durch Klopstock werden wir in antike Odendichtung tiefer eingeführt. Ja, die Hauptbedeutung Klopstocks auf metrischem Gebiet liegt ja in der Abkehrung von den antiken Metren und der Verwendung der freien, urdeutschen Rhythmen. Trotzdem hat Schröder versucht, die horazische Ode noch einmal in der deutschen Dichtung auferstehen zu lassen, und zwar darf man sagen, daß er durch seine Oden für uns moderne Deutsche dieser Gattung bedeutend mehr Leben eingehaucht hat, als wir es bei den Oden Klopstocks heute noch empfinden können. Aber es handelt sich dabei nicht im wesentlichen um die Erneuerung einer alten Form, sei es der sapphischen ('Der Sommer', Inselalmanach 1914), sei es der alcäischen Ode, sondern um den Inhalt, den Schröder der schönen Form gegeben hat. Wie Horaz in seinen Römeroden der römischen Jugend ernsthaft ins Gewissen redet, wie Klopstocks ewig bleibende Bedeutung darin liegt, daß er zuerst mit Walter von der Vogelweide die politisch-vaterländische Dichtung zu

neuem Leben erweckt und den vaterländischen Sinn des deutschen Volkes gewaltig gehoben und gestärkt hat, so stellt auch Schröder zum erstenmal in der modernen Lyrik seine Dichtung in den Dienst einer großen sittlichen Idee — der vaterländisch-sittlichen Ertüchtigung des deutschen Volkes. Damit scheint die deutsche Lyrik an einem neuen Wendepunkte angelangt zu sein: die so verpönte und selbst Schiller von manchen Modernen so verübelte Gedankenlyrik tritt neben der reinen Stimmungs- und Gefühlslyrik wider in ihre Rechte. Das horazische 'aut prodesse volunt aut delectare poetae' kommt wider etwas zur Geltung, und das bedeutet für die oft zu zügellos gehandhabte moderne Lyrik einen wichtigen Augenblick der Selbstbesinnung. Freilich ist es im Vergleich zu andern vaterländischen Dichtungen ein bescheidener Anfang, den Schröders 'Deutsche Oden' darstellen, aber es ist ein Schritt zur Rückkehr zu alten deutschen Traditionen, nach denen die Dichtung auch dazu dienen sollte, dem Menschen die höchsten Ideale zu preisen und zu verherrlichen; es ist ein Schritt zurück zu der Erkenntnis Freiligraths: 'Die Poesie soll sich eben an das Ewig-Bleibende halten'; — das bedeutet aber für unsere Zeit, der das Ideal des Vaterländischen oft beinahe lächerlich erschienen ist, und die es auch unserer Jugend oft so erscheinen lassen wollte, einen großen Schritt vorwärts. Wenn wir unsere Jugend lernen lassen, was Horaz von seiner römischen Jugend forderte, so wollen wir unserer deutschen Jugend aber auch einen Dichter zugängig machen, der in dichterisch-vollendeter Form und zugleich mit sittlichem Ernst ohne jede Philisterei sie eindringlich auf die sittlich-vaterländischen Ideale hinweist, die unser Volk groß gemacht haben, und deren wir heute mehr denn je bedürfen. Weil sich hier bei einem modernen deutschen Dichter mit feiner Form ein tiefer Gehalt verbindet, deshalb wollen wir unsere Jugend auf Schröder und besonders auf seine 'Deutschen und neuen deutschen Oden' hinweisen. Einige Proben genügen zur Begründung dieser und der vorhergehenden Zeilen:

'Vernimm, wir schreiben's ehernen Tafeln ein,
Daß du es bist, mit-mittelstes Völkerherz
Urland und Stammland und Europens
Heiliger, götterbesuchter Herdraum.'

'Am grünen Rheinstrom schüttest du Segen aus;
Und um der Mosel schmächtige Windungen
Blüht hügelab gesteift, der Blonde
Über cäsarischem Schutt, dein Weinstock.'

'Wer sind die Buben, welche gespreizt, am Markt,
Neumodisch prangend, Backen gebläht, sich frech
Der schnellen Meisterschaft berühmen,
So die Minute zerbläst und aufwirft.'

'O, Deutschland, du, vielduldende Nährerin,
Du schweigst fromm und wartest die Schlechten aus,
Bis dir vom Männersaal der Hauswirt
Zornig die lästigen Freier scheucht.'

'Von Golde strotzt euch Kammer und Schrein. Doch sagt
Wer schirmt den Hort? Gilt redliche Meinung noch,
Gilt freier Sinn, da Pflug und Hammer,
Wappen und Beutel und Krummstab zanken?
Die Feinde draußen stachelt ein Gott. Doch zeugt
Am eignen Leib ungöttliche Krankheit euch
Der Tagedieb, des enger Vorteil
Recht und Gerechtigkeit beugen möchte.
Da frage du, deutschredender Sohn, dein Herz.
Was ist Gewinnst? Es dünke dich danks genug
Wenn zwischen Ja und Nein du mannhaft
Immer den richtigen Weg gegangen.'

Was dieser Dichter sonst an festen Werten bietet, zeigen vor allem diese seine deutschen Oden, die deshalb auch mit Recht in einer billigen Ausgabe abgedruckt sind[1]). Mir kam es hier darauf an zu zeigen, daß wir, wenn wir moderne deutsche Lyrik in den Bereich des Unterrichts einbeziehen, Rudolf Alexander Schröder unter den Neuesten in erster Linie nennen müssen, gleichberechtigt neben Hoffmannsthal, und vor dem gefeierten Rilke, vor der ganzen Schar der 'Modernsten', einmal als einen der bedeutendsten, eigenartigsten neudeutschen Dichter, sodann als harmonisch versöhnenden Vermittler zwischen klassisch-antiker und modern-deutscher Dichtung.

Das waren die Hoffnungen, die man auf den Dichter Schröder setzen durfte, ehe unserm Volke und jedem einzelnen Deutschen die schwere Probe auf seine innere Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit auferlegt wurde, die Deutschland bisher so herrlich bestanden hat. Erhebend war die Begeistrung, die unser Volk durchglühte, eine gegenwartsfreudige und zukunftssichere Begeisterung. Und doch lagen auch vielfach die Quellen, aus denen dem Strome der Begeisterung immer frische Kraft zugeführt wurde, in unserer großen Vergangenheit: Arndt und Fichte mußten Geleitworte für die ausziehenden Krieger bieten; die historischen Rheinlieder erhielten neues Leben und neue Bedeutung; unter ihren Klängen wurde die Grenze überschritten. Und wenn man während des Marsches nach Stoff suchte, um sich und andere zu begeistern und innerlich zu erheben, so fand man ihn bei den großen vaterländischen Dichtern aus der großen Vergangenheit. Körners Schlachtlieder begleiteten uns, und manchem Verwundeten mag Körners 'die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben' in schmerzliche Erinnerung gekommen sein. Aber noch kannten wir keine neuen deutschen Krieg- und Siegeslieder, und manchmal bestürmte einen die Sorge, ob wohl

[1]) Inselb. Nr. 66.



die Dichtung auch den gewaltigen Aufschwung des Vaterlandes mitleben würde.

Aber schon bald erhielt man die Gewißheit, daß wir auch eine neue vaterländische Dichtung besaßen, als man im Lazarett mit dem 1. Heft der Tat-Bücher für Feldpost (Diederichs Jena) bekannt wurde, und mit Stolz und Freude erkannte, daß diese Sammlung 'Der heilige Krieg' eine Fülle begeisterter und begeisternder schöne Vaterlands- und Kriegslieder unserer besten Dichter enthielt. Darunter sind zwei der schönsten 'An die deutschen Krieger' und 'Deutsches Lied' von Schröder und zeigen, daß der Dichter die auf ihn gesetzten Hoffnungen vollauf erfüllt. Sie gehören wegen ihrer ungezwungenen schlichten Begeisterung und wegen ihres feurigen Schwunges zu den trefflichsten Schöpfungen des Dichters, und besser als jede zusammenfassende Würdigung vermag das 'deutsche Lied' diese Skizze abschließen:

Heilig Vaterland
In Gefahren,
Deine Söhne stehn,
Dich zu wahren.
Von Gefahr umringt,
Heilig Vaterland,
Schau, von Waffen blinkt
Jede Hand.

Ob sie dir ins Herz
Grimmig zielen,
Ob dein Erbe sie
Dreist beschielen,
Schwören wir bei Gott
Vor dem Weltgericht:
Deiner Feinde Spott
Wird zunicht.

Nord und Süd entbrennt
Ost und Westen;
Dennoch wanken nicht
Deine Festen.
Heilig Herz, getrost,
Ob Verrat und Mord
Dräuen West und Ost,
Süd und Nord.

Bei den Sternen steht,
Was wir schwören;
Der die Sterne lenkt,
Wird uns hören.
Eh der Fremde dir
Deine Kronen raubt,
Deutschland, fallen wir
Haupt bei Haupt.

Heilig Vaterland,
Heb zur Stunde
Kühn dein Angesicht
In die Runde.
Sieh' uns all entbrannt,
Sohn bei Söhnen stehn:
Du sollst bleiben, Land!
Wir vergehn.

Schillers Tell und Hauptmanns Weber

(Ein Beitrag zur Einführung der Schüler in die neuere Literatur)

von

Hans Weber

Nachdem die staatsbürgerliche Erziehung etwas in den Hintergrund getreten ist, ist die Behandlung der neueren und neuesten Literatur zur Tagesfrage in der pädagogischen Erörterung geworden. — Die Fülle des Stoffes und die geringe Stundenzahl erfordern Beschränkung in der Auswahl, und diese macht es nötig, die charakteristischen Werke herauszugreifen, hieran das Wesentliche zu erläutern und so das Verständnis für Erscheinungen ähnlicher Art zu wecken. Im Folgenden soll der Naturalismus an einem Drama des bedeutendsten Dichters der Gegenwart erläutert werden. Die Weber bringen das Wesen dieser Kunstrichtung am besten zum Ausdruck und zeigen ihre geschichtliche Bedingtheit außerordentlich deutlich. Dieser Umstand zwingt zu Ausblicken, die an sich schon wichtig sind und fruchtbar gemacht werden können. Die charakteristischen Merkmale des naturalistischen Dramas werden an Deutlichkeit gewinnen, wenn sie auf dem Hintergrund eines klassischen Werkes durch den Gegensatz beleuchtet werden. Der Verfasser hat die Frage mit einer normal begabten Prima behandelt und als mindesten Erfolg Interesse und Freude der Schüler festgestellt. Restloses Verständnis so wichtiger Fragen wird man bei jungen Menschen ohne Lebenserfahrung selten erzielen. Aber die Arbeit wirkt wie eine Aussaat, die vielleicht später ihre vollen Früchte trägt. Wer erinnert sich nicht daran, daß er als Schüler eine Sache verstanden zu haben glaubte; als Mann hat er sie anders verstanden; und später wird er sie vielleicht noch anders verstehen. Aber jenes erste Verständnis war doch nicht vergeblich und für das spätere von Bedeutung.

Beide Schauspiele behandeln einen ähnlichen Stoff: die Auflehnung einer gequälten Masse gegen unerträgliche Bedrückung. Aber in der Art der Darstellung zeigen sie einen Abstand wie die Sixtinische Madonna und ein Bauernbild von Egger-Lienz. In der Verschiedenheit der beiden Dramen spiegelt sich der Unterschied zweier Kulturepochen.

Das Kulturideal des deutschen Neuhumanismus war der Mensch in seiner höchsten Vollendung, die durch die Entfaltung aller körperlichen und geistigen Kräfte erzielt wird: der gute, weise, schöne, freie, tapfere Mensch. Dies Ideal haben die Klassiker theoretisch zu bestimmen gesucht und in ihren Dichtungen haben sie ihm Gestalt verliehen. Die Darstellung des Vollkommenen war die höchste Aufgabe der Kunst. Das

Schlimme und Böse dient nur als Hintergrund für das Gute oder als Widerstand, an dem es seine Kraft zeigt. Jenes Vollkommene aber kommt in der Wirklichkeit nirgends vor. Es lebt nur in der Welt des Geistes, und in diese strebt der klassische Dichter. Er will sich frei machen von der sinnlichen Welt, 'die nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt' (Schillers Abhandlung vom Chor), er will sich retten in die Welt des Geistes, wo Schönheit, Wahrheit und Freiheit herrscht. Die Kultur jener Zeit war im Wesentlichen geistiger Art. — Außerdem war sie individualistisch. Denn jenes Menschheitsideal kann seine möglichste Vollendung nur in einzelnen Individuen erreichen. Am interessantesten war den Zeitgenossen der große, überragende Einzelmensch. Diesen stellte auch die Kunst dar. Alle Helden der klassischen Literaturwerke sind hochentwickelte Einzelpersönlichkeiten, durchaus individuell und eigenartig.

Der moderne Mensch fühlt sich in der umgebenden sinnlichen Welt im Allgemeinen äußerst wohl. Wenn die Lebensumstände einigermaßen günstig sind, denkt er nicht daran, sich mit seinem Sinnen und Trachen in eine andere Welt zu flüchten. Im Kampf um eine möglichst günstige Gestaltung der äußeren Lebensbedingungen verbraucht sich die Mehrzahl der Kräfte. Was den Besten der klassischen Zeit nur Mittel zum Zweck war, ist den meisten Menschen der Gegenwart Selbstzweck. Die Verhältnisse, unter denen etwa Schiller gelebt hat, würden heute auch ganz bescheidenen Ansprüchen nicht genügen. Das Glück eines Menschen wird in der Hauptsache nach den äußeren Lebensbedingungen beurteilt. Unsere Kultur ist im wesentlichen materieller Art. Die stärksten Kulturbestrebungen unserer Zeit haben die Massen zum Gegenstand. Einer möglichst großen Masse ein möglichst großes Wohlergehen zu sichern, das ist das Ziel der wichtigsten Zeitströmungen. Unsere Kultur ist also im wesentlichen sozialistisch. Das Individuum tritt in den Hintergrund. Auch die Wissenschaft soweit sie den Menschen zum Gegenstand hat, bemüht sich weniger um interessante Einzelheiten; sie will vielmehr die Lebensbedingungen und Lebensäußerungen der Massen feststellen. Den Menschen der klassischen Periode reizte das Individuelle, uns interessiert mehr das Typische [1]. — An die Stelle des Persönlichen ist das Zuständliche getreten. Die Geschichte jener Zeit ist die Geschichte großer Männer, heute sind große Volksklassen die Träger der Entwicklung. Wenn wir nach den Kulturwerten jener Zeit fragen, dann denken wir an eine Anzahl großer Männer. Die Frage nach den Werten unserer Zeit wird man nicht mit Personennamen beantworten. — Die Gegensätze der beiden Kulturepochen lassen sich wohl

---

[1]) S. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart, das Kapitel: Gesellschaft und Individuum.



skizzieren durch die Schlagworte: geistig-materiell; individualistisch-sozialistisch; persönlich-zuständlich.

Hieraus ergibt sich ein grundlegender Unterschied in der Art wie Schiller und Hauptmann einen ähnlichen Stoff behandelt haben. Zunächst was die Personen angeht.

Im Tell sind die handelnden Personen Helden, hochentwickelte Persönlichkeiten von seltenen Eigenschaften. In den Webern ist eine große, einförmige, wenig differenzierte Masse ganz gewöhnlicher Menschen Träger der Handlung. Schiller gibt sich die größte Mühe, seine Menschen möglichst individuell zu gestalten. Der eine ist immer anders als der andere. Wie scharf sind z. B. die Hauptpersonen der beiden ersten Akte differenziert! Es sind drei Männer, die dem selben Zwecke dienen; trotzdem sind sie ganz verschieden von einander. Da ist Melchtal, ein junger Mensch, stürmisch, zufahrend, trotzig, selbstbewußt und unbesonnen. Daneben Walter Fürst, der vorsichtige, nachsichtige, beinahe ängstliche Greis. Zwischen beiden steht Stauffacher, der Mann in den besten Jahren, klug und besonnen im Rat, entschlossen und furchtlos bei der Tat, die Vorzüge der Jugend und des Alters in sich vereinend. — Das Bedürfnis des Dichters zu individualisieren erstreckt sich bis auf die unwichtigsten Nebenpersonen. Man denke an die Frauen, an Stauffachers und Tells Gattin, oder an die beiden Landsknechte, die am Hute Wacht halten, oder an Tells Knaben.

Mit dem selben Eifer, mit dem der klassische Dichter seine Personen individualisiert, sucht der naturalistische das Typische darzustellen. Schon ganz äußerlich machen die Weber alle den selben Eindruck. In den szenischen Bemerkungen zum ersten Akte schildert sie Hauptmann so: ‘Ein starrer Zug resultatlosen, bohrenden Grübelns in aller Mienen. Die Männer einander ähnelnd, halb zwerghaft, halb schulmeisterlich, sind in der Mehrzahl flachbrüstige, hüstelnde, ärmliche Menschen mit schmutzigblasser Gesichtsfarbe; Geschöpfe des Webstuhls, deren Knie infolge vielen Sitzens gekrümmt sind’. ‘Ihre Weiber zeigen weniger Typisches auf den ersten Blick; sie sind aufgelöst, gehetzt, abgetriebeu, während die Männer eine gewisse klägliche Gravität noch zur Schau tragen — und zerlumpt, wo die Männer geflickt sind.’ Ein andermal ist die Rede von ‘den tiefliegenden, charakteristischen, gleichsam wunden Weberaugen’. Aus der ganzen Masse heben sich zwei jüngere Menschen hervor, der rote Bäcker und Moritz Jäger, der eben entlassene Husar. Aber sie sind keine Individualitäten und unterscheiden sich nur äußerlich von den übrigen. Sie haben größere Körperkräfte und infolgedessen mehr Leichtsinn, Unternehmungslust und Frechheit als die anderen. Wenn sie noch ein paar Jahre den hoffnungslosen Kampf mit dem Hunger und dem Elend geführt haben, dann werden sie geuau so sein wie der alte Baumert und wie der große Ansorge, der ja in seiner Jugend auch stark gewesen

ist. Dann wird an die Stelle des Kraftgefühls Verzweiflung und Unterwürfigkeit treten wie bei den Alten.

Schillers Personen sind idealisiert, Hauptmanns Weber sind erschrecklich naturwahr gezeichnet. Die Theater können kaum Schauspieler genug finden, die wohlgewachsen und groß genug sind, um die Helden des Tell darzustellen. Die Weber sehen aus, als ob sie von der Straße auf der Bühne zusammengelaufen wären; sie sind sogar unwahrscheinlich verlumpt und herabgekommen. Es muß für den Schauspieler sehr anstrengend sein, den Körper einen ganzen Akt hindurch in die jämmerliche Haltung eines Webers zu zwingen. — Ebenso groß ist der Unterschied im inneren Wesen der Personen. Schillers Helden sind in idealer Vollkommenheit dargestellt. Als der Dichter den Tell schrieb, stand er unter dem Eiufluß des Rousseauschen Gedankens, daß alle Menschen im Naturzustand gut seien. Stauffacher spricht auf dem Rütli von dem 'Urstand der Natur', 'wo Mensch dem Menschen gegenübersteht'. Berta von Brunneck nennt die Schweiz 'der Unschuld Land'. Sie liebt das Volk, 'das so bescheiden ist und doch voll Kraft'. In wahrhaft biblischer Weise wollen die Schweizer ihı Recht verfolgen. 'Sprecht nicht von Rache' mahnt Stauffacher; nicht geschehenes Übel wollen sie rächen, sondern künftigem vorbeugen. Und tatsächlich hat der leidenschaftliche Melchtal soviel Selbstbeherrschung, daß er dem Vogt, der ihm den Vater geblendet und ihn seines Besitzes beraubt hat, verschont, als er in seine Hand gegeben ist. An den Schweizern ist nichts Schlechtes, sie sind alle sittlich vollkommene Menschen. — Auch in intellektueller Hinsicht hat sie Schiller auf einen für einfache Bauern unwahrscheinlich hohen Standpunkt gestellt. Sie sind alle einsichtsvoll und reden über ihre Angelegenheiten wie hochgebildete Menschen. An die Rütliszene ragt wohl kaum ein modernes Parlament heran, was Feinheit der Formen und Sachlichkeit der Debatten angeht.

Die Weber sind Menschen, wie sie zu Tausenden vorkommen, sozusagen von der Straße aufgelesen. Sie sind nicht böse, sondern sie sind so gut und redlich, wie wir uns das einfache deutsche Volk vorzustellen pflegen. Dem Dichter hat jede satirische Tendenz bei ihrer Schilderung gefehlt. Es ist nicht Simplizissimusgeist, der das Drama beherrscht. Zynismus und Skeptizismus, die sonst der naturalistischen Kunstrichtung nahe liegen, hat er durchaus vermieden. Er liebt die Weber, von denen er abstammt. — In den Familien bestehen herzlichere Beziehungen, als sie in den Verkehrsformen und der derben Redeweise der einfachen Leute zum Ausdruck kommen. 'Ich hab an guten Mann und gute Kinder hab ich', rühmt die alte Baumert von den Ihrigen. Und der alte Hilse, der so rührend reinlich über mein und dein denkt, schwankt doch einen Augenblick, als Baumert für Mutter Hilse das Hähnle bringt — obgleich er ganz genau weiß, daß es nicht auf des Schwagers Hof gewachsen

ist. Selbst der rote Bäcker zeigt einen ziemlichen Respekt vor dem Alter. Als der brutalere Jäger den alten Hilse bedroht, tritt jener besänftigend dazwischen und redet dem Alten gut zu. Rührend wirkt die schlichte Ehrlichkeit der Leute, als das kleine Mielchen, Hilses Enkelkind, den gefundenen Silberlöffel, ein Kapital für die Verhältnisse der Weber, bringt. Sie geraten in Aufregung bei dem Gedanken, es könnte der Anschein aufkommen, der Löffel sei gestohlen. In großer Hast zieht der Vater, Gottlieb Hilse, den Rock an, um das gefundene Stück auf die Kanzlei zu bringen, und er will sagen: 'sie sollten's nich iebel nehmen, a so a Kind hätte halt no nich aso's Verständnis davon. Und da brächt ich den Löffel'. — Das alles sind nicht hohe, glänzende Tugenden, aber es sind Beweise redlicher, anständiger Gesinnung.

Bei Schiller gibt es nur edle und schlechte Menschen. Die Natur aber hat das Gute und Böse nicht so säuberlich geschieden weder zwischen den verschiedenen Menschen noch in dem einzelnen. Beide wohnen oft in der selben Brust und sind gar der selben Wurzel entsprossen. Der selbe Mensch kann sich in der selben Lage höchst tüchtig und höchst verwerflich benehmen. Die Stimmung einer Masse reißt den einzelnen je nach der Richtung und Stärke des Anstoßes hier- oder dorthin. Das Beispiel macht oft im entscheidenden Moment alles. Welcher Lehrer weiß nicht, daß ein guter Junge in einer von bösartigen Elementen beherrschten Klasse wie der rabiateste Flegel mittun kann? — Es ist aus der Kriegsgeschichte bekannt, daß die selben Truppen bei der einen Gelegenheit sich erbärmlich benommen, bei der andern sich heldenhaft geschlagen haben. Tapferkeit ist nur bei wenigen eine konstante Eigenschaft. Das selbe gilt von den meisten menschlichen Tugenden. Die Schwankungen erfolgen um so schneller und sind um so größer, je weniger geistige Disziplin der Mensch hat. — Diese Vermischung des Guten und des Bösen in dem selben Individuum hat Hauptmann meisterhaft gezeichnet. Als die in Hilses Hause versammelten Anführer plötzlich die Trommeln der anrückenden Soldaten hören, entsteht lautlose Stille, wie sie der Angst entspringt. 'O vergucht! Ich mach' lang!' ruft einer. Die Entscheidung liegt auf des Messers Schneide, ob die Angst die Oberhand gewinnen wird, oder ob sie zum Angriff vorgehen werden. Da rettet der herzhafte Bäcker die Situation: 'Wer red't hier von ausreißen? Wer ist das gewest?'. Und sie, die eben im Begriff waren, davon zu laufen, kämpften mit einer Tapferkeit, der das Militär nicht gewachsen ist. — Als der alte Hilse die in den Kampf stürzenden höhnisch fragt, ob sie etwa mit ihren Prügeln schießen wollten, da wird er von jungen Webern in übler Weise verspottet: 'Den alten Kropp laßt zufrieden, a is ni recht richtig im Oberstiebel'. 'A bissel iebertrabt is a schonn.' Es wäre falsch hierin den Ausdruck einer durchaus rohen Gesinnung sehen zu

wollen. Es ist nur ein Tribut an die allgemeine Stimmung. Als Gottlieb Hilse den einen energisch anfaßt, sagt dieser: 'Laß mich zufriede, ich hab' nischt gesagt beeses'. Das ist eine Abbitte in dem Munde dieses einfachen Menschen. — Der alte Hilse ist sicher ein guter Mensch. Er ist überzeugt, daß seine Genossen ins Verderben rennen, aber er gibt dem in hämischer, spottender Weise Ausdruck: 'Mit Gewalt? (lachend) Na da laßt Euch bald begraben daher. Se wern's Euch beweisen, wo de Gewalt steckt. Nu wart ock, Pirschl!' Als Jäger meint, sie würden schon mit ein paar Kompagnien Soldaten fertig, erwidert der Alte: 'Mid'n Maul da gloob ich's'. Und später: 'Mit was wollt' Er'n schissen? Woll mit a Priegeln, hä?' Man denke sich eine ähnliche Situation in einem Schillerschen Drama: ein Mann will seine Volksgenossen vor einem bösen, verderblichen Schritt bewahren. Welches Pathos der Sprache, welche Fülle der Gründe, welche Wärme der Gesinnung würden wir da finden. — Es wäre auch hier verkehrt anzunehmen, Hilse sei ein hämischer, gehässiger Charakter. Bald darauf, als man die erste Salve krachen hört, da betet er: 'Nu lieber Herrgott im Himmel! schitze die armen Weber, schitz meine armen Brieder!' — Ganz bezeichnend ist der Unterschied zwischen zwei Frauen in den beiden Dramen, Gertrud Stauffacher und Luise Hilse. Jene ist es, von der im Tell der Plan zum Aufstand ausgeht. Sie weiß über die rechtlichen Verhältnisse ihres Landes Bescheid und beseitigt in ruhiger, vornehmer Weise die Bedenken ihres Mannes gegen einen Krieg. Anders wie sie würde eine Königin nicht sprechen. — Auch Luise, des alten Hilse Schwiegertochter, feuert die Männer zum Aufstand an. Durch ihr Eingreifen werden die Bemühungen des Majors, der die Leute durch gutes Zureden zur Vernunft bringen will, vereitelt. Aber sie zeigt dabei die ganze Leidenschaftlichkeit einer Frau aus dem Volke, und ihre Erregung steigert sich zur hellen Wut. Sie macht vor den Soldaten unanständige Bewegungen, spuckt sie an und 'springt vor a Bajonettern rum, wie wenn se zur Musicke tanzen tät'. — Man stelle einmal die Rede Gertruds, mit der sie den Entschluß ihres Mannes zur Reife bringt, neben folgende Auslassungen Luises: 'Euch (den Männern) is nich zu helfen. Lappärsche seid ihr. Haderlumpe, aber keene Manne. Gattschliche zum Anspucke. Weechquarkgesichter, die vor Kinderklappern Reißaus nehmen. Kerle, die dreimal "scheen Dank" sagen fer ne Tracht Priegel. Euch haben se de Adern so leer gemacht, daß ihr ni amal mehr kennt rot anlaufen im Gesichte. An Peitsch sollt ma nehmen und Euch a Krien einbläun in eure faulen Knochen.' So redet eine Frau aus dem Volke im Zorn. Das ist Natur, und so schildert der Naturalismus.

Auch Luise ist nicht nur eine Furie, die durch Haß und Neid den Verstand verloren hat. Sie ist eine gute Mutter. Mit zäher Tapferkeit hat sie den Kampf um ihre vier armen Kinder

geführt, die in Elend und Schmutz verkommen sind: 'Ich hab' mehr geflennt wie Oden geholt von dem Augenblicke an, wo aso a Hiperle uf de Welt kam, bis der Tod und erbarmte sich drieber . . . Ich hab' m'r de Füsse bluttig gelaufen nach een eenzichten Stengel Puttermilch. Wie viel hundert Nächte hab ich mir a Kopp zerklaubt, wie ich ock und ich kennte so a Kinde ock a ennzig Mal um a Kirchhoof' rumpaschen. Was hat so a Kindl verbrochen, hä?' Das ist Heldentum des Lebens.

Auf Schillers Helden paßt Winkelmanns Wort von der edlen Einfalt und stillen Größe. Von dem idealen Menschen verlangt man Beherrschung seiner Leidenschaften. Und diese finden wir bei den Personen des Tell. Alle Gefühlsäußerungen werden gemäßigt, keine überschreitet die Grenzen des Schönen; sie werden in Schranken gehalten durch weise Überlegung. Keiner von den Schweizern spricht ein Wort, das nicht dem nachprüfenden Verstande Stand halten könnte. Alle zeigen eine geistige Disziplin und Selbstbeherrschung, wie sie mit der höchsten Bildung vereint zu sein pflegt. Auch Tells Tat ist nicht die Folge leidenschaftlicher Erregung, sondern es geht ihr eine tiefe, ruhige Überlegung voraus.

Geistige Disziplin ist bei einfachen Leuten selten. Die Leidenschaft, einmal entfacht, pflegt widerstandslos aufzulodern. So auch bei den Webern. Ihre Wut kennt keine Grenzen und offenbart alles Schlechte in ihrem Charakter. Häßliche Worte, gehässige Redensarten, grobe Respektlosigkeiten gegen das Alter sprudeln nur so. Wehe den Fabrikanten, wenn sie ihnen in die Hände gefallen wären. 'Die (Stangen) schlag' mer inzwee uf Dittrichens Puckel.' 'Die mach' m'r gliehend und stoppen se a Fabrikanten in a Rachen, daß se auch amal merken, wie Hunger brennt.' Weil sie die Herrn nicht finden, lassen sie ihre Wut an dem Eigentum aus und schlagen alles kurz und klein. Häßliche Szenen spielen sich dabei ab, wie sie den Weinkeller plündern, den Flaschen in gieriger Hast den Hals abschlagen und sich dann den Mund an dem Glase blutig reißen.

Wir sind durch die Klassiker gewöhnt, das Gute sozusagen im Festgewande zu sehen. Es ist in vornehmen und edlen Menschen verkörpert, und es kommt in einer feinen, gehobenen, oft pathetischen Sprache zum Ausdruck. In Hauptmanns Webern finden wir es wie das Gold im Schachte, das mit Schmutz und wertlosem Gestein vermischt ist.

Schiller hat alle seine Personen ins Ungewöhnliche erhoben. Sie reden die Sprache des Dichters und bringen seine Gedanken zum Ausdruck. Er hat in ihnen ein Ideal dargestellt, das seinen Ursprung in seinem Geiste hat. Deshalb können wir uns aus seinem Werke ein Bild von der geistigen Art des Dichters machen. Schiller strebt in seinen Personen nach Vollkommenheit, Hauptmann nach Wahrheit. Jener muß deshalb aus der Wirklichkeit hinausstreben, dieser muß sie suchen. Haupt-

manns Personen sind nach der Natur gezeichnet, sie denken wie der Mann auf der Gasse und reden so. Der Dichter verschwindet hinter seinem Werke.

Einen ebenso großen Unterschied wie die Personen zeigen die Handlungen, in ihrer Begründung, ihrem Verlauf und in ihrer Wirkung auf uns. — Die treibenden Motive in den klassischen Dramen sind Ideen, Fragen nach den höchsten Dingen, die das menschliche Denken je beschäftigt haben: die Beziehungen des Menschen zu Gott, die sittliche Weltordnung, Liebe, Freiheit, Ehre, Menschenwürde. — Im Tell ist die treibende Kraft der Gedanke der Freiheit. Der Dichter stellt sie sich als ein ursprüngliches, ewiges Menschenrecht vor, auf das der Mensch Anspruch hat wie auf das Licht der Sonne:

> Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
> Wenn unerträglich wird die Macht, greift er getrosten
> Mutes in den Himmel und holt herunter seine
> Ewigen Rechte, die droben hangen unveränderlich
> Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.

Der Naturalismus sieht die bewegenden Kräfte in den natürlichen Trieben und Bedürfnissen des Menschen, und mit Vorliebe wählt er die niedrigsten und häßlichsten: den Hunger, den Geschlechtstrieb, den Alkoholismus, die Genußsucht in ihren übelsten Formen. Auch in diesem Unterschied zeigt sich die Wandlung, die das Denken über das Wesen des Menschen und den Einfluß, den er auf sein Schicksal hat, von Schiller bis auf Hauptmann durchgemacht hat. Die Klassiker sahen die bewegenden Kräfte der Geschichte in den großen Ideen, die von großen Männern erfaßt und der Verwirklichung entgegen geführt werden. Die materialistische Geschichtsbetrachtung bezeichnet die ökonomischen Bedürfnisse, d. h. ganz natürliche Faktoren als die Ursache aller geschichtlichen Fortentwicklung. Diese Auffassung wendet der Naturalismus auf die Kunst an, und Hauptmann hat sie in ganz extremer Weise zur Darstellung gebracht. Was im Tell die Idee der Freiheit bedeutet, das ist in den Webern der Hunger.

Mit dieser Frage hängt eine andere aufs engste zusammen, die eine wichtige Rolle spielen wird, solange Dichter Menschenschicksale darstellen: die Frage nach der Freiheit des Willens. Für Schiller ist sie entschieden: 'Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd' er in Ketten geboren'. Seine Kultur war geistiger Art, und wer an ein selbständiges geistiges Leben des Menschen glaubt, der glaubt auch an eine Freiheit des Willens. Unsere Zeit steht im wesentlichen dieser Frage ablehnend gegenüber. Die Gründe liegen zum Teil in der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise, die das moderne Denken beherrscht. In der Natur gibt es keine Freiheit, alles Geschehen ist notwendig, jeder Vorgang kann nur so von statten gehen, wie es eben ge-

schieht. Zwei Möglichkeiten unter den selben Voraussetzungen sind undenkbar. Und nun hat der Materalismus behauptet, daß der Mensch ganz Natur sei und daß es ein selbständiges Geistesleben nicht gebe. Ist er aber nur ein Glied der Natur, sind die sog. geistigen Vorgänge nichts anders als natürliche Funktionen, dann kann auch von Freiheit und Willkür im menschlichen Handeln keine Rede sein. — Diese Auffassung wird durch die allgemeinen Lebensverhältnisse bestärkt. Der Mensch steht heutzutage fester im sozialen Zusammenhang als je. Die großen Massen sind in straffe Organisationen gepreßt (auch die Angehörigen der gebildeten Stände). Im Kampf um die handgreiflichsten Lebensinteressen verficht nicht der einzelne seine Sache persönlich, sondern die Organisation führt den Kampf für ihn. Dafür muß er auf einen Teil seiner Freiheit verzichten. So verfolgt das Individuum nicht in freier Selbstbestimmung seine Ziele, sondern es wird getragen und getrieben von der Gesamtheit. Der Organisation werden widerum ihre Ziele nicht von einzelnen bedeutenden Persönlichkeiten bestimmt, sondern sie steht unter dem Zwang wirtschaftlicher Bedürfnisse. Überall tritt das Persönliche in den Hintergrund gegenüber dem Zuständlichen.

Die Handlung im Tell setzt sich zusammen aus den Taten einzelner Persönlichkeiten, und sie ist das Ergebnis freier Entschließungen. Die Bedrückung der Schweizer besteht in einer Reihe von Gewaltakten einzelner Menschen. Der Gedanke der Abwehr entspringt im Kopfe Gertrud Stauffachers. Ihr Gatte gewinnt zwei Männer für den Plan, und auf dem Rütli beschließen die Vertreter der drei Kantone den Aufstand und bestimmen von mehreren vorgeschlagenen Terminen einen möglichst günstigen Tag für die Ausführung. Dann bringt Tell durch eine freie Tat den Stein ins Rollen, und die Befreiung wird ausgeführt. Also überall persönliche Entschlüsse und freies Handeln.

Ganz anders in den Webern. Nicht geistige, sittliche Motive sind es hier, die die Handlung vorwärts treiben, sondern die Ursachen sind ganz materielle, natürliche. Sie liegen in den Zuständen. Der klassische Dichter mußte Charaktere schildern, um seine Handlung zu begründen, für den naturalistischen ist es die Hauptaufgabe, das Milieu zu zeichnen, d. h. 'die natürlichen und die geistigen Lebensbedingungen, unter denen die Gesellschaft sowohl als die Individuen stehen' [1]). Diese Milieuschilderung nimmt in den Webern einen außerordentlich breiten Raum ein. Sie füllt die drei ersten Akte aus und setzt mit dem fünften wider mit einem Nachdruck ein, der beweist, daß Hauptmann seine vornehmste Aufgabe darin gesehen hat.

Das Milieu in den Webern ist außerordentlich einfach: Menschenunwürdige Lebensverhältnisse, erbärmliche Wohnungen, zerlumpte Kleidung und vor allem der Hunger, kurz, ein namen-

---

[1]) Biese, Deutsche Literaturgesch. III. 523.

loses Elend, unsägliche Armut. Geistige Dinge spielen gar keine Rolle; auf so dürrem Boden können auch nur Keime geistigen Lebens nicht gedeihen. Die treibende Kraft ist der Hunger. Gegen ihn führen die Weber Tag und Nacht den aufreibenden, hoffnungslosen Kampf, nur um weiter hungern zu müssen. Er hat ihre Körper vernichtet und er verwüstet ihre Seelen. Auf den älteren lastet dumpfe Verzweiflung, die jüngeren befinden sich in rasender, ohnmächtiger Erbitterung. Lebensmüdigkeit ist die allgemeine Stimmung, auch der junge Bäcker hat allen Lebensmut verloren, er will lieber im Chausseegraben verhungern als am Webstuhl. Viele von ihnen sind fallsüchtig. Die Kinder werden krank geboren und verkommen in Hunger, Schmutz und Elend. Der Magen ist nicht mehr fähig Fleischspeisen zu sich zu nehmen, und der Genuß eines ganz kleinen Gläschen Schnapses macht manchen zum Kinde. Der einzige Lebensgenuß, der ihnen zugänglich ist, hat eine Menge kranker, hungriger Kinder zur Folge, die das Elend wider vermehren. In die Kirche können sie nicht mehr gehen, denn die Sonntagskleider sind längst verkauft. 'O, Ihr verhungerten Luder, zu was wär't Ihr zu gebrauchen? Kennt Ihr an' Flug in a Acker dricken? Kennt Ihr woll 'ne gleiche Furche ziehen, oder 'ne Mandel Habergarben uf a Wag'n reechen? Ihr seid ja zu nischt nütze wie zum faulenzen und bei a Weibern liegen', so schildert der Bauer hart, aber richtig die Weber.

Hauptmann hat sich in der Anwendung der Motive große Beschränkung auferlegt. Ganz allein der Hunger ist die treibende Kraft des Dramas. Die Trunksucht, einen beliebten Vorwurf naturalistischer Kunst, läßt er bei Seite, ebenso die Liebe. Beide hätten sehr wirksam verwertet werden können; jene als besondere, starke Quelle des Elends hat unser Dichter in seinem Drama 'Vor Sonnenaufgang' benutzt. Und die unlauteren Beziehungen junger Fabrikantensöhne zu armen Webermädchen hätten eine wirksame Nebenhandlung in den Webern abgeben können. Der Verzicht auf eine weitläufigere Begründung der Handlung ist kein Schade für das Drama. Das eine Motiv wirkt um so wuchtiger und überzeugender. Der Hunger hat den Leuten die Kraft zur Sünde genommen.

Der Hunger ist es, der die Weber zur Empörung treibt. Diese ist eine notwendige Folge ihrer natürlichen Ursache. Jede freie Entschließung ist dabei ausgeschaltet. Aufruhr und Widersetzlichkeit liegen durchaus nicht in der Natur dieser Leute. Der Pfarrer nennt sie 'einen demütigen, geduldigen und lenksamen Menschenschlag'. Sie handeln nicht aus Neigung, sondern sie stehen unter dem unentrinnbaren Zwang äußerer Umstände und müssen das tun, was sie tun. Der Druck ist zu stark geworden und es folgt mit Notwendigkeit die Entladung. Es ist kein ideales Moment vorhanden, das irgendwie mitspräche, kein Bedürfnis nach Menschenrecht oder Menschenwürde. Alles was in der

Brust dieser Leute an Stolz und Ehrgefühl gelebt hat, das hat der Hunger tot gemacht. Ihr Bitten dem hartherzigen Dreißiger gegenüber wird zum Betteln. Und als dieser den verhungerten Menschen vorrechnet, daß ein ordentlicher Weber immer noch von seinem Verdienst leben könne, da erwidern sie einstimmig: 'ja Herr Dreißiger; ja ja Herr Dreißiger'. Das tun die selben Menschen, die vorher und gleich darauf wider mit einer Demut und Inbrunst um die weitere Stundung von ein paar Groschen Vorschuß bitten, als handele es sich um eine Existenzfrage. — 'Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen', so bezeichnet Stauffacher auf dem Rütli das Ziel der Erhebung. 'A Halbfindl Fleesch zum Sonntag und an allen heiligen Tagen amal an' Blutwurst und Kraut', das erwartet der brave Gottlieb Hilse von dem Umschwung der Dinge, die der Weberaufstand herbeiführen soll.

Die Handlung im Tell ist erdacht und fein konstruiert. Nach einer kunstvollen Exposition steigt sie auf den Höhepunkt und läuft im letzten Akte harmonisch aus, wie ein Musikstück. Jede Einzelheit steht in Beziehung zum Ganzen. Alles ist 'mit strengem Richtscheit nach dem Ziele gestellt'. Der Dichter strebt nach Einheit, Geschlossenheit und Harmonie. Er würde es für einen Mangel halten, wenn am Schluß ein zwiespältiges Gefühl in uns zurück bliebe. Die Furcht, Österreich könne mit großer Heeresmacht Rache nehmen, wird beseitigt durch die Nachricht vom Tode des Kaisers, durch den Brief der Kaiserin und die Kunde von der Wahl eines Luxemburgers. Am Ende des Dramas fühlt der Dichter noch einmal (überflüssiger Weise) das Bedürfnis die sittlichen Bedenken über Tells Tat zu zerstreuen, indem er sie dem Morde Parricidas gegenüberstellt.

Die Handlung zeigt die charakteristischen Merkmale alles freien Tuns. Sie ist abhängig von Zufälligkeiten, sie könnte anders verlaufen als es tatsächlich geschieht, und die Erreichung des Ziels ist häufig gefährdet. Zufällig und wunderbar ist Tells Rettung auf dem See, aber der Gang der Handlung ist davon abhängig. Als der Wanderer an der hohlen Gasse erzählt, Geßler käme heute nicht, die Brücken seien zerstört, da ist das ganze Werk in Frage gestellt. Durch solche Dinge weiß Schiller unser Interesse zu steigern, wir sollen 'uns weiden an den seltsamen Kombinationen des Zufalles' (Abhandlung über den Chor). Manchmal wird unsere Zuversicht in das Gelingen der Sache so sehr erschüttert, daß uns der Gedanke kommt: der Dichter wird seinen Helden doch nicht im Stiche lassen.

Das Bedürfnis nach Harmonie, Einheitlichkeit und Geschlossenheit auf das Menschenschicksal übertragen führt zur Forderung einer sittlichen Weltordnung. Wie jene feststehende Eigenschaften des klassischen Dramas sind, so muß auch diese darin zur Geltung kommen. 'Der Mensch will im Schauspiel die moralische Weltregierung erkennen, die er in der Wirklichkeit vermißt', sagt Schiller in der Abhandlung über den Chor. Und

sie kommt in keinem Drama besser zur Darstellung als im Tell. Das Böse wird bestraft, das Gute siegt.

In allen angeführten Punkten weicht die Handlung in den Webern von der im Tell ab. Schillers Handlung ist ein Kunstwerk, die in den Webern wirkt wie ein Naturvorgang. Aus natürlichen Ursachen hervorgegangen, vollzieht sich alles mit Notwendigkeit. Ja die Menschen machen teilweise den Eindruck, als handelten sie unbewußt. 'Wer bin ich? D'r Weber Anton Ansorge. Is a verruckt geworn Ansorge? S' is wahr, mit mir dreht sichs ums Kreisel 'rum wie 'ne Bremse. Was macht a hier? Was a lustig is, wird a woll machen. Wo is a hier, Ansorge? — Ich bin ni gescheut! Ich steh fer nischt! Ich bin ni recht richtig.' Mit diesen Worten beginnt einer das Zerstörungswerk im Hause des Fabrikanten. In dieser Handlung ist kein Raum für dramatische Kunstmittel, nichts von interessanten Zufälligkeiten, kein retardierendes Moment. Einmal im Gange, verläuft sie wie ein Naturereignis. Wir wissen, was kommen muß, und können uns nicht denken, daß etwas anders kommen könnte. Wir sehen den Ereignissen zu, wie den Wogen, welche den Damm durchbrochen haben und zerstörend in die Ebene brechen. — Der klassische Dichter nimmt stets Rücksicht auf den Leser. Er will ihn ergötzen, denn 'alle Kunst ist der Freude gewidmet' (Abhdlg. u. d. Chor). Der naturalistische Dichter will Natur zeigen. Ihm ist es höchst gleichgültig, wie seine Darstellung auf uns wirkt. Deshalb strebt er nicht nach einem harmonischen Ausklang seines Dramas. Wir hören zwar, daß die Weber die Soldaten zum Dorf hinaus geworfen haben. Aber wir wissen doch, daß sie wider kommen und schließlich siegen werden. Der Dichter deutet es selbst an: fünf Jahre Zuchthaus wird das Ergebnis für manchen der Rebellen sein. — Ebenso steht es mit der Frage der sittlichen Weltordnung. In der Natur existiert sie nicht, ebensowenig im naturalistischen Drama. Am Ende des Hauptmannschen Stückes stehen wir so erschüttert da, wie wenn wir ein großes Unglück miterlebt hätten, bei dem wir vergebens nach Trost und Erklärung suchen.

Mit einer Person verläßt Hauptmann merkwürdiger Weise den Boden des Naturalismus. Dies ist der alte Hilse. In seinem Leben spielt ein ideales Moment eine Rolle, und zwar die ausschlaggebende. Wir hören von keinem Weber und keiner Frau, daß ihnen die Religion Trost in ihrem Elend biete, niemals ist die Rede von der Hoffnung auf Gott. Nur dem alten Hilse ist sein Glaube etwas. Er ist zwar ebenso unglücklich wie die übrigen, auch er möchte gern sterben, er ist überzengt von der Ungerechtigkeit der Welt und sieht mit Zorn, wie der Fabrikant 'in Hoffahrt und Schwelgerei lebt — und Gold macht aus mein'n Hunger und Kummer'. Aber er hat eine feste Hoffnung, er glaubt an die göttliche Gerechtigkeit. 'Und ich laß mich vierteeln — ich hab 'ne Gewißheet. Es ist uns verheißen. Gericht wird ge-

halten, aber nich mir sein Richter, sondern “mein is die Rache”, spricht der Herr unser Gott.’ Was die Rebellen tun, ist ein Eingriff in Gottes Richteramt. Hilse läßt sich weder durch Hunger noch durch den Haß gegen die Unterdrücker, noch durch die Spottreden und Drohungen der andern bewegen, sich dem allgemeinen Aufstand anzuschließen. Wie ein Soldat auf einen verlorenen Posten, so tritt er an seinen Webstuhl, während die übrigen zum Kampfe wegstürmen. ‘Hie hat mich mei himmlischer Vater hergesetzt. Gell Mutter? Hie bleiben mer sitzen un tun, was mer schuldig sein.’ Und während draußen die Salven krachen und die Pflastersteine fliegen, tritt er den Webstuhl, wie er ihn vierzig Jahre und mehr getreten hat. Dabei trifft ihn die tödliche Kugel.

Das Schicksal Hilses ist eine Tragödie alten Stils. In ihm siegt eine sittliche Idee und sein Untergang ist tragisch. Ohne Zweifel hat der Dichter diese Figur um des Schlußeffektes willen eingeführt. Und es wirkt erschütternd, wie der Alte mit verbissener Entschlossenheit gleich einem kämpfenden Soldaten den Webstuhl schlägt, wie er mit der Stirn vornüberfällt, wie das kleine Mielchen mit der Freude, eine Neuigkeit erzählen zu können, hereinstürmt, wie dem Kinde die Erkenntnis von dem Geschehenen aufdämmert und wie ihm der Schrecken vor dem Tode das letzte ‘Großvaterle’ im Munde ersterben läßt. Wegen des Schlußeffektes läßt der Dichter Hilse erst im letzten Akt auftreten. Auf den Gang der Handlung übt er keinen Einfluß. — Der religiöse Gedanke von Anfang an in die Handlung verflochten, hätte ein fruchtbares dramatisches Motiv werden können. Eine Gruppe von Webern mit Hilses Sinnesart hätte als Gegenspieler gegen die übrigen außerordentlich wirksam werden können. Aber ein solch ideales Moment hätte den naturalistischen Charakter des Dramas zu sehr gefährdet. — Vielleicht bahnt sich mit dem alten Hilse schon die Entwicklung an, die den Dichter zur Versunkenen Glocke führte.

Es ist keine leichte Aufgabe, Primanern die Weber nahe zu bringen. Die erste Frage: Hat Ihnen das Drama gefallen? wurde allgemein verneint. ‘Es ist zu realistisch.’ ‘Es ist zu wenig Handlung.’ ‘Es fehlt an einem Helden.’ ‘Man weiß nicht, wie die Sache ausgeht.’ ‘Die Sprache hat mir nicht gefallen.’ — Die ganze Klasse ergriff einstimmig für den Tell Partei. Diese vorläufige Ablehnung ist ganz natürlich. Das Drama hat ja auch bei seinem Erscheinen beinahe Entsetzen erregt. — Im Tell brausen die Alpenstürme und es erglänzen die Seen. Über den Webern liegt Armeleutegeruch und das Klappern der Webstühle bildet die Musik zu den Klagen der Leute. Der naive Mensch sucht Freude und Ergötzung in einem Dichtwerk. Ferner will er Handlung. (Es ist schwer einen Primaner zu veranlassen den Grünen Heinrich ganz zu lesen, und gegen Stifter hat er eine starke Abneigung.) Schilderungen und die Darstellung von

Zuständlichem sind ihm Hindernisse auf dem Weg zum Ziele der Handlung und werden deshalb gern überschlagen. Der Naturalismus aber muß darauf Wert legen und wird dabei oft breit. Auch Hauptmann streift die Grenze des Erträglichen. In den Webern nimmt aber die Handlung, so wuchtig sie auch wirkt, gegenüber der Begründung einen engen Raum ein. — Im Tell dagegen löst eine kühne Tat die andere ab, ein Ereignis jagt das andere. — Von Bedeutung ist auch die Freude des jungen Menschen am Ungewöhnlichen. Es muß eine ernste Beschäftigung mit den Fragen des ganz gewöhnlichen Lebens vorausgegangen sein, wenn der Mensch Interesse an der Darstellung 'des Gemeinen' finden soll. Schiller meidet das Gewöhnliche, wie es der naturalistische Dichter sucht. — Bei dem Schüler ist ferner der Sinn für Zuständliches noch wenig ausgebildet. Das Persönliche liegt seinem Verständnis viel näher, und Heldentaten erregen sein Interesse. — Dazu kommt, daß in dem jungen Menschen die Überzeugung von einer sittlichen Weltordnung sehr lebendig ist. Es gehört eine gewisse Resignation dazu, zu glauben, daß kein Sinn im Leben liege und daß sich die Menschenschicksale vollziehen wie jeder Naturvorgang. Diese Resignation hat natürlich der werdende Mensch noch nicht und darf sie nicht haben. Mit der Forderung einer sittlichen Weltordnung aber kommt er in den Webern gar nicht auf seine Rechnung. — Das Verständnis für die meisten Charaktere muß erst geweckt werden. Daß im Menschen das Gemeine und das Gute so nahe beieinander wohnen, ist eine Tatsache, die dem Schüler aus den Klassikern schwer erläutert werden kann. Luise war ihnen anfangs allen eine Furie, ein gräßliches Weib; daß der Kampf dieser Frau, um ihre armen Kinder durchzubringen, ein Stück Heldentum verrät, das hatten sie hinter der rauhen Form der Erzählung nicht bemerkt. Jäger, der entlassene Reservist, erschien ihnen als komische Figur; er ist aber gar nicht komisch, es ist in dem Stück überhaupt nichts Komisches, sondern es liegt ein drückender Ernst darüber. Daß der alte Weber im Wirtshaus noch einen 'eenzichten Gläsl' anfängt in 'Zungen' zu reden, fassen sie als spaßigen Vorgang im Sinne Shakspearescher Wirtschaftsszenen auf und verstehen nicht, daß dies der Ausdruck abgrundtiefen Elendes ist usf. — Wenn es gelingt, solche Irrtümer richtig zu stellen, dann ist das ein großer Erfolg. — Es gelingt nicht ganz.

'Hat das Drama nicht ein tiefes Gefühl bei Ihnen hinterlassen?' Diese Frage provozierte den ersten Versuch einer positiven Würdigung. 'Ein tiefes Mitleid!' 'Großen Schmerz.' 'Es wirkt erschütternd.' Jedes tiefe Gefühl, das der Dichter erzielt, ist aber ein Erfolg. Die Weber rufen zwar keine geläuterten Empfindungen in uns hervor, sondern der Dichter reißt nur unser Inneres auf. Aber das ist im Leben ebenso. — 'Gibt es in dem Drama etwas, was wir Hauptmann nicht glauben?' Damit kommen wir auf die Wahrhaftigkeit des Dichters und des Naturalismus

überhaupt. Dadurch, daß er keine Rücksicht auf unser Gefühl nimmt, lehrt er uns, den Dingen ins Auge zu schauen. Die Personen und ihre Schicksale sind alle so lebenswahr, daß uns keinen Augenblick der Verdacht kommt, der Dichter habe die Absicht einer holden Täuschung. (Man vergleiche damit die unwahren Gestalten Eschstruthscher Romane.) So erzieht der Dichter für den Lebenskampf, indem er uns zwingt, die Dinge so zu sehen, wie sie sind.

Zur Arbeitsweise des Lucrez

von

Heinrich Bachmann

Lucrezens Gedicht De rerum natura hat manche Gelehrte veranlaßt, nach seiner ursprünglichen Gestaltung zu fragen. Schwierigkeiten bei der Arbeit, die vom Dichter beabsichtigte Fassung widerherzustellen, boten nicht zum mindesten die Proömien zu Buch I und IV. Durch die scharfsinnigen Arbeiten von Vahlen[1]) und Sonnenburg[2]) sind die Streitfragen im 1. Buch gelöst. Auch über das Proömium zu IV waren beide Gelehrten zu ein und dem selben Resultat gekommen. Doch ist dies durch die Ausführungen von Mewaldt[3]) einigermaßen erschüttert worden. Um über dies Proömium zu einem abschließenden Resultat zu gelangen, ist es vor allem nötig zu untersuchen, wann Lucrez seine Proömien geschrieben hat.

In jedem Buche unterscheidet man vor der Behandlung des eigentlichen Themas deutlich zwei Teile. Der erste Teil enthält außer in Buch IV ein *'laus Epicuri'* (so sagt der Dichter selbst V. 3). Der zweite Teil faßt den Inhalt des vorigen Buches kurz zusammen und gibt den des folgenden an. Dieser zweite Teil hat nun in Buch IV noch eine Parallelstelle. Das erkennt man deutlich, wenn die Verse in der Reihenfolge der Überlieferung niedergeschrieben werden.

Vers 26 *atque animi quoniam docui natura quid esset*
et quibus e rebus cum corpore compta vigeret
quove modo distracta rediret in ordia prima,
nunc agere incipiam, tibi, quod vementer ad has res
Vers 30 *attinet, esse ea quae rerum simulacra vocamus:*
quae quasi membranae summo de corpore rerum
dereptae volitant ultroque citroque per auras,
atque eadem nobis vigilantibus obvia mentes
terrificant atque in somnis, cum saepe figuras

---

[1]) Vahlen, Berliner Monatsberichte 1877, S. 479ff.
[2]) Sonnenburg, De Lucretii prooemiis. Rhein. Mus. 1907.
[3]) Mewaldt, Hermes 1908.

Vers 35 *contuimur miras simulacraque luce carentum,*
quae nos horrifice languentis saepe sopore
excierunt; ne forte animas Acherunte reamur
effugere aut umbras inter vivos volitare,
neve aliquid nostri post mortem posse relinqui,
Vers 40 *cum corpus simul atque animi natura perempta*
in sua discessum dederint primordia quaeque.
Dico igitur rerum effigias tenuisque figuras
mittier ab rebus, summo de corpore rerum;
Vers 44 *id licet hinc quamvis hebeti cognoscere corde.*

Vers 45 *Sed quoniam docui cunctarum exordia rerum*
qualia sint et quam variis distantia formis
sponte sua volitent aeterno percita motu
quoque modo possit res ex his quaeque creari,
nunc agere incipiam tibi quod vementer ad has res (= 29.)
Vers 50 *attinet, esse ea quae rerum simulacra vocamus:* (= 30)
quae quasi membranae (= 31) *vel cortex nominitandast,*
quod speciem ac formam similem gerit eius imago
cuiuscumque cluet de corpore fusa vagari.
Vers 54 *principio quoniam mittunt in rebus apertis*
corpora res multae, ... etc.

Das Heilmittel, das bisher für diese Stelle angewandt wurde, die Umstellung einzelner Verse, kann schon deshalb nicht das richtige sein, weil sich ohne Störung des Gedankens Vers an Vers fügt. Wir müssen darum die handschriftliche Überlieferung beibehalten und zu verstehen suchen. Diese lehrt nun deutlich, daß die eine Partie Buch IV an III, die andere IV an II anschließt. Mewaldt, der dies erkannt hat, zeigt weiter, daß die zweite Partie (Vers 45 ff.), die IV mit II verknüpft, die ursprüngliche ist. Sein Beweis ist ganz und gar überzeugend. Nur ein Moment hat er nicht beachtet, das seinen ganzen Beweis umzustoßen imstande ist, falls es sich gegen ihn wendet. Er hat nicht gefragt, wann diese ursprüngliche Partie entstanden ist; es erscheint ihm selbstverständlich, daß sie vor Abfassung von IV geschrieben ist. Die Tatsache allein, daß hier eine Dublette vorhanden ist, genügt ja auch diese Annahme zu beweisen; denn wie sollte die Partie, die III und IV verbindet, entstanden sein, wenn nicht bevor die andere Partie geschrieben war, also vor Fertigstellung des ganzen vierten Buches? Diesen Teil des Proömiums hat der Dichter demnach geschrieben, bevor er das eigentliche Thema des Buches behandelte.

Wenden wir uns von IV zu V, so sehen wir unsere Annahme bald bestätigt. Mit Vers 64 beginnt der Dichter eine Reihe von Versprechungen zu machen. Er will zeigen, daß die Welt ein vergänglicher Körper sei; wie Erde, Himmel und Meer, Sonne, Mond und Sterne entstanden sind; er will reden von Tieren, die waren und nicht waren, ferner, wie die Menschen zu sprechen begannen und endlich, wie die Furcht vor den Göttern entstand. Auch den Lauf der Sonne und des Mondes will er erklären. Das ist eine erdrückende Menge von Themen, und der Leser ist auf ihre nähere Darlegung gespannt. Das hat der

Dichter wohl gefühlt, und so beginnt er die Abhandlung dieser Stoffe mit den Worten: *Quod superest, ne te in promissis plura moremur* ... Diese Worte hätte der Dichter nicht sagen können zu Anfang einer Abhandlung, wenn nicht diese *promissa* vorher gemacht wären.

Weniger leicht und einfach ist im 6. Buch die Frage zu entscheiden. Der Dichter sagt (Vers 83 ff.), er müsse noch von manchen Dingen Rechenschaft geben; denn daher, daß die Menschen die Naturerscheinungen nicht verständen, komme die Furcht vor den Göttern, um dann fortzufahren:

> *tu mihi supremae praescripta ad candida calcis*
> *currenti spatium praemonstra, callida musa*
> *Calliope, requies hominum divomque voluptas,*
> *te duce ut insigni capiam cum laude coronam.* (V. 90ff.)

Wenn man aus diesen Versen geschlossen hat, daß der Dichter hier von neuem angehoben und deutlich Proömium und Abhandlung geschieden habe, so scheint mir das nicht stichhaltig zu sein. Der Dichter hat schon vieles erklärt, und doch bleibt noch manches übrig. Die egestas patrii sermonis macht ihm seine Arbeit besonders schwer. Darum ruft er hier zu Beginn des letzten Buches mit Recht die Muse an, daß sie ihm helfe, '*ut insigni capiam cum laude coronam*'. Wären dieses die ersten Verse gewesen, die der Dichter von Buch VI niederschrieb, so hätte er meiner Meinung nach nicht mit 'tu', sondern eher mit den Namen oder einer sonstigen Bezeichnung der Muse begonnen.

Es bleibt uns noch übrig für Buch 2 und 3 nachzuweisen, was wir für die Bücher 4—6 gefunden haben. Im 2. Buch will Lucrez auseinandersetzen, wie die Urstoffe die Gegenstände erzeugen und wider auflösen, durch welche Kraft sie das tuen, und welche Beweglichkeit ihnen gegeben ist, durch das Leere zu wandeln. Dann fährt er fort: *nam certe non inter se stipata cohaeret materies, quoniam* ... (V. 67). Dieses 'denn' wäre hier ganz unverständlich, wenn nicht aus den vorangehenden Worten zu entnehmen wäre: Es gibt ein Leeres; denn, nun folgt eine Widerholung des Gedankens, die Körper hängen nicht dicht zusammen, da wir ja sehen ... usw. So ist durch Vers 65, wo von dem Leeren gesprochen ist, das 'denn' verständlich, ein Beweis dafür, daß 63—66 früher verfaßt sind als 67.

Auch im 3. Buche steht unserer bisherigen Annahme kein Hindernis entgegen; die Verse 91—93, die der Behandlung des Themas dieses Buches unmittelbar vorangehen, sind, wie Sonnenburg bewiesen hat, ursprünglich für III geschrieben. Sie kehren nämlich in anderen Büchern wider. Die species atque ratio naturae (Vers 93) gewinnen wir aber am leichtesten und besten durch den Geist (animus), dessen Erkenntnis dieses Buch gewidmet ist. Der Übergang von den Versen 91—93 ist also

durchaus natürlich. Wir dürfen darum auch hier annehmen, daß diese Verse vor Abfassung des ganzen Buches geschrieben sind.

Unsere bisherige Untersuchung hat die Annahme Mewaldts bestätigt. Wie ist Lucrez aber zu dieser ursprünglichen Anordnung seiner Bücher gekommen und wann hat er die Umstellung vorgenommen? Einen Fingerzeig gibt uns Lukrez selber. Er sagt widerholt, er folge den Fußstapfen Epicurs (III, 4 und 5, V, 55). Sagte er es nicht, so könnte schon die große Verehrung, die er für seinen Meister empfindet — V, 8 ff. nennt er ihn einen Gott —, uns zu dieser Überzeugung führen. Epicur hat nun wahrscheinlich die Lehre De sensibus et simulacris der Lehre De anima vorangestellt. Zuerst folgte Lucrez dem Epicur in dieser Anordnung. Später aber sah er ein, daß die Lehre De sensibus et simulacris von seinen Lesern besser verstanden würde, wenn er vorher das Wesen der Seele, mit der jene Lehre eng zusammenhängt, erklärt hätte.

Dies kam ihm um so mehr zum Bewußtsein, als er der erste war, der die Philosophie Epicurs in lateinischer Sprache darstellte und nicht allein für Memmius, dem das Werk gewidmet ist, sondern für das große Publikum, das erst für diese Lehre gewonnen werden sollte. Je weiter er in der Abhandlung des Stoffes von IV kam, um so deutlicher trat ihm die Notwendigkeit einer Umstellung beider Themen vor Augen. Zwar schrieb er Buch IV wahrscheinlich zu Ende, aber sobald er den Entschluß, die Bücher umzustellen gefaßt hatte, setzte er Manches, das erst noch geschrieben werden sollte, als bekannt voraus. Er konnte das, da er selbst die Lehre De anima in ihren Hauptumrissen vor seinem geistigen Auge gegenwärtig hatte. Man kann also daraus, daß in IV die Lehre De anima zum Teil als bekannt vorausgesetzt wird, nicht auf die Priorität von III schließen. So oft übrigens der Dichter in IV auf die Seele zu sprechen kommt, sagt er das zum Verständnis Nötige, wie er überhaupt in der Entwicklung seiner Lehre nur langsam fortschreitet. Wann der Dichter dann Buch III geschrieben hat, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Es gehört allerdings wie I und II oder V und VI auch III und IV eng zusammen; darum darf man wohl annehmen, daß er sofort nach Fertigstellung von IV Buch III in Angriff genommen hat. Aus den Versen V, 59—63 scheint hervorzugehen, daß zu ihrer Abfassungszeit bereits die jetzige Reihenfolge der Bücher vorlag.

Als Lucrez dann Buch III zwischen II und IV einschob, paßten die Verse 45—53 nicht mehr und er schrieb jetzt nachträglich die Verse 26—44, die IV und III verknüpfen. Diese fügte er vielleicht am Rande oder auf einem besonderen Zettel ein, ohne die jetzt überflüssig gewordenen Verse 45—53 zu streichen. Der Herausgeber Quintus oder Marcus Cicero fand diese Dublette vor und ließ sie in gewohnter Pietät abschreiben. Dies ist die einzig annehmbare Erklärung für die Dublette.

Aus dieser ohne Zweifel richtigen Erkenntnis hat nun Mewaldt eine noch weiter gehendc Folgerung gezogen, daß nämlich das eigentliche Proömium zu IV ursprünglich wie das 4. Buch überhaupt an dritter Stelle gestanden, daß es also nach Umstellung der Bücher zwar nicht mehr den passenden, wohl aber den ihm vom Dichter anfangs zugewiesenen Platz habe.

Um diese Folgerung beweisen zu können, müssen wir widerum untersuchen, ob auch die eigentlichen Proömien vor oder nach Fertigstellung der einzelnen Bücher geschrieben sind. Es ist nun von Cicero (de oratore II 315) überliefert, daß er die Exordia stets *omnibus rebus consideratis* verfaßte, und zwar weil ihm im Anfang noch nichts Vernünftiges einfiel. Der Anfang soll nun nach Cicero immer besonders sorgfältig sein. Diese Forderung bestand auch für Lucrez und zwar um so mehr, als er einen durch und durch spröden trockenen Stoff behandelte, für den er aber trotzdem interessieren wollte. So mußte er auf seine Proömien ein ganz besonderes Gewicht legen. Das konnte er leicht, da er der Gewohnheit der Alten entsprechend, ihren Inhalt dem des folgenden Buches nicht anzupassen brauchte. Die Vorrede zu Ciceros de officiis steht nur in sehr lockerem Zusammenhang mit dem Inhalt. Und Sallust hat die Vorrede zum Bellum Ingurthinum mit geringen Änderungen auch zu Beginn der 'Verschwörung des Catilina' benutzt. Dies alles berechtigt zur Annahme, daß auch Lucrez seine Proömien nach Fertigstellung seines ganzen Werkes verfaßt hat. Zur Gewißheit wird diese Annahme durch die Ausführungen Sonnenburgs, der erkannt hat, daß alle Proömien nach einem einheitlichen Plan gedichtet sind und zwar so, daß zusammengehören je I und II, III und IV, V und VI. Das erste dieser drei Paare nimmt seinen Stoff von der Person Epicurs, das zweite von seiner Lehre; doch enthält auch das zweite außer in IV je eine '*laus Epicuri*'. Das Proömium zu IV weiß davon nichts, es kommt vielmehr eher auf ein laus Lucretii hinaus. Noch etwas anderes ist an diesem Proömium vor den anderen auffallend, es kommt Wort für Wort im 1. Buch vor (926—950). Dieser Umstand sowie der Inhalt, der nicht mehr für Buch IV passe, hat die Herausgeber veranlaßt, das Buch zu athetieren. Die Bedenken nun, die sich aus dem Inhalt gegen das Proömium herleiten lassen, sind nicht schwerwiegend genug, seine Unechtheit für diese Stelle zu beweisen. Der Dichter sagt, ich mache die Seele los von dem Netz der Religionen und verbreite über den dunklen, schwerfälligen Stoff helles Licht durch meinen Gesang; so bestreicht auch der kluge Arzt den Rand des Bechers, in dem er einem Kinde Wermut reichen will mit Honig, um das Kind zu täuschen. Da meine Lehre herb erscheint, weil sie wenig erforscht ist, so will ich sie im süßen Liede darstellen und hierdurch deinen Geist festzuhalten suchen. Daß der Hauptgedanke dieses Proömiums, ich verbreite diese neuen philosophischen Lehren unter

den Römern, gut zu den anderen Proömien paßt, hat Sonnenburg gezeigt. Aber auch die anderen Gedanken und besonders der Vergleich passen gut. Der Dichter stellt sich den Leser vor, der sich mühsam durch die erste Hälfte des Gedichtes hindurchgearbeitet hat. Besondere Schwierigkeiten bot ihm das Studium des 3. Buches. Er mochte jetzt geneigt sein, das Werk beiseite zu legen. Das alles wußte der Dichter selbst am besten, er wußte auch, daß das folgende Buch vom Leser ebenso viel Geduld und Anstrengung forderte. Für die Lektüre des ganzen Werkes hat er I 50—53 um Aufmerksamkeit gebeten und I 136 bis 145 auf die Schwierigkeiten der Behandlung hingewiesen. Das zu Anfang des Werkes eingeflößte Interesse droht aber zu erlahmen; drum muntert er zum weiteren Studium des Werkes an und verspricht zu Beginn des 4. Buches Perlen der Dichtkunst, zu denen das Proömium selbst als erste gehört. Einigen Wert darf man vielleicht auch auf das Wörtchen omnem (IV, 24) legen, insofern als der Dichter damit sagen kann: Vielleicht kann ich carmine Pierio deinen Geist festhalten, bis du die ganze Natur erkannt hast; einen Teil, die Hälfte, hast du jetzt schon kennen gelernt.

Diese Betrachtung gewinnt noch an Gewißheit, wenn wir darauf achten, daß der Dichter nach Vollendung des ersten Buches sein Werk nicht mehr für einen gebildeten Römer, den oben erwähnten Memmius, sondern für die große Masse schrieb. Wenn der Dichter schon im ersten Buch durch Ruhepunkte und Widerholungen den Geist des Memmius auszuspannen und für das Folgende zu kräftigen suchte, so mußte er für das weniger gebildete Volk um so mehr seine Lehre durch ein schönes Gewand und gute Versprechen mundgerecht machen. Inhaltlich hat das Proömium also seinen rechten Platz inne. Und da Lucrez seine Proömien nach Beendigung des ganzen Werkes geschrieben hat, so hat er es ohne Zweifel nach Umstellung der Bücher III und IV für das jetzt an vierter Stelle stehende Buch geschrieben.

Wir sahen aber, daß diese Verse schon im ersten Buch 926—950 stehen. Hat der Dichter sie nicht etwa von hier herüber genommen, um sie als Proömium zu IV zu verwenden? Dieser Annahme widerspricht der Umstand, daß sie im ersten Buche den Zusammenhang durchbrechen. Man könnte sehr gut Vers 951 an 920 anschließen. Die Verse 921—925 sind gleichsam eine Überleitung zu der fraglichen Stelle. Außerdem sieht man nicht ein, weshalb gerade hier am Ende des Buches diese dichterisch hervorragenden Verse ursprünglich eingefügt sein sollten. Es ist hier kein wichtiges, schwieriges Thema mehr zu erörtern, so daß der Vergleich besonders ansprechend wäre, noch folgt hier ein poetisch bedeutender Teil. Anders ist es, wie wir sahen, in IV. Dort fallen auch die Einleitungsverse fort, und wuchtig und markant beginnt der Dichter: Avia Pieridum . . . usw. Wie ist aber diese Partie dennoch in das erste Buch gekommen?

Der Dichter hat nach Art Herodots im ersten Buch widerholt Ruhepunkte eingelegt, um den angestrengten Geist seines Lesers durch leichtere Kost auszuspannen. Als er später als Adressaten seines Werkes das große Publikum im Auge hatte, sah er die Notwendigkeit solcher Ruhepunkte besonders ein, und vielleicht war das für ihn ein Grund, diese Verse in I einzufügen. Dann sah er, daß gerade dieses Proömium dichterisch von hohem Werte war, und so nahm er es nach I herüber wie so manche Verse, die weniger gut paßten, z. B. I 146 ff. aus III 91 ff. Möglich sind die Verse ja schließlich an dieser Stelle, wenn auch die Einleitung sie verdächtigt.

Da Lucrez nun, wie wir dargelegt haben, seine Bücher weder mit der Abhandlung des eigentlichen Themas noch mit den Proömien begonnen hat, so bleibt nur die Möglichkeit übrig, daß er den Teil nach dem eigentlichen Proömium, der den Inhalt des vorangehenden Buches kurz zusammenfaßt und den des folgenden angibt, zum Ausgangspunkte genommen hat. Dafür sprechen auch die formelhaften Anfänge dieser Teile. So heißt es in Buch

II, 62. *Nunc age, quo motu genitalia materiai*
corpora res varias gignant genitasque resolvant
. . . expediam.
III, 31. *Et quoniam docui, cunctarum exordia rerum . . .*
IV, 45. *Sed quoniam docui cunctarum exordia rerum*
qualia sint . . . nunc agere incipiam tibi . . .
IV, 26. *Atque animi quoniam docui natura quid esset . . .*
nunc agere incipiam.
V, 55. *Cuius ego ingressus vestigia dum rationes*
persequor ac doceo dictis . . .
VI, 43. *Et quoniam docui mundi mortalia templu*
esse . . .

Mit Ausnahme von V ist der Übergang ganz formelhaft. In Buch II geht der Dichter auf den Inhalt von I nicht weiter ein, wenn man nicht in den Worten genitalia materiai corpora einen kurzen Hinweis auf I erblicken will. In allen anderen Übergängen leiten die Worte et quoniam, sed quoniam oder atque quoniam docui die Inhaltsangabe ein. In den Büchern 2, 3, 4 und 6 findet sich also ein deutlich erkennbarer Einschnitt. Dieser fehlt in V; denn hier beginnt Vers 55 cuius ego ingressus vestigia und dieses cuius bezieht sich auf hunc hominem 51 oder auf das Subiect in 52—54; und dieses ist Epicur. Hat Lucrez nun hier von der Regel eine Ausnahme gemacht? Ich glaube nicht. Denn er erklärt widerholt, daß er ein Nachahmer Epicurs sei, so z. B. III v. 4 u. 5. Dies sagt er auch hier; und so hat er sein Buch vielleicht begonnen mit Nennung von Epicurs Namen oder einer anderen Bezeichnung seines Meisters, wie er I v. 66 sagt: Graius homo. Diesen Vers hat er dann später, nachdem das eigentliche Proömium fertig war, in die Form, wie er uns vorliegt, geändert. Auf keinen Fall aber können wir aus

diesem einen Vers schließen, daß der Dichter für V das ganze Proömium vorher geschrieben hat.

Wir dürfen also aus der vorliegenden Betrachtung das als Resultat festhalten, daß Lucrez seine Bücher jedesmal mit der Inhaltszusammenfassung begonnen habe. Das war ja doch auch natürlich. Er konnte bei Beginn eines neuen Buches nicht mit der Tür ins Haus fallen, sondern mußte wenigstens einige Verse schreiben, die auf das bzw. die vorangehenden Bücher Bezug nahmen. Wenn er nun nicht mit dem Proömium beginnen wollte, so war die beste Gelegenheit dazu diese Inhaltsangabe. Zu diesem Resultat paßt die Untersuchung Sonnenburgs, daß nämlich diese Teile vor den eigentlichen Proömien verfaßt seien. Nur hat Sonnenburg auf Grund der Verse VI 92 ff. geglaubt, diese Verse seien ebenfalls wie die Proömien nach Fertigstellung der Bücher geschrieben. Für die vorgetragene Ansicht spricht ferner noch die Tatsache, daß die Inhaltsangabe meist eine sehr dürftige ist, und daß der Dichter von der angegebenen Reihenfolge oft wesentlich abweicht. Ein kurzer Blick auf Inhaltsangabe und Ausführung überzeugt uns davon. Sicherlich hätte der Dichter nach Fertigstellung der einzelnen Bücher die Themen, wenn nicht genauer, so doch in der Reihenfolge, wie sie behandelt waren, angegeben.

Fassen wir die Hauptpunkte unserer Untersuchung zusammen, so finden wir, daß Lucrez die Teile nach den laudes, die den Inhalt angeben, vor den einzelnen Büchern verfaßt hat. Ursprünglich war Buch IV an II angeschlossen; erst später, allerdings bevor V geschrieben wurde, schob der Dichter III ein. Die eigentlichen Proömien, die laudes, sind einheitlich verfaßt, nachdem das ganze Werk fertiggestellt war, und zwar ein Proömium nach dem anderen so, daß in allen ein wohldurchdachter Plan erkennbar ist. Das Proömium zu IV wurde dann später als Ruhepunkt in Buch I eingefügt. Somit nähme dann bloß das Proömium zu I eine Ausnahmestellung ein, insofern als es vor Beginn von Buch I geschrieben wäre als Einleitung sowohl zu Buch I als auch zum ganzen Gedicht.

MITTEILUNGEN

Kriegserinnerungen 1870/71 [1])

Mit Recht erwartet das Einleitungswort des Freundes, der den Abdruck besorgt hat, daß 'diese Blätter grade jetzt durch ihre Schlichtheit, durch den väterlichen Ton der (vor einigen Jahren von Leo für seine Kinder aufgeschriebnen) Erzählung' eine erquickende Lektüre sein müßte. Auch das beweisen diese den Stempel der Wahrhaftigkeit und Vornehmheit an der Stirn tragenden Erinnerungen dem, der es noch nicht wußte oder im Hinblick auf Leos Abstammung bezweifeln mochte: 'er war ein Deutscher, ein Preuße bis in die innerste Fiber seines Wesens'. Wie schwer es ist, mit voller Unbefangenheit von sich selber zu reden, beweisen die Vorreden der meisten Bücher. Hier ist es mit einer Sicherheit erreicht, wie sie nur ein ganz geläuterter Geschmack oder, was mehr ist, ein in strengster Selbstzucht verbrachtes Leben erzeugen mag. Natürlich dürfen diese Leos innerstes Wesen widerspiegelnden Jugenderinnerungen in seinen kleinen Schriften nicht fehlen. Hier aber mögen einige Sätze stehn, deren Wahrheit heute manchem ebenso lebendig geworden sein wird als dem Musketier von anno 70. 'Es war eine scharfe Existenz, ohne Äußerlichkeiten des Dienstes außer Befehlen und Gehorchen, wo etwas zu tun war, sonst freie Bewegung, aber wenig Sprechen, stets am Platze, stets die Kräfte gespannt. Jeder hatte das Gefühl, nachdenkend oder unbewußt, daß von der Pflichterfüllung jedes einzelnen das Ganze abhinge, daß ihm das Leben nur gewonnen wäre, wenn er es einsetzte. Nie sagte einer etwas in dieser Richtung, aber wer anders handelte, wurde nicht geachtet. Auch die Entbehrungen wurden jetzt größer und die Strapazen stiegen beständig; aber man ertrug sie leichter, teils weil der Körper sich gewöhnte, teils weil die Gefahr hinzukam, nahe und groß, und die moralischen Kräfte zum Widerstand aufrief, so daß diese vielleicht zum erstenmal im Leben recht und stark lebendig und wach wurden.' O. S.

---

1) Hans Lamer, Griechische Kultur im Bilde. Mit 145 Abb, 96 Tafeln (= Wissenschaft und Bildung Nr. 82). 2. umgearb. Aufl. 11.—20. Tausend. Leipzig 1914, Quelle u. Meyer. 96 S. kl. 8. 1,25 ℳ.
Das in der Auswahl der Bilder und in der Haltung der Erläuterungen (S. 1—64) durchaus originelle Büch-

---

[1]) Friedr. Leo, Kriegserinnerungen an 1870—71. Mit einem Einleitungswort von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff. Berlin 1914, Weidmann. 80 S. 8. kart. 1 ℳ.

lein — die 1. Aufl. erschien, was stets ersichtlich sein sollte, 1911 — hat sich schnell Freunde erworben. Die Umarbeitung der neuen Auflage beruht auf der fast durchweg glücklichen Ersetzung einiger Bilder durch neue. Neu ist u. a. Nr. 10: Teile eines Wandfrieses aus Tiryns, 14, 15 (etwas spielerisch): Rekonstruktionen delphischer Schatzhäuser, 17: Rekonstruktion eines Tempels der Göttermutter bei Pergamon, 18 (sehr eindrucksvoll): eine Ecke des Artemistempels zu Ephesos. Die gräßlich nüchternen Adlerschen Schaubilder von Olympia, Nr. 23. 24 (gleich 26. 27 der 1. Aufl.) entbehrte man lieber; ungern dagegen das ergreifende Bild, nach einer athenischen Photographie, des Säulenumgangs vom Parthenon (Nr. 19 der 1. Aufl., jetzt leider unterdrückt). Sehr erfreulich sind die Abbildungen vom Aphrodite-Altar (59 60), neben dem sich der Bostoner (61. 62) doch etwas minderwertig ausnimmt; erfreulich auch das alexandrinische Porträt (76, sehr erwünscht die reichlichere Beigabe von Vasenbildern (78ff. 116. 133ff.).

Das Ganze ist von der liebenswürdigen Oberflächlichkeit, die so viele Publikationen des ungemein betriebsamen Verlages kennzeichnet. Dem klugen und geschickten Herausgeber möchte man eine innerlich lohnendere Aufgabe wünschen.

2) **Erich Marcks, Alfred Lichtwark.** Leipzig 1914, Quelle u. Meyer. 61 S. 8. kart. 1,20 ℳ.

Ein ungemein beredter Nachruf auf einen Mann von ebenso vorbildlichem als unnachahmlichem Wirken; Bauernsohn, Elementarlehrer, Primaner, abermals Lehrer — und daß er ein geborener Lehrer war, hat er bei der Bremer Philologenversammlung in einer Probelektion gezeigt —, dann Bibliothekar am Kunstgewerbemuseum zu Berlin, zwischendurch Leipziger Doktor der Kunstgeschichte, seit 1886 Direktor und eigentlicher Schöpfer der Kunsthalle zu Hamburg. Man muß dies Museum in seinen Anfängen und jetzt wider gesehn haben, muß ihn selber in seiner ganz eignen kraftvollen Schönheit gesehen und gehört haben, um den Verlust zu ermessen, den Hamburg und nicht bloß Hamburg mit dem frühen Tode Lichtwarks erlitten hat. Von seinen zahlreichen Schriften genügt es zwei zu nennen, 'Makartbouquet und Blumenstrauß' (1892), 'Palastfenster und Flügeltür' (1899), um anzudeuten, welchen Anteil Alfred Lichtwark hatte an der Läuterung des Geschmacks in Deutschland um den Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts.

3) **Karl Bauer, Führer und Helden.** (12) Federzeichnungen. Leipzig 1914, Teubner. Folio. 2,50 ℳ.

Diese Federzeichnungen hat dem mit Recht berühmten Porträtisten nicht Apollon eingegeben, sondern der geschäftskundige Hermes. Nach mehr oder minder guten Photographien sieht man eine Reihe von Helden des gegenwärtigen Krieges rasch abkonterfeit und, wie nur natürlich, fast durchweg, auch die bedeutenderen Köpfe, wie des deutschen Reichskanzlers, lebensunwahr und leer. Absatz werden die Bilder schon finden, trotz ihres naturalistisch gezeichneten doppelköpfigen Adlers auf dem Titelblatt — man denkt an das Kalb mit fünf Füßen u. dgl. aus einer Schreckenskammer. Also ihren buchhändlerischen Zweck werden die Bilder schon erreichen; aber schade um den Künstler! Und einen Niedergang an Wahrhaftigkeit und geschichtlicher Einsicht bedeutet es doch auch, wenn ein anderer angesehner Verleger, F. Bruckmann in München, mit Berufung auf einen Ausspruch Rudolf Euckens uns empfiehlt, anstatt der Jugend die Helden des Altertums als Ideale (?) hinzustellen, ihr vielmehr die Photographien von Männern vorzulegen, von deren innerstem Wesen wir so gut wie gar nichts wissen. Welche Vorstellung hat man doch in weiten Kreisen von der Art des Geschichtsunterrichts auf Gelehrtenschulen und von dem Unterschiede zwischen Tagesmeinung und Geschichte.

4) **Feldpostkarten mit Geleitsworten.** I. und II. Serie von **Fr. Lahusen**, III. von **Rud. Seeberg.** Berlin-Lichterfelde (1914), Edw. Runge. Jede Serie 30 ₰.

Es sind meist neugeformte Worte; Lahusens, des Generalsuperintendenten, sind gedrungener und freier, während der Professor mehr sich an

Bibelsprüche hält und sich rhetorischer äußert. Wenn Lahusen schreibt: 'Opfern des Lebens ist Leben', so formuliert er damit, was vorm Jahr noch gern verspottet, heute von Hunderttausenden in Deutschland wie eine Selbstverständlichkeit geübt wird. Neu und tief und mit einem Schlage ebenfalls bei uns allgemeiner Glaube geworden, ist ein andres Wort, auch von Lahusen: 'Das Leben des Geistes, das Gottes Geist im deutschen Volk geweckt hat, ist unsterblich.'

5) Die Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, begründet von Friedrich Althoff, hat in den ersten acht Jahren ihres Bestehens keine Lorbeeren gepflückt und keine Seide gesponnen. Mit dem Ausbruch des Krieges ist sie an einen neuen Verlag (Bened. Gotth. Teubner) und in ein ganz neues Fahrwasser gekommen. Die ersten vier Hefte bezeichneten sich als Kriegshefte, aber die zwei weiteren sind es nicht minder. Die Internationalität besteht jetzt durchweg in einer höchst bewußten, aber in die Weltweite hinaus gerichteten Nationalität. Was aber an den Ausführungen dieser Hefte wahrhaft neu und groß ist, das ist eine durchgängige Hochgestimmtheit, dergleichen die Welt wohl lange nicht vernommen hat. Diese starken und reinen Töne werden sich auf die Dauer natürlich nicht festhalten lassen; aber, als ein wundersam lyrisches Vorspiel gedacht zu scharfen Geisteskämpfen, berechtigen sie, scheint es, zu der Erwartung einer lebhafteren Teilnahme der besten Köpfe an dem Gesamtleben der Nation. An dieser Art von Professorenpolitik hätte vielleicht sogar Bismarck seine Freude.

Was uns aber hier besonders nah angeht: diese politisierenden Professoren bewegen sich nicht mehr in dem publizistischen Jargon der Zeit Kaiser Wilhelms I. Der Affekt ist ein großer Stilist — so ungefähr sagt Quintilian. Wie sollte diese unerhört kraft- und schwungvolle Sinnesart der Tonangebenden nicht fortwirken in Sprache und Sprechart, in Kunst und Geselligkeit, in Tracht und Sitte des ganzen Volkes, und so der bis heute ziemlich allgemeinen Stillosigkeit nicht helfen ein seliges Ende bereiten. S.

1) Fritz Friedrich, Die Ursachen des Weltkrieges in geschichtlicher Beleuchtung. B. G. Teubner. Leipzig u. Berlin 1914. 30 S. gr. 8. 60 ℳ.

Der Verf. geht aus von Bismarcks Wort: Die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik. Als Historiker weiß er, daß es sich bei fast allen großen Kriegen um Machtfragen, nicht um Moral handelt. Und so versucht er, in nüchterner Betrachtung zu zeigen, wie das Streben Frankreichs nach Widerherstellung der 1870 verlorenen Machtstellung in Europa, das Rußlands nach Gebietserweiterung und Englands Wunsch, das Herrschaftsgebiet der englischen Kultur und seines Handels nicht nur zu schützen, sondern noch möglichst zu erweitern, den Krieg mit einer gewissen Notwendigkeit herbeigeführt haben.

2) Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Zwei Reden. Berlin 1914. Weidmannsche Buchhandlung. 31 S. 30 ℳ.

Reden aus der Kriegszeit. Berlin 1915. Weidmannsche Buchhandlung. 65 S. 75 ℳ.

In fünf Reden, von August bis Dezember 1914, hat der berühmte Philologe vom Kriege gesprochen. Ob er von seinen persönlichen Erlebnissen im Kriege von 1870 erzählt (dritte Rede), oder bei Beginn des Krieges zu Vertrauen auf unsere gute Sache auffordert (erste Rede) oder darlegt, wie 'Militarismus' und Wissenschaft bei uns in engem Bunde stehen (vierte Rede) oder als *philologus militans* unseren Patriotismus durch den Vergleich mit antikem Heroentum entflammt (fünfte Rede), immer ist es der selbe Geist der freudigen Hingabe des Einzelnen an das Ganze, der den Worten des Redners die hinreißende Gewalt verleiht. — Auch bei der Erörterung der geschichtlichen Ursachen des Krieges ist das Streben des Redners darauf gerichtet, nachzuweisen, daß unsere Sache die gerechte ist; vor allem spricht hier der Patriot und auch der Literarhistoriker.

Gottfried Koch.

ANZEIGEN

1) C. Siegel, Methodik des Unterrichts in der philosophischen Propädeutik. Wien 1913. A. Pichlers Witwe u. Sohn. 98 S. 2 ℳ.

2) Otto Willmann, Philosophische Propädeutik für den Gymnasialunterricht und das Selbststudium. Teil I. Logik. 3. u. 4. Aufl. Freiburg 1912. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 138 S. 2 ℳ.

3) F. Debo, Leitfaden für die Einführung in die Philosophie für höhere Schulen. Leipzig 1913. 90 ₰.

Das Büchlein Debos steht in einem interessanten Gegensatz zu den Büchern von Siegel und Willmann. Die letztgenannten wandeln die Wege der traditionellen österreichischen philosophischen Propädeutik, Debo sucht wie so viele andere in Deutschland neue Wege zur Philosophie. Ich begrüße Debos Versuch mit besonderer Freude, weil ich mit ihm auf selbstgebahntem Wege zusammentreffe. Auch ich bin der Meinung, daß nicht Logik und Psychologie, sondern Erkenntnistheorie und Metaphysik den Lehrstoff der Prima in der Philosophie bilden soll. Ich bin wie Debo dabei von den Voraussetzungen der Oberrealschule ausgegangen und habe gefunden, daß in der Tat der von Debo umschriebene Gedankenkreis den Schülern nahegebracht werden muß und kann. Ich kann das Interesse der Schüler für diese Stoffe bestätigen, ich finde, daß gerade die Physik, Chemie und Mathematik die Wege zu den Fragestellungen der Kantischen Philosophie bahnen. Denn daß in Kant diese Philosophie ihr Zentrum sieht, halte auch ich für selbstverständlich. Daß ich die hier gegebenen Gedankengänge durch Quellenlektüre erreiche, weicht von Debos Methode ab.

Siegels Methodik des philosophischen Unterrichts hat mich in diesen Ansichten nicht irre gemacht, besonders da der Verfasser sich doch allzu schnell und summarisch mit den Ansichten abfindet, die auf anderen Wegen als den in Österreich üblichen zur Philosophie führen wollen. Von einer Methodik dieses Unterrichts konnte hier entschieden mehr erwartet werden, als gegeben ist; wer dagegen mit dem Verfasser in der Beschränkung auf Logik und Psychologie einverstanden ist, wird aus der gründlichen und eingehenden Darstellung viel lernen. Ob wirklich in einem zweijährigen Kursus all das Gegebene nach sokratischer Methode verarbeitet werden kann, kann ich nicht übersehen. Auf einzelne Punkte möchte ich aber hinweisen, die ergänzungsbedürftig sind. Wenn in drei Lehrstunden die Methode in den Kulturwissenschaften erarbeitet werden soll, so liegen doch in den verschiedenen

Lehrfächern solche Unmengen von Induktionsmaterial vor, daß der Lehrer sich hier die Möglichkeit, die wissenschaftlichen Methoden, die die Schüler selbst doch zu üben gelernt haben, zu klären nicht entgehen lassen sollte. Auch an andern Stellen, z. B. bei der Lehre vom Gefühl, will mir scheinen, als ob sich Stoffe der Schulwissenschaften viel reichlicher heranziehen ließen, um in der Philosophie neu und reizvoll beleuchtet zu werden. Hier hätte der Verfasser von Rausch manches lernen können.

Willmanns Logik ist ein sicherer Führer durch dieses Gebiet. Wenn ein Mann von der philosophischen und pädagogischen Bedeutung Willmanns ein Schulbuch schreibt, so darf man seine Erwartungen hoch spannen. Doch entgehen gerade die Schulbücher solcher Männer nicht immer der Gefahr, die Leistungsfähigkeit der Schüler zu überschätzen. In der Hand des Lehrers ist diese Logik ein ausgezeichnetes Hilfsmittel auch für den, der die Logik wesentlich mit Disponierübungen verbindet. Gerade hierfür finden sich überraschend feine Hinweise. Manche Definitionen erscheinen dagegen anfechtbar. Doch das ist bei der wissenschaftlichen Lage der Logik nicht zu vermeiden.

4) Erich Westermann, Grundlinien der Welt- u. Lebensanschauung Rudolf Hildebrands. Leipzig 1912. Quelle u. Meyer. 126 S. 3 ℳ.

Der Verfasser zählt Rudolf Hildebrand mit Recht zu den Gelegenheitsphilosophen, die mehr oder weniger persönliche Überzeugungen vertreten, ohne doch sich einem Systemzwang zu fügen.

Hildebrand stand der wissenschaftlichen Philosophie abweisend gegenüber. Er will eine Lebensphilosophie auf Grund des gesunden Menschenverstandes geben, nicht eine Stubenphilosophie. 'Diesem Verlangen entspricht die alles Systematische von sich weisende Form seiner Gedanken wie die starke Betonung des persönlichen, gefühlsmäßigen Elementes.'

Der Verfasser hält es nun für eine Teilaufgabe der wissenschaftlichen Philosophie, solche Weltanschauungen in systematischer Bearbeitung darzustellen. Mir will scheinen, daß etwas, was seinem Wesen nach unsystematisch ist, nicht in ein ihm ganz fremdes Schema gepreßt werden darf, ohne im Kern verändert zu werden. Und je gegliederter das Schema ist, um so mehr muß gerückt, gestreckt und gekürzt werden, damit das Lebendige sich dem Schema füge. So muß ich denn leider sagen, daß die fleißige Arbeit in ihrer Anlage sich als verfehlt erweist, da es auf diesem Wege gar nicht gelingen kann, ein Gebilde wie Hildebrands Lebensanschauung darzustellen.

5) Bruno Wille, Lebensweisheit. Eine Deutung unseres Daseins in Aussprüchen führender Geister. Berlin. Ohne Jahr. Bong u. Co. 359 S. 2 ℳ.

Man kann gegen die Mode gewordenen Prosaanthologien sicher viel sagen, vor allem, daß hier das Aphoristische überwiegt, daß der Lehrer da zum Naschen verführt wird, wo ernste Denkarbeit erwünscht wäre. Auch hat solche Sammlung stets etwas Willkürliches an sich. Mindestens sollten die Quellen angegeben sein, damit man sehen kann, wann, wo und in welchem Zusammenhange das betreffende Wort ge-

redet ist. Und doch hat mir Willes Sammlung viel Freude gemacht. Einmal hat Wille als Einleitung eine ausführliche 'Sinndeutung des Weltalls' vorausgeschickt, eine Darlegung seines optimistischen Pantheismus und Pamspychismus, so daß die dann folgenden Aussprüche führender Geister als Belegstellen für eine geschlossene Lebensdeutung erscheinen können. Dadurch erhält das Ganze einen festen Rahmen. Und dann ist es doch von Wert, zu sehen, wie ein so tiefes Gemüt und so feiner Kopf aus der Weltliteratur Lebensweisheit herauszulesen weiß. Und schließlich sind doch auch die einzelnen Aussprüche selbst von so großem Wert, daß man sie gern auf sich wirken läßt.

6) H. v. Holst, 'Fröhliche Leute'. Abendgespräche mit Schülern. 3. Aufl. Gütersloh 1912. C. Bertelsmann. 108 S. 1,60 ℳ.

Der Verfasser denkt sich als Leser reifere Schüler der Mittelklassen. Er hofft, daß unter diesen suchende Seelen sein werden, denen er Wegweiser dahin sein möchte, wo die 'köstliche Perle' im Sinne des Gleichnisses zu finden ist. Das Buch ist erbaulich im guten Sinne des Wortes. Es steckt viel Verständnis für die Schülerseele und ihre Nöte in dem Büchlein. Ich meine, daß das Buch besonders von Eltern gelesen und den Söhnen vorgelesen werden sollte. Gerade in dieser Form kann es viel Segen stiften. Und die Eltern werden viel aus dem Buche lernen, einmal, wie es in der Seele des Sohnes aussieht, und dann, wie man mit ihm sprechen muß auch über die dunkeln Punkte im Schülerleben. Ich wünsche dem Buch für die dritte Ausfahrt viel Glück und Segen.

7) A. Messer, Geschichte der Philosophie vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Leipzig 1913. Quelle u. Meyer. 166 S. 1,25 ℳ.

Es ist ein schwieriges Unternehmen, in populärer Form eine Geschichte der Philosophie im 19. Jahrhundert zu geben. Und je mehr sich solche Geschichte der Darstellung der Gegenwart nähert, um so schwieriger wird die Aufgabe. Messer hat in seiner Einführung in die Erkenntnistheorie bereits seine Fähigkeit für solche Darstellungen bewiesen. Und bei mancherlei Dissensus im einzelnen stehe ich nicht an, Messers Büchlein für ganz besonders gelungen zu bezeichnen. Wer die Philosophie der Gegenwart genauer kennt, würdigt die ungeheure Arbeit, die der Verf. hat leisten müssen, ehe er so einfach und klar die verwickelten Systeme darstellen und beurteilen konnte. In dieser Beziehung ist die Arbeit musterhaft. Und obwohl Messer seinen eigenen Standpunkt stets offen betont, ist er doch weit davon entfernt, den Leser überreden zu wollen. Eine Pflicht will er jedoch bewußt einschärfen: 'daß wir von allen unseren Begriffen, Meinungen und Behauptungen Rechenschaft geben können'. Vielleicht ist er von hier aus gegen die Intuition und ähnliche Richtungen etwas ungerecht. Doch berührt auch hier die männliche und mannhafte, an Kant geschulte Art des Denkens wohltuend gegenüber mancher verwirrenden Schwarmgeisterei in modernen Richtungen.

8) Wilhelm Koepp, Mystik, Gotteserlebnis u. Protestantismus (Bibl. Zeit- u. Streitfragen VIII. Serie 7. Heft). Berlin-Lichterfelde 1913. E. Runge. 53 S. 60 ₰.

In der Tat, eine Zeit- und Streitfrage. Denn daß wir in einem Zeitalter leben, in dem eine stark mystische Flutwelle durch die Herzen fließt, ist ebenso unleugbar wie die andere Tatsache, daß heute wie stets damit Vorzüge und Gefahren für das Geistesleben verbunden sind. Koepps Studie, die historisch sicher fundiert ist, ist allen denen zu empfehlen, die dem klaren Standpunkt des Protestantismus treu bleiben und doch die Innerlichkeit der Mystik nicht entbehren wollen. Es ist dies wirklich eine Lebensfrage für die protestantische Kirche.

Posen. H. Richert.

P. Siebert, Kirchengeschichte, Bibelkunde, Glaubens- und Sittenlehre. Für die oberen Klassen aller höheren Schulen. Leipzig und Berlin 1913, bzw. 1909, B. G. Teubner. 149 S. 48 S. 31 S. 8. geb. 2,40 ℳ.

Die auf gründlichen Studien und reicher pädagogischer Erfahrung beruhende Kirchengeschichte, die hier in der vierten Auflage erscheint, schließt sich eng an die Lehraufgabe in der Geschichte an und nimmt vielfach bezug auf die Erzeugnisse der deutschen und fremdsprachlichen Literatur, soweit sie den Schülern der oberen Klassen naheliegen. Gerade dadurch hat sich der außerordentlich belesene Verfasser unstreitig ein großes Verdienst erworben. Denn es ist von der größten Wichtigkeit, den Schülern zu zeigen, wie die Religion zu allen Zweigen des geistigen Lebens in der innigsten Beziehung steht. Klar und bestimmt werden die Haupterscheinungen der Kirchengeschichte dargestellt, z. B. die Ursachen der Christenverfolgungen, die Entstehung des Papsttums, Wesen der Gnosis, der Scholastik, des Ablaß, des Humanismus usw. Auch die Zeit der Aufklärung sowie der Kampf von Papst Pius X. gegen den 'Modernismus' werden kurz und sicher gezeichnet. Den Schluß der Kirchengeschichte bildet ein Auszug aus den Bekenntnissen der evangelischen Kirche, eine Auswahl altchristlicher Hymnen und eine Zeittafel.

Die Bibelkunde ist schon in der ersten Auflage (vgl. Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1907 S. 519) in anerkennendem Sinne besprochen worden. Die vorliegende zweite Auflage ist im wesentlichen unverändert. — Die Glaubens- und Sittenlehre deutet vieles nur an, um dem Lehrer die genaueren und belebenden Erklärungen zu überlassen. Auch hier sind in geschickter Weise den positiven Ausführungen des Verfassers, die mit einer Erklärung der Augsburgischen Konfession verbunden sind, die Auffassungen der bekanntesten Philosophen, Dichter und Schriftsteller beigefügt.

Görlitz. A. Bienwald.



1) Karl Freiherr von Freyberg, Aus Kreuzfahrertagen. Bilder aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Drei Bände. 680 u. 546 u. 390 S. Regensburg 1911, J. Habbel. geb. 10 ℳ.
2) Hans Huppertz, Christ und Mohammedaner. Historischer Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Zwei Bände. 392 u. 438 S. Regensburg 1912, J. Habbel. geb. 5 ℳ.
3) M. Herbert, Ernste und heitere Geschichten. Klostergeschichten. 258 u. 256 S. Sämtliche Bände im Druck und Verlag von J. Habbel, Regensburg 1912. geb. je 3 ℳ.

Das dreibändige Werk des Freiherrn von Freyberg enthält in sieben Büchern und 75 Kapiteln romanhaft ausgeschmückte Geschichtsbilder aus den Kämpfen um das Königreich Jerusalem vom Tod Amalrichs (1174) bis zum Fall von Akkon (1291). Es sind prächtige Schilderungen hohenstaufischer Herrlichkeit darunter, z. B. vom Reichsfest zu Mainz (1184), und wo die Muße dazu vorhanden ist, wird man die Lektüre nicht zu scheuen brauchen. Die Ereignisse werden an einer frei erfundenen Erzählung von dem tapfern Ritter Burkhard aufgereiht, die Betrachtung verweilt mit Vorliebe bei dem Schluß des Parzival und der Möglichkeit, die Gralssage anders ausklingen zu lassen. Der Verfasser hat ein Herz für deutsches Wesen und weiß diesem Empfinden beredte Worte zu leihen, aber wie die Kreuzzüge die glänzendste Machtentfaltung des Papsttums sind, so gilt es für ihn als ausgemacht, daß das Papsttum zur Leitung der Nationen berufen ist und vor seiner Hoheit alles erblassen muß.

Der Held des historischen Romans von Hans Huppertz ist der Förster Ludwig Waldner in Jeltsch an der Oder, dem Sitz des danach benannten Freiherrlich Saurmaschen Geschlechts. Es ist der Frühling des Jahres 1631, noch herrscht in dem Dorf die schlesische Fröhlichkeit, aber schon naht das Unheil. Im Kretscham sagt der Braumeister Sebald: 'Der Himmel bewahr uns vor dem Schwed!' Die erboste Frage des Erbscholzen lautet: 'Was haben selbige Erzschelme überhaupt in Teutschland zu suchen? Wer hat sie herübergerufen?' Da antwortet der Schulmeister: 'Das dürft der Franzos zu verantworten han. Selbiger hat uns tummen Micheln ja immer geschadet, wo er den Vorteil davon hoffte.' Die Schweden kommen, der Leutnant Axel Örbom erschlägt in der Trunkenheit die junge Förstersfrau, die sich seiner Belästigungen erwehrt. Kurz vorher ist den Förstersleuten ihr Kind, die dreijährige Hedwig, von durchziehenden Zigeunern geraubt worden. Der Förster, nur noch von dem einen Wunsch beseelt, sein Kind widerzusehen und sich an dem feigen Mörder seines Weibes zu rächen, wird Soldat. Nachdem sich die Wege der beiden Männer widerholt gekreuzt haben, bekommt der Schlesier endlich im Oktober 1648, kurz vor dem Friedensschluß, den Todfeind in seine Gewalt. Der ist inzwischen Dragoneroberst geworden, und der ehemalige Förster Waldner ist jetzt der kaiserliche Kürassieroberst von Waldhofen. Der Schwede soll für seine einstige Untat an den Ast einer Eiche gehängt werden, aber die greise Mutter erinnert, wie sie das stets getan, ihren Sohn an die Christenpflicht, den Feinden zu vergeben, und Hedwig, die widergefundene Tochter, gelobt, binnen Jahresfrist in einen Orden einzutreten, wofern sich der Vater zum vollen Verzeihen bekehre. Den heißen Bitten der beiden Frauen kann

der Mann nicht widerstehen, alle drei reichen dem schwedischen Oberst die Hand, er darf aus Deutschland nach Hause ziehen, das blutige Schreckgespenst der Ermordeten wird ihn nicht mehr durch wirre Träume verfolgen. Das Gegenstück zu dem Christen, der sich zur Selbstüberwindung durchringt, ist der Zigeuner Selim, der Mohammedaner aus Bagdad, dem seine Religion die Blutrache gebietet. Auch er hat sein blühendes Weib verloren, die jugendschöne Fatime, aber er ruht nicht eher, als bis er den Täter, einen rohen Soldaten von den Wallensteinern, nachdem zwei Pfeilschüsse aus dem Hinterhalt versagt haben, im Schlaf überfallen und ihm die Kehle durchgeschnitten hat. Ihm selbst dagegen wird es, als man seiner habhaft geworden ist, nicht nachgetragen, daß er einst den Raub der kleinen Hedwig durch seine Frau Fatime geduldet hatte. In den Anfang der Erzählung leuchtet grell hinein die Schilderung von der Zerstörung Magdeburgs. Man hat längst die Vermutung ausgesprochen, daß das Feuer, das die Stadt zerstörte, von den Verteidigern selbst angelegt worden sei, um die Eroberung der Stadt für die Kaiserlichen wertlos zu machen, aber hier wird die Vermutung zur vollen Gewißheit, in diesem Roman bleibt dem Leser gar kein Zweifel darüber, daß es sich um ein Bubenstück der Schweden handelt. Diese Brandstifter haben den arglosen Tilly einen bösen Streich gespielt und alles getan, um seinen Ruf bei der Nachwelt zu untergraben. Als Tilly das Jahr darauf in Ingolstadt nach einem langen Heldenleben wie ein Heiliger gestorben ist, erfahren die Soldaten den Tod ihres Feldherrn von einem alten Jesuitenpater und sinken mit ihm auf die Knie, um ein De profundis für ihn zu beten. Auch Waldner ist unter den Andächtigen, ihm ist zu Mute, als hätte er seinen leiblichen Vater verloren. Bei dem Schwedenkönig aber soll man nicht an religiöse Impulse denken, ein schwedischer Oberst macht sich selbst darüber lustig, daß es der Dummheit der Deutschen vorbehalten sei, an dergleichen zu glauben. Die Sprache des Romans mutet seltsam genug an. Hier eine Probe. Hedwig, einst von der Zigeunerin geraubt, ist in ein adliges Haus nach Bayern verschlagen worden, und als einmal der Pfarrer von Starnberg, bei dem sie Latein gelernt hat, zu Besuch gekommen ist, entwickelt sich folgende Unterhaltung:

'Lest Ihr noch einiges in den scriptoribus latinis?'

'Es vergeht schier kein Tag, Hochwürden, daß ich nicht einen von ihnen aufschlag und wenigstens ein Stündlein darin les und studier. Gestern noch hab ich mich in den Catonem maiorem vertieft. Es ist das sechste Mal, daß ich selbigen las.'

'Ihr wollt Euch wohl auf das Greisenalter vorbereiten, meine siebzehnjährige Baronesse,' scherzte der Pfarrer.

'Ob ich je das Greisenalter erreich, steht beim lieben Gott; ich vermein es nicht. Derohalben las ich auch nicht de senectute, sondern weilen mir selbiges Buch absonderlich gefällt wegen seiner schönen Sprache.'

In den krausen Geschichten von M. Herbert erweist 'der schöne bayerische Dialekt' seine urwüchsige Kraft. Die dalketen Stadtleut, auch ein dalketer G'studierter, das arme Hascherl, das ausgeschamte Luder, der Haderlump, geselchter, alle sind vertreten und tragen zur Unter-

haltung bei. Man erfährt, daß der Pfeifentoni, der mit 'Hamur' gesegnete Kutscher vom Domplatz in Regensburg, ein 'Mensch', d. h. ein Lediger ist, daß er den echten Waldler-Schmalzler schnupft und an guten Tagen seinen Spezerln, dem kropfeten Zyprian, einem städtischen Straßenkehrer, und dem stelzfüßeten Nazerl, der früher Alleewärter war, gern das Lied von König Ludwigs Lieblingsblume vorsingt. Die alte Liesl mit dem friedsamen G'schau, die im jahrhundertgebeugten Hause zur Silbernen Traube im vierten Turmstock wohnt, eine brave Achtzigerin, die ledig blieben ist, lebt vom Vermieten an 'Bettgeher', d. h. an arme und ledige Packträger und Kohlenmänner, die abends in schwerer Ermüdung wie Säcke ins Stroh fallen. Als sie nicht mehr in die Karmelitenkirche zur Frühmesse gehen kann, weil die Füße den Dienst versagen, hat sie Muße, über die Schlechtigkeit der Menschen nachzudenken, die sie nach Kräften sekkiert und ihre Gutheit ausgenutzt haben, und sie malt sich aus, daß ihr künftig die Engel aufwarten werden zum Vergelt für alles Erdengefrett und niedere Tagewerk. Solche Schilderungen mögen dem Leben abgelauscht sein, daneben stehen Geschichten, die ganz in der Verherrlichung klösterlicher Romantik aufgehen.

Charlottenburg. Franz Fröhlich.

Wilhelm Reuter, Literaturkunde, enthaltend Abriß der Poetik und Geschichte der deutschen Poesie. Für höhere Lehranstalten, Lehrerbildungsanstalten, höhere Mädchenschulen und zum Selbstunterricht. Zwanzigste und einundzwanzigste, verbesserte Auflage, bearbeitet von Lorenz Lütteken, Seminarlehrer in Warendorf. 8. (XII u. 350 S.) Freiburg 1913, Herdersche Verlagshandlung. 2,20 ℳ; geb. in Leinw. 2,80 ℳ.

21. Auflage! Also sicher ein bewährtes Buch! Aber leider verdankt das Buch seine einundzwanzig Auflagen mehr seiner Tendenz als seiner allgemeinen Brauchbarkeit. Über die Einteilung, zunächst einer Literaturgeschichte, können ja verschiedene Ansichten geltend gemacht werden. Aber es würde sich vielleicht dabei doch empfehlen, die Neuzeit erst nach dem 30 jährigen Krieg beginnen zu lassen, da die Zeit der Reformation und der Gegenreformation doch zu eng mit dem Mittelalter zusammenhängen; wenn man diesen Abschnitt im Zusammenhang mit dem Mittelalter würdigt, so zeigt sich auch die unhaltbare ungründliche und unwissenschaftliche Übertreibung, das Zeitalter der Reformation zu kennzeichnen als 'Verwilderung der Poesie'. Überhaupt tritt dieser Abschnitt sehr in den Hintergrund, und Luthers Bedeutung wird ungerecht verkannt; über Luther weiß der Verfasser nicht halb so viel zu sagen wie über Friedrich Wilhelm Weber. Und die Neuzeit? Über Kant, der in einer Fußnote behandelt wird, hat der Verfasser nicht mehr zu sagen, als über Ed. Hlatky und Karl Domanig. Aber wie wird dann die 'Literaturkunde' mit Schillers Philosophie und Gedankenlyrik fertig? Gar nicht! Die Erwähnung genügt. — Betrachten wir nur die neuste Dichtung: Da möchten wir die Hinweise auf Dichter wie Eichert (den Leiter des 'Gral'), Muth (den Herausgeber des 'Hochland'), Marie Herbert, Is. Braun, v. Schaching, Cüppers, Doel gern missen oder eingeschränkt sehen, wenn der Raum auf eine eingehendere und verständnisvollere

Würdigung von Alexis, von G. Falke, Hoffmannsthal, R. Dehmel, Liliencron und Mörickes Mater Nolten verwendet worden wäre. Auch R. A. Schröder, Stephan George, Schönherr, Schnitzler, Eulenberg haben doch wohl ebensoviel Anspruch auf Erwähnung in einer Literaturgeschichte als Ringeis, Seeber und Domanig. Daher muß festgestellt werden, daß das Buch nicht objektiv, sondern konfessionell-katholisch Literaturgeschichte schreibt. Dazu noch ein paar Belege: Beginnen wir mit dem Mittelalter (in dem übrigens Gottfried v. Straßburg nicht genügend gewürdigt wird), so erfahren wir, daß Walther von der Vogelweide durch kurzsichtigen Patriotismus und Parteileidenschaft zu ungerechten Urteilen verleitet wird; im übrigen wird Walther gebührend hervorgehoben. Aber das Schicksal, daß die 'Literaturkunde' Walthers politische und kirchliche Ansichten nicht billigt, teilt der größte Dichter des Mittelalters mit Fischart, mit Lessings Nathan, mit Schillers historischen Schriften, mit Alexis, mit Gustav Freytags 'rationalistisch gefärbten' Bildern, mit Scheffels Ekehard und mit Klara Viebig. Eingehender wird die Romantik behandelt, wobei bemerkt wird: 'Es ist gewiß eine eigentümliche Erscheinung, daß es gerade Protestanten waren, die das Bedürfnis einer christlichen Widergeburt des Lebens und der alten Poesie fühlten, die von einem Heimweh ergriffen wurden nach dem alten positiven Glauben und dessen wunderbaren Erscheinungen im Leben und in der Poesie des Mittelalters.' Weniger liebevoll weiß sich die 'Literaturkunde' abzufinden mit dem modernen Naturalismus, dessen bleibende Werte nicht gefunden werden. Eine Probe genüge: 'Die von Schelling und Hegel weiter ausgestaltete Kantsche Philosophie führte in ihren letzten Folgerungen zur Lossagung von der übernatürlichen Offenbarung, zum groben Materialismus und zerstörenden Pessimismus.' — Ferner über die 'moderne Richtung': 'Sie charakterisiert sich zunächst durch die materialistische Weltanschauung, welche infolge einer irrigen oder unklaren Auffassung von den Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Forschungen Darwins und Haeckels durch Schriftsteller selbst durch Dichter gefördert und verbreitet werde. Die materialistische Lehre von der Leugnung des Übernatürlichen und der Unsterblichkeit der Seele, die Darwinsche Theorie der 'Vererbung', welche die Freiheit des menschlichen Willens in Abrede stellt, indem sie eine persönliche Schuld nicht anerkennt und darum die Sühne für unnötig erklärt, endlich die Lehre von der Anpassung, 'die den Menschen für das Ergebnis der Einflüsse seiner Umgebung erklärt, wurde die Richtung der Modernen'. — Man beachte schließlich noch die Fußnoten, die der 'studierenden Jugend' einen literarischen Wegweiser bieten sollen, dabei aber ganz überwiegend katholische Ausgaben aus katholischen Verlagen empfehlen. Sapienti sat!

Tritt in diesem Teile die Tendenz besonders in den Vordergrund, so haben Poetik und Sprachgeschichte andere Schwächen; die Metrik krankt an einer zu schematischen Übertragung der antiken Maße auf die deutsche Metrik, während doch der ursprüngliche Charakter des deutschen Kurzverses mit vier Hebungen nicht unter ein antik-metrisches System gebracht werden kann, vielmehr erst allmählich der Einwirkung der Jamben ausgesetzt ist. Den besten Beweis aber für die Unwissen-

schaftlichkeit des Buches und die ungenügende wissenschaftliche Ausrüstung seines Verfassers zeigt die Gliederung der germanischen Sprachen, wo der Verfasser unter 'Westgermanisch' folgende Einteilung bringt: 'Friesisch, Angelsächsisch, Nieder-, Mittel-, Hoch-Oberdeutsch'

. . . . Alt- Mittel- Neuhochdeutsch . . . .

Ein solches Durcheinanderwerfen der einfachsten sprachlichen Dinge kennzeichnet die Höhe, auf der das Werk steht, das weder als wissenschaftliches, noch als brauchbares Schulbuch angesehen werden kann, sondern nur als ein unerhört unwissenschaftliches tendenziöses Machwerk, was seiner Verbreitung vielleicht erst recht dienlich ist.

Hannover. Gebert.

Felix Kuberka, Der Idealismus Schillers als Erlebnis und Lehre. Heidelberg 1913, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. VIII, 210 S. 4,20 ℳ.

Das vorliegende Buch sucht das Schaffen Schillers zu betrachten als eine innerlichst bedingte Entwickelung aus der metaphysischen Weltanschauung der Jugendzeit zum System Kants und zur selbständigen Leistung an diesem System in der Mitbegründung der klassischen Ästhetik.

Diese Entwickelung gliedert der Verfasser mit Körner in drei Perioden und bezeichnet sie als Naturalismus, Historizismus und Kritizismus bzw. Symbolismus. — Die Dramen, Gedichte und 'Philosophischen Briefe' werden gesondert durch diese drei Perioden verfolgt, dann erst bringt das 4. Kapitel eine Darlegung der Kantischen Lehre und des Verhältnisses Schillers zu ihr, das 5. Kapitel bringt die Vollendung der ästhetischen Einsichten unter dem Eindruck dieser Philosophie und der Freundschaft Goethes. In einem Anhang 'Ergebnisse' werden die in der gesonderten Betrachtung erlangten Resultate noch einmal in gedrängtem Zusammenhang gegeben.

Wir werden in der Besprechung diese gesonderte Behandlung öfters durchbrechen müssen.

Im 1. Kapitel wird 'Die Staatsidee in Schillers Dramen' behandelt: im Sturm und Drang der ersten Periode bäumt sich der Freiheitstrieb der Natur auf gegen die geschichtlichen Ordnungen. Aus der pessimistischen und gegenwartsfeindlichen Stimmung weiß der Dichter keinen andern Ausweg als die Abkehr von allem Geschichtlichen in der Rückkehr zur Natur und zum Genuß ihrer Harmonie.

Aber den Glückseligkeitsstandpunkt überwindet der Dichter in der 'Resignation'; an die Stelle des bloß niederreißenden Strebens tritt in der zweiten Periode die Bejahung ethischer Werte, deren Realisierung der Dichter im 'Kühnen Traumbild eines neuen Staates' von einer besseren Zukunft erhofft. Der einzelne hat für die Verwirklichung dieses Ideals sein Leben einzusetzen.

Wenn aber Schiller nun eine solche Unterordnung des Individuums unter die Idee verlangt, dann muß er auch von den 'alten, engen Ordnungen' nunmehr anders denken wie zur Zeit der Räuber. Kuberka

weist darauf hin, wie sie für Wallenstein und Demetrius zur Tragik werden, wie an die Stelle des Weltbürgertums im Don Karlos das Vaterland in der Jungfrau und im Tell tritt, wie Schiller die Realisierung der Staatsidee nunmehr im modernen Nationalstaat sieht.

Die 'Gedankenlyrik' im 2. Kapitel zeigt die Rückkehr zur Natur während der ersten Periode in dem Genuß der natürlichen Regungen von Freundschaft und Liebe, in denen das Individuum seine Harmonie vertieft in einen Zusammenhang mit dem absoluten Urgrund aller Dinge. Es ist die Zeit der 'Theosophie des Julius' in den 'Philosophischen Briefen'.

Die zweite Periode bringt dann die Bejahung ethischer Werte, z. B. im 'Lied an die Freude' Aber Kuberka bemerkt, daß der Dichter in dieser Periode von einer optimistischen Geschichtsbetrachtung bald zu einer elegischen Auffassung fortgeschritten sei, indem er sich in den 'Göttern Griechenlands' zu einem Ideal der Vergangenheit vorwiegend ästhetischen Charakters zurückfand. Aber der optimistische Zukunftsglaube, aus dem heraus er in den 'Philosophischen Briefen' das Kapitel 'Aufopferung' schreibt, entreißt ihn auch als Künstler dieser gegenwartsfeindlichen Stimmung und legt ihm die Frage vor nach der Bedeutung der Kunst im Dienste der Erziehung des Menschengeschlechts. Diese Frage beantworten 'die Künstler' dahin, daß sie der Kunst zunächst eine propädeutische, dann aber auch eine krönende Stellung zuweisen, da sie dem Menschen das Absolute, das seinem Erkenntnisstreben verborgen bleibe, im Gewande der Schönheit nahebringe.

Kuberka bemerkt hierzu, daß sich aber dann für Schiller die Frage erhebe, welchen selbständigen Wert gegenüber der Kunst dann noch das Erkenntnisstreben habe. Diese Frage nach der Möglichkeit einer wissenschaftlichen Erkenntnis behandeln die 'Philosophischen Briefe' schon im Kantischen Sinne unter dem Einfluß Körners. So zeigt Kuberka, wie Schiller mit dieser Frage schon beim Kritizismus angekommen ist. Unter dessen Einfluß verwirft die 'kritische Ideendichtung' jede transzendente Erkenntnis und macht die metaphysischen Realitäten zu Postulaten der praktischen Vernunft. Auf ethischem Gebiet habe dann nach Kuberkas Meinung Schiller Kant weitergebildet, dadurch daß er über den Dualismus von Pflicht und Neigung die Harmonie stellt und die sittliche Vorbildlichkeit eines solchen natürlichen Zustandes preist, der dem Genie angeboren sei und höher stehe als die erworbene Tugend. Dann aber habe Schiller doch wider den Dualismus als den einzigen sittlichen Zustand hingestellt und über diese Dissonanz seinen dichterischen Schmerz geäußert.

Ähnlich gibt Kuberka im Kapitel 'Kritizismus' Schillers ethischen Standpunkt wider. Zunächst betone Schiller den Dualismus, dann aber sei ihm 'die schöne Seele' ein höheres sittliches Ideal, das er sogar aus einem erworbenen zu einem angeborenen Zustand mache, womit er es freilich jedes sittlichen Verdienstes entkleide. Kuberka spricht auch hier von einem Weiterbilden der Kantischen Ethik, betont aber doch zugleich wider, daß Schiller doch immer den Dualismus als höchstes sittliches Prinzip hingestellt habe.

Diesen Dualismus habe Schiller dann erst auf ästhetischem Gebiet

überwunden. Er tut es in der 'kritischen Ideendichtung' im 'Ideal und Leben' und in seinen reiferen ästhetischen Schriften. Im Schönen ist auch das Sinnliche frei, im Gefühl des Schönen die Totalität des Menschlichen im Spiel. Kuberka weist darauf hin, wie Schiller durch die Definition des Schönen als der 'Freiheit in der Erscheinung' den vollendetsten Ausdruck für den Kantischen Gedanken der Synthesis der theoretischen und praktischen durch die ästhetische Vernunft gefunden hat.

Das 5. Kapitel behandelt den Freundschaftsbund von Schiller und Goethe, findet in der Unterscheidung von Realismus und Idealismus zwar notwendige Gegensätze, sieht aber doch bei näherer Betrachtung in der Vereinigung der realen und idealistischen Komponenten die Grundlage jedes in künstlerischem Sinne vollendeten Werkes. Nun tut das die Kunst nach Kuberka dadurch, daß sie die Realität der Dinge an sich, die der Erfahrung verborgen bleibt, im Symbol der Schönheit uns sinnlich darstellt. Damit ist die Kunst das Symbol absoluter Welterkenntnis. Kuberka kommt in diesem Zusammenhang zu einer Verteidigung des Chores in der Braut von Messina.

Wir sind den gedankenvollen Ausführungen Kuberkas bis hierhin gern gefolgt, aber an diesem Punkt wird wohl mancher einen Widerspruch wagen. Es ist die Stellung Kuberkas zum Absoluten, zum 'Ding an sich'. Freilich bestimmt diese Auffassung die ganzen Ausführungen Kuberkas, aber an diesem Punkt ist sie entscheidend. Wir möchten behaupten, daß Kuberka bei einer anderen Auffassung des Kantischen 'Ding an sich' manche Unklarheit hätte vermeiden, manchen Widerspruch Schillers auf seine inneren Gründe zurückführen und die Durchführung seines Gedankens noch überzeugender gestalten können.

Wir möchten nur noch auf einiges hinweisen. Auch für Kuberka verleihen allein die Gesetze des Denkens dem 'Gegebenen' der Wahrnehmung Objektivität, machen es damit zum Gegenstand der Erfahrung. Das 'Gegebene' der Wahrnehmung wird also erst durch das bestimmende Denken zur Realität erhoben. An sich ist es ein noch völlig Unbestimmtes, nur Materie, die in der Formung des Denkens zum Inhalt wird.

Auch Schiller faßt die Form in diesem Sinne als Formung. Und so hat Schiller unserer Ansicht nach an verschiedenen Stellen die Unklarheit überwunden, in der Kuberka stecken bleibt, wenn er nun doch wider dem Denken 'Etwas' gegeben sein läßt, das durch das Denken nur geordnet wird, seine Realität aber in die Gegebenheit des 'Ding an sich' gründet, so daß dann schließlich, wie Kuberka annimmt, die Erkenntnis eine Wechselwirkung zwischen Denken und Sein ist. Für uns ist das 'Ding an sich' nur, um mit dem Kant der nachgelassenen Schriften zu reden, das Ideale der Zusammensetzung, d. h. es ist als solches die ewige Aufgabe für das bestimmende Denken, am Unbestimmten von Bestimmung zu Bestimmung fortzuschreiten, um es in der Totalität der Bedingungen in die Totalität der 'Erfahrung' zu realisieren. Damit hat Kant für uns die Realität eines 'Ding an sich' hinter und über der 'Erfahrung' endgültig beseitigt. Dann aber hat die Kunst keine andere Realität zu symbolisieren als die der Erfahrung, des Gesetzmäßigen in

der Erfahrung. Ihr bleibt kein Absolutes aufgespart. In dieser Erkenntnis überwindet unserer Meinung nach Schiller die so gefährliche Theorie des schönen Scheins: Die Kunst hat nicht eine andere Wirklichkeit neben der Wirklichkeit der Erfahrung, sondern sie hat mit der Wirklichkeit der Erfahrung übereinzustimmen und diese zur Wahrheit zu erheben, indem sie die Gesetzmäßigkeit ihrer Erscheinungen zur Anschauung bringt. Schiller mußte darum von der Flucht ins Absolute zurück zum Studium der Natur, wollte er ein wirklicher Künstler werden. Diese Erkenntnis trieb ihn nach unserer Meinung zu Goethe. In der Arbeit an dieser Aufgabe ist er gestorben. Die Einführung des Chores aber ist noch keine Lösung. Die Ideen des Dramas werden nicht dadurch in Anschauung umgesetzt, daß sie von einer sinnlich lebendigen Masse ausgesprochen werden.

So möchten wir den Hauptwert auf die Wandlung legen, die Schiller dem Absoluten gegenüber durchgemacht hat. Im Absoluten suchte der Künstler Schiller die Harmonie, die ihm das Leben nahm. Es hätte vielleicht von Kuberka stärker darauf hingewiesen werden können, wie sich aus der Anschauung, die der jugendliche Schiller unter dem Einfluß von Leibniz von dem Absoluten hatte, als Folge das Glückseligkeitsideal des konsequenten Individualismus ergab. Dieser Individualismus ist unhistorisch, wie die Dramen jener Zeit zeigen.

Mit der 'Resignation' wird dann der Individualismus gebrochen bis zur Forderung der 'Aufopferung' im Dienst ethischer Werte. Die Menschheit tritt an die Stelle der Natur. Aber noch glaubt der Dichter an die Existenz des Ideals. 'Das Traumbild eines neuen Staates' ist ihm nicht Idee für die Entwickelung der Wirklichkeit, sondern eine erhoffte bessere Wirklichkeit an Stelle der alten. Wir möchten nicht, wie Kuberka es tut, diese Betrachtungsweise schon historisch nennen. Das zeigt sich auch in dem historischen Unrecht, das vom dramatischen Standpunkt aus unserer Meinung nach dem König Philipp im Don Karlos geschieht. So ist es denn auch nicht, wie Kuberka annimmt, eine Inkonsequenz, wenn der Dichter gleichzeitig den Verlust dieses existierenden Ideals, das der nach Harmonie verlangende Künstler im Griechentum zu sehen glaubt, in den 'Göttern Griechenlands' beklagt. — Auch diesmal entreißt das Ethos den Dichter dieser Flucht ins Ideal. Hat es ihn das erste Mal in das Menschengeschlecht hineingestellt, so stellt es ihn erst jetzt in die Geschichte hinein. Und zwar ist es die 'Idee der Erziehung des Menschengeschlechts', die auch ihn wie viele andere nicht los ließ. Für diese Erziehung wird das Ideal ewige Aufgabe, als erreicht lebt es nur im Gefühl, während der Wille ewig auf ein Sollen gerichtet bleibt und nie im Sein zur Ruhe kommt.

So lange Schiller an eine Existenz des Ideals in der Wirklichkeit glaubt, bleibt er in Konflikt mit der Ethik. Die Wirklichkeit unterliegt der ethischen Wertung, ihrem Sein tritt sie als Sollen entgegen. Diesen Dualismus betont auch Schiller. Gibt es aber auch ein Sein, das dem Ideal schon genügt, so gilt dieses für die ethische Wertung als höherer sittlicher Zustand. Und ebenso selbstverständlich ist, daß dieser Zustand, weil in ihm die Sittlichkeit unmittelbare Natur ist, wegen dieser Unmittel-

barkeit aus einem erworbenen ein angeborener Zustand wird, der 'das knechtische Geleit der Pflichten' verschmähen kann.

Diese Unklarheit wird erst mit der Einsicht beseitigt, daß es kein sittliches Übertreffen der Pflicht, sondern nur ein ästhetisches Übertreffen gibt. Das Problem der schönen Seele, und das hätte Kuberka betonen müssen, ist also kein ethisches, sondern ein ästhetisches Problem und findet erst als solches seine endgültige Formulierung. In der Welt der Wirklichkeit wird das Schöne nicht Existenz als ein sittlicher Zustand, vor dem der Wille zur sanften Neigung wird; seine Existenz liegt allein im Gefühl:

'In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.'

Und damit sichert sich gegenüber der Ethik die Ästhetik ihre Selbstständigkeit. Diese allmähliche Loslösung der Ästhetik von der Ethik vor allem im 'Erhabenen' gehörte auch zu einer erschöpfenden Behandlung des vorliegenden Themas. Schiller hatte ja immer schon, auch während er noch die Harmonie sittlich faßte, den Dualismus für sie vorausgesetzt. Sobald nun die Harmonie sich im Gefühl realisiert und der Ästhetik zugesprochen wird, tritt die Voraussetzung des ethischen Dualismus noch unbeanstandeter in ihre Rechte. Damit wird die Ethik zu der einen Voraussetzung der Ästhetik. Da nun aber das Schöne als 'Freiheit in der Erscheinung' formuliert wird, so wird die andere Voraussetzung die Natur. Das heißt: Die logische und ethische Richtung des Bewußtseins werden zu Voraussetzungen der Ästhetik; im Gefühl des Schönen ist ihnen dann die Richtung auf das Objekt genommen, und sie sind nur als Bewußtseinskräfte im Spiel. In diesem Spiel der Kräfte aber ist der ganze Mensch lebendig.

In dieser Richtung ließen sich vielleicht die Ausführungen des vorliegenden Werkes vervollständigen und an einigen Punkten, die etwas im Unklaren bleiben, klären. — Aber auch so bleibt das Buch, wie der Leser wohl aus der Besprechung entnehmen wird, recht anregend und empfehlenswert. Es führt durch die Übersichtlichkeit seiner Anlage und die systematische Durchführung der Gedanken rasch mitten in den Werdegang der Schillerschen Probleme.

Lichtenrade b. Berlin. Theodor Feigel.

Die pseudo-xenophontische ΑΘΗΝΑΙΩΝ ΠΟΛΙΤΕΙΑ. Einleitung, Übersetzung, Erklärung von Ernst Kalinka (Sammlung wissenschaftlicher Kommentare zu griechischen und römischen Schriftstellern). Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1913. gr. 8. V u. 324 S. 10 *M*.

Das rege Interesse, das die Altertumswissenschaft der unter Xenophons Namen überlieferten Ἀθηναίων Πολιτεία besonders in den siebziger und achtziger Jahren entgegenbrachte, schnappt unmittelbar darauf plötzlich ab. Kein Wunder; die überraschenden Papyrusfunde, Aristoteles, Bakchylides, Menander, haben die kleine Schrift in den Hintergrund ge-

drängt. Bis dahin durfte sie sich über Vernachlässigung nicht beklagen; und so arg, wie es der Hg. im Vorwort in fast poetisch gefärbten Ausdrücken schildert, ist es ihr nicht ergangen. Die Ἀθ. Πολ. ist das erste Stück aus dem Xenophoncorpus gewesen, das eine dieses Namens würdige kritische Ausgabe erhalten hat; der Hg. selbst hat das Problem der Textgeschichte eingehend bearbeitet und sich von seiner früheren Überschätzung des Mutinensis zu richtigeren Anschauungen durchgerungen. Mit Konjekturen ist die Schrift allerdings stark heimgesucht worden, aber dies Schicksal teilt sie mit anderen Autoren, wie z. B. Sophokles. Überdies: wo einmal Konjekturen notwendig sind — und daß der Hg. auch dieser Ansicht ist, erweist der Text der vorliegenden Ausgabe —, da schadet ein Übermaß von Vorschlägen nicht, weil sich schließlich doch die Spreu vom Weizen sondert. Man kann auch nicht sagen, daß die λέξις der Schrift unberücksichtigt geblieben wäre; abgesehen davon, daß wir dem Hg. selbst einen vortrefflichen Wortindex verdanken, muß zugegeben werden, daß die Literatur zur Ἀθ. Πολ. auf diesem Gebiete mehr von dankenswerten Beobachtungen und Anregungen zutage gefördert hat, als sonst im Durchschnitt den griechischen Texten zuteil geworden ist. Richtig ist es, daß über die διάνοια im einzelnen und über die διάθεσις und den σκοπός im allgemeinen sehr viel gemutmaßt worden ist, was heutzutage als verfehlt oder gegenstandslos angesehen werden muß; aber wenn, um mit dem Hg. zu sprechen, 'die widerspenstige zerzaust und zerfetzt und vergewaltigt' worden ist (im Griechischen würde mit dem Geschlecht das Bild sich erheblich verschieben), so sind das eben überwundene Methoden und Theorien, die heute ebensowenig mehr in der Mode sind, wie Krinoline und Tournüre. Was vollends die vielfach widersprechende Verwertung der positiven Zeugnisse betrifft, so liegt das an dem ganz eigenartigen Charakter des Werkchens und ich kann mir nicht vorstellen, daß es um ein Haar anders damit stünde, wenn es uns im Jahre 1914 durch einen Papyrusfund beschert würde. Es gibt kaum eine unter den außergewöhnlich zahlreichen und leider ebenso zerstreuten Veröffentlichungen zur Ἀθ. Πολ. — das Literaturverzeichnis füllt beim Hg. vier engbedruckte Seiten —, die nicht irgend etwas Beachtenswertes böte. Hier war der der Altertumswissenschaft, wie jedem historischen Wissenszweige, anhaftende Unsegen, daß man die ältere Literatur nicht so abschütteln kann, wie es der Medizin und den Naturwissenschaften gegönnt ist, nachgerade zur Qual geworden; das hat jeder empfunden, der sich mit der Schrift beschäftigt hat, und am meisten, wer sie akademischen Übungen zugrunde gelegt hat. Wenn der Hg. nichts anderes getan hätte, als uns eine mechanische Zusammenstellung des bisher Geleisteten, eine Variorumausgabe zu liefern, müßten wir ihm Dank wissen. Er hat aber weit mehr geleistet. Man findet bei ihm die Ansichten der Vorgänger nicht nur in knappen und klaren Referaten dargelegt — was an und für sich schon eine Kunst ist —, sondern auch in pragmatischen Zusammenhang gebracht, das Wichtige und Bedeutungsvolle herausgehoben und in die richtige Beleuchtung gestellt, ohne das eigene Urteil des Lesers vorgreifend zu beeinflussen. Außerdem ist über das ganze

Buch eine Fülle neuer Ergebnisse ausgestreut, die sich zwischen den Grenzen des nüchternsten Beweisexempels einerseits und der rein subjektiven Hypothese anderseits bewegen. Die Eigenart der *Ἀθ. Πολ.* zeigt eben auch darin, daß sie den Bearbeiter zwingt, zu ihr in ein persönliches Verhältnis zu treten und seine eigene Persönlichkeit stärker zum Ausdruck zu bringen, als es anderswo der Fall ist. Kirchhoff hat an ihr die kritischen Grundsätze ausgebildet, die er später an der Kranzrede und am Hesiod zur Anwendung brachte; bei Faltin, Wachsmuth, Müller-Strübing und anderen läßt sich gleiches beobachten. Auch der Hg. hat sich dieser Ananke nicht entziehen können und er wird gewärtig sein müssen, neben vielfacher lobender Zustimmung, die er vollauf verdient, auch gelegentlichen Widerspruch zu erfahren. Dieser allgemeine Eindruck, den sicherlich jeder bei der ersten Durchsicht des Buches empfangen wird, bestätigt sich auch bei eingehenderer Prüfung im einzelnen, zu der ich mich jetzt wende, soweit es der Raum und der Charakter des Buches gestatten.

Die 57 Seiten lange Einleitung zerfällt in vier Abschnitte. Der erste ('Entstehungszeit') legt als gesicherte zeitliche Grenzen die Jahre 430 und 424 fest; für den Versuch einer genaueren Datierung, die nach der Ansicht des Hg. stets Vermutung bleiben muß, ist ihm nur der 'Komödienparagraph' (II 18 *κωμῳδεῖν δ' αὖ καὶ κακῶς λέγειν τὸν μὲν δῆμον οὐκ ἐῶσιν κτλ.*) maßgebend. Er bezieht diese Stelle auf den Prozeß, den Kleon gegen Aristophanes wegen des 426 aufgeführten Babylonier anstrengte, und der, wie er vermutet, nur zu einer milderen Bestrafung, zu einem 'Denkzettel' für den Dichter geführt haben wird. Also ist die Schrift nach der Aufführung der Babylonier und vor den Rittern (Anfang 424) verfaßt; dann kann sich II 13 (Besetzung geeigneter Küstenpunkte, von denen aus *ἔξεστιν ἐνταῦθα ἐφορμοῦσι τοῖς τῆς θαλάττης ἄρχουσι λωβᾶσθαι τοὺς τὴν ἤπειρον οἰκοῦντας*) nicht auf Kythera (Mitte 424) beziehen. Im Gegensatze zu anderen Forschern legt der Hg. auf diese letztere Stelle kein großes Gewicht, da sie sich nicht auf ein bestimmtes Ereignis datieren läßt, auch nicht auf Sphakteria (Mitte 425), 'weil es sich damals um etwas ganz anderes handelte als *λωβᾶσθαι τοὺς τὴν ἤπειρον οἰκοῦντας*' (so nach Busolt). Doch möchte ich bemerken, daß sich mir gerade die Stelle des Thukydides (IV 3), wo Eurymedon und Sophokles dem auf die Besetzung und Befestigung von Pylos dringenden Demosthenes antworten *πολλὰς εἶναι ἄκρας ἐρήμους τῆς Πελοποννήσου, ἣν βούληται καταλαμβάνων τὴν πόλιν δαπανᾶν*, mit der oben angeführten der *Ἀθ. Πολ.* zu berühren scheint. Denn das 'Verzetteln und Schwächen der Kräfte Athens' (*τὴν πόλιν δαπανᾶν*) bei Thukydides schließt den Gegensatz 'anstatt den Feinden wirksamen Schaden zu tun' in sich; während die *Ἀθ. Πολ.* bloß das Programm im Allgemeinen angibt, geht Demosthenes' Absicht auf eine Erweiterung, nämlich auf die Schaffung einer Flottenstation als Stützpunkt für Verheerung der feindlichen Küste. Die von ihm deshalb dringend gewünschte *ἐπιτείχισις* aber kann nur unter dem Schutze einer zeitweiligen 'Blokade' durch athenische Schiffe oder doch eines 'Vorankergehens' — nur so und nicht mit 'landen', wie es

der Hg. tut, darf ἐμφορμεῖν übersetzt werden — vor sich gehen. Ein Widerspruch zwischen den beiden Stellen besteht also nicht und das würde ja auch zu der Datierung passen, die der Hg. aus anderen Gründen empfiehlt und der ich durchaus beistimme. Daß zwischen Thukydides und der Ἀϑ. Πολ. Übereinstimmungen bestehen, die nicht auf bloßem Zufall beruhen können, hebt der Hg. selbst S. 233 hervor (s. auch weiter unten). — Im zweiten Abschnitte ('Person des Verfassers') werden die positiven Zuweisungsversuche, besonders an Kritias, überzeugend zurückgewiesen und konstatiert, daß mit Sicherheit der Verfasser nur als Athener und Oligarch bezeichnet werden kann und daß die Schrift schon den Alexandrinern für xenophontisch galt. Hierbei wird auch das vielbesprochene Zeugnis des Diogenes Laertios über die Verwerfung der Λακ. Πολ. durch Demetrios Magnes erörtert und dem Wortlaute nach gedeutet, ebenfalls mit Recht; daß Demetrios schon Vorgänger gehabt haben könnte ('Kallimachos Πίνακες?'), halte ich freilich für ausgeschlossen. — Der dritte Abschnitt ('Komposition') rechnet zuerst mit den früheren Versuchen (mechanische Beschädigung durch Ausfall und Verschiebung, Dialog, Interpolation, Exzerpt, Konzept) kurz ab, um dann, im wesentlichen an einen älteren Aufsatz des Hg. anschließend, den zusammenhängenden Gedankengang und die stilistische Verknüpfung der einzelnen Teile zu erörtern. Neu ist der S. 26 versuchte und ansprechend durchgeführte Nachweis, daß die vielfach lockere, ja mangelhafte Disposition, die unsere Schrift übrigens mit anderen Erzeugnissen aus der selben und auch aus späterer Zeit teilt, nicht auf individuelles Ungeschick des Verfassers, sondern hauptsächlich darauf zurückzuführen sei, daß die Abfassung in eine Zeit fällt, in der die Gorgianische Kunst sich noch nicht vollständig durchgesetzt hatte.

Den breitesten Raum nimmt der vierte Abschnitt ('Literarische Stellung der Schrift') ein, der zugleich auch die Tendenz des Ἀϑ. Πολ. behandelt. Von Anfang an merkt man, wie der Hg. sich hier zu einem besonders schwierigen Waffengange sorgfältig rüstet, wie er vorsichtig und bedächtig einen Schritt um den anderen vorwärts tut, freilich um dann zuletzt die Position sozusagen im Sturmschritt zu nehmen. Nach einem kurzen Überblick über die politische Schriftstellerei des 5. Jahrhunderts und über die bisherigen Auffassungen unserer Schrift — die Ausführung ist hier fast ganz in die Anmerkungen verwiesen — legt er als Ausgangspunkt für alle weitere Betrachtung fest, daß alles in der Ἀϑ. Πολ. Gesagte ernst zu nehmen und als Kundgebung eines Oligarchen an Gesinnungsgenossen aufzufassen sei. Der Endzweck dieser Kundgebung ist kein praktisch agitatorischer, sondern eine im Geiste der damaligen Sophistik unternommene 'ἀπόδειξις und ἐπίδειξις', deren Verfasser jedoch nicht selbst berufsmäßiger Sophist gewesen sein kann. Die Ἀϑ. Πολ. mag eine beim Symposion einer oligargischen Hetärie vor athenischen und fremden Oligarchen (vermutlich während eines der großen Feste) als Antwort auf die vorhergegangene Rede eines Intransigenten gehaltene Stegreifrede sein, die vielleicht stenographisch aufgenommen und in privaten Abschriften verbreitet wurde. Den Verfasser denkt sich der Hg. als einen Edelmann von vielseitiger Bildung und

angesehener Stellung innerhalb seiner Partei, aber nicht als einen führenden Geist, sondern, unbeschadet seiner weltmännischen Formgewandtheit, als einen 'Mann des Mittelmaßes und der Kompromisse', der an sich kein tieferes Interesse beanspruchen kann, so hoch auch heutzutage der Wert seiner Rede angeschlagen werden muß. Man ist erstaunt, sich plötzlich vor dieses Resultat gestellt zu sehen, und findet es nicht leicht, dazu Stellung zu nehmen. Daß es nur eine Vermutung ist, betont der Hg. selbst; also wäre es auch nur eine billige Tautologie, seine Ansicht als nicht erweisbar (als *une pure rêverie*, wie Croiset von der Dialoghypothese sagte) kurz abzuweisen. Überzeugend scheint mir, daß die Ἀθ. Πολ. auf eine andere, höchst wahrscheinlich, daß sie auf eine ganz einseitig oligarchisch gefärbte Darstellung des selben Gegenstandes Bezug nimmt oder geradezu antwortet. Fragen wir uns sodann, bei welcher Gelegenheit zwei (und warum nicht auch mehr?) solcher Reden gehalten, bzw. geschrieben sein konnten oder gehalten gedacht werden konnten, so muß man ja zugeben, daß ein freundschaftlicher Briefwechsel oder eine literarische Polemik (für beides bietet sogar die Dichtung Analogien) nie ganz ausgeschlossen werden kann; aber ebenso, daß sich das Symposion ganz ungezwungen als Antwort darbietet. Wir nähern uns damit wider der Dialoghypothese, wenn auch nicht in der Form, wie Cobet und Wachsmuth es sich vorstellten. Von hier aus aber spalten sich die Möglichkeiten neuerdings; und mir wenigstens scheint, wenn man schon Vermutungen äußern darf, weit näher als die Annahme einer nachgeschriebenen Stegreifrede der Gedanke an ein literarisches Werk zu liegen, in dem die athenische Staatsverfassung und innere Politik durch verschiedene Persönlichkeiten von verschiedenen Gesichtspunkten aus in der Form eines Agon beleuchtet wurde. Der uns erhaltene λόγος wäre dann ein zusammenhängendes Stück aus einem der ältesten griechischen Dialoge, einem Dialoge natürlich nicht im Sinne des durch Platon auf Sokratischem Unterbau ausgebildeten Kunstgattung, sondern jener roheren Versuche und Würfe, wie sie Hirzel im ersten Abschnitt seines Werkes zeichnet. Ich scheue auch nicht vor der Annahme der Möglichkeit zurück, daß die einzelnen λόγοι dieses Agons tastende Versuche des εἰς τὸν χαρακτῆρά τινος γράφειν waren, vielleicht sogar mit Zuhilfenahme dialektischer Färbung; hat die alte Komödie auf der Bühne so charakterisiert, warum soll die Prosa sich dieses Mittels nicht auch frühzeitig bedient haben? Thukydides hat das Werk benützt, vielleicht noch als Ganzes; zum mindesten ist diese Auffassung ebenso zulässig, wie die vom Hg. vertretene (S. 233), daß bei beiden 'eine wirkliche Rede des Perikles nachklingt' (über Platon s. weiter unten). Sein Fortsetzer Xenophon hat sich daraus ein ihn besonders interessierendes Stück abgeschrieben, das unter seinem Nachlasse gefunden und ihm selbst beigelegt wurde — für die schon von den Alexandrinern akzeptierte Zuweisung des Stückes scheint mir diese Erklärung noch immer die plausibelste. Das Werk selbst ist über die Grenzen Attikas möglicherweise gar nicht hinausgekommen und jedenfalls früh verloren gegangen; das kann niemand wundernehmen, der daran glaubt, daß auch andere Erzeugnisse der politischen Schriftstellerei jener Zeit uns durch

ihre Nachwirkung zu erschließen sind (S. 110). Von der Beibringung analoger Fälle aus alten und neuen Zeiten darf ich wohl absehen.

Auf weniger schlüpfrigem Boden stehen wir bei der Beurteilung der Textgestalt, für die uns die editio minor (Wien 1898) des Hg. einen willkommenen Anhaltspunkt bietet. Die Ausdehnung und Anlage des Apparates ist hier und dort im wesentlichen die gleiche, nur daß jetzt an einigen Stellen Inkorrektheiten bezüglich der Priorität von Konjekturen u. dgl. beseitigt sind, so I 11 (68, 10), II 1 (72, 9), III 6 (80, 17), 7 (80, 24 sq.). I 13 (68, 23) vermisse ich in beiden Ausgaben den Hinweis darauf, daß *καὶ τριηραρχοῦσιν*, das *C* nach *πλούσιοι* hat, schon Leonclavius vor *καὶ γυμνασιαρχοῦσι* ergänzt hat. Andere Vermutungen statt der früher bevorzugten sind aufgenommen I 14 (70, 1) *χρηστοὶ* Heinrich, statt *ἰσχυροὶ* Kalinka; III 5 (80, 13 sq.) *⟨παρα⟩στρατ⟨ηγ⟩ίας* Kalinka, statt *ἀστρατείας* Brodaens; 11 (82, 15) *ὃ [μ]ὲν* Madvig, statt *τοῦτο μὲν ὃ [μ]ὲν* Kalinka (*τοῦτο μὲν C, ὃ μὲν AM*). Zur Überlieferung ist der Hg. zurückgekehrt I 1 (64, 1) *δὲ*, früher [*δὲ*]; I 10 (68, 6) *βέλτιον*, früher *βελτίων* Brodaens; III 6 (80, 20) *ὑπάρχουσιν*, früher *ἐπαρχοῦσιν* Leonclavius; II 17 (76, 26 sq.) steht jetzt die handschriftliche Lesart *ἢ ὑφ' ὅτου ἀδικεῖ* mit Stern im Text, früher *ἢ ὑφ' ⟨. . . ἢ ὑφ'⟩ ὅτου, ἀδικεῖ* Karl Schenkl. Weit größer ist die Zahl der Stellen, an denen die früher festgehaltene Überlieferung jetzt aufgegeben erscheint: I 5 (66, 9 sq.) [*ἡ*] *ἀμαθία* ⟨— *ἡ*⟩ Kalinka; 13 (68, 23) ⟨*μὲν*⟩ Zeune; II 4 (72, 24) *παραβοηθῶν*] *παραποιήσων* Kalinka; 6 (74, 4) *εὐθηνούσης*] *εὐθενούσης* Dindorf; ib. (74, 5) *ἀφικνεῖται* ⟨*ὧν ἡ νοσοῦσα δεῖται*⟩ Kalinka; 7 (74, 8) *ὅ τι* ⟨*τ'*⟩ *ἐν* Kalinka; ib. (74, 10) *ἠθροῖσται*] *ἠθροισθαι* Voß (?); 12 (74, 28 sq.) *ἢ* vor *οἵτινες* umgestellt Kalinka; 17 (76, 30) [*τὰ*] Kalinka; III 4 (80, 9) *Προμήθ[ε]ια* Kalinka (I 3 = 64, 21 *ὠφελ[ε]ίας* ohne Bemerkung im Apparat); 5 (80, 13) *διαδικάσαι*] *δὲ* F. Portus (es sollte *δὲ δικάσαι* heißen!); 7 (80, 25) *ἧττον*⟨*δὲ*⟩ Kalinka; 9 (82, 4) [*μὲν*] Madvig, [*δὲ*] Schmidt. Als neue konjekturale Lesungen müssen auch zwei Fälle angesehen werden, in denen der Hg. Worte, die nur in *C* erhalten sind, zwar wie früher aufnimmt, aber sie jetzt an anderer Stelle einfügt, nämlich I 13 (68, 23 s. oben), wo *καὶ τριηραρχοῦσιν* vor *πλούσιοι* und II 5 (72, 30 sq.), wo *οὐ δ'ἂν μὴ ᾖ, μὴ ἀποβῆναι* nach *ἀποβῆναι* nicht nach *τῆς γῆς*, wie in *C*, im Texte erscheint. Sonst ist der Hg. gegenüber *C* im ganzen jetzt noch zurückhaltender als früher: nur das ehedem II 16 (76, 20) verworfene *ὑπῆρχεν* ist jetzt aufgenommen — abgesehen von dem Orthographicum *ἐ[ι]σβάντες* I 20 (72, 6) —, dagegen sind I 6 (66, 14) *ἦν* ⟨*ἂν*⟩; 11 (68, 13) *δέδοικεν*; II 2 (72, 13) *θάλασσαν* (und ebenso II 6, 7, 11); 11 (74, 24) *πρὸς*; III 11 (82, 15) *τοῦτο* jetzt aus dem Text verschwunden. Außer den in den Text gesetzten Konjekturen sind nur äußerst wenige in den Apparat aufgenommen, die übrigen im Kommentar verzeichnet (wo sie auch besprochen werden), allerdings nicht vollständig; so fehlt z. B. zu III 13 (82, 26) Castalios *ἢ πράττειν*, das mir zum mindesten nicht schlechter erscheint als das ⟨*μηδὲ τὰ δίκαια*⟩ *πράττειν* des Hg und in jedem Falle das Verdienst hat, zuerst auf eine Lücke des Textes hingewiesen zu haben; so hätte

auch III 12 (82, 21) Kirchhoffs *ὀλίγους μέντοι τινάς*, gegen das doch im Kommentar, wenn auch nicht *ὀνομαστί*, polemisiert wird, ohne besondere Raumverschwendung erwähnt werden können. In der technischen Handhabung der Textkritik habe ich nichts zu bemerken, außer daß ich I 2 (64, 14 wo in *AC* *τῷ κλήρῳ*, in *M* *τῷ νῦν κλήρῳ* (*ῦν κ* auf Rasur) überliefert ist, während im Kommentar (S. 99) bemerkt ist: 'Das *νῦν*, das *M* einschiebt, kann nicht eine willkürliche Zutat sein; denn es ist so schwer verständlich, daß die von *M* abhängigen Handschriften großenteils *τῷ νῦν κλήρῳ* in das hier erst recht sinnlose *τῷ ναυκλήρῳ* geändert haben' das Raisonnement des Hg. nicht verstehe. Ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß auch in *M* ursprünglich *τῷ ναυκλήρῳ* (das im kritischen Apparat nicht fehlen darf) stand und daß die Apographa teils vor, teils nach der Korrektur aus *M* abgeleitet sind?

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß die Anschauungen des Hg. über die Textesüberlieferung der *Ἀθ. πολ.* seit der ersten Ausgabe von 1898 manche Wandlungen durchgemacht haben, wenn schon zu berücksichtigen ist, daß es sich damals mehr um einen Text in usum scholarum academicarum handelte, jetzt um die Grundlage für einen erklärenden Kommentar, woraus sich vielleicht das Bedürfnis nach einer konsequenter durchgeführten Diorthose und daher auch die weitergehende Aufnahme von Konjekturen erklärt. Auf die eine oder andere Stelle komme ich noch zurück.

In der Übersetznng hat es sich der Hg., wie er im Vorwort erklärt, zum obersten Grundsatz gemacht, sich dem Original möglichst nahe zu halten; denn, sagt er, da die *Ἀθ. πολ.* kein Kunstwerk ist, muß man sich hüten, in der Übersetzung ein solches anzustreben, das Holprige abzuschleifen, die Sprünge verkleistern zu wollen. Immerhin bleibt auch das noch eine sehr schwierige Aufgabe, mit deren Lösung man es sicherlich nicht allen, möglicherweise keinem wird recht machen können. Wie weit man im Anschluß an das Griechische gehen darf, wird immer eine Sache subjektiver Entscheidung bleiben. I 8 *εἴη μὲν οὖν ἂν πόλις οὐκ ἀπὸ τοιούτων διαιτημάτων ἡ βελτίστη, ἀλλ' ἡ δημοκρατία μάλιστ' ἂν σῴζοιτο οὕτως* übersetzt der Hg.: 'Mag nun ein Staatswesen zwar nicht . . . den Anspruch erheben können . . ., so mag doch die Volksherrschaft am ehesten auf diese Weise erhalten werden.' Soll der Parallelismus gewahrt werden, so muß nach meinem Empfinden 'können' im zweiten Gliede hinzugesetzt oder im ersten weggelassen werden. III 8 heißt es von den Festen, die die Athener jährlich feiern: *ἀλλ' ἐγὼ μὲν τίθημι ἴσας τῇ ὀλιγίστας ἀγούσῃ πόλει*, was der Hg. mit 'aber ich will sie nur gleichsetzen der Stadt, die am wenigsten begeht' übersetzt. Aber 'gleichsetzen' ist doch etwas anderes als 'gleich ansetzen', was mir hier passender erschiene. Der Austriazismus 'kleinweise' für *κατὰ μικρόν*, das etwas stark landschaftlich gefärbte 'halt' für *ἄρα* sind mir, offen gestanden, nicht sympathisch. Aber auch objektiv genommen halte ich eine vollständig getreue Widergabe für undurchführbar. Schon die Partikel *δέ* widerstrebt; man vergleiche z. B. den Urtext I 11:

> *ὅπου δ' εἰσὶ πλούσιοι δοῦλοι, οὐκέτι ἐνταῦθα λυσιτελεῖ τὸν ἐμὸν δοῦλον σὲ δεδιέναι. ἐν δὲ τῇ Λακεδαίμονι ὁ ἐμὸς δοῦλος σὲ δεδοίκει. ἐὰν δὲ δεδίῃ ὁ σὸς δοῦλος ἐμέ κινδυνεύσει κτλ.*

mit der Übersetzung des Hg.:

> Wo es aber einmal reiche Knechte gibt, da lohnt es nicht mehr, daß mein Knecht sich vor dir fürchte, w i e in Lakedaimon, wo mein Knecht tatsächlich sich vor dir fürchtete; d e n n wenn sich einmal dein Knecht vor mir fürchtet, wird er immer Gefahr laufen usw.

Über den ungemein ausführlichen und — was sich nicht immer damit deckt — sehr inhaltsreichen Kommentar hier in auch nur einigermaßen vollständiger Weise Bericht zu erstatten, ist, wie leicht verständlich, ausgeschlossen. Wollte ich alles, was der Hg. richtig und treffend gesagt hat, nach Verdienst würdigen, so müßte ich den allergrößten Teil des Kommentars abschreiben; und die Widerlegung dessen, womit ich nicht einverstanden bin, würde, da die Aufstellungen des Hg. stets sorgfältig durchdacht und begründet sind, ebenfalls einen sehr beträchtlichen Raum beanspruchen. Ich muß mich also darauf beschränken, einige allgemeine Gesichtspunkte zu berühren und mein Urteil durch ein paar Beispiele zu belegen, die ich größtenteils aus Erfahrungen entnehme, wie ich sie bei meinen Seminarübungen gesammelt habe. Bei derartigen Kommentaren liegt eine große Schwierigkeit darin, daß der eine Benützer bei gelegentlichem Nachschlagen gleich an der betreffenden Stelle Aufklärung erwartet und es ungerne sieht, wenn er von Verweisung zu Verweisung geschickt wird, während der andere Zusammenfassung gleichartiger Dinge verlangt; eine weitere darin, daß an einer und der selben Stelle oft sehr verschiedene Interessen zu befriedigen, sprachliche, stilistische, literarhistorische, antiquarische Probleme zu lösen sind, wobei das Neben- oder Nacheinander nicht gleichgültig ist. Der Hg. hat diese Klippen mit großem Geschick zu vermeiden gewußt. Ohne sich an ein Schema zu binden, geht er doch in der Regel von der Form des Gedankenausdruckes aus, die ja für das Verständnis gerade unserer Schrift von der größten Bedeutung ist und bleibt. Hierbei bedient er sich häufig der deutschen Paraphrase, z, B. I 10 *οἰηθεὶς*] er kam auf den Gedanken, erhielt den Eindruck; vielleicht wäre ‘verfiel in den Irrtum’ noch entsprechender. Auch hätte manchmal Umschreibung durch das Griechische sich mit Nutzen anwenden lassen; so hat ein Mitglied des Seminars das gleich darauf folgende *τὸν Ἀθηναῖον* kurz und treffend durch *τὸν ⟨ἀεὶ ἀπαντῶντα⟩ Ἀθηναῖον* erklärt. Daß der Hg. mit Vorliebe bei der Feststellung von Gedankenzusammenhängen gelehrtes Beiwerk tunlichst vermeidet und gewissermaßen an den gesunden Menschenverstand appelliert, wird man nur billigen können, wenn auch so manches verschiedene Auffassungen zuläßt. Zu I 1 *τοῦτ' ἀποδείξω* bemerkt der Hg. (S. 89) ‘Der Gegensatz zu *οὐκ ἐπαινῶ* ist unleugbar schief’ und beantwortet die Frage, warum der Begriff des *ἐπαινεῖν* hier nicht zum Ausdruck kommt, folgendermaßen: ‘Es galt, den Edelleuten, auf die das Ganze berechnet war, nicht von vorneherein durch ein Bekenntnis der Zustimmung zur athenischen Verwaltung die Laune zu verderben.’ Nun, um das ‘Bekenntnis’ sich herumzudrücken, wäre in diesem Fall ein vergebliches Bemühen gewesen; es wird aber genügend eingeschränkt, wenn man die *ἀπόδειξις* bloß für das *ὡς εὖ*

(d. i. *καθὰ βούλονται, κατὰ γνώμην*) *διασῴζονται τὴν πολιτείαν*, woran sich das folgende *καὶ τἄλλα διαπράττονται* in einer logisch nicht allzu streng (etwa *τἄλλα πάντα*) zu pressenden Bedeutung anschließt, gelten läßt und *τοῦτ'* betont (das, nur das und nicht mehr). In solchen Unterstellungen psychologischer Motive scheint mir der Hg. etwas sehr weit gegangen zu sein; S. 90 haben wir wider 'Scheu vor einem Bekenntnis', S. 95 'Versüßung einer bitteren Pille', S. 103 'eine kleine Bosheit' usw. Typisch dafür ist S. 97, wo als Grund der Nichterwähnung des Trierarchen unter der Schiffsbemannung angeführt wird, daß der Eindruck der vom Redner unternommenen Beweisführung 'durch die Ablenkung der Aufmerksamkeit auf die Trierarchie, die den Anteil des athenischen Adels an der Marine verkörperte, nur geschwächt worden wäre'. Ist es wirklich glaublich, daß unter den zuhörenden athenischen Oligarchen auch nur ein einziger dem Redner auf diesen Leim gegangen und nicht vielmehr durch die Nichterwähnung der Trierarchie erst recht aufmerksam geworden wäre? Die Trierarchen sind natürlich unter die gleich darauf erwähnten *γενναῖοι* und *χρηστοί* einbezogen. Auch Platon nennt sie in den *Νόμοι* IV 707 a (beiläufig bemerkt, einer Stelle, die sich dermaßen mit der unsrigen deckt, daß man kaum an eine bloß zufällige Übereinstimmung denken kann) nicht ausdrücklich, aber so weit sie überhaupt in betracht kommen, hört jeder hier wie dort den Gegensatz heraus. — I 3 (*ἀλλ' ἐᾶν τοὺς δυνατωτάτους ἄρχειν*) sieht der Hg. (S. 104) in den *δυνατώτατοι* unzweifelhaftig richtig nicht die Fähigsten (Wachsmuth), sondern die Vermögendsten. Ob es aber nötig ist, den Sinn des Satzes in den Gedanken zu zwängen 'nur Reiche vermögen die Auslagen, die eine sachgemäße, unbeirrt selbstlose und daher erfolgreiche Führung dieser Ämter erfordert, zu bestreiten,' ein Gedanke, der der Wachsmuthschen Auffassung doch wider ein Hinterpförtchen öffnet, ist mir sehr fraglich. Es liegt hier wohl nur die beliebte Vollständigkeit des gegensätzlichen Ausdruckes vor, die den Griechen, wenn er sagt 'das ist weiß', so gerne hinzusetzen läßt 'aber (und) nicht schwarz'. Das Hauptgewicht ist auf *ἐᾶν* zu legen: das Volk ist in diesem Falle 'so gnädig', auch den Reichen Ämter zu überlassen, weil es ihm zum Vorteil gereicht. — Ebenda *μισθοφορίας ἕνεκα καὶ ὠφελίας εἰς τὸν οἶκον*. 'Natürlich ist mit *ὠφ. εἰς τὸν οἶκον* nicht dasselbe gemeint, wie mit *μισθοφορία*, sondern persönliche Vorteile anderer Art, wie Verpfleggelder, Speisung im Prytaneion, Bestechungsgelder'. So der Hg. (S. 106). Der *μισθοφορία* jeden Nutzen *εἰς τὸν οἶκον* abzusprechen, ist gewagt; zum mindesten mußte man gelten lassen, daß hier, wie oft im Griechischen, ein Einzelfall vor dem Allgemeinbegriff hervorgehoben wird. In Wahrheit bildete aber die *μισθοφορία* die regelmäßige Grundlage für den Lebensunterhalt des 'kleinen Mannes' in Athen, das Übrige kam nur sehr ausnahmsweise in betracht; *καὶ ὠφελία* ist also 'und der (sich daraus ergebende) Nutzen'. I 5 hat der Hg. selbst *ἡ ἀπαιδευσία καὶ ἡ ἀμαθία* ganz richtig als die Unmöglichkeit teuren Unterricht zu bezahlen und die dadurch bedingte Unwissenheit gefaßt und dies durch die Umstellung des Artikels nach *ἀμαθία* vortrefflich zu schärferem Ausdruck gebracht (freilich vorausgesetzt, daß die folgenden äußerst schwierigen Worte

nicht an einer stärkeren Verderbnis leiden). — I 8 ἡ δημοκρατία μάλιστ' ἂν σῴζοιτο οὕτως· ὁ γὰρ δῆμος βούλεται οὐκ εὐνομουμένης τῆς πόλεως αὐτὸς δουλεύειν κτλ. Der mit γὰρ eingeleitete Satz soll (S. 116) als Begründung zu den unmittelbar vorhergehenden Worten nicht passen, sondern eine weitere Ausführung und Bekräftigung des ganzen vorhergehenden mit οὐκ ἀπὸ τοιούτων beginnenden Satzes sein (die Stelle ist oben S. 56 ausgeschrieben). Ich sehe die Notwendigkeit nicht ein. γάρ kann sich ganz wohl auf δημοκρατία und was damit unmittelbar zusammenhängt, beziehen; denn es ist eben 'das, was das Volk will'.

Mitunter erfordert die Deutung einer Stelle möglichst präzise semasiologische Fassung eines Wortbegriffes, wobei man der Stützung durch Parallelstellen nicht entraten kann. II 9 θύουσιν οὖν δημοσίᾳ μὲν ἡ πόλις ἱερεῖα πολλά. ἔστι δὲ ὁ δῆμος ὁ εὐωχούμενος. Den Sinn hat der Hg. (S. 206 f.) vortrefflich in die wenigen Worte zusammengefaßt: 'Staatsopfer heißt es und Volksfütterung ist es'. Aber um zu diesem Resultat zu kommen, muß man auch das 'heißt es' mit dem Nebenbegriff des 'der (äußeren) Form, dem Buchstaben nach' irgendwo unterbringen. Dazu verhilft uns eine Thukydidestelle, II 65: οἱ δὲ δημοσίᾳ μὲν τοῖς λόγοις ἐπείθοντο . . ., ἰδίᾳ δὲ τοῖς παθήμασιν ἐλυποῦντο. Hier ist das, was offiziell, z. B. durch ein ψήφισμα, für alle verbindlich gemacht werden sollte, zu dem, was jeder für sich faktisch tat, durch die Worte δημοσίᾳ und ἰδίᾳ in deutlichen Gegensatz gebracht. Allerdings steht nicht bei Ps.-Xenophon ἔστι δὲ ἰδίᾳ ὁ δῆμος ὁ εὐωχούμενος da. Aber ἰδίᾳ steht gleich im folgenden (II 10), während jetzt δημοσίᾳ fehlt: Selbst von den Reichen sind nur ganz wenige in der Lage, für ihren eigenen Gebrauch (ἰδίᾳ hier in etwas abweichender Bedeutung) γυμνάσια, λουτρά, ἀποδυτήρια zu erbauen. Wie macht es nun der Demos? δημοσίᾳ (so muß man ergänzen) baut er derlei Dinge für die Allgemeinheit; in Wahrheit aber für sich selbst (αὐτὸς αὑτῷ οἰκοδομεῖται ἰδίᾳ παλαίστρας, ἀποδυτήρια, λουτρῶνας). Die vom Hg. auf den Gegensatz zwischen γυμνάσιον und παλαίστρα (S. 209 ff.) aufgebauten Folgerungen des Hg. scheinen mir etwas allzuweit zu gehen. — Auch manches andere aus dem Wortschatze Ἀθ. Πολ. wäre der Berücksichtigung oder einer eingehenderen Untersuchung wert gewesen So das seltene λωβᾶσθαι (II 13), dessen Bedeutung und Gebrauch schon den alten Grammatikern gelegentlich Kopfzerbrechen verursacht hat (vgl. Schol. Soph. Antig. 54 λωβᾶται βίον] ἀφανίζει, ἀπόλλυσιν); oder οἶκος (I 3) im Sinne von 'Haushaltung' oder 'Haushaltungsbilanz' (vgl. Xenoph. Oec. I 5 πάντα τοῦ οἴκου εἶναι ὅσα τις κέκτηται und Boeckhs Index zur Staatshaushaltung). Oder καταπίπτειν (I 9: ἀπὸ τούτων τοίνυν τῶν ἀγαθῶν τάχιστ' ἂν ὁ δῆμος εἰς δουλείαν καταπέσοι), was ebenfalls in übertragener Bedeutung ein recht rares Wort ist, zumal mit εἰς (außer unserer Stelle nur zweimal bei Platon, und εἰς ὕπνον bei Philostratos; mit πρός bei Jos. Flav. A. J. II 16, 1 und Plut. Cons. ad. Apoll. 116 D, mit ἀπό bei Socr. Epist. I, 12, mit ἀπό und ἐπί bei Demetr. περὶ ἑρμ. 50 an einer von Radermacher als interpoliert ausgeschiedenen Stelle).

Was sprachlich 'möglich' oder nicht, was 'hart' oder nicht ist, spielt bei der Erklärung der Ἀθ. Πολ. nicht selten eine große Rolle.

III 12 φημί τινας εἶναι, οἳ ἀδίκως ἠτίμωνται, ὀλίγοι δέ τινες erscheint der Nominativ dem Hg. (S. 312) 'hart'. Aber Kühner-Gerth II 419 f. gibt Beispiele in genügender Zahl. — II 6 ὥστε ἐκ τῆς εὐθενούσης (γῆς) ἀφικνεῖται τοῖς τῆς θαλάσσης ἄρχουσιν ist ihm ἀφικνεῖται 'ohne Subjekt unverständlich' (S. 194). Ein Beleg wie Xenoph. Hell. I 3, 20 ἐπεὶ αὐτοῖς παρεσκεύαστο scheint mir das Gegenteil zu beweisen; ἀφικνεῖται ist an unserer Stelle im Sinne von ἐπεισάγεται oder ἐπεισέρχεται zu fassen; sogar der Dativ der handelnden Person fehlt nicht. Die Skepsis des Hg. fällt hier umsomehr auf, als er an der ganz singulären und unbelegbaren Konstruktion am Schlusse von I 5 als an einer 'altertümlich ungelenken Verbindung nicht zu rütteln wagt' (S. 110). Hingegen nimmt er I 3 ὁπόσαι μὲν σωτηρίαν φέρουσι τῶν ἀρχῶν χρησταὶ οὖσαι καὶ μὴ χρησταὶ κίνδυνον τῷ δήμῳ ἅπαντι eine Deutung an, die mir bedenklich erscheint, indem es (S. 100) in den ἀρχαί nicht 'die Ämter in abstracto', sondern 'die persönlichen Vertreter der einzelnen Ämter' sieht. Aber ist σωτηρίαν oder κίνδυνον φέρειν wirklich eine zulässige Ausdrucksweise für Personen des Alltagslebens (wie es ja für sachliche Begriffe ohne weiteres zugegeben ist)? Von Göttern sagt man wohl σωτηρίαν διδόναι, von Prometheus σ. πορίζειν (Platon Prot. 332 b), vom toten Hektor, der bereits ins Dämonische entrückt, darf Andromache (Eurip. Troad 753) φέρων σωτηρίαν sagen; von Menschen wird dergleichen nur in ganz hochpoetisch gespannter Diktion gebraucht, wie Eurip. Med. 915 (ἔθηκε σωτηρίαν, aber hier alte gleichberechtigte Variante προμηθίαν) und Herakliden 1045 (σ. κατεργάσασθαι). Es wird sich also doch empfehlen, ἀρχαί als die Ämter und χρησταὶ οὖσαι = εὖ ἀρχόμεναι zu fassen.

Auch sachliche Parallelen können mitunter passend herangezogen werden. Daß die Anfangsworte der Schrift Περὶ δὲ τῆς τῶν Ἀθηναίων πολιτείας keinen direkten syntaktischen Zusammenhang mit dem Hauptsatz οὐκ ἐπαινῶ haben, sondern außerhalb der ganzen Periode stehen, hebt der Hg. (S. 84) mit Recht hervor, ohne jedoch dafür Analogien beizubringen. Es ist indessen schwerlich gleichgiltig, daß sich hier ein deutlicher Anklang an älteren Urkunden —, oder wenn man will, Kanzleistil geltend macht, der auch dem Hg. für die Entwicklung der älteren Prosa und die Stellung der Ἀθ. Πολ. innerhalb dieser Entwicklung nicht gleichgiltig ist. Der Hg. hat selbst bezüglich des folgenden ἐπεὶ ταῦτα ἔδοξεν αὐτοῦ auf die staatsrechtliche Tragweite des ἔδοξεν aufmerksam gemacht. Man vergleiche Dittenb. Syll.[2] 561 Ἔδοξε Κνιδίοις· γνώμα προστατᾶν· περὶ ὧν τοὶ Βάκχοι ἐπῆλθον, ὅπως ἁγνεύηται τὸ ἱαρὸν . . ., μὲ ἐξῆμεν usw. Ähnliches trifft man in den Beschlüssen von Magnesia am Mäander (Nr. 98 und 100 = Ditt. Syll.[2] 553 und 552); in der Mysterieninschrift von Andania ist dergleichen schon zu regelrechten Kapitelüberschriften oder Summarien (Περὶ τῶν διαφόρων, Περὶ τᾶς κράνας) erstarrt. Lebendig ist es aber im älteren römischen Kanzleistil: *De Bacanalibus, quei foideratei esent, ita exdeicendum censuere* (später treten dafür regelrechte Nebensätze mit *quod* ein, während die griechischen Ausfertiger die περὶ-Konstruktion beibehalten). Nebenbei sei bemerkt, daß hier wie im vorhergehenden ταῦθ' ἑλόμενοι der Plural des Neutrums

der adverbialen Bedeutung sehr nahe kommt, wodurch sich die S. 88 erwähnten Bedenken wegen des Numerus am einfachsten erledigen, und daß ich den Satz ἐπεὶ . . ἔδοξεν weder dem Sinne noch der Konstruktion nach für dem folgenden Aussagesatz untergeordnet halten kann; es handelt sich hier nicht um eine Sprachpedanterie, sondern um einen eklatanten Fall von Unbeholfenheit in der logischen Satzanordnung.

Ich will diese Anzeige nicht schließen, ohne meiner Überzeugung Ausdruck zu geben, daß Kalinkas Ausgabe nicht nur Alles bisher Erstrebte und Erarbeitete in mustergiltiger Weise zusammenfaßt, sondern auch einen neuen Abschnitt in der Behandlung eines der wichtigsten Schriftwerke des klassischen Altertums einleitet.

Graz. Heinrich Schenkl.

Lysias' Reden gegen Eratosthenes und über den Ölbaum, herausgegeben und erklärt von Ernst Sewera. 2. Aufl. Leipzig und Berlin (B. G. Teubner). 1912. 42 u. 58 S. 1,20 ℳ.

Die Sammlung, der unsere Ausgabe angehört, führt den stolzen Titel 'Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben' und will laut Programm nicht nur den Schülern der oberen Gymnasialklassen, sondern auch angehenden Philologen, sowie Freunden des klassischen Altertums, zunächst zu Zwecken privater Lektüre, verläßliche und die neuesten Fortschritte der philologischen Forschung verwertende Texte und Kommentare griechischer und lateinischer, von der Gymnasiallektüre selten oder gar nicht berücksichtigter Meisterwerke darbieten. Dabei scheint zunächst an österreichische Verhältnisse gedacht zu sein, denn in Preußen spielt der Begriff 'Privatlektüre' kaum noch eine Rolle; die Eratosthenesrede aber pflegt bei uns häufig in der Sekunda als Klassenlektüre gewählt zu werden, um so mehr, als sie sich ausgezeichnet mit Xenophons Hellenica II verbinden läßt. Seltener oder gar nicht wird allerdings heute περὶ σηκοῦ gelesen werden. Besondere Vorzüge habe ich an dieser Ausgabe, an die ich mit ziemlich hohen Erwartungen heranging, nicht entdecken können. Sie ist nicht besser, allerdings auch nicht schlechter als die landläufigen Kommentare, die sonst benutzt und empfohlen werden: ein dringendes Bedürfnis war sie jedenfalls nicht.

Der Textband ist mit dem Bilde des Lysias (im Neapler Museum) geschmückt, über welches sich einige Notizen Bd. II S. 10 finden. Der Text selbst ist übersichtlich durch Überschriften der einzelnen Teile gegliedert. Am Rande stehen kurze orientierende Inhaltsangaben, die für die Privatlektüre gewiß zweckmäßig sind, sich aber für Schultexte nicht empfehlen. Am Schlusse sind die Abweichungen des gebotenen Textes von dem Texte des Cod. Palatinus auf vier Seiten notiert. Der Druck ist gut.

Bd. 2 gliedert sich so. Lysias' Leben und Werke (S. 1—10), Einleitung zur Eratosthenesrede (S. 10—17), Inhaltsangabe dieser Rede (S. 17—20), Kommentar dazu (S. 21—41), Einleitung zu περὶ σηκοῦ (S. 42—44), Inhaltsangabe dieser Rede (S. 44—46), Kommentar dazu (S. 47—53) und Wörterverzeichnis (S. 55—58), das Vokabeln mit

Stellenangabe bringt, also der Präparation dient, aber viel Bekanntes enthält wie: *ἄθλιος, ἀκριβής, ἀναβιβάζω, ἄχθομαι, διαλλάττω, ἐπιδημέω, θαρραλέος, μηνύω, μισθόω, πλάττω, ταφή* u. a. Ein Verzeichnis der Eigennamen fehlt; dafür sind die Eigennamen in dem Kommentar ausreichend erklärt. Im Kommentar sind der Übersichtlichkeit wegen die Übersetzungen mit deutschen, die Erklärungen mit lateinischen Buchstaben gedruckt.

An Einzelheiten und Kleinigkeiten, die der Besserung bedürfen, habe ich folgendes notiert.

Gleich auf S. 1 steht ein stilistisch anfechtbarer Satz: 'Sein großer Wohlstand, der nebst einem ansehnlichen Besitze in einer Schildfabrik bestand.' Wie kann Wohlstand in einer Fabrik bestehen? Auf S. 3 und 31 findet sich die unschöne Wendung: 'nach eingetretener Ruhe'. S. 13 wird mit Bezug auf athenische Verhältnisse von einer 'Proskriptionsliste' gesprochen. S. 15, wo von Theramenes gehandelt wird, sollte auch das Urteil des Xenophon und Aristoteles stehen, das erst im Kommentar S. 31 zu finden ist. S. 28 (§ 40) ist die Erklärung von *ὅσαπερ ὑμῶν* unklar, ebenso S. 29 (§ 47) die von *παρέβαινον (οὐκ ἄν)*, wo es heißt: 'während sie . . . übertreten.' Unklar ist S. 30 (§ 50), was zu *ὅπως* gesagt ist. Falsch sind in dem selben Paragraphen einige Notizen über Theramenes. Amphipolis hat Hagnon gegründet (vgl. Thukydides (IV 102). Hagnon war Mitglied der *πρόβουλοι* im Jahre 413 (nicht 411), wozu unser § 65 mit den Kommentarnotizen zu vergleichen ist. S. 32 (§ 57) = *αἰτίαν λαβόντες* 'weil sie beschuldigt wurden', nicht 'weil sie . . . schuld waren.' S. 33 in § 59 muß der Name des Monats Karneios heißen, nicht Karneio*n*. S. 33 (§ 62) wird *πυνθάνομαι* besser mit 'ich höre' übersetzt als mit 'ich weiß.' S. 33 (§ 63) wird *προσποιεῖσθαι* am besten gegeben mit 'so tun, als ob'. S. 34 (§ 64) ist *ἀναφερομένας* = 'begründet werden' doch allzu frei widergegeben. S. 50 (§ 24) ist die Übersetzung 'insofern als' dem *ὅσῳπερ* nicht gerecht geworden. Druckfehler finden sich S. 37 (§ 78) in dem Worte *ὑπὲρ* und S. 38 (82) in *παρ' ὧν*.

Berlin. H. Gillischewski.

Paul Povalla, Prosopographie der Lakedaimonier bis auf die Zeit Alexanders des Großen. Dissertation, Breslau 1913, i. Komm. b. Max & Cp. 172 S.

Der Verfasser dieser von Cichorius angeregten tüchtigen Dissertation hat sich durch seine Arbeit um die Geschichte der Lakedaimonier ein unbestreitbares Verdienst erworben. Mit Recht wird in der Einleitung bemerkt, das durch die sich stetig mehrenden Quellenfunde ein erfolgreiches Forschen ohne größere Nachschlagewerke nur mit vieler Mühe möglich ist. Zu solchen Werken gehören in erster Linie prosopographische Arbeiten. Im Bestreben, einen Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe zu liefern, hat der Verfasser schon vor Jahren mit der Sammlung des Materials für eine vollständige Prosopographie der Lakedaimonier begonnen. Im Vorstehenden hat P. nur einen Teil der spartanischen Geschichte zum Gegenstand seiner Arbeit gemacht, und zwar hat er als untere Grenze die Zeit Alexanders des Großen gewählt. Für diesen



Zeitabschnitt ist es P. ermöglicht worden, noch vor der Drucklegung seiner Arbeit die damals noch nicht erschienenen, inzwischen von Kolbe herausgegebenen Inschriften Lakoniens und Messeniens zu verwerten. In der von P. in Aussicht genommenen Gesamtprosopographie der Lakedaimonier werden naturgemäß die inschriftlich bezeugten Personen gegenüber den von den Autoren erwähnten in den Vordergrund treten. Als obere Grenze für sein Arbeitsgebiet gilt dem Verfasser die Rückkehr der Herakliden, die Zeit des Eurysthenes und Prokles. Demnach sind nur jene mythologischen und sagengeschichtlichen Personen zur Behandlung gelangt, welche die Alten selbst in die Zeit nach Eurysthenes und Prokles setzten. So werden unter Nr. 499 in dem Artikel über Lykurgos, welchen P. entsprechend dem heutigen Stande der Forschung nicht als historische Persönlichkeit betrachtet, die verschiedenen Nachrichten über die Person und die Gesetzgebung des Mannes zusammengestellt und gewürdigt.

Bei der eigenartigen Stellung, welche die Spartiaten im Staate der Lakedaimonier einnehmen, war es erforderlich, die nachweisbaren Spartiaten herauszuheben. Alle Spartiaten, sei es daß sie in der Überlieferung ausdrücklich so bezeichnet sind oder daß sie als Mitglieder der Königshäuser genannt werden oder aber als Beamte mit politischen Befugnissen erscheinen, müssen naturgemäß Spartiaten gewesen sein. Diese hat P. durch Sperrdruck kenntlich gemacht. Hinsichtlich des lakonischen Heeres liegen die Dinge nicht so einfach, sofern ein größerer Teil der spartanischen Heeresmacht aus Periöken bestand und demnach es auch eine ganze Anzahl periökischer Offiziere gab. Hier ist P. dem Grundsatz gefolgt, als Führer von Spartiaten nur einen Spartiaten für zulässig zu erachten. Somit werden die Polemarchen als die Führer der fünf Moren stets als Spartiaten betrachtet, ebenso die Befehlshaber der Reiterei, die Hipparmosten oder Hipparchen.

In der vorliegenden Prosopographie gelangen 815 Personen, Männer und Frauen, zur Behandlung. Das Werk ist nach dem Vorbild der Prosopographia imperii Romani und der Prosopographia Attica des Referenten angelegt. Neben prosopographischen Angaben unter gewissenhafter Anführung der Quellen werden auch historische Probleme erörtert, bisweilen mit besonderer Ausführlichkeit; vgl. Nr. 219 *Δαμώνων*, 482 *Λέων*, 689 *Τελευτίας*, 709 *Τυρταῖος*, 759 *Χειρικράτη*). Die Sprache ist überall klar und verständlich, doch würde sich oftmals kürzere Fassung empfehlen. So müßten die Eigennamen innerhalb eines Artikels nur mit dem Anfangsbuchstaben erwähnt werden. Um einige Beispiele für knappere Fassung zu geben, würde Nr. 15 für 'im darauffolgenden Winter' zu schreiben sein 'Winter 419/8', unter Nr. 256 für 'Er kommandierte als Nauarch des Jahres 391/0' einfach 'Nauarch 391/0', unter Nr. 18 für 'Diese Ansicht dürfte nach Wilamowitz' Interpretation Hermes 32, 252 endgültig abgetan sein' würde ich setzen 'Dagegen mit Recht Wilamowitz Herm. 32, 252'. Auch bei den Zitaten kann gekürzt werden; für 'Indeich, Kleinasiatische Studien' (Nr. 181) ist zu schreiben 'Iudeich Kleinasiat. Stud.', für 'Nepos Timotheus' (Nr. 9) 'Nep. Timoth.'. Vor allen Dingen aber möchte ich dringend empfehlen, einem jeden Artikel

vorne mit einer Zahl zu versehen, wie das in den älteren prosopographischen Werken üblich ist, nicht nur immer die fünfte Nr. Durch letztere Praxis wird nicht allein das Zitieren erschwert, sondern es ist mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß falsch zitiert werden wird.

An Einzelheiten ist zu bemessen, daß auf S. 26, 38 und öfter für 'Naop' und 'Naopen' zu schreiben sein wird '*ναοπνιός*' und '*ναοποιοί*'. Unter Nr. 107 muß es 'Pomtow' heißen anstatt 'Pompton'. Zur Zeit des Antalkidasfriedens (Nr. 97) ist zu vergleichen *δρπ*² 28. Belsch Gr. Gesch. II 216, 1.

Am Schluß der Arbeit werden die Fragen, welche die beiden spartanischen Königshäuser betreffen, unter Beigabe von Stammbäumen mit Sachkunde und gesundem Urteil behandelt.

Berlin. Joh. Kirchner.

F. Leo, Geschichte der römischen Literatur. 1. Band: Die archaische Literatur. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1913. Lex. 8. 496 S. 12 *M*., geb. 15 *M*.

Nur mit Wehmut wird der Philologe diesen Band in die Hand nehmen, mit noch tieferer ihn aus der Hand legen. Denn wem es noch nicht klar war, daß niemand so wie F. Leo berufen war, uns eine wirkliche Geschichte der römischen Literatur zu schenken, der wird es nach der Lektüre dieses Buches einsehen, das leider ein Torso geblieben ist. Es führt die Darstellung bis etwa zu Ciceros Geburtsjahre; ein Kapitel über die Poesie der sullanischen Zeit, das sich im Nachlasse fand, ist im letzten Hefte des Hermes veröffentlicht worden.

Leo hat dem Bande keine Vorrede mitgegeben, und so muß man aus dem Buche selbst erschließen, auf was für Leser es berechnet ist. Offenbar hat Leo nicht an den engeren Kreis der Fachgenossen gedacht: das zeigen ohne weiteres die beigegebenen Übersetzungen, aus Plautus, Terenz, Ennius, Cato usw. Das zeigt auch die breit angelegte Darstellung, die sich bemüht, auch dem Laien metrische Vorgänge wie die Schöpfung der scenischen Metrik und Prosodie durch Livius Andronicus klar zu machen, die aber namentlich die welthistorische Bedeutung, welche die Übernahme der griechischen Literatur durch die Römer gehabt hat, eindringlich einzuprägen versucht. Denn das ist das zentrale Problem, um das dieser ganze Band gruppiert ist: jede Einzelheit, die zur Klärung dieses Vorganges beitragen kann, ist wichtig und wird in ihrer Wichtigkeit von Leo gebührend hervorgehoben. Aber wenn das historische Interesse im Vordergrunde steht, so tritt darüber das ästhetische nicht zurück, wie es sich bei einem so feinsinnigen Literaturkenner wie Leo von selbst versteht; nicht bloß die römischen Schriftsteller erhalten eine umfassende Würdigung, sondern wo es nötig erscheint, auch die griechischen Vorbilder: man kann über die alexandrinische Literatur und die neuere Komödie bei Leo ausgezeichnete und feine Bemerkungen lesen. Von moderner Literatur ist nur das Wichtige zitiert, ohne oder doch nur mit latenter Polemik, wie sie allein diesem vornehmen Buche ansteht. In den Anmerkungen steht freilich vieles, was nur der Fachmann verstehen und würdigen kann: hier steckt eine Fülle von wertvollen Anregungen, mit denen die Forschung sich auseinandersetzen

muß. Hier ist freilich auch am ehesten Anlaß zum Widerspruch, wie er überhaupt nicht ausbleiben kann, wo ein spärliches und lückenhaftes Material mit allem Aufgebot von Scharfsinn zum Reden gezwungen wird.

Ich will nur einen Punkt von grundsätzlicher Bedeutung hervorheben. Leo behandelt sehr eingehend die Vorbedingungen für das Aufkommen einer Literatur in Rom. In dem lehrreichen Kapitel 'Recht und Rede' steht ein Abschnitt 'Vorliterarische Rhetorik.' Leo hatte im zweiten Heft seiner Analecta Plautina (Göttingen 1898) gezeigt, daß schon in den Scipionengrabschriften, dann aber besonders bei Naevius, Plautus usw. Wortspiele und Figuren eine große Rolle spielen. Wenn es in der alten Inschrift heißt: *honc oino ploirume cosentiont* . . *duonoro optumo fuise viro*, so sind in einem Satze zweimal die Begriffe antithetisch nebeneinander gestellt. Bei Plautus fällt das deshalb auf, weil seine attischen Vorbilder nichts davon hatten[1]). Da die Annahme, daß Naevius und Plautus rhetorischen Unterricht genossen haben, bedenklich ist, so konstruiert Leo einen Zusammenhang mit der sizilischen Rhetorik, die über Unteritalien auf Rom gewirkt habe, und scheint anzunehmen, daß jener pointierte Redestil in Latium allgemein üblich gewesen sei. Das ist aber nicht wahrscheinlich, schon deshalb nicht, weil die ältere Prosa sich dieser Mittel nicht bedient. Man wird also doch auf den Einfluß der griechischen Rhetorik zurückkommen, der nicht gerade über Lehrmeister gegangen zu sein braucht, die in Rom wirkten.

Von den Übersetzungen, die alle feinsinnig sind, scheint mir die aus Plautus der vis comica zu ermangeln. Der ernste und immer streng sachliche Mann, dem wir dieses schöne Buch verdanken, hatte die Fehler seiner Vorzüge, die wir darum nicht minder lieben.

Breslau. W. Kroll.

Briefe des jüngeren Plinius in Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von Dr. Mauriz Schuster. Zweite durchgesehene Auflage. I. Teil: Einleitung und Text 167 S. II. Teil: Kommentar 120 S. Wien F. Tempsky, Leipzig G. Freytag 1913. Geb. 1,50 ℳ u. 1,20 ℳ.

Neben der Auswahl aus den Pliniusbriefen von Kukula (2. Aufl. 1909) hat offenbar auch die vorliegende von Schuster sich ihren Platz in den Schulen erobert, denn bereits nach drei Jahren ist eine neue Auflage notwendig geworden. Daraus ergibt sich die erfreuliche Tatsache, daß die Lektüre der Pliniusbriefe immer mehr Anklang findet. Hat doch auch Harder in sein Lesebuch wenigstens einige aufgenommen. Die vorliegende Auswahl enthält 63 Nummern. Selbstverständlich wird der Lehrer aus diesen für seine Zwecke wider eine Auswahl treffen müssen. Denn, so wünschenswert an sich diese Lektüre ist, zuviel Zeit wird man doch nicht auf sie verwenden können.

Der erste Teil enthält 167 Seiten gegen 130 der 1. Auflage. Von diesen kommen auf den Text reichlich 70. Vorausgeschickt ist Seite 6 bis 25 eine Einleitung, die in zwei Abschnitten 'Leben und Schriften des jüngeren Plinius' und 'der Brief im Altertum' in guter Form alles Nötige

[1]) Sehr bedeutungsvoll ist der Hinweis auf Plautus' Zusammenhang mit der unteritalischen Posse S. 124, 128. Ich hoffe bald darauf zurückzukommen.

bietet. Im Einzelnen weist sie in der 2. Auflage einige Änderungen auf. Erweitert sind die Abschnitte über Ovid, das Datum, die Briefbeförderung, gekürzt vor allem der über den modernen Brief. Meines Erachtens konnte dieser ganz wegfallen. Bemerkenswert im einzelnen ist, daß der Verfasser in dem Briefe des Proitos (Ilias VI, 167ff.) jetzt die Buchstabenschrift für wahrscheinlicher erklärt als die Zeichenschrift.

Der Text weist etwa zwei Dutzend Abweichungen von dem Kukulas und der 1. Auflage auf (zusammengestellt S. 165). Bei dem Zustande der Überlieferung wird sich vielfach eine bestimmte Entscheidung schwer treffen lassen, z. B. IV, 9, 4 ut totius defensionis oder ohne ut; V, 6, 16 concisus oder concisusque; VIII, 6, 5 benevolentiam suam oder ohne suam; VIII, 8, 1 Clitumnum oder Clitumni; IX, 33, 5 invitet revocet oder invitet et revocet.

An den Text schließen sich an: ein kurzes lateinisches und ein griechisches Wörterverzeichnis, sowie ein Verzeichnis der Eigennamen mit Erläuterungen, im ganzen wie in der ersten Auflage, im einzelnen mit mancherlei Erweiterungen. Neu sind zahlreiche Abbildungen von Gegenden (Bajä, Capri, Civitavecchia, Ephesus, Isistempel in Pompeji, Misenum, Vesuv u. a.). Diese Bilder sind im ganzen befriedigend, dagegen die unverändert aus der 1. Auflage übernommenen Köpfe so dürftig, daß sie bei Gelegenheit einer neuen Auflage durch bessere ersetzt werden müssen. In dem den Schluß bildenden Anhang, der in der 2. Auflage neu hinzugekommen ist, werden allerlei 'Altertümer' behandelt: Das römische Haus, die beiden Landhäuser des Plinius, Bäder, Wasserleitungen, Basilika, Circus, Straßen, Schreibgerät, Grabmäler. Alle diese Themata werden durch geeignete Abbildungen in befriedigender oder doch genügender Weise erläutert.

Der 2. Band enthält den Kommentar. Jedem Briefe ist eine Einleitung voraufgeschickt, die alle zu seinem Verständnisse nötigen Voraussetzungen bietet. Der Kommentar selbst ist sehr reich an sprachlichen und sachlichen Erläuterungen, sowie Übersetzungen. Inhaltlich sind diese fast ohne Ausnahme befriedigend, ihre Zahl aber und Ausdehnung scheint mir in nicht wenigen Fällen zu groß zu sein. Vielleicht hat der Verfasser zugleich an die Verwendung seines Kommentars in den Primen der Realgymnasien gedacht. Denn ich will doch hoffen, daß die Durchschnittsprimaner der Gymnasien einer so ausgedehnten Hilfe, wenigstens für die Vorbereitung auf die Klassenlektüre, nicht bedürfen. Anders würde man ja natürlich zu urteilen haben, wenn etwa die Pliniusbriefe lediglich der Privatlektüre überlassen blieben.

Leipzig. Theodor Opitz.

---

1) Poetae Latini Minores post Aemilium Baehrens iterum recensuit Fridericus Vollmer. Vol. II Fasc. 3. Homerus Latinus. Leipzig 1913. B. G. Teubner. IX u. 65 S. kl. 8. 1,20 ℳ.
2) Zum Homerus Latinus. Kritischer Apparat mit Commentar und Überlieferungsgeschichte von F. Vollmer. München 1913. 152 S. 8. Sitzungsber. d. kgl. Bayer. Akad. Philos-Hist. Kl. 1913. Nr. 3.

Ein dünnes Bändchen mit wenig über tausend recht mittelmäßigen lateinischen Versen — aber ein rühmliches Denkmal deutscher Gelehr-

samkeit. 'Für eine neue Ausgabe der Ilias latina des Baebius Italicus habe ich nun rund 15 Jahre gesammelt', so beginnt der Herausgeber in Nr. 2 seinen kritischen Kommentar. Und weiter heißts ebenda: 'Was ich neu hier bringe, ist zunächst ein vollständiger Apparatus criticus mit den Lesarten aller von mir verglichenen Hss. und Ausgaben. Diesen ganzen Apparat im Rahmen der Poetae latini minores zu geben hat offenbar keinen Sinn: dort sollen nur die für die Textkonstitution und die Umrisse der Textgeschichte nötigsten Varianten gebucht werden... dazwischen streue ich zwanglos, aber mit der Absicht alles Wichtige und Wesentliche zu erschöpfen, eine Reihe von kritischen Anmerkungen ein, die einmal meine Recensio begründen, dann aber vor allem die Bedeutung der Varianten für die Textgeschichte festlegen sollen'. Die Darstellung, füge ich hinzu, ist meist in gemütlichem Plauderton gehalten, manchmal humoristisch (S. 46 'Man sieht vergnüglich ...'). Das meiste ist deutsch, aber manche Bemerkungen (namentlich solche zur Handschriftenfrage) dazwischen auch lateinisch (so S. 77 'der Dativ ist falsche Conjectur; der Ablativ steht absolut. cum versu 497 incipit pars servata codicis R'). Da Kritik und Exegese nicht zu trennen sind, so findet man öfter auch wertvolle erklärende Anmerkungen und der Erklärung dienende Parallelstellen. Es leuchtet ein, daß man, um Vollmers Ausgabe voll zu würdigen, diesen Kommentar benutzen muß; er ist geradezu unentbehrlich.

Über die zahlreichen benutzten Handschriften und Ausgaben wird ausführlich Sitzungsb. 1/25, kurz Praef p. IV—VII gehandelt. Baehrens hatte seinen Text in der ersten Auflage auf acht Handschriften gegründet. Seine Angaben werden von Vollmer auf Grund teils neuer Kollationen, teils von Photographieen vielfach berichtigt. Dazu fügt er die Lesarten von sechs weiteren Handschriften, von denen er sagt 'aut denuo aut primus omnes contuli et collationes ad photographa recognovi'. Es ist mir hier recht aufgefallen, welche guten Dienste die Photographie bei dem geringen Umfange der Ilias Latina geleistet hat. Wo es sich um vielmal umfangreichere Werke handelt, steht ihrer Verwendung noch immer der Kostenpunkt im Wege. Das habe ich bei Ovids Metamorphosen erfahren müssen. Außerdem hat Vollmer noch etwa 50 jüngere eingesehen, aus denen gelegentlich Mitteilungen gemacht werden. Hier steht voran der Helmstadiensis 384. Über die editiones veteres der Epitome referiert Sitzungsb. S. 20f. F. Bock. In den Apparat der Ausgabe sind fünf aufgenommen, die zwischen den Jahren 1477 und 1509 liegen. Natürlich gibt Vollmer ihre Lesarten nur in Auswahl.

An der Einrichtung des Textes fällt zweierlei auf. Zunächst ist die Bucheinteilung nach Homer ganz aufgegeben. Das wird Sitzungsb. S. 17f. plausibel begründet. Eingeführt wurden die homerischen Buchzahlen vermutlich erst im Ausgang des Altertums, als 'man im Abendlande noch den griechischen Homer las und des Italicus Arbeit als Schulbuch eingeführt wurde'. Doch sind recht praktisch oben am Kopfe jeder Seite das entsprechende Homerbuch und links bei jedem Verse die Ziffer des entsprechenden Homerverses angegeben. Lateinische Verse, denen bei Homer nichts entspricht, macht ein Obelos kenntlich.

Interessanter noch ist die zweite Änderung. Der vollständige Titel des Gedichtes lautet jetzt Homerus Latinus id est **Baebii Italici** Ilias Latina. Also ein neuer Name des Dichters! Es hat mit der Sache, über die Praef p IV[1] und Sitzungsb. S. 142f. gesprochen wird, folgende Bewandnis. In einer ganz jungen Wiener Handschrift aus saec. XV ex. (cod Vindob lat 3509), die Vollmer selbst (Sitzungsb. S. 16) als für den Text wertlos bezeichnet, hat der Rubrikator dem Texte folgende Überschrift vorgesetzt: *Bebii Italici poetae clarissimi epithome in quatuor viginti libros homeri iliados.* Da nun in der Handschrift das Akrostichon ITALICVS der ersten Verse in keiner Weise kenntlich gemacht ist, der Corrector also dieses wichtige cognomen anderswoher haben muß, so muß er das gentile Baebius aus derselben guten Quelle haben — es wird also ebenfalls richtig sein. Ohne Zweifel ansprechend, vielleicht auch wahr: ich wünsche dem neuen Dichter Baebius ein langes Leben[1])! Aber ich sehe nur nicht, daß Vollmer daraus den zwingenden Schluß gezogen hat: Wenn der Corrector einer jungen Handschrift durch echte Überlieferung etwas wußte, was er nicht im Archetypus finden konnte (in diesem gab es ja bloß die Überschrift *Homerus* oder *Homeri liber*), so kann nicht (vgl. Sitzungsb. S. 141) nur ein einziges Exemplar des Gedichtes auf die Karolingerzeit übergegangen und vervielfältigt sein. Ich leugne gar nicht, daß sehr viel für die Annahme eines in karolingischer Zeit vervielfältigten Archetypus aller unserer Handschriften spricht, vor allem (abgesehn von gemeinsamen Lücken und Verderbnissen, die trügen können) die Tatsache, daß zwischen dem einzigen Citate aus dem Altertume (Statiusscholien) und Ermenrichs Epistel zu Ehren Grimas (um 850) die Epitome nie erwähnt und zitiert wird. Aber mit der Baebiushypothese ist sie unvereinbar; diese würde ja gerade beweisen, daß neben dem sogenannten Archetypus eine andere aus dem Altertume stammende Tradition noch bis in saec. XV hinein lebte. Auch gerät Vollmer oft genug durch die Herleitung aller Handschriften aus seinem Archetypus in unverkenbare Schwierigkeiten. Er muß alle guten Lesarten, die den Handschriften in ihrer großen Mehrzahl fremd sind, für richtige Konjekturen mittelalterlicher Leser oder Schreiber erklären. Wenn z. B. die Citate der Gesta Berengarii (nach 915) auch aus dem Archetypus stammen, so muß v. 479 in ihnen *Cornupedis* durch Konjektur (Interpolation) aus dem in allen Handschriften überlieferten, planen, den Abschreibern gut bekannten *Quadrupedis* gemacht sein. Gewiß sehr unwahrscheinlich. Oder wenn v. 966 fast alle Handschriften (also Vollmers Archetypus) das korrupte *sortemque supremam* bieten, nur die beiden jungen Monacenses *M N iam sorte suprema*, und wenn eben dies richtig ist, so wird es ja ganz konsequent Sitzungsb. S. 12, als 'ohne Zweifel Konjektur' bezeichnet. Aber wer mag das glauben? Gegen diesen Meister der Konjekturalkritik wären Heinsius und Bentley Stümper! Für diese und

---

[1]) Daß der famose Autorname Pindarus Thebanus, den manche Handschriften haben, aus einem Mißverständnisse der auf die griechischen Dichter bezüglichen Worte des Bischofs Benzo von Alba (um 1087) *Pindarus seu Homerus* zurückgeht, vermutet Vollmer Sitzungsb. 143[2] zweifelnd. Mir scheint die Sache ganz sicher.



ähnliche Erscheinungen gäbe es einfachere Erklärungen, wenn man annähme, daß in die Karolingerzeit mehrere Exemplare mit gewissen gemeinsamen Lücken und Verderbnissen kamen.

Unter den Baehrens noch unbekannten und hier zuerst herangezogenen Handschriften gebührt zweifellos (das hat Vollmer Sitzungsb. S. 145 f. trefflich nachgewiesen) der erste Platz einer aus Valenciennes Nr. 448 (W) und einer aus Antwerpen Musée Plantin-Moretus 89 (P), beide aus saec X—XI. Durch sie allein wird uns das echte oder dem echten nahekommende an vielen Stellen erhalten. Beide stammen aus derselben Vorlage und stellen eine besondere Klasse dar, die sich von den andern Handschriften deutlich und scharf abhebt. Weniger überzeugt haben mich die übrigen Einzelheiten des Sitzungsb. S. 150 vorgelegten Stemmas. Hier wird nämlich die zweite, den eben besprochenen PW gegenüberstehende, Klasse in mehrere angeblich immer wider aus je einer Vorlage stammende Gruppen zerlegt. Und da kann ich häufig nicht mit. Die von Vollmer selbst an vielen Stellen zugegebenen Variantenübertragungen aus der einen Gruppe und der einen Handschrift in die andere sind so zahlreich, betreffen so wichtiges, daß es mir (es mag ja eben an mir liegen!) oft unmöglich wird zu unterscheiden, welche Lesarten legitimer, welche illegitimer Fortpflanzung ihren Ursprung verdanken, welche zu dem ursprünglichen Grundstocke gehören und welche spätere, von außen eingedrungene Zutaten sind. Namentlich ist mir trotz des Sitzungsb. S. 148 f. bemerkten zweifelhaft, ob der von Ritschl und Baehrens bevorzugte Erfurtanus 12° 20 (*E*) wirklich in die zweite Klasse und nicht vielmehr (der Tatbestand ist freilich mehrfach durch Kontamination verdunkelt) zur Gruppe *PW* gehört. Entscheidend ist für mich noch immer trotz Vollmers Note (Sitzungsb. S. 34 f.) v. 84 f. Hier sind die Versteile *iuxta petit — congressus (congressibus* im Texte mit Bergk) nur durch *PWE* erhalten, die ganze zweite Klasse macht aus 84 + 85, mit grober Interpolation eines Wortes den Vers *Castraque Myrmidonum praetervolat inde per auras.* Und diese Interpolation fand nach Vollmer auch *E* in seiner Vorlage, holte sich trotz ihres an sich tadellosen Wortlautes und klaren Sinnes statt sie einzusetzen vielmehr die echten Versstücke aus *PW*, ließ dabei aber (man sollte meinen, der Schreiber müßte bei einer so kühnen Operation ganz besonders aufgepaßt haben!) zuerst v. 85 ganz weg und trug ihn hinterher am Rande nach. Wenn diese für mich unglaubliche Prozedur noch durch die Bemerkung empfohlen wird, daß, wenn *E* aus eigener Tradition hier das echte hätte, auch der Leydensis Voss. 8° 89 (*L*), der aus der selben Vorlage stamme, es bieten müsse, so würde ich aus der Tatsache, daß *L* es nicht bietet, lieber schließen, daß er eben nicht aus derselben Vorlage stamme und in Klasse 2 einzureihen sei. Mit *E* steht er allerdings vielfach in Verbindung, aber durch Kontamination. Auch 333 scheint mir die Überlieferung nicht so eindeutig, wie Vollmer meint: *caste PW, caute* Klasse 2, *causte E* (*castae* richtig). Vollmer: 'Ein die Geschichte der Überlieferung recht gut beleuchtender Fehler. Das Richtige stand noch in *PW*, die Vorlage von *E* hatte *caûte*, das heißt also die Variante aus *PW* zugefügt.' Besser erklärt sich alles, wenn in der gemeinsamen Vorlage von *PWE caûte*

stand, *E* dies nachahmte, *PW* die Korrektur richtig verstanden. Gegen Abstammung von *EL* aus einer Vorlage sprechen übrigens viele Stellen. Vgl. 420 *plangit E. plaudit L*, 463 *humi E humo L*, 527 *fraudis subiit E fraudisque subit L*, 575 *bellum E acies L*, 712 *fidens E fidi L*, 741 *Lux exorta E Lux terra L*, 835 *detrahit E detulit L*, 1018 *scindit e E scindit a L*.

Für die Textgestaltung ist ein erfreulich reicher Ertrag zu buchen. An vielen Stellen ist die echte Lesart aus den Handschriften hergestellt und, wo es not tat, erklärt. So 63 *invitos* 191 *durus comitator*, 222 echt und heil (treffliche Note), 233 *tunc fortis*, 263 *armis* ('im Kampfe'), 297 echt (coll Aen XII 491), 352 *itque — victor* (nur gehört hinter *herbis* 351 ein Komma), 360 *in umbras*, 495 *marte*, 518 *victor* (danach ein Vers ausgefallen), 555 *ferat* (nomen sc), 565 *a pectore*, 567 *oscula parva*, 645 *Troiae* (reddit sc, 'er erzählt den Trojern'), 649 *renovant vires* (coll. 633, 685), nach 696 Ausfall eines Verses, 835 *victor*, 865 *Annorumque vices*, 884 *Carmina componunt mundi resonantia motum* geht auf die Harmonie der Sphären 'die Lieder beruhigen, machen durch ihren Klang gleichmäßig die Bewegung der Welt', nach 941 Ausfall eines Verses, 975 *premit*, 1060 *rapit; contra tamen omnibus usque resistit*.

Auch die Konjekturen und Interpunktionsänderungen Vollmers sind größtenteils wirkliche Emendationen. So 199 *ast* (fehlt im Apparat der Ausgabe), 246 *Arsinooque*, 286 *raptum regemet* (coll Culex 386), nach 293 Lücke (zu ergänzen etwa *percusso tetigit validi quam lancea Atridae*), 489 Komma vor *comes* zu setzen, 601 *tales*, 751 *iaculo*, 790 nach 794, 891 *anguineis*. 921 durch veränderte Interpunktion geheilt: *asseruit, rapidae quia cederet, ignibus, undae* (Juno rettete ihn durch Feuer). 1010 *astus*. 1020 *ruit hoc defensa*.

Dazu einige Bemerkungen über Einzelheiten, wo mir noch Zweifel geblieben sind.

32 wenn einstimmig überliefert ist *quid coluisse mihi tua numina, Delphice, prodest* und nur in ein paar alten Ausgaben *Delphice numina* umgestellt wird und wenn diese Umstellung nur 'Correctur' oder gar bloß 'Zufall' ist, so würde ich sie nicht aufnehmen. Ebenso 44 *motus prece* statt des überlieferten *prece motus* und sonst. Ich fürchte, so kommen durch eine Hintertür willkürliche, verschönernde Interpolationen wieder in den Text hinein. Anders liegts 172, wo das rezipierte, durch *PW* verbürgte, *bellatrix delegit* sehr wohl die echte Überlieferung gegenüber dem *delegit bellatrix* der übrigen darstellen kann.

107 f. Ich kann keine der vorgeschlagenen Umstellungen für richtig halten. Die Götter beraten, gehen auseinander, erquicken sich nach des Tages Last und Hitze abends am Mahle und suchen dann das Lager auf. Es ist alles in bester Ordnung. Ganz dieselbe Situation bei Ov Met VII 661 f. *Talibus atque aliis longum sermonibus illi inplevere diem; lucis pars optima* (so! vgl. meine Ausgabe) *mensae est data, nox somnis*. Daß sich nun in 107/108 die Versschlüsse *Olympi - Olympo* folgen ist an sich möglich (Italicus würde auch hierin seinem Vorbilde Ovid folgen). Aber *Olympi* ist unsinnig, denn es läßt sich weder mit *pater* (statt *rector Olympi*) noch mit *concilium* verbinden. Es ist also zurechtgemachte Dittographie des folgenden *Olympo*. Der echte Schluß von 107 ist verloren.

Die alte Emendation *ab aula* (deren Provenienz anscheinend niemand weiß, die bei Vollmer leider ganz fehlt) ist jedenfalls sinngemäß und ansprechend.

218. Das richtige, nur in *EL* überlieferte *Podalirius* (*Polidarius* cett) soll 'aus Ovid restituiert' sein, also wohl aus met IX 233, denn diese Stelle wird unmittelbar vorher zu 217 citiert. Aber da ist zwar *Poeante satus*, doch nicht *Podalirius* zu finden, ein Name, der in den Metam. gar nicht und sonst bei Ovid nur ars II 735 rem 778 trist V 6, 11 in ganz anderem Zusammenhange vorkommt. Und daher soll der Interpolator seine Weisheit haben?? Er konnte die Form ja doch näher (351) finden, wo Vollmer selbst nicht wagt den Fehler schon im Archetypus zu suchen. Ebensowenig glaublich ist die Provenienz von *Machaon* aus Aen. II 263. Auch hier verwickelt die Annahme eines einzigen karolingischen Urexemplares in Schwierigkeiten; vgl. dazu 300, wo Vollmer von rechtswegen zugeben müßte, daß *rimabant* in *MN* richtige Konjektur, *captabant* Lesart des Archetypus ist.

308. Sollte nicht *que* mißlungener Versuch den Vers zu füllen, zu lesen und zu interpungieren sein . . . *victor. Ad socios traheret: nisi si caligine .. nodis, ultimus ille dies Paridi foret.* Das *nisi si* hatte Italicus von seinem verehrten Ovid.

333. 548. An beiden Stellen setzt Vollmer *Pallados* statt *Palladis* gegen alle Handschriften und lediglich einer unbewiesenen Theorie zuliebe. Dabei haben die Handschriften gewissenhaft 337 in *Cygneidos* die Endung *-os*, anderseits 70 in *Chryseidis* die Endung *-is* erhalten. Ich halte es hiernach für sicher, daß Italicus wie sein Vorbild Ovid die Genetivendungen *-is* und *-os* promiscue gebraucht hat. Wenn trotzdem in Vollmers Texte überall *-os* steht (548 wird in der Ausgabe die hsl. Lesart gar nicht erwähnt), so ist das nicht zu billigen, wird namentlich grammatische Studien irre führen. Diese willkürlich gebildeten Formen stammen, wenn der Schluß ex silentio erlaubt ist, von Vollmer selbst. Aber freilich ist das Schweigen nicht überall beweisend, denn 638 ist das ohne Note aufgenommene *Helene* (*Helena* codd) längst Vulgata. 167 ist die Angabe der hsl. Lesart *Peneleus* in der Adn. crit. unverständlich, da sie mit dem Texte übereinstimmt. Es ist aber wohl in diesem *Peneleos* zu lesen? Woher 237 und 787 die schönen Verbesserungen *Archelochusque* und *Archelochumque* stammen, bleibt nun auch ungewiß, desgleichen warum und woher 734 gegen die Überlieferung *Thraecis* geschrieben wird. 546 wird *Hecabenque* (doch *Hecubam* im Index), 551 und 1017 *Hecabe* geschrieben, und man erfährt nicht, daß an der ersten Stelle *Hecubamque* überliefert ist und an der zweiten *Hecuba* (erst Sitzungsb. S. 82 wirds nachgeholt). Ich halte ja die Form *Hecabe* bei Ovid und Italicus nicht für richtig (vgl. N. Jhbb. 1894, 791 f.), doch gleichviel, man möchte doch wissen, woher sie stammt (L. Müller?) und was Vulgata ist. Überhaupt könnte für die Geschichte der einzelnen Textesstellen manchmal besser gesorgt sein. So sähe man gern registriert, daß 601 gewöhnlich athetiert wird. Woher stammt 342 *Phrygas* statt des überlieferten *phryges (friges)*? 360 hören wir nichts von der Vulgata *demissus*, 447 nichts über die Provenienz von *Echemmona*, 768 nichts von der sehr ansprechenden Vulgata *totis viribus instant.*

385. Vollmers Lücke ist unwahrscheinlich. Das richtige *pugnabat* (cf. *manabant*) und das falsche *pugnatur* sind wohl nur zwei Lesungen eines Kompendiums.

416. Statt *defendere* läse ich gern *contendere*.

489. Das überlieferte *auctor* (*ductor* und *actor* sind vereinzelt auftretende Korrekturen) ist echt und richtig. Es heißt in der Juristensprache 'Besitzer, Eigentümer'. Es steht ebenso Ov. Metam. I 615. Beide Stellen sind im Thesaurus II 1195 nachzutragen.

511. *iaculum, quantas furor ipse movebat, viribus intorquet.* Aber *monebat* ist viel besser bezeugt. Also wird es aufzunehmen und das überlieferte *quantum* eher in *quantis* (Higt) als in das rezipierte *quantas* zu ändern sein.

541. Die ansprechende La. *ut vivo ducat*, die Vollmer als Konjektur von Higt in den Text setzt, steht schon in Plessis' Guelferbytanus secundus.

688. *mox † hoste repulso.* Ich glaube weder an die schwere Korruptel noch an ihre Heilungen, halte *hoste repulso* für richtig und konstruiere: *mox legatos mittunt dextramque hortantur Achillis, ut hoste repulso ferat auxilium miseris.* Man braucht ja, wie so vieles bei Italicus, die ungeschickte Wortstellung nicht zu loben. Ich würde *hoste repulso* zwischen Kommata setzen.

729. '*Detrudunt* Baehrens' muß Schreibfehler sein für *Pertundunt.*

841. Ich halte die Überlieferung *Tunc ut Pelidae* (*Pelides* in *EW* ist wohl unerhebliche, durch Angleichung an *aures* entstandene Variante) *aures diverberat horror* mit dem Hiatus in der Zäsur vor der Arsis für richtig (Vollmer im Index unter *Pelides* auch?). Eine Stütze für diesen Hiatus finde ich 1050, wo auch Vollmers treffliche Note (Sitzungsb. S. 137 f.) mich nicht überzeugt hat. Das Zitat der Statiusscholien (zu Theb. VI 121) nämlich *Cumque cavis galeis clipeis* (*clipeique* Jahnke) *Argivaque tela* ist meines Erachtens aus dem Gedächtnisse ungenau (wie unendlich oft in antiken Zitaten) hingeschrieben und kann neben dem so gut wie einstimmigen Zeugnisse unserer Handschriften *Et clipei galeaeque cavae Argivaque tela* nicht bestehen. Zum Hiabus vgl. L. Müller r m² 378. Italicus Verstechnik ist nicht besonders streng. Vgl. die Verlängerung kurzer Silben: 184 *decūs et*, 257 *vidēt o*, 790 *Troēs ad* oder die häßliche Elision 733 *praedā͡ umeros.* Ob 628 *Aiacēm auratō* zu halten oder ob sich hier wirklich eine Glosse in den Text geschlichen hat und mit C. Schenkl *Aeaciden* einzusetzen ist, mag ich nicht entscheiden.

890. Sehr bemerkenswert ist, daß derselbe cod Vindobonensis, der allein den Dichternamen *Baebius* hat, hier allein eine Lesart hat, die richtig sein kann: *Atropos hinc circumstabat* (statt *circumstabant*) *reliqueque sorores.*

974. Die richtige Konjektur *alto* aus F² hatte schon Plessis aufgenommen.

987. Daß hier *corpore* Überlieferung, *pectore* in *PWL* nur Anpassung an den Versanfang *Pectora* ist, bestreitet auch Vollmer wohl nicht. Aber dann sähe ich die Konjektur *pignore* lieber nicht im Texte und ebensowenig v. 90 *pignus* für überliefertes *corpus.* Warum soll Italicus nicht

corpus gesagt haben, wie wir sagen 'mein eigen Fleisch und Blut', wie Ovid von *viscera* spricht (met X 465 und sonst). Vgl. unten zu 1039.

1011. *'Caestibus Euryali caestus* nescio quis' habe ich einst in meinem Exemplare von Plessis' Ausgabe beigeschrieben.

1018. *scindit pe dectore vestes.* Aber die Mehrzahl der Handschriften hat *a pectore.* Und man sieht zwar, warum überliefertes scheinbar metrisch fehlerhaftes *a pectore* in *de pectore* geändert ward, doch nicht wie der umgekehrte Vorgang sich abspielen konnte. Halten wir also jenes zusammen mit dem zu 841 bemerkten (vgl. auch Hor. c. II 13, 15) und erwägen, daß Ovid immer in dieser Verbindung *a pectore* sagt (so ars III 707 *tenues a pectore vestes rumpit*, vgl. met VII 848, IX 636), so scheint es nicht unglaublich, daß Italicus *scindit a* wagte.

1037 f. Vollmer nimmt nach 1037 wohl richtig den Ausfall eines Verses an. Aber schwerlich ist in 1038 *meum* mit *funus* zu verbinden: *funus crudele meum* ist überhaupt kaum lateinisch. *meum* heißt 'meine Aufgabe', ausgefallen ist ein Verbum wie *poscere*, zu dem *funus* (Leiche) *crudele* Objekt ist; *crudele* wie *crudelia vulnera* met XIII 531, *coniugium crudele* X 631, *crudelius amavit* III 442. Auch 1039 *et pater esse meo mitis de corpore disce* möchte ich anders erklären als Vollmer: *disce pater esse* steht meines Erachtens wie met II 92 *pater esse probor*, also 'Lerne Vatergefühle, indem du milde bist hinsichtlich meines Fleisches und Blutes'. Vgl. für *corpus* 90 und 987. Die drei Stellen stützen sich gegenseitig.

Selbst wenn diese Bedenken und Gegenvorschläge sämtlich begründet wären, würden sie mit nichten eine Herabsetzung der bedeutenden und in der Hauptsache abschließenden Leistung Vollmers ausdrücken. Eher könnte man von einem Mißverhältnis reden zwischen dem imponierenden Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, wie er in Vollmers Apparat und Kommentar vorliegt, und dem kümmerlichen und mageren Gedichte, dem er gilt. Freilich sehr mit Unrecht. Denn diese Ilias latina ist viele Jahrhunderte hindurch ein weit verbreitetes, sehr beliebtes Schul- und Lesebuch gewesen, beansprucht daher eine Platz in der Weltliteratur und einen reinlichen Text, wie wir ihn jetzt Vollmers gründlicher Forschung verdanken.

Berlin-Pankow. Hugo Magnus.

---

1) J. Gebhardt, Latein für reifere Schüler. Übungsbuch mit Schlüssel. Leipzig 1912. Bernh. Liebisch. 158 u. 50 S. geb. 2,20 ℳ. Schlüssel 98 S. geb. 1,40 ℳ.

Das vorliegende Buch bildet den 8. Teil der lateinischen Übungsbücher mit Schlüssel, die der Verf. herausgegeben hat 'für Eltern und Schüler, für die Privatarbeit, für Nachhilfestunden, für Befestigung des in der Schule Gelernten und für den Selbstunterricht'. Nach dem Vorwort ist dieses für reifere Schüler bestimmte Buch eine Zusammenfassung des Persums der VI und V und führt zugleich in die wichtigsten Kapitel der Syntax aus IV und III ein. — Ref. kann das Buch nur theoretisch begutachten, den praktischen Versuch einer Benutzung hat er nicht gemacht. Ref. glaubt, daß das Buch wie auch die 'Ergänzungsbücher', die eben nur neben dem eigentlichen Unterricht bei

häuslicher Widerholung gebraucht werden sollen, gute Dienste leisten wird beim Selbstunterricht oder, wenn nicht fachkundige erwachsene Personen wie Eltern usw. in kurzer Zeit reifere Schüler für eine höhere Klasse (die Tertia des Gymnasiums) vorbereiten wollen, da der Schlüssel eine stete Kontrolle ermöglicht. Einzelne Stücke wie 68 (er sie, es im a. c. i.), 111 (Bedeutung der mit einer Präposition zusammengesetzten Komposita), 142 (als), 143 (so), 154 (sollen) gefallen dem Ref. sogar recht gut und derartige Stücke würden auch für den Klassenunterricht nützlich sein. Aber für den Unterricht von reiferen Schülern durch einen fachkundigen Lehrer würde Ref. ein derartiges Buch nicht empfehlen, weil es dem Prinzip der modernen Pädagogik, von Einzelsätzen möglichst bald zu zusammenhängenden Stücken überzugehen, nicht Rechnung trägt. Außerdem fordert das Buch, wie der Verf. selbst zugibt, die Benutzung des Wörterbuchs, was für den Anfangsunterricht sicher eine überflüssige Zeitverschwendung ist.

2) R. Helm, Griechischer Anfangskursus. Übungsbuch zur ersten Einführung Erwachsener, besonders für Universitätskurse. 3. Aufl. Leipzig 1912. B. G. Teubner. 80 S. 2,40 ℳ.

Da das Buch bereits in der 3. Auflage vorliegt, so ist daraus wohl zu schließen, daß es sich bewährt hat. Ref. begnügt sich deshalb, einige Worte über die Absicht des Verf. und über die Einrichtung des Buches zu sagen. Die 32 Lesestücke sollen dazu dienen, die notwendigsten Kenntnisse in der Formenlehre und der Syntax zu verbreiten. Von diesen Lesestücken sind die mit a) bezeichneten zur Durchnahme durch den Dozenten, die andern mit b) bezeichneten zur häuslichen Vorbereitung, zur Einübung des grammatischen Stoffes und zum Vortrag in der nächsten Stunde bestimmt. Die ersten sechs Paar Stücke sind mit lateinischer Umschrift versehen, damit keine Zeit durch Erlernung der griechischen Schrift verloren gehe. Der Lehrstoff ist in übersichtlicher Form in fünf Tabellen am Schluß zusammengestellt. Nach der sechsten Stunde soll bereits mit der Lektüre des ersten Buches der Anabasis begonnen werden, wozu der Verf. die Vokabeln angibt. Er meint, daß eine Seite Text der Anabasis in der Stunde bewältigt und ebensoviel für die häusliche Präparation aufgegeben werden könne, sodaß bei wöchentlich drei Stunden das 1. Buch mit wenig Auslassungen in einem Jahr gelesen werden kann. Daneben kann noch daß 9. Buch der Odyssee erledigt werden.

Mit der Art, wie der grammatische Stoff in den Lesestücken verarbeitet wird, kann sich Ref. durchaus einverstanden erklären. Es wird von vornherein Deklination und Konjugation nebeneinander gelernt, desgleichen werden sehr bald auch die gebräuchlichsten syntaktischen Regeln hereingezogen (bei Stück 6 das part. conj., bei 8 der gen. abs und von da ab regelmäßig ein Abschnitt aus der Syntax). Was den Inhalt der Lesestücke angeht, so kann Ref. auch hier uneingeschränktes Lob spenden. Schon von dem zweiten Paar von Stücken an bietet das Buch zusammenhängenden, anregenden Inhalt. Also kann das Buch zur Einführung Erwachsener in die griechische Sprache durchaus empfohlen werden.

Einen Vorschlag möchte Ref. sich erlauben, nämlich dem Verf. zur Überlegung empfehlen, ob es nicht möglich wäre, die Wörterverzeichnisse etymologisch einzurichten, da nach der Überzeugung des Ref. gerade für Erwachsene die etymologische Methode das Vokabellernen anregend gestalten und das Behalten der Wörter erleichtern würde.

3) Felix Witting, Die antike Kunstsprache. Technisches lateinisch-deutsches Wörterbuch Strasburg 1913. J. H. E. Heitz. 68 S. 2,50 ℳ.

Das vorliegende Büchlein soll nach der Absicht des Verf. ein Leitfaden zur Kenntnis der hauptsächlichen praktischen Bezeichnungen der antiken Kunstsprache sein, die neben den termini technici der klassischen Periode zugleich die der spätrömischen wie auch die gebräuchlichen der mittelalterlichen Benennungen in sich schließt.

Stichproben, die Ref. gemacht hat, lassen das Büchlein als ein bequemes und ausreichendes Hilfsmittel für die erscheinen, die sich mit der Lektüre lateinisch geschriebener Werke über bildende Kunst beschäftigen.

4) J. Menrad, Homerische Formenlehre für Gymnasien und Philologie Studierende nach induktiver Methode. Bamberg 1913. Buchner. 34 S. 60 ₰.

Die Absicht, die der Verf. mit dem Büchlein verfolgt, kann Ref. nur durchaus gutheißen und er hält sie für im ganzen wohl gelungen. Nur müßte der Verf. bei einer zweiten Auflage in der Erklärung der Formen die neuen Werke von Brugmann und Hirt, für die Etymologie das Wörterbuch von Boiscacq, so weit es erschienen ist, mehr verwerten.

Die folgenden Bemerkungen sollen das Interesse bekunden, das Ref. an dem Buche genommen, und mögen als wohlgemeinte Vorschläge für eine Verbesserung des nützlichen Büchleins aufgefaßt werden:

S. 7 ff. wackeln zu ἄγνυμι? — ϝέθνος zu σϝε- reflexives Pron., ebenso wie ϝέτης. — ϝεκηβόλος, ϝεκάϝεργος werden von Bois. anders erklärt: zu ἑκών (das zweite Wort nicht zu εἴργω, sondern zu ἔργον). — ϝελπίς vgl. voluptas. — ἐρύομαι 'schützen' hat ebenso ϝ und gehört nicht zu servare Bois. — wehren zu ἦρα? — Ἶρις zu vis- winden? — ἄϝεθλος nicht zu andēre und 'wetten' Walde und Bois. — S. 12. 'Der Stamm βασιλεϝ wird vor einer vokalischen Endung zu βασιλη.' ist unrichtig. Das Ursprüngliche ist βασιληϝ-. Die Erklärung des Stammes πολη- neben πολ(ε)ι und πολι ist zu schwierig für den Schüler. Der Ausdruck 'gesteigerte Form' ist unverständlich.

S. 12. Zur Erklärung der Formen Ζηνός usw. ist vom Akk. Ζῆν auszugehn; der regelmäßige Akk. von Ζεύς<*Ζηυς ist *djē(v)m (= diem) = Ζῆν. Von dieser Form, die ganz vereinzelt stand, wurde durch Anfügung der gewöhnlichen Akkusativwendung α der konsonantischen Stämme ein Akk. Ζῆνα und danach ein Gen. Ζηνός ein Dat. Ζηνί gebildet; vgl. Hirt, Brugmann und das ganz vortreffliche Programm 'Sprachgeschichtliches im griechischen Unterricht von Direktor Dr. Schmidt, Stadtgymnasium in Halle 1913, S. 13.

S. 13. Den Stamm von ναῦς als νη- (aus νεϝ-) 'anzugeben ist unrichtig; richtig ist urgriech.' νᾱϝ- (ion. νηϝ-); der Nom. mußte ναῦς,

der Dat. Pl. ναυσί lauten (mit lautgesetzlicher Kürzung des Langdiphthongs vor ς); jonisch νηύς und νηυσί sind Neubildungen nach νηϝός, νῆες usw. — S. 13. Bei γοῦνα und δοῦρα würde Ref. schreiben 'durch Ersatzdehnung für γονϝα und δορϝα'.

S. 14. Erklärung von ῥήιστος. Es muß ein Adv. *ῥαί- ion. ῥηί oder ῥῄ (<*ϝρασι- wohl zu ἀϝείρω) gegeben haben, das in der Zusammensetzung ῥαθυμία 'Leichtherzigkeit, Leichtsinn' vorliegt; (von diesem *ῥαί- ist dann das Adj. ῥᾴδιος abgeleitet). Von diesem Adv. ist der Komparativ ῥηί-τερος gebildet und *ῥηι-ιων› ῥηίων. Dazu gehört der Superlativ *ῥηι-ιστος› ῥήιστος att. ῥᾷστος. — S. 14. Zu den Ordnungszahlen auf -ατος könnte hinzugefügt werden: nach Analogie von τέτρατος, εἴνατος, δέκατος. — S. 15. σφίν ist nicht 'Kurzform' für σφίσιν, sondern σφίν ist das Ursprüngliche, Pronominalstamm σ + Suff. φι(ν) also = sibi; hieraus entstanden durch Analogie die Formen σφέ usw., σφεῖς und dazu ein Dativ σφίσιν nach der Nominaldeklination; Brugmann.

S. 18 Anmerk. 'In den Endungen -νται, ντο, ist ν ein sog. nasalis sonans, der α in sich birgt, daher kann -ἄται, -ἄτο an die Stelle treten' ist unrichtig. Richtig ist zu sagen: 'das ν von -νται, ντο wird sonantisch, wenn es hinter einen Konsonanten zu stehen kommt: *τεταγ-ν̥ται > τετάχαται (die Aspiration ist von regelmäßigen Formen wie γεγράφαται, τετεύχαται analogisch übertragen. Im Ionischen ging der Ausgang -ἄται, -ἄτο auch auf sonantisch auslautende Stämme wie βεβλή-αται usw.

S. 19. Hinsichtlich der Entstehung der Formen ὁρόω, ὁράᾳς usw. bekennt sich Ref. zu Wackernagels Ansicht. — S. 20f. Die 'Kurzendung' εν im Acc. Pass. ist das Ursprüngliche. — S. 21. Für πέποσθε ist wohl richtiger die Lesart Aristarchs πέπασθε (so Hirt). Ilias III 99 wird diese von J. v. Leeuwen in den Text aufgenommen; (entstanden aus *πέπαθ-τε. Im Plur. d. Perf. 2 steht die Tief- oder Schwundstufe, vgl. γέγονα: γέγαμεν, μέμονα: μέμαμεν. Die Aspiration sprang um). Aber auch πέποσθε (mit Verallgemeinerung der ο-Stufe) ist nicht mit der pass. medialen Endung σθε gebildet, sondern ist aus *πεπονθ-τε entstanden.

S. 21. Der Ausdruck 'die Nebenformen des Präs. Akt. nähern sich scheinbar denen der verba contracta' paßt doch nur für die Formen τιθεῖς, τιθεῖ; ἱεῖς ἱεῖ, διδοῖς, διδοῖ, aber weder auf τίθησθα noch auf τιθεῖσι, ἱεῖσι, διδοῦσι, die regelrecht aus *τίθεντι, *ἵεντι, *δίδοντι entstanden sind und den Akzent nach ἱστᾶσι erhielten.

S. 22f. Die Formen mit ει (θείομεν, ἀνείω) beruhen auf falscher Schreibung der Handschriften Brugmann Gr. Gr.[3] S. 335. v. Leeuwen, Iliasausgabe 1912 S. VIII.

S. 23. 'Schwere und leichte Stammform' sind veraltete Ausdrücke; dafür Normalstufe und Schwundstufe.

S. 23, § 31, 5. Richtiger wäre zu schreiben 'Adverbia mit ς von Gutturalstämmen, λάξ: λακτίζω, ὀδάξ: δάκνω (unter Beeinflussung von ὀδούς) Bois., πύξ: πυγμή.

S. 32, § 32, 1. ποτί ist ein ganz anderes Wort als προτί, ποτί



ist Erweiterung von *πο-* (dieses ist eine Ablautsform von *ἀπό*, vgl. lat. po in pōno < *posino, polio: lino u. a.). — S. 25, § 34, Anmerk. 2. Der Ausdruck *ἦμος, τῆμος* 'mit Suff. ment' ist irreführend.

S. 28. Druckfehler *τριϑημιμερής* für *πενϑημιμερής*. — S. 30ff. Daß sich der Verf. auf L. Meyer, 'Griechische Etymologie' beruft, ist nicht vorteilhaft.· Hirt, Handb. d. griech. Laut- und Formenlehre, 2. Aufl. S. 9 sagt: 'Dies Werk war leider schon bei seinem Erscheinen veraltet, indem es den Standpunkt der Wissenschaft vor etwa 30 Jahren darstellt.' — *αἰγίλιψ* Bois., Persson erklären 'von Ziegen erklettert', aber nicht von *ἄλιψ*, sondern *λίψ*; *ἄλιψ* heißt 'unersteiglich'. — *ἀϝίδηλος* stellt Ref. zu *ϝιδ*. — *ἀμαιμάκετος* nach Bois. zu *μάχομαι*. — *διάκτορος* 'Verteiler der Gaben': *κτέρεα* Solmsen, Bois. — *ἐγχεσιμωρος* verw. mit got. mērs, ahd. māri (-mar in Eigennamen) 'berühmt'. — *εἰλίπους* zu √sel mit metrischer Dehnung und ion. oder äolischer Psilose. — *ἑκάϝεργος* zu *ἑκών* und *ἔργον* 'agissant à son gré. Bois. — *μέροψ* wohl eher zu √mer sterben. — Für *νήδυμος* zieht Bois. die Schreibung *ἥδυμος* vor. — *ὁμοίιος* schreibt Bois. mit spir. len. und zieht die Zusammenstellung mit indisch amiva vor.

5) A. Heisenberg, Der Philhellenismus einst und jetzt. München 1913. C. H. Beck. 40 S. 80 ℛ𝔣.

Der Verf. veröffentlicht einen Vortrag, den er am 8. Dezember 1912 in München zum Besten der im Felde stehenden griechischen Krieger gehalten hat. Er stellt darin die ungeheure Begeisterung, die der Befreiungskrieg der Griechen im Jahre 1821 in allen Ländern Europas, besonders in Baiern (unter der Regierung Ludwigs I.) erweckte, der reservierten, ja zuweilen feindseligen Haltung gegenüber, der heute die Bestrebungen Griechenlands, alle Volksgenossen von den Türken frei zu machen, begegnen, gegenüber und setzt auseinander, daß die Griechen eine solche Feindschaft nicht verdienten, sie hätten sich der Opfer, die für ihre Befreiung gebracht worden waren, durchaus würdig gezeigt. Die Gründe für die Abneigung, die in Deutschland gegen die Griechen besteht, sieht der Verf. darin, daß es einem Westeuropäer schwer ist, sich die Einheit der altgriechischen Überlieferung und der orthodoxen Kirche vorzustellen; ferner seien die freiheitlichen Ideale, deren Verwirklichung in Griechenland der damalige Philhellenismus mit Begeisterung begrüßte, jetzt in der eignen Heimat erfüllt und mit der Erfüllung sei die Sehnsucht geschwunden.

Sind nun diese Vorwürfe, die der Verf. gegen die Deutschen richtet, berechtigt? Nach des Ref. Ansicht nur zum Teil. Wir waren damals ein Volk von Ideologen, heute sind wir Realpolitiker geworden, die über jugendlicher Schwärmerei für das Ideal der Freiheit fremder Völker nicht die realen Vorteile zum Nutzen des eignen Staates und Volkes preisgeben dürfen. So wird man zwar mit dem Herzen für die Griechen fühlen können, aber auf eine Unterstützung, besonders eine offizielle seitens der Regierungen werden sie nicht rechnen dürfen.

Immerhin wünscht Ref. dem warmherzigen Verf., daß er für seine Bitte offene Herzen und Hände finden möge, die zwar nicht dazu mithelfen

können, einem fremden Volke die Freiheit zu erringen, aber doch dazu beitragen, materielle Not auch der hellenischen Krieger in unparteiischer Weise zu lindern.

Weilburg. F. Stürmer.

Prokop von Caesarea Der Vandalenkrieg, übersetzt von Prof. Dr. D. Coste. Dritte neubearb. Aufl. Leipzig 1913, Dyk. XXVI u. 82 S. 2 ℳ, in: Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, Bd. 6.

Wenn in verhältnismäßig kurzer Zeit eine dritte Auflage der Übersetzung des Vandalenkrieges notwendig geworden ist, so liefert dies den deutlichsten Beweis, daß die Erzählung von dem tragischen Untergang des Gelimer und der Vandalen viel Interesse gefunden hat. Coste hat es verstanden, in gewandter Sprache zu übersetzen und so das Ganze zu einer angenehmen, fesselnden Lektüre gemacht. In einer 32 Seiten umfassenden Einleitung verbreitet er sich über das Leben und die Schriften Prokops; er folgt dabei hauptsächlich Felix Dahn, Prokopius von Cäsarea, Berlin 1865. Meine Programme über Prokop hat er nicht berücksichtigt, ja er hat nicht einmal meine Prokopausgabe oder auch nur Krumbachers Literaturgeschichte benützt. Dies ist an einigen Stellen sehr störend. Er sagt z. B. S. V: Prokop 'wurde vom Kaiser Justin, dem Oheim und Vorgänger Justinians, zum *σύμβουλος*, consiliarius oder assessor des Belisar ernannt' und zitiert nach früheren Ausgaben Prok. Pers. I 12, 24 *τότε δὴ αὐτοῦ ξύμβουλος ᾑρέθη Προκόπιος*. In meiner Ausgabe steht aber auf Grund der besten Handschriften *αὐτῷ* statt *αὐτοῦ*. Daraus folgt, daß Prokop nicht vom Kaiser dem Belisar beigegeben, sondern von dem Feldherrn frei gewählt wurde. Für die Stellung Prokops zu Belisar ist die Feststellung dieser Tatsache wichtig. Was Coste über das Verhältnis der Bauwerke zu den Anekdota sagt, ist alles unrichtig. Er meint die beiden Schriften seien fast zu der selben Zeit im J. 558 erschienen und zwar zuerst die Bauwerke, dann die Geheimgeschichte. S. XIV heißt es: 'Die Geheimgeschichte bezieht sich auf eine Stelle aus den Bauwerken (arcana c. 18, 38 auf aed. II, 7) — also sind diese vor jener geschrieben.' Die angeführte Stelle der Geheimgeschichte lautete in früheren Ausgaben *ὥς μοι ... γέγραπται*. In meiner Ausgabe habe ich auf Grund von sämtlichen Handschriften geschrieben: *ὥς μοι ... γεγράψεται*. Diese Stelle beweist also das Gegenteil von dem, was Coste durch sie beweisen will, nämlich daß zuerst die Geheimgeschichte und dann die Schrift über die Bauwerke geschrieben wurde. Ich habe übrigens schon im J. 1891 nachgewiesen, daß die Geheimgeschichte im J. 550, also 9 Jahre vor den Bauwerken (559) entstanden ist. Auch in den wenigen Anmerkungen, die Coste unter den Text gesetzt hat, findet sich manches Unrichtige. Ich erwähne nur S. 78. Hier wird gesagt, auf die waffenfähige Mannschaft der Vandalen seien 160000 Mann gekommen. L. Schmidt, Geschichte der Vandalen, Leipzig 1901, S. 37, schätzt die Stärke der Vandalen auf 16000 Mann. Diese Zahl ist sicher ebenfalls unrichtig. Coste hat aber offenbar aus Versehen an 16000 noch eine

Null angehängt; ich wüßte nicht, wie er sonst auf die Zahl 160000 gekommen sein könnte.

Die Übersetzung ist vielfach ungenau oder verfehlt. Ich will nur einige Stellen anführen. *Γοτθικὰ ἔθνη πολλὰ μὲν καὶ ἄλλα πρότερόν τε ἦν καὶ τανῦν ἔστι* (I, 2, 2) muß übersetzt werden: es gab früher noch viele andere gotische Stämme und gibt es auch jetzt noch. Coste übersetzt: Früher wie jetzt waren es meist gotische Stämme. *ὁ Ἰόνιος κόλπος* bedeutet bei Prokop: das Adriatische Meer; *ἐς αὐτόν που λήγοντα κειμένην τὸν Ἰόνιον κόλπον* (I 2, 9) übersetze ich: ungefähr am Ende des Adriatischen Meeres, aber nicht: an einer Bucht des Adriatischen Meeres. I 2, 16 ist *κρύφα*, I 2, 23 *κατ᾽ ἐξουσίαν*, I 4, 3 *οὐκ* unbeachtet geblieben. Vom 4. Kap. ist § 14 ganz ausgefallen, obwohl er für die Geschichte der Vandalen sehr wichtig ist. Ich führe noch folgende Stellen an:

I 6, 3 *Λέοντι τῷ βασιλεῖ ὡς ἐπιβουλεύσει προσκεκρουκότι ἐπίδοξος ἦν.* Coste übersetzt: er war dem Kaiser Leo, der auf eine Nachstellung von ihm gestoßen war, verdächtig. Die richtige Übersetzung lautet: Man erwartete von ihm, daß er dem Kaiser Leo, der sich mit ihm verfeindet hatte, Nachstellungen bereiten werde.

I 6, 6 *Ὀλυβρίῳ . . . Πλακιδίᾳ τῇ Βαλεντινιανοῦ παιδὶ ξυνοικοῦντι.* Coste: dem Olybrius, dem Schwiegersohne der Placidia. Richtig: dem Olybrius, dem Gemahl der Placidia, der Tochter des Valentinian.

I 10, 30 *δικαίῳ* ist nicht übersetzt; es bildet einen Gegensatz zu dem Folgenden: *τὰ οὐκ ἔννομα ἐπαγγέλλοντι* und ist deshalb wichtig.

I 11, 14 *ναῦται τρισμύριοι.* So schrieb ich nach den besten Handschriften, mit denen Theophanes übereinstimmt. Coste hat die neue Ausgabe nicht benützt und schreibt 20000.

I 12, 1 *ἐς τὴν ἀκτὴν, ἣ πρὸ τῆς βασιλέως αὐλῆς τυγχάνει οὖσα* Coste: am Bollwerk des Palastes. Richtig: am Ufer (Kai) vor dem Kaiserpalast.

I 12, 5 *ἐσθίουσιν ὥσπερ ἐπὶ στιβάδος* Coste: sie hätten gegessen wie im Biwak. Richtig: wie auf einem Triclinium. Vgl. meinen Index Graec. zu Prokop s. v. *στιβάς*.

Die besprochenen Stellen beweisen zur Genüge, daß auch an der Übersetzung manches gebessert werden könnte. Als Unterhaltungslektüre kann man das Büchlein wohl empfehlen, der Geschichtsforscher muß aber stets den griechischen Text beiziehen.

Kaiserslautern. J. Haury.

Shakespeares Quellen in der Originalsprache und deutsch herausgegeben im Auftrag der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 1. Bändchen: Quellen zu König Lear, herausgegeben von Rudolf Fischer, o. Professor an der Universität Innsbruck. A. Marcus u. E. Webers Verlag, Dr. jur. Albert Ahn, Bonn 1914. VIII u. 183 S. 2.80 ℳ.

Mit berechtigtem Stolze durfte die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft in der letzten Aprilwoche des Jahres 1914 auf ihre bei der Gedenkfeier des 300. Geburtstages des Dichters von Männern wie Öchelhäuser und Ulrici bewirkte Gründung und auf eine 50-jährige ersprießliche

Wirksamkeit zurückblicken. Zu welch hervorragender Bedeutung diese Gelehrtenvereinigung für die Shakespeare-Forschung in dem halben Jahrhundert ihres Bestehens emporgewachsen ist, beweisen die stattlichen Bände des Jahrbuches mit den vielseitigsten Veröffentlichungen, die wissenschaftlichen Festreden bei den alljährlichen Festtagungen in Ilm-Athen (in diesem Jahre sprach Körber über die Einrichtung der Bühne zur Zeit Shakespeares) sowie der Einfluß, den sie bei der Errichtung und Besetzung von akademischen Lehrstühlen für englische Sprache und Literatur ausgeübt hat. Aber trotz der langjährigen, erfolgreichen Arbeit bleibt ein weites Feld der Tätigkeit noch zu beackern und zu bestellen: es ist immer noch nicht gelungen, einen allgemein anerkannten 'besten Text' festzustellen, eine tadellose Musterübersetzung zu schaffen und die Quellen, aus denen der Dramatiker geschöpft hat, wissenschaftlich und vollständig aufzudecken. An der Lösung des ersten Problems wird diesseits und jenseits des Kanals rastlos gearbeitet, eine musterhafte, allgemein befriedigende deutsche Ausgabe hätte vielleicht die von Friedrich Gundolf werden können, wenn sie in Verbindung des Gelehrtenkreises der Shakespeare-Gesellschaft erschienen wäre, und die Offenlegung der Quellen sämtlicher 36 Dramen wird jetzt in Angriff genommen. Für die Ausführung sind der jeweilige Herausgeber und der Schriftleiter der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft (A. Brandl) verantwortlich. Das Geleitwort gibt eine zweifache Absicht an. Einerseits soll dem deutschen Volke das frühere Erdenwallen eines Lear, Hamlet und Macbeth kundgetan werden: dazu dient die deutsche Übertragung des lateinischen oder englischen Textes. Andererseits wird dem Forscher der fremdsprachliche Wortlaut mit wissenschaftlicher Genauigkeit und Vollständigkeit geboten.

Die vorhandenen Quellenwerke, z. B. das zweibändige Werk des rheinischen gelehrten Plauderers Karl Simrock über die Novellen, Märchen und Sagen bei Shakespeare (1831, 2. Aufl. 1872) und die sechsbändige *library* von Collier-Hazlitt (London, Reeves, 2. Aufl. 1875) sollen nicht etwa ausgeschaltet werden. Vielmehr knüpft der Herausgeber des ersten Bandes an die verdienstvolle Arbeit Simrocks an, indem er eine revidierte Übertragung von *Holinshed's Chronicles of England, Scotland,* and Ireland, Buch 2, Kap. 5—6 und von *Sidney's Arcadia,* Buch 2, Kap. 10, der Quelle der Glosterhandlung, bringt. Die andern vier Quellenschriften sind von dem Herausgeber selbst übersetzt worden; es sind dies: 1. *Galfredus Monumetensis, Historia Britonum,* lib. 2, capp. 11—15 (ed. Paris 1508 u. ö.; zuletzt San-Marte 1584?); außer der angezweifelten Jahreszahl ist mir die Stelle 11, 32 aufgefallen, die zugleich als eine Probe des Stiles dienen möge: *Quia in tantum senectutem patris tui sprevisti, ut vel eo amore, quo me sorores tuae diligunt, dedignata es (!) deligere, et ego te dedignabor, nec usquam in regno meo cum tuis sororibus partem habebis*; ferner 11, 25 getröste statt imperf. und 12, 45 tediligo zu trennen; 2. *The Mirour for Magistrates,* Strophe 6—47; die Übersetzung schließt sich in der Strophen- und Versform an das Original an, verzichtet aber auf den Reim ababbcc; 3. *Spenser's Faerie Queene,* Buch II, Ges. 10,

Str. 27—32; auch hier auf den Reim verzichtet; 4. *The True Chronicle History of King Leir and his three daughters*, Lond. 1605 (acted 1594). Dieses in Blankversen geschriebene, fünfaktige Drama nimmt bei weitem den größten Raum des Bändchens ein (S. 40—171). Es bildet die Quelle für die eigentliche Learhandlung ohne Gloucester. Eine auch nur oberflächliche Vergleichung dieses Stückes mit dem Drama Shakespeares zeigt, wie selbständig der Dichter den vorliegenden Stoff behandelt hat. So nimmt die Handlung in der dritten und letzten Szene mit ihren sechs Bildern für den König und seine Umgebung einen unblutigen Verlauf, während bei Shakespeare alle außer Kent(-Perillus) umkommen. Abgesehen von den Personen der Gloucesterhandlung findet sich auch von dem Narren, der doch bei Shakespeare eine ziemlich bedeutende Rolle spielt, in der Vorlage keine Spur. Die Übersetzung schmiegt sich getreu dem Texte an und zeichnet sich trotzdem durch gewählte Ausdrucksweise und glatten Versbau aus; vgl. indes II 6, 1: Gar saúmsélig bin heúte ích gewésen; I 7, 154: — wenn wir in Frankreich sind zurück; I 7, 156: *humour* = *gusto*; auch sehe ich den Grund der Abweichung in III 1, 56 nicht ein: *(more) Then I respect the cracking of a Flea, When I doe catch her byting on my skin* — Als hätt' ich eine kleine Flieg' zerquetscht, Die ich erhascht, weil sie die Haut mir kitzelt.

Außer diesen sechs Quellen werden von in den Sonderausgaben von King Lear angegebenen Bearbeitungen der Sage keine behandelt. Vgl. Dr. *H. Remus*, *King Lear*, Verlag von Carl Flemming, Berlin und Glogau, 1914, der noch *Layamon's Brut*, *Robert of Gloucester*, *Fabian's Chronicle*, *Camden's Remaines*, *Warner's Albion's England* und Dr. *Harsnet's Declaration of Popish Impostures* aufzählt; dem letztgenannten Buche entnahm Shakespeare die Namen der Teufel.

Die mit den 'Quellen zu König Lear' begonnene Quellensammlung wird jedem Shakespearefreunde und -forscher willkommen sein. Als die nächsten Bände werden angekündigt: Hamlet und Othello von Max Förster sowie *Romeo and Juliet* von Rudolf Fischer.

Duisburg-Meiderich. Mellin.

---

1) J. Schmieder, Quellen zur Geschichte. III. Teil: Das Altertum. Nebst Abriß der Geschichte des bezeichneten Zeitraumes. Leipzig 1913, Ernst Wunderlich. VI u. 253 S. 8. geb. 2,50 ℳ.

2) J. Schmieder, Lektüre zur Geschichte aus Meisterwerken der Geschichtschreibung. III. Teil: Das Altertum. Für höhere Lehranstalten. Leipzig 1913, Ernst Wunderlich. VI u. 115 S. 8. geb. 1,60 ℳ.

Die beiden Bücher, die einander vielfach ergänzen, jedenfalls in Wechselbeziehung zu einander stehen, sind sehr wohl geeignet, den Geschichtsunterricht zu vertiefen und zu beleben. Was zunächst das erste betrifft, so beschränkt es sich nicht ausschließlich auf die Widergabe einiger wichtiger Abschnitte der Schriftsteller, wie es z. B. das von Sevin tut, bringt also für den Orient und Ägypten nicht bloß Kapitel aus Herodot, sondern auch Stücke aus der inschriftlichen Überlieferung,

aus Grabinschriften, aus den Tontafeln von Amarna, aus den Gesetzen des Hammurabi, Inschriften zur Geschichte Nebukadnezars. Das Meiste natürlich ist auch hier aus den Schriftstellern ausgewählt: aus Herodot, Plutarch, die Leichenrede des Perikles und andere Abschnitte aus Thukydides, aus der dritten philippischen Rede des Demosthenes, aus Aeschylos (der Bericht des Boten über die Schlacht bei Salamis in den 'Persern'), aus Xenophon (Hellenika wie Anabasis und Memorabilien), Platons Phaedon (Sokrates' Ende), aus Aristoteles Politik; unverhältnismäßig viel wird mitgeteilt über Alexander (aus Arrians Anabasis über 20 Seiten). Während der griechischen Geschichte ein ziemlich großer Raum gewidmet ist (S. 23—112), ist die römische nur mit 61 Seiten bedacht (erster Abschnitt: die erste secessio plebis, aus Livius, letzter: Der Ausbruch des Vesuvs, aus Plinius). Außer diesen beiden Schriftstellern sind herangezogen Diodor, Polybius (Hannibals Alpenübergang; neben diesem Bericht wird zum Vergleiche auch der des Livius gebracht), Appian, Sallust, Plutarch, Caesar, Tacitus (Brand Roms unter Nero) und Petronius. Als Anhang werden hinzugefügt Proben aus der antiken Dichtung von Alkman und Tyrtaios an bis auf Theokrit, aus Catull, Vergil, Horaz, Ovid und Martial. Man muß anerkennen, daß die Abschnitte aus den Quellen im ganzen mit Geschick und Takt ausgewählt sind; sie sind wohl geeignet den Schüler zu fesseln und ihm Personen und Sachen näher zu bringen, zumal durch zahlreiche Anmerkungen gar manche lehrreiche Erklärung von Einzelheiten gegeben wird. S. 199—201 enthalten 'Notizen über die klassischen Autoren', denen Quellenstücke entnommen worden sind. Der S. 202—253 gebrachte Abriß der Geschichte des Altertums enthält nicht bloß eine gedrängte Übersicht der Ereignisse, sondern auch je und je eine zusammenfassende Betrachtung der Zustände. Gegebenenfalls wird unterscheidend festgestellt: 1. was erzählt die Sage? und 2. was lehrt die Forschung? — Ob dieser 'Abriß' einen Leitfaden ersetzen und dem gesamten Unterricht zugrunde gelegt werden kann, kann fraglich erscheinen; zu Widerholungen ist er durchaus geeignet.

Das zweite der hier zur Besprechung vorliegenden Bücher von Schmieder, auf das in dem ersten öfters verwiesen wird, enthält 16 Aufsätze über besonders merkwürdige Persönlichkeiten und Zustände der antiken Welt; sie sind entnommen den Werken von Curtius, Mommsen, Ed. Meyer, Osk. Jäger, Guglielmo Ferrero, Bened. Niese, Th. Birt, Friedländer u. a. Aus v. Domaszewskis 'Geschichte der römischen Kaiser' hätten wir lieber einen anderen Ausschnitt gewünscht als den hier gewählten über Caligula. Im übrigen ist auch dies Buch wohl geeignet beim Unterricht herangezogen zu werden, und wir möchten es in der Hand recht vieler Schüler sehen.

3) Heinrich Montzka, Bilder aus der Geschichte des Altertums. Lehr- und Lesebuch für die unteren Klassen der Mittelschulen. Ausgabe für Gymnasien und Realgymnasien. Mit 114, darunter 4 farbigen Abbildungen und 4 Farbendrucktafeln. Wien 1913, Verlag von F. Tempsky. 204 S. geb. 8. geb. 3 K 10 h (2,50 ℳ).

Das vorliegende Buch, das vorwiegend (doch nicht ausschließlich) für österreichische Schulen berechnet zu sein scheint — es werden z. B.

widerholt Örtlichkeiten mit bekannten Plätzen in Wien in Vergleich gestellt —, gibt für den Unterricht in den unteren Klassen mehr als ausreichendes Material, so daß dem Lehrer die Auswahl bleibt. Es will eben nicht bloß Lehr-, sondern auch Lesebuch sein, und namentlich gilt das letztere von dem Anhang (S. 182—204), der 'ergänzende Lesestücke zu den Bildern aus der Geschichte des Altertums' enthält. Auch in dem eigentlichen Lehrbuche ist der Lesestoff von dem Merkstoff durch kleineren Druck unterschieden. Der wichtigste Merkstoff ist außerdem in den den einzelnen Abschnitten jeweilig angehängten 'Übersichten' und in der S. 176 und 177 gegebenen knappen 'Zeittafel' zusammengefaßt. Die ebenfalls am Schlusse der Hauptabschnitte zusammengestellten 'Widerholungsfragen' gehen vielfach über das Verständnis der Schüler hinaus (z. B. S. 125 'welche Entwicklung nahm der sog. Ständekampf in Rom?' oder S. 93 'was verdankte Athen der Wirksamkeit des Perikles?' u. a.), geben aber dem Lehrer gute Fingerzeige; auch die ausführliche Bemerkung über Schliemann S. 57 ist an sich dankenswert, sollte aber nicht das Lehrbuch des Schülers belasten. Wenn so manches in dem Buche gebracht wird, was dem Lehrer vorbehalten bleiben sollte, werden auf der andern Seite an das Verständnis des Schülers oft zu geringe Anforderungen gestellt. Sicherlich ist es zu billigen, wenn dem Anfänger für die richtige Aussprache der ihm vielfach fremdartig klingenden Eigennamen gewisse Hilfen gegeben werden. Aber sollte es wirklich nötig sein einem Quartaner zu sagen, daß er zu betonen hat *Trója*, *Africánus*, *Caracálla*, *Theodósius*, *Décius*, *Circus Máximus?* Daneben wird verlangt zu sprechen *Jón*, *Antiôpe*, *Hámilkar*; versagt wird, soviel ich sehe, die Hilfe bei *Demeter*, *Alkibiades*, *Salamis*, wo sie gewiß nötiger gewesen wäre. Doch mag immerhin hier und da ein Druckversehen vorliegen (wie auch bei *Erechthéion*, *Chaironéia*, *Hérodot*, *Dioklétian*, *Hipparchus* — neben *Hippias!*). Verf. sagt: *Alesia bei Dijon (spr. Dischón)*, *Isère (spr. Isér)*, *Durance (spr. Dürâns)*, womit der Schüler nicht viel wird anfangen können. Nach dieser Seite hin hätten wir dem Buche, um seine Brauchbarkeit zu erhöhen, mehr Genauigkeit und Gleichmäßigkeit gewünscht. Gut ist im ganzen die Auswahl der zahlreichen in den Text eingefügten Abbildungen, meist nach antiken Bildwerken, doch auch solchen von neueren Meistern (z. B. eine von Prellers Odyssee-Landschaften, Canovas 'Theseus im Kampfe mit einem Centaur'), darunter einige Widerherstellungen. Aber auch hier ist einiges für das Verständnis des jugendlichen Schülers zu schwer (z. B. Abb. 35 'Der Sturm auf Troja'); auch ist die Bezeichnung nicht gleichmäßig, bald wird die Fundstätte, bald der gegenwärtige Standort des Kunstwerkes, bald der Photograph angegeben, zuweilen fehlt jede nähere Angabe. Die vier Farbendrucktafeln stellen dar: einen griechischen Hopliten (nach griechischen Vasenbildern), einen römischen Legionar (Mus. in Mainz), die Alexanderschlacht (im Nationalmuseum zu Neapel) und das Forum Romanum (Widerherstellung von Tognetti). Die erzählende Darstellung ist fließend, die Anordnung des Stoffes angemessen; auch die Sagengeschichte wird eingehend berücksichtigt.

4) Richard Raithel, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten. Erster Teil: Altertum. Wien u. Leipzig 1913, Wilhelm Braumüller. VIII u. 330 S. 8. Geb. 4 K.

Die Zahl der für die oberen Gymnasialklassen bestimmten Lehrbücher der Geschichte ist nicht gering; dennoch wird auch dies neue Werk sich behaupten können, da es in Verarbeitung und in Darbietung des Stoffes manche eigentümliche Vorzüge hat. Die Darstellung zunächst — und das ist für ein Schulbuch besonders wichtig — ist meist klar und durchsichtig; nur möchten wir zuweilen etwas weniger allgemeine Wendungen wünschen. Der Stoff ist nicht in Kapitel und Unterkapitel eingeteilt, sondern das geschichtliche Tatsachenmaterial ist in der Weise gruppiert, daß einzelne zusammenhängende Entwicklungsreihen entstehen, wodurch der Schüler immer auf das Werden der Zustände hingewiesen wird; doch werden gelegentlich Situationsschilderungen und knappe Charakteristiken eingefügt. Dem Schüler den Blick auf das Ganze gerichtet zu halten, dienen auch die an den Schluß jeder Entwicklungsreihe gestellten kurzgefaßten Übersichten, die gleicherweise der Wiederholung zugute kommen. Hier werden nun zwar die allerwichtigsten Tatsachen, Namen und Jahreszahlen nochmals eingefügt, aber trotzdem wäre eine tabellarische Zusammenstellung sämtlicher vorgebrachter Tatsachen dem Benutzer des Buches dienlich gewesen. Da es dem Verfasser darum zu tun ist, die Gesamtentwicklung der Völker und Staaten vor Augen zu stellen, wird auch die Kulturgeschichte vielfach nicht als bloßes Anhängsel der politischen Geschichte für sich behandelt, sondern mehr organisch mit der Gesamtentwicklung verbunden. Doch auch so kann Verf. nicht umhin, hier und da in einem größeren zusammenhängenden Abschnitte ein Bild der Entwicklung der Gesamtkultur zu entwerfen, wie ein solches in dem trefflichen Kapitel Ausgestaltung des antiken Kulturkreises (S. 299—314) gegeben wird. Die Erscheinungen der bildenden Kunst werden oft ziemlich eingehend besprochen; natürlich wird hierbei vorausgesetzt, daß für den Unterricht Anschauungsmittel vorhanden sind; denn auf Bilderschmuck verzichtet das Buch.

Den Abschnitten über die griechische und römische Geschichte geht ein solcher über die Geschichte des Morgenlandes voraus (S. 8—55), die also nicht im Zusammenhange der griechischen Geschichte gelegentlich als Einleitung oder Einschiebsel gebracht wird; nur die Besprechung der Religion und Kultur der Inder wird bei der Erzählung von Alexanders Zug nach Indien eingeschaltet. Da Verf. die Ergebnisse der Forschung übermitteln will, so wird auf Sagengeschichte kaum eingegangen. Die römische Königszeit wird nur ganz zusammenfassend, fast ohne Namennennung abgetan. Daß bei solcher Darbietung der geschichtlichen Tatsachen Verf. z. B. die Berechnung des Herodot von dem Heere des Xerxes gegen Griechenland verwirft, ist selbstverständlich; er nimmt an, daß es vielleicht nur 100000 Streiter waren, was der geringsten Schätzung (Delbrücks) nahekommt, während die Mehrzahl der Neueren mit Anlehnung an die Schätzung anderer alter Geschichtschreiber 800000 Streiter ansetzen. — Soll nun dem Schüler der Sekunda gar nichts von dem, was über die einzelnen römischen Könige überliefert ist, mitgeteilt werden?

Er wird von dem, was er einmal in Quarta über die römischen Könige gehört hat, kaum soviel noch sein eigen nennen, um bei seiner Vorbereitung auf die Lektüre in den oberen Klassen (Horaz u. a.) den nötigen Anhalt zu haben. Überhaupt scheint mir, es hätte im gegebenen Falle auf die alten Schriftsteller, die dem Schüler in die Hand gegeben werden, mehr Rücksicht genommen sein sollen. Demosthenes und Thukydides scheinen nicht hinlänglich gewürdigt; Euripides tritt in der Schilderung des Verfassers bedeutsamer hervor als Sophokles, allerdings wird sein Nachwirken angedeutet. Noch einen Wunsch hätten wir in bezug auf das Äußere des Buches. Wenn man in Betracht zieht, daß es in erster Linie nicht Lese-, sondern Lernbuch sein soll, so wären wohl dem Auge mehr Anhalte zu geben durch Anwendung typographischer Mittel; durch das ganze Buch wird fast nur ein Schriftsatz angewendet (bis auf die Überschriften, die wenigen Fußnoten und die 'Übersichten'); zudem sind die Absätze sehr oft ziemlich lang, so daß dem Auge wenig Ruhepunkte geboten werden. Im übrigen ist der Druck klar und korrekt.

Hanau. O. Wackermann.

---

1) Grundriß der Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von Aloys Meister. Leipzig, B. G. Teubner.

Reihe II. Abteilung 4. Fritz Hartung, Deutsche Verfassungsgeschichte vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 1914. 174 S. 3,40 ℳ.

Reihe II. Abteilung 8. Emil Sehling, Geschichte der protestantischen Kirchenverfassung. 2. Aufl. 1914. 50 S. gr. 8 1,20 ℳ.

In dem ersten der vorliegenden Bände des Grundrisses gibt der Privatdozent der Geschichte in Halle Hartung die Geschichte der Verfassung sowohl des Reiches als auch der Einzelstaaten, insbesondre Preußens. Die allgemeinen Richtlinien sind deutlich gezogen, aber im Grunde wird hier kaum andres geboten, als was man auch in den Werken über deutsche Geschichte im allgemeinen findet. Die Entwicklung der Idee des absoluten Staates aber ist vom rein deutschen Standpunkt aus kaum zu verstehen, da hier ein genaueres Eingehen auf die Gedanken eines Bodinus, Hobbes, Bossuet u. a. doch für das Verständnis unerläßlich ist. Das fehlt aber. Sonst liest sich das, was der Verfasser bietet, gut und wäre für einige Bändchen Göschen, Wissenschaft und Bildung, Natur und Geisteswelt u. a. trefflich geeignet. Von dem Grundriß aber verlangt man doch andres. Hier scheint mir ein kurzer, präziser Text mit reichlichen Anmerkungen, die Zahlen, Namen, Tabellen und sonstige Einzelheiten bieten, sowie ausführliche Erörterung der Kontroversen geboten. Was die Literaturangaben betrifft, so reichen sie an sich aus, doch wäre ein Hinweis auf das, was die einzelnen Werke bieten, wünschenswert. Ganz unzureichend ist das, was zur Geschichte der Verfassung des alten Reiches geboten wird. Weder über die Stimmenverteilung auf dem alten Reichstag, noch über die Grafen- und Prälatenbänke, noch über die Saecularisationen von 1803, oder über die Mediatisierungen von 1806, über die Reichsritterschaft, das Städte-

kollegium erfahren wir Genaueres. Man mag ja die Subtilitäten des alten Reichsrechts, wie sie der alte J. J. Moser in seinen 50 Quartbänden und Pütter in vielen Werken, vom Vitriarius illustratus u. a. zu geschweigen, behandelt haben, verachten; auch ist es recht mühsam, wenn auch sehr dankenswert, hier genaue Angaben zu machen, aber eine Deutsche Verfassungsgeschichte darf doch an diesen Dingen, die Jahrhunderte hindurch für viele Teile Deutschlands recht wichtig waren, nicht vorübergehen. — Auch die Schilderung der Entwickelung in den Einzelstaaten entbehrt der Stütze durch Detailangaben, und läßt jede Vollständigkeit, die bei klarer und scharfer Formulierung und dem Gebrauch von Abkürzungen auf demselben Raum zu erreichen gewesen wäre, allerdings unter Verzicht auf 'Lesbarkeit', vermissen. Am besten ist noch das, was über die Anfänge der Territorialentwickelung gebracht wird. Verfasser bezeichnet seine Arbeit als einen ersten Versuch! Es ist schade, daß grade ein so wichtiges Gebiet Objekt dieses Versuches geworden ist.

Sehlings Geschichte der protestantischen Kirchenverfassung erscheint in zweiter Auflage. Als Jurist legt der Verfasser Wert auf klare Darstellung der Grundgedanken, die die Entstehung und Entwickelung der einzelnen Landeskirchen beeinflußt haben. Er geht aus von den Ansichten der Reformatoren selbst und untersucht die Frage, ob die seit 1526 entstehenden Kirchenverfassungen etwas prinzipiell Neues bringen. Gegenüber der Meinung, daß es schon vor der Reformation eine kirchliche Territorialgewalt gegeben habe, betont er, daß der Landesherr jetzt an Stelle der kirchlichen Gewalt trete, nicht wie früher nur neben sie. Dann wird der Rechtscharakter der Konsistorien festgestellt, der Einfluß der Landstände untersucht. Wir sehen dann, wie unter dem Einfluß des Naturrechts das Kollegialsystem entsteht, das die Kirche als ein freies Kollegium auffaßt, das durch pactum seine Rechte der Obrigkeit überträgt. Auch die Entwicklung der reformierten Kirche und die der preußischen unierten Landeskirche wird von ihren Grundgedanken aus verständlich gemacht. So vortrefflich nun auch die Darstellung der Theorien und der an sie sich knüpfenden Kontroversen ist, so kommt dabei doch die tatsächliche geschichtliche Entwickelung, die doch nicht bloß von Ideen abhängt, sondern von einzelnen Menschen und äußeren Verhältnissen abhängig ist, nicht ganz zu ihrem Recht. Zwar sind die wichtigsten Tatsachen erwähnt, aber es fehlen doch die Einzelangaben, wie sie etwa in Anmerkungen gegeben werden könnten. Freilich mag es schwer, wenn nicht unmöglich sein, auf so kleinem Raum die Fülle des Details zu geben, die erst die wirkliche Geschichte ausmacht.

2) Quellensammlung zur Deutschen Geschichte. Herausgegeben von E. Brandenburg und G. Seliger.

Quellen zur Geschichte der Mittelalterlichen Geschichtschreibung II Deutsche Geschichtschreiber der Kaiserzeit von Fritz Vigener. Leipzig 1914, B. G. Teubner. 2,40 ℳ. 126 S.

Die vorliegende Auswahl von Stücken aus den Geschichtsschreibern der Kaiserzeit im Urtext 'soll die Möglichkeit bieten, die Entstehung der

wichtigsten Werke zu erkennen, die Arbeitsweise, das Urteil, die Gesamtanschauung der bedeutenderen Geschichtschreiber zu beobachten'. In sehr wohl bedachter Weise sind die Stücke so ausgewählt, daß der junge Historiker, wenn er vergleicht, vor schwierige, aber auch interessante Aufgaben gestellt wird, und daß der Dozent die Erörterung mancher Probleme anknüpfen kann. Aber auch der Lehrer wird aus der vergleichenden Betrachtung von Stellen, die die selben Vorgänge behandeln, manches lernen und kann vielleicht hier und da auch seinen Primanern einmal einen Begriff davon geben, wie schwierig eigentlich das Studium der Geschichte ist, und wie wenig ein Schüler imstande ist, 'selbständig' Quellenstudium zu treiben.

Berlin. Gottfried Koch.

---

1) Karl Tanera, Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers 1870/71. Neue Ausgabe in einem Bande. Mit einer Übersichtskarte. München 1914. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. VI u. 445 S. 8. geb. 3,50 ℳ.

Das bekannte Buch ist in 12. Auflage mit verbesserter Ausstattung erschienen. Obwohl der Verfasser Hauptmann Karl Tanera bereits im Jahre 1904 verstorben ist, wird im Titel und in der Vorbemerkung des Verlegers kein neuer Bearbeiter bzw. Herausgeber genannt. Der Verfasser hat in schlichtem Stil seine Kriegserlebnisse recht interessant und mit patriotischer Freudigkeit dargestellt. Er hat sich nicht gescheut, wie er selbst im ersten Vorwort zugesteht, auch manchen Streich, den er damals ausgeführt, zu erzählen. Und der erfahrene Leser wird ihm auch einräumen, 'daß ein junger 21 jähriger Leutnant oft eine tüchtige Portion Leichtsinn besitzt.' (Siehe ebendort.) Die Vorzüge des Buches sind so überwiegend, daß es in der Kriegsliteratur seine gesicherte Stellung behalten wird.

2) Gustav Lambeck, 1807—1815. Leipzig und Berlin. Verlag von B. G. Teubner. 32 S. 8. brosch. 40 ₰.

Der Verfasser hat aus dem für die Zeit von 1807 bis 1815 vorhandenen reichen Quellenmaterial 34 wichtige Stücke ausgewählt und diese dazu vielfach durch wertvolle Anmerkungen erläutert. Wo es nötig schien, ist auch die Quelle angegeben.

Das Büchlein ist in der Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen erschienen, die von G. Lambeck, Geh. Reg.-Rat u. Ober-Reg.-Rat bei dem Provinzialschulkollegium Berlin in Verbindung mit Professor Dr. F. Kurze in Berlin und Oberlehrer Dr. P. Rühlmann in Leipzig herausgegeben ist. Diese Sammlung ist in zwei Reihen erschienen. Nach der Ankündigung des Herausgebers sollen die Hefte der ersten Reihe dem Lehrer, die der zweiten den reiferen Schülern dienen.

Man hat in der neueren Zeit besonders betont, daß es sehr zweckmäßig sei, im Geschichtsunterricht namentlich der oberen Klassen die Quellen selbst zu verwerten. Zwar hat es nicht an Geschichtslehrern gefehlt, die dieser Aufgabe schon früher maßvoll entsprochen haben.



Aber es darf zugegeben werden, daß es empfehlenswert ist, nach dieser Richtung noch etwas weiter zu gehen. Zu diesem Zwecke ist u. a. das geschätzte Quellenbuch von Max Schilling entstanden, dessen Geschichte der Neuzeit bereits im Jahre 1912 die vierte Auflage erlebt hat. Im Jahre 1913 sind die ersten Hefte der Sammlung geschichtlicher Quellen und Darstellungen von Kürsten, Schrank und Heil erschienen, der sich die Quellensammlung von Lambeck anschließt. Wenngleich nun der Zweck dieser Sammlungen zur Belebung und Vertiefung des Geschichtsunterrichts an sich als sehr anerkennenswert anzusehen ist, so wird man doch Maß und Ziel dieser neuen Richtung sorgfältig im Auge behalten müssen, damit nicht eine Belastung der Schüler eintrete und auch der historische Leitfaden in den Hintergrund gedrängt werde. Die Quellensammlung von Lambeck gibt in der Gesamtübersicht 'der zunächst erscheinenden Hefte' für die erste Reihe 15, für die zweite 95 (!) Hefte an. Jedes Heft soll 32 Seiten gr. 8 umfassen. Dazu wird auf dem Umschlag ausdrücklich von der Anschaffung für den Klassenunterricht gesprochen. Der Berichterstatter möchte raten, falls die Einführung dieser Hefte beabsichtigt wird, dafür zu sorgen, daß in jeder Klasse nur eine sehr beschränkte Zahl zur Anschaffung aller Schüler vorgeschrieben wird. Am zweckmäßigsten scheint es ihm, diese Hefte in die Klassenbibliotheken einzureihen. Falls einzelne Hefte von den Schülern gerne gelesen und öfters gewünscht werden, würde die Anschaffung mehrerer Exemplare zu empfehlen sein. So böte sich den Geschichtslehrern auch leicht die Möglichkeit, diese Hefte beim Klassenunterricht zu benutzen und sie den Schülern zur Lektüre zu empfehlen.

Die Unterscheidung der zwei Reihen von Heften erscheint nicht notwendig und erfordert öfters, wie auch im vorliegenden Heft, eine Verweisung auf die andere Reihe. Dazu muß den Geschichtslehrern das Material bekannt sein, aus dem sie die Quellen der ersten Reihe zu schöpfen haben.

In diesem Sinne und dieser Beschränkung zollt der Berichterstatter dem löblichen Unternehmen seinen Beifall.

3) Max Schmidt, Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika. Neue durchgesehene Ausgabe. Mit einer Karte und einem Feldbilde des Verfassers. 1913. Verlag von Edwin Runge in Berlin-Lichterfelde. VIII u. 213 S. 8. Brosch. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

Der Verfasser ist 1900/01 Felddivisionspfarrer im ostasiatischen Expeditionskorps und 1904/05 in der Kaiserlichen Schutztruppe für Südwestafrika gewesen. Im vorliegenden Buche, das er den Kameraden der Schutztruppe und den Angehörigen der Gebliebenen widmet, schildert er eingehend seine Erlebnisse als Feldgeistlicher und seine sonstigen Erfahrungen auf dem Kriegsschauplatz von Südwestafrika im Jahre 1904/05. Er beginnt mit seiner Kommandierung zum Truppenübungsplatz des 10. Korps im Munsterlager zu dem Zwecke, um am 29. Mai 1904 den zwei Bataillonen des neugebildeten zweiten Feldregiments der Schutztruppe vor ihrer Ausfahrt einen Gottesdienst und eine Abendmahlsfeier zu halten. Auf Wunsch des Regimentskommandeurs meldete er sich zur

Schutztruppe und wurde eingestellt. Sogleich begannen die Vorbereitungen, wobei unser Feldgeistlicher seine Erfahrungen vom chinesischen Kriegszuge teilweise verwerten konnte. Am 5. Juli erfolgte die Abreise auf dem Dampfer 'Hans Wörmann' von Hamburg aus, und am 1. August war man am Ziel, am Leuchtturm von Swakopmund. Aber zufolge der großen Brandung konnte die Landung erst am 5. August erfolgen. Auf der Etappenkommandantur zu Swakopmund lagerte bereits der telegraphische Befehl, der die beiden Feldgeistlichen, den evangelischen und den katholischen, nach Okahandja rief. Dorthin gelangte man damals schon nach dreitägiger Fahrt auf einer schmalspurigen Eisenbahn, die den pflanzenlosen Wüstengürtel der Küste durchschnitt. In Okahandja, wo die Eisenbahn aufhörte, erhielten die beiden Feldgeistlichen den Befehl, eiligst nach dem Waterberg zur Truppe zu reiten, wo nun ihre eigentliche Tätigkeit beginnen sollte. Von einem Unteroffizier und zwei Burschen begleitet, begannen sie am 9. August das 'Padleben' und hatten bald Gelegenheit, an den zerstörten und verwüsteten Farmen zu schauen, wie schlimm die Hereros gegen die deutschen Kolonisten gewütet hatten. Nicht selten fanden sie bereits deutsche Soldatengräber, und schließlich erhielten sie auch von den heißen Kämpfen beim Waterberg am 11. und 12. August und von den schweren Verlusten Nachricht. Im Hauptquartier wurde jetzt der katholische Feldgeistliche dem ersten Feldregiment, der evangelische dem zweiten zugewiesen, das unter dem Oberst Deimling stand.

Von jetzt ab hat unser Verfasser die schweren Entbehrungen, Mühen und Gefahren jenes weiteren Feldzuges gegen die Hereros, darauf gegen die Witboois und schließlich noch gegen Morenga im Süden geteilt. Auf seiner Reise zum Kriegsschauplatz und anfangs auch während des Feldzuges hat er überall, wo sich eine geeignete Gelegenheit bot, Andachten und Gottesdienste gehalten, die zumal in jener ernsten Situation von den Soldaten gern besucht wurden. Darauf rückte die Bedienung der Lazarette in den Vordergrund, wo den vielen Verwundeten und Kranken Trost und Stärkung gewährt wurde. Schließlich hatte der Feldgeistliche bei den leider recht zahlreichen Begräbnissen in den Lazaretten und bei den Kämpfen seines Amtes zu walten. Daß alle diese gottesdienstlichen Handlungen unseres Verfassers mit großer Liebe und Treue ausgeführt wurden und von reichem Segen Gottes begleitet waren, wird der Leser aus der näheren Darstellung ersehen. Nur wenige kurze Stellen mögen hier angeführt werden, die besonders gut gewählt scheinen. In jener wasserarmen Gegend sprach er über Jes. 44, 3: 'Ich will Wasser gießen auf das Durstige und Ströme auf das Dürre.' (S. 39.) An einem Biwaksabend wurden die passendsten Verse aus Paul Gerhardts Lied: 'Nun ruhen alle Wälder' gesungen und zum Schluß erfolgte der Gebetsgruß an die Lieben in der Heimat. Wirksamer konnte dieser Gottesdienst nicht abgeschlossen werden. (S. 47.) Kurz vor einem Vormarsch zum ernsten Kampfe gegen die Hereros sprach er über die schöne Stelle Joh. 14, 27: 'meinen Frieden gebe ich euch . . . euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.' (S. 48.) So hat er auch das schöne Gelübde 1. Mos. 28, 20 u. 21 für die dortigen Krieger ver-

wertet. (S. 66.) Nach dem verzweifelten Ringen einer fast verdurstenden Abteilung vom 5. bis 8. Januar 1905 bei Groß-Nabas, wo der Kampf 24 Tote und 47 Verwundete, ein Drittel der deutschen Abteilung, gekostet hatte, wählte der Feldgeistliche treffend als Lied 'Nun danket alle Gott' und als Schriftwort Psalm 23, 2: 'Er führet mich zum frischen Wasser.'

Zurück ging es zur Lüderitzbucht und darauf nach Swakopmund, von wo am 3. Juli 1905 auf dem Dampfer 'Kronprinz' die freudige Heimfahrt unseres Feldgeistlichen begann. Er schließt sein treffliches Buch, das über jenen Krieg, sowie über Land und Leute eingehenden Aufschluß gewährt und teilweise auch erbaulich wirkt, mit der schönen Mahnung 5. Mose 4, 9 und 10. Das Buch ist sehr zu empfehlen.

4) Karl Friedrich von Klöden, Die Quitzows und ihre Zeit. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Hermann Engelmann. 1913, Verlag von Edwin Runge in Berlin-Lichterfelde. 8. 814 S. Brosch. 5 M, geb. 6,50 M.

Die erste Auflage dieses Buches ist in den Jahren 1836 und 1837, die zweite 1846, beide in vier Bänden, erschienen. Eine Neubearbeitung in drei Bänden folgte 1889. Da auch diese Ausgabe vergriffen war, so hat der jetzige Herausgeber 1913 eine neue Bearbeitung erscheinen lassen, 'die als Volks- und Jugendausgabe gedacht ist' und nach Kürzungen nur einen allerdings recht umfangreichen Band bildet.

Die neueste Auflage des Buches ist aus Anlaß des 500 jährigen Bestehens der Hohenzollernherrschaft in der Mark bearbeitet und herausgegeben. Es beginnt mit der Erwerbung der Mark durch Kaiser Karl IV im Jahre 1373 und schließt mit dem Jahre 1427. Nach der kräftigen Herrschaft Karls IV geriet die Mark wieder in Verfall. Auf allen Seiten drangen die benachbarten Herrscher vor und im Lande selbst herrschten fortwährende Fehden und Kämpfe unter Rittern, Städten, Fürsten und Geistlichen. Da wurde im Jahre 1411 durch Kaiser Siegismund Friedrich von Nürnberg zum Obristen, Verweser und obersten Hauptmann der Mark ernannt und 1417 auf dem Konzil zu Konstanz feierlich durch den Kaiser belehnt. Dieser Hohenzoller hat mit großer Energie und eingehendem Verständnis die Feinde der Mark überwältigt und den ersehnten Frieden gebracht. Diese geschichtlichen Vorgänge hat der Verfasser auf guter Historischer Grundlage sehr eingehend dargestellt. Um aber den Leser durch die Behandlung der immer von neuem ausbrechenden Unruhen, Fehden und Kämpfe nicht zu ermüden und abzustoßen, hat er in die Darstellung sehr geschickt romanhafte Züge eingefügt. Man hat deshalb über den Charakter des Buches früher vielfach gestritten. Klöden selbst hat sich dagegen gewehrt, einen reinen Roman geschrieben zu haben. Der Berichterstatter ist der Meinung, daß wir einen überwiegend historischen Roman vor uns haben in dem die Quitzows die Hauptrolle spielen. Jedenfalls ist die Darstellung im Buche interessant und spannend. Man vergleiche z. B. die eingehende lebhafte Schilderung der Kämpfe bei den Burgen Friesack und Plauen und deren Folgen. (S. 529 ff.) Die beiden Brüder Dietrich und Johann

Quitzow treten hier in ein günstigeres Licht als in anderen neuen Werken, da sie mannhaft und mit damals erlaubten Mitteln für ihr Recht und ihre Freiheit kämpfen. So faßt auch der Verfasser sein Urteil über die Charaktere der Quitzows folgendermaßen zusammen: 'Der Gewinn unserer Arbeit ist nicht zweifelhaft. Wir haben einige Charaktere aufgedeckt, und die verunstaltenden Flecken, welche der Staub der Jahrhunderte darüber gelegt hatte, weggewischt, die ungeachtet ihrer Mängel und Schwächen, wenn wir uns nicht sehr täuschen, zu den großen Charakteren gehören.' (S. 812.)

Wünschenswert wäre es, daß das sehr lesenswerte Buch ein Inhaltsverzeichnis und Register wider erhält, um die es in der zweiten Auflage vermehrt war. Wenigstens eins, das Inhaltsverzeichnis müßte bei der nächsten Auflage zugefügt werden. Auch würde es zu empfehlen sein, das Buch in zwei Bänden erscheinen zu lassen, da ein Band mit 814 Seiten zumal auf kräftigem Papier für eine Jugendausgabe zu stark ist, wenngleich diese Lektüre auch nur für die reifere Jugend paßt.

5) Gotthold Klee, die alten Deutschen während der Urzeit und Völkerwanderung. Fünfte Auflage. Gütersloh 1912. Druck und Verlag von Bertelsmann. 8. VIII u. 330 S. Mit Titelbild. 2,40 *M*, geb. 3 M.

Das Buch enthält Schilderungen des Lebens, der Sitten, Religion und Wohnsitze, sowie namentlich Darstellungen aus der Geschichte der alten Deutschen. Es schließt sich an das größere Werk des Verfassers 'Geschichtsbilder aus der älteren deutschen Geschichte in drei Bänden' an, bringt aber nur eine vereinfachte Auswahl von lebensvollen Einzelbildern aus der ältesten Zeit bis zum Untergang des Ostgoten- und Longobardenreiches. 'Das historisch Bedeutende mußte nicht selten gegen das ethisch Wertvolle zurücktreten;' denn das größere Werk ist für reifere Leser, das vorliegende dagegen 'für die Jugend und das Volk' bestimmt.

Der Verfasser hofft, daß dieses Buch die Probe der Zuverlässigkeit bestehen werde, 'denn es gründet sich auf die Quellen selbst und die besten wissenschaftlichen Werke der Neuzeit.' Daß aber in dem größeren Werke einzelne Berichte, die teilweise auch im vorliegenden Auszug sich befinden, noch verbesserungsfähig sind, hat der Berichterstatter in seiner Besprechung im Jahrgang 1913 dieser Zeitschrift S. 459ff. nachgewiesen. Er stimmt dem Verfasser darin völlig bei, daß er in einem historischen Buche den 'üblichen romanhaften Aufputz, durch den der Leser nur in Verwirrung gebracht wird, verschmäht, da dieser niemals weiß, wo die Geschichte aufhört und die Erdichtung anfängt.' Daß er aber dieses Buch für das kindliche Alter und das Volk zugleich bzw. als 'ein Volks- und Knabenbuch' bestimmt, erscheint dem Berichterstatter bedenklich. Das sogenannte Volk ist heutzutage bereits soweit gebildet, daß ihm eine Knabenlektüre nicht mehr zusagen wird. Dagegen bietet das vorliegende Buch für die Jugend und zwar in höheren Schulen für die unteren Klassen und für Untertertia, wo es das historische Klassenpensum berührt und belebt, eine sehr geeignete Lektüre. Die Sprache ist dem

jugendlichen Alter und Verständnis angemessen, die Darstellung fesselnd und zugleich belehrend.

Für die nächste Auflage, die das Buch sicher erleben wird, ist die Verwendung einer größeren Schrift zu empfehlen und eine größere Beseitigung von Druckfehlern notwendig. Vgl. z. B. S. 1 unten 'glau*b*en' statt glau*bt*en, S. 3 oben '*furcht*baren' statt *frucht*baren, S. 5 oben 'Germa*nn*en' statt Germanen, S. 5 Mitte 'auf ihren Sch*ildern*' statt Schilden.

Berlin-Steglitz. R. Petersdorff.

Paul Seidel, Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandendurg und Preußen. 17. Jahrg. 1913. Leipzig, Giesecke & Devrient. Berlin und Leipzig. 250 S gr. 4. 20 ℳ, geb. 24 ℳ.

Vor allem wird in diesem stattlichen Bande die Rede interessieren, die Otto Hintze in der Berliner Universität zur Feier der 25 jährigen Regierung des Kaisers Wilhelm II. gehalten hat. Es ist eine für die ganze Welt bedeutsame Zeit: In Technik und Verkehr, in Kunst und Weltanschauung, im Wirtschaftsleben wie in den Beziehungen der Völker und Staaten untereinander vollziehen sich große, weltbewegende Veränderungen, die in ihrer Gesamtheit einen neuen Abschnitt im Leben der Menschheit und auch unseres eigenen Volkes bedeuten. An Stelle des europäischen Staatensystems trat ein Weltstaatensystem. Gleichzeitig kam ein allgemeiner und gewaltiger Trieb nach kolonialer Ausdehnung und überseeischer Machtentfaltung in die Welt, der durch das Interesse der Industrie an der Beherrschung der Einkaufs- und Absatzmärkte für ihre Rohstoffe und Fabrikate beständig genährt und angestachelt wird. Solchen Staatenbildungen gegenüber, wie Amerika, deren Wirtschaftsmacht mehr noch als ihre Waffengewalt das Gleichgewicht der Welt ins Schwanken gebracht hat, sehen sich die Staaten des alten Europa mit dem Schicksal bedroht, zu Mächten zweiten Ranges zu werden, falls es ihnen nicht gelingt, durch straffere Anspannung der wirtschaftlichen und militärischen Kräfte ihre Bedeutung in der Welt zu erhöhen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika zählen mit ihren Gebieten heute schon eine Bevölkerung von weit über 100 Millionen Menschen, Rußland eine solche von 166 Millionen, England mit Indien und seinen Kolonien 423 Millionen, darunter etwa 63 Millionen Weiße, d. h. nicht viel weniger als die 65 Millionen, die das Deutsche Reich umfaßt, das außerdem in seinen Schutzgebieten nur noch etwa 12—13 Millionen farbige Menschen beherrscht. Schon diese Zahlen zeigen, daß das Zeitalter des Imperialismus für Deutschland eine nicht eben günstige Wendung in den Weltverhältnissen bedeutet; und dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man unsere eingeschlossene geographische Mittellage betrachtet. Kein Staat der Welt hat ein solches Maß von militärisch-politischem Druck auszuhalten wie Deutschland. Dies Land mußte entweder zu einer starken Seemacht sich entwickeln oder aufhören, in einer Reihe mit den großen Weltmächten seine Macht- und Wohlfahrtsinteressen zu fördern. Es ist eine bittere Notwendigkeit, die aus unserer politischen Stellung und aus

der veränderten Weltlage entspringt und uns treibt, mit Aufbietung aller Kräfte den gesteigerten Anforderungen der Weltpolitik zu genügen. Dies besagt eine schwere Belastung unserer Finanzen, aber unsere Volkswirtschaft hat sie gut zu ertragen vermocht. Wir haben es durchgesetzt, daß wir auch in der veränderten Weltlage, die uns nicht günstig war, in der ersten Reihe der Mächte geblieben sind, und das ist auch für unsere Volkswirtschaft von unermeßlicher Bedeutung. Die Gruppierung der Allianzen, die kleinen, von der Presse oft falsch beurteilten Schwankungen der Politik stehen demgegenüber erst an zweiter und dritter Stelle. Das Wort des Großen Kurfürsten gilt auch heute noch: Allianzen sind gut, aber eigene Kräfte sind besser. Friedenspolitik nach innen und außen charakterisiert die Regierung Kaiser Wilhelms II. Den Fortschritten unserer sozialen Staatsfürsorge entspricht eine Besserung in der wirtschaftlichen Lage der arbeitenden Klassen. Die Lage unserer Arbeiter ist in manchen Stücken besser als in andern Kulturstaaten. Wenn trotzdem bei uns die Sozialdemokratie stärker und staatsfeindlicher ist als in anderen Staaten, so beruht das zumeist auf anderen als wie sozialen Ursachen. Es ist vor allem der Widerspruch gegen die straffe obrigkeitliche Ordnung und den ganzen Geist des monarchischen Militär- und Beamtenstaates, der sich in der sozialdemokratischen Partei besonders geräuschvoll zusammengesetzt hat. Es ist in Verbindung damit der prinzipielle Gegensatz gegen jede nationale Machtpolitik, die bei uns besonders stark ist, weil diese Politik von uns infolge unserer ungünstigen Weltstellung besonders große Opfer verlangt, die mehr ins Auge fallen als die wirtschaftlichen Vorteile, die sie gerade auch für die arbeitenden Klassen mit sich bringt. Es ist ferner der Mangel an Ellbogenraum für den einzelnen, der sich in keinem großen Staate so stark fühlbar macht, weil wir bei unserer steigenden Bevölkerung überall von festen politischen Schranken umgeben sind und keine eigentlichen Siedelungskolonien besitzen. Dazu kommen die Verhältnisse des Auswanderungswesens und der Interessengegensatz der brotverzehrenden Massen gegen die Agrarier. Es gibt kein besseres Mittel zur Überwindung der sozialdemokratischen Gefahr, als die Stärkung des Gemeingeistes und die Verbreitung und Befestigung der Aufgabe, daß der Staat nicht bloß die Sache der Regierung, sondern des Volkes ist. Kaiser Wilhelm II. ist eine Epochengestalt, die die Wende der Zeiten markiert. Weltpolitik und Sozialpolitik sind die hervorstechendsten Züge seiner Epoche auf dem Gebiete der öffentlichen Interessen. Aber auch sonst hat er für alles Interesse und das Wort: homo sum, humani nihil a me alienum puto hat er gern auf sich angewendet. Diese Proben aus Hintzes Vortrag mögen den reichen Inhalt der alle Wesenheiten des Kaisers und seiner Politik glücklich darstellenden Festrede illustrieren.

Außer dieser Rede ist die Erörterung der Insignien und Juwelen der preußischen Krone durch Paul Seidel, die von R. Koser eingeleitet wird, recht interessant. Keine Kreation der preußischen Königswürde durch den Kaiser, ihre selbstherrliche Annahme aus freier Autonomie wurde die Losung. Die vorgängige Zustimmungserklärung zu dem autonomen Akt war die einzige Mitwirkung, die der Kurfürst sich von

seiten des Kaisers gefallen ließ. Das neue deutsche Kaisertum erstand, ohne daß das alte preußische Königtum die starken Wurzeln seiner Kraft verlor. Das Schicksal der Kronjuwelen hängt aufs innigste mit der Geschichte des preußischen Königshauses zusammen. Der Glanz und Prunk des ersten Königs von Preußen und der ersten Königskrönung im Jahre 1701, das allem Prunk abgeneigte Soldatentum König Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II., die Not und das Elend der französischen Fremdherrschaft, die Zeit der Befreiungskriege mit ihrer Opferwilligkeit, die Romantik König Friedrich Wilhelms IV., die zweite Königskrönung von 1861, sie alle haben in der Geschichte der Insignien und Juwelen der preußischen Krone ihre Spuren hinterlassen.

Manches mag man auch lernen aus Klinkenborgs Aufsatz 'Die Stellung des Hauses Finckenstein am preußischen Hofe im 17. und 18. Jahrhundert'. Albrecht und Christof Finck aus altadligem Hause haben den Hohenzollern treu gedient insbesondere im Kampf mit Schweden, Ernst als Vertreter des Kurfürsten in Polen, Georg Christoff als Oberburggraf Ostpreußens, Generalfeldmarschall Albrecht-Conrad, 'der ehrenwerteste Mann' des Königreiches, und der Staatsminister Graf Karl Wilhelm, der zuletzt genannte war ein Mann tiefster Religiosität, gehörte nicht der Tafelrunde an, genoß aber das höchste Vertrauen seines Königs. Das glänzendste Zeugnis hierfür ist die Instruktion vom 10. Januar 1757, in der Friedrich II. für den Fall seines Todes oder seiner Gefangennahme es ihm überließ, die entsprechenden Maßregeln zu treffen.

In die große Zeit der Freiheitskriege führt der Briefwechsel des Prinzen Wilhelm mit seiner Cousine Prinzessin Friederike, den Granier veröffentlicht. Im übrigen verzeichnen wir folgende Aufsätze: Meuß, die preußische Königsflagge; Granier, Das Feldzugstagebuch des Kronprinzen Friedrich Wilhelms von Preußen aus dem Jahre 1813; Krieger, Lektüre und Bibliotheken Friedrichs des Großen; Droysen, Aus den Briefen der Königin Sophie-Dorothea. Dazu Miszellen.

Der ganze, reich und schön illustrierte Band gehört zu den bestgelungenen, die vom Hohenzollern-Jahrbuch erschienen sind. Es ist viel Inhalt allgemeinen Interesses geboten. Von den vielen vorzüglichen Abbildungen eignen sich zur Auslage insbesondere die Krönung vom 18. Oktober 1861, zahlreiche Porträts und Faksimiles.

Dresden. Eduard Heydenreich.

---

1) J. Ruska und A. Vonnoh, Grundzüge der Mineralogie und Geologie. Zweiter Teil. A. Vonnoh, Grundzüge der Geologie. 73 S. mit 65 Abb Leipzig, Quelle u. Meyer, 1913. 1.60 ℳ.

Das kleine Buch zerfällt in die Abschnitte: Das Felsgerüst der Erde (Beschreibung einiger kristalliner Gesteine); Die Umgestaltung der Gesteinshülle; Die Formationen Deutschlands. Die Darstellung finde ich weder übersichtlich noch klar. Nicht selten werden Namen geboten ohne

genügende sachliche Erklärung. So heißt es auf Seite 40: 'Dazu [zum Feststellen von Erdbeben] dienen besondere Instrumente (Seismometer), die zugleich den Verlauf der Erschütterungen selbsttätig aufzeichnen (Abb. 28).' Diese Abbildung zeigt dann ein 'Seismogramm des vogtländischen Bebens von 1906' ohne jedes weitere Wort der Erläuterung. Für mich liegt hier ein ausgezeichnetes Beispiel dafür vor, wie man es anfangen muß, um an Stelle klarer Vorstellungen leeren Wortkram zu bieten.

Die Abbildungen sind zum Teil hübsch. Wenn sie jedoch dem Schüler etwas nützen sollten, so müßte eine kurze aber klare Erklärung dabei stehn, an der es aber regelmäßig fehlt. Manchmal sind auch die Bilder zu undeutlich. Auf dem Bilde des bekannten Profils vom Bohlen bei Saalfeld z. B. sind die Zechsteinschichten, auf die es gerade ankommt, überhaupt nicht zu erkennen. Aus der Abbildung 27 wird selbst ein Geologe schwerlich klug werden. Die beigefügte 'Erklärung' 'Verwerfung an drei Spalten (Oder)' ist selbst der Erklärung in hohem Maße bedürftig. Was bedeutet das Rätselwort 'Oder'?

An schiefen Ausdrücken und an Angaben, die mindestens mißverständlich sind, fehlt es auch sonst nicht. Besonders auffallend ist der Satz auf Seite 30: Lava ist also nichts als Basalt (vom Verfasser gesperrt). Also ist z. B. trachytische Lava nichts als Basalt?

2) A. Berg, Geographisches Wanderbuch. Für mittlere und reife Schüler. Ein Führer für Wandervögel und Pfadfinder. 292 S. m. 193 Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. 4 ℳ.

Das Buch gibt eine große Menge von Auskunft und anregender Belehrung über Messen und Schätzen, Wegeaufnahmen, Gebrauch der Karte, Orientierung, Signalgeben, Wetterbeobachtung, Beobachtung an Flüssen und Seen, an Pflanzenleben und Tierleben und an den Werken des Menschen. Ich bekenne, selbst dem Verfasser für manchen hübschen Wink dankbar zu sein. Das Buch sei unserer wandernden Jugend angelegentlich empfohlen. Hoffentlich läßt sie sich nicht von einer Äußerlichkeit des Buches abschrecken, daß es nämlich den Leser fortwährend mit 'Du' anredet. Es stirbt eben anscheinend der irrtümliche Glaube nicht aus, daß die Jungen diesen Onkel-Ton lieben.

3) Reinh. Brauns, Vulkane und Erdbeben. 168 S. 74 Abb. und 6 Tafeln. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1914. 1.80 ℳ.

Ein fesselnd geschriebenes Buch, das auf der Höhe der Wissenschaft steht. Die Abbildungen sind nicht die üblichen alten Bekannten, sondern fast sämtlich vom höchsten Interesse.

Schulpforte. L. Henkel.



G. Anton, Psychiatrische Vorträge für Ärzte, Erzieher und Eltern. III. Serie. Berlin 1914. S. Karger. 90 S. 2,40 ℳ.

Der bekannte Hallische Psychiater bietet in den fünf Vorträgen für jeden psychologisch Interessierten eine sehr fesselnde Lektüre. Wendet sich das Buch auch in erster Linie an Ärzte, so ist es doch in seinen wesentlichen Teilen auch anderen Gebildeten verständlich — abgesehen vielleicht von anatomischen Bemerkungen über den Bau des Gehirns im ersten Aufsatz. Dieser beschäftigt sich mit Gehirnbau und Seelenkunde. Die folgenden handeln von 'Gefährlichen Menschentypen', vom Widerersatz der Funktion bei Erkrankungen des Gehirns und Rückenmarks, von der geistigen Artung und den Rechten der Frauen. Der letzte gibt Ärztliches über Sprechen und Denken.

Psychologische Fragen, wie sie hier erörtert werden, liegen dem Schulmanne ebenso nah als dem Arzte. Darum ist zu hoffen, daß dem Verfasser auch unter Philologen aufmerksame Leser erwachsen werden.

Eine Kostprobe: 'Die Forschungen Munks ergaben das scheinbar enttäuschende Resultat, daß das Stirnhirn, diese Distinktion des menschlichen Gehirns, wenigstens in den oberen Windungen die — Innervation der Rumpfmuskeln zu besorgen hat!' Daraufhin erläuterte Meynert, daß ja mit dieser echt menschlichen Muskelleistung der aufrechte Gang gegeben ist, daß durch das Freiwerden der Hände und Arme vom Ganggeschäfte die Entfaltung komplizierterer und zweckgerechterer Bewegungen erst recht ermöglicht werde. Durch den aufrechten Gang wird die ganze Körperform beeinflußt, insbesondere das Becken, welches für die Formierung des menschlichen Schädels für die Geburt so entscheidend ist.

'Wieder scheint es der aufrechte Gang zu sein, welcher uns von der Hauptquelle der Gerüche, vom Boden, entfernt und die Bedeutung des Geruchssinns für unser Seelenleben vermindert. Dafür aber erhebt sich der Gesichtssinn zur Macht durch die freigewordenen Kopfbewegungen, so daß wir durch die Orientierung im Weltbilde reichlichen Ersatz für den Geruchssinn empfangen.'

Naumburg a. S. R. Jebens.



Winckelmann

von

Carl Töwe

Vor 150 Jahren ist Winckelmanns 'Geschichte der Kunst des Altertums' erschienen. Wenn wir heute die stattlichen Quartbände in die Hand nehmen, auf deren äußere und innere Ausstattung ihr Verfasser so großen Wert legte, so geschieht es vielleicht zunächst nur, um von diesem grundlegenden Werke moderner Kunstwissenschaft geschichtliche Kenntnis zu nehmen. Und wir finden auch gar manches, über das wir schnell und flüchtig hinweglesen: begriffliche Definitionen und Abstraktionen, Einteilungen und Unterscheidungen, dazu langatmige theoretische Betrachtungen. Daneben aber fesseln uns feinsinnige, von genauester Beobachtung und sicherstem Urteil zeugende Beschreibungen einzelner griechischer Statuen, Beschreibungen, die bis heute noch nicht übertroffen sind. Den beschriebenen Kunstwerken gleich, erscheinen sie vollendet wie aus einem Guß. Diese ihre Vollkommenheit aber ist doch das Werk langer und eindringlicher Arbeit ihres Schöpfers. Über die Beschreibung des Heraklestorsos z. B. hat Winckelmann, wie er einmal einem Freunde schreibt, drei Monate nachgedacht. Diese angestrengte Arbeit, diese stete Feile, die nicht zuläßt, 'mit zwei Worten zu sagen, was mit einem geschehen kann', schaffen dann freilich auch Kabinettstücke von unübertroffener Schönheit und Sachlichkeit, Prägnanz und Vollständigkeit. Dabei kann es uns nicht stören, daß der Ausdruck des Schriftstellers zuweilen enthusiastisch wird, daß die Erklärungen uns nicht immer mehr genügen, wie z. B. die des Laokoon, dessen Auffassung ja schon, wie bekannt, Lessing angezweifelt hat. Auch das darf uns die Freude nicht beeinträchtigen, daß Winckelmann in der Chronologie und in der Datierung der Kunstwerke nicht immer sicher ist, schon nach dem damaligen Stand der Forschung, und Untersuchungen der Stücke auf Echtheit des Ganzen oder einzelner seiner Teile aus dem Wege geht, was ihm schon Heyne vorgeworfen hat. Das sind Nebensachen gegenüber dem eigentlichen Neuen seiner Auffassung: Ihm sind die Kunstwerke nicht mehr wie den meisten seiner Vorgänger nur Beispiele für antiquarische Gelehrsamkeit,

sondern einzigartige und einmalige Schöpfungen der genialen Phantasie eines Künstlers, die anzuschauen und zu verstehen unsere alleinige Aufgabe sein kann. Darum sieht Winckelmann davon ab, uns Künstlergeschichte statt Kunstgeschiche zu geben, macht zum ersten Male den Versuch, die bildende Kunst als ein Stück Menschheitskultur zu fassen und sie in den großen Zusammenhang alles geistig-geschichtlichen Lebens einzugliedern. So wird seine Kunstgeschichte die erste wissenschaftliche Erfassung ihres Gegenstandes.

Freilich hält sie nicht ganz, was ihr Titel verspricht, denn die Kunst der nichtgriechischen Völker wird nur gestreift, und auch von griechischen Kunsterzeugnissen interessieren den Schriftsteller Malerei und Architektur nur im geringen Grade. Zwar hat er uns an anderen Orten ausführliche Mitteilungen über die Gemälde in dem ausgegrabenen Herkulanum gegeben, auch über die in Italien noch erhaltenen Reste griechischer Bauwerke, z. B. über die Tempel in Pästum, die gewaltigen Eindruck auf ihn machten. Aber der Begriff der Kunst fällt für Winckelmann eigentlich mit dem der griechischen Plastik völlig zusammen.

Zu einer solchen Wertschätzung dieser Kunst konnte nur ein Mann gelangen, dessen Wesen so antikisch war wie das Winckelmanns. Erst in Rom wurde er das, was er war, erst in der ewigen, von antiker Kunst, antiker Lebensauffassung, antiker Verkehrsfreiheit und -unbefangenheit beherrschten Stadt, in die 'ihm die Schönheit zu winken schien', entfaltete sich seine bisher gedrückte und beengte Persönlichkeit zu voller Macht. Nur in Rom fühlte er sich wohl, und wir werden es nicht beklagen, daß seine Versuche, Rom zu verlassen und sich in Deutschland eine ihm zusagende Stellung zu verschaffen, gescheitert sind. Denn wie wenig ihm das 'nordische Land der Skythen' noch sein und bieten und geben konnte, beweist die grenzenlose Melancholie, die ihn 1768 auf seiner Reise nach Deutschland, die bloß eine Besuchsreise sein sollte, befiel, eine Melancholie, die ihn bekanntlich vor Erreichung seines Zieles und Durchführung seines Zweckes zur Umkehr zwang. In Rom dagegen zeigte er griechische Lebensfreudigkeit, Unbefangenheit im Umgange mit den Großen der Welt und der Kirche, die ihrerseits mit ihm wie mit ihresgleichen verkehrten und ein zuweilen bestehendes Abhängigkeitsverhältnis lediglich als Freundschaftsdienst betrachteten.

Antikisch war auch seine Stellung zu den Frauen. Er genoß sie, aber er band sich nicht an sie. Das Weib war ihm wie dem alten Griechen nur ein Sinnenwesen. Um so stärker schlug das Herz auch noch des alternden Mannes für Freundschaft, mit der sich seine Seele 'von Jugend auf beschäftigt hatte'. Ja, nicht ohne peinliche Empfindungen können wir viele Stellen seiner an seine Freunde gerichteten Briefe lesen, die wie die Briefe eines feurigen Liebhabers an sein Mädchen klingen. Freundschaft war ihm 'die größte aller menschlichen Tugenden, das größte Glück,

wohin die Menschheit streben kann; nicht die Freundschaft, die Christen üben sollen, sondern diejenige, welche nur allein in einigen ewigen Beispielen des Altertums bekannt ist'. Von hier aus erklärt sich mancherlei in seiner Kunstauffassung, z. B. die Ansicht, daß die höchste Schönheit die des Mannes und nicht die des Weibes sei; er zeigt eine entschiedene Vorliebe für männliche Statuen gegenüber den weiblichen; der Hermaphrodit erscheint ihm als Bild hoher Schönheit, und vom Ganymed, dem Lieblinge des Zeus, rühmt er, daß er 'vor Wollust schmachte und sein ganzes Leben nur ein Kuß zu sein scheine'.

Mit seinem Enthusiasmus für Freundschaft suchte endlich Winckelmann auch einen Schritt zu beschönigen, der ihm viel verdacht worden ist und den er sich selbst ganz wohl nie verziehen hat: seine Religionsänderung. Seine Aufnahme in Rom, sein Zutritt zur römischen Gesellschaft und sein ganzes äußeres Dasein in der ewigen Stadt wurden nämlich von seinem Übertritte zum Katholizismus abhängig gemacht. Er tat diesen Schritt angeblich, weil ein Freund 'ein Schatz sei, welcher nicht teuer genug erkauft werden könne'. Er sehne sich nach 'heroischer Freundschaft', die freilich dem Phönix gleiche, 'von dem viele reden und den keiner gesehen'. Wir wissen nicht, welchem Freunde zuliebe er den Übertritt vollzogen haben will, vielleicht meint er den Dresdener Nuntius Archinto, der sich besonders eifrig um die Konversion seines Schützlings bemüht zu haben scheint.

Wie dem nun sein mag, auch in diesem Punkte erscheint Winckelmann durchaus antik. Die Religion war eine Sache, die ihn innerlich überhaupt nicht berührte: ernsthaft nahm er seine Bekehrung eigentlich ebensowenig, wie seine Bekehrer es taten. Er wurde ein ebenso schlechter Katholik, wie er immer ein schlechter Protestant gewesen war. Schon auf dem Salzwedeler Gymnasium klagten seine Lehrer über seine Gleichgültigkeit gegen die religiösen Unterweisungen, und den theologischen Studien konnte der Hallenser Student durchaus keinen Geschmack abgewinnen; dabei aber hielt er sich von eigentlicher Polemik ganz fern: das sind Dinge, die ihn nicht betreffen.

Trotz alledem blieben in dieser antikischen Natur doch deutsche Empfindungen rege. Fast rührend wirkt bei Winckelmann z. B. die Vorliebe für gewisse Dinge, die ihm durch Kindheitserinnerungen wertvoll geworden waren. Bei einem in Rom lebenden Deutschen war er glücklich, einmal braunen Kohl, ein echt altmärkisches Gericht, essen zu können, und seine katholische Rechtgläubigkeit hielt ihn nicht ab, sich ein protestantisches Gesangbuch nach Rom kommen zu lassen, aus dem er gelegentlich ein Kirchenlied zitiert. Und ein wenig zeigt er sich auch wohl als deutscher Schulmeister in seiner lehrhaften Neigung. Er bleibt auch als Kunsthistoriker doch immer Philolog. Arbeitsam und gewissenhaft durchforschte er zu kunsthistorischen

Zwecken die antike Literatur. Er suchte und fand hier, worauf er großes Gewicht legte, die Deutung mancher bis dahin ungeklärter oder falsch gedeuteter mythologischer Szenen, wie sie namentlich die geschnittenen Steine in Fülle boten. Freilich fehlte es ihm trotz seiner umfangreichen Lektüre an eigentlich philologisch-kritischer Schulung, und die literarischen Kenntnisse traten, je mehr er die großen Werke der Kunst in Rom durch Anschauung in sich aufnahm, um so stärker zurück. Wir werden das nicht mit Heyne bedauern, sondern der Überzeugung sein, daß wenn 'das Studium des Altertums in seinen rechten Kanal, in das Studium der Kunst eingeleitet' werden sollte, dies nur durch eine anschauliche, nicht durch literarische Erkenntnis möglich war. Indessen scheinen Ziel und Weg dieser seiner Lebensaufgabe Winckelmann erst in Rom aufgegangen zu sein. Er behauptet zwar, Gott und Natur hätten wollen einen großen Maler aus ihm machen, und die Liebe zur Kunst sei von Jugend auf seine größte Neigung gewesen, aber Beweise bringt er dafür nicht: rein wissenschaftlich-literarische Interessen scheinen es doch gewesen zu sein, die ihn nach Italien zogen.

So wird auch seine Kunstgeschichte zu einem Lehrbuch. So wenig seinem anschaulichen Denken die abstrakten Begriffsspekulationen der Wollffischen Philosophie zusagten, zu der er nie ein Verhältnis gewinnen konnte, so sehr soll seine Kunstgeschichte ein 'Lehrgebäude' sein. Denn da 'alle Künste einen gedoppelten Endzweck haben: zu vergnügen und zu unterrichten', so wollte er in seiner Kunstgeschichte den modernen Künstlern ein historisch begründetes System von praktischen Anweisungen bieten. Die Kunstgeschichte sollte 'Lehren zum Ausüben' vortragen, einen Kanon der 'wahren Schönheit' aufstellen, und mit der Beschreibung einer Statue die 'Ursache ihrer Schönheit beweisen'.

Was ist es denn also, was die griechische Kunst uns zu lehren hat?

Der Winckelmannschen Auffassung von griechischer Kunst ist die Unvollständigkeit des für ihn verfügbaren Materials verhängnisvoll geworden. Eine geplante Reise nach Griechenland kam nicht zur Ausführung, so daß unser Forscher nur die römischen Kopien der griechischen Originale kennen lernte. Auch würde wohl die Bekanntschaft mit der archaischen Periode und dem doch auch vorhandenen griechischen Naturalismus Winckelmann davor bewahrt haben, das Wesen der griechischen Plastik ausschließlich in dem zu sehen, was er das Idealische genannt hat. In Dresden, wo er 1755 seine Erstlingsschrift erscheinen ließ, schöpfte er seine Kenntnis von griechischer Kunst im wesentlichen aus Münzen und Gemmen, denen damals allgemeines Interesse sich zuwandte, während die Dresdener Antikensammlung wenig zugänglich war. Erst in Rom konnte er schwelgen in unmittelbarer Anschauung antiker Plastik: hier standen ihm alle

Museen offen, und er scheute keine Mühe, machte manchen weiten Weg doppelt und dreifach, um eine übersehene Kleinigkeit nachzuholen oder ein unterlaufenes Versehen zu verbessern; 'einige Galerien hat er mehr als zehnmal gesehen und auf der Stelle seine Anerkennungen aufgezeichnet'. Dazu kam, daß das neu erwachte Interesse für die Kunst des Altertums immer neue Ausgrabungen veranlaßte, die alle an Winckelmann einen teilnahms- und verständnisvollen Förderer und Beurteiler fanden. Galt er doch bald allgemein für den besten Kenner auf seinem Gebiete und fühlte er sich darum doch mit Recht berufen, der Welt die Schätze in Rom zu deuten, die 'unglaublich wenig bekannt' seien. Und es mag uns ein Beweis für die Sicherheit seines Blickes und die Klarheit und Selbständigkeit seiner Auffassung sein, daß seine Ansicht vom Wesen griechischer Plastik und plastischer Schönheit keinem Wandel oder Wechsel unterlag. Seine Gedankengänge über die Entstehung und das Wesen der idealen Schönheit werden wir zusammenfassend etwa so formulieren können: der griechische Künstler hatte in den Ringschulen tausendfache Gelegenheit, nackte Männer- und Jünglingskörper in der Ruhe und in der Bewegung zu beobachten und so seine Phantasie mit den Bildern individueller Schönheit zu füllen, aus denen er dann ohne Benutzung eines Modells gleichsam einen Normalkörper zusammensetzte. Er verzichtete auf die Widergabe alles eigentlich Individuellen und Charakteristischen; vereinfachte die Natur, indem er nur die Hauptzüge hervortreten ließ und erhob so die Einzelform ins Allgemeine, das Individuelle ins Reinmenschliche, ins Typische und Normale; — d. h. zur Idee. Ein solch idealer Körper nun, in dem alle Teile zueinander stimmen und alle sich zu einem harmonischen Ganzen vereinen, in dem das Körperliche ganz seinen eigenen Gesetzen folgt und das Gewand, wo es vorhanden, sich diesen Gesetzen unterwerfen muß, wird zur höchsten Schönheit, zu einer Schönheit, die der sinnlichen Schönheit der Natur weit überlegen ist. Denn wenn schon die natürliche sinnliche Schönheit des griechischen Menschen die moderner Völker weit übertraf, so haben wir in der idealisierten Natur, wie die griechische Plastik sie uns zeigt, das denkbar Höchste und Vollendetste an Schönheit: hier ist 'mehr als Natur'. Darum führt der Weg zur wahren Schönheit den modernen Künstler durch die griechische Kunst. Und so kommt Winckelmann zu seinem verhängnisvollen Ratschlage: 'Der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten.'

Daß diese 'wahre Schönheit', für die Winckelmann sogar einen Kanon aufstellt, gerade bei den Griechen entstanden war, erschien ihm nicht zufällig. Denn die Griechen sind ihm das ideale Volk an sich. Neben hoher körperlicher Schönheit, die vom Klima und der Natur ihres Landes begünstigt und erzeugt wurde, besaßen sie eine bilderreiche, malerische Sprache, die ebenso wie ihre Dich-

tung und ihre Kunst eine lebhafte, aber nicht übermäßig erregte Phantasie bekunden. Maßvoll ist alles bei ihnen. Ihre Statuen zeigen weder Lachen noch Wehklagen; alle starken Erregungen sind gedämpft durch 'edle Einfalt und stille Größe, dieses allgemeine Kennzeichen der griechischen Meisterstücke'. So wirken sie auch auf uns noch wie auf ihren Beschauer am ersten Tage: die Verbindung vieler schöner Einzelheiten zu einer vollendeten Einheit hält unser Gefühl beim Betrachten im Gleichgewicht: das sicherste Kennzeichen höchster Schönheit.

Und das alles soll lehrbar sein?

Wir Modernen sind gewohnt, von einem Kunstwerke Genuß zu erwarten, es als Ausdruck einer Stimmung anzusehen, die wider in uns Stimmung erzeugt, wir rücken also in der Kunst das Gefühlsmäßige ganz in den Vordergrund und pflegen Kunstverständnis nur als unumgängliche Voraussetzung für Kunstgenuß anzusehen, eine denkmäßige abstrakte Auffassung des Künstlerischen liegt uns fern. Aber das Zeitalter Winckelmanns, das wohl denkfreudiger war als jedes andere, suchte allen Erscheinungsformen des Lebens mit den Gedanken der Vernunft beizukommen: die Welt ist ja vernünftig, denn ein vernünftiges Wesen hat sie geschaffen, und vernunftbegabte Wesen können deshalb auch die Vernünftigkeit der Welt im Denken erfassen. Dieses System des Rationalismus beherrschte auch die Kunst und die Kunstübung der damaligen Zeit.

So werden wir uns nicht wundern, daß Winckelmann die modernen Maler besonders zu allegorischen Gestalten anzuregen versuchte. Denn 'die Malerei erstreckt sich auch auf Dinge, die nicht sinnlich' sind; ja das 'größte Glück der Malerei besteht in Vorstellung unsichtbarer vergangener und zukünftiger Dinge'.

Dazu brauche der Maler freilich einen 'gelehrten Vorrat, ein Werk, welches aus der ganzen Mythologie, aus Denkmälern des Altertums diejenigen sinnlichen Figuren und Bilder enthalte, wodurch allgemeine Begriffe dichterisch gebildet würden'.

Dieses Werk den Künstlern zu geben, sah Winckelmann als seine Aufgabe an. Er konnte es schreiben, denn er war ein gelehrter Kenner der antiken Literatur. Dagegen brauchen nach seiner Meinung die Künstler die Natur nicht als Lehrmeisterin, denn unter Vernachlässigung der Antike Muster in der Natur aufsuchen zu wollen, heiße, eines gebahnten Weges mutwillig sich begeben, um erst einen ungebahnten zwischen Dornen und Hecken aufzusuchen. Mit dieser Ablehnung des Naturstudiums verband Winckelmann ganz folgerichtig Unterschätzung des eigentlichen Malerischen in der Kunst.

Von diesem Standpunkte farbloser, idealischer, der Natur bewußt abgewandter griechischen Plastik aus beurteilte Winckelmann nun alle folgenden Perioden bildender Kunst. Von den Niederländern als 'Affen der gemeinen Natur' wollte er natürlich gar nichts wissen, aber auch dem großen Michelangelo wurde er

nicht gerecht. Am schärfsten verurteilte er Bernini und das ganze Barock mit seiner ungemein malerischen Auffassung und der lebhaften Bewegung seiner naturalistischen Gestalten. Raffael dagegen, dessen glatte Formen der Antike am nächsten kommen, ließ er wohl gelten. Die Sixtinische Madonna, die während Winckelmanns Aufenthalt in Dresden gerade für die dort seit 1722 bestehende Galerie angekauft wurde (1753), erschien ihm 'in derjenigen Stille, welche die Alten in den Bildern ihrer Gottheiten herrschen ließen'. Bewundernde Verehrung aber zollte er vor allen seinem Zeitgenossen und Freunde Mengs, der 'als ein Phönix gleichsam aus der Asche des ersten Raffaels erwecket worden, um die Welt die Schönheit zu lehren'.

Welche Umwertung der Bewertung hat sich seitdem vollzogen: wir bewundern in Michelangelo ein alle überragendes Genie, das wirklich aus dem Geiste der Antike schuf, gerade, weil es sie nicht nachahmte, während uns Mengs' akademische Kunst bei aller Anerkennung ihrer technischen Reife völlig kühl läßt.

In der Ablehnung des Barocks und der ungemein gesteigerten Schätzung der griechischen Kunst stand Winckelmann nun keineswegs allein. Die Wandlung setzte um 1750 in Deutschland ein und fand ihren Mittelpunkt in dem künstlerisch so angeregten Dresden, wo barocke Statuen in großer Zahl den Großen Garten zierten und wo neben anderen Männern namentlich Oeser einen entscheidenden Einfluß auf Winckelmann geübt hat. Aber Winckelmann ist denn doch der gewesen, der diese Anregungen selbständig verarbeitete, sich die Ausbreitung der neuen Gedanken zu seiner Lebensaufgabe machte und mit der ganzen Einseitigkeit des genialen Propheten der Welt aufgezwungen hat. In diesem Sinne kann man die ganze folgende klassizistische Periode der Kunstentwicklung als ein Werk Winckelmanns bezeichnen. Herder, Lessing, Goethe erhalten ihre Auffassung vom Griechentum durch Winckelmann, mit dem sie seine Begeisterung für diese einzigartige Welt teilen; und bald nach seinem Tode lebten in Rom die Künster David, Canova, Dannecker, Flaxman, Trippel, Carstens und Thorwaldsen, alle die von Winckelmann gebahnten Wege gehend, alle mit seinen Augen die Welt antiker Schönheit schauend, alle sein verhängnisvolles Evangelium glaubend, daß man unnachahmlich werde nur durch Nachahmung der Antike.

Das Bildungsideal des jungen Friedrich Schlegel[1]

von

Wilhelm Willige

In einem besonderen Sinne darf man von des jungen Friedrich Schlegels Bildungsideal reden. Denn Bildung im weitesten Sinn ist ja Ziel und Zentrum aller Bemühungen der frühen Romantiker und vor allem Friedrichs, und Idealist war gerade er in einer ganz eigenen Bedeutung des Wortes. Wilhelm Dilthey umschreibt in seiner Abhandlung über Novalis die Romantik als 'die Generation, welche in den neunziger Jahren heraustrat und von 1790—1800 jene entscheidende Lebensepoche durchmachte, welche zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre liegt'. Er bezeichnet diese Generation als eine zunächst und vor allem von der vorhergegangenen erbende. Auch Friedrich Schlegel war vor allem Erbe der beiden Hauptströmungen, in welchen das Leben und Wesen jener vorangegangenen Generation sich auswirkte: des Rationalismus einerseits und des Geniewesens sowie der empfindsamen Strömung anderseits. Von beiden Mächten erbte Schlegel das beste: von jener die Schärfe und Unerschrockenheit des Intellekts, ohne die Trockenheit und Flachheit der einseitigsten ihrer Vertreter zu übernehmen, und von dieser die Fähigkeit des Enthusiasmus, den Glauben an die Güte und schöpferische Kraft der großen seelischen Regungen, nicht aber die Sentimentalität, welche die der Vereinseitigung entsprungene Kehrseite des 'genialen' und empfindsamen Treibens war. Mit Recht sagt Erwin Kircher: 'Wenn wir das Leben von Friedrich Schlegel, Novalis, Karoline auf seinen unmittelbaren Gehalt anschauen, fällt eines auf in jener Zeit: es ist fast gar keine Sentimentalität mehr darin', und: 'Diese Romantiker wollten gerade das "Romantische" von sich abhalten, wie man es damals und heut versteht.' Solche Eigenschaften machten Friedrich Schlegel zu dem Bildungsidealisten κατ' ἐξοχήν, der er war.

Denn gaben ihm Verstandesklarheit und Enthusiasmus die Gewißheit von den allem Menschtum immanenten objektiven Realitäten und Kräften und von deren 'Perfektibilität' in den bevorstehenden Jahrhunderten, so verlor er doch dank der Unerschrockenheit seines Intellektes und der Nicht-Sentimentalität seines Gemütes nie ganz die Fähigkeit der Kritik sich selbst und seiner Zeit gegenüber. Er blieb sich immer bewußt, daß ihm

[1]) Grundlage dieser Arbeit sind die beiden Bände: 'Friedrich Schlegel 1794—1802, seine prosaischen Jugendschriften' herausgegeben von Jakob Minor, Wien 1906. Dem Verfasser lag vor allem daran, getreu darzustellen, das bedeutet in diesem Fall: alles, was in den Schriften, Abhandlungen, 'Fragmenten' des jungen Friedrich Schlegel über Bildung und Menschheitideal verstreut ist, zu sammeln und den inneren Zusammenhang aufzuweisen.

selbst Höchstes und Größtes noch versagt bleiben müsse und daß alles, was er dachte, philosophierte und schrieb, eben Kind jenes ererbten Reichtums und einer gewissen inneren Armut, die sich zu einer großen Sehnsucht veredelt hatte, sei. 'Es wäre ungerecht,' gesteht er dem Bruder brieflich (28. August 1793), 'mir Seele abzusprechen, aber die Seele der Seele, lieber Wilhelm, die fehlt mir doch ganz offenbar, nämlich der Sinn für Liebe', und (Herbst 1791): 'Die Menschheit ist etwas wunderbar Schönes, etwas unendlich Reiches — und doch zerfrißt das Gefühl unserer Armut jeden Moment meines Lebens.' Klar und scharf aber spricht er in dem 69. der in seiner ersten Zeitschrift 'Lyzeum' veröffentlichten 'Fragmente', aus welchem man wohl Schilderung der eigenen Art herauslesen darf, vom 'negativen Sinn, der viel besser ist als Null, aber viel seltener. Man kann etwas innig lieben, eben weil man's nicht hat: das gibt wenigstens ein Vorgefühl ohne Nachsatz . . . Gleich dem platonischen Eros ist also wohl dieser negative Sinn der Sohn des Überflusses und der Armut. Er entsteht, wenn einer bloß den Geist hat ohne den Buchstaben . . .' In diesem Falle 'gibt's reine Tendenzen, Projekte, die so weit sind wie der blaue Himmel, oder, wenn's hoch kommt, skizzierte Phantasien: . . . Das Kennzeichen . . . des negativen Sinns vom Geiste ist, wenn einer immer wollen muß, ohne je zu können, wenn einer immer hören mag, ohne je zu vernehmen'. Und 1799 faßte Friedrich in den 'Ideen' des 'Athenäum' sein Urteil über sich selbst und über sein Verhältnis zu dem Zeitpunkt, an welchem er sich befand, mit wenigen bildlichen Worten zusammen: 'Du vermutest Höheres auch in mir, und fragst, warum ich eben an der Grenze schweige? — Es geschieht, weil es noch so früh am Tage ist.'

Mit diesen Worten ist zugleich die Kenntnis der eigenen Begrenztheit und die höchste Hoffnung ausgesprochen, es redet aus ihnen nicht nur der Erbe einer reichen Vergangenheit, sondern vor allem der Seher, den der Glaube an eine reiche Zukunft erfüllt, der Bildungsidealist. Nennen wir 'Bildungsideal' etwa nach Eduard Sprangers Ableitung 'die anschauliche Phantasievorstellung von einem Menschen, in dem die allgemeinmenschlichen Merkmale so verwirklicht sind, daß nicht nur das Normale, sondern auch das teleologisch Wertvolle in der höchsten denkbaren Form darin ausgeprägt ist'[1]), so erscheint in der Tat Friedrich Schlegel seinem Wesen nach als besonders vorbestimmt, ein Bildungsideal zu verkünden. Denn die negative Seite seines Wesens, der Mangel an Energie, an Drang, in sich selbst zu verwirklichen, was er als erstrebenswert erkannte, verstärkte, da er sich infolge seiner Fähigkeit zur Selbstkritik ihrer wohl bewußt war und sich, solange er jung war, in Gedanken mit der Möglichkeit ihrer Überwindung beschäftigen mußte, den ihm schon

[1]) Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee, Berlin 1909.



angeborenen Hang der positiven Seite seines Wesens, über das Normale sowie über das teleologisch Wertvolle der allgemein-menschlichen Merkmale und über die Möglichkeit ihrer Verwirklichung nachzudenken. Er selbst sagt in dem bereits genannten Fragment vom 'negativen Sinn': 'Selbst entschiedene Unfähigkeit, die man klar weiß oder gar mit starker Antipathie, ist bei reinem Mangel ganz unmöglich und setzt wenigstens partiale Fähigkeit und Sympathie voraus.' Und somit gilt von Friedrich selbst in besonders hohem Maße, was Julius in der 'Lucinde' in der 'Reflexion' schreibt: 'Darum ist das Leben des gebildeten und sinnigen Menschen ein stetes Bilden und Sinnen über das schöne Rätsel seiner Bestimmung. Er bestimmt sie immer neu, denn eben das ist seine ganze Bestimmung, bestimmt zu werden und zu bestimmen.'

Damit sich jedoch ein Bildungsideal in dem jungen Friedrich Schlegel wirklich produktiv ausprägen konnte, dazu bedurfte es nicht nur jenes starken geistigen Stromes, in den er hineingeboren ward und anderseits nicht nur jenes klaren Bewußtseins innerer Unvollkommenheit, womit er dem reichen geistigen Erbe zu seinen besten Zeiten gegenüberstand, — es mußten auch große Erlebnisse hinzukommen, um in ihm die hohe Intuition zu erzeugen, nach welcher jenes Ideal sich dann gestaltete. Die Fähigkeit, Vergangenes und Gegenwärtiges zu erleben, besaß Friedrich wie alle Romantiker in hohem Grade, und so kamen ihm befruchtende Erlebnisse teils bei der Rückschau in die Vergangenheit, teils aus dem gegenwärtigen Leben. In der Abhandlung über das Studium der griechischen Poesie spricht er vom Griechenvolke als dem höchsten ästhetischen Urbilde. Und wie er immer die Kunst eines Volkes, eines einzelnen oder das Verhältnis eines Volkes, eines Menschen zur Kunst in jenen Jahren als ein Kriterium ihrer Kultur, ihrer Bildung nahm, so darf man sagen, daß er Hellas nicht nur als höchstes ästhetisches, sondern überhaupt als Urbild aller menschlichen Bildung erlebte[1]). Wie ein Naturgewächs sieht er die griechische Kultur aus eigener Wurzel emporsprossen, 'durchaus originell und national, ein in sich vollendetes Ganzes, welches durch bloße innere Entwicklung einen höchsten Gipfel erreichte, und in einem völligen Kreislauf auch wider in sich selbst zurücksank'. Auf jenem Gipfel der hellenischen Bildung gewann in einem ganzen Volke das Objektive Gestalt. Der Weg aber, auf welchem die Griechen zu diesem Gipfel gelangten, ist es, was sie von allen modernen Völkern unterscheidet. Nicht 'Kunst', nicht Absicht, noch vorherrschender Verstand, sondern der 'Trieb' lenkte ihre Kultur und Bildung. Ein besonders

---

[1]) Haym charakterisiert dieses Verhalten: 'Unmittelbar und ohne den Begriff des Sittlichen selbständig entwickelt zu haben, fällt ihm Leben und Kunst in eins zusammen, er schwelgt nicht sowohl in der nachgewiesenen Harmonie als in der dreisten Vermischung, in dem unklaren Wechseltausch ethischer und ästhetischer Werte.'



günstiges Schicksal ließ die Griechen in der mütterlichen Pflege der Natur selbständig und mündig werden, so daß ihre Bildung nun keiner fremden Hilfe und Führung weiter bedurfte. Dann aber, nachdem die höchste Höhe natürlicher Entwicklung erreicht war, erfolgte mit naturähnlicher organischer Sicherheit und Selbstverständlichkeit der entscheidende Schritt, 'durch den die Freiheit das Übergewicht über die Natur bekam'. Der Mensch trat 'in eine ganz neue Ordnung der Dinge; es begann eine neue Stufe der Entwicklung. Er bestimmt, lenkt und ordnet nun seine Kräfte selbst, bildet seine Anlagen nach den inneren Gesetzen seines Gemüts'. Wo aber so der Trieb, ein immanentes Gesetz die Bildung lenkt, da 'entwickelt sich gleichmäßig der ganze Mensch'. Und darum sind 'Vollständigkeit und Bestimmtheit die unterscheidenden Merkmale der Alten ... In den verschiedenen Stufen ihrer Bildung sind die reinen ursprünglichen Arten aller möglichen Verhältnisse zwischen Mensch und Natur erschöpft, in der höchsten Stufe ist mehr oder weniger die Eintracht erreicht'. Dies sieht Friedrich Schlegel also als den innersten Sinn der hellenischen Geschichte: das geradlinige Hervorwachsen aus dem Schoße der Natur, die zielstrebige Entfaltung durch alle einfachen und großen Schicksale hindurch bis zu der höchsten Freiheit, wo der Mensch wider ganz eins mit der Natur, Glied des Kosmos, Organ objektiver Weltkräfte wird.

Dennoch nicht kritiklos schwärmend steht Schlegel dem Hellenentum gegenüber: der reine, echte, starke Enthusiasmus, welcher den Empfänglichen beim Erkennen tiefen wirklichen Lebens erfüllt, braucht ja Reflexion und Kritik nicht mehr als zersetzend zu scheuen. Aristophanes belehrt Friedrich, 'daß es auch zu Athen Pöbel gab'. Aber dieser neben anderen beweist ihm auch, daß 'der gemeine Mann zu Athen, nicht bloß an natürlichem Geist und geselliger Bildung, sondern noch weit mehr an Freiheit und Energie des sittlichen Gefühls alle seinesgleichen übertraf'. Denn die griechische Bildung hatte 'das Eigentümliche, daß sie die ganze Masse durchdrang, sich über jede Tätigkeit jedes einzelnen erstreckte, . . . das Edle höher erhob und selbst das Niedrige verschönerte'. — 'Wo hat freie Menschheit', so fragt Friedrich, 'in der Masse des Volks ein so durchgängiges Übergewicht erhalten als bei den Griechen? Wo war die Bildung so echt und echte Bildung so öffentlich?' — Somit findet er in der Blütezeit Athens sowie Spartas völlige Übereinstimmung zwischen dem geistigen und dem öffentlichen Leben. — Der Staat ist nichts mehr und nichts weniger in dieser Zeit, als die Gestaltwerdung aller großen Kräfte des Volkes, so daß nun der einzelne nicht nur äußerlich durch bändigende Satzung, sondern vor allem auch innerlich und in Wirklichkeit dienendes Glied eines großen organischen Ganzen ist und sich als solches fühlt, weil dieses große Ganze ja im Wesen mit allen seinen Teilen übereinstimmt. Als das höchste Kunstwerk der Gerechtigkeit,

Weisheit und Schonung preist Schlegel die Gesetzgebung Solons, dessen Aufgabe gar nicht darin bestand, 'willkürlich Gesetze zu erdenken, sondern nur die öffentliche Meinung zu ordnen und ihren besten Ausdruck zu finden', und 'mehr als sich von andern Gesetzgebungen rühmen läßt', erscheint ihm, daß die Gesetze Solons, 'wo es nur möglich war, der strengen Gerechtigkeit gemäß waren', und daß ihr Schöpfer, 'wo dies nicht in seiner Macht stand, . . . wenigstens das beste Gleichgewicht zwischen den Gesetzen der Notdurft und der Vernunft zu erreichen wußte'. — Aber auch die lakonischen Sitten erkannte Schlegel in ihrer Eigenart und ihrem Eigenwert. Er durchschaut den Sinn der männlichen Übungen der spartanischen Mädchen (ebenso wie der wissenschaftlichen Bildung Pythagoreischer Frauen): 'Die Weiblichkeit soll wie die Männlichkeit zur höheren Menschlichkeit gereinigt werden.' Und mit tiefster Bewunderung sehen wir ihn vor zwei ewigen Denkmälern spartanischen Staatslebens stehen: 'Die Vaterlandsliebe war nicht die Triebfeder derer, die bei Thermopylä starben — denn sie starben für das Gesetz —, sondern ihre Belohnung. Ihr heiliger Tod war der Gipfel aller Freude. Im echten Staate, dessen Zweck Vollständigkeit in der Gemeinschaft mehrerer freier Wesen ist, gibt es eine öffentliche Liebe, einen unendlichen Wechselgenuß aller in allen', und als die höchste Blüte der dorischen Tugend preist er den Augenblick, wo die Spartaner 'die Kleidung und niedrige Scham von sich warfen, ihre gymnischen Spiele in nackter Schönheit und reiner Begeisterung feierten, und in stiller Besonnenheit am Ziele der Bürgerliebe ihre Tugend genossen'.

Schlegel nennt mit Isokrates den Griechen dieser Blütezeit 'Mensch in höherem Sinne' und charakterisiert diese Zeit zusammenfassend mit folgenden Worten: '. . . Kaum gibt es im ganzen Lauf der Menschengeschichte ein erhabeneres Schauspiel, als der große Augenblick darbietet, da mit einem Male und gleichsam von selbst, durch bloße Entwicklung der inneren Lebenskraft, in den griechischen Verfassungen Republikanismus, in den Sitten Enthusiasmus und Weisheit, in den Wissenschaften, statt der mythischen Anordnung der Phantasie, logischer und systematisierender Zusammenhang und in den griechischen Künsten das Ideal hervortrat.'

Fragt man nach dem Bildungsideal des jungen Friedrich Schlegel, so ist es belanglos, ob das Bild, welches er sich in den Jahren, da er jene ersten Abhandlungen schrieb, vom hellenischen Wesen machte, der Historie völlig entspricht. Jedenfalls veranschaulichte sich ihm damals in den Erscheinungen der griechischen Welt, was er selbst, befruchtet einerseits durch das Erlebnis der modernen ihn umgebenden Gegenwart, anderseits durch die Schriften Hemsterhuys', Winckelmanns, Schillers, auch Humboldts wie Haym vermutet, an Vorstellungen von einem Idealtypus des Menschen und menschlicher Gemeinschaft in sich

trug. Auf den selben Umstand jedoch, welcher dem hellenischen Blütezeitalter seine alle späteren Zeiten überragende Bildungshöhe gegeben hat, baut Schlegel nun die größten Hoffnungen für die Gegenwart und für die kulturelle Entwicklung während der nächstkünftigen Jahrhunderte. Er knüpft dabei an Gedanken an, die Schiller im fünften und im sechsten der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen darlegt. 'Warum qualifiziert sich', fragt Schiller, 'der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles vereinende Natur, diesem der alles trennende Verstand seine Formen erteilten', und ferner: 'Die Erscheinung der griechischen Menschheit war unstreitig ein Maximum, das auf dieser Stufe weder verharren noch höher steigen konnte. Nicht verharren, weil der Verstand durch den Vorrat, den er schon hatte, unausbleiblich genötigt werden mußte, sich von der Empfindung und Anschauung abzusondern und nach Deutlichkeit der Erkenntnis zu streben; auch nicht höher steigen, weil nur ein bestimmter Grad von Klarheit mit einer bestimmten Fülle und Wärme zusammen bestehen kann.' Hieraus folgert denn der junge Schlegel weiter, daß eigentlich Größe und Verfall der Griechen ein und der selben Quelle entspringen, daß 'die Herrlichkeit der Alten von ihrem tiefen Falle unzertrennlich' ist: 'Beide entspringen aus der Herrschaft des Triebes. Der Verstand bleibt zurück, verkennt die Mittel, verwechselt Mittel und Zweck. Der Trieb fängt an und endigt in Natur; nur in der Mitte vereinigt er die Natur und den Menschen.' — 'Wenn der gesamte zusammengesetzte Trieb nicht allein das bewegende, sondern auch das lenkende Prinzip der Bildung, wenn die Bildung natürlich und nicht künstlich, wenn die ursprüngliche Anlage die glücklichste, und die äußere Begünstigung vollendet ist: so entwickeln sich alle Bestandteile der strebenden Kraft, der sich bildenden Menschheit gleichmäßig, bis die Fortschreitung den Augenblick erreicht hat, wo die Fülle nicht mehr steigen kann, ohne die Harmonie des Ganzen zu trennen und zu zerstören.' Und so wurde denn für Friedrich das Ganze der hellenischen Entwicklung zum großen, fast mythischen Symbol. Er sah in dem aufblühenden Hellas, sozusagen, ein Paradies, aus welchem die Menschheit vertrieben werden mußte, das es nun auf anderem Wege unter vorläufiger Leitung der intellektuellen Kräfte wider aufzusuchen gilt und das zu einem stetigeren und sichreren Besitz widergefunden werden wird; denn 'unsere Mängel selbst sind unsere Hoffnungen: sie entspringen eben aus der Herrschaft des Verstandes, dessen, zwar langsame, Vervollkommnung gar keine Schranken kennt . . .' und das Ende jenes Weges wird, wie er glaubt, erreicht sein, 'wenn die Absicht in einer späten Zukunft vielleicht ihr Geschäft vollendet und mit Natur endigt, wenn aus Gesetzmäßigkeit Freiheit wird, wenn jede Kraftdes Menschen frei und jeder Mißbrauch der Freiheit unmöglich sein wird'.

Schaute Schlegel nun mit seinen von der Bewunderung hellenischer Größe erfüllten Augen wider auf die moderne Zeit zurück, so fand er da einzelne hervorragende Erscheinungen, welche ihn in seinen Kulturhoffnungen bestärkten und nicht wenig zur Verlebendigung seines Bildungsideales beitrugen. Nicht zu unterschätzen ist zunächst der persönliche Einfluß seiner Freundin Caroline Michaelis, und zwar nicht nur auf seine reinmenschliche Entwicklung, sondern auf seine gesamte Lebensrichtung sowie auf seine Gedankenwelt, wie Erwin Kircher ausführlicher darlegt. Am 2. August 1796 schreibt Friedrich an Karoline: 'Heute ist's drei Jahr, daß ich Sie zuerst sah. Denken Sie, ich stände vor Ihnen, und dankte Ihnen stumm für alles, was Sie für mich und an mir getan haben. — Was ich bin und sein werde, verdanke ich mir selbst; daß ich es bin, zum Teil Ihnen.' Und in der 'Lucinde', dem Buch, das fast ganz mit Erlebtem gefüllt ist, schildert er, in den 'Lehrjahren der Männlichkeit', auch das Erlebnis dieser Frau im einzelnen (wie Haym zweifellos nachweist). Sie bot ihm, so heißt es dort, den ersten Anblick 'einer Frau, die einzig war, und die seinen Geist zum erstenmal ganz und in der Mitte traf'. Darauf folgt eine Schilderung ihres Wesens, aus der man erkennt, was Friedrich in Karoline sah: '... Überhaupt lag in ihrem Wesen jede Hoheit und jede Zierlichkeit, die der weiblichen Natur eigen sein kann; jede Gottähnlichkeit und jede Unart, aber alles war fein, gebildet und weiblich. Frei und kräftig entwickelte und äußerte sich jede einzelne Eigenheit, als sei sie nur für sich allein da, und dennoch war die reiche, kühne Mischung so ungleicher Dinge im ganzen nicht verworren, denn ein Geist beseelte es, ein lebendiger Hauch von Harmonie und Liebe.' Und ihre Bedeutung für seine ganze Lebensrichtung zusammenfassend, schließt er: 'Die Vergötterung seiner erhabenen Freundin wurde für seinen Geist ein fester Mittelpunkt und Boden einer neuen Welt.'

Von gleich großer, wenn auch anders gearteter Bedeutung für die Festigung des Schlegelschen Bildungsideales war die jene ganze Zeit überragende Gestalt: Goethe. Zunächst begrüßte Schlegel in Goethes Dichtung 'die Morgenröte echter Kunst und reiner Schönheit'. Aber er zog weiterhin noch viel umfassendere Gewißheit aus dieser künstlerischen Erscheinung: 'Seine Werke sind eine unwiderlegliche Beglaubigung, daß das Objektive möglich, und die Hoffnung des Schönen kein leerer Wahn der Vernunft sei. Das Objektive ist hier wirklich schon erreicht.' Schlegel erhofft, daß die 'notwendige Gewalt des Instinkts' jede stärkere ästhetische Kraft in diese nunmehr erschlossene Höhe des Objektiven führen werde und daß so 'das Objektive auch bald allgemeiner, öffentlich anerkannt und durchgängig herrschend werden' wird. Widerum springt er unvermittelt aus dem Gebiet des Ästhetischen in das des Ethos über, wozu wohl diesmal die gegenwärtige Nähe Goethes des ebenso großen Meisters im

Leben wie in der Kunst besonderen Anlaß gibt. So schöpft denn Schlegel aus seinem Goetheerlebnis zugleich die Gewähr einer bevorstehenden 'großen moralischen Revolution, durch welche die Freiheit in ihrem Kampfe mit dem Schicksal (in der Bildung) endlich ein entschiedenes Übergewicht über die Natur bekommt'. Er glaubt, daß dann nicht nur 'der Gang der Bildung, die Richtung der ästhetischen Kraft ... nach dem Zweck und Gesetz der Menschheit sich bestimmen' werden, 'sondern auch in der vorhandenen Kraft und Masse der Bildung selbst das Menschliche das Übergewicht haben wird'. Und mit jugendlichem, aber ideologisch-realitätfremdem Enthusiasmus, der gerade in jenem Jahre (1795) noch durch die Lektüre der Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain von Condorcet besonders geschürt wurde, schwärmt er von der 'Theorie der Perfektibilität'. Nichts erscheint ihm 'so einleuchtend', wie 'der reine Satz der Vernunft von der notwendigen unendlichen Vervollkommnung der Menschheit'. Dem begeisterten, fest begründeten Glauben: es werde, was in Einem Gegenwärtigen so rein Gestalt geworden, dereinst aus einer ganzen bis dahin zur Bereitschaft gereiften Allgemeinheit, einem Volke, noch einmal neu geboren werden, mischt sich hier, wie so oft, die seltsam theoretische Vorstellung vom unaufhörlichen Fortschritt bei. Denkende Menschen, welche nicht bis zum eigentlichen Urquell des Lebens vordringen, sondern sich begnügen — gezwungen oder träge — aus zweiter Hand zu empfangen, was andere schöpften, wie Schlegel, oder gar, wie viele andere, aus dritter und vierter Hand, verleitet ja jene Vorstellung leicht, und sie kann, wo dieses der Abstraktion entsprungene irreale Gedankengespinst zum Herrschen gelangt, wie im Laufe des 19. Jahrhunderts, zu großer Gefahr anwachsen, ja der Anfang unaufhörlichen Rückschritts sein. Aber bei Schlegel hat jene Theorie, so sehr er sie selbst betonen mag, tatsächlich keine große Bedeutung, der Wirklichkeitgehalt seines Ideals wird nicht durch sie beeinträchtigt.

Noch eine, wenn auch nicht mehr leibhaft gegenwärtige Gestalt endlich ragt aus den bestimmenden Erlebnissen Schlegels in jener Entwicklungsepoche seines Lebens als belehrendes und bestärkendes Vorbild besonders hervor: Lessing. Auch er hebt sich, wie Schlegel im Jahre 1797 viel klarer und entschiedener auszusprechen weiß, als ein wahrhaft Gebildeter von seiner Zeit ab, als 'ein großer Mann, der ein Gemüt hat, das heißt, jene lebendige Regsamkeit und Stärke des innersten, tiefsten Geistes, des Gottes im Menschen'. Schlegel rühmt in schöner Begeisterung den 'großen, freien Stil seines Lebens, welches vielleicht die beste praktische Vorlesung über die Bestimmung des Gelehrten sein dürfte', er spricht unter anderem preisend 'von seiner heiligen Liberalität, von jener biedern Herzlichkeit, die der sonst nicht empfindsame Mann in allem, was Kindespflicht, Brudertreue, Vaterliebe und überhaupt die ersten Bande der Natur und die

innigsten Verhältnisse der Gesellschaft betrifft, stets offenbart, von jenem tugendhaften Haß der halben und der ganzen Lüge, der knechtischen und der herrschsüchtigen Geistesfaulheit ..., von jener göttlichen Unruhe, die überall und immer nicht bloß wirken, sondern aus Instinkt der Größe handeln muß, und die auf alles, was sie nur berührt, von selbst, ohne daß sie es weiß und will, zu allem Guten und Schönen so mächtig wirket'.

Hier bei der Betrachtung von Lessings Charakter tritt Schlegel mit stärkerem Pathos als je vorher dem Leben und Treiben der breiteren Allgemeinheit seiner Zeit entgegen. Er stellt die Gestalt Lessings gegenüber 'dem allgemeinen Mangel an Sinn für sittliche Bildung und sittliche Größe, der modischen, nichts unterscheidenden Verachtung der Ästhetiker gegen alles, was moralisch heißen will oder wirklich ist, der schwächlichen Schlaffheit, der eigensinnigen Willkürlichkeit, drückenden Kleinlichkeit und Unvernunft der konventionellen und in der Gesellschaft wirklich geltenden Moral auf der einen Seite, und dem Borniertismus abstrakter und buchstäbelnder Tugendpedanten und Maximisten auf der andern'.

Dies sind die Worte eines, der die Not seines Jahrhunderts am eigenen Leibe gespürt haben muß und dem sie zugleich ihrem Wesen und ihren Ursachen nach bewußt und begreiflich wurde. So ist es denn an der Zeit, nach jenen großen positiven auch die negativen Eindrücke zu betrachten, welche am Bildungsideal des jungen Schlegel mitprägten, und zu erörtern, wie sich das gewöhnliche Getriebe seiner Zeit in ihm spiegelte. Kritik am Überkommenen, am Gegebenen, selbst an schon Erreichtem gehört zu den Vorbedingungen neuer Verkündigung des Ideals. Es sei auf Nietzsche gewiesen als auf das letzte und gewaltigste Beispiel eines Menschen, dem aus unerbittlichem, unerschrockenstem Nein nur um so stärkerer Glauben an sein glühendes Ja und Amen entsprang. Auch Friedrich Schlegel war wie sein Vorbild Lessing in hohem Maße kritisch veranlagt. Er selber schrieb beim Abschluß des Lessingaufsatzes 1801 rückschauend: 'Es ging mein Bestreben nicht sowohl dahin, die große Menge der schwachen Subjekte, die in jeder Sphäre der Kunst ihre nichtige Tätigkeit zwecklos treibt, zu annihilieren, als vielmehr die Scheidung des guten und bösen Prinzips bis auf die höchsten Stufen der Kraft und der Bildung fortzusetzen: denn dazu fand ich mich besonders berufen.'

Im Gang der modernen Bildung erkennt nun Schlegel als das Charakteristische, daß ihn 'herrschende Begriffe bestimmen: Ihr Einfluß ist unendlich wichtig und entscheidend'. Abgesehen von den großen Ausnahmeerscheinungen herrscht das rationale Dogma fast ausschließlich in Moral, Philosophie, Wissenschaft, Religion und bestimmt das gesamte Bildungsleben der Allgemeinheit. Schiller hatte klar und eindeutig im fünften und sechsten Brief über die ästhetische Erziehung ausgesprochen und Schlegel

konnte ihm darin nur mit ganzem Herzen beistimmen, daß dem gegenwärtigen Geschlecht, wenn man es als geschlossene Einheit betrachtete, die Herrschaft des 'alles trennenden Verstandes' zwar Vorteile gewähre, daß zwar die Gattung dabei in gewisser Hinsicht gewinnen könne, aber der einzelne Mensch Abbruch erleiden müsse, daß unter solcher Herrschaft dem Allgemeinen das Besondere geopfert werde: '... so wird denn allmählich das einzelne Leben vertilgt, damit das Abstrakte des Ganzen sein dürftiges Dasein friste ...', las Schlegel bei Schiller, und als notwendige Folgeerscheinung hiervon ward ihm klar, daß man im Gegensatz zum einzelnen Hellenen 'Zerstückelung, unendliche Mischungen, kleinliche Verworrenheit' als Merkmal modernen Menschtums anführen müsse, daß in der modernen Masse, wo es 'nur wenige Bruchstücke echter sittlicher Bildung gibt, moralische Vorurteile statt großer und guter Gesinnungen allgemein herrschen'. Und im Jahre 1798 in der Epistel über die Philosophie schreibt er beredter: 'Wir sehen es ja alle Tage ... Der häusliche Mensch bildet sich nach der Herde, wo er eben gefüttert wird ..., wenn er reif wird, so pflanzt er sich an, und tut Verzicht auf den törichten Wunsch, sich frei zu bewegen, bis er endlich versteinert, wo er denn oft noch auf seine alten Tage als Karikatur in bunte Farben zu spielen anfängt. Der bürgerliche Mensch wird zunächst, freilich nicht ohne Mühe und Not, zur Maschine gezimmert und gedrechselt. Er hat sein Glück gemacht, wenn er nun auch eine Zahl in der politischen Summe geworden ist, und er kann sich in jeder Rücksicht vollendet heißen, wenn er sich zuletzt aus einer menschlichen Person in eine Figur verwandelt hat. Wie die einzelnen so die Masse ...' Darum ist denn auch die moderne 'Gesellschaft' weit davon entfernt, der hohen Vorstellung zu entsprechen, welche Schlegel mit dem Wort Gesellschaft verbindet: 'Wollen wir nur das Gesellschaft nennen, wenn mehrere Menschen beisammen sind, so weiß ich kaum, wo wir sie finden werden. Denn gewiß ist das gewöhnliche Beisammensein ein wahres Alleinsein, und alles andere pflegen die Menschen eher zu sein, nur keine Menschen.' In dieser Gesellschaft, deren Sitten nicht 'auf das Notwendige' wie die der Griechen, sondern 'auf das Zufällige und einzelne' gerichtet sind, nicht der harmonischen Vereinigung mannigfacher freier Kräfte, sondern nur der Aufrechterhaltung eines abstrakten Schemas, dem Betrieb einer Maschine dienen, finden neben der Verflachung und der alles gleichmachenden Verarmung auch die häßlichsten Vereinseitigungen, Auswüchse und Übertreibungen statt. Als schwerwiegendes und grell beleuchtendes Beispiel hebt Schlegel immer wider das Mißverhältnis der Geschlechter hervor. So heißt es in der Arbeit über die Diotima: 'Was ist häßlicher als die überladene Weiblichkeit, was ist ekelhafter als die übertriebene Männlichkeit, die in unsern Sitten, in unsern Meinungen, ja auch in unserer bessern Kunst herrscht?' Die

'falsche Scham' ist in solcher Gesellschaft eine unvermeidliche Erscheinung, und gerade in ihr sieht er mit Recht den eigentlichen 'Prüfstein, um Bildung und Mißbildung zu unterscheiden', denn sie 'verzärtelt das Tier, um den Menschen zu ersticken'. Unter solchen Bedingungen ist das Verhältnis der Geschlechter zueinander ein seiner eigentlichen Bestimmung widersprechendes geworden: 'In der Tat sind die Männlichkeit und die Weiblichkeit, so wie sie gewöhnlich genommen und getrieben werden, die gefährlichsten Hindernisse der Menschlichkeit.' So weiß Schlegel in der Lucinde z. B. von Frauen zu erzählen, für welche 'die Männer nicht Menschen sind, sondern bloß Männer, eine eigene Gattung, die fatal, aber doch gegen die Langeweile unentbehrlich ist', und welche selbst denn auch 'eine bloße Sorte sind, eine wie die andere, ohne Originalität und Liebe'.

Es ist also, um es mit Worten Friedrichs zusammenzufassen, 'gänzliche Trennung und Vereinzelung der menschlichen Kräfte die Erbsünde der modernen Bildung. Der allgemein verbreitete und ungeheure Unfug kalter Vernünftler ohne Sinn, Herz und Urteil liegt am Tage, und selbst unsre größten Denker sind nicht ganz frei von Abgötterei mit der Vernunft'.

Naturgemäß stellten sich endlich gegen dieses auf die Dauer lebensgefährliche System reagierende oppositionelle Strömungen ein, deren Absicht freilich im wesentlichen darauf hinauslief, das Bestehende umzustoßen und einfach dem äußersten Gegenteil die Herrschaft einzuräumen. Einen Vertreter solcher bloßen Gegenstrebung will Schlegels glänzende und scharfe Schrift über Jakobis Woldemar treffen und kennzeichnen. Ausdrücklich erkennt er darin zunächst den Wert der Jakobischen Schriften in polemischer Hinsicht an. Jakobi habe die Lücken, die Folgen, den Unzusammenhang nicht bloß dieses oder jenes Systems, sondern auch der herrschenden Denkart des Zeitalters mit kritischem Geist und mit der hinreißenden Beredsamkeit des gerechten Unwillens aufgedeckt. Dagegen nennt er die positive Seite dieses Schriftstellers nicht nur durchaus unphilosophisch, er charakterisiert sie sogar als ebenso gefährlich, widrig und verderblich, wie das bestehende Prinzip selbst, gegen welches jener vorgeht. Ja er spricht geradezu von einer äußerst gefährlichen Immoralität der darstellenden Werke Jakobis. Denn in seinem unversöhnlichen Haß gegen alle philosophierende Vernunft, mag sie nun dogmatisch oder kritisch-idealistisch zu Werke gehen, verkünde jener nicht etwa nur die Reinheit und Hoheit ursprünglichen Gefühlslebens, die Kraft des Glaubens und der Liebe, vielmehr habe jene grundsätzliche Zurücksetzung und Verachtung aller ordnenden Kräfte des Intellektes ganz unwillkürlich zur Folge, daß in diesen Schriften 'ein verführerischer Geist vollendeter Seelenschwelgerei, einer grenzenlosen Unmäßigkeit, welche trotz ihres edlen Ursprungs alle Gesetze der Gerechtigkeit und der Schicklichkeit durchaus vernichtet, lebt, atmet und glüht. — Aller

Luxus endet mit Sklaverei: wäre es auch Luxus im Genuß der reinsten Liebe zum heiligsten Wesen. So auch hier; und welche Knechtschaft ist gräßlicher als die mystische?'

Und allgemein faßt er zwei Jahre später noch einmal die aus solchen und ähnlichen Erscheinungen zu ziehende Lehre in den Athenäumfragmenten zusammen: 'Der Instinkt spricht dunkel und bildlich. Wird er mißverstanden, so entsteht eine falsche Tendenz. Das widerfährt Zeitaltern und Nationen nicht seltener als Individuen.' Galt dem Romantiker der reine Instinkt als die eigentliche Quelle alles wahren Lebens, so wertet er doch den mißverstandenen ebenso gering wie den unterdrückten Instinkt; diese Anschauung spricht er auch in dem paradoxen Aphorismus aus: 'Es ist gleich tödlich für den Geist, ein System zu haben und keins zu haben. Er wird sich also entschließen müssen, beides zu verbinden.'

Überschaute Schlegel die gesamte moderne Zeit und forschte nach ihrem Wesentlichen, so erkannte er als die 'unter dem unaufhörlichen Wechsel der Zeiten und bei der größten Verschiedenheit der Völker bleibende Eigenschaft alles dessen, was man mit dem besten Rechte modern nennen darf: das Streben, das absolut Vollkommne und Unendliche zu realisieren'. In der Tat ist in diesen Worten allem Relativismus und allem mißbräuchlich so genannten 'Realismus' gegenüber der höchste Adel des modernen Menschen und zugleich eine hohe Forderung und Verpflichtung ausgesprochen. Und späterhin erkennt er das religiöse Sehnen der Jahrhunderte in seinen reinsten Blüten als erhabenes Symbol jenes hohen Kulturwillens der besten Modernen: 'Der revolutionäre Wunsch, das Reich Gottes zu realisieren, ist der elastische Punkt der progressiven Bildung und der Anfang der modernen Geschichte. Was in gar keiner Beziehung aufs Reich Gottes steht, ist in ihr nur Nebensache.' Freilich jenes absolut Vollkommene und Unendliche war für das lebende Geschlecht ein transzendenter Begriff von bestenfalls richtunggebender Bedeutung. Seine 'Realisierung', das Reich Gottes wurde in eine überirdische, jenseitige Welt verlegt. Kant, der mit so hehren, herrlichen Worten vom 'Reich der Zwecke' spricht (Grundlegung zur Metaphysik der Sitten), hätte es doch als weltfremde Schwärmerei belächelt, wenn man ihm davon gesprochen hätte, daß die Verwirklichung dieses Reiches unter Menschen, auf Erden anzustreben sei; war für ihn doch Achtung und ehrerbietige, freiwillige Unterwerfung das Höchste, was der sittliche Mensch den von seiner eigenen Vernunft als gut erkannten Zwecken und Gesetzen jenes idealen Reiches entgegenbringen könne, und war für ihn doch jede Handlung, die aus andren Beweggründen, etwa aus innerster Zuneigung entsprang, selbst wenn sie den obersten ethischen Gesetzen entsprach, unmoralisch, das heißt nicht etwa übermoralisch, sondern moralisch wertlos. Dieses Mißtrauen des Rationalisten gegen die ursprüngliche Natur des Menschen und

seine Instinkte war das historisch Bedingte an ihm, und anderseits war es gewiß auch durchaus historisch begründet. Bei wie wenigen hätte da Jesus nicht entweder tiefstes Mißverständnis oder Mißtrauen gefunden mit seinem Wort: 'Das Himmelreich ist inwendig in euch!' Denn wie das Vorstellungsleben der Griechen von der Einteilung aller Dinge in göttliche und menschliche, das der Römer von der Einteilung des Lebens in 'Zu Haus' und 'Im Kriege' beherrscht war, so reden die Neueren 'immer von dieser und jener Welt, als ob es mehr als eine Welt gäbe. Aber freilich ist bei ihnen auch das meiste so isoliert und getrennt wie ihre Diese und Jene Welt'; so heißt es im 55. Athenäumfragment. Und dieser Zweiteilung im Bereich der ethischen und religiösen Vorstellung entspricht eine Spaltung, die sich durch die gesamte moderne geistige Welt hinzieht und ebenfalls zugleich mit Vereinseitigung und Verarmung verbunden ist. Paradox drückt es Friedrich aus: 'Alle Philosophie ist Idealismus, und es gibt keinen wahren Realismus als den der Poesie. Aber Poesie und Philosophie sind nur Extreme. Sagt man nun, einige sind schlechthin Idealisten, andre entschieden Realisten, so ist das eine sehr wahre Bemerkung. Anders ausgedrückt heißt es, es gibt noch keine durchaus gebildete Menschen, es gibt noch keine Religion.' Darum kann Schlegel den Nur-Idealisten und den Nur-Realisten seiner Zeit nur die Bildung als 'das höchste Gut' ebensowohl wie als das im besten Sinn 'allein Nützliche' hinstellen, als dasjenige, was allein den Menschen zugleich der höchsten Idealität und der tiefsten Realität immer näher bringen kann. Denn nur durch die Bildung werde 'der Mensch, der es ganz ist, überall menschlich und von Menschheit durchdrungen'. Darum auch stellt Friedrich die Frage, ob es 'ohne allen Zynismus' möglich sei, den Gipfel und das Ziel der klassischen Philologie zu erreichen, nämlich 'klassisch zu leben, und das Altertum in sich zu realisieren'. Darum steht er sehr mißtrauisch zu dem, was man in Kreisen der Adligen oder der Künstler 'harmonische Ausbildung' nennt, und er fragt, ob das nicht etwa 'bloß eine harmonische Einbildung' sei, weil es eine sehr bedingte, keine echte, stetige Harmonie bewirkt, die leicht gestört wird, wenn einer dieser 'Adligen' oder 'Künstler' aus seinem Kreise heraustritt, und es liegt viel feine Psychologie in diesem einfachen Wortspiel. Darum ferner behauptet er paradox, daß 'alle klassischen Dichtarten in ihrer strengen Reinheit jetzt lächerlich seien'. Denn gerade einem vollkommenen, reinen Gebilde des Dichters gegenüber kommt ja die einseitige verarmte oder sonst unvollkommene Bildung der meisten 'Kunst Genießenden' besonders deutlich zur Erscheinung. Darum endlich hält er es für vergeblich, in der sog. 'Ästhetik' die 'harmonische Fülle der Menschheit, Anfang und Ende der Bildung' zu suchen, solange noch nicht über die Ursprünge, die Wurzeln der Menschheit und der Bildung Klarheit herrscht, solange diese noch nicht Gegenstand

allgemeiner Ehrfurcht sind: 'Versucht es, die Elemente der Bildung und der Menschheit zu erkennen und betet sie an, vor allem das Feuer.' So gehört auch Schlegel zu denen, welche in der Gefolgschaft Rousseaus für alle neue Bildung sowohl einzelner wie eines Volkes wie der Menschheit als eine Hauptbedingung betonen: Besinnung auf sich selbst, auf Ursprung und Abstammung.

Einen der stärksten bildungsfeindlichen Faktoren der Zeit erkennt er aber mit Recht im Geiste der französischen Revolution und dem 'Despotismus, welchen sie durch die Zusammendrängung des höchsten weltlichen Interesses über die Geister ausübt'. Die Revolution zählte Schlegel ja neben Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes Meister zu den 'größten Tendenzen des Zeitalters', und ein andres Athenäumfragment bezeichnet sie 'als den Mittelpunkt und den Gipfel des französischen Nationalcharakters, wo alle Paradoxien desselben zusammengedrängt sind als die furchtbarste Groteske des Zeitalters, wo die tiefsinnigsten Vorurteile und die gewaltsamsten Ahnungen desselben in ein grauses Chaos gemischt, zu einer ungeheuren Tragikomödie der Menschheit so bizarr als möglich verwebt sind'. Für Friedrich hatte die Revolution ein doppeltes Gesicht. In der Tat, so sehr sie anfangs und eigentlich lebendige Bewegung gewesen war, verstärkte sie doch schließlich auf ihre Weise die übermächtige, zersetzende Gewaltherrschaft des Rationalen und verschlang geistiges Leben; auch sie unterstützte jene Tendenz, abstrakter Allgemeinheit konkrete Sonderheit zu opfern, und selbst die Häupter ihrer großen Anstifter und Führer fielen auf ihrem blutigen Altar.

Gegen diese Mächte ein geistiges Gegengewicht zu suchen zählt Schlegel zu den dringendsten Bedürfnissen der Zeit. Dieses Gegengewicht wird aber keiner irgendwo sonst finden können, als in sich selbst. Fichtes Lehren hören wir in Schlegel deutlich widerhallen und sehen sie doch ganz einbezogen in Schlegelsche Fühl- und Denkweise. 'Das Zentrum der Menschheit' gilt es im eigenen Innern zu ergreifen, und wer es in sich gefunden hat, der hat damit zugleich 'den Mittelpunkt der modernen Bildung und die Harmonie aller bis jetzt abgesonderten und streitenden Wissenschaften und Künste'. In diesen Worten ist eine vorläufige Wegweisung zum neuen Bildungsideal enthalten, und zugleich der Kern Schlegelscher Kulturanschauungen: Aus sich selbst muß erst der Einzelne Kräfte zu entwickeln suchen, welche allmählich alles Vereinzelte, Zerspaltene, Vereinseitigte in der Welt des Geistes verbinden, gliedern, ihm Sinn und Wert geben sollen. Und er hegt die beste Hoffnung, daß dieser einzig mögliche Weg zu neuen Zielen von immer mehreren beschritten werden wird. Er nennt es das 'Phänomen aller Phänomene' der Zeit, 'daß die Menschheit aus allen Kräften ringt, ihr Zentrum zu finden. Sie muß, wie die Sachen stehn, untergehn oder sich verjüngen. Was ist wahrscheinlicher, und was läßt sich nicht

von einem solchen Zeitalter der Verjüngung hoffen'? So wenig Schlegel, wie erörtert wurde, die zeitlichen Bedingtheiten des 'Idealismus' verkennt, sieht er doch in ihm das große Zeichen der Zeit, eine Verheißung für die Zukunft, eine 'Äußerungsart' jenes 'Phänomens aller Phänomene'. In praktischer Hinsicht, mit Bezug auf das zu erstrebende Ziel sei er 'nichts anderes als der Geist jener Revolution, die großen Maximen derselben, die wir aus eigner Kraft und Freiheit ausüben und ausbreiten sollen'. Denn durch den Idealismus 'ist nun auch in der Geisterwelt ein fester Punkt konstituiert, von wo aus die Kraft des Menschen sich nach allen Seiten mit steigender Entwicklung ausbreiten kann, sicher sich selbst und die Rückkehr nie zu verlieren'. Das Wesentlichste und Bedeutendste an der idealistischen Bewegung ist nämlich die 'Anerkennung des Selbstgesetzes' des Geistes, die Anerkennung seines Wesens, das darin besteht, 'sich selbst zu bestimmen und im ewigen Wechsel aus sich herauszugehn und in sich zurückzukehren'. Hat die 'geheime Kraft' des Idealismus an sich schon ganz neues Leben 'durch die unbeschränkte Fülle neuer Erfindung, durch die allgemeine Mitteilbarkeit und durch die lebendige Wirksamkeit aufs herrlichste offenbart', so wird dieses Leben durch jene Anerkennung verdoppelt; denn nicht bloß außer und über sich darf der einzelne Mensch die Quellen des neuen Lebens suchen, sondern auch in sich.

Aus dem Schoße eines solchen Idealismus erwartet Friedrich, da dieser ja, welche Formen er auch annehmen mag, 'auf eine oder die andre Art aus sich herausgehen muß, um in sich zurückzukehren und zu bleiben, was er ist', — die Geburt 'eines neuen, ebenso grenzenlosen Realismus', ein ganz neues Verhältnis des Menschen zur Wirklichkeit, einen neuen dauernden Kontakt zwischen Innenwelt und Umwelt, einen Realismus, der zuerst nicht in einer Philosophie oder in Gestalt eines Systems, sondern 'weil er doch idealischen Ursprungs sein und gleichsam auf idealischem Grund und Boden schweben muß', in einer neuen Poesie in die Erscheinung treten wird. Der Geist der Philosophie Spinozas wird der systematischen Hülle entkleidet in dieser Poesie zu neuem Leben erwachen. Denn dies rühmt er als die Größe des 'Dichters' Spinoza, daß seine Phantasie auf 'Absonderung des Ursprünglichen, Ewigen von allem Einzelnen und Besonderen' gerichtet sei und daß sein Gefühl 'nicht Reizbarkeit für dieses und jenes, nicht Leidenschaft, die schwillt und wider sinket' ist: 'aber ein klarer Duft schwebt unsichtbar sichtbar über dem Ganzen, überall findet die ewige Sehnsucht einen Anklang aus den Tiefen des einfachen Werks, welches in stiller Größe den Geist der ursprünglichen Liebe atmet'.

Und das gewaltigste Werk dieser neuen Poesie wird die Erzeugung einer neuen Mythologie sein. Diese soll an die Stelle der vorherrschenden rationalen Dogmen treten, in ihren

aus der Mitte des ewig Menschlichen geborenen Gestalten wird, 'was sonst das Bewußtsein ewig flieht, dennoch sinnlich geistig zu schauen' sein. Dann aber wird die Widergeburt der Religion nicht mehr lange auf sich warten lassen. 'Auf eine große Auferstehung der Religion, eine allgemeine Metamorphose' deuten ihm 'die gärende Riesenkraft, die Erschütterungen des Zeitalters. Die Religion an sich zwar ist ewig, sich selbst gleich und unveränderlich wie die Gottheit; aber eben darum erscheint sie immer neu gestaltet und verwandelt'. Und eine solche Erneuerung der Religion ist der wichtigste Schritt auf dem Wege zum Bildungsideal: 'Laßt die Religion frei, und es wird eine neue Menschheit beginnen.' Die reine und wahre Religion, in welcher 'immer Morgen und Licht der Morgenröte' ist und die 'schlechthin unergründlich' ist, weil man 'in ihr überall ins Unendliche immer tiefer graben' kann, dient nicht 'als Mittel der Sittlichkeit und Krücke des gebrechlichen Herzens', nicht zur Zähmung eines 'knechtischen Halbtiers' Mensch 'durch die Furcht vor einem allmächtigen Herrn und den Glauben an einen absoluten Buchstaben'. Die Religion ist Schlegel vielmehr 'nicht bloß ein Teil der Bildung, ein Glied der Menschheit, sondern das Zentrum aller übrigen, überall das Erste und Höchste, das schlechthin Ursprüngliche', sie ist ihm 'die allbelebende Weltseele der Bildung'. Vor dieser Religion ist 'jeder Begriff von der Gottheit leeres Geschwätz', aber die 'Idee der Gottheit' erstrahlt als 'die Idee aller Ideen': in diesem Gott 'leben alle Geister, er ist ein Abyssus von Individualität, das einzige unendlich Volle'. Und 'jede Beziehung des Menschen auf dieses Unendliche ist Religion'. Eben weil in jenem Abyssus von Individualität der Mensch seine eigene Individualität unendlich vervollkommnet widerfindet, so ist die Religion Prinzip der höchsten Bildung. Denn unter der 'Individualität' eines Menschen versteht Schlegel 'das Ursprüngliche und Ewige' in ihm. Die innige Wechselbeziehung zwischen dem Unendlichen des Makrokosmos und dem Ewigen im Zentrum des Mikrokosmos, dem 'Genius', den 'jeder vollständige Mensch' hat, ist die Quelle der wahren Tugend; denn: 'Die wahre Tugend ist Genialität,' sie ist das kosmisch-organische Auswirken der 'Individualität' des Menschen. Darum muß 'den Geist des sittlichen Menschen Religion überall umfließen wie sein Element', sie ist zugleich 'die zentripetale und zentrifugale Kraft im menschlichen Geiste, und was beide verbindet', alle Kraft, die aus dem Kosmos ins Zentrum des Menschen strömt und die aus seinem Zentrum in die Welt wirkt, verbindet sich in der Religion. Von dieser religio, von dieser Verbundenheit heißt es darum an andrer Stelle: 'Ein gewisser gesetzlich organisierter Wechsel zwischen Individualität und Universalität ist der eigentliche Pulsschlag des höheren Lebens und die erste Bedingung der sittlichen Gesundheit.'

Schlegel unterscheidet in der sittlichen Bildung der ganzen

Gattung wie des einzelnen Stufen, und es muß seiner Ansicht nach, 'für jede derselben, wenn dieser Ausdruck nicht zu kühn ist, eine eigne Religion geben; d. h. es muß einer jeden auch eine Stufe der religiösen Bildung entsprechen: Die Erfahrung lehrt im großen und kleinen, daß die Kultur zur Sittlichkeit mit der Zähmung der Tierheit den Anfang nehmen müsse'. Dann allmählich wird der Mensch reif, 'seine Pflicht um der Pflicht willen zu tun, das Sittengesetz zu erfüllen weil es Gesetz ist', ein Gesetz, das er sich 'im strengen Gegensatz gegen die Wünsche und Einfälle' seiner subjektiven Willkür, d. h. 'als Gebot eines allmächtigen, allgerechten und allwissenden Gesetzgebers' denkt. Aber diese Stufe eben gilt Schlegel 'noch nicht für den höchsten Gipfel der sittlichen Bildung', der nicht nur denkbar, sondern auch erreichbar ist. Denn diese Pflicht um der Pflicht willen, 'die Pflicht der Kantianer', so sagt er mit einem fein gewählten Vergleich, 'verhält sich zu dem Gebot der Ehre, der Stimme des Berufs und der Gottheit in uns, wie die getrocknete Pflanze zur frischen Blume am lebenden Stamme'. Der Mensch, in welchem der Genius wach ist, handelt genial, handelt von selbst so, daß die 'Maxime seines Handelns' im Einklang steht mit dem Weltgesetz. Denn diesem Menschen der höchsten sittlichen Stufe ist auch die höchste Religion in Wirklichkeit eigen. Und sein ganzes Leben und Handeln wird von ihr bestimmt: 'Obgleich mir aber auch das, was man gewöhnlich Religion nennt, eins der wunderbarsten, größesten Phänomene zu sein scheint, so kann ich doch im strengen Sinne nur das für Religion gelten lassen, wenn man göttlich denkt, und dichtet, und lebt, wenn man voll von Gott ist; wenn ein Hauch von Andacht und Begeisterung über unser ganzes Sein ausgegossen ist; wenn man nichts mehr um der Pflicht, sondern alles aus Liebe tut, bloß weil man es will, und wenn man es nur darum will, weil Gott es sagt, nämlich Gott in uns.'

Der also geniale Mensch ist suverän sich selbst und der Welt, dem Schicksal gegenüber. Ihm auch steht die Kraft zu Gebote, welche Schlegel 'Ironie' nennt: 'In ihr soll alles Scherz und alles Ernst sein . . . Sie entspringt aus der Vereinigung von Lebenskunstsinn und wissenschaftlichem Geist, aus dem Zusammentreffen vollendeter Naturphilosophie und vollendeter Kunstphilosophie.' In der Genialität vereinigen sich die gliedernden, ordnenden Kräfte des Bewußtseins mit den zeugenden, schaffenden des Unbewußtseins, die vorher antithetisch waren, zu einer höheren Synthesis. Auf der höchsten Stufe vermag der Mensch alles Zufällige in sich und außer sich durch den ewigen Teil seines Wesens zu bestimmen. Und wie für sein Verhältnis zu sich selbst 'sich bilden, Mensch sein, Gott werden Ausdrücke sind, die einerlei bedeuten', so geht sein Verhalten der Welt gegenüber dahin, ihr Sinn zu geben, sie 'zur Gottheit zu adeln'. Darin nämlich besteht die höchste Freiheit des Menschen, daß

er 'Gott hervorbringt oder sichtbar macht, und dadurch wird er unsterblich'.

Die Suveränität des Genius hat zur Folge eine ganz positive, im höchsten Sinn optimistische, eudämonistische Stellung des ganz gebildeten Menschen. 'Enthusiasmus' nennt Schlegel jenes religiöse Fluidum, jenes 'lichte Chaos von göttlichen Gedanken und Gefühlen', welches den Geist des sittlichen Menschen überall umgibt. 'Groß ist, was zugleich Enthusiasmus hat und Genialität . . .' Schon in dem Aufsatz über die griechische Komödie, wo er das Ideal einer Komödie als eines Spiels der reinen Freude von gleicher Leben zeugender Kraft und künstlerischer Höhe wie die Tragödie ahnt, ein Ideal, das, wie er sagt, auch die Griechen nicht erreichten, spricht er von der Göttlichkeit der Freude. Er bezeichnet sie als ein Gut, von welchem nur der vollkommen gebildete Mensch dauernd Besitz zu ergreifen vermag: 'Daß die Freude frei und in ihrer Natürlichkeit schön sei, setzt eine Bildung des Menschen durch Freiheit und Natur voraus, wo alle seine Kräfte ihrem freien Spiel und ihrer eigenen Entwicklung ungehindert überlassen sind.' Aber wo jene Freude in ihrer Reinheit sich zeigt, da ist sie auch Kennzeichen dafür, daß hier 'reine menschliche Kraft sich äußert'; denn 'die Freude ist an sich gut, auch die sinnlichste enthält einen unmittelbaren Genuß höheren menschlichen Daseins. Sie ist der eigentümliche, natürliche und ursprüngliche Zustand der höheren Natur des Menschen. Es gibt für jedes empfindende Wesen eine Freude, welche keinen Zusatz zu leiden scheint, weil sie keine Grenzen hat, als die beschränkte Empfänglichkeit des Subjekts. In dem Höchsten, was er fassen kann, erscheint dem Menschen das Unbedingt-Höchste; seine höchste Freude ist ihm ein Bild von dem Genusse des unendlichen Wesens'.

Freilich ist der Weg weit bis zur Höhe dieses Bildungsideals. Das erste Anzeichen dafür, daß ein Mensch ihn betreten hat, daß der Genius in ihm zu erwachen beginnt, 'die erste Regung der Sittlichkeit ist Opposition gegen die positive Gesetzlichkeit und konventionelle Rechtlichkeit, und eine grenzenlose Reizbarkeit des Gemüts'. Menschen solcher Art müssen sich zu einem geheimen Bund zusammenfinden, in der 'unsichtbaren Kirche jener großen Paradoxie, die von der Sittlichkeit unzertrennlich ist . . . Menschen, die so exzentrisch sind, im vollen Ernst tugendhaft zu sein und zu werden, verstehn sich überall, finden sich leicht und bilden eine stille Opposition gegen die herrschende Unsittlichkeit, die eben für Sittlichkeit gilt'. Gemeinschaft, Geselligkeit nennt Schlegel überhaupt 'das wahre Element für alle Bildung, die den ganzen Menschen zum Ziele hat'. Und innerhalb der Gemeinschaft bezeichnet er immer wieder Freundschaft und Liebe als die unentbehrlichen vornehmlichen Organe aller Bildung und Erziehung, alles sittlichen Unterrichtes. Freilich muß diese 'Erziehung' ein ganz unbemühtes und unkünstliches

Wirken von Mensch zu Mensch sein. Alle systematisch-absichtliche sittliche Erziehung nennt er einmal 'ganz töricht und unerlaubt': 'Es kommt nichts dabei heraus, als daß man den Menschen verkünstelt und sich an seinem Heiligsten vergreift, an seiner Individualität'. In gleichem Sinne schreibt Julius an Lucinde: '. . . über die Erziehung habe ich schon unsäglich viel gedacht: nämlich, wie wir unser Kind vor aller Erziehung sorgfältig bewahren wollen . . .' Die Individualität soll sich vielmehr zu unerschütterlicher Selbständigkeit festigen. Sie werden und wachsen zu lassen, ist die vornehmste Aufgabe des Erziehers, die ihm nicht nur gebietet, was er zu tun, sondern vor allem auch, was er zu lassen hat. Helfen und Beschützen wird im Beginn seine Tätigkeit sein, späterhin nur noch Bestärken oder Beraten. Wo aber nicht jene Selbständigkeit erstrebt und erreicht wird, da können die Einflüsse von außenher, auch die an sich besten, denen der Mensch ausgesetzt ist, leicht eine dezentralisierende Wirkung ausüben, 'da kann das Streben nach beständigem Fortschreiten den Geist leicht in die Welt zerstreuen, und das Gemüt verwirren, und nur grenzenlose Liebe im Mittelpunkt der Kraft wird die Kreise der menschlichen Tätigkeit bei jedem neuen Ausfluge weiter und mächtiger dehnen'. Und so hält es Schlegel für notwendig, der Natur des jungen Menschen von früh an den freiesten Spielraum zur Entfaltung zu lassen. Das beste und einzige, was geschehen könne, sei, ihn 'rechtlich und nützlich' zu ziehen, zum 'guten Bürger' zu bilden und ihn 'nach der Beschaffenheit seiner Umstände allerlei tüchtige Gewerbe' zu lehren. 'Wenn man aber jemand zum Menschen bilden will, das kommt mir gerade so vor, als wenn einer sagte, er gebe Stunden in der Gottähnlichkeit. Die Menschheit läßt sich nicht inokulieren, und die Tugend sich nicht lehren und lernen, außer durch Freundschaft und Liebe mit tüchtigen und wahren Menschen und durch Umgang mit uns selbst, mit den Göttern in uns.' Mit Platon[1]) sieht auch Schlegel im Eros die reinste und wirksamste bildende Kraft, die ebensowohl geistiges Leben wie physisches zu zeugen vermag: 'Nur durch die Liebe und durch das Bewußtsein der Liebe wird der Mensch zum Menschen. — Ohne lebendiges Zentrum kann der Mensch nicht sein, und hat er es noch nicht in sich, so darf er es nur in einem Menschen suchen, und nur ein Mensch und dessen Zentrum kann das seinige reizen und wecken', und 'in der Mitte eines sinnvollen Menschen, in der Tiefe eines lebendigen Menschenwerks erblicken wir zunächst und am eigentlichsten das Göttliche'. Und so soll auch die Liebe der Geschlechter der Gestaltung höheren Menschtumes dienstbar sein. Der Gegensatz zwischen Mann und Weib soll, statt in unheilvollen Kampf auszuarten oder sich in erniedrigendem Behagen abzustumpfen, ein segensreicher ἀγών werden, soll in gegen-

[1]) Vgl. 'Gastmahl' und 'Staat'.

seitiger Ergänzung fruchtbar werden. Darum widerholt Schlegel, was er in der Arbeit über die Diotima als Norm für das Verhältnis der Geschlechter ausgesprochen hat, — 'nur sanfte Männlichkeit, nur selbständige Weiblichkeit sei die rechte, die wahre und schöne', — auch in der Epistel An Dorothea.

Schlegel fordert also von einer idealen Bildung einigende Kraft, Erweiterung eines jeden besonderen Sinnes der verschiedenen Menschen zu dem allgemeinen unendlichen. Der Glaube an diesen 'allgemeinen unendlichen Sinn oder an die Religion' ist das vorläufige innere Band jeder echten Gemeinschaft, zugleich aber auch ihr Antrieb zu gemeinsamem Tun. Die innere Zugehörigkeit zu solcher Gemeinschaft verleiht dem einzelnen die kräftige, immer gegenwärtige Gewißheit, Glied eines lebendigen, großen Weltgefüges zu sein. Und mit dieser Gewißheit eignet sich der Mensch Klarheit über den im großen geistigen Kosmos gerade ihm zukommenden Zweck an; er lernt, was Schlegel mit dem Dichter des Wilhelm Meister für den Menschen das Erste und das Letzte, das Notwendigste und das Höchste nennt: Selbstbeschränkung, d. h. aber nicht etwa Selbstgenügsamkeit, sondern Erkenntnis der dem eigenen Wesen gesetzten und in ihm begründeten Grenzen[1]). Zügeln wird sie den Drang nach Verbreiterung des Seins, fördern aber den nach Vertiefung, und erzielen wird sie frohe Bereitschaft zum Dienst unter der Herrschaft des Geistes. Denn der so sein Leben gestaltende Mensch wird nicht danach verlangen, in irgendwelcher auch minderen Gemeinschaft richtunggebendes Haupt zu sein, er wird seinen Adel darin sehen der echtesten, von den obersten und heiligsten Gesetzen beherrschten, nach höchstem Ziele strebenden Gemeinschaft zu dienen: 'Es gibt einen Ehrgeiz, welcher lieber der Erste unter den Letzten sein will, als der Zweite unter den Ersten. Das ist der alte. Es gibt einen andern Ehrgeiz, der lieber wie Tassos Gabriel:

Gabriel, che fra i primi era il secondo,

der Zweite unter den Ersten, als der Erste unter den Zweiten sein will. Das ist der moderne.'

Friedrich Schlegel erhoffte, wie er im Aufsatz über die Unverständlichkeit ausspricht, vom 19. Jahrhundert Verständnis und Anerkennung seiner Lehren. Anderseits wußte Schlegel selbst sehr wohl, daß das, was er von dem ihm vorschwebenden Ideal auszusagen vermochte, unvollkommen nach mancher Seite hin war. Es ist eben, wie es in dem am Beginn dieses Überblickes erwähnten Fragment heißt, 'reine Tendenz, Projekt, weit wie der

[1]) Ähnlich wie ja auch für den bildenden Künstler die Fähigkeit zu umgrenzen eine Hauptbedingung des Schaffens ist (vgl. auch Schellings Rede über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur).



blaue Himmel, skizzierte Phantasie' eines Menschen, der 'etwas innig liebt, eben weil er's nicht hat'. Schlegel wußte, daß es 'noch früh am Tage ist' und schwieg, als er 'an der Grenze' angelangt war. Aus dem Erlebnis der 'gärenden Riesenkraft' seiner Zeit, ihrer positiven und negativen Strebungen, aus dem Erlebnis einzelner großen Menschen sowie eines großen Volks trat ihm als eine große Intuition das Bildungsideal vor die Seele. Nach dieser Intuition kritisierte er seine Zeit, nach ihr sprach er 'vom Höchsten durchaus freimütig, völlig sorglos, aber gerade zum Ziel'. Und was ihm nicht zu sagen gegeben war, überließ er andern: 'Ich habe einige Ideen ausgesprochen, die aufs Zentrum deuten, ich habe die Morgenröte begrüßt nach meiner Ansicht, aus meinem Standpunkt. Wer den Weg kennt, tue desgleichen nach seiner Ansicht, aus seinem Standpunkt.'

MITTEILUNGEN

Zur Vorbildung der Oberlehrer für den neusprachlichen Unterricht

Daß der neusprachliche Unterricht unserer höheren Schulen nicht unterlassen darf, aus den Erfahrungen unseres Volkes in den letzten Monaten mehr als eine, zum Teil recht tief greifende Lehre zu ziehen, steht wohl außer Zweifel, und wie lebhaft das Bewußtsein für die ihnen obliegende Pflicht dieser Selbstbetrachtung ist, habe ich mit Freude aus zahlreichen Gesprächen entnommen, die ich seit dem Ausbruch des großen Krieges mit einzelnen hervorragenden Vertretern des französischen und englischen Unterrichts habe führen können. Nicht ohne herzliches Mitgefühl war dabei zu vernehmen, wie der jähe Abbruch der bisherigen freundschaftlichen Beziehungen zu den beiden in Betracht kommenden Ländern manchem führenden Mann unter unseren Neuphilologen als eine der schwersten Enttäuschungen seines Lebens tief in die Seele schnitt, und es war mir merkwürdig, bisher wenigstens feststellen zu müssen, daß die Hoffnung auf ein Wideraufleben der früheren guten Beziehungen zu Frankreich und England im Grunde genommen bei unseren Neuphilologen weit geringer ist als bei unseren Kaufleuten, von denen einzelne sich mir gegenüber mit einem geradezu erstaunlichen, natürlich auf die wirtschaftliche Notwendigkeit der Wideranknüpfung gestützten Optimismus geäußert haben.

Doch wie rasch und wie weit die Wideranknüpfung zwischen den zurzeit durch den Weltkrieg geschiedenen Ländern sich auch vollziehen mag, eines ist gewiß: die Art und Weise, in der bisher die Sprache und die Kultur Frankreichs und Englands im neusprachlichen Unterricht vielfach — um nicht zu sagen: meist — an die Schüler herangebracht wurden, diese Art und Weise kann und darf nicht widerkehren; was von einzelnen, nicht ganz zufällig überhörten Stimmen schon vor den Erfahrungen des jetzigen Krieges gefordert worden ist, das muß jetzt in zielbewußter Arbeit ermöglicht und erfüllt werden; der neusprachliche Unterricht, auch der den Bestrebungen der 'Reformer' am weitesten entgegenkommende, muß aufhören, die Sprache und Kultur Frankreichs und Englands mit dem wahllosen oder wahlschwachen Aneignungsbedürfnis in seine Lehrstoffe und Lehraufgaben aufzunehmen, das ihn bisher vielfach um seine beste bildende Kraft gebracht und nebenher noch die Gefahr nahe gelegt hat, daß uns — mir schwebt der dem Gymnasium öfters mit Unrecht gemachte Vorwurf bei der Fassung der Worte vor — im französischen und englischen Unterricht wirklich bis zu einem gewissen Grade Franzosen und Engländer erzogen werden.

Das Urteil über den bisherigen Aufbau und Verlauf des neusprachlichen Unterrichts in sehr vielen seiner Erscheinungsformen mag hart klingen, aber ich schreibe es mit vollem Bewußtsein in dieser scharfen Formulierung nieder und bin gern bereit und vollauf in der Lage, es, wenn nötig, mit zahlreichen Belegen aus der neusprachlichen Unterrichtsliteratur sowie aus dem Bereiche persönlicher Beobachtungen und Erfahrungen näher zu begründen; für heute scheint mir wichtiger, zu betonen, daß ich eine Neugestaltung des französischen und englischen Unterrichts, die die nicht unbeträchtlichen wertvollen Errungenschaften der neusprachlichen Unterrichtsreform aus der augenblicklichen feindlichen Stimmung gegen die beiden Länder heraus unterschätzen oder gar preisgeben wollte, natürlich für grundverkehrt halten würde. Die Betonung des lebenden Wortes, auch beim Lesen der Schriftsteller, und des freien Sprachgebrauchs muß uns selbstverständlich erhalten bleiben, sie kann, nebenbei bemerkt, unserem altsprachlichen Unterricht noch immer viel zu lernen geben; erhalten bleiben muß dem neusprachlichen Unterricht nach meiner Überzeugung auch die herzhafte Art, in der von seiten vieler seiner Vertreter an die Stoffe des heutigen Lebens herangegangen wird — der Fehlgriff beginnt auch bei ihr erst da, wo die Unterscheidung des Wichtigen vom Unwichtigen nicht mehr grundsätzlich das Verfahren — bestimmt und wo das Bewußtsein, etwas Französisches und Englisches vor sich zu haben, allein schon den Gedanken an die Möglichkeit eines Zeit- und Kraftverlustes gegenüber den behandelten Stoffen zum Schweigen bringt.

Wichtiges vom Unwichtigen unterscheiden, den Sprechübungen einen wertvollen Inhalt geben, gegenüber den Realien der Lesestoffe bei allem Eindringen in den Geist der fremden Nation doch die Beziehung zu dem festen Mittelpunkt der heimischen nationalen Kultur unentwegt im Auge behalten — wer sich ohne ein solches Vorgehen einen in wissenschaftlichem Geiste gehaltenen neusprachlichen Unterricht auf der höheren Schule überhaupt nicht denken kann, der wird nicht nur dem jetzigen Zustande dieses Unterrichts mit starkem Bedenken gegenüberstehen, sondern auch an der Vorbildung der neusprachlichen Oberlehrer als einem Teil der Grundlage des jetzigen Zustandes gar manches auszusetzen haben; wenn ich in diesem Sinne hier einiges zur Sprache bringe, so geschieht das nicht etwa in der Meinung, als ob ich berufen und imstande wäre, den Vortragsplan und das Lehrverfahren unserer hochverdienten neuphilologischen Hochschullehrer einer Kritik zu unterziehen; ich glaube vielmehr, durchaus im Geiste dieser Hochschullehrer selbst zu sprechen, deren Wirken durch die von mir gemachten Vorschläge nur erhöht und gefördert werden kann.

Vor allen Dingen dies: wenn zurzeit unter unseren neuphilologischen Oberlehrern nur ein ganz kleiner Bruchteil von solchen ist, die während ihrer Universitätszeit sich eingehend und an der Hand von dazu geeigneten Vorlesungen mit der englischen und französischen Geschichte wissenschaftlich beschäftigt haben, so ist das eine Sachlage, die man nur auf das allerlebhafteste bedauern kann. Woher sollen diese Oberlehrer die Fähigkeit nehmen, mit der nötigen Kritik an die Auswahl der

Realien für die Lektüre und die Sprechübungen heranzutreten? Woher soll ihnen das unerläßliche Rüstzeug erwachsen, um bei den Darbietungen über die Zustände der Gegenwart das herauszugreifen, was seine Daseinsberechtigung im Schulunterricht doch nur einem gewissen Maß der Betrachtung sub specie aeterni verdanken darf? Daß an unseren Hochschulen für ein derartiges geschichtliches Studium meist nicht ausreichend gesorgt ist, scheint mir einer der schwersten Mängel in der jetzigen Organisation des neusprachlichen Studiums zu sein, scheint mir, nebenbei bemerkt, auch in erster Linie die Schuld daran zu tragen, daß uns in der Schulverwaltung immer wider die so zweckmäßige Verbindung der Geschichts- mit der neusprachlichen Fakultas fehlt, während die zur Überlastung mit Korrekturen führende Vereinigung der germanistischen mit den zwei neusprachlichen Lehrbefähigungen uns fortgesetzt äußere Schwierigkeiten macht und innere Fortschritte vermissen läßt. Wer in einem etwas weitere Kreise umfassenden Schulverwaltungsamt vielfältige Gelegenheit hat, mit neusprachlichen Oberlehrern über ihre Vorbildung zu reden und Beobachtungen über die Wirkung dieser Vorbildung anzustellen, der kann meines Erachtens immer aufs neue feststellen, nicht nur, daß der Mangel vorliegt, sondern auch, was schlimmer ist, daß der Mangel z. T. gar noch nicht mit der nötigen Lebhaftigkeit empfunden wird. Wie groß er ist, soll im einzelnen hier nicht weiter ausgeführt werden, vielmehr möge eine Andeutung genügen, die gerade in unseren jetzigen Zeitläuften ja wohl auf fruchtbaren Boden fallen wird: die blinde Bewunderung für das Engländertum, die uns in unserer Schulpolitik manchmal so schweren Schaden gedroht, in unserem neusprachlichen Unterricht sehr schweren Schaden aber ganz unmittelbar gebracht hat, sie wäre nie bei uns eingerissen, wenn unsere Neusprachler die nötige kritische Kenntnis der englischen Geschichte allgemein erworben hätten; diese kritische Kenntnis der englischen Geschichte hätte sie dazu geführt, das jetzt so wunderlich klingende *'Rule, Britannia, rule the waves'* nie anders vorzuführen als mit dem Hinweis auf die zahlreichen z. T. uneingeschränkt schmachvollen Blätter in der Geschichte der Entstehung der englischen Weltherrschaft, und sie hätte die Betrachtung dessen, was wirklich groß ist an dieser Entwicklung, zugunsten unserer eigenen Belehrung ganz anders vertiefen lassen, als es, ich fürchte, in den meisten Fällen, geschehen ist. Ich greife damit nur eines von vielen Beispielen heraus, die sich anführen ließen, um meine Behauptung zu belegen; wer Lust hat, näher nachzuprüfen, findet in fast jedem englischen und französischen Lesebuch die Hülle und Fülle der Beweise dafür, daß wir unseren Schülern die Geschichte der beiden Völker weder auf der Grundlage einer wissenschaftlichen Betrachtung noch auch in dem Geiste vorführen, der der Beschäftigung mit ihr in einer deutschen Schule und vom Standpunkt deutschen Wesens aus allein angemessen ist; daß ich mit der letzten Wendung nicht dem Chauvinismus das Wort reden, sondern nur die allzu bereitwillige Einnahme des ausländischen Standpunktes durch eine kritische Auswahl der Stoffe bekämpfen will, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen.

Was für das Geschichtliche — mit Einschluß natürlich des Kultur-

geschichtlichen — gilt, das ist, wenn ich recht sehe, auch für das Geographisch-Wirtschaftliche zu sagen; auch in dieser Beziehung wäre es vielleicht ganz lohnend, einmal statistisch festzustellen, wie viele unserer neusprachlichen Oberlehrer während ihrer Studienzeit die Gelegenheit gehabt und benutzt haben, um sich über dieses Gebiet in wissenschaftlicher Weise zu orientieren. Der Mangel dieser Orientierung tritt jedenfalls sowohl in dem Aufbau des Lesestoffes wie im Verlauf des Unterrichts für jeden nur etwas näher Zusehenden in bedauerlichem Maße zutage, und manchmal möchte man das geographisch-wirtschaftliche Gebiet im Unterricht lieber gar nicht berührt sehen als in der so vielfach erscheinenden Form einer wenig bildenden Anhäufung der verschiedensten Daten, bei der das Unwichtigste dem Wichtigsten oft völlig gleichgestellt ist und gänzlich gleichgiltige Angaben manchmal dem wirklich Wertvollen den Platz von vornherein versperren; auch für diese Behauptung darf ich die, die da meinen, daß ich zu schwarz male, wohl auf die Bestände einer jeden ihnen zugänglichen neusprachlichen Unterrichtsbibliothek mit gutem Gewissen verweisen.

Noch ein Drittes und Letztes möchte ich vorbringen, was die Vorbildung der neusprachlichen Oberlehrer anbetrifft; man mag über die Notwendigkeit des Übersetzens aus der neueren Fremdsprache ins Deutsche denken, wie man will: jedenfalls ist unerläßlich, daß die Schüler zu einer exakten Auffassung des Wortlautes und seiner Tragweite angehalten werden, und auch in diesem Punkte scheint mir unser neusprachlicher Unterricht vielfach nicht auf dem richtigen Wege zu sein; wo übersetzt wird, da stellen sich — schon nach Ausweis der kommentierten Schulausgaben mit ihren zahllosen Mißgriffen in dieser Hinsicht — sehr oft sog. freie, in Wirklichkeit aber unsicher am Wortlaut des Urtextes herumtastende Widergaben ein, deren Anwendung das gerade Gegenteil von geistiger Schulung zur Folge hat; wo in der Fremdsprache erklärt wird, unterläßt es die Paraphrase fast ebenso oft, mit unerbittlicher Strenge auf den Kern des im Texte niedergelegten Gedankens durch scharfe Interpretation des Wortbestandes hinzuführen. Gegen diesen Mangel schafft auch ein noch so fleißiges Eingehen auf synonymische Reihen u. dgl., dem übrigens ebenfalls nicht selten eine starke Vertiefung zu wünschen wäre, auf keinen Fall die nötige Abhilfe; diese Abhilfe läßt sich nach meiner Überzeugung allein durch Abänderung des Interpretationsverfahrens selber gewinnen, und den Weg dazu wider bietet einzig und allein die frühzeitige Gewöhnung an ein solches Verfahren, wie sie nur durch geeignete Interpretationskollegien an der Universität gegeben werden kann. Solche Interpretationskollegien, am besten angelehnt an einen oder den anderen recht schwer zu lesenden modernen französischen oder englischen Schriftsteller, sind auf unseren Hochschulen, wie mir scheint, viel zu wenig zu finden, und doch kann in ihnen dem neusprachlichen Oberlehrer eines der besten Rüstzeuge für seinen zukünftigen Beruf beschafft werden; nur der so vorgebildete Oberlehrer ist auch in der Lage, im Schulunterricht selbst sich an solche Lesestoffe heranzuwagen, die eine einseitig auf das Praktische gewendete, extreme neusprachliche Unterrichtsreform gelegentlich in seltsamen Wider-

spruch zu den auf die Gleichberechtigung der drei höheren Schularten gerichteten Bestrebungen aus dem Unterricht ganz hat verbannen wollen, ohne deren Heranziehung der neusprachliche Unterricht aber hinter der entscheidenden Aufgabe des wissenschaftlichen Unterrichts auf der höheren Schule um ein wesentliches, durch keinen Erfolg der Sprechfertigkeit und der Gegenwartsfreudigkeit ersetzbares Stück zurückbleibt.

Wie sich die neusprachliche Lektüre zu andern Lehrfächern in fruchtbare innere Verbindung setzen läßt, gedenke ich mit freundlicher Zustimmung des Herausgebers dieser Blätter demnächst in einer Reihe von Einzelartikeln darzulegen.

Frankfurt a. M. Julius Ziehen.

Römische Kommandos

In seiner Schrift 'Die Fahnen im römischen Heere', Wien 1883 S. 5f. stellt Domaszewski die lateinischen Wortverbindungen zusammen, die mit 'signa' an der Spitze die Bewegungen der Truppen bezeichnen, und äußert sich dazu wie folgt: 'Die formelhafte Ausprägung dieser Wendungen führt darauf, in ihnen technische Ausdrücke zu erkennen, welche der Kommandosprache des römischen Militärs entnommen sind.' Gewiß! Sollte es aber nicht möglich sein, aus diesen sowie aus anderen den Heeresdienst betreffenden Wendungen die Befehlsworte selbst, die mit zwei Ausnahmen: 'surgite!' und 'statue signum!' unmittelbar nicht überliefert sind, zu rekonstruieren? Wahrscheinlich hat man um der Kürze willen die sich öfters widerholenden und ohnehin selbstverständlichen Worte wie signa, arma, ordines dabei ganz weggelassen, so daß in der Regel nur eines übrig blieb als Avertissement für die Tuba- und Hornbläser; denn Ausführungskommando oder Befehlsausdruck engeren Sinnes war bei Truppenbewegungen das Signal.

Jene Ankündigungskommandos aber zerfallen in zwei Gruppen; die einen waren bei Übungen fern vom Feinde im Gebrauch, die andern unmittelbar vor dem Angriff und während des Kampfes. Daß freilich auch diese schon auf dem Platz gelehrt und eingeübt wurden, versteht sich von selbst. Beide seien hierunter möglichst in der Reihenfolge zusammengestellt, wie sie in der Praxis zur Anwendung gekommen sein mögen. Vorausgesetzt wird dabei, daß die Mannschaften das Lager bereits verlassen haben, in Schlachtordnung angetreten sind und in Erwartung weiterer Befehle ruhen.

I [1]) *Surgite!* — Auf!

[2]) Signa { *tollite* / *convellite* } *!* — Achtung!

[3]) Signa *sequimini* et *servate* ordines! — Richtung in Reihe und Glied!

---

[1]) Liv. VIII 8. Danach galt es zwar nur für die Triarier vor ihrem Eintritt in das Gefecht. Weshalb aber sollten nicht auch andere Truppenteile und ganze Heere, bevor sie zur Aktion kamen, geruht haben? Es wird damit nicht anders gewesen sein als heutzutage. Im Rendezvous z. B. haben sicherlich auch die Römer ohne Unterschied der Waffen und Tressen auf der Erde gesessen oder gelegen, genau so wie wir.

[2]) S. die Stellen bei Domaszewski a. a. O. S. 5 A. 1.

[3]) Sehr oft.

[4]) Signa { *movete* / *promovete* } *!* — Marsch!
[5]) Signa *convertite!* — Kehrt!
[6]) Signa *referte!* — Im Kehrt marsch!
[7]) Signa *circumagite in frontem!* — Front!
[8]) Signa *ferte ad laevam!* — Links um!
[9]) Signa *ferte ad dextram!* — Rechts um!
[10]) Signa *circumagite in dextrum!* — Tete rechts schwenken!
[11]) Signa *circumagite in laevum!* — Tete links schwenken!
[12]) Signa { *statuite* / *constituite* } *!* — Halt!

II [13]) Arma *expedite!* — Fertig!
[14]) Ordines *laxate!* — Abstand genommen!
[15]) Signa *inferte!* — Zum Angriff marsch!
[16]) { *Incurrite* / *Concurrite* } *!* — Zum Pilenwurf marsch marsch!
[17]) *Succedite!* — Ablösung (a. glieder-, b. abteilungsweise)!
[18]) Ordines *densate!* — Rechts (links) heran!
[19]) Ordines *duplicate!* — Eingedoppelt!
[20]) Ordines *conferte!* — Aufgeschlossen!
[21]) *Testudinem* facite! — Verschildet!
[22]) *Orbem* facite! — Allseitig Front!
[23]) { Pede presso *recedite* / certe *regredimini* } *!* — Ohne Umkehr langsam zurück!
[24]) *State!* — Halt!
[25]) *Progredimini!* — Zum Massendruck vorwärts!

---

[4]) A. a. O. A. 2.
[5]) A. a. O. A. 8; Caes. B. afr. 15.
[6]) A. a. O. A. 9.
[7]) A. a. O. A. 11; Curt. IV 13.
[8]) Liv. XXVIII 1.
[9]) Danach gebildet.
[10]) Nach Liv. I 14; Curt. III 11; IV 6; 13; Tac. Hist. III 73.
[11]) Desgl. Achsschwenkungen aber scheinen der römischen Exerzierordnung fremd gewesen zu sein. Wenigstens gibt es keinen Ausdruck, der darauf hinwiese. Das 'alternis conversis cohortibus' im Bellum Africanum 17 bezeichnet, wie jetzt allgemein zugegeben wird, die einfache Kehrtwendung.
[12]) A. a. O. A. 5 und S. 6 A. 4.
[13]) A. a. O. A. 3.
[14]) Sehr oft. Es war gleichbedeutend mit dem Schließen der frontalen Intervalle, das nur auf diese Weise herbeigeführt werden konnte. S. m. Schrift 'Die römische Taktik usw.' S. 62f.
[15]) Desgl. oft.
[16]) S. m. Schrift a. a. O. S. 113f.
[17]) Ebenda S. 126ff.
[18]) Sehr oft.
[19]) Veget. I 26; vgl. Liv. XL 40.
[20]) S. m. Schrift a. a. O. S. 156.
[21]) S. ebenda S. 146; Liv. XXVIII 2; XXXI 32; XXXIV 39 u. a.
[22]) Caes. B. g. V 33; afr. 15; Veget. I 26.
[23]) Liv. VIII 8; Veget. III 5.
[24]) Veget. III 5.
[25]) Veget. III 5. S. m. Schrift a. a. O. S. 172ff.

Selbstverständlich ist damit die Zahl der Befehlsworte der römischen Exerzierordnung nicht erschöpft; es gab deren gewiß noch andre. Ein Versuch aber, sie widerherzustellen, wäre aussichtslos, da hier die sprachliche Unterlage fehlt; denn in Kriegs- und Gefechtsberichten der Historiker werden sie, wie so manches, was wir gern wissen möchten, nicht erwähnt. Schon Vegetius I 8 klagt mit Bezug darauf: *'Illi res gestas et eventus tantum scripsere bellorum, ista, quae nunc quaerimus, tanquam nota linquentes.'*

Danzig-Langfuhr. Th. Steinwender.

Gute und schlechte Bücher[1])

Als vor einigen Monaten der Kriegsminister von den schädlichen Wirkungen einer schlechten Presse redete, da war das Parlament teilweise außerordentlich entrüstet, obwohl doch in weiten Kreisen unseres Volkes die Erkenntnis durchgedrungen ist, daß durch nichts unsere Jugend so sehr geschädigt wird als durch schlechte Presse- und Literaturerzeugnisse, und daß auf diesem Gebiete die Auswüchse das Gesunde erheblich überwuchert haben. So steht denn auch der Kampf gegen die Schundliteratur überall im Mittelpunkt der Erörterungen, wo man für geistige und leibliche Gesundheit unserer Jugend und unseres Volkes besorgt und tätig ist. Aber: 'Gegen das schlechte Buch hilft nur das gute Buch, die öffentliche Bücherei ist also zweifellos das erste, woran man zu denken hat, wenn es gilt, schlechte Bücher abzuwehren, und jede Förderung, die man ihr erweist, ist die wirksamste Bekämpfung der Schundliteratur. Weit sind wir noch davon entfernt, daß jeder, auch der kleinste Ort, ebenso selbstverständlich wie seine Schule seine Bücherei hat.' Diese unbedingt anzuerkennenden Leitsätze bilden die Grundlage und die Richtlinien des äußerst dankenswerten Büchleins zweier schlesischer Verfasser, Kaisig und Rotter, 'Wo stehen wir?' das wir jedem, der sich für die Frage der Volksbildung und des Kampfes gegen den Literaturschund interessiert, warm empfehlen möchten. Die Verfasser geben eine außerordentlich sorgfältige Übersicht über alles, was auf diesem Gebiete geschehen ist, was glücklicherweise geschieht und was leider geschieht, was nicht geschieht und was noch geschehen muß. Das Buch wird in vollem Umfange seiner Aufgabe gerecht, uns zu zeigen: 'Wo stehen wir zurzeit in dem Kampfe gegen die Schundliteratur?' einem Kampfe, dessen Geschichte, Begründung, Ziele und Begrenzung die Verfasser in einer knappen Einleitung darlegen, um sogleich im Hauptteile uns das ganze Material vorzulegen, das jeder, der sich mit Erfolg auf diesem Gebiete betätigen will, gründlich sichten sollte. Wir lernen den gefährlichen Gegner unserer Jugend in seinen verschiedenen Gestalten kennen, gleichzeitig aber auch die Maßnahmen, die Regierungen, Stadt- und Schulbehörden und Vereine dagegen getroffen haben, und die Erfolge, die man erzielt hat. Es wird gezeigt,

---

[1]) Wo stehen wir? Eine Orientierung im Kampfe gegen die Schund- und Schmutzliteratur von Karl Kaisig und Karl Rotter. Quelle und Meyer, Leipzig 1914. 1 ℳ; und Festschrift der Deutschen-Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Hamburg-Großborstel 1912.

was private Arbeit geleistet hat, und wie der Kampf zentralisiert ist und noch weiter zentralisiert werden muß. Abgeschlossen wird das Werkchen mit sehr annehmbaren und einleuchtenden Vorschlägen und Wünschen, die sich natürlich noch erheblich vermehren ließen, wenn sich nicht auch hier die Beschränkung als weise erwiese. Hinzuzufügen wäre vor allem der Wunsch, daß die Vereine, die besonders die Jugendpflege betreiben, statt für häufig wertlose Vereinszeitschriften ihr Geld in wertvollen Jugendbibliotheken anlegten, die sie ihren Mitgliedern zur Verfügung stellen; das gilt für die Turnvereine und für die Pfadfinder- und Jungdeutschlandabteilungen; ebenso sollte man beim Militär mehr Wert auf gute Wachtstuben- und Soldatenheimbibliotheken legen und ganz besonders in den Militärvereinen den Vertrieb guter Volksbücher an die Mitglieder besorgen. Außerdem muß energisch dafür gesorgt werden, daß nicht unter der Flagge der 'Pfadfinder' und 'Jungdeutschlands' allerlei wertlose Ware eingeschmuggelt wird, die tatsächlich nichts anderes ist als gemeinste und gewöhnlichste Schundliteratur. Zu bedauern ist auch, daß bei den vaterländischen Volksbüchereien auch in der neusten Kriegsliteratur manches mit unterläuft, das mehr Tendenz als literarischen Wert enthält, aber noch bedauernswerter ist, wenn dann moderne Jugendreformzeitschriften radikaler Tendenz, wie der 'Vortrupp', unter dem Titel 'Nationale Schundliteratur' gegen die vaterländische billige Jugendliteratur in einer Weise zu Felde ziehen, die diesen verdienstvollen Bestrebungen schaden kann.

Was an praktischer Arbeit geleistet ist, erkennen wir am deutlichsten aus der Übersicht der Verfasser über die modernen Büchereien, unter denen die des Boromäusvereins in Bonn und die der Deutschen-Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg eine führende Stellung einnehmen. Was den ersten Verein betrifft, so steht seiner Wirksamkeit sein konfessionell-katholisch beschränkter Gesichtskreis im Wege, und diese Abschließung katholischer Kreise und Vereine von jeder nicht-katholischen Literatur ist für die Verbreitung guter rein nationaler Volks- und Jugendliteratur sehr hinderlich. Daher möchten wir an dieser Stelle nochmals auf die Notwendigkeit hinweisen, in diesem Kampfe doch ja alle politischen und konfessionellen Schranken aufzuheben, und möchten die Forderung unterstreichen, die der Leiter des ‚Neuen Jahrhunderts' Dr. Th. Funk in der Festschrift der Deutschen-Dichter-Gedächtnis-Stiftung aufstellt und begründet: 'Gute Bücher ins katholische Haus'.

Mit dieser gediegenen Festschrift, die zugleich vorliegt, haben wir eine prächtige Probe dessen, was in zehnjähriger mühe- und freudvoller Arbeit geleistet worden ist, und einen schönen Beweis dafür, wie weit man in der positiven Arbeit auf dem Gebiete der Verbreitung guter Literatur unter das Volk gekommen ist. Es bedürfte nicht dieser hübsch ausgestatteten Festschrift, um der Deutschen-Dichter-Gedächtnis-Stiftung den wärmsten Anteil weitester Kreise und freudige Würdigung der geleisteten Arbeit zu sichern. Allein die wenigen Worte der Anerkennung, die Peter Rosegger der Stiftung in der Festschrift widmet, genügen, um das Unternehmen zu kennzeichnen: 'Wichtiger als alles, was jetzt

die Welt mit Lärm erfüllt, wäre das eine: das Volk wider zum Guten und Schönen, zur Treue und Tüchtigkeit, zu Heimat und Vaterland zu erwecken. — In diesem Sinne wirkt die Deutsche-Dichter-Gedächtnis-Stiftung seit zehn Jahren.' In ähnlichem Sinne lautet das Urteil aller der Männer, aus deren Meinungsäußerungen sich im wesentlichen die Festschrift zusammensetzt, die uns damit zugleich einen abwechslungsreichen Spaziergang durch die neueste deutsche Dichtung und Literatur gewährt; so finden wir in der Festschrift vertreten — teilweise mit sehr anmutigen poetischen Erzeugnissen: Sohnrey, Lulu v. Strauß und Torney, Trojan, Viktor Blüthgen, Gustav Falke, Hermann Löns, Wilhelm Speck, den Berliner Gefängnisgeistlichen und Verfasser von 'Joggeli' und 'Zwei Seelen', Chamberlain und mit einer stimmungsvollen Betrachtung über Lesen und Erleben den Prosadichter Cäsar Flaischlen. Durch die aufgenommenen kleinen Kunstwerke erhält die Festschrift auch wider ein eigenes literarisches Interesse: ich denke z. B. an Rudolf Greinz 'Der Organisten Krust' und an die echt niederdeutsche Legende: 'Der bekehrte Jürnhinnerk' von Söhle; auch die neudeutsche Romantik ist durch ein hübsches Weihegedicht von Max Bewer, dem Verfasser des 'Deutschen Himmels', vertreten. Von Zahn erfreut uns das Zugeständnis: 'Die Schule fängt an, zum Lesen zu erziehen, und das ist nach meiner Meinung ein Großes', und gleichsam wie zur Bestätigung dieses Wortes sind der größte Teil der Autoren, die sich an der Festschrift weiter beteiligt haben, Schulmänner, teilweise (und das ist ein tüchtiger Schritt vorwärts) Universitätsprofessoren, Regierungsbeamte, Staatsminister. Aber außer den Lebenden müssen auch große Geister der Vergangenheit für den Kampf gegen den Schund eintreten, vor allem der Vater der ganzen Bewegung: Cervantes, und Schillers 'deutsche Muse' mag zusammen mit den Worten seines getreuen Streichers auch dem jetzigen Deutschen das Herz stolzer schlagen lassen über die geistigen Großtaten seiner Nation. Obwohl bei der Empfehlung so vieler führender Geister jede Anpreisung überflüssig ist, so ist doch mit Freuden zu begrüßen, daß der Vorsitzende der Stiftung Dr. Ernst Schulze uns in einer Einleitung einen genaueren Einblick in die Arbeit und die Ziele des Bundes verschafft. Die beste Übersicht in die geleistete Arbeit gewährt uns jedoch das umfangreiche Verzeichnis der von der Stiftung gedruckten oder verteilten Bücher, und auch hier sollen zahlreiche Wünsche verstummen gegenüber der Masse des Erreichten; unter den Namen, die angeführt sind, lesen wir mit Befriedigung den des zu sehr vernachlässigten deutschen Scott: Alexis; wir finden dort auch seine Zeitgenossen Mügge und Mosen, die nicht mehr genügend gewürdigt werden. Auch die *gute* Räuber-, See- und Indianerromantik hat ihren Platz mit Cooper, Sealsfield, Gerstäcker behauptet, ebenso wie das ewig junge friedlich-idyllisch-romantische 'Heidi'; ernste und humoristische Literatur zieht in buntem Wechsel an unseren Augen vorüber: alles ausgesucht, gut und gediegen, so daß man dem Unternehmen nur von ganzem Herzen eine gedeihliche Fortentwicklung wünschen kann.

Hannover. Wilh. Gebert.



B. Lazar, Die Maler des Impressionismus. Bei Teubner, Aus 'Natur und Geisteswelt' Bd. 395, 1913.

Wie das Vorwort erklärt, gibt das Büchlein sechs Vorträge des Verf. über den malerischen Impressionismus wider. Das ist fraglos auch der Eindruck, den ich aus der Lektüre gewonnen habe, daß die Ausführungen gesprochen, und zwar zu einem Material von Lichtbildern gesprochen worden sind. So wird das kleine Werkchen nicht die Popularität finden, die sonst gerade dieser Sammlung von Teubner zuzusprechen ist. Um den malerischen Impressionismus verstehen zu können, bedarf es wirklich der unmittelbaren Anschauung. Man kann hier nichts erklären ohne Bilder. Auch ist der Verf. sich sicherlich darüber klar, daß der Bilderanhang, der diesem Bändchen mitgegeben ist, nur ein armer Notbehelf zur Veranschaulichung dessen ist, was er hat sagen wollen. Den Reproduktionen fehlen bis auf eine die Farben. Wer Originale gesehen hat, kann dem Verf. mit Verständnis folgen. Das Büchlein gab mir noch einmal eine große Lebhaftigkeit der Erinnerung an alle die Eindrücke, die ich im Luxembourg, im Louvre und vor allem in der Galérie Durand Ruel gehabt habe. Diese Vorträge sind eine hübsche Zusammenstellung der Meister und Werke des Impressionismus, eine Aufzeichnung des Kausalzusammenhangs dieser Kunstepoche mit dem, was vorher war und was nachher kam, eine mit vielem Verständnis für die Abhängigkeiten und selbständigen Weiterbildungen vorhandener Vorstellungsreihen gebotene Darstellung der einzelnen Künstlerpersönlichkeiten. Es fehlt nicht an charakteristischen Zitaten aus den Reflexionen dieser Maler über ihre Kunst. Nach einer kurzen Darlegung der Ausgangspunkte schildert uns Lazar die Stellung Manets und Monets zu dem Überkommenen, die Vermittlerrolle, die Courbet in dieser künstlerischen Revolution gespielt hat, die Darstellung der Masse in der neuen Formauffassung Manets und die Bewältigung des Lichtproblems bei Monet. Bei diesem Punkte verweilt Lazar mit Recht am längsten, weil es hier alles zu erklären gilt. In diesem Rahmen behandelt er denn auch das Verhältnis Monet zu den japanischen Künstlern und zu Turner, dem englischen Neuerer. Sodann folgt ein interessantes Kapitel über Manets Abhängigkeit von Monets und über die Malergenossen Pissaro, Renoir und Sisley. Natürlich kann er allen diesen wie auch den deutschen Impressionisten nur wenige Worte und Wertungen gönnen. Nach einer etwas summarischen Charakterisierung der Virtuosen im Impressionismus und der Vereinfacher dieses Stils — Degas, Toulouse-Lautrec, van Gogh — ist Lazar im letzten Vortrag bei den Pointillisten angelangt. Die Kritik des Impressionismus gegenüber der akademischen Kunst und den Künstlern mit abstrakter Phantasie wird dem Impressionismus in jeder Weise gerecht. Auch der Einfluß des Impressionismus auf die monumentale Kunst — auf Puvis de Chavannes, Cézanne, ferner auf Klimt und Hodler — gehört zu den Ergebnissen, die die impressionistische Kunst zutage gefördert hat. So enthält dieser kleine Vortragszyklus ein reiches Material, das zur Orientierung sehr geeignet ist, aber noch mehr regt er den Wunsch an, dem malerischen Impressionismus und impressionistischen Kunstwerken zu begegnen.

Bonn. H. Wirtz.

Griechische Klassenarbeit in Obersekunda, Dez. 1914

Liebe Freunde, manche Leute möchten uns überreden, möglichst schnell mit den Feinden Frieden zu schließen. Wer etwa so spricht, überlegt nicht, daß wir die Feinde aufs höchste ermutigen würden, wenn wir über den Frieden verhandeln wollten. Und doch haben unsere Heere und unsere Schiffe den Feinden weit mehr Schaden zugefügt als jene uns. Zudem aber bekommen wir in Asien und Afrika tagtäglich neue Verbündete, die uns helfen können. Von den Gegnern jedoch haben die einen nicht so viel Waffen, die andern nicht so viel wohlgeübte Soldaten, daß sie uns besiegen könnten. Deshalb laßt uns den Kampf mutig zu Ende führen, zumal wir den Krieg nicht angefangen haben, und laßt uns nicht aufhören, bevor wir nicht aller Feinde Herr geworden sind! Denn wer allemal mutig an seinem Beschlusse festhält, wird sich schwerlich in seiner Erwartung getäuscht sehen. Wer aber leicht seine Meinung änderte, pflegte hinterher noch immer zu beklagen, daß er in seiner Hoffnung gänzlich betrogen sei, was wir unsererseits niemals erleben mögen!

Ὦ φίλοι, ἔστιν οἳ ἡμᾶς πείθειν βούλονται ὡς τάχιστα εἰρήνην ποιήσασθαι πρὸς τοὺς πολεμίους. Ὅστις δ' ἂν οὕτω λέγῃ, οὐ λογίζεται μάλιστ' ἂν ἐπανορθοῦν ἡμᾶς τοὺς πολεμίους, εἰ περὶ τῆς εἰρήνης πράττειν ἐπεθυμοῦμεν. Καίτοι οἱ στρατοὶ καὶ αἱ νῆες ἡμῶν τοὺς πολεμίους πολὺ μείζω ἔβλαψαν ἢ οἱ πολέμιοι ἡμᾶς. Πρὸς δὲ τούτοις ἐν τῇ Ἀσίᾳ καὶ ἐν τῇ Λιβύῃ ἀνὰ πᾶσαν ἡμέραν πλείους ἡμῖν σύμμαχοι γίγνονται, οἳ ἡμῖν βοηθήσουσιν. Τῶν μέντοι ἐναντίων οἱ μὲν δέονται τοσούτων ὅπλων, οἱ δὲ τοσούτων στρατιωτῶν εὖ ἠσκημένων, ὥστε ἡμᾶς νικῆσαι. Διὰ ταῦτα ἀνδρείως διαπολεμήσωμεν, ἄλλως τε καὶ οὐ ποιησάμενοι τὸν πόλεμον, καὶ μὴ παυσώμεθα πρὶν πάντων τῶν πολεμίων περιγενέσθαι. Ἀνδρείως μὲν γὰρ ὅστις ἂν ἐμμείνῃ τῇ βουλῇ, οὐ μή ποτε σφαλῇ τῆς δόξης. Ὅστις δὲ ῥᾳδίως μεταβάλοιτο τὴν γνώμην, ἀεὶ ἔπειτα ἔκλαιε τῆς ἐλπίδος πάντα ψευσθείς, ἃ ἡμεῖς γε μήποτε πάθοιμεν.

Griechische Klassenarbeit in Untertertia, Januar 1915

Liebe Freunde, ihr habt gehört, daß die Feinde uns aushungern wollen. Sie meinen nämlich, wir hätten nicht genug Getreide. Laßt uns daher sparsam sein mit dem Brote und nicht übermütig, damit es uns nicht so ergehe, wie's die Feinde möchten! Denn wie sollten sie uns sonst zu besiegen hoffen als auf jene Weise? Durch die Zahl ihrer Soldaten dürften sie uns niemals niederringen. Denn je mehr Mannschaften sie gegen uns vorschieben, um so mehr werden ihnen von unserer Seite entgegentreten. Und unsere Soldaten sind besser geübt und gehorchen ihren Führern besser als die der Feinde. Wer aber etwa bekümmert fragt, wann und wie der Krieg enden werde, dem wollen wir unverzagt antworten, daß es uns nicht zukomme, die Zukunft zu durchschauen, daß es uns aber zukomme, fest entschlossen zu sein zur völligen Niederwerfung der Feinde!

Ὦ φίλοι, τοὺς πολεμίους ἡμᾶς λιμῷ διαφθεῖραι βουλομένους ἠκούσατε. Νομίζουσι γὰρ ἡμῖν μὴ ἱκανὰ σῖτα εἶναι. Φειδώμεθα οὖν τοῦ σίτου καὶ μὴ ὑβρίζωμεν, ἵνα μὴ τοῦτο πάσχωμεν, ὃ οἱ πολέμιοι βούλονται Ποίῳ γὰρ ἄλλῳ τρόπῳ ἡμᾶς νικήσειν ἐλπίζουσιν ἢ ἐκείνῳ; Τῷ γ' ἀριθμῷ τῷ τῶν στρατιωτῶν οὔποτ' ἂν ἡμᾶς κρατήσειαν. Ὅσῳ γὰρ ἂν πλείους ἄνδρας ἐφ' ἡμᾶς πέμψωσι, τοσούτῳ πλείους ἡμῶν αὐτοῖς ἐναντιώσονται. Καὶ οἱ ἡμέτεροι στρατιῶται ἄμεινον ἠσκημένοι εἰσὶ καὶ τοῖς ἡγεμόσι μᾶλλον πείθονται ἢ οἱ τῶν πολεμίων στρατιῶται. Ὅστις δ' ἂν λυπηθεὶς ἐρωτήσῃ, πότε καὶ πῶς ὁ πόλεμος τελευτήσει, τούτῳ θαρροῦντες ἀποκρινώμεθα, ὅτι τὰ μὲν μέλλοντα γιγνώσκειν οὐ προσήκει ἡμῖν, τοὺς δὲ ἐναντίους παντάπασι νικῆσαι ἐθέλειν τοῦτο προσήκει.

Wittstock (Ost-Prignitz). Wilh. Nötzel.



Lateinische Klassenarbeit in Quinta, August 1914

Der Krieg

Der Feind ist ins Land eingefallen und verwüstet die Dörfer mit Feuer und Schwert. Viele Landleute, die wegen Dienstuntauglichkeit zu Hause geblieben waren, sind mit Weib und Kind in die Hauptstadt geflüchtet und flehen das Mitleid der Bürger an. Man hilft den Armen mit Speise, Kleidung und Obdach. Unsere Soldaten aber, die alle Angriffe tapfer abgewiesen, aber wegen der großen Masse der Feinde die Reichsgrenze nicht überall haben schützen können, werden, durch Nachschub verstärkt, dem Feind entgegentreten: alle brennen vor Kampfbegier.

De bello

Hostis in terram nostram invaserunt et vicos ferro ignique vastant. Multi agricolae, qui, cum arma ferre non possent, domi remanserant, cum coniugibus et liberis in urbem confugerunt et misericordiam civium implorant. Cibo, veste, tecto miseri adiuvantur. Milites autem nostri, qui omnes impetus fortissime reppulerunt, sed propter copiam magnam hostium fines imperii omnibus locis defendere non potuerunt, copiis auxilio missis aucti hostibus obsistent: pugnandi cupiditate omnes ardent.

Charlottenburg. Fr. Fröhlich.

---

1. Lateinische Klassenarbeit in Quarta, Februar 1915

Obwohl unsere Soldaten mit größter Tapferkeit unser Vaterland verteidigt und den Krieg auf feindliches Gebiet hinübergespielt haben, so konnte man dennoch nicht verhindern, daß die Feinde in die äußerste Provinz unseres Vaterlandes eindrangen. Wer hat nicht Mitleid empfunden mit dem Schicksal der Einwohner jenes Landes, wer nicht Widerwillen, wenn er las, mit welchen Schandtaten die Feinde unsere Provinz heimsuchten? In diesen Tagen aber haben wir vernommen, daß unsere Soldaten für jene Unbilden furchtbar Rache genommen haben; sie haben nämlich die Feinde in schneidigstem Angriff überwältigt und aus unserem Vaterlande vertrieben. Wer aber von allen Soldaten ist höher zu achten als jener kriegserfahrenste Feldherr, der das Heer befehligt? Denn niemand von uns zweifelt daran, daß durch seine Kriegskunst und Klugheit unser Vaterland aus größter Gefahr befreit worden ist.

Quamquam milites nostri summa virtute patriam nostram defenderunt et bellum in fines hostium intulerunt, tamen impediri non potuit, ne hostes in provinciam extremam patriae nostrae invaderent. Quem fortunae incolarum illius terrae non miseruit, quem non pertaesum est legere, quantis flagitiis hostes provinciam nostram vexarint? His autem diebus accepimus milites nostros iniurias illas graviter ultos esse; acerrimo enim impetu oppresserunt hostes patriaque nostra expulerunt. Quis vero omnium militum pluris aestimandus est imperatore illo belli peritissimo, qui exercitui praeest! Nemo enim nostrum dubitat, quin eius arte bellica et prudentia patria nostra maximo periculo liberata sit.

2. Lateinische Klassenarbeit in Quinta, Dezember 1914

Die Engländer haben eine viel größere Flotte als die Deutschen. Die Deutschen aber haben ganz kleine Schiffe gebaut, die unter dem Wasser fahren und für eine Seeschlacht sehr geeignet sind, weil es sehr schwer ist, sich dagegen zu verteidigen. Eins von jenen Schiffen ist neulich unbemerkt zur Flotte der Feinde gefahren, ist schnell in jene eingedrungen und hat plötzlich und unverzagt die Schiffe selbst angegriffen usw.

Britanni multo maiorem classem habent quam Germani. Sed Germani naves minimas construxerunt, quae sub aqua vehuntur et ad pugnam maritimam maxime idoneae sunt, quod ab iis se defendere difficillimum est. Una ex illis navibus nuper secreto ad classem hostium navigavit, celeriter in illam invasit, subito et impavide naves ipsas aggressa est.

Charlottenburg. Walther Knopf.



ANZEIGEN

1) Conrad Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. XXVI. Jahrgang 1911. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1912. 816 S. gr. Lex. 8. Ladenpreis 20 ℳ, geb. 22,40 ℳ. — XXVII, Jahrgang 1912. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1913. 882 S. gr. Lex. 8. Ladenpreis 22 ℳ, geb. 24,40 ℳ.

Der Jahrgang 1911 hat folgenden Inhalt: I. Schulgeschichte, von Stadtrat Dr. J. Ziehen in Frankfurt a. M. II. Schulverfassung, von Prof. Dr. L. Viereck in Braunschweig. III. Evangelische Religionslehre, von Prof. H. Petri in Bielefeld. IV. Katholische Religion, von Prof. Dr. J. N. Brunner in München. V. Deutsch, von Gymn.-Direktor Prof. Dr. R. Jonas in Köslin (I); Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. C. Rethwisch in Charlottenburg (II, III). VI. Latein, von Gymn.-Direktor Prof. Dr. B. Kaiser in Naumburg a. S. VII. Griechisch, VIII. Französisch und IX. Englisch sind wegen Krankheit der Berichterstatter ausgefallen. X. Geschichte, von Oberlehrer Dr. G. Noack in Charlottenburg. XI. Erdkunde, von Prof. Dr. F. Lampe in Berlin. XII. Mathematik, von Prof. K. Weise in Halle a. S. XIII. Naturwissenschaft, von Prof. K. Weise in Halle a. S., Oberlehrer Dr. L. Doermer in Hamburg und Direktor Prof. Dr. C. Matzdorff in Berlin. XIV. Zeichnen, von Prof. Ph. Franck in Berlin. XV. Gesang, von Gymnasialdirektor Reg.-Rat Dr. R. Schreiner in Wien. XVI. Turnen und Schulgesundheitspflege, von Schulrat Dr. J. Küppers in Godesberg a. Rh.

Im Jahrgang 1912 sind folgende im vorigen Jahrgang ausgefallenen Berichte nachgeholt: VII. Griechisch, von Oberlehrer Dr. E. Lisco in Pforta. VIII. Französisch und IX. Englisch, von Prof. Dr. E. Hausknecht an der Universität Lausanne. An die Stelle des verstorbenen Gymnasialdirektors Dr. R. Jonas in Köslin ist für Deutsch und philosophische Propädeutik Realgymnasialdirektor Prof. Dr. Th. Matthias in Plauen getreten. Der Bericht für Latein mußte ausfallen. Im übrigen ist eine Änderung im Bestande von 1911 für das Jahr 1912 nicht vorgekommen.

Die Rethwischschen Jahresberichte sind bereits so bekannt und geschätzt, daß sie einer näheren Berichterstattung und Empfehlung nicht mehr bedürfen. Sie zeichnen sich durch Gediegenheit aus und bieten namentlich den Lehrern der höheren Schulen ein wichtiges Material zur eingehenden Orientierung über die für die höheren Schulen wertvollen Erscheinungen jedes Jahres. Da der große Umfang der einzelnen

Jahresbände die Übersicht etwas erschwert, und auch der hohe Preis der Anschaffung vielfach hinderlich sein dürfte, so bleibt zu erwägen, ob nicht auf irgendeine Art, z. B. durch wesentliche Kürzung und durch Verteilung aller Berichte auf je zwei Jahre, eine Änderung erfolgen könnte. Daß die zweijährige Berichterstattung nicht von Nachteil ist, haben einzelne Berichte bereits gezeigt.

In dem Jahrgang für 1912 hat der Herausgeber eine Einleitung zugefügt, in der er einige recht wichtige 'schwebende Fragen' des höheren Schulwesens mit Sachkenntnis kurz behandelt, und zwar 'Mittelschule und Oberschule', 'Oberlehrerprüfung' und 'Unterrichtsverwaltung'. Diese Anregungen verdienen Beachtung, wenngleich auch nicht alle allgemeinen Beifall finden werden. Namentlich dürften die Vorschläge der 'Selbstverwaltungseinrichtungen für das künftige Unterrichtsgesetz' auf manche Bedenken stoßen. Der Herausgeber sagt darüber folgendes: 'Nötig sind für die Angelegenheiten der Oberschule vor allem 1. ein Anstaltsbeirat bei jeder Oberschule, 2. ein Unterrichtsrat beim Unterrichtsministerium. Der Anstaltsbeirat setzt sich aus Vertretern des Patronats, der elterlichen Schulgemeinde und des Kollegiums zusammen. Er übt ein Beschlußrecht in Sachen der äußeren Schulverfassung aus, in denen der inneren steht ihm nur die Befugnis zur gutachtlichen Meinungsäußerung zu . . . Der Unterrichtsrat besteht aus Vertretern a) der Philologenvereine, b) der nichtstaatlichen Patronate, c) der Anstaltsbeiräte, d) landesherrlich Berufenen. Er tritt periodisch zu seinen ordentlichen Tagungen zusammen.' Darauf werden die ziemlich erheblichen Aufgaben des Unterrichtsrats gegenüber dem Unterrichtsminister und dem Landtage angegeben. Daß in diesen Vorschlägen ein sehr berechtigter Kern enthalten ist, soll nicht bestritten werden. Da bis zum Erscheinen des Unterrichtsgesetzes sicher noch eine geraume Zeit verstreichen wird, so ist anzunehmen, daß bis dahin die Anschauungen über diese Vorschläge sich noch mehr geklärt haben werden. Nur auf zwei Punkte will der Berichterstatter hier aufmerksam machen. Eine Schwierigkeit besteht darin, daß die Städte und der Staat für ihre höheren Lehranstalten auf ihr 'Beschlußrecht in Sachen der äußeren Schulverfassung' zugunsten des Anstaltsbeirats verzichten sollen. Auch erscheint es auffallend, daß im Unterrichtsrat noch besonders die Philologenvereine und die nichtstaatlichen Patronate vertreten sein sollen, obwohl doch schon die Vertreter der Anstaltsbeiräte dazu gehören, die sich auch aus Vertretern des Patronats und des Lehrerkollegiums zusammensetzen. Es würden also bei dieser etwas komplizierten Organisation die nichtstaatlichen Patronate und die Philologen im Unterrichtsrat doppelt vertreten sein.

2) Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Königlichen Friedrichs-Gymnasiums zu Breslau (1812 bis 1912). Königliche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung. Breslau 1912. 8. 139 S.

Da die Feier dieser Anstalt der großen hundertjährigen Erinnerungsfeier Preußens nahestand, die für das Jahr 1913 vorbereitet wurde, so hat der Direktor der Anstalt Professor Dr. Feit im einleitenden Artikel

der Festschrift zunächst die Bestrebungen der bedeutendsten Männer Preußens für die Reform der humanistischen Schulen bis zum Beginn der Freiheitskriege 1813 kurz und geschickt behandelt. Nach Anregungen des Freiherrn vom Stein, von Fichte, Herbart, Schleiermacher wurde namentlich Wilhelm von Humboldt der Führer der geistigen Bewegung in Preußen. Nach dem Rücktritt Humboldts führte Süvern die Pläne jenes weiter. Dieser stellte Grundsätze auf, von denen einzelne noch heute eingehende Berücksichtigung verdienen. Er verwarf die beengenden Vorschriften eines vorher aufgestellten Entwurfs. 'Um keinen Preis dürfe persönliches Leben ertötet werden. Deshalb solle man die Ziele der Klassen und der Schulen festlegen, in der Methode aber das meiste den einzelnen Anstalten überlassen.' Nach späteren Umarbeitungen des Entwurfs trat die Instruktion durch Edikt vom 12. Oktober 1812 in Kraft

Zu den wesentlichsten Bestimmungen gehörten folgende. Das Gymnasium soll, auf die alten Sprachen gestützt, in sechs Klassen eine allgemeine formale Bildung gewähren, die durch die Entfaltung aller Geisteskräfte für die ganze Lebenszeit nützlich sei. 'Enzyklopädisches Wissen oder bloße Fertigkeit im einzelnen ist nicht das Ziel ... Es gibt keine Befreiung von einzelnen Unterrichtsgegenständen, und ein rasches Vorwärtseilen in Lieblingsfächern würde der harmonischen Ausbildung widersprechen.' Weitere Reformen im höheren Schulwesen wurden darauf durch den Aufruf des Königs 'An mein Volk' abgeschnitten, da die große Bewegung des Freiheitskrieges das ganze Interesse und alle Kräfte des preußischen Volkes in Anpruch nahm.

Gemäß dem Erlaß des Ministeriums vom 12. November 1812, auf den gegründet das Königliche Friedrichs-Gymnasium zu Breslau 1912 die hundertjährige Erinnerungsfeier beging, ist von der Geistlichen- und Schulen-Deputation der Königlichen Regierung zu Breslau dem evangelisch-reformierten Presbyterium daselbst bekanntgemacht, daß 'alle gelehrten Schulen künftig Gymnasien benannt werden sollen' und demnach 'von nun an auch die hiesige Friedrichsschule den Titel Königliches Friedrichs-Gymnasium zu führen berechtigt ist'. In kurzen Zügen hat der Verf. darauf die Entwicklung der Anstalt dargestellt, die bereits im Jahre 1765 als Realschule der evangelisch-reformierten Gemeinde begründet war, und der Friedrich der Große 1776 den Namen Schola Fridericiana verliehen hatte.

Es folgt eine sehr übersichtliche, vom Herrn Professor Loewe stammende Zusammenstellung der Namen aller Direktoren, akademisch gebildeten Lehrer, technischen Lehrer, die von 1812—1912 an der Anstalt gewirkt haben, sowie der in dieser Zeit für reif erklärten Abiturienten. Die Liste der Abiturienten für 1815 O. bis 1864 M. ist eine Neuauflage der in der Festschrift von 1865 durch Direktor Gädke veröffentlichten Liste. Bei allen Namen in der ganzen Übersicht sind ziemlich eingehende Nachrichten über den Lebensgang zugefügt. Wer einmal selbst bei einer ähnlichen Zusammenstellung beteiligt gewesen ist, wird die viele und mühevolle Arbeit des Herrn Professors Loewe besonders zu schätzen wissen.

Im zweiten Teil der Festschrift sind folgende Abhandlungen ab-

gedruckt. 1. Hummerei, von Direktor Professor Dr. Feit. Hier wird zunächst die Lage des alten Schulgebäudes besprochen und anschließend eine sehr gründliche philologische und urkundliche Nachforschung zur Deutung des Namens Hummerei gegeben, den eine Straße daselbst trägt. 2. Die Sprichwörtersammlung des Gregor von Cypern, von Professor Dr. Geisler. 3. Lateinisches aqua in französischen Ortsnamen, von Professor Dr. Gröhler. 4. Der Präcessionsglobus, von Professor Dr. Vogt.

Der Festschrift sind mehrere gut ausgeführte Bilder beigefügt, darunter eine Ansicht vom jetzigen Friedrichsgymnasium Matthiasstraße 117, eine vom alten Schulhause an der Wallstraße und eine Tafel mit den Brustbildern der neun ersten Direktoren der Anstalt.

Es darf die ganze Festschrift nach Inhalt und Form als eine recht würdige Beigabe für die Feier der Anstalt angesehen werden.

Berlin-Steglitz. R. Petersdorff.

---

1) Fr. W. Foerster, Staatsbürgerliche Erziehung. Prinzipienfragen politischer Ethik und politischer Pädagogik. Zweite, vermehrte und umgearbeitete Auflage. Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner. VI u. 200 S. gr. 8. geh. 3 *M*.

2) Georg Kerschensteiner, Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung. Dritte, verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage. Ebenda. X u. 121 S. kl. 8. geh. 1,50 *M*.

Die rühmlich bekannte Schrift Foersters ist um etwa 140 Seiten vermehrt worden und in dieser neuen Gestalt erst recht von hohem Werte für alle Gebildeten, namentlich in den leitenden Berufen. In dem größten Teile unserer staatsbürgerlichen Literatur findet der Verf. die Zielvorstellungen 'vage und ungründlich' behandelt; er vermißt z. B. eine eingehende und konkrete Antwort auf die Frage: Was ist eigentlich wirkliche staatliche Kultur, und worin besteht das Wesen des wahren Staatsbürgers? Erst eine ganz konkrete Vorstellung vom Wesen staatlicher Gesinnung 'befruchtet auch das Denken und die Erfindungsgabe auf dem Gebiete der Methodik. Woher aber sollen die meisten unserer Gelehrten solche konkreten Vorstellungen haben'? — 'Bei uns fehlt vielfach noch jede Vorstellung davon, daß der Begriff des wahren Staatsbürgers gar nicht definiert werden kann, ohne daß man sich zuvor hoch über das gegenwärtige politische Parteigetriebe erhebt.' Auf die englische Literatur weist F. hin, vergleicht die englischen politischen Sitten mit den deutschen und führt im ersten Teile (bis S. 92) aus, daß für eine wahre staatliche Kultur unter den neuen Lebensbedingungen nicht nur eine Erziehung zur Staatsbürgertugend, sondern auch eine neue Ethik des Regierens erforderlich ist. Diese legt er (S. 21—92) in folgenden fünf Unterabschnitten dar: Das moderne Individuum und die staatliche Zentralgewalt, Die Kunst des Befehlens, Staatspädagogik, Staat und Sittengesetz, Eine künftige Kolonialpädagogik. Die Hauptgesichtspunkte einer universellen Staatspädagogik werden mit steter Beziehung auf das konkrete Beispiel der preußischen und der englischen Sozialkultur skizziert und dabei die großen Seiten der preußischen Staats-

disziplin, die Einseitigkeiten und Fehler der preußischen Menschenleitung, Staatspädagogik und Subalternbeamte, Zentralismus und Demokratie sowie die Zukunft des fürstlichen Berufes unterschieden. Wenn der Verf. zu den wichtigsten Erfordernissen des Führers, wobei er auch an Leiter geschäftlicher Betriebe und Dienstherren denkt, die Fähigkeit rechnet, sich in fremdes Seelenleben hineinzuversetzen, so hat er dabei meines Erachtens die Gefahr nicht genug betont, daß dem Leiter der Mut zum Befehlen schwindet, und dann hilft ihm 'die höhere Kultur der eigenen Seele' nichts.

Der zweite, im engeren Sinne pädagogische Teil befaßt sich zunächst mit den Methoden und Stufen der staatsbürgerlichen Erziehung (bis S. 158), sodann mit der sozialen Arbeit und staatsbürgerlichen Erziehung (bis S. 196), wobei F. eingehend darlegt, was wir von der englischen und amerikanischen Sozialarbeit lernen können. Er ist der Überzeugung, daß die wirkliche Erziehung zu staatlicher Kultur, zur Überwindung der persönlichen und korporativen Selbstsucht ein weit schwierigeres Problem ist, als man sich gewöhnlich vorstellt, und unausweichlich zur religiösen Begründung der Pädagogik zurückführt. Daher behandelt er im letzten Abschnitte Staat und Religion, läßt uns jedoch dabei keinen Einblick in sein eigenes persönliches Verhältnis zur Religion tun. Als unentbehrliches Mittel zur staatsbürgerlichen Erziehung empfiehlt er eine Lebenskunde, die über das wahre Wesen der Beharrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Dankbarkeit, Gewissenhaftigkeit und über die Einwirkung dieser Charaktereigenschaften auf Menschenschicksale volle Klarheit gewährt. Folgende Stelle über die Anleitung zur Dankbarkeit, die zur sozialen Erziehung durch Übung gehört, sei auch als Beispiel für die Darstellungsweise des Verf. im Wortlaute angeführt: 'Gewiß gibt es Menschen, die wegen einseitig egozentrischer Veranlagung niemals wirklich Dankbarkeit empfinden. Bei vielen ist aber das betreffende Empfinden nur nicht geweckt und nicht durch Betätigung verstärkt worden. Eine Mutter z. B. sollte ihren Knaben, der während seiner Krankheit von der Schwester gepflegt worden ist, einmal beiseite nehmen und fragen: "Möchtest du deiner Schwester, die das alles für dich getan hat, nicht eine kleine Überraschung bereiten?" Das weckt junge Menschen aus der Gedankenlosigkeit und aus der Isolierung und belebt viele Gefühle, die sonst schlafend blieben. In gleichem Sinne sollte man auch z. B. Abiturienten anregen, einmal in einem Rückblick auf ihre bisherige Entwicklung in Aufsatzform sich darüber Rechenschaft abzulegen, wem sie am meisten für ihre geistige und moralische Entwicklung verdanken, welches gute Wort, welcher weckende Einfluß, welches stärkende Beispiel einen Markstein in ihrem Leben gebildet hat. Zur Pflege der Dankbarkeit im weitesten Sinne gehört endlich auch die Pietät gegenüber denen, die für uns arbeiten — und nichts hilft so sehr, das naive und danklose Hinnehmen in der Jugend zu bekämpfen als eine Einführung in die technische und menschliche Herkunft all der Gegenstände unseres täglichen Behagens und Genießens.'

Hervorgehoben sei, daß F. vor der bei uns schon beginnenden übertriebenen Inanspruchnahme junger Leute durch das Sportwesen

und vor der Tendenz zur Militarisierung der Jugendpflege nachdrücklich warnt.

Sorgfalt in der Drucklegung ist anzuerkennen, abgesehen von S. 42f. bei der Bezifferung der beiden Anmerkungen, von denen die eine auf der falschen Seite beginnt.

Etwas anders geartet ist die Schrift Kerschensteiners, deren zweite Auflage im 66. Bande (1912) dieser Zeitschrift S. 731 von Tietz nur kurz angezeigt ist, da sie keine wesentlichen Änderungen der zwei Jahre zuvor besprochenen ersten Auflage enthielt, sondern nur einige Verbesserungen und kleine Ergänzungen. Um jeden Zweifel darüber auszuschließen, daß staatsbürgerliche Erziehung Charaktererziehung ist und daß 'ohne eine gründliche Reform aller unserer Schulen in der Richtung von Institutionen für systematische Charakterbildung unsere Maßnahmen für staatsbürgerliche Erziehung von durchaus kümmerlichem Erfolge begleitet sein werden', hat der Verf. der dritten Auflage drei neue Kapitel hinzugefügt, in denen nicht nur theoretisch über einige wesentliche Merkmale des staatsbürgerlichen Charakters sowie über staatsbürgerliche Erziehung und Autorität gehandelt wird, sondern auch praktische Beispiele für die staatsbürgerliche Erziehung an höheren Schulen gegeben werden. Wir lesen S. 74f.: 'In unseren deutschen höheren Schulen ist die staatsbürgerliche Belehrung ausschließlich dem Geschichtsunterrichte zugewiesen; wo Wirtschaftsgeographie getrieben wird, unternimmt auch sie einen Teil der Unterweisung. Ich kann mir sehr wohl einen Unterricht in Geschichte und Wirtschaftsgeographie denken, der einen besonderen staatsbürgerlichen Unterricht überflüssig macht. Vor allem kann ein solcher spezieller Unterricht an den humanistischen Gymnasien entbehrt werden, wo außerdem die reiche griechische und römische Literatur selbst eine Reihe von staatsbürgerlichen Fragen heranbringt. Es gibt Geschichtslehrer an unseren Gymnasien, ich habe selbst einige dieser Art kennen gelernt, deren von tiefer Einsicht getragene Wärme fast jede Geschichtsstunde zu einer Pflichtenlehre im Dienste des Vaterlandes und seiner Aufgaben macht. Größer ist freilich die Zahl derjenigen, die nicht viel besser sind als die Mehrzahl der behördlich genehmigten Geschichtsbücher unserer höheren Schulen. Was unseren Geschichtsunterricht in Deutschland vielfach unfruchtbar, bisweilen sogar schädlich für die staatsbürgerliche Erziehung macht, ist nicht bloß seine Überfülle an Stoff, sondern ebenso auch der subalterne Zug, den wir nicht selten da beobachten können, wo die sog. anerkannten Autoritäten durch unwürdige Personen repräsentiert werden, wo in mißverstandenem Interesse der Förderung des Autoritätsgefühles Verhältnisse wie Personen in vorsichtig gehaltenen Deckfarben übermalt, und umgekehrt hervorragende Menschen, die mit den Autoritäten in Konflikt kamen, Umwälzungen herbeiführten oder im Streben nach neuen Lebensformen der menschlichen Gesellschaften zugrunde gingen, grau in grau dargestellt werden. Ich kenne zwar einige in dieser Hinsicht einwandfreie, an unseren deutschen höheren Schulen eingeführte Geschichtswerke. Aber in den meisten Schulbüchern ist nur die griechische und römische Geschichte wirklich objektiv gehalten.' Mit diesen von K. selbst betonten rühmlichen Aus-

nahmen steht nun aber doch wohl die Behauptung: 'Der Geschichtsunterricht aller (!) Völker ist beständig in Gefahr, eine Geschichte der Gloire der Nation zu werden' ebensowenig in Einklang, wie der Schluß des Vorwortes, demzufolge 'wir uns mit seichten Aufklärungen aus dem Gebiete der Staatslehre . . . begnügen'. Wir alle? Aller Völker? K. ist ja allerdings 'sehr viel in der Welt herumgekommen', wie er am 26. April 1913 in der ersten deutschen Konferenz für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung äußerte. Aber er verallgemeinert an jenen Stellen doch wohl nicht ganz richtig — man erlebt dies ja sehr häufig zum Schaden der Schulen — und überschätzt doch wohl etwas den Wert organisatorischer Maßregeln, während es in erster Linie auf die Menschen ankommt. Diese sind allerdings an die bestimmten einzelnen Vorschriften der Dienstanweisung, der Lehrpläne usw. gebunden, und deshalb wäre es für die höheren Lehranstalten, die sich wirklich nicht so wie die Fortbildungs- und Fachschulen in 'Arbeitsgemeinschaften' umwandeln lassen, gerade zur Durchführung mancher Vorschläge Kerschensteiners freudig zu begrüßen, wenn in einigen Einzelheiten die jetzigen Lehrpläne geändert würden (im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift S. 161 habe ich einen oft und von vielen gemachten Vorschlag erwähnt), und wenn bei der Reifeprüfung in Geschichte stets etwa so verfahren werden dürfte, wie eine in 'Vergangenheit und Gegenwart' 1914 S. 199 abgedruckte Eingabe des Verbandes deutscher Geschichtslehrer für notwendig erklärt. Nur unter diesen Voraussetzungen ist es möglich, mit dem Geschichtsunterrichte der drei oberen Klassen Lektüre von Quellenschriften zu verbinden und mit den Primanern 'an der Hand einer wohlgeleiteten Privatlektüre ein lebendiges Bild irgendeiner großen Zeit gemeinsam zu verarbeiten, unter freien Diskussionen, frei in der Form wie im Inhalt, der von den einzelnen Schülern gewonnenen und von ihnen der Gesamtheit vorgetragenen Anschauungen. Gestalten wir unseren Geschichtsunterricht in den oberen Klassen in der Weise, so können wir beruhigt den speziellen staatsbürgerlichen Unterricht, auf den heute schon allzufrüh geborene Leitfäden lauern, zu den Akten schreiben, um so mehr, wenn freiwillige *Debating Clubs* der Schüler das in eigener Initiative fortsetzen, was die Schule aus Mangel an Zeit nicht weiterführen kann', wie der Verf. S. 78f. schreibt.

Im achten Kapitel (S. 116 muß in der Überschrift IX statt VIII stehen) kommt er auch auf die Licht- und Schattenseiten unseres Reichstagswahlrechts sowie auf das Wesen des echten Nationalgefühls zu sprechen, das mit dem Bewußtsein einer sittlichen Weltmission zusammenhängt; gerade darauf ist ein nicht geringer Teil des Nationalgefühls der Engländer zurückzuführen. Wer wollte verkennen, daß diese sich von einem beneidenswert praktischen Sinne, die Deutschen dagegen von einer allzu theoretischen Gründlichkeit leiten lassen! Um so wichtiger ist also für uns eine staatsbürgerliche Erziehung, deren unerläßliche Notwendigkeiten Ausbildung des Sinnes für Gerechtigkeit und Billigkeit, des Verantwortlichkeitsgefühls und der moralischen Tapferkeit, des Autoritäts- und des Nationalitätsgefühls sind. Unter den Mitteln zu solcher Erziehung nennt Kerschensteiner S. 116 an dritter Stelle Einführung in

das Verständnis der Staatsaufgaben; dabei handelt es sich meines Erachtens sowohl um Belehrung als auch um das Lernenlassen bestimmter Einzelheiten aus der deutschen Staatskunde. Wie bei Foerster, so habe ich auch bei Kerschensteiner mich an manchen Stellen des Eindrucks nicht erwehren können: sie tragen der Tatsache nicht gebührend Rechnung, daß zum Wesen der höheren Schule unbedingt auch das Lernen gehört und daß es auch Charaktererziehung ist, wenn auf das Einprägen und Widerholen eines sorgfältig gesichteten Lernstoffes unerbittlich gehalten wird. Wer als Schüler stets auch im kleinsten treu erfunden ist, der kann doch wohl als staatsbürgerlich erzogen gelten? Doch über die staatsbürgerliche Bildung habe ich mich bei anderen Gelegenheiten so ausführlich geäußert, daß ich dieses Mal glaube, davon absehen zu dürfen.

Angesichts der beiden Tatsachen, daß zu weit ausgedehnte Staatshilfe das Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen schwächt, daß aber jetzt sehr viele nach Staatshilfe schreien und aus der Staatskrippe ihr Futter erhalten wollen, muß nachdrücklich auch auf die Grenzen der Macht und der Tätigkeit des Staates hingewiesen werden; das vermisse ich in den beiden Schriften, namentlich bei Kerschensteiner. Dieser stellt (S. 62 ff.) die alten englischen *Great Public Schools* als Vorbild hin. Ein mit den dortigen Verhältnissen vertrauter, für Selbstverwaltung der Schüler sehr eingenommener Amtsgenosse meint, gewisse Schattenseiten seien von ihm nicht hervorgehoben worden. Dieses Urteil glaube ich, der ich England nicht aus eigener Anschauung kenne, denn doch nicht verschweigen zu sollen.

3) Student und Pädagogik. II. Säemann-Schriften für Erziehung und Unterricht. Heft 9. Leipzig und Berlin 1914. B. G. Teubner. 55 S. gr. 8. geh 1,20 *M*.

Am 6. u. 7. Oktober 1913 fand in Breslau die erste studentisch-pädagogische Tagung statt, die freilich insofern kein lückenloses Bild von der Bewegung gab, als die sog. Breslauer Richtung auf ihr nicht in dem Maße zu Worte kam, wie es der Zahl ihrer Anhänger und ihrem Einfluß auf die Studentenschaft entsprochen hätte. Die im November 1909 von acht Damen und Herren gegründete, jetzt ungefähr 40 Mitglieder zählende Breslauer Gruppe nämlich hatte die Einladungen ergehen lassen und die Tagesordnung festgesetzt; deshalb wollte sie von vornherein den Anschein vermeiden, als käme es ihr auf Majorisierung der anderen Richtung, der Freiburger, an; von dieser lud sie vier Vertreter zum Sprechen ein, während sie selbst nur zwei zu Worte kommen ließ und sich auch bei der Diskussion Beschränkungen auferlegte. Worin besteht der Gegensatz dieser beiden Richtungen? Die Freiburger 'sehen sich nicht als Lehrer und Erzieher späterer Schüler — weshalb ihre Mitglieder auch zum Teil gar nicht angehende Lehrer sind —, sondern als Erzieher am Volke, am Volksganzen. Sie sehen sich nicht als solche, die sich auf eine bestimmte, begrenzte pädagogische Tätigkeit vorbereiten wollen, sondern als solche, die Beruf und Nötigung in sich fühlen, eben jetzt, in ihrer Jugend, in den Jahren des akademischen Studiums eine

gewisse Arbeit am Volke, an der Menschheit auszuüben. Sie suchen sozusagen sozial- und volkspädagogisch im weitesten und höchsten Sinne tätig zu sein; die Breslauer, sich schulpädagogisch zu bilden'. In seiner S. 2 f. gedrängt widergegebenen Begrüßungsansprache sagte der Breslauer Student der Philosophie Alfred Mann, der im Auftrage der vertretenen Gruppen das mir zur Besprechung übersandte Heft herausgegeben hat: 'Da die Gefahr hohler Phrasendrescherei für unsere Bewegung ohnedies naheliegt, so möchte ich nicht sagen, daß sie herausgebrochen ist aus dem Idealismus der deutschen Studentenschaft, der trotz alle und alledem in ihr lebt, und der es nicht weiter dulden wollte, daß die Mehrzahl der Studierenden so ahnungslos — man muß doch nicht etwa in manchen Fällen sagen: gewissenlos? — am Problem der Erziehung vorbeiging; sondern ich will ganz konkret aussprechen, daß es sich im wesentlichen um zwei durcheinandergehende Motive handelt: Der künftige Oberlehrer soll schon während der Studienzeit seinen späteren Erzieherberuf ins Auge fassen und sich auf ihn vorbereiten; aber auch die Kommilitonen, die einst andere Berufe einschlagen, sollen ihrer kommenden Erzieherpflichten eingedenk sein, und die Pädagogik soll so als allgemeine Kulturangelegenheit erfaßt werden.' — 'Die Bewegung ist durchaus eine Tat studentischer Selbsthilfe, von Studenten angefacht und von ihnen fortgeführt. Sie hat aber von Anfang an die tatkräftige Hilfe von Universitätslehrern und praktischen Pädagogen genossen und wäre ohne sie auch nicht so hochgekommen.'

Sechs Vorträge enthält das Heft. 'Student und Erziehungsproblem' behandeln Dr. Wyneken-Berlin (der Gründer der freien Schulgemeinde Wickersdorf bei Saalfeld in Thüringen) und Universitätsprofessor Stern-Breslau, 'Student und Schulreform' Student Papmeyer-Jena, 'Ziele und Wege der studentisch-pädagogischen Gruppen an reichsdeutschen Universitäten mit besonderer Berücksichtigung der Freiburger Richtung' Student Benjamin-Freiburg, 'Die Arbeiten des akademischen Komitees für Schulreform' Student Bernfeld-Wien, 'Zum inneren und äußeren Ausbau der studentisch-pädagogischen Bewegung' der Herausgeber. Etwa zehn Seiten in kleinem Druck umfaßt die Diskussion, an der sieben Herren teilnahmen. Dann wird der Inhalt im Schlußworte kurz zusammengefaßt, in denen die sechs Vortragenden noch einmal ihre Ansichten und Wünsche präzisierten; endlich werden die fünf Beschlüsse der Vertreterversammlung angegeben und die Namen der Teilnehmer — ein Oberprimaner und ein Gymnasiast sind darunter — fast vollständig veröffentlicht.

Soviel über den Inhalt. Und mein Urteil? Um nicht ungebührlich viel Raum zu beanspruchen und um nicht manchen Lesern durch nochmalige Erörterung bekannter Grundsätze lästig zu fallen, begnüge ich mich, auf die in der Diskussion gemachten Ausführungen Paul Cauers hinzuweisen. Auf anderem Gebiete trennt mich manches von diesem 'Hauptvertreter alexandrinischer Weltauffassung', wie man ihn kürzlich genannt hat, weil er 'in der deutschen Bildung und Gesittung nichts anderes sehen will als späte Nachblüte des Altertums', eine durch Cauers Einseitigkeit erklärliche Übertreibung. Aber in dem, was er über Studenten

und Pädagogik gesagt hat (S. 41 ff.), stimme ich ihm grundsätzlich und gern zu, hebe aus seinen treffenden Bemerkungen auch folgende zwei besonders hervor: 'Überschätzung dessen, was die Schule als solche kann und soll, ist ein Fehler, vor dem sich alle hüten müssen, die an ihr und durch sie wirken wollen.' 'Nur nicht mit bewußter Absicht eine bestimmte Gesinnung züchten wollen.' Wenn Cauer mit Wyneken darin übereinstimmt, den Humor in einer schweren erzieherischen Frage und die Veröffentlichung des in Rede stehenden Falles zu verwerfen, so scheint er mir nur deshalb etwas zu weit zu gehen, weil die betreffende Persönlichkeit eine allgemein anerkannte Autorität auf dem Gebiete der praktischen Pädagogik ist. Im allgemeinen findet sich wohl viel zu wenig echter Humor unter den Lehrern; beliebter scheint leider die Schülern gegenüber unangebrachte Ironie zu sein. Wenn bei Cauers Worten über anonyme Denunziation und ihre Beweggründe Widerspruch neben Zustimmung sich äußerte, so halte ich jenen für unberechtigt.

Ich kann nur raten, sich genauer über die ganze in manchen Beziehungen erfreuliche Bewegung zu unterrichten, der hoffentlich die Gefahr 'hohler Phrasendrescherei' keinen Abbruch tut, und empfehle auch das 6. Heft der Säemann-Schriften der Beachtung.

Görlitz. E. Stutzer.

---

1) G. Hoennicke, Die Apostelgeschichte. Leipzig 1913, Quelle u. Meyer. XII u. 140 S. 8. 3,20 ℳ, geb. 3,60 ℳ.

Seitdem Chr. F. Bauer die Apostelgeschichte als Tendenzschrift bezeichnet hat, welche die inneren christlichen Gegensätze des Urchristentums verschleiern wolle, hat man sich in weiten Kreisen daran gewöhnt, sie als Geschichtsquelle gering einzuschätzen. Erst in jüngster Zeit mehrt sich wider die Zahl der Forscher, unter denen auch Harnack sich befindet, die für ihre Glaubwürdigkeit eintreten. Zu ihnen gehört auch der Verfasser des vorliegenden Buches, der mit tiefer Sachkenntnis und glänzender Beweisführung zeigt, daß wir in der Apostelgeschichte trotz mancher Schwächen ein hochwichtiges Werk vor uns haben, dessen Autor 'in hohem Maße ein Meister des Worts, ein Künstler in der Darstellung von Situationen, in der Verwendung der Reden, in der Ausgestaltung der Einzelszenen für die Erzählung, in der Detailmalerei, in der Plastik der Bilder' gewesen sei (S. 9), der es als seine Aufgabe betrachtet habe, die Geschichte der christlichen Mission zu schildern. Die mannigfachen Einwände, die gegen Lukas als Verfasser erhoben werden, sucht Hoennicke zu entkräften. Ob es ihm aber gelungen ist, einen Begleiter des Paulus für die unklare Schilderung der Pfingstereignisse als Autor glaubhaft zu machen, scheint mir bei der gerühmten Darstellungskunst des Verfassers sehr zweifelhaft. Besonders ist an dem Buche zu rühmen, daß der reiche Inhalt, wo alle wichtigen Fragen eingehend behandelt werden, sehr übersichtlich geordnet ist. Nach der Einleitung, die sich mit Text und Sprache, Zweck, Quellen, Verfasser, Zeit und Ort der Abfassung beschäftigt, ist das Ganze in sieben Abschnitte zerlegt. Jeder Abschnitt wird nach Komposition, Exegese, literarkritischer

Würdigung und Geschichtskritik betrachtet. Zum vierten Abschnitt, der die Mission in Cypern und Kleinasien und den Apostelkonvent enthält, sei hervorgehoben, daß Hoennicke das sog. Aposteldekret nicht als Aktenstück, sondern als Kompilation des Verfassers ansieht, dessen Geschichtlichkeit aber durchaus nicht unwahrscheinlich sei. Ein Sprachregister, aus dem schon hervorgeht, welche Sorgfalt auf Exegese und sprachliche Erläuterungen verwandt worden ist, bildet den Schluß des mit großem Fleiße und gründlicher Gelehrsamkeit geschriebenen Buches.

Jedem, der sich ein genaues Bild von der gegenwärtigen Beurteilung der unter den neutestamentlichen Schriften einzigartig dastehenden Apostelgeschichte verschaffen will, und besonders auch dem Religionslehrer an höheren Lehranstalten sei das Buch warm empfohlen.

2) O. Grundke und H. Schmidt, Die evangelische Religionsfakultas. Hilfsbuch zur Erlangung der Lehrbefähigung für evangelische Religion vornehmlich in den mittleren Klassen der höheren Lehranstalten. Zweite Auflage. Breslau 1913, Trewendt & Graniers Buchhandlung. IX u. 422 S. gr. 8. 9 ℳ, geb. 10 ℳ.

Wenn ein Buch mit einer starken Auflage nach sieben Jahren vergriffen ist, so ist damit bewiesen, daß es einem wirklichen Bedürfnis entsprach. Die neue Auflage haben die Verfasser, auf verschiedene Anregungen hin, teilweise derartig verbessert, daß das anerkennende Urteil, das in dieser Zeitschrift (1906 S. 466 u. 467) über die erste Auflage gefällt wurde, jetzt noch rückhaltloser ausgesprochen werden kann. So ist z. B. in der Anmerkung zum Abschnitt über die Einteilung der Religionen das Wesen der indogermanischen Naturreligionen sowie des Buddhismus und Islam in kurzen Andeutungen klar gezeichnet (S. 5). Einen wesentlichen Fortschritt bedeuten die Ausführungen über das alttestamentliche Schrifttum (S. 24 ff.) und über den Gang der alttestamentlichen Offenbarung (vgl. S. 35 und 50 ff.). Wenn Grundke in der ersten Auflage bemerkte, daß 'die Echtheit des vierten Evangeliums kaum ernstlich zu bezweifeln sei', so verteidigt er diese seine Position jetzt vorsichtiger, indem er sagt, daß sie 'durchaus noch kein überwundener Standpunkt' sei. Die Anmerkung über die Kindheitsgeschichten Jesu (S. 130) hätte ich anders gefaßt gewünscht, da wohl kaum jemand ernstlich behaupten wird, daß Matthäus und Lukas diese selbst erfunden haben. In der Kirchengeschichte ist besonders der Abschnitt über die Aufklärung jetzt ausführlicher und tiefer behandelt, indem Ursprung und Bedeutung derselben in lichtvoller Weise dargelegt werden. Die wichtigsten von Schleiermacher ausgehenden theologischen Richtungen werden in kurzen, klaren Sätzen hervorgehoben (S. 274), und die ganze Lage wird treffend mit den Worten charakterisiert: 'Die protestantische Kirche lehnt nicht wie die katholische eine immer erneute Forschung ab. Sie hat freilich die daraus entstehenden Spannungen und Kämpfe zu tragen, aber sie trägt sie in dem festen Glauben an die Wahrheit des Evangeliums, die durch neue Forschung, Prüfung und Durchdringung wohl neue Ausprägungen erhalten, aber im tiefsten Grunde dadurch nur gewinnen kann.' Auch der Gemeinschaftsbewegung wird gedacht. Neu ist der

Abschnitt über England und Nordamerika, und die Entwicklung der katholischen Kirche in den letzten Jahrhunderten ist übersichtlicher und eingehender dargestellt.

Auch auf dem schwierigen Gebiete der Dogmatik merkt man die bessernde Hand, z. B. in dem Eingehen auf die Erzählung von dem leeren Grabe. Ebenso sind die Hauptgedanken über das hohepriesterliche Amt Jesu jetzt klarer herausgestellt.

Das unter Benutzung der neuesten theologischen Literatur bearbeitete Buch, dessen Verfasser auch den entgegenstehenden Meinungen Rechnung tragen und die eigene Auffassung ruhig und sachlich verteidigen, wird nicht nur bei der Vorbereitung auf das Examen, sondern auch dem Religionslehrer bei der Vorbereitung auf den Unterricht gute Dienste leisten.

3) K. P. Hasse, 'Nikolaus von Kues'. Berlin-Schöneberg 1913, Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., 162 S. 8. 1,50 ℳ, geb. 2 ℳ.

Das Buch, das Band II der Sammlung 'Die Religion der Klassiker' bildet, führt uns einen hochgelehrten, tiefsinnigen, mit hervorragenden mathematischen und philosophischen Kenntnissen ausgerüsteten Theologen des ausgehenden Mittelalters vor Augen. Nach einem kurzen Vorwort geht der Verfasser in der Einleitung davon aus, wie der mächtig wirkende griechische Geist von Justinus dem Märtyrer an das Christentum beeinflußte und fast alle christlichen Lehrer im Altertum und Mittelalter zu Intellektualisten machte. Es folgt ein Rückblick auf die griechische Philosophie von Pythagoras bis auf den Neuplatoniker Plotin, und es wird gezeigt, wie der Neuplatonismus durch zwei Männer, den Areopagiten Dionysius, 'der im fünften Jahrhundert gelebt haben muß', und Augustin dem christlichen Denken als fester Bestandteil einverleibt wurde. Scotus Erigena und Meister Eckhart werden in ihrer weitreichenden Bedeutung gewürdigt, und es wird darauf hingewiesen, wie zwischen ihnen und dem modernen Denken 'als Markstein und Wegweiser' Nikolaus von Kues steht. Im folgenden Teile wird das Leben des in einfachen Verhältnissen geborenen, infolge seiner Begabung zu den höchsten geistlichen Würden emporsteigenden Mannes, der an den kirchlichen Bewegungen der Zeit hervorragenden Anteil nimmt, anschaulich und lebhaft geschildert und sein literarisches Wirken kurz und klar gezeichnet. Aus den eingehenden und trefflichen Erörterungen über das religiöse Denken des Kusaners mögen einige Andeutungen genügen. In der Erkenntnislehre betont er im Anschluß an Sokrates, um die begriffliche Verstandestheologie, die auf den Universitäten herrschte, zu bekämpfen, das 'Wissen vom Nichtwissen' und ist überzeugt, daß nur durch den Lichtstrahl der göttlichen Gnade wahre Erkenntnis sich vollziehe. 'Der Erkenntnis der Einzeldinge muß die Erkenntnis der Welt und dieser die Erkenntnis Gottes vorangehen. Gott aber wird erkannt durch Anschauung, zu welcher der Glaube Vorbedingung ist' (S. 76). Hierauf bespricht der Verfasser des Nikolaus Lehre von Gott, der Welt, vom Menschen, von Christus und vom Heilsglauben. In der Lehre von

Christus ist er Vorgänger von Hegel, Schelling, Schleiermacher. 'Wenn wir Christum in diesem Leben durch den vollendeten Glauben erreichen, so können wir allein durch den Glauben gerechtfertigt werden.' Von wunderbarer Schönheit sind die Gedanken über Christus als Richter über die Lebendigen und die Toten. 'Ihm ist die ewige Seligkeit die geistige Vollendung in einem ewigen Begreifen.' Den Schluß des Bandes bilden Ausgaben und Literatur. — Der Verfasser hat sich durch dieses auf gründlichen Studien beruhenden und mit liebevoller Versenkung in die teilweise recht schwierigen Gedankengänge geschriebenen Buches ein großes Verdienst erworben. Es gewährt einen hohen geistigen Genuß, zu sehen, wie ein vornehmer geistlicher Würdenträger schon vor der Reformation solche edle und freisinnige Auffassungen vom Wesen der Religion hatte.

4) H. Liedtke, Kirchengeschichte. Zweite Auflage von R. Peters, in 3 Heften. Berlin 1911, 1913, 1914, Reuther & Reichard, VI u. 97 S. VI u. 93 S. VI u. 140 S. 8. 1,60 ℳ. 1,60 ℳ. 2,40 ℳ.

So liegt jetzt, nachdem auch die alte und mittlere Kirchengeschichte vollendet ist, das Werk des leider seiner rastlosen, besonders dem Religionsunterricht gewidmeten Tätigkeit so früh entrissenen Verfassers vollständig in neuer verbesserter und erweiterter Auflage vor. Es war für den Herausgeber keine leichte Aufgabe, das Werk des Heimgegangenen, den der Tod an einer sorgfältigen Durchsicht gehindert hat, zu schonen und dabei der Kritik Rechnung zu tragen. Er hat sie aber glänzend gelöst. Allgemeine Zustimmung dürfte er finden, wenn er die Einteilung in Paragraphen wegließ, dafür durch Vermehrung der Überschriften die Übersichtlichkeit erhöhte und verschiedene Stellen, die zuviel Zusätze in kleinem Druck boten, fester mit der übrigen Darstellung verband. Von der ältesten Zeit beginnend, können wir es z. B. sehr wohl billigen, wenn Peters von dem Ziel spricht, 'das als Ideal *den ältesten Missionaren* vorschwebte, statt *den ältesten Legenden*, wenn er die Apologeten deutlicher hervortreten läßt, die Bedeutung der Kreuzzüge und der geistlichen Ritterorden in besonderen Abschnitten behandelt und im Schlußwort zur mittelalterlichen Kirchengeschichte ausdrücklich hervorhebt, 'daß in der Reformationszeit die neue Welt- und Lebensanschauung durchgesetzt wurde, *die sich auf das Evangelium Jesu gründet*'. Der Titel des zweiten Heftes ist durch Hinzufügung des Wortes '*Deutschlands*' hinter 'Kirchengeschichte' richtiger bezeichnet.

Da der zweite Abschnitt fast wie ein persönliches Bekenntnis des verewigten Verfassers wirkt, hat der Herausgeber nur sehr wenig geändert, obgleich er sich wohl bewußt war, daß die Frage, wieweit die Reformatoren den Protestantismus ausgeprägt haben, jetzt im Vordergrunde der Untersuchung steht. In ein helleres Licht ist die religiöse Entwicklung Luthers, die ursprüngliche Bedeutung des Ablaß und Melanchthons Charakterbild gesetzt. Auch die neuere Kirchengeschichte enthält mannigfache Verbesserungen und Zusätze. So werden der 'Modernismus', die *Ritschlsche* und die *religionsgeschichtliche Schule* sowie andere freiere Richtungen treffend gewürdigt, wie auch das Urteil

über das 'Spruchkollegium' und den Monistenbund Beachtung verdient. Das Kirchenlied ist ausführlicher dargestellt, und der vorletzte Abschnitt enthält einen klaren Überblick über die Entwicklung der inneren Mission.

Möge das treffliche Buch in der neuen Gestalt durch die übersichtliche Gruppierung des Stoffes, das freimütige, aber besonnene Urteil und durch die leichte Verständlichkeit der Sprache sich zahlreiche neue Freunde hinzuerwerben.

Görlitz. A. Bienwald.

Karl Herder, Goethes und Schillers Gedankenlyrik in Auswahl. Mit ausführlichen Erläuterungen für Schulgebrauch und Privatstudium. Paderborn 1914. Ferd. Schöningh. 261 S. 8. 1,80 ℳ.

Nachdem im gleichen Verlage Goethes lyrische Gedichte in Auswahl von Heuwes und Westhoff (7. Auflage 1913) und Schillers ausgewählte Gedichte von Weinstock (5. Auflage 1912) erschienen sind, könnte man vielleicht die vorliegende gemeinsame Ausgabe von Dichtungen unserer Dioskuren für überflüssig halten; doch schon der Titel verrät, daß es sich hier ausschließlich um Gedankenlyrik handelt, die in jenen Ausgaben zwar nicht gänzlich fehlt, doch hinter der besonderen Absicht zurücktreten mußte, Lebensgang und Geistesentwicklung der Dichter durch ihre Lyrik in historischer Folge zu beleuchten. Auch erinnert schon das Titelbild der neuen Ausgabe — das Goethe- und Schillerdenkmal zu Weimar von Rietschels Meisterhand in würdiger Widergabe — mit stummem Hinweis, daß die Gedankenwelt der beiden großen Freunde sich vielfach innig berührt hat und nicht selten darum auch in ihrer Lyrik eine Gedankenharmonie sich offenbaren wird. — Die Einleitung behandelt kurz und klar das Wesen und die Einteilung der Lyrik; Herder unterscheidet mit Fr. Kern treffend zwischen Gefühlslyrik, der poetischen Darstellung solcher Gefühlserlebnisse, die ein äußerer Anlaß in dem Gemüt und der Phantasie des Dichters auslöst, und Gedankenlyrik, die durch Vorstellungen, Einfälle und Ideen, durch ein inneres Gefühls- oder Gedankenerlebnis hervorgerufen wird. Eine scharfe Grenze zwischen Gefühls- und Gedankenlyrik ist freilich nicht zu ziehen.

Minder gut und wohl auch überflüssig ist meines Erachtens der Abschnitt über die Formen der Lyrik, über Lied, Ode in weiterem und engerem Sinn, Hymnus, Dithyrambus und Elegie, zumal versehentlich ὕμνος und διϑύραμβος falsche Akzente tragen und das über Elegie Gesagte nicht tief geht, auch für die antike Elegie keineswegs zutrifft, die seit ältester Zeit die verschiedenartigsten Stoffe behandelt hat; vgl. die Nachweise in Lübkers Reallexikon, 8. Aufl., 1914.

'Goethe als lyrischer Dichter' und 'Schillers Gedankenlyrik' werden dann in gehaltvoller Kürze und mit Geschmack behandelt, nur würde ich empfehlen, den Ausdruck 'seine schier unerschöpfliche Muse' (S. 7) in der nächsten Auflage zu ändern, auf S. 10 ein orthographisches Versehen (überschw*ä*nglich) zu bessern.

Die Auswahl scheint bei dem Umfang des Buches (261 Seiten) reicher als sie ist; von Goethe enthält sie nämlich nur 28, von Schiller 30 Gedichte; die Überfülle der Anmerkungen nimmt eben einen zu großen Raum fort und überwuchert die Dichtungen. Daß die Noten unter dem Text gegeben werden, was viele wegen Gefährdung des poetischen Genusses mißbilligen, möchte ich an sich nicht bemängeln; das Suchen und Blättern hinten trägt erst recht nicht zum Genusse bei; aber eine größere Beschränkung auf das Wertvollste unter Verzicht auf Einzelerklärung würde die Benutzung des Büchleins erfreulicher machen. Was wird alles z. B. in der 'Klage der Ceres' der Erklärung für bedürftig gehalten! Zephir, Oreade, Styx, Jovis Haus u. a. m. Immerhin ist es als Fortschritt gegenüber den beiden erwähnten Sonderausgaben anzusehen, daß Anmerkungen, die den Gedankengang oder die leitenden Ideen der Dichtungen behandeln, durch gesperrten Druck hervorgehoben werden. Bei der schwierigen Gedankenlyrik ist ihre Erfassung viel wichtiger als zahlreiche, leicht von der Hauptsache ablenkende Einzelerklärungen.

Goethes Dichtungen sind logisch und geistvoll gruppiert und geordnet, was leichter scheint, als es ist; für Schillers Gedankenlyrik bleibt manches zu wünschen; die 'sittliche Freiheit des Menschen' und 'Wesen und Wirken der Frau' erfordern meines Erachtens gerade bei Schiller eigene Gruppen; zu jener zähle ich außer den Worten des Glaubens und des Wahns die zwei Tugendwege, die Führer des Lebens, Theophanie und lese dazu die Abhandlung 'Über das Erhabene', zum 'Wesen und Wirken des Weibes' gehören: Die Geschlechter, Würde der Frauen, Das weibliche Ideal, Die schönste Erscheinung, An Demoiselle Slevoigt, Forum des Weibes, Macht des Weibes, Tugend des Weibes, Stellen aus der Glocke, wohl auch Der spielende Knabe, Der philosophische Egoist (dazu zieht man gut Abschnitte aus Anmut und Würde). Schiller ist doch nun einmal der Dichter, der das Idealbild der deutschen Frau geschaffen hat, wie es im Herzen seines Volkes fortlebt.

Der Text ist von den zahlreichen Fehlern minderwertiger Klassikerausgaben gereinigt und zuverlässig; eine reiche Angabe literarischer Hilfsmittel (S. 255—257) wird vielen willkommen sein; von Goethes Gesamtwerken wird freilich die Sophienausgabe nicht genannt, doch sind ihre maßgebenden Lesarten aufgenommen; auch Bodes Stunden mit Goethe hätten Erwähnung und Benutzung verdient; nicht genannt, doch benutzt ist die treffliche Poetik von Hermann Baumgart; zu besonders eingehendem Studium darf man die leider nicht benutzten, viel zu wenig bekannten Monographien Emil Grosses über Schillers 'Künstler' und 'Ideal und Leben' empfehlen (bei Weidmann in Berlin erschienen 1890 und 1886); letztere besonders ist eine wahre Fundgrube nicht nur für den Erklärer dieser schwierigen und gedankenreichen Dichtung, sondern für jeden Lehrer des Deutschen in Prima.

Stettin. Max Nietzki.



Passows Wörterbuch der griechischen Sprache, völlig neubearbeitet von Wilhelm Crönert. 3. Lieferung. ἀλγός—ἀνά. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1914 Lex. 8. 160 Sp. 3,40 ℳ.

Später, als nach der ursprünglichen Ankündigung zu erwarten war — jährlich sollten drei Lieferungen erscheinen —, ist jetzt die dritte Lieferung des neuen Passow herausgekommen. Die in der 2. Lieferung angekündigten Mitarbeiter haben hier bereits mitgewirkt. P. Maas danken wir die Artikel ἄμαυρα, ἀμαυρία, ἀμαυρός, ἀμαύρωμα, ἀμείβω, ἀμεύω, ἄμειψις. Mittelhaus zeichnet als Verfasser der Artikel ἀμετάβατος, ἀμετάβλητος bis ἀμεταφόρητον (12 Artikel), ferner ἀμηχανέω, ἀμηχανία, ἀμήχανος, ἀμορφία, ἀμπελάνθη, ein früher nicht genannter Herr Migolski ist laut Unterschrift der Bearbeiter des Artikels ἀμοιβή. Außerdem kündigt der Herausgeber für die Folgezeit mehrere neue Mitarbeiter an: Prof. Dr. G. Raabe (Hannover) für die spätere Rhetorik, Privatdozent Dr. Kalitsunakis (Halensee) für Mittel- und Neugriechisch, F. Arendt (Templin) für Mathematik, K. C. Joseph (Marburg) und Dr. Raabe (Straßburg) für spätere Epik, Oberlehrer Dr. Sniehotta (Breslau) für die attischen Redner, Oberlehrer Dr. Beyer (Altenessen) für Theophrast und die kleineren Peripathetiker. So ist der Weiterführung des Werkes ein günstiges Tempo gesichert. Bedenken, die Einheitlichkeit des Ganzen könnte unter der Zahl der Mitarbeiter leiden, erscheinen unbegründet; denn die vorliegende Lieferung zeigt, wie der Herausgeber und seine Mitarbeiter es verstehen, diese Klippen zu meiden. Recht dankenswert ist außerdem die Unterstützung, die das Unternehmen von anderer Seite gefunden hat. Professor L. Radermacher (Wien) hat recht umfangreiche Sprachsammlungen zur Verfügung gestellt, desgleichen Prof. E. Wüst (Erlangen) sein Manuskript eines Aristophaneslexikons, Prof. M. Wellmann seine Sammlungen zu Dioskorides, Prof. O. Stählin (Erlangen) entsprechende zu Clemens von Alexandrien. 'Weitere Hilfe, entweder durch Übernahme von Schriftstellern oder Sprachabschnitten oder durch Überlassung von gesammeltem Sprachstoff, wird sehr willkommen sein,' fügt der Herausgeber hinzu.

Verglichen mit den beiden vorhergehenden Lieferungen hat diese dritte ihren eigentlichen Charakter nicht geändert; wohl aber hat sie manche Unebenheiten, wie sie hier und in anderen Rezensionen erwähnt waren, vermindert und vermieden. Damit hat sie einen Grad von Trefflichkeit erreicht, daß man der Leistung seine Anerkennung nicht versagen wird. Vor allem sei wider die völlige Unabhängigkeit vom alten Passow hervorgehoben. Eingehender Vergleich der beiden Ausgaben führt immer wider zu dem bereits früher hier festgestellten Ergebnis, daß es nicht möglich ist, den alten Passowschen Artikel als Kern aus dem Crönertschen herauszuschälen und alles übrige als bloße Zusätze, die womöglich aus einer einzigen Nebenquelle (z. B. Pape) stammen, zu bewerten; im Gegenteil, Crönert hat von Grund auf neu gebaut. Für die Güte und Zuverlässigkeit dieses eigenen überaus reichen Materials sei als Beweis angeführt, daß ich die beiden vorhergehenden Lieferungen seit ihrem Erscheinen bei jeder möglichen Gelegenheit nachgeschlagen habe und nicht ein einziges Mal vergeblich. Was an den beiden vorher-

gehenden Lieferungen anzuerkennen war, verdient auch hier rühmliche Anerkennung: die Fülle des verarbeiteten Sprachmaterials, dabei jedoch Maßhalten in der Notierung unliterarischer Formen (z. B. aus den Papyrusaufzeichnungen Ungebildeter), die dadurch gewonnene erstaunliche Bereicherung des bisher in den größeren Lexika berücksichtigten Sprachgutes, die Zuverlässigkeit der Belege, die zumeist größeren Artikeln beigegebene 'Geschichte' des betr. Wortes. Die Artikel ἀμφί und ἄν würden in der riesigen Fülle des herangezogenen Materials wie in der gründlichen Verarbeitung des selben selbst einem Thesaurus totius Graecitatis keine Schande machen, um wie viel weniger einem Wörterbuch, das sich engere Grenzen gezogen hat. Dem allen gegenüber haben Einwendungen gegen Einzelheiten zurückzutreten (ἁμαρτωλός c. gen. ist aus den lykischen Inschriften nicht erst von der Kaiserzeit, sondern vom dritten Jahrhundert vor Christus zu belegen). Daß solche unausbleiblich sind, versteht sich für den Kundigen von selbst; ihre Aufzählung aber würde sie hier bedeutungsvoller erscheinen lassen als sie gegenüber dem Wohlgelungenen im Grunde sind.

Düsseldorf-Oberkassel. Arthur Laudien.

H. Breymann, Französisches Lehr- und Übungsbuch für Gymnasien. Überarbeitet von K. Manger. 8. Aufl. I. Teil: Übungsbuch. München und Berlin. Druck und Verlag von R. Oldenbourg, 1912. 216 S 2,85 *M*. — II. Teil: Grammatik. 159 S. 2,30 *M*. Beide Teile zusammengeb. 5 *M*.

Der Wert des Breymannschen Buches, das hier in neuer Auflage erscheint, liegt in der umsichtigen Darbietung des grammatischen Stoffes und in der gründlichen Verarbeitung des in den Übungsstücken gegebenen Sprachmaterials. Es scheint fast ein innerer Zusammenhang zu bestehen zwischen der auf Anregung zum Nachdenken berechneten grammatischen Darstellung und der Nötigung zu häufigem Übersetzen aus dem Deutschen in die Fremdsprache. Je weiter sich der Sprachunterricht von einer das fremde Idiom mehr direkt aufnehmenden Methode entfernt, umso stärker macht sich das Bedürfnis geltend, die Analyse der grammatischen Betrachtung durch Zerlegung und Zurechtlegung des deutschen Satzgebildes für das Übersetzen zu stützen. Und doch wird das Übersetzen erst Früchte tragen, wenn es sich an ein bereits erworbenes tüchtiges Wissen von der Fremdsprache anschließt. Im andern Falle wird es zum kläglichen Stümpern und führt leicht zur Verschlechterung der Beherrschung der Muttersprache bei den Schülern. Der altsprachliche Unterricht in seiner besten Zeit war eine Stütze der deutschen Stilbildung. Dies wird man manchem neusprachlichen Übersetzungsstück nicht so leicht nachsagen können. Gerade heute, wo man glaubt, durch starke Betonung des Übersetzens gewisse didaktische Fehler der 'Reform' korrigieren zu müssen, ist es nötig, wider und wider zu betonen, daß der neusprachliche Unterricht im Zeichen der Reform den besten Traditionen des Sprachunterrichts näher stand als die vermeintliche Rückkehr zur Gründlichkeit zugeben möchte. Wer nicht einmal selbst in der

fremden Sprache etwas heimisch geworden ist, wird aus dem Übersetzen keinen Nutzen ziehen.

Das Breymannsche Buch hat, trotz einer scheinbar großen Vorliebe für viel Übersetzungsarbeit, eine für den Gebrauch an Gymnasien wohl reichlich genügende Menge französischen Sprachstoffs, so daß hier nicht zu fürchten ist, der Schüler gehe an die Übersetzung mit zu geringem geistigen Kapital heran. Angenehm fällt schon auf — im Gegensatz zu manchem neuen Übungsbuch — wie wenig Hilfen im deutschen Text geboten worden sind. Man spürt sofort, wie sich das Deutsch der Stücke infolge dieses Umstandes von selbst besser und reiner gestaltet. Daß die Stoffe in solchen für die oberen Klassen bestimmten Büchern leicht etwas literarisch Feierliches und Unlebendiges haben, wird man auch hier beobachten können. Auf eine Anleitung zu selbständigem Gebrauch des Französischen ist leider vollständtg verzichtet worden; man kennt die Einwände, die Ad. Tobler, der selbst ein gutes Französisch sprach und schrieb, gegen den freien Aufsatz in der Fremdsprache erhob. Es gibt aber, wenn man die Erlernung einer Sprache einmal will, keinen rechten Grund gegen diese Art von Arbeiten. Es heißt Unmögliches verlangen, wenn man vor die kleinste Freiheit erst eine Fülle von vorbereitenden Studien gesetzt wissen will. Aber dieser Mangel an Neigung zum freien Gebrauch des Französischen könnte vom Lehrer leicht wettgemacht werden. Zu billigen ist jedenfalls die große Freiheit, die das Breymannsche Buch dem Lehrer läßt, dem es bei dem bedächtigen Fortschreiten innerhalb des grammatischen Pensums wohl gestattet sein mag, dieses oder jenes deutsche Übungsstück zu überspringen. Eine Eigentümlichkeit des Buches liegt schließlich noch in der Einteilung der Grammatik: Sie bringt nach dem satzbildenden Satzglied (dem Verb) die satzbestimmenden Satzglieder Subjekt, Prädikatsnominativ, Objekt (+ Infinitif), Adverb, die adjektivischen und substantivischen Attribute und schließt mit der Darstellung der beigeordneten und untergeordneten Sätze. Man weiß, wie sehr die Syntax selbst heute noch nach neuer Einteilung strebt; aber trotz John Ries' ist es noch zu keiner rechten Einigung unter den Kundigen gekommen. Immerhin bleibt jede von der Starrheit der ursprünglichen grammatischen Terminologie sich lossagende Betrachtung ein Verdienst, und wenn sie nur, wie im vorliegenden Falle, den Versuch einer psychologischen Betrachtungsweise machte. Im Französischen, mit seiner strengen Wortfolge, wird sich erst eine Grundlage für stilistische Betrachtung gewinnen lassen, wenn der Schüler lernt, Wesentliches und Unwesentliches beim Ausdruck des Gedankens, d. h. syntaktisch zu unterscheiden. Eine Stilistik, die nicht schon in der Syntax diese Vorbereitung leistet, muß sonst einfach wieder von vorn anfangen.

Gerade weil das vorliegende Buch ein Stück lebendiger Geschichte der neusprachlichen Didaktik ist, regt es zu allgemeinen Betrachtungen an, die, weit entfernt dem Werke Eintrag zu tun, seinen Wert nur desto klarer hervortreten zu lassen geeignet sind.

Kattowitz, O.-S. Dr. Richard Bürger.

Denkmäler der elsässischen Altertumssammlung zu Straßburg im Elsaß. Von der neolithischen bis zur karolingischen Zeit. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß von Rudolf Henning, Straßburg i. Els. Kommissionsverlag von Ludolf Beust, 1912, 72 S. und 65 Tafeln. Folio. 35 *M*.

Die elsässische Altertumsforschung muß es sich gefallen lassen, stets gemessen zu werden an dem Maßstab, den sie selbst aufgestellt hat, vor etwa hundertundfünfzig Jahren.

Ein höheres Ziel kann sie sich nicht stecken als das, für unsere Zeit das selbe zu leisten, was für seine Zeit einst Johann Daniel Schöpflin geleistet hat in dem Werk, um das alle anderen deutschen Gaue das Elsaß zu beneiden haben, der *Alsatia illustrata*. Aber die Ansprüche der Wissenschaft sind allerdings sehr gewachsen, und was Schöpflin damals für ein viel weiteres Gebiet als einzelner mit seiner freilich staunenswerten Arbeitskraft geschaffen hat, das werden heute auch mit Beschränkung auf die Altertumsforschung nur vereinte Kräfte vieler erreichen können. Erfreulich ist es deshalb, daß sich vor kurzem ein Verband elsässischer Altertums- und Geschichtsvereine gebildet hat, der u. a. die Erforschung des alten Straßennetzes als eine seiner ersten Aufgaben eifrig und erfolgreich in Angriff genommen hat. Die Bildung eines solchen Verbands beweist nicht nur an sich, daß in der Heimat Schöpflins und Oberlins die Altertumsforschung nicht erstorben ist, sondern sie bürgt uns auch dafür, daß in Zukunft die Arbeitsfreudigkeit auf diesem Gebiet, die hier sowenig wie anderswo jemals ganz gefehlt hat, vor Zersplitterung und vor dilettantischen Irrwegen bewahrt werden soll.

Die Führung in diesem Verband gebührt der 'Gesellschaft zur Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß', von deren Tätigkeit neben den stattlichen 'Mitteilungen', dem alten *'Bulletin'*, seit einigen Jahren ein vierteljährlich erscheinender 'Anzeiger' erfreuliches Zeugnis gibt.

Der gewichtige Bericht über 'Die römischen Terrasigillatatöpfereien von Heiligenberg-Dinsheim und Ittenweiler im Elsaß' beweist, daß die Gesellschaft in ihrer Zeitschrift dem heutigen Großbetrieb der Denkmälerforschung breiten Raum gewähren will.

Wie ein Abschiedsgruß aber an eine vergangene Zeit beschaulicheren Daseins und doch auch wider als ein ansehnliches Zeugnis verständnisvollen Übergangs in die Formen jenes modernen wissenschaftlichen Betriebs erscheint uns die schöne Publikation, mit der sich die Gesellschaft zum Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestehens gewissermaßen selbst beschenkt hat, der erste, vor kurzem erschienene Teil zugleich ein Abschiedsgruß seines Herausgebers an die Sammlung, die er viele Jahre behütet und gemehrt hat, einer der wenigen Germanisten, die bereit sind, für den Archäologen einzutreten, wo die Aufgaben der heimischen Altertumsforschung es fordern.

Das Werk nennt sich 'Denkmäler der elsässischen Altertumssammlung zu Straßburg i. Els. Von der neolithischen bis zur karolingischen Zeit. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß von Rudolf Henning', und diesem ersten Teil ist der zweite, die Denkmäler der christlichen Zeit umfassende, herausgegeben von Johannes Ficker, um fünf Jahre zuvorgekommen.

Der ursprüngliche Plan, 'die schönsten und merkwürdigsten Denkmäler der elsässischen Altertumssammlung' zu veröffentlichen, hatte schon während der Arbeit an dem zuerst erschienenen Teil, wie Ficker bezeugt, eine Erweiterung erfahren. Nicht weniger ist das gewiß bei dem das Altertum betreffenden Teil der Fall gewesen, wodurch sich die Verzögerung seines Erscheinens zum Teil erklären wird.

Diese Verzögerung hat jedenfalls den Vorteil gehabt, daß nun der Gewinn, den die Bodenforschung auch in Straßburg aus den Gelegenheiten der Kanalisation gezogen hat, dem 'Album' unverkürzt zustatten gekommen ist, und daß der Bedeutung, die der Keramik die heutige Wissenschaft zugesteht, in anerkennenswerter Weise Rechnung getragen ist. Das ergibt sich schon daraus, daß von den 65 Tafeln nicht weniger als 24 den keramischen Funden gewidmet sind, und zwar der Keramik der neolithischen Zeit Tafel I—III, der Hallstatt- und La-Tène-Zeit Tafel IX und X, der römischen Zeit Tafel XIII—XXVIII und XL — dazu noch Glasgefäße auf Tafel XXIX—XXXII —, endlich der alemannisch-fränkischen Zeit Tafel LVIII und LXV. Die durchweg vortrefflichen Lichtdrucktafeln, von denen fast ein Dutzend Terra sigillata und Terra nigra enthalten, bieten ein sehr wertvolles Anschauungsmaterial, obgleich sie nur Gesamtansichten, nicht auch die heute in Fachpublikationen üblichen Profilzeichnungen der Gefäße geben, und sie fördern und erleichtern die weitere Arbeit in dem ganzen Gebiet des neuen Verbands, indem sie aus dem Besitz der reichsten Sammlung für möglichst viele Gefäßarten Vergleichsmaterial zugänglich machen. Das gleiche gilt von den Tafeln, auf denen Werkzeuge, Waffen, Schmucksachen der verschiedenen Perioden zusammengestellt sind (Fibeln der Römerzeit z. B. besonders auf Tafel XXXIV, aber auch sonst hier und da). Darunter befinden sich dann freilich einige Stücke, die auch an sich aller Beachtung wert sind, wie die Schwertscheide auf Tafel XXXV 1 (mit der Inschrift *Q. Nonienus Pude[n]s ad ara[m] f[ecit]:* C. I. L. XIII 3, 2, 197, bei der es zweifelhaft ist, ob die Ortsbezeichnung auf einen Stadtteil von Argentoratum[1]) oder etwa auf Ara Ubiorum [Köln] zu deuten ist), vor allem aber das Unikum auf Tafel XLII 3, ein schwer beschreibliches, reich mit bedeutungsvollem figürlichen Schmuck verziertes Bronzegerät, von Henning vermutungsweise als Teil eines Signum angesehen, wahrscheinlicher neuerdings von F. Behn (Mainzer Zeitschrift VII, 1912, S. 42) als Teil eines militärischen Blasinstruments gedeutet, durch seine figürliche Ausstattung mit verschiedenen Göttergestalten in der Tat, wie der Herausgeber hervorhebt, an die Viergöttersteine und Gigantensäulen erinnernd. Auch unter den anderen Kleinbronzen der beiden Tafeln XLI und XLII finden sich einige bemerkenswerte Stücke, und auf das Verlorene wirft ein Streiflicht die überlebensgroße Bronzehand Tafel XLI 9.

Unter den Steindenkmälern auf Tafel XLIII—LI sind mehrere Vier-

[1]) Auf des Herausgebers zusammenfassende Bemerkungen über die Geschichte Straßburgs (S. IIIf.) sei besonders hingewiesen. Sie lassen es bedauern, daß der Publikation nicht ein Plan der Stadt mit Eintragung der im Text erwähnten Fundstellen oder lieber noch aller römischen Reste beigegeben worden ist.

göttersteine, von denen einer (Tafel XLIV 1) bei dem beklagenswerten Brand der Straßburger Bibliothek während der Belagerung 1870 schwer beschädigt, in besserem Erhaltungszustand nach dem Stich der *Alsatia illustrata* auf S. 48 des Texts widergegeben wird. Auf Tafel XLVI sind die ansehnlichsten der besonders zahlreichen Merkursteine zusammengestellt. Den Grabstein des Largennius auf Tafel XLVIII verweist die Inschrift in die frühe Zeit, da die zweite Legion, der Largennius angehörte, Straßburg im Jahre 43 n. Chr. verlassen hat, und diese Datierung bestätigt der Stil, der an den Bonner Caeliusstein erinnert. Daneben beachten wir auf der Tafel besonders zwei Reliefbruchstücke, vermutlich Reste größerer Denkmäler, die dem Interpreten in ihrem jetzigen Zustand arge und doch lockende Rätsel aufgeben. Auf den folgenden Tafeln rufen uns einige lebendige Darstellungen von Szenen des täglichen Lebens die Grabdenkmäler von Neumagen ins Gedächtnis. Auf der letzten Tafel dieser Reihe endlich (LI) sehen wir zwei Bildnisköpfe, von denen übrigens der ältere, männliche, wahrscheinlich nicht auf elsässischem Boden gefunden ist.

Den Beschluß der römischen Denkmäler (Tafel LII—LVII) bilden die ansehnlichsten Reste der in Straßburg gefundenen Wandmalereien, die ein besonders wertvoller Besitz des Museums sind. Sie werden hier zum erstenmal veröffentlicht, von Henning erläutert und auf S. 60f. des Texts von Michaelis in einer aus dem Jahre 1906 stammenden Aufzeichnung zu den pompejanischen Gemälden in Beziehung gesetzt. Daß die anscheinend ältesten Stücke (Parisurteil und Stadion, auch Ares und Aphrodite) sich an Bilder des letzten pompejanischen Stils anzuschließen scheinen, mag fast selbstverständlich erscheinen. Wenn dagegen andere Bruchstücke mit raumerweiternden Vegetationsbildern an den zweiten Stil erinnern und wider ein anderes Stück den Charakter des dritten Stils zu verraten scheint, so wird man hier natürlich ein Wirtschaften mit überlieferten Typen sehen, das zu chronologischen Schlüssen keinen Anhalt gibt, wird aber vielleicht nicht ganz den Zweifel unterdrücken, ob das nicht auch in Pompeji schon ähnlich war, und die chronologische Folge der verschiedenen Stile, die dort ja freilich hinlänglich festgestellt ist, nicht doch sozusagen zufällig oder lokal ist, indem schon die frühere Entwicklung der Wandmalerei den pompejanischen Stubenmalern die verschiedenen Stile zur Auswahl nach persönlichem und Zeitgeschmack darbot.

Auf den letzten Tafeln sehen wir Altertümer der Völkerwanderungszeit und des frühen Mittelalters, die zum Teil wohl ebensogut in dem zweiten Band des Albums hätten Platz finden können; auf der ersten und der letzten Tafel, wie schon gesagt wurde, Erzeugnisse der Keramik, auf Tafel LVIII 'Grabgefäße' alemannisch-fränkischer Zeit, auf Tafel LXV 'Dekorierte Scherben' 'merowingisch-karolingischer Zeit', dazwischen Schmucksachen (LIXff.), Gläser (LX), Geräte (LXI), schließlich Rüstungsstücke und Waffen (LXII—LXIV), worunter der von Henning an anderer Stelle eingehend behandelte Helm von Baldenheim (Tafel LXII Text S. 68. Vgl. Mitteilungen XXI S. 267f.).

Münster. Friedrich Koepp.



Friedrich Blaß, Grammatik des neutestamentlichen Griechisch. Vierte völlig neugearbeitete Auflage, besorgt von A. Debrunner. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1913. XVI u. 346 S. 7,20 ℳ.

Trotzdem in neuerer Zeit verschiedene neue Bearbeitungen des neutestamentlichen Griechisch erschienen sind (Moulton, Radermacher, Robertson-Stocks), hatte Blaß' Grammatik als knappe Zusammenstellung und schlichte Beurteilung des Tatbestandes noch immer ihre Existenzberechtigung; nun, da Debrunner sie vielfältig verbessert und auf die Höhe der modernen Koineforschung gehoben hat, ist sie Studenten jedenfalls in erster Linie zu empfehlen. Äußerlich gibt sich die Verbesserung vor allem in einer größeren Übersichtlichkeit zu erkennen, die durch lesbareren Satz, durch Einteilung in kleinere Paragraphen sowie durch Unterscheidung von Haupttext und Belegen erzielt ist Sachlich hat das Buch durch stärkere Betonung linguistischer Gesichtspunkte sowie durch ergiebigere Heranziehung des hellenistischen und neugriechischen Vergleichsmaterials gewonnen. Nur wenig Desiderien vermag ich auszusprechen. So hätte ich § 4 eine ausführlichere und vollständigere Aufzählung der im Neuen Testament zu beobachtenden Semitismen gewünscht, da diese Erscheinungen für Theologiestudierende, die mit dem Hebräischen vertraut sind, besonders interessant und leicht zu verstehen sind. Zu der verschiedenen Schreibweise von Καιαφας und Καφαρναουμ (§ 37 u. 39) wäre noch E. Nestles Aufsatz 'Die zwei Namen Kapernaum und Kaiphas' in den Theologischen Studien für Th. Zahn 1908 S. 251—270 zu vergleichen. Zu § 254 wird die Arbeit von B. Weiß über den Gebrauch des Artikels bei den Gottesnamen richtig zitiert, aber man hätte gern gehört, ob der Verf. ihren meiner Meinung nach allzu spitzfindigen Ergebnissen zustimmt oder nicht. Zu dem berühmten ἐκεῖνος Joh. 19, 35 hätte zum mindesten noch Th. Zahns Auslegung (in Einleitung [3]II S. 489f. und Kommentar z. St.) genannt werden sollen; daß die Stelle textkritisch so unsicher sei, wie der Verf. meint, kann ich nicht finden. Auch aus der neuen Ausgabe ist für uns Theologen viel zu lernen; der Bearbeiter hat sich großen Dank verdient.

Leipzig (Leiden).

Hans Windisch.

Matthias Gelzer, Die Nobilität der römischen Republik. 118 S. 8. Leipzig, B. G. Teubner 1912. 3,20 ℳ.

Manche Untersuchungen knüpfen unmittelbar an die Ergebnisse neuerer Forschungen an und suchen sie weiterzuführen. Andere legen das Hauptgewicht auf eine selbständige Durchforschung des Quellenmaterials. Die vorstehende Schrift Gelzers gehört zu der zweiten Gattung, und sie besitzt die Vorzüge dieser Methode in hohem Maße. Gelzers selbständiger Durchforschung der Quellen, namentlich Ciceros, verdanken wir einige wertvolle neue Erkenntnisse über die verschiedenen Schichten der höheren Stände Roms. Zu wenig scharf ist der Gegensatz zwischen Ordo equestes und Senat gezogen. Der Verf. war hier offenbar gebunden durch einige Vorurteile Mommsens, der irrigerweise die gracchischen Geschworenen aus den Centuriae equitum Romanorum, nicht aus dem Ordo equester auswählen läßt. Vgl. dazu Soltau, Reiter, Ritter und Ritterstand, Zeitschr. f. d. öst. Gymnasien 1911, 385f. Aber im übrigen ist es Gelzer gelungen, scharf die Gegensätze innerhalb des regierenden Standes nachzuweisen. Die Nobilität ist nach seinem Beweise nicht etwa ein schwankender Begriff, der bald diese, bald jene Beamtenklasse mitumfaßte. Allein die Bekleidung des Oberamts (Konsulat, Konsulartribunat, Diktatur, Reiterführeramt) befähigte zum Eintritt in die Nobilität. Die Mitglieder konsularischer Familien, welche Cicero durch die Titulatur vir clarissimus auszeichnet, bilden eine festabgeschlossene Oberschicht im Senat über denjenigen, welche sonst ein kurulisches Amt bekleidet hatten.

Merkwürdig ist auch die hieraus gezogene Folgerung, welche Cicero und seine Zeitgenossen — allerdings mißbräuchlich — gezogen haben, daß

auch die Mitglieder einer plebejischen Stirps, die ihren Stammbaum auf ein gleichnamiges Patriziergeschlecht zurückführen konnten, welches Konsulare gestellt hatte, ein Anrecht auf Nobilität besäßen. Erst dadurch wird das Bestreben mancher Plebejergeschlechter verständlich, welche die nähere Beziehung zu einem patrizischen Ahnherrn durch eine Transitio ad plebem zu begründen suchten.

Während der erste Abschnitt von Gelzers Buch die staatsrechtlichen Verhältnisse scharf zu erfassen sucht, beschäftigt sich der zweite mehr mit dem faktischen Einfluß, den die Nobilität zu gewinnen und anzuwenden wußte. Er handelt da von der Beeinflussung der Wahlen, von dem Gerichts- und Gemeindepatronat der Nobilität, von der Art, wie sie sowohl in den Provinzen wie in der Hauptstadt zu Ruhm und Einfluß gekommen ist. Überall empfindet man auch hier den sicheren Boden eines soliden Quellenstudiums.

W. Soltau.

Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens. Sechste gänzlich veränderte und neubearbeitete Auflage. Annähernd 100000 Artikel auf 1612 Seiten Text mit 1220 Abbildungen auf 80 Illustrationstafeln (davon sieben Farbendrucktafeln), 32 Haupt- und 40 Nebenkarten, 35 Textbeilagen und 30 statistischen Übersichten. 2. Band. Kirkorf bis Zymioc. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1912.

Meyers Kleines Konversationslexikon. Siebente gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage Durch einen Ergänzungsband erneuerte Ausgabe. Mehr als 155000 Artikel und Nachweise mit über 680 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 133 Textbeilagen. 7. Band: Ergänzungen und Nachträge. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1914.

Das Bibliographische Institut in Leipzig gibt neben Meyers 20-bändigem 'Großen Konversationslexikon' (200 ℳ) noch 'Meyers Kleines Konversationslexikon' (100 ℳ) und 'Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens' (20 ℳ) heraus. Diese beiden kürzeren Lexika sind in ihrer neusten Bearbeitung mit den beiden vorbezeichneten Büchern komplett geworden und mit großer Freude und lebhafter Befriedigung zu begrüßen. Das 'Handlexikon' in wesentlich kleineren, lateinischen Lettern gesetzt, bringt auf dem beschränkten Raum zweier Bände eine ungeheure Stoffülle in sehr gedrängter und doch klarer Form, mit großem Verständnis ausgewählt und dargestellt. Die Ansicht, unter Schildbürgern seien die Einwohner von Schildberg in Mähren zu verstehen, kann nach Schmidt, Kursächs. Streifzüge I[2] nicht mehr bestehen, es ist an Schilda(u) im Kreis Torgau zu denken, wie dies das Handlexikon allzu schüchtern vermutet. Der Begriff der Tartsche wird weder Seite 1437 unter Tartsche noch Seite 1299 unter Schild erklärt; nicht alle Figuren, die neben einem Schild sich befinden können, sind (vgl. S. 1299) Schildhalter, sondern nur solche, wie dies auch im Wort liegt, die den Schild 'halten', d. h. mit Händen, Füßen od. dgl. berühren. Doch das sind Kleinigkeiten, die den Wert der Arbeit nicht beeinträchtigen. Für die zweite Auflage können wir nur raten, die glückliche Auswahl beizubehalten; es ist z. B. gewiß richtig, bei den geographischen Artikeln nur Orte von mindestens 5000 Einwohnern für Deutschland, Österreich und der Schweiz auszuwählen, dagegen nur solche von mindestens 10000 für Orte anderer Länder, daneben aber weltberühmte Heilanstalten wie Reiboldsgrün, die den genannten Personenumfang nicht erreichen, ebenfalls mit einigen Worten aufzunehmen. Vielleicht ließe sich auch noch bei den prägnanten technischen Artikeln die oder jene dem Laien unverständliche Ausdrucksweise kurz erklären, so z. B. im Artikel 'Torpedo' der nicht erläuterte Begriff des Obryschen Gyroskops.

Der Ergänzungsband bietet teils Ergänzungen zu bereits in den erschienenen sechs Bänden des Kleinen Konversationslexikons gedruckten Artikeln, teils ganz neue. In dem zur zuletztgenannten Gruppe gehörenden Artikel über Mendelsche Regeln hätte die neuerdings vielerörterte Frage

mit gestreift werden sollen, inwieweit diese Regeln sich auch beim Menschen beobachten lassen. Die S. 83 erwähnte Romantrilogie Bloems 'Das eiserne Jahr' usw. ist durch 'Das verlorne Vaterland' soeben zur Tetralogie geworden. Da dieser 'Ergänzungsband' bei Ausbruch des Krieges bereits gedruckt war, konnten die kriegerischen Ereignisse darin noch keine Darstellung finden. Das soll jedoch so bald als tunlich in einem besondern, mit farbigen Karten und Plänen reich ausgestatteten Kriegsnachtrag geschehen, der gebunden abgegeben und den bisherigen Abnehmern des 'Kleinen Meyer' als Fortsetzung zu einem Vorzugspreise geliefert wird. Der Ergänzungsband ist, wie wir das von den Meyerschen Konversationslexiken nicht anders gewohnt sind, in großer deutlicher Schrift gesetzt und vortrefflich ausgestattet. Besonders angenehm ist der Mangel an Druckfehlern. Die lehrreichen bildlichen Beigaben betreffen u. a. Schulgesundheitspflege, Uniformen, Volkskunde, moderne Kunst und Luftfahrt und können zur Ergänzung der Worte des Lehrers mit Nutzen in den Schaukästen unserer Klassenzimmer ausgelegt werden.

Dresden.

Ed. Heydenreich †.

Rembrandt, 24 Radierungen. Verlag Buchholz u. Weißwange. Berlin-Schöneberg. 75 ℛ︀.

Der Verlag bringt in diesem billigen Heft ein rechtes Volksbuch heraus. Wo Rembrandt noch nicht bekannt und nicht vertraut ist wie die Bibel, da sollte dieses Heftchen hingekauft und geschenkt werden. Gerade bei Rembrandt gehört es zur ästhetischen Erziehung, daß man auf die Eigenart seiner Technik eingestellt werde. Man muß es erleben, daß die Dunkelheiten nicht beliebige schwarze Flecken sind, sondern daß die Linie bis hinein in die tiefsten Schatten ihr eigenes, suggestives Leben behält. Alle billigen Reproduktionen versagen bisher in diesem Punkt und sind daher wertlos. Hier sind sie jedoch einwandfrei; jeder Nadelstich kommt zu seinem Recht. Schade nur, daß das glatte spiegelnde Kunstdruckpapier die Stimmung verfälscht; mattes Papier wäre besser, doch waren vielleicht technische Schwierigkeiten hinderlich. Auch hätte man bei einem Blatt wie dem 'Christus in Emmaus' nicht das Format verkleinern dürfen. Rembrandt verträgt solche beliebigen Veränderungen nicht. Ferner wäre es wünschenswert gewesen, bei der Auswahl mehr auf die Kreise Bedacht zu nehmen, für die das billige Heft bestimmt wurde; es sind schwere Sachen dabei, die nur das geschulte Auge zu genießen vermag: die feinen holländischen Landschaften, oder der späte Akt 'Die Frau mit dem Pfeil'. Auch hätten ein paar Worte einführenden Textes nichts geschadet. Aber es mag schwer sein, aus über 300 Blättern die 24 geeignetsten auszuwählen, und so muß man denn sagen, daß das Heftchen in der anspruchslos schlichten Form, in der es uns vorliegt, nur aufs allerwärmste zu empfehlen ist.

Halle a. S. O. Hagen.

Müller, Ernst (Dr. med., Oberarzt an der Heil- und Pfleganstalt in Waldbröl [Köln]). Cäsarenporträts. Bonn 1914. Marcus u. Weber. 39 S. 2 Tafeln gr. 8. 4 ℳ.

Ohne in die geringste kritische Prüfung einzutreten, versucht hier ein Arzt, aus schlechten Münzabbildungen von Porträts römischer *Caesares* auf deren psychische Eigenschaften zu schließen. C. B.

E. Mackel, Die Deutschen und ihre Muttersprache. Der Krieg und die deutschen Frauen. Zwei Kriegsreden. Halle 1915. Waisenhaus. 32 S. 8. 50 ℛ︀.

Zwei Reden voll polternder und schwülstiger Rhetorik, ein Vorschmack, wessen wir uns wohl grade nach einem günstigen Ausgang des Krieges zu versehen haben. O. S.

Hybrisidee und Gerechtigkeitsgedanke in der altgriechischen Religion[1]

von

Ludwig Duncker

Hochverehrte Anwesende! Auch Völker haben eine Individualität, eine charakteristische Eigenart, die sie sich in immer wechselnden äußeren Formen durch die verschiedenen Epochen der Geschichte hindurch bewahren. Beim Germanen ist es der Sinn für Gefolgschaft, das Gefühl der unbedingten Treue und Ergebenheit, mit dem wir gewohnt sind, den geborenen oder gewählten Führern fürs Leben zu folgen. Diese Idee ist bei uns wirksam gewesen zum Guten und zum Bösen; wenn in den großen Momenten unserer Geschichte gewaltige Persönlichkeiten unser Volk begeisterten, ihnen in persönlicher Gefolgschaft zu hohen Zielen nachzuschreiten, oder wenn in kleinlichem Partikularismus unsere Volksgenossen ehrlichen, aber engherzigen Führern mit blinder Zähigkeit anhingen zum Schaden des Ganzen. Bei den Römern ist es der Sinn für staatliche Ordnung und für klare Fixierung rechtlicher Formen, bei den Griechen der Sinn für Harmonie und Schönheit, das Ablehnen alles Maßlosen, das Stilgefühl im Leben und in der Kunst, kurz der künstlerische und ästhetische Zug. Diese Empfindung, die den Griechen tief im Blute liegt, hat ihren besonderen Ausdruck in der Idee von der Hybris gefunden, der Vermessenheit, nach der es der Grieche als besonderes Gebot empfindet, das Maßlose zu meiden und nur das Erreichbare zu gestalten. Es ist die Zentralidee auch in der griechischen Religion; wenn ich nun versuchen möchte, der Hybrisidee in der altgriechischen Frömmigkeit nachzugehen, so möchte ich danebenstellen die Idee von der Gerechtigkeit. Ich hoffe zu zeigen, daß sie das natürliche Komplement der ersteren ist.

Das, was ich hier geben kann, sind keine neuen wissenschaftlichen Resultate, und ich bin mir auch bewußt, daß der Hauptwert derartiger Ausführungen immer in der Belehrung liegt, die der Redende sich selber durch das Durchdenken solcher Gedanken verschafft hat, daneben aber möchte ich einen gewissen

[1] Vortrag bei der Jahresversammlung des Philologenvereins der Provinz Hannover am 2. April 1914.

pädagogischen Wert meiner Darlegungen darin sehen, daß sie mir aus dem Unterricht herausgewachsen sind. Die Eigenart des griechischen Geistes auch historisch zu erfassen, ist gewiß eine wichtige Aufgabe des griechischen Unterrichtes in der Oberstufe. Dazu haben mir Betrachtungen dieser Art manchmal gedient.

Die Hybrisidee führt uns auf die Vorstellung vom Neide der Götter und diese wider in die Anfänge des religiösen Lebens. Alle religiöse Empfindung wurzelt in einem Doppelten, in der Furcht und in der Ehrfurcht. Mit naiver Hilflosigkeit steht der einfache Naturmensch der Umwelt gegenüber. Er erkennt in ihr geheimnisvolle Mächte, die auch sein Leben beherrschen. Wald und Feld, Baum und Strauch, Quell und Fluß bevölkert seine Phantasie mit Geistern und Dämonen. Geister sind wirksam in dem Stein, der ihn zufällig trifft und verwundet, in dem wilden Tier, das ihn und seine Herden bedroht; aber auch in den gewaltigen Naturerscheinungen, in Sturm und Wind, in Blitz und Donner, in denen die Gottheit zum Menschen redet. Alle historischen Religionen zeigen Reste dieses Animismus. Nicht am wenigsten die griechische mit ihren Najaden und Dryaden, ihren heiligen Steinen und geheiligten Tieren.

Es ist nur natürlich, daß diese Geister meist als feindlich empfunden werden. Das Gute nimmt der Mensch als selbstverständlich hin, beim Unangenehmen empfindet er die 'Tücke des Objekts', und als launisch und wunderlich, als böse Mächte werden diese dämonischen Gewalten angesehen, darum fürchtet der Mensch seine Götter mehr als er sie liebt und vermeidet es, ihren Zorn und ihre Unzufriedenheit zu erregen. Und doch verbindet ihn auch wider ein Band ehrfurchtsvollen Staunens mit dieser Welt des Wunderbaren. Je weniger er ihre Geheimnisse versteht, um so größer die Ehrfurcht, mit der er so erhabene Erscheinungen wie Sonne und Mond, Gewitter und Sturm anbetet.

Was konnte auf diesem Boden des Animismus für eine Religiosität erwachsen. Keine sehr aktiven Impulse; denn der Mensch kämpft einen hoffnungslosen Kampf gegen Widerwärtigkeit und Unglück. Wenn er auch glaubt, diese Götter durch Zauber und Opfer beugen und besänftigen zu können, so sieht er sich doch meist ihrer Willkür hilflos ausgeliefert, und rein passive Geduld und Ausdauer erscheinen darum als Haupttugenden des religiösen Menschen. Dumpf und ohne rechtes Bewußtsein ihrer selbst leben die Menschen ein halb tierisches Instinktleben.

Wenn der Mensch dann anfängt, über sich und seine Lage zu reflektieren, wenn er sich fragt, warum er eigentlich leidet, dann wandeln sich auch die Vorstellungen vom Wesen der Götter. Der Mensch fängt an, sich die Götter persönlicher vorzustellen, er legt ihnen unbewußt menschliche Eigenschaften bei, und da er sie als boshaft und übelwollend kennen gelernt hat, so gibt er ihnen diejenigen Züge seiner Mitmenschen, unter denen er

selber am meisten zu leiden hat. Bei dem beständigen Kampf um mein und dein im Leben des einfachen Naturmenschen bildet der Neid naturgemäß besonders häufig den Ausgangspunkt von Mißhelligkeiten. Wie nahe lag es, diese Eigenschaften auch auf die Götter und Dämonen zu übertragen. Spuren von einem solchen Neide der Götter finden sich darum in den meisten Religionen, z. B. auch in der indischen und selbst in der alttestamentlichen. Um dem Neide zu entgehen, versteckt der primitive Mensch seinen Besitz vor anderen und hält es ebenso auch für unklug, die Götter auf ihn aufmerksam zu machen und sich desselben zu rühmen. Damit haben wir den Kern der Hybrisvorstellung gewonnen. Auch sie findet sich im Glauben und und Aberglauben aller Völker. Auch bei uns, wenn wir unter den Tisch klopfen oder uns scheuen, etwas zu berufen. Auch die griechischen Ideen vom Neide der Götter und von der Hybris knüpfen an diese primitiven Urvorstellungen an. Wir finden ihre Spur bereits bei Homer, aber ihre höchste Entwicklung erreichen sie im Mutterlande, im siebenten und sechsten Jahrhundert in der sog. altgriechischen Frömmigkeit im engeren Sinne. Später tritt dann die Hybrisidee mehr und mehr zurück. Als Unterströmung hat sie nie ihren Einfluß auf die breiten Schichten des Volkes verloren. Sogar bei den heutigen Neugriechen sind ihre Spuren zu finden.

Bei Homer kommt sie allerdings nur an ganz wenigen Stellen vor, denn diese Gedanken paßten im Grunde gar nicht in die homerische Welt- und Lebensanschauung. Die Ansicht vom Neide der Götter ist durch und durch pessimistisch, unheimliche Macht der Götter und grenzenlose Ohnmacht der Menschen bilden ihre Voraussetzung, und bei Homer herrscht überall der Optimismus des streitbaren Recken. Selbstbewußte, trotzige Wikingernaturen waren aus der Enge des griechischen Mutterlandes hinübergegangen nach Kleinasien und hatten sich hier eine neue Heimat geschaffen. Tatkräftig und energisch nahmen sie ihr Lebensschicksal selbst in die Hand, glaubten an ihren Stern, aber kümmerten sich nicht um Tod und Teufel. ‘Selbst ist der Mann’ war ihre Devise, und ängstliche Sorge vor dem Neide der Götter war ihnen gänzlich fremd. Diese Herrenmenschen schufen darum auch in Kleinasien eine ritterliche Kultur. Aristokratisch ist auch die Religion, die sie geschaffen haben. Der homerische Götterstaat ist eine Auslese aus der unübersehbaren Menge der Dämonen der früheren Zeit. Und diese Götter zeigen die selben Vorzüge und Schwächen wie ihre Verehrer. Heimtückisch und gehässig sind sie nicht, aber leichtsinnig und vielfach frivol zeigen sie manche Verwandtschaft mit den gleichfalls arischen Göttergestalten der nordischen und der indischen Sage. Auch ihnen fehlt das lebendige Gefühl für Gut und Böse. Ein rücksichtsloser Voluntarismus beherrscht Götter so gut wie Menschen. Niemand ist mehr Ideal und Typus dieser

Welt ohne Treu und Glauben als Odysseus der Vielgewandte und Verschlagene.

Trotzdem finden sich auch bei Homer Elemente, die auf die Verwandtschaft mit der altgriechischen Frömmigkeit des Mutterlandes hinweisen. Die charakteristische Verbindung von Hybrisidee und Neidvorstellung ist allerdings nicht vorhanden. Durch zwei ganz getrennte Vorstellungskomplexe wird sie ersetzt. Erstens durch die homerische Idee vom Neide der Götter und zweitens durch die Vorstellung von der Ate oder der Verblendung. Dazu kommt fast noch rein animistisch die Idee vom Haß der Götter, die in der Odyssee ein paarmal auftaucht. Blindlings und ohne jeden Grund verfolgt da noch die Gottheit den Menschen und verschont selbst den Frömmsten nicht. So empfinden wenigstens einfache treue Dienerherzen, wie Eumaios und Eurykleia, das Schicksal des Odysseus. Sie begreifen es zwar nicht, wie die Götter den Mann, der ihnen so viel Rinder und Schafe geopfert hat, hassen und verfolgen können, aber sie fragen auch nicht, sondern nehmen es als Schickung hin. Nach anderen Stellen neiden die Götter feindselig und gehässig dem Menschen hohes Glück und besonderen Ruhm, ohne daß an Hybris des Menschen zu denken wäre.

Ἄγαμαι und *μεγαίρω*, anstaunen und als etwas Großes ansehen, sagt Homer davon. Was der Gott anstaunt, erregt auch seine Mißgunst. Apollo neidet dem trefflichen Schützen sein Schützenglück und läßt ihn fehlen, Poseidon mißgönnt dem Telemachos die Rückkehr in die Heimat; er soll darum durch Opfer beschwichtigt werden. Die Götter neiden der Penelope ihr Liebesglück an der Seite des Odysseus und halten den edlen Dulder zwanzig Jahre von der Heimat fern, bis beide alt und grau geworden sind. So empfinden die Menschen das Eingreifen der Götter und denken nicht an eigene Verschuldung. Nur einmal klingt eine Anschauung durch, die sicher eine Reminiszenz an frühere Vorstellungen ist und doch auch auf spätere Gedankengänge hinweist. Daß die Phäaken so oft mit ihren guten Schiffen gestrandete Schiffer in die Heimat zurückführen, erscheint als Vermessenheit, und Poseidon verwandelt Mannschaft und Schiff in Stein. Sicherlich hatte es der naive Sinn des primitiven Menschen früher überhaupt einmal als Vermessenheit empfunden, sich auf das Meer hinauszuwagen. Bei Homer ist dies Gefühl nicht mehr vorhanden, und so erscheint bei ihm die Idee des Götterneides ohne jeden deutlichen Zusammenhang mit der Hybrisidee.

Auch die Idee von der Ate, der Verblendung, beruht zwar auf animistischen Vorstellungen; — denn nur boshafte und übelwollende Dämonen können den Menschen verblenden und zu bösem Tun verleiten —, aber mit der Hybrisidee im späteren Sinne hat die homerische Atevorstellung nichts zu tun. Bei der Darstellung von Agamemnons Schuld und Sühne besonders im

neunten Gesang der Ilias ist sie schon in bemerkenswerter Weise ethisch und psychologisch vertieft. Denn Agamemnons Handlungsweise erklärt sich völlig aus seinem Charakter. Der griechische Heerkönig, hochfahrend und beschränkt, wie er ist, der im naiven Selbstbewußtsein auf Achilles herabsieht und diesen kränkt und beleidigt, ist psychologisch so unübertrefflich motiviert, daß ein göttliches Eingreifen hier ganz überflüssig erscheint.

Andererseits ist die Hybris und Hyperhoplie, von der Agamemnon erfüllt ist, der Hochmut und die Einbildung des natürlichen Menschen, der nicht gelernt hat, sich in Zucht zu nehmen. Das rächt sich deshalb auch; aber in die eigentliche Hybrisidee gehört diese Art von Übermut nicht hinein. Ebensowenig wie die Hybris, die die Freier der Penelope veranlaßt, Odysseus' Hab und Gut zu verprassen, weil keiner ihnen wehren kann.

Hybris im späteren Sinne gibt es aber auch schon bei Homer. Als Eurykleia bei der Nachricht von der Ermordung der Freier laut aufjubeln will, hält ihr Odysseus mit der Hand den Mund zu; man soll nicht triumphieren, das zieht den Neid der Götter herab.

Ähnlich an einer Stelle der Ilias. Der alte Phönix bittet seinen Zögling Achilles, sein Herz nicht gegen die Bitten der Gesandten zu verhärten, sondern Agamemnons Sühne anzunehmen, sonst könne auch ihn die Ate überraschen. Diese Ate ist aber nichts anderes als Hybris im spezifisch-griechischen Sinne. Es weckt den Neid der Götter, sein Herz gegen inständige Bitten zu verschließen, und dieser Hybris macht sich Achilles schuldig.

Diese Stellen lassen einen bemerkenswerten Schluß zu. Es ist klar, daß sie nicht auf dem Boden der homerischen Herrenmoral gewachsen sind. Sie beweisen also, daß diese Vorstellung vom Neide der Götter und der Hybris der Menschen tatsächlich älter war als die homerische Kultur. Und wenn man die Stellen vom Neide der Götter bei Homer aufmerksam prüft, so schimmert überall hinter der Meinung des Dichters noch eine ältere primitive Auffassung durch, wo menschlicher Übermut den Neid der Götter erregt hat.

Viel stärker ist diese pessimistische Anschauung im Mutterland geblieben. Wir finden hier nicht die selbstbewußten trotzigen Herrenmenschen Homers, sondern Menschen, die stärker in den Traditionen der Vergangenheit lebten, fester gebunden waren in den Banden der Sitte und Gewohnheit. Es ist ein Gegensatz wie heutzutage zwischen Amerika und Europa. Auch im griechischen Mutterland war die Entwicklung langsamer, stetiger und sicherer vor sich gegangen. Die Menschen waren einfacher und bescheidener, standen stärker unter dem Einflusse ererbter Anschauungen, die teilweise noch im Animismus wurzeln, teilweise durch den gesunden Zwang der Verhältnisse zur Grundlage eines neuen, ethisch vertieften Lebensideals wurden.

Auf dieser Grundlage hat sich im siebenten und sechsten Jahrhundert das System einer neuen konventionellen Frömmigkeit entwickelt, dem das Griechentum als Ganzes wertvolle Impulse verdankt. Stärker war hier vom Animismus her der Gedanke von der schrankenlosen Macht der Götter und der absoluten Ohnmacht der Menschen geblieben. Bei Homer verwischen sich die Unterschiede zwischen Göttern und Menschen. Hier werden sie so stark als möglich betont. Die Götter wachen eifersüchtig und neidisch über ihrer Macht. Darum für die Menschen die die Notwendigkeit, ängstlich und vorsichtig jeden Eingriff in die Sphäre der Götter, jede Hybris, zu meiden und als Grundstimmung die Sophrosyne, die Besonnenheit und Bescheidenheit, zu bewahren, das rechte Maß einzuhalten. Eine solche Religiösität paßte so recht für das siebente und sechste Jahrhundert, die Zeit der großen sozialen Krisen, in denen neben der herrschenden grundbesitzenden Aristokratie und dem meist hörigen Bauern- und Tagelöhnerstande im Zusammenhange mit der stärkeren, gewerblichen und merkantilen Entwicklung ein Bürgerstand emporkam, dem dann mehr und mehr die Führung im Volksleben zufiel. In diese Zeit paßt es, die Menschen auf ihre Pflichten anderen gegenüber hinzuweisen, tüchtigen Bürgersinn zu wecken und zu pflegen. Der neue Bürgerstand pries sich ein harmlos bescheidenes Glück in engen Verhältnissen, fern von den Gefahren, denen die Großen der Erde ausgesetzt sind; aber auch fern von dem kümmerlichen Lose der Unfreien und Sklaven. Konventionell im Sinne der Lamprechtschen Geschichtsauffassung ist das Denken und Empfinden dieser Menschen, die sich scheuen, über die Grenzen der Verhältnisse hinauszugehen, in die sie hineingeboren sind, ähnlich wie die Deutschen im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, wo auch die Maze als höchste Tugend gepriesen wird. Konventionell ist auch die Lebensweisheit der sieben Weisen, das *μέτρον ἄριστον* 'Maß zu halten ist das Beste', *μηδὲν ἄγαν* und auch das *γνῶθι σαυτὸν* 'Erkenne die Grenzen deiner eigenen Kraft'. Konventionell ist auch die Denkweise und sogar die ganze Dichtweise Pindars, der sich immer wider mit diesen Problemen auseinandersetzt. Das war auch die Weltanschauung des delphischen Orakels. Charakteristisch für diese bürgerliche und enggebundene Anschauung ist die Scheu vor einer überragenden Stellung einzelner Menschen, der Herrscher und Könige. Diese kann vor allem der Neid der Götter treffen. Sie senden ihnen dann die Ate und verstricken sie in Sünde und Schuld, oder etwas psychologischer gewandt, Reichtum und Macht erzeugt Übersättigung, den *κόρος*, und Übersättigung erzeugt Hybris und bringt den Menschen zu Fall. Darum singt der Chor im Agamemnon des Aeschylus:

> Wer den Wunsch recht bemißt,
> Wünsche sich bescheidnes Los,
> Fern der Not, fern der Überhebung.

Das ist die Grundstimmung in weiten Schichten des griechischen Volkes auch in späterer Zeit geblieben. So charakterisieren alle drei großen Tragiker die Menschen aus einfachen Lebenssphären und vor allem den Chor, so verschieden auch sonst ihre persönliche Stellung zum Hybrisproblem ist.

Diese Frömmigkeit hat sich vom Mutterlande über die ganze griechische Welt verbreitet, ähnlich wie die homerische Welt ihr Göttersystem dem ganzen Griechentum zum Geschenk gemacht hat. Das zeigt vor allem Herodot. Dieser ist keineswegs ausschließlich von der Wahrheit der Hybrisvorstellung erfüllt. Er ist Eklektiker und hat keinen ganz festen Standpunkt in diesen Fragen. Seine Erzählungen spiegeln alle ethischen und religiösen Auffassungen seiner Zeit wider. Aber seine bekannten Novellen vom Ring des Polykrates und von Krösus und Solon zeigen ein Doppeltes:

1. Die Erzählung von Krösus und Solon zeigt, daß als Heimat dieser Vorstellung das Mutterland anzusehen ist. Nicht umsonst erscheint Solon als Vertreter der Sophrosyne und ein Athener und zwei Argiver als die glücklichsten Menschen.

2. Die Erzählung vom Ring des Polykrates, die offenbar mehr nach Kleinasien hinweist, zeigt eine ethisch weniger hochstehende Auffassung. Offenbar hat man im Mutterlande, besonders in Athen, feiner empfunden in diesen Fragen.

Beide Erzählungen zeigen aber den tiefen Pessimismus, der diese Anschauung und die ganze Zeit erfüllt. 'Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen.' Das ist das Fazit, das beide Erzählungen ziehen.

Es ist ganz klar, daß eine solche Anschauung die Entwicklung einzelner großer Persönlichkeiten nicht gerade fördern konnte, überhaupt auf die Initiative der Menschen mehr hemmend als anfeuernd wirken mußte. Sie war wie ein Damm, der die überreichen Geisteskräfte des hellenischen Volkes für einige Zeit in gewissen Schranken hielt.

Solche Zeiten der Sammlung sind im Völkerleben wie im Leben des einzelnen außerordentlich nötig. Sie bilden vielfach Vorbereitungszeiten für Epochen einer besonders reichen Entwicklung und schützen ein Volk vor vorzeitiger Verzettelung seiner geistigen und körperlichen Kräfte. So bildet in Griechenland die Zeit dieser konventionellen Lebensanschauung die Vorbereitungszeit auf die große Zeit nach den Perserkriegen. Die Impulse dieser neuen Zeit gehen wider von Kleinasien aus. In den ionischen Städten sind die Grundlagen der neuen Weltanschauung gelegt worden. Hier entwickelte sich zum ersten Male in der Weltgeschichte ein voraussetzungsloses wissenschaftliches Denken. Hier erfolgte die Befreiung der geistigen Kräfte aus der Enge alter Vorurteile. Diese neuen Ideen sind in der Zeit der Perserkriege dem Mutterlande, vor allem dem Ioniertum in Athen, zugute gekommen, und hier hat sich dann jenes Ringen um die höchsten

Güter der Kultur abgespielt, das die weltgeschichtliche Bedeutung des Griechentums ausmacht.

Wie auf dem Gebiete der Plastik die engen gebundenen Formen des konventionellen archaischen Stiles verschwinden gegenüber der individuellen Freiheit der Parthenonskulpturen, so setzt sich auf allen Gebieten das Individuum durch gegen die Konvention. In dieser neuen Welt vermochten sich Hybrisidee und altgriechische Frömmigkeit nicht mehr zu behaupten. Der Hybrisgedanke verlangt: Bescheide dich, forsche und grüble nicht. Darum die enge Gebundenheit der alten Lebensform.

Es ist reizvoll, zu sehen, wie die drei großen Tragiker sich mit den neuen Ideen von der Freiheit des Individuums auseinandersetzen und die Hybrisidee allmählich zurückdrängen. Aeschylus hat am Ende seines Lebens einmal sehr energisch gegen die alte Auffassung vom Neide der Götter protestiert. Er läßt im Agamemnon den Chor sagen:

> Ein altes, oft gehörtes Wort sagt, daß ein volles Menschenglück
> Unfehlbar sich den Sohn erzeugt, den Erben. Sohn und Erbe wird
> Des Glückes unermeßlich Elend.
> Das kann ich nicht glauben, ich bleibe dabei:
> Fortwuchernd entsprießt aus Sünden und Schuld
> Zahlreiche den Eltern gleichende Brut.
> Ein Haus, das Recht und Tugend bewahrt,
> Vererbt auch dauernden Segen.

Er kann nicht daran glauben, daß die Götter nur um des übergroßen Glückes willen einen Menschen ins Verderben stürzen, er glaubt an eine göttliche Gerechtigkeit. Oft genug bildet die Hybrisidee freilich bei ihm Nebenmotiv. So lehnt es Agamemnon zunächst ab, die purpurnen Teppiche, die Klytämnestra hat ausbreiten lassen, zu betreten, weil das Hybris sei, um dann aber doch auf Zureden der Gattin so ins Verderben zu gehen.

In früherer Zeit scheint er stärker von diesen Ideen berührt zu sein. In den Persern beruht darauf der Grundgedanke des ganzen Stückes. Die Perser, als Landmacht unwiderstehlich, haben sich unter Xerxes auf das Meer hinausgewagt und ihr Vertrauen gesetzt auf dünne Taue und *λαοπόροι μηχαναί*, die Vorrichtungen, um Menschen zu transportieren, die Schiffe. Nun ist es aber Hybris, ein vorhandenes Glück aufs Spiel zu setzen um eines unsicheren Zieles willen. Zeus bestraft darum auch so hochfliegende Pläne und vernichtet Xerxes und seine Macht. Im Gegensatz zu dem unbesonnenen Xerxes erscheint hier Dareios, teilweise im Widerspruch mit der Geschichte, als Vertreter der Besonnenheit und königlichen Weisheit.

Das Stück ist eine gewaltige Predigt im Sinne der altgriechischen Frömmigkeit. Ähnlich sieht auch Herodot den Zug des Xerxes an. Aber ein Vergleich zwischen Aeschylus und Herodot zeigt, wie Aeschylus hier ethisch viel feiner empfindet. Bei Herodot ist Xerxes' Niederlage äußerlicher motiviert, Xerxes

trägt viel stärker die Züge des übermütigen Despoten, der sich an der Größe seiner Macht weidet und dadurch Neid und Strafe der Götter hervorruft. Bei Aeschylus tritt der eigentliche Neid der Götter stärker zurück und das Zuhochhinauswollen, das sich rächen muß, tritt stärker hervor. So blind und unmotiviert wie bei Polykrates wirkt der Neid der Götter in keinem Falle mehr. So verrät sich bei der Betrachtung beider der Einfluß der neuen Zeit.

Sophokles wurzelt religiös sehr viel stärker als Aeschylus in der altgriechischen Frömmigkeit. König Oedipus, Sophokles' gewaltigste Tragödie, ruht ganz auf diesen Gedanken. Sie zeigt (ganz im Sinne der Hybris) die Unsicherheit alles irdischen Glückes und die Nichtigkeit des Menschen und seines Schicksals in der Hand der Götter. Niemand weiß, wie nahe ihm das Verhängnis ist. Auch ohne eine besondere Schuld bricht es über den Menschen herein. Plötzlich und um so entsetzlicher. Niemand ist daher vor dem Tode glücklich zu preisen. Der Mensch muß sich und sein Schicksal der Gnade der Götter anvertrauen, er soll nicht eigenmächtig forschen und grübeln wie Oedipus, sondern blindlings glauben, auch an die Götter und Orakelsprüche. Auch wenn Gottes Wege noch so wunderlich scheinen. Keine der antiken Tragödien zeigt eine gleiche Wucht und Geschlossenheit der Lebensanschauung.

Andererseits ist Sophokles aber auch von der Persönlichkeitskultur und dem Individualismus der neuen Zeit berührt. Das zeigt die Antigone. Hier handelt es sich um das Verhältnis des Menschen zum Menschen, oder genauer, des Menschen zum Staate. Da denkt Sophokles modern. Nach der altgriechischen Auffassung ist es Hybris, sich gegen die Macht des Staates aufzulehnen, ihm und seinen Vertretern hat sich der einzelne unbedingt unterzuordnen. Und nun erst recht ein Weib wie Antigone hat kein Recht, dem Befehl des Herrschers zu trotzen. Und nach der älteren Auffassung ist es überdies Kreons gutes Recht, die Bestattung des Polyneikes zu verbieten. Denn Vaterlandsverrätern und Tempelräubern versagt man die Ehre des Grabes in der Heimaterde. Darum wird Antigones Handlungsweise auch zunächst von allen Beteiligten als Hybris empfunden. Das tut Ismene, die der Schwester an Liebe und Aufopferungsfähigkeit keineswegs nachsteht, die auch gern für die Schwester und mit ihr sterben will, die aber Antigones Handeln als Hybris ansieht. *Τὸ γὰρ περισσὰ πράσσειν* — Übers Maß Hinausgehendes zu tun, hat keinen Sinn, so urteilt sie über die Schwester.

Bei allem Mitgefühl für Antigone verurteilt auch der Chor ihre Handlungsweise durchaus. Das Übertreten staatlicher Ordnung ist Hybris. Das ist das Leitmotiv, das alle Chorlieder durchzieht. So steht auch der Chor auf dem Standpunkte der älteren konventionellen Weltanschauung. Antigone vertritt im Gegensatz dazu das Recht der Einzelpersönlichkeit. Der Staat

hat kein Recht, irgendeinen Menschen, nicht einmal einen Vaterlandsverräter, der Ruhe des Grabes zu berauben. Es ist unedel, an einem Toten so zu handeln. Damit vertritt sie, im Gegensatz zu der antiken Herzenshärtigkeit, in Wahrheit schon den Humanitätsgedanken und greift damit weit über die Ideen der eigenen Zeit hinaus. Antigone beruft sich dabei auf die ἄγραφοι νόμοι θεῶν, das ungeschriebene Recht der Götter und sagt:

Das ist in Kraft nicht heut und gestern, ewig lebt's,
Und keiner weiß, von wannen es in der Welt erschien.
Das sollte nicht, weil Menschensatzung mich geschreckt,
Mich einst verdammen vor der Götter Angesicht?

Mit dieser Vorstellung erweist sich Sophokles ganz anders als auf religiösem Gebiete als echtes Kind seiner Zeit. Das Recht, das ewig ist und höhere Geltung beansprucht als menschliche Einrichtungen, ist das Naturrecht der neuen Zeit des Individualismus, die Errungenschaft der Sophistik. Dies Recht liegt nirgends anders begründet als im natürlichen Gefühl des Menschen. Freilich nur starke Persönlichkeiten wie Antigone können diese innerste Herzensüberzeugung einer Welt gegenüber aufrecht erhalten. In diesem Sinne ist Antigone geistesverwandt mit Sokrates und seinem Daimonion.

Bei Euripides zeigt sich die eigentliche Hybrisidee nur noch in der Frömmigkeit der einfachen Leute aus dem Volke, besonders in den Chorpartien. Die Amme der Medea z. B. denkt ganz in diesen Ideengängen, wenn sie von ihrer Herrin sagt:

Gefährlich sind die Großen der Welt.
Sie sind so sehr des Befehlens gewohnt,
Des Gehorchens so wenig, da findet und fügt
In veränderte Lage so schwer sich ihr Sinn.
Darum ist besser, man hat sich gewöhnt
An die Schranken der Gleichheit. Sind uns versagt
Die Höhen des Lebens, so bleibt uns dafür
Auf goldner Mittelstraße der Weg.
Der führt zeitlebens uns sicher, ihn lobt
Das Sprichwort schon und Erfahrung lehrt:
Das Bescheidene frommt dem Menschen allein.
Die Macht, die über das Maß sich erhebt,
Vertragen die Menschen nirgends und nie;
Und schlägt es das Schicksal, so sinkt das Haus
Des Stolzes in tieferem Sturze.

Wo Euripides eigene Gedanken äußert, bewegt er sich noch viel stärker als Aeschylus und Sophokles außerhalb der Formen der älteren Frömmigkeit. Leidenschaftlich protestiert er gegen die animistischen Bestandteile in den Göttervorstellungen. Götter, die Neid und Haß empfinden können, das sind eben keine Götter. So zeigt er dem Volke geradezu Karikaturen von Gottheiten, wie Athene im Hippolytos und Dionysos in den Bacchen als abschreckende Beispiele, wie die Götter nicht sein dürfen und be-

reitet damit einer neuen tieferen Auffassung des Göttlichen den Weg.

So hat er das Hybrisproblem als religiöses Problem im Gegensatz zu Sophokles innerlich überwunden. Anders steht es mit dem Hybrisproblem als ethischem. Hier offenbart der Hippolytos eine ganz eigenartige Auffassung dieses Gedankens. Auch Hippolytos verfällt der Hybris, aber nicht, indem er in fremde Rechte eingreift, sondern weil es ihm selbst an der inneren Harmonie und Ausgeglichenheit fehlt und er einseitig nur die eine Seite seiner Persönlichkeit entwickelt, andere mit Bewußtsein vernachlässigt. Er ist σεμνός, von prahlerischer Vermessenheit erfüllt, er betet nur zur Artemis, glaubt Aphrodite verachten zu dürfen. Das rächt sich wie jede Einseitigkeit in der Entwicklung der Persönlichkeit. Ähnlich ergeht es Herakles, der nur die männlichen Tugenden der Kraft und der Tapferkeit entwickelte und infolge der einseitigen Überspannung der Andreia in Wahnsinn verfällt. Euripides' Ideal ist die harmonische Entwicklung aller menschlichen Kräfte, eine eigenartige Verbindung der besten Gedanken der älteren Zeit mit den Errungenschaften der modernen Persönlichkeitskultur. Das war die Anwendung des Grundsatzes μηδὲν ἄγαν auf die eigene Person. Euripides ist es nicht gelungen, in sich selber das Ideal der ausgeglichenen Persönlichkeit darzustellen, erst Sokrates hat das vollendet, was Euripides erstrebte.

Er hat in sich das Persönlichkeitsideal verkörpert, das die Besten seiner Zeit im Herzen trugen. Auch er knüpft an an die alte Weisheit des delphischen Orakels, auch er steht noch unter dem lebendigen Einfluß der Hybrisidee, aber sein γνῶθι σεαυτόν enthält ein positiveres Ziel, das Streben nach der ἀρετή, dem Persönlichkeitsideal, dessen Gestaltung nach ihm alle späteren Philosophenschulen erstrebt haben. In der Aufstellung dieses Ideales der ἀρετή waren ihm ja die Sophisten schon vorangegangen, daß Sokrates es tiefer erfassen konnte als diese heimatlosen wandernden Aufklärungspropheten aus dem leichtsinnigen Kleinasien, verdankte er der tieferen Durchdringung des Mutterlandes und besonders seiner athenischen Heimat mit ethischem Gehalt, wie ihn die Hybrisidee vermittelt hatte.

So war die Hybrisidee und das Ideal der Sophrosyne einerseits eingemündet in die Idee der harmonisch entwickelten Persönlichkeit und lebte weiter in den ethischen Theorien der folgenden Jahrhunderte, andererseits war sie in der Frömmigkeit zurückgetreten und überwunden worden und führte ihr Leben weiter als Unterströmung des religiösen Empfindens.

Was war nun an die Stelle getreten, seit die Hybrisidee dem Bedürfnis nach einer tieferen Erfassung des Verhältnisses des Menschen zur Gottheit nicht mehr stand gehalten hatte, seit der Mensch es nicht mehr recht glauben konnte, daß er nur ein Spielball in der Hand der Götter sei? Nun, festere ethische

Normen hatten schon lange dies Verhältnis zu bestimmen gesucht. Billigkeit und Gerechtigkeit waren jetzt an die Stelle des blinden Schicksals getreten. Auch dies Bedürfnis regte sich beim Menschen schon ziemlich früh. Schon bei Homer wird einmal die Frage gestellt: Wie kann der Gott die Ursache des Übels sein? Zeus klagt im ersten Gesange der Odyssee in der Versammlung der Himmlischen: Ach, wie können die Menschen nur immer die Götter beschuldigen. Von uns soll das Böse in die Welt kommen. Und doch ziehen sie sich durch eigenen Frevel ihr Unheil zu, mehr, als ihnen verhängt ist.

Es ist wohl die älteste Theodicee der Weltliteratur, und sie zeigt, daß neben der Furcht doch auch noch andere Gefühle den Göttern gegenüber im Menschenherzen heimisch gewesen sein müssen. Freilich nur meteorartig taucht dieser Gedanke auf, um alsbald wider zu verschwinden. Weder für den primitiven Menschen, noch für den Menschen der homerischen Zeit sind die Götter im allgemeinen Träger der Gerechtigkeit. Auch dieser Begriff, soweit wir ihn historisch fassen können, ist erst aus der Sphäre der Menschen in die der Götter übertragen worden. Übrigens ist ja die Gerechtigkeit noch nicht einmal im menschlichen Sinne in der homerischen Welt recht heimisch geworden. Tapferkeit und List sind die Tugenden des homerischen Helden, wie Achilles und Odysseus sie repräsentieren, deren aristokratische Herrenmoral von Gerechtigkeit noch nicht viel weiß. Das Wort *δικαιοσύνη* kennt Homer überhaupt noch nicht.

Erst die mehr bürgerliche Kultur der späteren Zeit hat auch das Wort *δικαιοσυνη* geprägt. Im sechsten Jahrhundert heißt es bei Theognis 147 *Ἐν δὲ δικαιοσύνῃ συλλήβδην πᾶσ' ἀρετή 'στιν*: In der Gerechtigkeit liegt alle Tugend inbegriffen.

Auch die Entwicklung dieser Idee spielt sich vorwiegend im Mutterlande ab. Rudolf Hirzel hat in dem interessanten Buche über Themis und Dike die Grundlagen der griechischen Gerechtigkeitsbegriffe untersucht. Er kommt zu dem Resultat, daß beide zunächst mit den Göttern nichts zu tun haben, auch Themis bedeutet von Haus aus nicht ein göttliches Recht, sondern nur einen guten Rat. Als Göttin berät sie Zeus und andere Götter. Andererseits ist *θέμις* das, was ratsam ist für die Menschen und deshalb durch Sitte geheiligt, hat also zunächst mit dem Begriff der Gerechtigkeit gar nichts zu tun.

Auf ihn führt uns der Begriff der Dike. Dike ist eigentlich der Urteilsspruch des Richters, nach Hirzels Etymologie eigentlich der symbolische Wurf oder Schlag mit dem Richterstabe, mit dem jener die streitenden Parteien trennt, dann das Recht, und zwar die *εὐθεῖα δίκη*, das 'richtige' Recht. Nicht bei Homer, sondern widerum erst in der Welt des Mutterlandes ist sie zur Göttin geworden, zur Personifikation des Rechtes, das in der Welt zur Herrschaft kommen soll.

Homer kennt allerdings auch *δίκη* in der Bedeutung Ge-

rechtigkeit. 'Die Götter ehren die Gerechtigkeit und die billigen Handlungen der Menschen', heißt es in der Odyssee. Aber das ist eine durchaus menschliche Gerechtigkeit. Daneben kennt Homer auch schwache Ansätze einer göttlichen Gerechtigkeit, die Vorstellung von der ὄπις θεῶν von dem Auge der Götter. Nur einmal kommt es in der Ilias vor, in dem schönen Gleichnis im sechzehnten Gesange, wo Zeus grollend reißendes Wasser sendet, weil die Menschen falsches Recht sprechen und die Gerechtigkeit verjagen, ohne sich um das Auge der Götter zu kümmern. Ein Schrei aus der Tiefe des gequälten Menschenherzens in der Zeit dieses glänzenden, aber gewalttätigen Adelsregiments. In der Odyssee findet sich die Vorstellung von der ὄπις θεῶν schon häufiger. So verzehren die Freier den Eber des Odysseus, ohne sich um das Auge der Götter zu kümmern. Auch im Mutterlande regt sich zuerst der Ruf nach menschlicher Gerechtigkeit. In der großen sozialen Krisis des siebenten und sechsten Jahrhunderts (die im Zusammenhang steht mit der Entwicklung der Geldwirtschaft), war sich der mittlere Bürgerstand dem Adel gegenüber seiner Macht bewußt geworden. Manches, was der Mensch der früheren Zeit in seiner Ohnmacht dumpf als Verhängnis hingenommen, das empfindet er jetzt als himmelschreiendes Unrecht. Es regt sich das Rechtsgefühl, und so ertönt der Ruf nach Gerechtigkeit, nach geschriebenen Gesetzen, nach Verfassungen. Der ἀνὴρ δίκαιος wird das Ideal dieser neuen Zeit. Den Hesiod hat das beleidigte Rechtsgefühl zum Dichter gemacht, als ihn sein Bruder Perses um sein Erbe betrog, und Solon will das Ideal der Gerechtigkeit im athenischen Staat verwirklichen.

Diesen Begriff der irdischen Gerechtigkeit trägt man in die Religiosität hinein. Hesiod ist der erste, der die Götter als Hüter der Gerechtigkeit empfindet. Diese Auffassung ist bei ihm aus der persönlichen Erfahrung herausgewachsen. Die Ungerechtigkeit, die er selber erlebt und so bitter empfunden, mußte in ihm, wollte er nicht verzweifeln, mit Notwendigkeit die Zuversicht auf die nachfolgende Strafe der Götter erwecken. Je häufiger die Erfahrung, daß der Frevler auf Erden doch seiner Strafe entgeht, um so sicherer die Zuversicht, daß sie wenigstens Kinder und Kindeskinder treffen wird, während des guten Mannes Nachkommenschaft blüht und gedeiht.

Es ist natürlich, daß dies Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Götter, in den wildesten Zeiten sozialer Gärung zuerst empfunden, um so sicherer werden mußte, je ruhiger die Zeiten nachher wider wurden und je sicherer man sich fühlte in den neuen Verhältnissen. Solon hat schon ein viel festeres Vertrauen auf die Gerechtigkeit des Zeus als Hesiod:

> 'Nimmermehr bleibt ihm gänzlich verborgen, wer einen sträflichen Sinn hegt, immer wird es am Ende offenbar. Der eine büßt sogleich, der andere später, und wenn sie selbst entfliehen und die Rache der Götter sie nicht trifft, dann kommt es später. Unschuldig büßen ihre Taten Die Kinder oder die Enkel.'

Diese fast alttestamentliche Auffassung von dem Gott, der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, mochte ein Trost sein für den, der wie Hesiod im Gefühl erlittenen Unrechts die Rache dem Übeltäter und seinem Hause wünschte, oder wie Solon vom Standpunkte des überlegenen Beobachters das Treiben der Welt betrachtete, wer selber darunter leiden zu müssen glaubte, dem mußte es hart erscheinen. In diesem Sinne mag das Wort bei Theognis aufzufassen sein, das die Götter bittet, die Frevler selbst für ihre Schuld büßen zu lassen, und sie nicht an den späteren Geschlechtern zu rächen.

Im ganzen wurde diese Auffassung von dem Fortwirken der Schuld von Geschlecht zu Geschlecht in Griechenland ganz offenbar als schauerliche Wirklichkeit empfunden, und mit ihr hängt zusammen die Idee vom fortwirkenden Geschlechterfluch.

Blutschuld befleckt nicht nur den Täter, sondern die ganze Familie. Das Wergeld kennt wohl schon früh die homerische Welt Kleinasiens, aber noch lange nicht das griechische Mutterland. Hier dachte man konservativer, und der Fluch, der seit der Ermordung der Anhänger des Kylon auf dem Alkmeonidengeschlecht ruhte, hat diese über hundert Jahre zu einem unsteten Wanderleben verurteilt und ihnen zwischendurch immer nur vorübergehend den Aufenthalt in der Heimat ermöglicht.

Allerdings hatte schon früh das Delphische Orakel die mit Blutschuld Behafteten in seinen Schutz genommen und durch ein feierliches Zeremoniell eine Sühne der Blutschuld, in den meisten Fällen ermöglicht, so daß nur für einzelne Fälle die Blutrache bestehen blieb. So ordnete es das Blutrecht, und die Alkmeoniden haben aus Dankbarkeit dem delphischen Gott einen neuen prachtvollen Tempel gebaut, ohne jedoch dadurch in den Augen des Volkes die Schuld wirklich beseitigen zu können.

Die Idee des Geschlechtsfluches muß noch bis in die zweite Hälfte des fünften Jahrhunderts wirksam gewesen sein. Das beweist der Umstand, daß noch zu Beginn des Peloponnesischen Krieges unter dem Vorwand des Alkmeonidenfluches die Verbannung des Perikles verlangt werden konnte. Vor allem beweisen es aber die Dramen des Aeschylus. Niemand hat gewaltiger das Wirken der göttlichen Gerechtigkeit in den großen Heldenfamilien der Vorzeit darzustellen gewußt, vor allem in der Orestie. Schon das Schicksal Trojas zeigt das. Die Schuld des Paris rächt sich auch an Priamus und seinem ganzen Volke. Vor allem aber das Schicksal der Atriden. Agamemnons Vater Atreus hat schwere Schuld auf sich geladen. Der Fluch lastet auf dem Sohne und verstrickt auch ihn in Schuld und Verderben. Um Helenas willen rüstet er den gewaltigen Heereszug, die eigene Tochter opfert er, um die Fahrt zu erzwingen. In der Fremde gehen Tausende von Kriegern durch seine Schuld zugrunde, und durch die Zerstörung Trojas lädt er widerum schweres Unrecht auf sich. So ist es nur gerecht, wenn ihn zu Hause das Mordbeil der leidenschaft-

lichen dämonischen Gattin erwartet, die seit Iphigeniens Opferung den Gatten haßt und dann ihrerseits für die Mordtat büßen muß. Aber auch Orestes, der die Blutrache ausübt im Auftrage des delphischen Gottes, wird von den Erinnyen verfolgt, bis ihn endlich die Gnade des Gottes und der Spruch des staatlichen Gerichtes von seiner Schuld befreit. So wirkt nach Aeschylus die göttliche Gerechtigkeit auf Erden, doch hat auch er schon die Formel gefunden, ohne die die starre Gerechtigkeit unmenschlich wirkt, die göttliche Gnade.

Die Gerechtigkeitsidee als Weltanschauung charakterisiert vor allem die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts, der glückliche Erfolg der Perserkriege und der gewaltige Aufschwung der nachfolgenden Jahre mußte dieser Vorstellung neue Nahrung geben. Hand in Hand damit ging das Zurücktreten der alten Hybrisvorstellung. In der früheren Zeit konnte man nicht mehr in der Aussicht, daß auf allzu großes Glück schweres Unglück folgen müsse, und daß darum niemand vor dem Tode glücklich zu preisen sei, eine Art Ausgleich in den Menschenlosen sehen, das verbot der moderne Sinn für Gerechtigkeit; die Menschen der äschyleischen Zeit haben nur noch in der Vorstellung von der göttlichen Gerechtigkeit diesen Ausgleich gefunden.

So wie Aeschylus, nur nicht so konsequent, hat auch Herodot gedacht. Der Glaube an die Wirkung der göttlichen Gerechtigkeit in der Welt und der Nemesis der Götter bis in spätere Generationen findet sich in seinem Geschichtswerk immer wider ausgesprochen. Diesen felsenfesten Glauben an die Gerechtigkeit auf Erden kennen Sophokles und Euripides nicht mehr. Aber auch Aeschylus hat ihn sich erst erkämpfen müssen im Gegensatz zu dem herrschenden Götterglauben. Nicht als ersten beschäftigte ihn die Frage: Wie vereinigt sich die homerische Götterwelt mit der Vorstellung einer sittlichen Weltordnung? Dies Problem hat schon die ionischen Philosophen beschäftigt. Xenophanes hat die homerischen Vorstellungen als anthropomorph zurückgewiesen, Heraklit hat den Homer aus den Agonen verweisen wollen. Der Sophist Protagoras hat an der Existenz der Götter überhaupt gezweifelt. Nicht so radikal dachten die religiösen Denker des Mutterlandes. Pindar modelt die alten Göttermythen um nach den Bedürfnissen seiner mehr ethisch empfindenden Zeit, und Aeschylus hat in seinem Prometheus einen Ausgleich zu finden gesucht zwischen der Willkürherrschaft des Zeus der homerischen Welt und dem Zeus als Hüter der Gerechtigkeit und der sittlichen Weltordnung, an den er selber glaubte. Sie verhalten sich nach ihm wie Jugend und Mannesalter, und Prometheus, der sich trotzig aufbäumt gegen den Zeus der alten Zeit, versöhnt sich mit dem reifen Weltenlenker, der die Gerechtigkeit in den Olymp eingeführt hat. Ganz anders als der Optimist Aeschylus empfindet Euripides: auch ihm steht die Idee der Gerechtigkeit am höchsten, aber er vermißt sie in der Welt. Stärker als Aeschylus empfindet

er die Schwächen des homerischen Göttersystems, er kann nicht an Götter glauben, die so ungerecht handeln, und so allzu menschlich empfinden. „Wenn die Götter etwas Schlechtes tun, so sind es keine Götter.“ Ebenso stark empört ihn die Ungerechtigkeit auf Erden. Realistische Beobachtung der Welt und der Menschen hat bei ihm den äschyleischen Glauben an die Gerechtigkeit auf Erden erschüttert. Er findet die Gerechtigkeit weder hier, noch im Götterhimmel, sondern nur in der idealen Welt. Damit berühren sich Euripides' Gedanken mit denen der platonischen Philosophie.

Während Euripides die Gerechtigkeit auf Erden noch schmerzlich vermißt, hat Platon zuerst erkannt, daß die vollkommene Gerechtigkeit nur in der Welt der Ideen existieren kann. Auch Platon übt eine schonungslose Kritik an den Menschen und Verhältnissen seiner Zeit, aber doch nicht so negativ wie Euripides. Bei Platon erscheint die göttliche Gerechtigkeit auf der Erde wenigstens als Abbild. Wie die Ethik im Persönlichkeitsideal, so findet bei Platon die Politik jetzt im Gerechtigkeitsideal einen neuen Inhalt. So erwuchsen der nachsokratischen Philosophie aus Hybrisidee und Gerechtigkeitsidee neue Aufgaben. Seit der Begründung des philosophischen Monotheismus haben beide Ideen jedoch als religiöse Probleme ihre Bedeutung verloren. Die Hybrisidee war überhaupt bei denkenden Köpfen zurückgetreten und die Gerechtigkeit eine selbstverständliche Eigenschaft der Gottheit geworden.

Das eine hat diese Betrachtung wohl gezeigt, wie stark diese Ideen im griechischen Volksgeist wurzeln und wie sie im Grunde einen Ausfluß der selben Eigenart des Griechen bilden: Nicht nur in der Sophrosyne, auch in der Dikaiosyne äußert sich das selbe Streben nach Harmonie und Ausgeglichenheit. Sich und anderen die Grenzen zu setzen, das empfindet dies Volk überall als Bedürfnis. Und dabei der wunderbare Reichtum an individuellem Streben. Fast sollte man meinen, die Natur habe den Überschwang des Individualismus und das allzu große Streben nach Freiheit dadurch von innen heraus gehemmt, um dem Nationalfehler des griechischen Volksgeistes, der Willkür und Zügellosigkeit, zu steuern. Auch der römische Volkscharakter ruht auf dem Gerechtigkeitssinn, aber er ist von ganz anderer Art als die griechische Dikaiosyne. Er ist nicht eigentlich innerlich ethisch begründet, sondern äußerlich formal. Er wendet sich nicht gegen Willkür und Ungerechtigkeit, sondern gegen die allzu rigorose Ausnutzung bestehender Rechte, gegen die Ausbeutungssucht, den nationalen Fehler des Römertums. Der Deutsche ist in seinem Streben nach individueller Freiheit dem Griechen verwandt. Aber weniger der Sinn für Harmonie bildet für ihn die innere Grenze, die ihn vor Schrankenlosigkeit bewahrt. Vielmehr ist es das Gefühl der persönlichen Bindung von Mensch zu Mensch, das Gefühl der Treue, das den germanischen Freiheitsdrang zügelt. Man kann sich der Überlegenheit des deutschen bewußt sein und doch auch den griechischen für wertvoll halten.

Die Magdeburger Domschule und G. B. Funk 1769—1772—1814

Eine Schul- und Gedächtnisrede, gehalten am 18. Juni 1914

von

Heinrich Nöthe

Die Feier, zu der wir uns hier versammelt haben, gilt dem Andenken eines unserer früheren Rektoren, des heute vor hundert Jahren entschlafenen Konsistorialrats D. Dr. Gottfried Benedikt Funk, der durch sein langes, überaus segensreiches Wirken den alten Ruhm unserer Anstalt erneuert und weithin verbreitet hat.

Auf eine bald tausendjährige Vergangenheit darf unsere Domschule wohl zurückblicken. Mit dem von Otto I. 937 in Magdeburg gestifteten St. Mauritiuskloster, das 968 in ein Metropolitanstift (Erzbistum) für die slawischen Lande jenseits von Elbe und Saale umgeschaffen wurde, war von vornherein eine Stifts- oder Domschule verbunden. Diese ist sogleich nach ihrer Gründung zu großer Bedeutung gelangt und hat im zehnten und elften Jahrhundert auf die kulturgeschichtliche Entwicklung Norddeutschlands einen nachhaltigen Einfluß geübt.

Ihr berühmtester Lehrer und Leiter ist unstreitig Otrich gewesen (seit 950), ein zweiter Cicero; mit Gerbert, der später Erzbischof von Reims und dann Papst (Silvester II.) wurde, dem gelehrtesten Manne seiner Zeit, hat er im Jahre 980 im Beisein Ottos II. und zahlreicher Fürsten und Bischöfe in Ravenna disputiert. Seine Nachfolger, Ekkihard der Rote, Geddo, den jener Gerbert 997 in der Magdeburger Domschule begrüßte, Meginfried, Bodo aus Kaiser Lothars Zeit und zuletzt Gernand, haben den Ruf unserer Stiftsschule wacker aufrecht erhalten. Zumal Gernand, seit 1221 Bischof von Brandenburg, war von so hervorragender Bildung, 'daß vielfältig die Söhne der Edlen zu ihm geschickt wurden; täglich war seine Tafel von Armen, die er speiste, und von Schülern, die sich nach ihm zu bilden begehrten, besetzt'[1]).

Domschüler aus dieser frühesten Zeit sind folgende: Adalbert, der vornehme Prager Bischof, und sein Biograph Bruno von Querfurt; beide haben, den heidnischen Preußen das Christentum verkündend, der eine 997, der andere 1009, den Märtyrertod gefunden; weiter seien genannt Thiadelm, der als Scholaster die Bremer Stiftsschule sehr gehoben hat, Wigbert und Boso, zwei

[1]) Riedel, Cod. dipl. Brand. I 8, 72. Zudem vgl. hier und auch im folgenden Holstein, Gesch. d. Kgl. Domgymnasiums zu Magdeburg (1875, Magdeburg, C. Friese).

Bischöfe von Merseburg, der Erzbischof Giseler von Magdeburg, Suitger von Münster und zuletzt wider zwei Bekannte aus dem historischen Unterricht, Thietmar von Merseburg, der sächsische Geschichtschreiber, und wohl auch Adam von Bremen, seit 1069 Nachfolger Thiadelms, der Verfasser der berühmten Kirchengeschichte Hamburgs. Mehr bedeutende Lehrer und Schüler hat wohl kaum eine der mittelalterlichen Stiftsschulen gehabt.

Ist auch im Laufe der folgenden Jahrhunderte unsere Domschule, wie so viele andere, sehr zurückgegangen, so hat ihre Existenz doch niemals ganz aufgehört; in der Reformationszeit hören wir mehreres von ihr. 1561 bekannte sich das Magdeburger Domkapitel zur Augsburgischen Konfession. Aber erst 1667, bei Gelegenheit der Säkularfeier der Einführung des evangelischen Gottesdienstes im Dom, beschloß man, ein Seminarium pietatis et disciplinae einzurichten. Das ist die 1675 neugegründete Domschule, 1822 Domgymnasium genannt.

War für die alte Magdeburger Stiftsschule das erste Jahrhundert ihres Bestehens die bedeutendste Periode, so ist es bei der neuen Domschule umgekehrt: Bis 1770 ist sie zu gar keiner rechten Entwicklung gekommen, ja, 1681 ging sie, wenn auch nur für kurze Zeit, wider ein. Jahrelang hatte sie unter der Anfeindung des Magistrats und der Zöglinge der Altstädtischen Schule zu leiden; den Bürgerkindern wurde geradezu der Besuch der Domschule verboten; eine Schmähschrift eines Stadtschülers aus 1688 bezeichnete die Schüler am Neumarkt (Domplatz) 'als neumärkische Schulfüchse, Hundsfötter, Esels, Köters, Blasebälge, Ochsen, Schlingels' usw.

Die ersten Domschulrektoren waren Lohmeyer, Vater und Sohn, aus Hildesheim, und dann der Restitutor scholae Elemannus Röver (1686—1694), unter dem die Schülerzahl bis auf 200 stieg; darunter befanden sich die Söhne der edelsten Familien: v. Lynar, v. Arnstedt, v. d. Schulenburg, v. Münnich, v. Arnim, v. Wulffen, v. Krafft u. a. Auf Röver folgten in der Leitung Christian Müller, Immermann und Johann Eustachius Goldhagen aus Nordhausen (1753—1772), letzterer, wie sein Vorgänger, ein hervorragender Gelehrter, der zumal in Nordhausen zahlreiche Programme geschrieben und Herodot, Xenophon, Pausanias und griechische und römische Dichter zum Zweck ihrer Popularisierung übersetzt hat. Aus verschiedenen Ursachen ging die Domschule aber wider zurück; während sie 1754 noch 250 Schüler gehabt hatte, waren es 1769 nur noch 116.

Da kam durch die Berufung Gottfried Benedikt Funks, der drei Jahre später Goldhagens Nachfolger wurde, kräftiges und bald blühendes Leben in unsere Schule, gleichsam ein zweites goldenes Zeitalter brach für sie an, Otrich und Gernand kehrten wider in dem jungen Funk.

Gottfried Benedikt Funk ist geboren am 29. November 1734 zu Hartenstein im heutigen Königreich Sachsen. Sein Vater, eines

Lehrers Sohn, war ein gewissenhafter Prediger und Seelsorger; seiner Mutter, einer Pastorstochter, verdankt er besonders die ersten und mächtigsten Eindrücke von Religion und Gottesfurcht. Früh schon pflegte er sich der Aufsicht und Wartung, später auch des Unterrichts und der Erziehung seiner jüngeren Geschwister, zweier Brüder und einer Schwester, mit kindlicher Sorgfalt mitanzunehmen. Zehn Jahre war er alt, als das Schwesterlein geboren wurde und dabei das Leben der Mutter in Gefahr kam. Da lief er in seiner Bekümmernis in den Garten, warf sich unter einem großen Baum auf die Knie und bat seinen lieben Gott unter heißen Tränen um die Erhaltung der geliebten Mutter. Sie genas. Stundenlang saß nun Gottfried Benedikt mit einem Buche in der Hand neben der Wiege oder trug die Kleine auf seinen Armen sorgsam umher; auch sonst half er im Hauswesen, wo er nur konnte.

So zeigte schon der Knabe im kleinen, was nachher den Jüngling, Mann und Greis vor andern auszeichnete, unermüdliche Tätigkeit, Wissen und Lehrtrieb, Herzensgüte, Frömmigkeit und festes Vertrauen auf Gott.

Dreizehnjährig, kam Gottfried Benedikt aus dem engen Kreise des Vaterhauses auf die Schule in Freiberg zu Rektor Biedermann, wo er seine Arbeitslust und Nächstenliebe in einem größeren Kreise ausüben konnte. Unter seinen Mitschülern zeichnete er sich derartig aus, daß er mit sechzehn Jahren bei seinem Rektor und bald noch in andern geachteten Freiberger Familien Hauslehrer wurde und so zu früher Selbständigkeit gelangte. Daneben war er als Mitglied des Singechors auf die Erweiterung seiner musikalischen Bildung und seiner Bekanntschaft mit Bibel, Gesangbuch und allem kirchlich-liturgischen Wesen bedacht. Hat er doch später geistliche Lieder gedichtet und über die Musik und den Nutzen der musikalischen Bildung geschrieben[1]. Geradezu erstaunlich aber ist, was alles er neben dieser angestrengten Tätigkeit in seinen Freistunden noch für sich studiert hat. Nach einem Tagebuche aus 1753 hat der neunzehnjährige Autodidakt in diesem einen Jahre vom 4. Januar bis zum 12. Oktober und am 16. Dezember von den griechischen und lateinischen Autoren allein folgende gelesen: Homer (vier Gesänge der Ilias), Euripides (Orest und Phönissen), Herodot, Xenophon, Isokrates, Plutarch, Arrian, Lukian, Terenz (zwei Komödien), Vergil (Georgika), Horaz (Satiren), Juvenal (zehnte Satire), Cicero (philosophische Schriften und Briefe), Nepos, Livius (Buch 1—10), Plinius (Briefe), Tacitus (Agricola), Sueton (de claris rhetoribus); davon bewältigte er z. B. vom 24. Januar bis 2. Februar sieben Bücher des Herodot, vom 3.—21. März fünfzehn Biographien aus Plutarch, zwei aus Nepos und vier Bücher der Briefe des Plinius, vom 22.—24. März sechs Reden

---

[1]) G. B. Funks Schriften 1, 1-64, 85—128.

und sieben Briefe des Isokrates, am 9. Juni des Euripides Orest und Buch 1 der Georgika, am 19. Juni Livius Buch 1—3, am 25. und 28. Juni Gesang 5 und 6 der Ilias. 'Freylich nahm er hierbey auch die Nächte zu Hülfe, die er unter andern einst mehrere Wochen hindurch während einer Ruhrepidemie, ohne selbst davon befallen zu werden, an den Krankenlagern seiner Mitschüler, in Gesellschaft der Griechen und Römer durchwachte[1].'

Bei solcher ernsten Arbeit zog es den Überreifen gar nicht zur Universität. Es offenbarte sich schon seine ganze Idealität: die Studien trieb er um ihrer selbst, nicht um des Brotes willen. Auch mochte er nicht auf das Apostolikum und die andern symbolischen Bücher der evangelischen Kirche schwören. Der Hofprediger Cramer in Quedlinburg, fast zwölf Jahre älter als er, den er aus seinen Gedichten und Schriften kannte und an den er sich jetzt in dieser Bedrängnis wandte, konnte seine Bedenken nicht beseitigen. So ging Funk erst Ostern 1755 nach Leipzig, um die Rechte zu studieren; doch nur ein Jahr blieb er dort.

Jener Johann Andreas Cramer war 1754 auf Klopstocks Empfehlung bei dem dänischen König Friedrich V. in Kopenhagen deutscher Hofprediger geworden und berief Funk Ostern 1756 als Erzieher in sein Haus. In diesen Jahren wurde Dänemarks Hauptstadt ein wichtiger Mittelpunkt auch für die deutsche Geisteswissenschaft: Seit 1751 zogen Friedrich V. und sein leitender Minister v. Bernstorff (aus Hannover) zahlreiche Berühmtheiten, Dichter und Literaten, nach Dänemark, von Deutschen zuerst Klopstock aus Sachsen, den Dichter des Messias und der Oden, dann Basedow aus Hamburg, den Freigeist und Pädagogen, und jenen Theologen und Schriftsteller Cramer. Hatte dieser doch durch Zufall den damals noch studierenden jungen Messiassänger in Leipzig entdeckt und bewirkt, daß in den 'Bremer Beiträgen', für die er selber schrieb, die ersten drei Gesänge des Messias im Jahre 1748 erschienen. Zwei Jahre nach Cramer kam Funk in diesen 'nordischen Literaturkreis', nach ihm Sturz, J. H. Schlegel aus Meißen, Resewitz, der spätere Generalsuperintendent und Abt von Kloster Berge, Schönborn, Gerstenberg u. a.

Im Umgang mit solchen feingebildeten, zum Teil hochstehenden Männern, zumal mit Cramer und Klopstock, der öfters schon morgens um drei oder vier Uhr seine Besuche machte, wuchs sich Funks vielseitiges Gelehrten- und edles Menschentum glänzend aus. Beides bedurfte er auch in der ihm durch das Geschick vorbehaltenen späteren Lebensstellung. Wie auf die Universität, so hat er sich auch hierauf lange und genugsam vorbereitet, wider ohne irgendein festes Ziel im Auge zu haben, wahrlich nicht die schlechteste Vorbereitung; solch Lebensgang ist damals nicht selten gewesen. $13^1/_2$ Jahr hat Funk in Cramers gastfreiem Hause gelebt, fleißig und immer fröhlich unterrichtend oder

[1]) Funks Schriften 2, 304.

für sich studierend, dichtend und schriftstellernd im Verein mit hochstrebenden Geistern. Von den 25 geistlichen Liedern im ersten Bande seiner Schriften sind 18 in Kopenhagen entstanden. Die letzte seiner ebenfalls hier herausgegebenen gelehrten Abhandlungen sind die 'Symbolae ad interpretationem Sacri Codicis' (Schriften 2, 1—106); sie verraten eine tüchtige Kenntnis der orientalischen Literatur. Eine spätere Arbeit, 'Gedanken von dem Nutzen richtig getriebener Philologie in den Schulen', wider abgedruckt im 'Berliner Magazin der Wissenschaft und Kunst', Band II, 1784[1]), eine nach Form und Inhalt gleich vollendete, tiefgründige Würdigung der klassischen Studien, heute noch sehr lesenswert, fand volle Anerkennung bei dem großen Philologen Fr. A. Wolf; im 'Museum der Altertumswissenschaft' I 62 nannte er sie 'die Abhandlung eines der besten und gelehrtesten Schulmänner Deutschlands, die in Inhalt und Ausführung ein weitläufiges Buch aufwiege'.

Wie schon gesagt, wurde Funk 1769 an unsere Domschule und zwar in die Stelle eines Subrektors berufen. Seine Abkehr vom Apostolikum bestand nach wie vor. Ostern 1772 wurde er Rektor. Dieser glücklichen Berufung verdankt unsere Anstalt ihren vorher nie geahnten Aufschwung und durch die große Zahl ausgezeichneter Zöglinge ihren weitverbreiteten Ruf. Schon bald nach Funks Eintritt kehrten Ordnung, Fleiß und Sittlichkeit bei den Schülern wider ein; damit wandte sich auch das Vertrauen der Eltern der Anstalt wider zu; wie durch ein Wunder, eilten bald 300 und mehr Scholaren zum 'Dom', um Tüchtiges fürs Leben zu lernen.

Funk ist zeitlebens ernster Natur gewesen; daher sein früher Hang zu unermüdlicher und stets gründlicher Betätigung, daher auch seine tiefe Religiosität: Immer froh und zuversichtlich, vertraute er auf die alles leitende, unveränderliche Güte Gottes. Dazu kam, beseligend und die Tatkraft stählend, die damals von vielen gehegte Überzeugung, 'daß wir einer höheren Weltordnung angehören, und daß dieses Erdenleben nur das Kindheitalter einer immer schöneren und seligern Fortdauer, eines ewigen Fortschreitens zu höherer Vollkommenheit und Gottähnlichkeit sey'[2]). In stetig neuen und dichterischen Wendungen begegnet uns dieses nur feineren Seelen eigene Bekenntnis in Funks zahlreichen Schulreden und Andachten, Dichtungen und Aufsätzen.

Neben seiner allseitigen Bildung und Gelehrsamkeit besaß Funk große Beredsamkeit und stilistische Fertigkeit, wie überhaupt vornehmste geistige und äußerliche Gewandtheit. Seine Unterrichtsweise war nicht minder geschickt und ernst und klar. Zuletzt, aber last not least, ist hervorzuheben die große Milde seines ganzen Wesens, womit er jederzeit gerecht und liebevoll zumal seinen Schülern begegnete. Im Lehrerkollegium, aus dem

---

[1]) Schriften 1, 237—283.
[2]) Schriften 2, 291.



seine drei tüchtigen Amtsnachfolger der Reihe nach hervorgegangen sind, wußte sein Geist alles zur Eintracht, zur Pflichttreue, zum rastlosen Wirken zu beleben, alle seine Mitarbeiter verpflichtete er durch seine innige Liebe zu dauernder, dankbarer Verehrung.

Diese große Menschenliebe, die Gott uns zuerst gelehrt, war Funks heiligstes Gesetz und stetige Richtschnur in seinem so nützlichen Leben. Damit hat er unzählige Seelen geweckt und tüchtige Menschen gebildet und seinen dauernden Nachruhm gegründet.

Mit der Domschule war bis 1822 ein von Funk selber gegründetes Lehrerseminar verbunden, ferner eine Freischule in der Sudenburg, der Domchor und die Domkurrende. Dazu hatte Funk die Kandidaten der Theologie und Philologie in Magdeburg zu prüfen und zwar in seiner Eigenschaft als Königlicher Konsistorialrat. Diese Würde erlangte er 1785 auf Antrag des ihm befreundeten Domdechanten Herzogs Ferdinand v. Braunschweig, des Schwagers und tüchtigsten Helfers Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege, des Siegers von Krefeld, Minden und Vellinghausen, der, wie Funk, in Magdeburg ein Wohltäter der Armen und Bedürftigen war[1]).

In solch vielseitiger Tätigkeit ist Funks Leben in Magdeburg in langem Zeitraume dahingeflossen, fast immer spiegelglatt und eben. Als Auserwählter stand Funk über dem Schicksal.

Das Liebste von allem war und blieb ihm seine Domschule. Ihr hat er stets seine beste Kraft gewidmet. Mit der ganzen Glut seiner reichen Seele umfaßte er alles, was seines Amtes war. In das Wesen jedes einzelnen seiner Schüler versenkte er sich und ruhte nicht eher, als bis er daraus Erkenntnis geschöpft und Samenkörner des Wahren und Schönen, des Heiligen und Ewigen hineingelegt hatte, 'Saat, von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen'.

Vornehmlich im Religionsunterricht wirkte er mächtig; er zeigte seinen Zöglingen den Wert der Religion für ihr Leben, für ihre Moral und innere Festigung. 'Seid Täter des Worts und nicht Hörer allein,' war sein tägliches Mahnwort und Beispiel. Gleichgültigkeit und Unglauben bekämpfte er nicht minder als die unleidliche Intoleranz: Jeder, der seiner Überzeugung treu folge, lehrte er, sei zu achten; was mir als wahr vorkommt, braucht es noch lange nicht für andere zu sein; achten und lieben müssen wir jeden, sofern er glaubt, recht zu tun; eben darum soll man auch Beleidiger und Feinde nicht hassen noch verdammen, sondern das Gute an ihnen suchen, über das Böse aber das Urteil dem anheimstellen, der da recht richtet. Trachte jeder

---

[1]) Das Domgymnasium besitzt u. a. ein großes und schönes Ölbild von ihm.

nach seiner Überzeugung hienieden nach dem Reiche Gottes! 'So ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr es tut.'

In diesem Sinne unterrichteten auch die übrigen Lehrer der Domschule, so daß sogar unter dem Wöllnerschen Regime eine Schulvisitation außerordentlich günstig ausfiel.

Von den Klassikern traktierte Funk am liebsten Horaz' Satiren und Episteln; dadurch meinte er die Allgemeinerziehung, die ihm am wichtigsten schien, am besten zu fördern. Seine Lebensweisheit, in Kopenhagen auf hoher Warte gewonnen, legte er mit Vorliebe gerade in die Horazerklärung. Es war eine Lust, sogar für die Domherren, ihm da zuzuhören.

Sorgfältig berücksichtigte er die Bestimmung jedes einzelnen Zöglings, sowohl des künftigen Juristen oder Mediziners wie auch des dereinstigen Gottes- und Schulmannes. Und wer in der Wahl des Berufes etwa noch schwankte, dem gab er nützlichen Rat.

Viel inniger als heute war damals das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern. Funks Sorge für seine Pfleglinge ging aber über das übliche Maß noch weit hinaus. Allen half er mit Rat oder Tat, Unbemittelte unterstützte er mit Büchern oder aus seinem geringen Gehalt bis auf den letzten Groschen; einige von ihnen hatte er, ein zweiter Gernand, neben vornehmen Jünglingen immer in seinem Hause, natürlich unentgeltlich. Unter diesen Hausgenossen befand sich sein Neffe Karl Funk, der Sohn seines ersten Bruders Christlieb Benedikt, der als Professor der Physik in Leipzig 1786 gestorben war.

Der Abbé Denina[1]), ein namhafter italienischer Geschichtsschreiber und Bibliothekar in Turin und Paris, der von 1782 an ein Jahrzehnt in Berlin als Mitglied der Akademie und preußischer Legationsrat gelebt hat, erzählt von einem Besuche dieses Jugendheims bei Funk, dem Junggesellen: Ohne Nachtmütze schliefen die Zöglinge in einer ungeheizten Kammer, wo es durchregnete und der Schnee eindrang; solche Abhärtung bekam ihnen aber sichtlich. Einer, der sich zum Seemann bilden wollte, lag sogar in einer Hängematte hart unter den Dachziegeln.

Im Oktober 1806, als sich nach der Schlacht bei Jena der verderbliche preußisch-französische Krieg auch auf die Festung Magdeburg zog, brachte Funk selber zu größerer Sicherheit einige seiner auswärtigen Pfleglinge zu ihren Eltern. Die Rückkehr war ihm aber unmöglich. Das retirierende Blüchersche Korps, auf das er stieß, schob ihn unaufhaltsam vor sich her nach Lübeck, wo er dann, nicht ohne eigene Lebensgefahr, am 6. November Augenzeuge des mörderischen Straßenkampfes wurde. Doch sollte er hier auch Freude erleben: Ehemalige Schüler, darunter der Schauspieler Feddersen, der Sohn eines verdienten Kinderschriftstellers und Predigers (gestorben 1788 in Altona), begrüßten ihn; auch lernte er mehrere ausgezeichnete Lübecker Gelehrte

[1]) La Prusse littéraire II 91.



kennen. Erst Anfang Januar konnte er nach Magdeburg heimkehren.

Das einzige Mal war es in seiner Lehrtätigkeit, daß er seinen Geburtstag nicht unter seinen Schülern hatte verleben können. Mit der Zeit nämlich war der 29. November für alle, auch für die ehemaligen Zöglinge und viele andere Bekannte, ein Erinnerungstag geworden, wo man den verehrten Lehrer und Freund mündlich oder schriftlich beglückwünschte. Unter anderem habe ich noch von einem jungen Schüler aus dem Jahre 1805 eine kleine, rührende Gabe, eine mühsame Ausarbeitung einiger Kreissätze, mit lateinischer Widmung dem verehrten Rektor dargebracht. Die Größeren verfertigten längere Gedichte, auf die man noch öfter in unserm Archiv stößt. Wo mehrere Funkfreunde an einem Orte waren, kamen sie an diesem Tage zusammen. So haben im Jahre 1800 in Berlin mehrere Domschüler, darunter sicherlich Klewiz, wohl auch Hanstein und Delbrück, für 289 Taler ihrem Lehrer und Freunde ein großartiges Geschenk gemacht in Gestalt einer goldenen Denkmünze [1]); die Vorderseite zeigte Funks Bildnis, die Rückseite außer anderem einen Storch und einen Kubus mit einer Schriftrolle und Alexanders Dankesworten an Aristoteles: Per patrem vivo, per hunc bene vivo.

Vor allem in dieser Liebe, der echten Nachfolge Christi, steht Funk im dauernden Gedächtnis der Nachwelt. Wer Liebe säet, der wird auch Liebe ernten. Nur wer sein alles und auch den letzten Pfennig für andere zu opfern vermag, der erzeugt bei den Gutgesinnten die oft so nötige Idealität und Freigebigkeit. Wer selber tüchtig ist und edel und fromm, der erzieht auch die willigen Knaben zu tüchtigen, edlen und frommen Bürgern. Das alles hat Funk in seltener Weise und Fülle getan. In einem Bericht des Magdeburger Konsistoriums vom 31. Juli 1814 heißt es [2]): '—, wie denn auch kaum eine Schulanstalt in Deutschland — in den letzten verflossenen 40 Jahren so viele kenntnisreiche, gründlich gebildete, um Staat und Wissenschaften hochverdiente und dadurch berühmt gewordene Männer erzogen hat, als die Magdeburger Domschule.'

Wie die Saat, so die Ernte. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; nur einige der zahlreichen im Leben nachher hervorragenden Funkschüler seien hier aufgezählt:

1. W. A. v. Klewiz aus Magdeburg (1760—1838), Funks treuester Schüler, der mit seinem 'Vater', wie er Funk oft dankerfüllt nannte,' in Briefwechsel stand. Er gehört zu Preußens tüchtigsten Beamten. 1813 wurde er Zivilgouverneur der wiedergewonnenen preußischen Lande zwischen Weser und Elbe und zog

---

[1]) Eine vorzügliche silberne Nachbildung verwahrt die Münzsammlung der Magdeb. Stadtbibliothek.

[2]) Holstein S. 100.

an Magdeburgs 'glücklichstem Tage', am 24. Mai 1814, neben Tauenzien in seine von der Franzosenherrschaft endlich befreite Vaterstadt ein, aufs herzlichste begrüßt auch von seinem treuen Erzieher. Nachher war er Finanzminister und zuletzt Oberpräsident der Provinz Sachsen. Unfraglich hat er für Funks Nachruhm das meiste getan. Diese selbstlose Dankbarkeit sowie die Briefe sprechen mehr als alles andere für ihn und seinen Mentor. Ich kann es mir nicht versagen, sein letztes Schreiben an Funk vom 28. April 1814 hierher zu setzen: 'Ich bin unendlich glücklich, mein Vater und Freund! Denn ich komme zu Ihnen und zu meinen Landsleuten; komme als der Bote des edelsten frömmsten Königs! Daß ich dies bin, und wie ich es bin, ist Ihr Werk!! Ich komme, durchdrungen von der Überzeugung, daß nur Gott es ist, der eine solche Entwicklung der Dinge herbeiführen konnte.

Die Leiden der Welt haben mich oft an den Rand des Grabes geführt. Dennoch bringe ich Ihnen jetzt, wie vormals, mein Gesicht wieder[1]), und habe noch die Freude, Ihnen meinen Sohn zuzuführen, in welchem ich fortzuleben hoffen darf, wenn Sie für ihn sorgen.'

2. und 3. sind als Funks Lieblinge zu nennen Hanstein (1761—1821), zuletzt Oberkonsistorialrat und Propst in Berlin, und Geheimer Regierungsrat Gottlieb Delbrück, der Sohn eines Magdeburger Ratsmannes, gestorben 1830 als Superintendent und Ephorus in Zeitz; von 1800—1810 hat G. Delbrück die beiden Königssöhne, den späteren König Friedrich Wilhelm IV. und unsern König und Kaiser Wilhelm I. in jener Jahre Freud' und Leid trefflich erzogen; von ihm birgt unser Archiv noch mehrere bisher unbekannte Briefe.

4. Ferdinand Delbrück, Gottliebs Bruder, gestorben 1848 als Professor in Bonn, der Erzieher des Prinzen August und der Prinzessin Charlotte, der nachmaligen russischen Kaiserin. Übrigens ist auch Gottliebs Sohn, Martin Friedr. Rudolf v. Delbrück (1817 bis 1903), Bismarcks 'rechte Hand' in Bundesrat und Reichstag und einer unserer verdientesten Staatsminister, eine Zeitlang, allerdings unter Direktor Matthias, Magdeburger Domschüler gewesen.

Funkschüler sind dann wieder 5. K. v. Morgenstern, gestorben 1852 in Dorpat als Professor der Philologie und Staatsrat (Exzellenz), er hat für unsere Schule ein Stipendium gestiftet; 6. Graßhoff, Schulrat und Gymnasialdirektor in Köln; 7. Bormann, Geheimer Obertribunalsrat in Berlin; 8. Göring, Rektor in Magdeburg und in Lübeck; 9. v. Bismarck, Regierungspräsident in Magdeburg; 10. Paalzow, Geheimer Finanzrat in Berlin; 11. Basedow, Präsident in Dessau; 12. Göschen, Hofrat und namhafter Rechtslehrer in Göttingen; 13. Gottlieb Delbrück, gestorben 1842 als

---

[1]) Mit dieser Ermahnung hatte Funk Ostern 1779 seinen zuerst mit dem Lorbeer bekränzten Abiturienten Klewiz zur Universität entlassen. Ihre Deutung ist leicht.



Kurator der Universität Halle; 14. Faber, Regierungsrat in Magdeburg; 15. Meckel, Geheimer Medizinalrat und berühmter Anatom in Halle; 16. v. Münchhausen auf Leitzkau, Geheimer Regierungsrat in Magdeburg; 17. v. Plotho, Kammerherr auf Lütgenziaz bei Möckern; 18. Silberschlag, Geheimer Justizrat in Magdeburg, nach Gottlieb Delbrück lange Jahre Verwaltungsrat unserer Funkstiftung; 19. Matthisson, Gymnasialdirektor in Brieg; 20. Reuscher, Gymnasialdirektor in Kottbus; 21. Lücke, Theologieprofessor in Göttingen; 22—26. Matthias, K. Funk, Wiggert, die drei tüchtigen Nachfolger Funks, unter denen die Frequenz der Domschule bis auf 500 Schüler stieg, und Sucro und Wolf, zwei ebenso verdiente Professoren unserer Anstalt, letzterer der Vater des Geheimen Kommerzienrats Dr. Rudolf Wolf, des Begründers der großen Wolfschen Maschinenfabriken in Buckau, und Salbke, dessen Söhne alljährlich einem unserer Abiturienten den Besuch des Deutschen Museums in München ermöglichen.

27. Zuletzt sei auch noch erwähnt einer der tapferen Neun, die 1813 von unserer damals französisch-westfälischen Schule in den Freiheitskrieg mit hinauszogen[1]), Andreas Gottlieb Hoffmann, eines Müllers Sohn aus Welbsleben, gestorben 1864 als namhafter Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen in Jena. Von ihm haben wir in unserm Archiv noch den schriftlichen Beweis, wie Tüchtiges auf unserer Schule gelernt werden konnte, nämlich seine völlig fehlerfreien Abiturientenarbeiten, darunter einen langen lateinischen Aufsatz de Davide rege und einen kurzen deutschen Aufsatz, worin er seine Feldzugserlebnisse, seine Empfindungen auf dem Rückmarsche und zuletzt das freudige Wiedersehen der Heimat, Eltern und Geschwister geradezu ergreifend schildert.

Mit dieser langen Aufzählung sind wir an das Ende von Funks segensreichem Wirken gekommen. Selbstverständlich ist auch ihm, dem Sachsen von Geburt, die traurige Lage seines selbstgewählten preußischen Vaterlandes nahe gegangen. Aber Gott hat es so gefügt, Napoleon ist sein Werkzeug. Auch ohne diesen — schreibt Funk z. B. an einen Freund Kunz[2]) — 'war ein Kampf zwischen den alten, unhaltbar gewordenen Formen der Staaten und dem ganz veränderten Geiste ihrer Bewohner unvermeidlich. — Der große Vorzug unsers Geistes ist doch gewiß dieser, daß jedes Schicksal, welches ihn trifft, durch ihn selbst ein unfehlbares Mittel zu seiner Besserung und Veredlung, und folglich auch zu seiner innern höheren Vervollkommnung und Glückseligkeit, werden kann'. Gott weiß und setzt zu rechter Zeit solcher Prüfung ein Ziel.

Und als dieses endlich eintrat, für das arg ausgesogene

---

[1]) 1815 gingen 16 Domschüler mit in den Kampf gegen Napoleon; 1914 sind insgesamt 65 Schüler und 22 Lehrer des Magdeburger Domgymnasiums ins Kriegsheer eingetreten.

Magdeburg allerdings reichlich spät, erst am 24. Mai 1814, wie jubelte da der Achtzigjährige in einem Briefe vom 27. Mai[1]), geschrieben an den Gutsbesitzer Girke auf Haus Girke: 'Gott sey gelobt! Nun kann ich Ihnen wieder schreiben und Nachrichten von Ihnen erhalten. — Seit verwichenem Montage sind wir von unsern Unterdrückern befreyt; und den Tag darauf zog General Tauenzien in Magdeburg ein. — Ich selbst bin seitdem fast keine Viertelstunde Herr meiner Zeit gewesen. — Ich habe mich, Gott sey Dank! ununterbrochen wohl befunden, und meine Berufsgeschäfte keinen Tag auszusetzen mich genöthigt gesehen. — Gott sey Dank, daß wir wieder unter dem Scepter unsers guten Friedrich Wilhelm sind, und daß Deutschland wieder frey ist. Gott hat Alles wohl gemacht: Mögen nur die Nationen es nie vergessen und durch Besserung und Veredlung ihrer selbst sich seiner Gnade immer würdiger machen.'

Wirklich hatte Funk in aller Frische an den Einzugsfeierlichkeiten zu Ehren der preußischen Truppen teilgenommen und den miteinziehenden Klewiz freudig begrüßt. Als diesem wenige Tage darauf in Erinnerung an seine Zugehörigkeit zu Magdeburg seitens der Stadt die Bürgerkrone feierlich überreicht wurde, da war Funk der Wortführer, aber, sonst so beredt, vermochte er vor lauter Rührung kaum zu sprechen.

Ob ihn da nicht schon die Krankheit, die ihn bald abrufen sollte, wenn auch nur für einen Augenblick, übermannt hat? Am 10. Juni stellte sie sich in ihrer ganzen, tödlichen Wirkung ein, eine äußerst schmerzhafte Blasenvereiterung, die nach unaufhörlichen, unsäglichen Leiden am siebenten Tage erlösende Bewußtlosigkeit und am neunten, an einem Sonnabend, am 18. Juni, morgens nach $^{1}/_{2}$ 6 Uhr Funks seliges Ende herbeiführte. Durchlaufen war die beschiedene Laufbahn, zu tausendfachem Gewinn das anvertraute Pfund gebracht.

Um den Dahingeschiedenen, dem auch der andere Bruder, Immanuel Benedikt, Arzt in Lößnitz, 1796 schon im Tode voraufgegangen war, standen trauernd sein Neffe Karl und jenes Schwesterlein, vom ältesten Bruder einst so treu gepflegt, nun eine Pastorswitwe von 70 Jahren.

Unter großer Feierlichkeit wurde der Freund von Tausenden am dritten Tage zur Erde bestattet, und zwar als Domvikarius auf dem Domkirchhof inmitten des Kreuzgangs, einem Friedhof sondergleichen.

Tief empfunden vor allem war der Nachruf, den ihm an diesem Tage, dem 21. Juni, die Magdeburgische Zeitung auf zwei Seiten widmete; darin heißt es unter anderm: 'Selten findet sich bey Einem Manne Alles, was schön und vortrefflich ist, in dem Grade vereinigt, als bey diesem liebenswürdigen Greise. — Er war der Edelsten Einer — eine wahre Zierde unsers Geschlechts —,

---

[1]) Schriften 2, 271 f., 273 ff.



der den berühmtesten Männern Deutschlands an die Seite gesetzt zu werden verdient.' Die Todesanzeige des Konsistoriums in der selben Zeitungsnummer spricht von 'großen, unverkennbaren Verdiensten des Verstorbenen um den Staat, um Welt und Nachwelt'. Und mit gleicher, verdienter Lobrede begleitete der Zivilgouverneur Klewiz die Anzeige von seines 'Vaters und Freundes' Tode im Gouvernementsblatte: 'Die Nation verliert in ihm den trefflichsten Bildner ihrer Jugend, und sein Andenken lebt noch in ferner Nachwelt fort.'

Wie zu erwarten war: Nicht allein in Worten, sondern auch in Werken zeigte sich die Dankbarkeit der zahlreichen Schüler, Freunde und Verehrer des Heimgegangenen. Geleitet von Klewiz und der Mittwochsgesellschaft, einem literarischen Verein, dem Funk lange angehört hatte, stifteten sie, daß ihres Lehrers Andenken in Segen bleibe, drei 'Monumente', kostbar und von dauerndem Nutzen:

1. Funks Marmorbüste in der Südwestecke des Doms, von der Hand des damals berühmtesten Bildhauers Christian Rauch, mit der Umschrift scholae, ecclesiae, patriae decus, enthüllt am 29. November 1818;

2. die Zusammenstellung und Neuausgabe von Funks wertvollsten Schriften und geistlichen Liedern, einigen Morgengebeten, Schulreden und Briefen nebst einem Anhang über sein Leben und Wirken, zwei Bände, Berlin 1820 und 1821, besorgt von K. Funk;

3. die Sammlung zahlreicher Geldbeiträge, bestimmt in erster Linie zur Bestreitung der Ausgaben für Büste und Schriften, dann aber auch zu einer ewigen Stiftung in Funks Sinne.

Trotz der damaligen pekuniären Bedrängnis nach der jahrelangen französischen Bedrückung und den schweren Kriegsjahren kamen auf Klewiz' Aufrufe bald 4859 Taler 2 Sgr. beisammen, und zwar von 558 Einzelgebern bzw. Gesellschaften, darunter 500 Taler vom Magdeburger Domherrn und Grafen Schlabrendorf, dem bekannten Wohltäter so vieler Gelehrten in Paris, 300 Taler von dem Maler Sieg als Ertrag einer Gemäldeausstellung in Magdeburg, ebenso 300 Taler vom hiesigen Magistrat, 100 Taler von der Kaufmannschaft, 360 Taler vom Oberlandesgerichtspräsidenten v. Klevenow in Magdeburg, 200 Taler von Klewiz, 200 Taler von Girke, 215 Taler vom Oberamtmann Bennecke zu Aken usf.

Nach Abzug der Ausgaben für die Büste (713 Taler 10 Sgr. 11 Pf.), für die Stiftungsurkunde (54 Taler 16 Sgr.) und für den Druck der Schriften in 800 Exemplaren (638 Taler 7 Sgr.) blieb zu der 'Funkschen Stiftung für die Domschule in Magdeburg' ein Reinbetrag und Grundstock von 3452 Talern 16 Sgr. 1 Pf.

Hierzu sind noch weitere Schenkungen gekommen, z. B. 1840 4000 Taler von Dr. Becker, dem Sohn eines Magdeburger Apothekers, einem großen Wohltäter der Stadt Berlin, und 1897 aus

dem Nachlasse des Oberbürgermeisters Friedrich Benedikt Funk in Dessau, des Enkels Karl Funks, 30000 M. Dadurch verdoppelte sich das Stiftungskapital; es beträgt zurzeit 60000 ℳ. Von den jährlichen Zinsen dieser Summe entfallen 1300 ℳ als nützliche Stipendien für 'bedürftige und hoffnungsvolle Schüler und Abiturienten' unserer Domschule.

1820 bereits hat der Nutzen der Funkschen Stiftung begonnen. Von 1823 an sind Jahr für Jahr ca. 220 Taler, von 1843 an 339 bis 376 Taler und mehr zur Verteilung gelangt. In den ersten 30 Jahren bis 1849 sind im ganzen an 170 Abiturienten und 507 Schüler des Domgymnasiums ca. 7512 Taler Kurant = 22536 ℳ gezahlt worden.

Das ist Segen, das ist Wohltätigkeit in großem Stile — dank der Freigebigkeit hochgesinnter Schüler und Freunde Gottfr. Bened. Funks.

MITTEILUNGEN

Neue Bismarckliteratur[1])

Die Bismarckliteratur ist bereits zu einem Umfang angewachsen, den auch der Kundige kaum noch zu überblicken vermag. Neuerdings hat sie, aus Anlaß der Säkularfeier des Geburtstages des Altreichskanzlers, abermals einen gewaltigen Zuwachs erfahren. Freilich bietet er meist nur Durchschnittsware, leicht, dürr, trostlos und kaum der Erwähnung wert. Und es kostet nicht geringe Mühe, aus dem wirbelnden Flugsande dieser 'Gedächtnisbücher' und 'Festschriften' die wenigen Goldkörner herauszufischen, die die Probe auf Feingehalt zu bestehen vermögen.

Zu den erfreulicheren Stücken nach Form und Inhalt dürfen wir, außer dem eben erschienenen trefflichen Lebensbild Bismarcks aus der Feder von Erich Marcks, die Bismarck-Biographien von Matthias, Thiele und Valentin rechnen. Eine einzigartige Sonderstellung nimmt dagegen Gustav Frenssens, des Dichters, 'epische Erzählung' ein. Nur aus diesem Grunde nehmen wir hier von ihr Notiz.

Matthias will nicht nur 'den großen Staatsmann schildern', sondern möchte auch 'den Menschen Bismarck deutschen Herzen nahe führen in seinem geheimnisvollen Werden, wie er in seinem Glauben, in seiner Liebe und in seinem echt deutschen Familiensinn und Heimatsgefühl die starken Wurzeln seiner staatsmännischen Kraft und seines weltgeschichtlichen Wirkens gefunden und zu einer Persönlichkeit sich entfaltet hat, die ein Muster der Nacheiferung seinem Volke geworden ist und dessen politischem Urteil höhere Gesetze als Erbgut hinterlassen hat'. Dabei will aber sein Werk, wie der Autor hinzufügt, 'nicht mit eigener Sprache prunken', sondern, soweit es irgend möglich ist, die Sprache und den Stil des großen Mannes selber sprechen lassen 'als Träger seines Wesens, Fühlens und Wirkens, wie sie in seinen Gedanken und Erinnerungen, in seinen wundervollen Briefen, in seinen

---

[1]) Adolf Matthias, Bismarck. Sein Leben und sein Werk. Mit 4 Bildnissen. Erstes bis sechstes Tausend. IX und 458 S. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck), 1915. — Eleg. geb. 5 ℳ.
Rudolf Thiele, Otto von Bismarck 1815—1915. 241 S. Gütersloh, Druck u. Verlag von C. Bertelsmann, 1915. — 2 ℳ., geb. 2,50 ℳ.
Veit Valentin, Bismarck u. seine Zeit. Mit einem Titelbild. 8. bis 12 Tausend. 134 S. Leipzig u. Berlin, Druck u. Verlag von B. G. Teubner, 1915. — 1,25 ℳ. (Aus Natur u. Geisteswelt. 500. Bändchen.)
Gustav Frenssen, Bismarck. Epische Erzählung. 451 S. Berlin G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, im Kriegsjahr 1914. — Geb. 3 ℳ.

wandernden Worten lebhafter Unterhaltung und in seinen großen Reden sich widerspiegeln'.

In diesen Sätzen ist kurz der Standpunkt angedeutet, von dem aus das vorliegende Werk zu betrachten und zu würdigen sein wird. Demnach wird, wer sich unbefangenen Herzens und Sinnes der kundigen Führung des gut unterrichteten Verf. anvertraut und die behagliche Wärme seines persönlichen Anteils, der Empfindung wie der Phantasie, an der mächtigen, einzigartigen Persönlichkeit unseres Nationalhelden gern auf sich wirken läßt, diese Lebensbeschreibung nicht ohne innere Befriedigung aus der Hand legen. Sie bringt seine Heroengestalt zur beglückenden, erhellenden, erwärmenden Wirkung und verewigt seine geschichtlichen Taten, indem sie ihnen eine Form gibt, in der jene rätselhaften, geheimnisvollen Kräfte deutlich sichtbar werden, die sie hervorbrachten und vollendeten. Dazu der Reiz einer ansprechenden Schreibweise, einer ausgereiften, kraftvollen, männlichen Darstellungskunst, die frei ist von jeder Sentimentalität und doch ein weiches, zartes Liniengefüge aufweist. Daß endlich auch der riesige Stoff von des Verf. geschickter Hand treffliche Gliederung erfahren hat, klug, klar und übersichtlich geordnet ist, bedarf kaum der Erwähnung. So hinterläßt das Werk, wie gesagt, nach der rein menschlichen wie künstlerischen Seite hin ganz überwiegend sympathische Eindrücke.

Wer jedoch gewohnt ist, die Quelle, auf die M. sich in erster Linie stützt, nämlich Bismarcks 'Gedanken und Erinnerungen', mit kritischen Augen zu betrachten, jenes 'tragische Buch des Kampfes und des Grolles', das, 'voller politischer Weisheit und literarisch von höchstem Reiz, kaum irgendwo wahre Historie' enthält, wird an seiner Darstellung manches auszusetzen haben. So wird man, nach dem heutigen Stande der Forschung, z. B. Bismarcks Ausführungen über den Krimkrieg, über die hohenzollerische Thronkanditatur, die Emser Depesche, den 13. Juli 1870 mit der berühmten Szene an des Kanzlers Tische, die Haltung der Kaiserin Augusta, auf die M. allerdings nur gelegentlich vorsichtig hinweist, u. a. m. nicht mehr ohne weiteres nacherzählen dürfen. Selbst dann nicht, wenn man der verzwickten Beweisführung der historischen Kritik nicht überall folgen mag. Bemerken möchten wir ferner, daß die Schwierigkeiten, mit denen Bismarck bei der Reichsgründung und bei den Verhandlungen über den Kaisertitel zu ringen hatte, doch sehr erheblich größer, verwickelter, aufreibender gewesen sind, als M. sie schildert. Vielleicht hätte auch Bismarcks auswärtige Politik in den siebziger und achtziger Jahren, da er die glänzendsten Eigenschaften seiner unvergleichlichen Staatskunst entfaltete, eingehender, als es geschehen, behandelt werden können. Und bei der Schilderung der Katastrophe im Jahre 1890, die zu Bismarcks Entlassung führte, scheint uns das psychologische Moment nicht genügend gewürdigt zu sein: der Unterschied der Jahre, die 'enthusiastische, von nationalen und Menschheitsidealen getragene Natur des einen, die menschenverachtende Herrennatur des andern, bei beiden ein zäher, sich durchsetzender Wille'. Das und die unüberbrückbare Kluft, die sich zwischen des Kaisers und des Kanzlers Auffassung der sozialen Frage auftat, — darüber herrscht wohl kaum

ein Zweifel mehr — sind die tieferen Ursachen des Bruchs gewesen. Den sonstigen Gründen, die namentlich in Bismarcks Abschiedsgesuch niedergelegt sind, darunter die große Machtprobe, die er mit der Kabinettsorder von 1852 wagte, ist nur eine untergeordnete Bedeutung beizumessen.

Auch Thieles Buch hat seine schwierige Aufgabe mit großem Geschick und rühmenswertem Fleiß gelöst. In angemessenem Umfange, in ansprechender, übersichtlicher Form und von gesundem Patriotismus getragen, bringt es des Altreichskanzlers Leben und sein Werk anschaulich zur Darstellung. Seine Sprache, die mit stetiger Sicherheit dahinfließt, ist ruhig, klar, natürlich und doch nicht ohne dramatische Spannung.

Wie Matthias, so lehnt sich auch Thiele in den wichtigsten Abschnitten seines Werkes hauptsächlich an Bismarcks 'Gedanken und Erinnerungen' an. Daher wird, was gegen diese Methode oben angeführt worden, im allgemeinen auch auf seine Darstellung Anwendung finden müssen. Einige weitere Notizen darüber schließen wir hier an.

Auf S. 63 seines Buches bemerkt Th., daß 'die meisten Regierungen sich gegen die — vom Frankfurter Parlament — beschlossene Reichsverfassung erklärten'. Dieser Behauptung steht die Tatsache gegenüber, daß am 14. April 1849 28 Staaten — alle außer Bayern und Hannover — die Annahme der Verfassung versprachen und die Übertragung der Kaiserkrone an Preußen guthießen. Am 28. April 1849 — nicht am 21. — erfolgte die offizielle Ablehnung der Kaiserwürde von preußischer Seite, und zwar deshalb, weil 'die ganze Verfassung mit dem alle Schranken niederwerfenden Wahlgesetze einen Charakter' erhalten habe, 'welcher sie nur als ein Mittel erscheinen läßt, um allmählich und auf anscheinend legalem Wege die oberste Gewalt zu beseitigen und die Republik einzuführen' (Schreiben des Grafen Brandenburg an Ludolf Camphausen, den preuß. Bevollmächtigten bei der Zentralgewalt in Frankfurt a. M.).

Weiter (S. 98) gedenkt Th. der Gründung des Deutschen Nationalvereins 'unter (d. h. wohl "unter Führung") dem Herzog Ernst von Sachsen-Koburg'. Wohl erwies der 'Schützenherzog' dem Nationalverein eifrige Teilnahme und suchte ihn mit allen Mitteln zu fördern. Aber daß er in ihm eine führende Rolle erstrebt oder gespielt habe, erfahren wir nirgend. Auch nicht aus seinen Denkwürdigkeiten. — Die Haltung Napoleons gegenüber Preußen bei der Begegnung Bismarcks mit ihm in Biarritz (Oktober 1865) ist nach Th. (S. 130) ziemlich entgegenkommend und freundlich. Wir wissen aber, daß damals die Stimmung in den maßgebenden Kreisen Frankreichs erheblich kühler und zurückhaltender war, als Bismarck sie zu schildern für gut befunden hat. — Der Kriegsrat in Nikolsburg fand nicht, wie Bismarck und nach ihm Thiele (S. 143) berichtet, am 23. Juli statt, sondern am 18., während die Vermittlung des Kronprinzen am 20. erfolgte. — (Matthias a. a. O. S. 276 ist der Meinung, daß der Tag sich nicht genau feststellen lasse. Vgl. dazu v. Lettow-Vorbeck, Gesch. d. Krieges v. 1866. II. 2. Aufl.)

Aus Thieles Schilderung (S. 177) gewinnt der Leser den Eindruck, als ob Bismarck sich bei seiner Begünstigung der Hohenzollerischen Thronkandidatur lediglich von Rücksichten auf das Wohl Spaniens habe leiten lassen. Um so mehr wäre daher eine kurze Erörterung seiner

Motive am Platze gewesen. Sie sind ja heute an der Hand der bahnbrechenden Untersuchungen Richard Festers deutlich zu erkennen. — Nach Th. (S. 178) hielt es der Kanzler ‚für geraten', am 11. Juli 1870 nach Ems zu gehen. Bekannt ist jedoch (s. Erinnerungen R. v. Keudells), daß Bismarck am 11. Juli den Befehl des Königs erhielt, nach Ems zu kommen, und daß er darauf am 12. Varzin verließ. — Wiederholt ist bei Th. (S. 94, 188) von dem 'eitlen' Fürsten Gortschakoff die Rede. Nun wissen wir allerdings, daß sich Bismarck gern mit dem alten Herrn beschäftigt und ihm in seinen 'G. u. E.' eine besonders komische Rolle zuweist. Aber es wäre verfehlt, daraus irgendwelche Schlüsse auf den Charakter dieses geriebenen Diplomaten zu ziehen. — Bismarcks Ansichten, von Th. S. 188 zitiert, über die Verzögerung der Beschießung von Paris, über der 'irgendeine Intrige schwebt, angesponnen von Weibern, Erzbischöfen, Gelehrten' usw., werden in der vorliegenden Form nicht aufrecht zu erhalten sein. — Daß die Verständigung auf dem Berliner Kongreß 'zu allgemeiner Befriedigung gelang', wie Th. (S. 217) bemerkt, muß im Hinblick auf die Haltung Rußlands bestritten werden. Doch genug davon!

Ausgezeichnet in seiner Art ist das Büchlein Valentins. Auf Grund genauester Kenntnis und selbständiger, kritischer Durchdringung des ungeheuren Materials schildert er den 'Einzigen und Einsamen', den 'Gewaltigen und Führer unter den Menschen', bringt er uns den Menschen Bismarck in erwünschtem Maße näher, den Mann, in dessen Seele, wie in der Martin Luthers, sich der deutsche Volkscharakter widerspiegelt mit der ganzen unergründlichen Tiefe seines Gemüts, mit der unerschöpflichen Fülle seiner Liebe und seines Hasses, seines Idealismus und Materialismus, charakterisiert er den Edelmann, den Preußen, den treuen Diener seines Königs, den Parlamentarier, Gesandten, Minister und sein gigantisches Lebenswerk. Seine Darstellung, fast überall von reifem Urteil getragen und von hoher Einsicht in die bewegenden und treibenden Kräfte des Staats- und Völkerlebens zeugend, stellt die tatsächlichen Vorgänge und die großen historischen Zusammenhänge in das rechte Licht und ist meist von durchsichtiger Klarheit. Trotz ihrer gedrungenen Kürze und Knappheit erschöpft sie den gewaltigen Gegenstand nahezu vollständig.

Der Wert des Buches wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß wir in manchen Einzelheiten von des Verf. Ansichten abweichen und manche seiner Urteile nicht zu teilen vermögen. Auf allgemeine Zustimmung werden auch jene etwas gesuchten, zum Teil tautologischen Epitheta nicht rechnen dürfen, mit denen der Verf. (S. 123) das Wesen der beiden ersten Kaiser des neuen Reiches eindrucksvoll zu skizzieren sucht. Das sind mehr oder weniger bloße Schlagwörter, geeignet, das Auge des ungeschulten Lesers zu blenden, seine Meinung zu verwirren und der Legendenbildung Vorschub zu leisten. Von der Bismarckischen politischen, staatsmännischen Geschichtsschreibung genährt, steht sie, soweit dabei namentlich die beiden Kaiser und ihre Gemahlinnen in Betracht kommen, ohnehin in üppigster Blüte. Zur Fällung eines so abschließenden, fertigen Urteiles über sie, wie es sich bei Valentin findet, sind wir

unseres Erachtens heute noch bei weitem nicht befähigt. Es ist vielmehr ein einfaches Gebot historischer Gerechtigkeit, damit vorsichtig zurückzuhalten bis zu der Zeit, da aus der Erschließung neuer Quellen, besonders ihres Briefwechsels, genügend zuverlässige Grundlagen für diesen Zweck gewonnen werden.

Auch über die letzten Ursachen, die den Fall des Sozialistengesetzes im Januar 1890 herbeiführten, sind wir noch nicht derartig unterrichtet, daß wir mit dem Verf. (S. 126) behaupten können, es sei dies 'infolge einer Verabredung Bismarcks mit den Konservativen' geschehen.

Hier und da begegnet man ferner Sätzen und Gedanken, die nicht recht verständlich sind. So u. a. die folgenden: 'Das politische Genie hat Nachfolger und muß Nachfolger haben. Seine Einzigkeit besteht nicht in dem materiellen Inhalt seines Handelns, sondern im Stil seines Handelns. Bismarcks Zeit war vorüber. Es war ein Widersinn, Bismarckische Gedanken und Taten in der neuen Epoche zu vertreten und zu verlangen' (S. 128). Schließlich möchten wir noch bemerken, daß der internationalen Arbeiterkonferenz nicht Bismarck präsidierte, wie V. (S. 127) berichtet, sondern der Handelsminister von Berlepsch. Die Konferenz trat bekanntlich am 15. März 1890 zusammen, also zu einer Zeit, da der endgültige Bruch zwischen Kaiser und Kanzler bereits unvermeidlich war.

Und nun zu Gustav Frenssens 'Epischer Erzählung'! Wenige Wochen nach seinem Erscheinen ist das Werk, wie wir hören, aus dem Buchhandel zurückgezogen worden. Wir können uns daher hier kurz fassen.

Der Dichter huldigt dem Wahne, daß des deutschen Volkes Seele

> 'Grübelt und rätselt am Spiele seiner (Bismarcks) Seele.
> Aber sie kann es nicht raten; es widersteht ihren Mühen,
> Nur ein Getümmel von Bildern zieht im Nebel vorüber,
> Ganz verworren und kraus.'

Daher werde er, dem 'Gott die Gabe heimlicher Augen' gab

> 'Und den spähenden Willen heiliger Wahrheit und Bildung',

nunmehr des Rätsels Lösung herbeiführen. Mit gespannter Erwartung macht sich daher der Leser an die Arbeit. Nachdem er sich tapfer durch ein meist dürres, ödes Gestrüpp von 15000 'freier' behandelten, aber um so holperigeren, schwerfälligeren Hexametern hindurchgewunden, legt er das Buch mit dem Gefühle bitterster Enttäuschung beiseite. Die verheißene Deutung des Bismarckwunders hat es ihm nicht gebracht und konnte sie ihm auch nicht bringen. Denn von der ersten bis zur letzten Seite stellt es sich dar als ein bedauerliches Dokument historischer Verständnislosigkeit.

Berlin-Halensee. Georg Schuster.



Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts im deutschen Unterricht[1])

In zweiter Auflage ist jetzt das pädagogisch-literarisch bedeutsame Buch von Deckelmann: 'Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts im deutschen Unterricht' erschienen. Da bereits die erste Auflage durch einen Mann wie Matthias mit wärmster Anerkennung in die Öffentlichkeit geleitet worden ist, so ist bei der zweiten wesentlich erweiterten Auflage eine Kritik nicht am Platze, wenn auch ein Gang durch das Werk allerhand Wünsche laut werden lassen kann. Aber auch für diesen Fall hat der Verfasser dem Kritiker das Heft aus der Hand gewunden, indem er betont, daß er nur 'Gipfelwerke' als markante Beispiele bringen will, und daß er dazu grundsätzlich nur in der Praxis Erprobtes gewählt hat. Demnach erübrigt es sich im großen und ganzen, an der Auswahl der Proben Kritik zu üben, da hinter ihnen die Erfahrung eines bewährten Schulmannes steht.

Daß der Verfasser ein wirklicher Schulmann ist, macht das Buch für den Lehrer um so brauchbarer, zumal da die üblichen Unterrichtswerke wie Goldscheider und Lehmann die neuere und neueste Zeit nicht wesentlich berücksichtigen. Da der Lehrer des deutschen Unterrichts von der Universität her für seinen Unterricht keine genügende pädagogische Ausbildung mitbringt und sie im Seminarjahr auch nur dann erwerben kann, wenn der Leiter eine pädagogische Persönlichkeit ist, wie sie aus diesem Buche zu uns spricht, so wird besonders der junge Lehrer des Deutschen den allgemeinen Teil, der Praxis und Methode der Behandlung der neueren Literatur beleuchtet, freudig begrüßen. Diese hier gegebene Übersicht zeigt uns die Stellung der Schulbehörden zur Reform des Unterrichts bis zum Jahre 1912 und läßt erkennen, wie allmählich die Einsicht durchgedrungen ist, daß wir 'eine wahrhaft nationale Aufgabe erfüllen, wenn wir durch den deutschen Unterricht zu einem wenn auch bescheidenen Verständnis des geistigen Lebens in der Gegenwart erziehen', eine Forderung des Verfassers, die auf dem letzten Germanistentage in Marburg besonders durch Biese[2]) nachdrücklich vertreten und die jetzt durch die große Gegenwart geradezu volkstümlich geworden ist. Wir müssen dem Verfasser noch — gegenüber den häufig gehörten andern Ansichten — Dank wissen, daß er für jede außerunterrichtliche Forderung der deutschen Literatur kräftig eintritt, für Lesezirkel und vor allem für die unbedingt notwendige Privatlektüre, für deren harmonische Anpassung an die Klassenlektüre er eine einleuchtende Beispielsammlung bietet; auch die Forderung einer größeren 'Bewegungsfreiheit im Aufsatzbetriebe', die der Verf. ausführlicher begründet, wird überall Beifall finden, wo man gegen übermäßigen Formalismus Front macht.

Den Hauptteil des Buches, die Behandlung der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, gliedert der Verf. in die drei Teile: Lyrik,

[1]) H. Deckelmann: Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts im deutschen Unterricht². Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1914.

[2]) Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht 1914, Februar.



Epik, Drama, denen er eine kurze Übersicht über die verschiedenen Literaturströmungen des Jahrhunderts vorausschickt. Wenn der Verf. dabei selbst bemerkt, daß unser Recht, die Dichterindividualität zu schematisieren, eigentlich stark beschränkt ist, so erkennen wir das auch an dem gebotenen Schema, besonders bei der Scheidung von Romantik und Realismus; schon der 'Frührealismus des Sturmes und Dranges' zeigt vor allem in den Ritterdramen einen starken Anklang an Romantik; der Hauptvertreter des 'Jungrealismus' Freiligrath ist seinem innersten Wesen nach durchaus Romantiker, der erst allmählich von der rauhen Wirklichkeit fortgerissen wird; der einzige Vertreter des 'volkstümlichen Realismus in Österreich' Raimund steht trotz der realistischen Gestalten und Themen doch wider im Banne der Romantik und ihrer ganzen Geister-, Zauber- und Märchenwelt. Wie weit man die schwäbischen Dichter zu einer einheitlichen Schule zusammenfassen, ob man ihr Lenau und Mörike zuweisen soll, sind auch Fragen, die die Schwierigkeit einer Schematisierung nach Klassen und Schulen erkennen lassen.

Viel bedeutsamer aber als die Frage, ob wir in der Einteilung und Schematisierung der einzelnen Dichter dem Verf. überall zustimmen können, ist die Tatsache, daß das Buch uns in klaren Ausführungen das Charakteristische der einzelnen Strömungen und Schulen, ihre Ziele und ihre Bedeutung vorführt und es uns so ermöglicht, den Schülern ein Bild zu zeichnen von der Romantik, vom Realismus, Naturalismus, Impressionismus und Symbolismus. Mit Recht verzichtet der Verf. auf den Versuch einer Definition der Romantik; aber nachdem er ihre verschiedenen Richtungen hervorgehoben und an Beispielen aus ihrem eigentlichsten Gebiet, der Lyrik und dann der Epik, veranschaulicht hat, gibt er eine umfangreiche Zusammenfassung 'der romantischen Grundbegriffe' und eine Betrachtung über 'die Romantik im Zusammenhange mit der Geistgeschichte', die beide durch ihre Objektivität erfreuen, da der Verf. die drei Hauptwerke über die Romantik von Haym, Huch und Walzel zugrunde legt und darin wieder fruchtbare Anregungen bietet. Wichtig für den Unterricht ist ebenfalls die Unterscheidung von Realismus und Naturalismus: der Verf. erklärt diese Literaturbewegungen aus dem Zusammenhang mit den gesamten geistigen und sozialen Strömungen und veranschaulicht unter Verzicht auf Definitionen den Unterschied zwischen poetischem Realismus und Naturalismus an Hebbels eigenen Worten, die er der Besprechung als Leitsatz vorausschickt, ebenso wie Otto Brahms' Programmsätze die Grundlage für die Betrachtung des Naturalismus und Illusionismus bilden. Eine bedeutende Bereicherung erfährt der deutsche Unterricht durch Hineinziehen der Kunst in die Literaturgeschichte; dazu ist eine der Hauptgelegenheiten Lessings Laokoon; dagegen läßt sich beim Impressionismus trefflich erläutern, daß Dichtkunst und bildende Kunst aus der gemeinsamen Grundlage einer Weltanschauung oder Welt- und Kunstauffassung hervorwachsen. Daher zieht Deckelmann mit Recht die Kunstgeschichte in den deutschen Unterricht hinein und geht bei der Erklärung des dichterischen Impressionismus von dem Impressionismus in der Malerei aus, den er deutlich und gründlich veranschaulicht; vielleicht hätte es sich hierbei empfohlen,

mehr Beispiele heranzuziehen; ein Gesichtspunkt scheint mir nicht genügend hervorzutreten, der die gemeinschaftliche Grundlage aller impressionistischen Kunst bildet: es handelt sich nämlich nicht nur um Widergabe von Eindrücken und Sinnenreizen, sondern um die Widergabe eines Gesamteindruckes, einer Gesamtwirkung; daraus erklärt sich die Vernachlässigung der Nebenumstände: im Bilde aller der Einzelheiten, die neben dem Gesamteindruck unwichtig sind, in der Dichtung aller der Züge, die für das Hauptmoment nicht ausschlaggebend sind, im Drama besonders der Nebencharaktere. Bei aller Betonung des vaterländischen Wertes des deutschen Unterrichtes verschließt sich der Verf. nicht der Erkenntnis, daß die moderne deutsche Lyrik nicht zu trennen ist von der französischen, ja daß französische Lyrik hier den Anstoß gegeben und einen großen Einfluß auf den deutschen Naturalismus und Impressionismus ausgeübt hat. Hier ist die Gelegenheit, zu zeigen, wie die moderne Geisteskultur sich nicht mehr so scharf auf ein Volk beschränken läßt; es hätte vielleicht noch hervorgehoben werden können, daß diese Erstarkung der französischen Literatur widerum nur möglich war durch den Einfluß des deutschen Geisteslebens, der Romantik, Nietzsches und der modernen deutschen Philosophie. Noch mehr hervorgehoben werden mußte der französische Einfluß auf die Décadence und den Symbolismus, um so mehr, als Verhaeren hier eine größere Bedeutung hat als Verlaine für die Impressionisten, und Verhaeren trotz seiner neuesten Beschimpfungen der Deutschen den Germanen mehr geistesverwandt ist als den Franzosen [1]), wie auch die zahlreichen Übersetzungen Verhaerens durch jüngstdeutsche Lyriker (Stefan Zweig) zeigen. Daß anderseits die Einwirkung Verlaines noch eine lebendige ist, zeigt die neueste Umdichtung seiner Gedichte von Hermann Vogel [2]). Zur Erklärung der deutschen Dekadenz hätte vielleicht noch Oskar Wilde als typischer Dekadent herangezogen werden können; daß er der Schule zugänglich gemacht werden kann, hat Prof. Varnhagen auf dem letzten Neuphilologentage erörtert. Wenn auch nach dem Kriege das rein Deutsche vielleicht mehr in den Vordergrund treten wird, so kann doch die geschichtliche Betrachtung die erwähnten Zusammenhänge nie außer acht lassen.

Gehen wir nun die Hauptabschnitte des Buches schnell in der vom Verf. gewählten Reihenfolge einmal durch.

Am ausführlichsten ist die jüngste und allermodernste Dichtung auf dem Gebiet der Lyrik behandelt, wie überhaupt dieser Teil am vielseitigsten zu sein scheint. Bei den Dichtern der Befreiungskriege hat sich der Verf. auf eine kleine Auswahl oder kurze Angabe der 'Befreiungsdichter' κατ᾽ ἐξοχήν beschränkt; hier wäre gerade in dieser Zeit der neuen Erhebung wünschenswert gewesen, uns die hohe dichterisch-vaterländische Begeisterung der ersten Erhebung an weiteren Beispielen vorzuführen: ich vermisse den wackeren Stägemann, Collin, G. Wetzel und Körners Freund Friedrich Förster, Männer, die wirklich verdienten, dem Staube

---

[1]) Vgl. M. Esch, Die französische Lyrik der Gegenwart (Die Neueren Sprachen 1914, Juni).

[2]) Festschrift zum 16. Neuphilologentag 1914.

der Vergessenheit entrissen zu werden[1]). Mit liebevoller Ausführlichkeit wird Mörike behandelt, auch Heine widerfährt Gerechtigkeit, während Freiligrath einseitig mit der Revolutionsdichtung vertreten ist; und doch ist Freiligraths bleibende Bedeutung in seiner vaterländischen Dichtung zu suchen, was ich im Juniheft von 1913 dieser Zeitschrift darzutun gesucht habe. Die Generation der Münchener Klassizisten erhält bei Deckelmann hohes Lob, besonders Martin Greif; darin kann ich aber weder dem Verf. noch seinem Gewährsmann Kosch (den er auch sonst häufig zugrunde legt) folgen, zumal da Kosch, der Herausgeber des Eichendorffkalenders, in anderer Beziehung Mangel an Objektivität durch starke Bevorzugung katholischer Dichtung aufweist. Ich befinde mich im Einverständnis mit modernen Literaturhistorikern (Carl Busse, R. M. Meyer, Herm. Anders Krüger), wenn ich der Meinung bin, daß das wenige dichterisch Wertvolle von Greif kaum seine eingehende Behandlung in der Schule rechtfertigt. Dasselbe gilt meines Erachtens von Webers 'Dreizehnlinden', das der Verf. ausführlich behandelt, während ich glaube, daß eine kursorische Kenntnisnahme vollauf genügen würde. Westfälische Heimatskunst haben wir ausgeprägter, eigenartiger bei der Droste, die der Verf. auch vorführt, und gleichfalls bei Freiligrath und Levin Schücking. Aber Webers Epen werden bei einem großen Teile unserer Jugend keinen Anklang finden, und ich möchte R. M. Meyers Urteil auch hier unterstreichen: 'Der ungeheure Erfolg von Dreizehnlinden zeugt mehr von dem Bedürfnis der katholischen Lesewelt nach einem Klassiker, als von der Bedeutung des Werkes.' Allgemeine Zustimmung dagegen wird der Verf. mit der eingehenden Behandlung der Heimatdichter Storm und Groth finden, denen er Schönaich-Carolath anschließt. An Groth sollen unsere Schüler außer dem Gefühl für tief empfundene Lyrik das Verständnis für Heimatliebe und Muttersprache lernen; Theodor Storm muß gerade auf unsere Jugend große Anziehungskraft ausüben; Deckelmann würdigt auch ihn wesentlich als Heimatdichter; unserer Wandervogeljugend mit ihrer Freude an Volks- und Lautenliedern sollte er auch vorgeführt werden als Vorbild für Wander- und Volkslieder; hat er doch als junger Student mit den beiden Mommsen das 'Liederbuch dreier Freunde' herausgegeben, dessen schönste Erzeugnisse in die 'Fiedellieder' aufgenommen worden sind. Bei der Vorliebe für Schönaich-Carolath trifft der Verf. zusammen mit einer modernen Richtung, die den Dichter seiner Ethik wegen besonders schätzt; so hat Burggraf ihn sogar seinen Predigten zugrunde gelegt. Besonders viel Anregung bietet dem Lehrer die Behandlung der neuesten Lyrik, ihrer Hauptströmungen und Hauptvertreter, von denen Arno Holz, Liliencron, Hoffmannsthal ausführlich erörtert werden. Gegen Dehmels Behandlung auf der Schule hat Deckelmann leider Bedenken, die gegenüber Dehmels neuester Kriegslyrik wohl wegfallen dürften; auch Stefan George, Gustav Falke, Schaukal und Cäsar Flaischlen sollten auf unseren Schulen eine größere Rolle spielen, besonders Flaischlen mit seiner feinen Prosalyrik. Auf die Neuromantik ist der Verf. nicht mehr eingegangen; auch nicht auf einen Mann, der

[1]) Vgl. Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1913, Febr.

mit Hoffmannsthal zusammen genannt werden konnte: Rainer Maria Rilke, der zeitweilig den deutschen Parnaß beherrschte, und kürzlich wider ein Buch über seinen Herrn und Meister Rodin veröffentlicht hat. Rilke wird mancher schmerzlich vermissen, aber ich glaube, er ist wirklich 'überwunden', und zwar mit durch die Dichtung eines jüngeren Genossen, R. Alexander Schröder, den ich nur ungern vermisse, und dem ich für unsere moderne Literatur und ihrem neuen Aufschwung ins Idealistische eine solche Bedeutung beimesse — auch für das Unterrichtsleben —, daß ich ihm eine besondere Behandlung im letzten Januarheft dieser Zeitschrift habe angedeihen lassen.

In der selben Gliederung behandelt der Verf. die Epik, den Roman des 19. Jahrhunderts; er geht bei diesem Abschnitt aus von der Märchennovellistik und dem Märchenromane der Romantiker, wobei vielleicht Tieck reichlich ausführlich behandelt wird, und schließt den Abschnitt mit den 'Neuromantikern' P. Keller und Bartsch; man darf sagen, daß der Weg, den uns der Verf. führt, durchweg auf den Höhen der Romanliteratur bleibt, und gegenüber der Fülle des Gebotenen erübrigt es sich, aus dem riesenhaften Stoffgebiet andere Vorschläge zu machen. Man muß dem Verf. dankbar sein für das Gute, das er bietet, dankbar aber auch dafür, daß er uns viele wohlfeile Ware vorenthält, wie Julius Wolff und Ganghofer; so hoch sie noch im Kurse stehen, so gilt doch für Ganghofer — trotz der 'Eisernen Zither 1914' — das Wort der alten Kinderfreundin Elise Averdiek in ihren Lebenserinnerungen: ‚Wir haben zusammen den Klosterjäger gelesen; allerdings eine höchst spannende Erzählung und angenehme Sprache. Aber die Tatsachen wie die Charaktere sind nach meinem Geschmack zu kraß, zu übertrieben geschildert, und die Personen, vor allem die Männer, weinen, schluchzen, küssen zuviel.' Durch Fortlassung dieser Schriftsteller ist Platz gewonnen für wertvolles Gut, für die Dorferzählungen, für Rosegger, Klara Viebig, Frenssen. Wenn der Verf. von Frenssen Jörn Uhl wählt — trotz der Ausstellungen, die er selbst zu machen hat — so könnte man der Meinung sein, daß 'Die drei Getreuen' sich für die Jugend mehr eignen, und daß vollends 'Peter Moors Fahrt' ein wahrhaftes Jugendbuch ist, dessen Wert auch durch Frenssens Versündigung an Bismark nicht geschmälert wird; von reiferen Schülern dürfte auch 'Der Untergang der Anna Hollmann' gewürdigt werden können; ihnen könnte man vielleicht auch einige der kleineren zierlichen Kunstwerke von Bartsch (Auswahl aus 'Bittersüße Liebesgeschichten') vorsetzen. Nur ein Teil scheint mir in diesem Abschnitte nicht zu seinem Rechte zu kommen: der historische Roman. Sowohl Alexis wie Scheffels Ekkehard hätten in bedeutend weiterem Umfang für den Unterricht fruchtbar gemacht werden können, als es geschieht, zumal wenn man den auf Greif und Fr. W. Weber verwendeten Raum damit vergleicht. Alexis ist der deutsche Scott und hat für uns eine größere Bedeutung als dieser; Ekkehard scheint mir eins der köstlichsten Werke unserer Romanliteratur zu sein. Wenn weiter G. Ebers kaum zu Worte kommt, so können wir ihn mit seinen veralteten Romanen gern entbehren, während wir Dahns 'Kampf um Rom' unserer Jugend trotz der 'heidnischen' Tendenzen des Dichters ungern vorenthalten sehen, denn es ist ein begeistertes und begeisterndes Werk.

Weshalb aber Freytags 'Ahnen' so ganz übergangen werden, ist mir nicht ersichtlich; auch bei den Vorschlägen von Aufgaben bringt Deckelmann aus Freytag nur Themata, die Kluges Thematasammlung entnommen sind. Noch schmerzlicher vermisse ich Freytags 'Bilder aus der deutschen Vergangenheit', und damit komme ich zu einer Gattung der Prosa, die in dem Buche völlig fehlt, ich meine die darstellende, beschreibende, schildernde und rhetorische Prosa. Wir befinden uns auf dem Boden der Beschlüsse der Direktorenversammlung der Provinz Westfalen von 1911 mit der Forderung: 'mehr Raum für die Prosalektüre'; dazu gehören in erster Linie die vaterländische Prosa Kleists, Arndts, Fichtes Reden, Freytags 'Bilder' und 'Technik' des Dramas; ferner Biographien und Selbstbiographien (Nettelbeck, Grillparzer, Hebbel, L. Richter, Kügelgen usw.); nach dieser Seite könnte das Buch in einer spätern Auflage, die außerdem die gesamte Kriegs- und Erhebungsliteratur von 1914/15 gründlich zu berücksichtigen hätte, vielleicht ausgebaut werden. Im Mittlepunkte des Abschnittes über das Drama stehen Hebbel und Otto Ludwig, deren Dramen mit der größten Gründlichkeit zerlegt und vor unseren Augen aufgebaut werden, so daß wir hier wirklich Musterbeispiele für die Unterrichtsbehandlung eines modernen Dramas haben, nach denen wir auch andere nicht vorgeführte Dramen durchnehmen können. Hier wird uns eine völlige Methodik der Durchnahme des modernen Dramas an seinen beiden größten Meistern vor Augen geführt. Die gleiche Methode, aber doch in viel knapperer Form, ist auf das naturalistische und das gesamte Drama der jüngsten Zeit in zwei Musterbeispielen, Ibsens 'Volksfeind' und Hauptmanns 'Weber', angewendet worden. Hier hätte wohl mancher gerne mehr gewünscht, vor allem, wer des Verf. Ansicht, daß Hauptmanns 'Weber' das einzig wirklich bedeutende Werk des Naturalismus sei, nicht teilt. Sicherlich sind Hauptmanns 'Versunkene Glocke', 'Fuhrmann Henschel' und 'Der Biberpelz' bedeutende Werke und Sudermanns 'Ehre', 'Heimat' und 'Stein unter Steinen' sind bedeutend als Typus des naturalistischen Tendenzdramas, wozu ich noch Schnitzlers 'Professor Bernhardi' stellen möchte. Außer mit diesen Werken möchte ich die Jugend bekannt gemacht wissen mit Schönherrs 'Glaube und Heimat', mit E. Hardts 'Gudrun' und mit Fritz Lienhart, zumal da diese Dichter den Naturalismus wider überwinden. Neben Ibsen, von dessen 'Volksfeind' Deckelmann ausgeht, hätte vielleicht ein leichteres Stück von Björnson ('Ein Fallissement') gestellt werden können; in das Verständnis von Ibsens Dramen führt man die Schüler vielleicht am ehesten ein durch 'Die Stützen der Gesellschaft', die das Grundthema aller sozialen Dramen Ibsens enthalten: 'Wahrheit und Freiheit, das sind die Stützen der Gesellschaft', was den Schülern leichter klar gemacht werden kann als die Figur Stockmanns in ihrer Vermischung von Idealismus und Wahrheitssinn mit ideologischer Verschrobenheit. Übrigens kommt dieses Drama, wie überhaupt das moderne Drama, mehr zur Geltung in dem Anhang: 'Leitsätze für den deutschen Unterricht und Aufgaben für Vorträge und Aufsätze', der einen sehr wertvollen Bestand des Buches bildet. Nicht nur für Privatlektüre, Aufsätze und Vorträge der Schüler, sondern für die Ausgestaltung des Unterrichts durch den Lehrer bietet

diese Übersicht nach allen Seiten hin die fruchtbarsten Anregungen und schließt somit das gute Buch würdig ab. Im Interesse des deutschen Unterrichts möchte ich dem Buche zahlreichen Absatz wünschen und hoffen, daß auch andere Lehrer des Deutschen denselben Nutzen aus dem Buche ziehen, wie ich ihn mir für meinen Unterricht daraus verspreche.

Hannover. Wilh. Gebert.

Das Urteil eines englischen Arztes des 17. Jahrhunderts über die Philologen

Oftmals hat man sich über die Philologen in ungünstigem Sinne geäußert: nicht etwa über ihren Eifer, ihre Gründlichkeit, ihre Gewissenhaftigkeit, ihren Forschungstrieb, sondern über — ihren Charakter. Lasen wir doch vor nicht gar zu langer Zeit bei einem Manne, von dem es wohl keiner aus unserem Lager erwartet hätte, bei Friedrich Paulsen, einen schweren Vorwurf gegen die Philologen. In seinen Erinnerungen[1]) bekennt er, 'daß die Grobheit und das fastidiöse Wesen der Philologen' ihm immer verhaßt gewesen wären. Ein anderer deutscher Gelehrter, selbst Philolog seines Zeichens, wenn auch Germanist, kein Geringerer als Wilhelm Scherer, führt in dem Aufsatze 'Goethe-Philologie'[2]) nach einem schwungvollen Hymnus auf Methode und Gegenstand der philologischen Arbeit, obgleich er selbst natürlich anderer Meinung ist, wenigstens das Urteil der großen Menge an, die Philologen liebten nicht so sehr die Werke der antiken Autoren als vielmehr 'ihre eigenen Meinungen darüber; sie seien nicht schmiegsam genug, sondern gewaltsam und schroff, man vermisse an ihnen die Toleranz'.

Unter diesen Umständen dürfte wohl bei den Fachgenossen die Mitteilung einiges Interesse erregen, daß sich schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein englischer Gelehrter, Arzt von Beruf, Theolog aus Neigung, Sir Thomas Browne, der Verf. des berühmten deistischen Traktats 'Religio Medici' [zuerst London 1642[3])], nicht viel günstiger über die Philologen und die Philologie aussprach, als so manch Unzünftiger heutzutage, mithin noch dazu in einer Zeit, als philologisches Arbeiten auch für viele, anderen wissenschaftlichen Berufen angehörige Männer entweder eine gern getriebene Lieblingsbeschäftigung oder eine Art 'nobile officium' bedeutete. Er spricht davon in eben jenem Werke, im 3. und im 8. Kapitel des zweiten Teiles. Es ist die Streitsucht der Philologen, ihr Erbteil von Zoilus her, die er mit folgenden ergötzlichen Worten glossiert: 'Wie verstümmeln sich die Grammatiker und entbrennen (in Wut) wegen des Genitivs von Jupiter. Wie zerbrechen sie sich ihren eigenen Schädel, um den des Priscian zu retten[4])! ... Gelehrte sind Männer des Friedens, sie tragen keine Waffen, aber ihre Zungen sind schärfer als des Actius[5]) Schermesser. Ihre Federn tragen

---

[1]) Vgl. 'Aus meinem Leben. Jugenderinnerungen', Jena 1909, S. 195.

[2]) Vgl. 'Aufsätze über Goethe', 2. Aufl., Berlin 1900, S. 3.

[3]) Auf die Bedeutsamkeit dieses Buches habe ich in einem in der Berliner Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaften und der Medizin im Februar 1911 gehaltenen Vortrage hingewiesen; vgl. 'Sir Thomas Brownes Religio Medici', Haarlem: Bohn 1911 (S. A. aus: 'Janus. Archives internationales pour l'histoire de la médicine et la géographie médicale' 15me année [1911] S. 217—236). Eine Erweiterung des Vortrags nach der theologischen Seite hin gab ich in meinem Buche: 'Sir Thomas Brownes Religio Medici. Ein verschollenes Denkmal des englischen Deismus', Tübingen: J. C. B. Mohr 1911. In der theologischen Literatur war Brownes Buch wirklich verschollen: nur in diesem Sinne meinte ich das Wort. Soviel gegen Herrn A. Schröers überaus flüchtige Besprechung meiner Schrift in der D. L. Z. 1911, Nr. 45, Sp. 2841, dem übrigens das ergötzliche Versehen untergelaufen ist, aus meinem Schlußwort 'S. 6' (statt S. 54) zu zitieren. Sapienti sat!

[4]) Bei dem Grammatiker Priscian finden sich mehrere Formen für diesen Kasus von J. Vgl. Prisciani Grammatici Caesariensis Institutionum Grammaticarum libri XVIII ed Martinus Hertz, Vol. I. Lipsiae 1855; wir lesen dort 'Jupiter, Jovis' p. 228, 21; 418, 7 454, 2; 564, 2; aber 'Juppiter Juppiteris' et 'Juppitris' p. 229, 9 (nach Caesellius Vindex)

[5]) Der Name ist von Br. nicht richtig angegeben; gemeint ist der Augur Attus Navius unter Tarquinius Priscus, von dem es bei Livius B. I c. 36 § 4 heißt: *'Atqui hoc*

weiter und geben lauteren Widerhall als der Donner.' Da das Buch nicht jedem Leser zu Händen sein dürfte, so hebe ich die ganze denkwürdige Stelle im Wortlaut heraus, um jedem einen Vergleich zwischen meiner Übersetzung und dem Original zu ermöglichen: *'How do Grammatians hack and flash for the Genetive case in Jupiter? 'How do they break their own pates, to salve that of Priscian? ... Scholars are men of Peace, they bear no Arms, but their tongues are sharper than Actius his razor; their Pens carry faither, and give a lowder report than Thunder'* (Teil II, c. 3, p. 138). Mitten inne setzt er das bekannte Wort[1]): *si foret in terris, rideret Democritus.*

Zum zweiten Male gedenkt er der Philologen im 8. Kapitel des zweiten Teiles; es ist bezeichnend, daß er sich in ihm mit dem Hochmut *(pride)* beschäftigt. Als Kronzeuge für diesen Charakterfehler dient ihm ein Philolog *(grammatian).* Seine Worte sind folgende: 'Ich habe einen Philologen gesehen, wie er sich überhob und sich selbst brüstete wegen einer einzigen Zeile im Horaz und wie er bei der Konstruktion einer Ode mehr Stolz zeigte als der Verfasser bei der Abfassung des ganzen Buches'; vgl. a. O. S. 153: *'I have seen a Grammatian towr and plume himself over a single line in Horace, and shew more pride in the construction of one Ode, than the Author in the composure of the whole book'.*

Streitsucht und Hochmut also sind die beiden Fehler, die Th. Browne[2]) den Philologen seiner Zeit zur Last legt. Über die Berechtigung oder Unberechtigung dieser Vorwürfe wollen wir uns hier nicht weiter auslassen. Kann doch Streitsucht leicht entstehen, wenn ein Gelehrter, der unsichere Hypothesen aufstellt und von ihrer Richtigkeit ganz überzeugt ist, auf Widerspruch bei anderen Fachgenossen stößt; auch wenn ein wenig gründlicher Forscher sich von einem anderen, besser beschlagenen belehren lassen muß, kann es zu längerem Hin- und Herstreiten kommen, wie in der neueren Geschichte der klassischen Philologie u. a. die scharfe Fehde zwischen den Lexikographen Val. Christ. Friedr. Rost und Maximilian Sengebusch beweisen kann, in der jener sicherlich unterlegen ist, dieser aber seine überlegenen griechischen Kenntnisse auch in etwas höflicherer und abgeschliffenerer Form hätte verlauten lassen können[3]). Wie Streitsucht allmählich schädigend auf den Charakter einwirkt, erweisen in den hervorragenden Arbeiten des tiefgründigen K. W. Krüger, aus deren schier unerschöpflichem Schatzhause noch heute viele Gelehrte an Universität und Schule zu entnehmen wissen, die übel beleumdeten 'Nachworte': allerdings war der geniale Mann in seiner Jugend von Aug. Boeckh, der sich seiner gerade hier wirksamen Gründe sicherlich bewußt war, von der Privatdozentur ferngehalten worden. Anderer-

---

animo agitavi', inquit, 'te novacula cotem discissurum: cape haec et perage, quod aves tuae fieri posse portendunt'. tum illum haud cunctanter discidisse cotem ferunt.

[1]) Aus Hor. Epist. II. 1 (v. 194).

[2]) Br. ist übrigens ein guter Kenner des Altertums, wie die unten folgenden Belege erweisen. Er nennt A. aus der Literatur a) aus der griechischen: Aelian I. 21, 46; Aristoteles I. 12, 22; 25. 58; 35, 77; 36, 78; 55, 118; II. 2, 133; 8, 154, 155; 11, 167; 13, 171; 15, 175; Euripides I. 47, 103; Galen II. 11, 167; Herodot I. 29, 64; Homer II. 8, 154; Josephus I. 24, 54; Julian I. 47, 103; Lukian I. 47, 103; II. 3, 138; Megasthenes I. 29, 64; Philo I. 23, 53; Platon I. 6, 12; 32, 68; 33, 70; 36, 78; II. 8, 155; 9, 158; 15, 175; Plutarch I. 29, 64; Ptolemaeus I. 23, 52; Strabo I. 56, 121; b) aus der römischen: Cicero I. 24, 54; Curtius I. 44, 94; Justinus I. 29, 64; Lucanus I. 41, 89 44, 93; II. 12, 168; Seneca I. 21, 46; II. 12, 168; Tacitus II. 9, 158. B. von geschichtlichen Persönlichkeiten a) Griechen: Alexander I. 25, 58; 55, 119; 56, 121; II. 15, 176; Codrus I. 44, 94; Themistokles II. 12, 68; b) Römer: Caesar I. 25, 58; 55, 119; 56, 121; Cato I. 44, 94; Constantinus I. 28, 62; Nero II. 7, 151; Scaevola I. 44, 94. C. von griechischen Philosophen: Demokritos II. 4, 140; Diogenes I. 6, 12; 41, 89; 55, 119; Epikuros I. 20, 44; Herakleitos II. 4, 140; Hermes Trismegistos I. 12, 24; Pythagoras I. 12, 23; 33, 70; 37, 81; Sokrates I. 26, 59; II. 8, 154; Zeno I. 44, 94. D) aus der Mythologie die Namen: Aeson I. 42, 92; Arethusa I. 6, 11; Deukalion I. 22, 49; Morpheus II. 11, 167. Den Zitaten liegt überall die sechste, vom Verf. selbst besorgte Originalausgabe (London 1669) zugrunde: so erklärt sich auch die mit der heutigen nicht mehr übereinstimmende Rechtschreibung in den englischen Stellen.

[3]) Vgl. (außer den Vorreden in den beiderseitigen griechischen Wörterbüchern): 1. M. Sengebusch: 'Über griechische und deutsche Lexikographie und Grammatik. Offener Brief an Herrn Valentin Christian Friedrich Rost', Braunschweig 1861 (108 S.). 2. Val. Chr. Fr. Rost, 'Wahrheit gegen Dichtung. Antwort auf den von Herrn Dr. Sengebusch an den Verf. gerichteten offenen Brief', Göttingen 1861 (27 S.). 3. M. Sengebusch, 'Zum drittenmal. Drei Briefe an Herrn Val. Christ. Friedr. Rost', Braunschweig 1862 (86 S.).

seits kann, wenn auch nicht Hochmut, so doch ein gewisser Stolz leicht die Folge andauernder Beschäftigung mit den gerade den Altphilologen zu Gebote stehenden edelsten Erzeugnissen der Literatur und Kunst, kurzum eine Folge des andauernden Aufenthalts in so erlauchter Gesellschaft sein. Überhaupt ist es unzweifelhaft, daß sich ganz von selbst innerer Stolz bei solchen Gelehrten herausbildet, die stets wissenschaftlich weiterstreben und sich ersprießlicher literarischer Leistungen bewußt sind: immerhin hier verzeihlicher als bei anderen, wo die sichtbaren Früchte der Studien ausgeblieben sind. Gegenüber diesem Vorwurfe Brownes, der übrigens für Fachgelehrte anderer Wissenschaften nicht minder erhoben werden könnte, haben wir Philologen wenigstens den Trost, daß er selbst als Schriftsteller von einem noch schlimmeren Fehler nicht frei ist, dem der Selbstbespiegelung[1]; denn in eben diesem zweiten Teile, welcher die Angriffe auf die Philologen enthält, setzt er seinen edlen Charakter überall in das hellste Licht, auch seine Kenntnisse hebt er des öfteren lobend hervor. So berichtet er u. a. z. B.[2], er verstehe außer mehreren Dialekten seiner Muttersprache nicht weniger als sechs fremde Idiome, er kenne die Gesetze, die Staatseinrichtungen und die Sitten vieler Länder, die Namen aller Sternbilder am Himmel, die meisten Pflanzen: und wenn er auch immer bei diesen Angaben den Gedanken an Hochmut von sich abwehrt, so ist denn doch nicht ersichtlich, weswegen er seine Leser von seinen mannigfachen Kenntnissen unterhält, den von ihm angegriffenen Philologen aber noch viel weniger erkennbar, weswegen er sie eines Verstoßes bezichtigt, zu dem die gleiche Anlage auch in ihm selber wohnte, ja bisweilen deutlich genug hervortrat.

Gemildert werden ja die von ihm gegen das Gebahren der Philologen erhobenen Einwände durch die Form seiner Darstellung, die aus Ernst und Scherz gemischt ist. Wer die oben übersetzten und im Wortlaut beigefügten Stellen überliest, wird in ihnen immerhin nicht eine gewisse Haltung vermissen; zudem darf man nicht vergessen, daß man es mit einem Gelehrten außerhalb der philosophischen Fakultät zu tun hat. Viel schärfer und aufreizender klingt es, wenn ein Historiker, der von der klassischen Philologie ausging und auch in seiner späteren geschichtlichen Schriftstellerei mit philologischen Mitteln zu arbeiten hatte, wenn Johann Gustav Droysen seinem Unmut über Philologie und Philologen Luft macht. In der von seinem Sohne Gustav Droysen verfaßten eindrucksvollen Biographie[3] des berühmten Forschers, der zu den bedeutendsten Männern zählt, die aus dem Oberlehrerstande hervorgingen, lesen wir Worte, die von echt philologischer Grobheit durchtränkt sind: 'Querköpfigkeit' ist noch die gelindeste Pille, die er den Philologen zu schlucken gibt (S. 307); nicht ganz unberechtigt ist am Ende ein Seitenblick auf die 'philologische Vergünstigung, ohne Anstrengung und künstlerischen Kummer Notizen aneinanderreihen zu dürfen' (S. 75), zumal dann, wenn diese Äußerung den Hieb seiner Gegner parieren sollte, er sei nur ein 'genialer Belletrist' (S. 108).

Aber das Kostbarste ist doch, daß Droysen in seinem historischen Seminar nicht müde ward, zu erklären, es gebe keinen anderen Weg in die Historie als durch die Philologie, und daß der Verf. der Arbeit 'Über die Echtheit der Urkunden in Demosthenes' Reden vom Kranz' (1839) selber ein waschechter Philologe war.

Berlin. W. Schonack.

---

[1] Dies erkannte u. a. auch der ⟨a. O. anonyme⟩ Berichterstatter in der 'Biographie Universelle, Ancienne et Moderne', T. VI, Paris 1812, S. 61: '*Il donne de son caractère une idée fort avantageuse; mais il y a lieu de croire que la vanité a beaucoup de part à ce portrait.*' Nach Simon Wilkin in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Sämtl. Werke Th. Brownes, Bd. I, London 1852, S. VI Anm. 3 ist der Urheber dieses ungünstigen, aber wahrheitsgemäßen Urteils M. du Petit Thomas.

[2] Vgl. T. II, c. 8, S. 153—154.

[3] Vgl. Gustav Droysen, 'Johann Gustav Droysen'. I. Teil. Bis zum Beginn der Frankfurter Zeit. Leipzig und Berlin 1910.



Kriegsextemporalien und Verwandtes

1. Notreifeprüfung (August 1914)

Mehr als 40 Jahre konnte unser Vaterland die Früchte des Friedens und der Ruhe genießen. Und wenn auch zuweilen Kriegsgefahr drohte, so war es vor allem der Friedensliebe unseres Kaisers zu verdanken, daß die Streitigkeiten immer wider durch friedliche Verträge (Hendiadyoin!) geschlichtet wurden. Diese Zeit des Friedens ist für uns so segensreich gewesen, daß wir jetzt unbestritten unter allen Völkern nicht nur in Handel und Gewerbe (= Geschäfte), sondern auch in Kunst und Wissenschaften kaum einem nachstehen. Aber eingedenk jenes bekannten Sprichwortes: 'Willst du Frieden, so rüste dich zum Kriege', hat Deutschland es nicht versäumt, in diesen Jahren ein gewaltiges Heer zu Wasser und zu Lande zu rüsten. Darum brauchen wir jetzt, wo das Vaterland, voll Entrüstung über den Übermut und die Frechheit der Feinde, uns zu den Waffen ruft, nichts zu fürchten. Gern und unverzüglich folgen wir den Fahnen (= Feldzeichen) und hoffen zuversichtlich, daß Gott mit uns für Recht und Gerechtigkeit kämpfen wird.

Wir aber, die wir uns der Geistesbildung widmen und oft an den Gedichten des Horaz uns erfreut haben, wollen immer jenes Horazische Wort im Gedächtnis behalten, daß es herrlich und ehrenvoll ist, für das Vaterland zu sterben. Laßt es uns allen anderen an Tapferkeit zuvortun und es jenen Helden gleichtun, die vor 100 Jahren Gut und Blut fürs Vaterland geopfert und Deutschlands Ruhm und Ehre widerhergestellt haben.

Plus quadraginta annos patria nostra pacis et otii fructibus uti poterat. Et etiamsi interdum periculum belli instabat, praecipue per imperatorem nostrum, ut est pacis amantissimus, dissensiones semel atque iterum pace foederibusque componebantur. Quae pacis aetas nobis tam utilis fuit, ut dubium non sit, quin nunc inter omnes gentes non solum commerciis et negotiis, sed etiam artibus et litteris vix ulli cedamus. Sed memores illius proverbii, quod ait 'si vis pacem, para bellum', Germani non omiserunt his annis ingentem exercitum terra marique parare. Itaque nunc, cum patria superbiam atque petulantiam hostium indignata nos ad arma convocet, nobis nihil timendum est: Libenter et sine mora signa secuti speramus atque confidimus Deum nobiscum pro iure et iustitia pugnaturum esse.

Nos autem, qui humanioribus studiis nos dedimus et saepe carminibus Horatii delectati sumus, semper Horatianum illud memoria teneamus, quo dicitur dulce et decorum esse pro patria mori. Ceteros omnes fortitudine superemus et illos viros adaequemus, qui abhinc centum annos et bona et sanguinem pro patria dediderunt et Germanorum gloriam et honorem restituerunt.

2. Klassenarbeit in Quarta (Dez. 1914)

Es ist niemand unter uns, der nicht den Namen Hindenburg gehört hat (Konj.). Durch seine Kriegskunst ist bewirkt worden, daß Preußen von den gewaltigen Haufen der Russen befreit wurde. Deshalb hat ihn der Kaiser mit der höchsten Ehre ausgezeichnet (afficere). Sogar die Engländer gestehen zu, daß es seit Menschengedenken k e i n e n kriegskundigeren Führer g e g e b e n h a b e (= nicht gewesen sei). Erst kürzlich (nuper) haben wir gelesen, daß er in wenigen Tagen

Nemo nostrum est, qui nomen Hindenburgii non audiverit. Cuius arte belli effectum est, ut Borussia ab ingentibus turbis Russorum liberaretur. Itaque imperator eum summo honore affecit. Vel Britanni concedunt post hominum memoriam ducem belli peritiorem non fuisse. Nuper legimus eum paucis diebus octoginta milia hostium cepisse et magnum numerum telorum Russis eripuisse. Memores fortitudinis maiorum et pleni spei bonae milites nostri patriae

80 000 Feinde gefangengenommen und eine große Anzahl von Geschossen den Russen entrissen hat. Eingedenk der Tapferkeit der Vorfahren und voll guter Hoffnung folgten unsere vaterlandsliebenden und ausdauernden Soldaten dem Feldherrn. Und sie besaßen (esse) so großen Heldenmut und so große Ruhmbegierde, daß ein Teil von ihnen, obwohl er umringt war, die Schlachtreihe der Feinde durchbrach und 12000 Russen gefangennahm.

Wohlau.

amantes et laborum patientes ducem sequebantur. Et tanta erant fortitudine gloriaeque cupiditate, ut pars eorum, quamquam circumventa erat, aciem hostium perrumperet et duodecim milia Russorum caperet.

A. Kurfeß.

Armeebefehl des Kronprinzen Ruprecht von Bayern

Soldaten! Die Augen der ganzen Welt sind auf euch gerichtet. Es gilt jetzt in den Kämpfen mit unserm verhaßtesten Feinde nicht zu erlahmen und seinen Hochmut endgültig zu brechen. Schon wird er mürbe; es haben sich zahlreiche feindliche Offiziere und Mannschaften freiwillig ergeben. Aber der größte, der entscheidende Schlag steht noch bevor. Ihr müßt darum aushalten bis zum Ende. Der Feind muß hinunter. Ihr müßt ausdauern und ihn nicht aus den Zähnen lassen. Wir müssen, wollen und werden siegen.

Ruprechtus Baiuvarorum princeps apud milites suos.

Omnium mortalium oculis in vos, conversis, commilitones, nunc cum pugnaturi sitis contra hostes invisissimos, vobis non est languendum, immo funditus evertenda illorum superbia. Quos hebescere iam apparet; multi enim duces militesque hostium ultro se dediderunt. Sed quoniam summum discrimen adhuc instat, perdurandum vobis est. Nam profligari hostes necesse. Ergo sustentandum vobis est neque e dentibus quasi illi sunt dimittendi. Denique et debemus et volumus vincere et vincemus.

Bethmann-Hollweg am 1. April 1915

Was Bismarck geschaffen,
Kein Deutscher läßt es sich rauben.

Er hat uns gelehrt: Furcht nur vor Gott,
Zorn gegen den Feind, Glauben an unser Volk.

Drum wollen für Kaiser und Reich
Wir kämpfen, siegen und leben.

Bethmann-Hollweg verba facit Kal. Apr. MCMXV

*Bismarckius quae condidit,
Germanorum nemo eripi sibi patietur.*

*Nam timere Deum, hostibus irasci,
populo confidere ille nos docuit.*

*Proinde imperatoris imperiique saluti inservientes
depugnemus, vincamus, vivamus.*

Δ

ANZEIGEN

1) **Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preußen.**
88. Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1812. X u. 224 S. 6 ℳ.
89 Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1813. 172 S. 5 ℳ.

Im 88. Band erscheinen die Verhandlungen der ersten Direktoren-Versammlung der Provinz Hessen-Nassau. Das Königliche Provinzial-Schulkollegium hatte folgende zwei Aufgaben zur schriftlichen und mündlichen Behandlung gestellt: 1. Die Frage der staatsbürgerlichen Erziehung und die bürgerkundlichen Belehrungen an den höheren Knabenschulen. 2. In welcher Weise hat die Schule den Nachteilen entgegenzuwirken, die für die Schüler aus der Benutzung ungeeigneter Hilfsmittel bei der Vorbereitung auf die fremdsprachliche Lektüre erwachsen? Für die erste Aufgabe ist der Bericht des Direktors des Lessing-Gymnasiums in Frankfurt a. M., Dr. Neubauer, der Mitbericht des Direktors der Oberrealschule in Schmalkalden Homburg abgedruckt, für die zweite der Bericht des Direktors des Königlichen Gymnasiums in Wiesbaden Dr. Alwin Schmidt, der Mitbericht des Direktors der Oberrealschule I in Kassel Dr. Quiehl. Ferner waren von derselben Behörde zwei Aufgaben nur zur mündlichen Behandlung gestellt: 1. Inwieweit lassen sich die Schüler zur Mitwirkung bei der Aufrechterhaltung von Zucht und Ordnung heranziehen? 2. Empfiehlt es sich, den Schülern unserer höheren Lehranstalten sexuelle Aufklärungen zu geben, und bejahendenfalls in welcher Art und Form, und durch wen sollen sie erfolgen? Die Vorbereitung für die erste Aufgabe hatte der Direktor des Kaiser-Wilhelms-Gymnasiums in Montabaur Dr. phil. et iur. Thamm erhalten, für die zweite der Direktor des Königlichen Gymnasiums in Dillenburg Dr. Endemann. Alle Berichterstatter hatten für ihre Aufgaben Leitsätze aufgestellt, die abgedruckt sind. Da außerdem noch der bekannte Extemporaleerlaß vom 21. Oktober 1911 eingehend besprochen wurde, so sind die Aufgaben der ersten Direktorenversammlung der Provinz Hessen-Nassau ziemlich umfangreich gewesen.

Im 89. Bande sind die Verhandlungen der fünfzehnten Direktoren-Versammlung der Provinz Schlesien abgedruckt. Das Königliche Provinzial-Schulkollegium hatte hier folgende zwei Aufgaben zur schriftlichen und mündlichen Behandlung gestellt: 1. Die Behandlung des deutschen Aufsatzes. 2. Der erdkundliche Unterricht. Für die erste Aufgabe hat der Direktor des Gymnasiums zu Neiße Dr. Seidel den Bericht und der Direktor des Gymnasiums und Realgymnasiums zum Heiligen Geist in Breslau Dr. Reißert den Mitbericht geliefert, für die zweite Aufgabe

stammt der Bericht vom Direktor des Gymnasiums zu Pleß Dr. Reiche, der Mitbericht vom Direktor der evangelischen Realschule II in Breslau Dr. Peche. Zur mündlichen Verhandlung hatte das Königliche Provinzial-Schulkollegium nur eine Aufgabe gestellt: Ermutigen die bisherigen Erfolge der Selbstverwaltung der Schüler zu weiterer Ausdehnung? Die Berichterstattung darüber war dem Direktor des Magdalenen-Gymnasiums in Breslau Dr. Consbruch übertragen. Auch hier sind Leitsätze von allen Berichterstattern abgedruckt.

Alle Berichte und Leitsätze für die Verhandlungen der Direktoren beider Provinzen sind mit hingebender Sorgfalt ausgearbeitet, die Leitsätze bisweilen etwas zu reichhaltig, so namentlich zum ersten Bericht und Mitbericht für die Direktorenversammlung in Schlesien, auf zehn Seiten! Daß die Verhandlungen der Direktoren sehr nützlich und segensreich sind, ist zweifellos. Diese Überzeugung ist jetzt auch in die Provinzen gedrungen, welche sich bisher ferngehalten hatten. Jedoch kann ich nicht umhin, hier einem Wunsche Ausdruck zu geben. Die Zahl der Bände für die Verhandlungen der Direktoren schwillt im Laufe der Jahre sehr erheblich an und belastet bei dem ziemlich großen Umfang der Bände die oft beschränkten Räume der Bibliotheken der höheren Schulen. Auch um die Anstaltslehrer und die Berichterstatter zu entlasten, hat der Herr Minister vor einiger Zeit mit Recht die Zahl der einzuliefernden Gutachten für die Berichte beschränkt und den Berichterstattern eine kürzere Fassung empfohlen. Aber dennoch sind die meisten Bände noch ziemlich umfangreich geblieben (vgl. den Band für Hessen-Nassau mit 224 Seiten und X Seiten des Vorworts). Es fragt sich, ob nicht außer der Kürzung der Berichte noch eine andere Beschränkung der zu druckenden Verhandlungen möglich ist. Das Protokoll über die Debatten wurde früher (wenigstens in Schlesien) in der folgenden Sitzung verlesen und von den einzelnen Rednern vielfach verbessert. Nach Fortfall dieser Revision ist dieses Protokoll nicht mehr fehlerfrei und nicht absolut maßgebend. Auch ist es in den gedruckten Verhandlungen nicht durchaus notwendig, da die zum Schluß angenommenen und abgedruckten Leitsätze die Ansicht der Versammlung im allgemeinen zum Ausdruck bringen. Mag daher dieses Protokoll über die Debatten bei den Akten des Provinzial-Schulkollegiums ungedruckt verbleiben, aber in den gedruckten Verhandlungen ist es entbehrlich.

Der korrekte, übersichtliche und klare Druck dieser Bände verdient Anerkennung.

2) Ernst Schwabe, Das Gelehrtenschulwesen Kursachsens von seinen Anfängen bis zur Schulordnung von 1580. Teubner. Leipzig und Berlin 1914. VI und 160 S. 8. Geheftet 3,20 ℳ.

Das Buch bildet das zweite Heft der 'Einzeldarstellungen aus Sachsens Vergangenheit, die dem sächsischen Volk von der Königlich Sächsischen Kommission für Geschichte dargeboten werden'. Der Verfasser bezeichnet sein Werk als 'kurze Übersicht über die Hauptzüge der Entwicklung'. Besonders interessant erscheinen dem Berichterstatter die Anfänge des Schulwesens, die er deshalb hier etwas näher berücksichtigen will. In allen deutschen Landen sind nach der Einführung des

Christentums allmählich von Klöstern und Kirchen Schulen gegründet. Aber diese haben in Sachsen — und wir dürfen hinzufügen auch in den anderen darauf kolonisierten deutschen Ländern — keinen so tiefgehenden Einfluß auf die Volksbildung gewonnen, wie im Westen z. B. die Schulen von Fulda, St. Gallen, Reichenau. Der Verfasser erblickt als Grund für diese geringere Bedeutung der sächsischen Klöster auf das Schulwesen die Tatsache, daß ihre Gründung in einer Zeit erfolgt ist, in der die Blüte des Klosterlebens schon vorüber war und der Klerus nicht mehr so wie früher als der einzige Hort der Bildung angesehen werden konnte. Als Gründungen der Augustiner Chorherren nennt er besonders die Klosterschule zu St. Afra in Meißen und die Schule zu St. Thomas in Leipzig aus den Jahren 1205 bzw. 1212. An ihrer Spitze stand ein Scholasticus, der als geistlicher Schulvorsteher nur den äußeren Betrieb leitete. Den Unterricht erteilte erstens ein Rector scolarium, der daneben auch Notariatsgeschäfte des Klosters zu erledigen und an einem Nebenaltar Gottesdienst zu versehen hatte. Zweitens unterrichteten an der Schule noch der Baccalarueus und der cantor. Letzterer behauptete damals eine sehr wichtige Stellung, da er für den Gesang an den Kirchenfesten zu sorgen hatte. Neben diesen Klosterschulen kommen die von den Kirchen für kirchliche Zwecke gegründeten Schulen und die ältesten Stadtschulen in Betracht. Vielleicht die älteste Stadtschule in Sachsen ist die Domschule in Meißen, die etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden ist. Auch bei dieser Schule steht ein Scolasticus an der Spitze, der ebenso wie an den Klosterschulen ein Geistlicher war, aber, wie es wenigstens anderwärts nachweisbar ist, auch erziehliche Pflichten besaß. Die Verleihung dieses Amtes stand noch dem Bischof zu. Hier gab es nicht mehr einen Rector, sondern nur Lehrer, deren erster der Magister scolarium oder Schulmeistir war und unter denen der Cantor auch hier eine wichtige Stellung besaß. Während das Amt des Scolasticus ständig war, wurden die übrigen Lehrer, die nicht dem Klerus angehörten, nur auf Zeit, meistens auf vierteljährige Kündigung angestellt und konnten ohne weiteres entlassen werden. Der eigentliche Unterricht war in der ältesten Zeit sehr schlecht. Er bestand dazu nur aus Lesen, Schreiben, etwas Latein und einigen Kirchengebeten nebst Kirchengesang.

Der uns am meisten bekannt gewordenen Einrichtung dieser Schule wird die an anderen jener Zeit entsprochen haben. Wie die Meißener Domschule standen auch die sich bald anschließenden zu Bautzen und Wurzen zuerst unter der Leitung des höheren Klerus und bildeten die Vorschulen für die dortige Geistlichkeit. Erst allmählich gewannen die Schulen auch den externen Charakter, so namentlich die Thomasschule zu Leipzig, die auch Bürgersöhne aus wohlhabenden Kreisen aufnahm. Aber auf die Besetzung der leitenden Stellen und auf den Unterricht hatten Rat und Bürgerschaft von Leipzig keinen Einfluß, und dahingehende Bestrebungen sind lange erfolglos gewesen. Erst allmählich wurde der Einfluß des Rats an den alten Stadtschulen Sachsens größer, teilweise nach langen Kämpfen. Die älteste Schule zu Dresden, die Kreuzschule, kam schon frühzeitig unter den Rat der Stadt,

wenngleich auch sie in der ältesten Zeit mit der Kreuzkirche in sehr naher Verbindung stand. Der vom Rat eingesetzte Rektor nahm nach Bedürfnis Gehilfen an und entließ sie, ebenso wie er vom Rat, wenn es diesem angezeigt erschien, entlassen werden konnte. Die Einnahmen dieser Lehrpersonen waren sehr gering und ganz verschieden geordnet.

Der Verfasser berichtet mit Recht, daß die Angaben über den äußeren und inneren Betrieb der ältesten sächsischen Schulen dürftig sind. Trotzdem aber das Gesamtbild des mittelalterlichen Schulwesens Sachsens noch ergänzungsfähig ist, vermögen wir doch aus den Mitteilungen des Verfassers einen kurzen Überblick zu gewinnen, der von den traurigen Anfängen des Schulwesens in manchen anderen deutschen Kolonieländern während des Mittelalters nicht erheblich abweicht.

Reicher fließen die Nachrichten über das sächsische Schulwesen erst, seitdem die Buchdruckerkunst um 1480 in die Universitätsstadt Leipzig einzog. Nunmehr schreitet die Darstellung des Verfassers auf breiterer Grundlage weiter. Die drei wichtigsten Faktoren für die allmählichen Fortschritte im sächsischen Schulwesen werden mit Klarheit in den Vordergrund gerückt: Humanismus, Reformation und das Landesgesetz für die Gelehrtenschulen Sachsens aus dem Jahre 1580. Hier findet der Leser eine näher eingehende und interessante Darstellung, in der nicht selten auch das kritische Urteil des Verfassers zum Ausdruck gebracht ist.

Das Buch, an dessen Schluß sich noch eine Zeittafel und ein Register befindet, enthält in der Tat eine gediegene Übersicht über die Hauptzüge des Gelehrtenschulwesens in Kursachsen bis 1580 und darf daher empfohlen werden.

Berlin-Steglitz. R. Petersdorff.

---

1) Stübe, R., Confucius. 40 S. 8. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1913. 50 ₰, geb. 80 ₰ (= Religionsgeschichtliche Volksbücher III. Reihe 15. Heft).

R. Stübe, dessen ausgebreiteter Gelehrsamkeit wir schon so manche guten Arbeiten namentlich von kulturgeschichtlichen Grenzgebieten verdanken, hat sein in so vielen Sätteln gerechtes Wissen und sein erprobtes Urteil im vorliegenden Heftchen in den Dienst der, wenn auch wissenschaftlich nicht hochfliegenden, so doch vielen nützlichen Aufgabe gestellt, den einen der beiden bekannten Lehrer des vorchristlichen China der Allgemeinheit näher zu bringen. Auch den anderen, zeitlich ersten, Lao-tse, hat er, im 16. Heft der selben Serie von Volksbüchern, behandelt, doch liegt dem Ref. hier nur die Aufgabe ob, über die Darstellung des Confucius zu berichten. St. erörtert klar und mit prägnanter Verwertung des Bezeichnendsten aus dem ihm zur Verfügung stehenden Stoffe im 1. Kapitel 'Leben und Wirken des Confucius', im 2. 'Das confucianische Schrifttum und die Lehre des Confucius', im Schluß 'Nachleben und Wirkung des Confucius' und berichtet dann in einem 'Nachwort' über die von ihm verwertete Literatur. Mit gewohnter

Bescheidenheit weist er alles Verdienst um die Aufklärung über Persönlichkeit und Wirken von Lao-tse und Kung-fu-tse den 'bahnbrechenden Forschern' zu (S. 39). Das Verdienst wenigstens möchten wir ihm aber unverkürzt erhalten wissen, daß er eine scharf umrissene Persönlichkeit vor uns hingestellt und in ihrem Relief klar herausgearbeitet hat, als Typus echten praktisch-nüchternen und etwas knöchernen Chinesentums. Wenn wir den ganz anderen Eindruck vergleichen, den wir aus St.s Darstellung des philosophisch gerichteten Lao-tse gewinnen, so müssen wir uns sagen, daß der Verf. an seine Aufgabe eine bemerkenswerte Fähigkeit zur Charakterisierung erfolgreich gewandt hat; und das, scheint es, ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst.

2) Fick, R., Praktische Grammatik der Sanskritsprache für den Selbstunterricht, mit Übungsbeispielen, Lesestücken und Glossaren. 3. umgearbeitete Auflage. XII, 194 S. 8. Wien u. Leipzig, A. Hartleben (1913). Geb. 2 ℳ (= Bibliothek der Sprachenkunde 33).

Zur Selbsteinführung in die Grammatik und leichte Lektüre des Sanskrit gibt es kaum ein zweites zugleich sowohl billiges wie praktisches Handbuch. Daß es in Nachahmung von Whitneys Beispiel auch einen Abschnitt über Syntax einschließt, ist ganz besonders anerkennenswert. Man würde es auch für Vorlesungszwecke gebrauchen können, wenn nicht für diese sein Wert etwas beeinträchtigt würde gerade durch das, was es für den Selbstunterricht empfehlenswert macht, durch die beigegebene Übersetzung bzw. eingehende Formenerklärung zu den Übungs- und Lesestücken. Die Studenten würden sich vielfach die für die gründlichere Erlernung des Sanskrit so unentbehrliche Mühe sparen, von sich selbst aus in die Geheimnisse der Formen, Komposita und Konstruktionen einzudringen. Und da von vornherein kein Recht zu der Annahme besteht, daß es den meisten nur auf die möglichst schnelle Erlangung eines orientierenden Einblicks in die Sanskritsprache ankomme, wofür Ficks Grammatik allerdings ein recht zweckmäßiger Führer zu sein scheint, so wird diese der Hauptsache nach den Zwecken des Selbstunterrichtes vorbehalten bleiben müssen, für die er selbst sie bestimmt hat.

Wieviel gegenüber der zweiten Auflage geändert und gebessert ist, entzieht sich der Kenntnis des Ref., da er nur die erste vergleichen kann. Gegenüber der ersten zeigt die dritte eine Reihe wichtigerer Verbesserungen, so die, daß das Glossar ans letzte Ende gesetzt ist, wo man es leichter auffindet, und daß die Angaben über die Devanāgarīschrift dafür nunmehr der Grammatik vorangehen, wo sie gleichfalls besser am Platze sind. Ein Vorzug ist auch die Vermehrung der Lesestücke in Devanāgarīdruck und deren Einstreuung auch in die früheren Partien des Buches. Denn auch dem sich selbst Einführenden muß die Möglichkeit eröffnet werden, auch Sanskritdruck möglichst geläufig lesen und auflösen zu lernen. Ref. möchte sogar wünschen, falls es mit dem Preise des Werkchens sich in Einklang bringen läßt, daß auch die letzten, größeren Lesestücke abwechselnd in lateinischer Umschrift und in Devanāgarī gedruckt würden, in welchem Falle dieser und jener Benutzende zugleich die Gelegenheit gewinnen würde, durch Vergleichung

der lateinischen Umschrift der 1., 2. oder 3. Auflage mit den damit identischen Devanāgarīstücken einer der eventuellen folgenden Auflagen die Schwierigkeiten der Worttrennung des Devanāgarīdruckes leichter überwinden zu lernen.

Einige Kleinigkeiten sind auch in der 3. Auflage noch verbesserungsbedürftig. So würde man gern dem Auge gefälligere Devanāgarītypen verwandt sehen. Aber vielleicht bedeutet das, dem Verlage ein unbillig großes Opfer zuzumuten. Im einzelnen ist außerdem z. B. das untergesetzte *ra* der Ligaturen viel zu schief angefügt. Auf S. 6 ist in der achten Umschriftzeile das *ṃ* von *kanyāṃ* verstümmelt. S. 10 Z. 2 ist vom *ī* von *dampatī* das Längezeichen weggebrochen. Ebd. Z. 9 ist *bahumanyate* als Kompositum zu drucken. In § 4 ist zu bemerken, daß der Satz, die Steigerungsstufen der Wurzelvokale träten 'hauptsächlich unter dem Einfluß der ursprünglichen Betonung' ein, doch nur auf die zweite, nicht auf die dritte Stufe Bezug haben kann, also etwas unklar ausgedrückt ist. Auch im § 5 sollte es nicht heißen 'Ausgeschlossen von dieses Steigerung', sondern '. . . von der ersten Steigerung', denn Bildungen wie *krauñca*, *jaiva* u. a. sind ja doch nicht verpönt. In § 13 ist *yady evam* statt *yadyevam* zu drucken, in § 24 *vṛttāntāñ* statt *vṛttāntan*, in 32 c '*ś* stets zu *ṣ*' statt '*s* stets zu *ṣ*', S. 25 in der Aufführung der 'Wörter' *duḥkha* st. *duhkha*, ebd. Z. 7 u. 6 v. u. 'krank' und 'tot' st. 'trank' und 'kot'. Wenn § 32 in dieser Uneingeschränktheit richtig wäre, gäbe es z. B. nicht Bildungen wie *yoga*, *yogin* und *yogya* von *yuj*. Unter den näheren Bestimmungen für die Ligualisierung des *n* und *s* in § 33 und 34 fehlen einige. Über einige andere Auslassungen in Laut- und Formenlehre braucht nicht gerechtet zu werden, da sie vielleicht dem Grundplane möglichster Kürze zuliebe beabsichtigt sind, Aber F. hätte entweder nicht die Regel über die Dehnung des *i* vor *v* vor nachfolgendem weiteren Konsonanten in § 31 (oder Umgebung) auslassen dürfen, falls er mit Whitney *dīv* als Wurzel angesetzt wissen wollte, oder in § 55 A Nr. 3 nicht *div* hinsetzen dürfen. Unter den 'Wörtern' von S. 29 hat Verf. richtig *pattra* statt *patra* von S. 24 der 1. Aufl. gegeben; er hätte dann aber auch im Devanāgarī-Lesestück von S. 30 der 2. Aufl. *pattreṣu* statt *patreṣu* herstellen müssen, was indessen natürlich ein bloßes kleines Versehen ist. Unter den 'Wörtern' von S. 32 gibt er *gaja* noch einmal, nachdem er es S. 29 schon gegeben hat. S. 39 ist nach *dhṛti* die Genusangabe *f.* einzufügen. § 251 ist für den Laien wohl etwas unverständlich ausgedrückt. Es empfiehlt sich zu sagen, daß Identität des logischen, nicht des grammatischen, Subjektes von Absolutiv und Verbum finitum erforderlich ist. Der Fehler *jñayatāṃ* (S. 113 Z. 2 v. u.) st. *jñāyatāṃ* stand auch schon in der 1. Aufl. — Ref. hat nur einen Teil des Werkchens auf Korrigenda hin durchgesehen, und es ist also wahrscheinlich, daß noch dieses und jenes andere auszustellen sein wird. Ungeachtet solcher Möglichkeit einiger weiterer kleiner Versehen wird man aber diese 3. Auflage bestens empfehlen dürfen.

Königsberg i. Pr. R. Otto Franke.

---

1) C. H. Cornill, Einleitung in die kanouischen Bücher des Alten Testaments. Siebente, neubearbeite Auflage der 'Einleitung in das Alte Testament' (Grundriß der theologischen Wissenschaften. II. Tl., I. Bd.). Tübingen 1913. J. C. B. Mohr. 328 S. 5 ℳ.

2) Ernst Sellin, die biblische Urgeschichte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage (Biblische Zeit- und Streitfragen, I. Serie, 11. Heft.). Berlin-Lichterfelde 1913. E. Runge. 50 S. 60 ₰.

Vor reichlich Jahresfrist setzten sich Cornill und Sellin grundsätzlich auseinander über die alttestamentliche Einleitungswissenschaft. Cornill schrieb: Zur Einleitung in das alte Testament. Tübingen 1913, und Sellin erwiderte: Zur Einleitung in das alte Testament. Eine Replik auf die gleichnamige Schrift C. H. Cornills. Leipzig 1913. Die beiden Schriften waren nicht bloße Aktenstücke zu einem Tagesstreit zweier Gelehrten, sondern sie trugen gleichsam programmatischen Charakter zweier verschiedenen theologischen Richtungen. So sind denn nach beendigter Auseinandersetzung die Neuauflagen je eines gut eingeführten Werkes der beiden Verfasser besonders lehrreich. Vergegenwärtigt man sich aber, daß die Diskussion jeden zur scharfen Abgrenzung und zur Festigung seiner Position führte, so wird man in den vorliegenden Neuauflagen keine innere Gestaltungsänderung erwarten und

Cornill betont im Vorwort (S. V) ausdrücklich, auch nach 35 jähriger Arbeit dem 'errungenen Ideal' der 'ersten Mannesjahre treu' bleiben zu wollen. Wie wenig Übereinstimmung noch in oft behandelten Fragen gewonnen ist, möge nur ein Beispiel dartun. Kurz nachdem im Vorliegenden (S. 118) Cornill die letzen Worte Davids im II. Sam. 23, 1—7 wider als 'ein ganz junges, künstlich archaisierendes *māschāl*' darlegte, versuchte O. Procksch in den Beiträgen zur Wissenschaft von A. T. Heft 13, S. 112 ff. 'das wunderbare Gedicht als einen Edelstein in die Krone des Dichterkönigs wider einzuschmieden'. Wenn bei solcher Unstimmigkeit eine kurze Anzeige es sich versagen muß, zu jeder hier vom Verfasser mit dem bekannten Scharfblick aufgedeckten 'jüngeren' und 'jüngsten Diaskeuase' Stellung zu nehmen, so werde doch zur Umgrenzung der Cornillschen Anschauung unter Berücksichtigung der seit der vorigen Auflage aufgetretenen Ansichten beachtet: die Abwehr des Eerdmannschen 'Sturmlaufes gegen jede rationelle Pentateuchkritik', allerdings auf dem engeren Raum eines Grundrisses ohne näheres Eingehen (S. 25). Zur Untersuchung der Komposition des Buches Jesajas hält Verf. an seiner Stichworttheorie, die 'wenigstens ein Wahrheitsmoment' enthalte, fest (S. 170). Am persönlichsten spricht C. bei seinem Versuch, durch innere Würdigung die Echtheit der Elihureden zu begründen (S. 247 ff.). Die neue Literatur, die z. B. zur Septuaginta nicht unwesentlich angewachsen war (A. Rahlfs, A. Jacob, O. Procksch), ist natürlich gewissenhaft herangezogen, so daß wir einen zuverlässigen Querschnitt durch das derzeitige Material haben; und man darf hoffen, der Grundriß werde seine Bedeutung behalten, auch wenn einmal eine weitere Auflage nötig gemacht wird durch die ja gerade jezt reichen Arbeiten am A. T., von denen zwar noch C. Steuernagels Lehrbuch eingesehen, aber J. Dahses Textkritiken nicht mehr benutzt werden konnten.

Neben Cornills reinwissenschaftlichem Werk liegt als Teilarbeit zum A. T. Sellins Heft vor aus der bekannten Sammlung mit dem Untertitel 'Zur Aufklärung der Gebildeten', einer Adresse, bei der man auch gern an reifere Schüler denkt. Schon der Zweck gibt der Arbeit einen ganz anderen Charakter als den betreffenden Teilen des vorstehenden Grundrisses. Daß aber die exakten Studien, wie sie in den wissenschaftlichen Werken Sellins niedergelegt sind, dahinter stehen, fühlt man stets, auch in den neuesten Einzeldingen; man vgl z. B. (S. 30) bei dem kennzeichnenden *mīn* (Art, Gattung) in *P* den Hinweis auf Hilprechts Fragment der babylonischen Fluterzählung. Die Aufgabe, die sich Verf. stellte, unter weitgehender Anerkennung der Resultate von Pentateuchkritik und vergleichender Religionswissenschaft die Einzigartigkeit der biblischen Urgeschichte an ihrem bleibenden Gehalt, der Gewinnung der Begriffe Sünde und Gnade, darzulegen, ist wieder in schöner Form gelöst. Dabei ist die selbständige Bedeutung der profanen Paläontologie und Prähistorie noch stärker unterstrichen (S. 47) und anderseits noch mehr Nachdruck darauf gelegt, wie nur in Israel aus dem 'Baum des Wissens ein Baum des Gewissens' habe werden können (S. 42), und selbst dem 'Unicum in der altorientalischen Literatur', der Völkertafel von Gen. 10, ist in der neuen Auflage ein heilsgeschichtlicher Gedanke entrungen.

3) Gustav Pfannmüller, die Propheten (die Klassiker der Religion hrsg. v. G. Pfannmüller. 4. u. 5. Bd.) Berlin-Schöneberg 1913. Protestantischer Schriftenvertrieb. 312 S. 3 ℳ.

4) Hermann Meltzer, Lesestücke aus den prophetischen Schriften des Alten Testaments. 4. Aufl. Ausgabe B (Kleinere Ausgabe). Dresden 1913. Bleyl & Kaemmerer.

Auf strengwissenschaftlicher Grundlage will die Sammlung *die Klassiker der Religion* in allgemeinverständlicher Einführung zu den Quellen der Religion leiten. Der Herausgeber selbst hat die Propheten übernommen. Nach einem knappen, klaren, allgemein orientierenden Abriß werden an dem Prophetenhaufen aus der Saulsgeschichte, an Elias und Micha ben Jimla (I. Kön. 22) die Anfänge des israelitischen Prophetismus kurz dargelegt. Dann kommen die einzelnen Schriftpropheten zu Wort. In straffgehaltenen, inhaltsreichen Einleitungen wird das Verständnis der so weit als möglich chronologisch oder sonst sachlich geordneten Auswahl vorzüglich vorbereitet. Die Reihe beginnt mit Amos und schließt mit Deuterojesaja (d. h. bis Cap. 55). Ausgeschlossen sind aus der Gruppe der Klassiker die Nachexilischen, die 'prosaische Lehrer' oder 'Apokalyptiker . . . mit kleinlicher Gelehrsamkeit' geworden waren (S. XII). So fehlen ganz — abgesehen vom Jonabuch — Joel (Obadja), Jesaias 56—66, Haggai, Sacharja, Maleachi (und Daniel). Von den Ausgewählten ist nur das geboten, was dem Verf. authentisch erscheint. Bei Amos, Hosea und Micha fehlen sämtliche Trostworte, da 'eine Übernahme der volkstümlichen Heilsvorstellungen' wenigstens durch Amos und Hosea dem Verf. 'einfach undenkbar' ist (S. 46, vgl. auch S. 9). Auch bei Jesaja entspreche nur 'das bescheidene Zukunftsbild', welches in dem Namen des einen Sohnes: *Schearjāschūb* (*ein-Rest-bekehrt-sich*; dazu auch Cap. 1, 24—26) personifiziert ist, dem 'Charakter und der

Größe des historischen Jesaja (S. 92 und 89). Als Ersatz sind den echten Worten der Propheten einige Sprüche von Zukunftshoffnung aus den nach ihnen genannten Büchern angehängt. Der Verf. ist sich natürlich durchaus bewußt, daß das Maß seiner Ausscheidungen umstritten ist. Nun stellt wohl jeder an eine Auswahl seine eigenen Anforderungen; daß aber die vorliegende charakteristisch ist und die Prophetenpersönlichkeiten offenbart, kann ihr nicht abgestritten werden; nur möchte man hoffen, da dem Buche wie der ganzen Sammlung die aufrichtigst gewünschte Verbreitung nicht ausbleiben wird, daß die Doppeltitel: die Klassiker der Religion, die Propheten, nicht das Ergebnis hätten, daß alles hier nicht Berücksichtigte, unter dem doch vieles — gerade auch in der religiösen Wirkung — wahrhaftig Klassisches ist, als minderwertig übersehen werde. Vielmehr darf auch diese Quellensammlung ihrerseits nur eine Führung zu der Quelle sein. Und das ist sie freilich in hervorragender Weise. An Bibelübersetzungen pflegt die Kritik, leichterklärlich, schwierige Anforderungen zu stellen. Man vgl. nur die Urteile über die neueste kirchliche Bibelrevision. Bei der vorliegenden wird man gern — besonders auch wenn man sie im Rahmen der Sammlung betrachtet — anerkennen: Gründlichkeit, auch da, wo gegen die Massora übersetzt ist, Selbstbescheidung gegenüber unsicheren Stellen und die durch den Druck unterstützte Wahrung des Rythmus und des Strophenbaues: z. B. bei den Kehrversstrophen in Amos 4,6 ff. (S. 24 f.) oder den korrekten Qīnahliedern in Ezech. 19 und 27 (S. 246 ff.). Die das Verständnis des Ganzen vorbereitenden Einleitungen werden ergänzt durch Fußnoten zu Einzeldingen. Maß und Form der Anmerkung sind angemessen, wenn auch vielleicht hier und da dem Leser mehr zugemutet werden könnte, z. B. zu Amos 1, 3 (S. 16 no. 1); da sowieso die Zahlen erklärt werden, hätte zugleich hier (oder auf S. 10) auf das Wesen des Zahlenspruches hingewiesen werden können, um so mehr, da Verf. mit Recht die Propheten als Dichter zu uns reden läßt. Daß eine Übersetzung auf Konjektur beruhe, ist öfter angemerkt. Das hätte sich auch bei dem vielumstrittenen Verse Hosea 6, 7 empfohlen; aus S. 54 no. 15 erhält man jetzt den Eindruck, daß zwar Name und Lage des Ortes (Adam) unsicher, die Übersetzung aber zweifelsfrei sei. S. 50 no. 9 kann die Folgerung: 'immergrün und deshalb heilige Bäume' irreleiten. Im übrigen zeigen die Noten gleich den Einleitungen und Übersetzungen eine treffliche Bekanntschaft mit der einschlägigen neueren protestantischen Literatur, die am Schluß in einem zuverlässigen Verzeichnis zusammengestellt ist.

Meltzer versteht es, Quellenstücke auszuwählen. Das Kirchengeschichtliche Lesebuch von Thrändorf und Meltzer hat viel Anklang gefunden. Und die vorliegende Neuauflage der Lesestücke zeigt, daß sich auch diese Hefte gut einführten. Und sicher geben sie charakteristische Quellenbelege von den Tagen des Amos bis zum makkabäischen Religionskrieg. Aber gegenüber der Einführung von Amos (S. 7) werde ich meine Bedenken nicht los. Durch Kombination verschiedener Amosstellen mit 2. Kön. 14, 23 ff. und Joel 4, 14. 16 werden die markantesten Verse aus Amos 5 und 6 mit einem ganz bestimmten Ort und Anlaß

in Verbindung gebracht. Freilich recht anschaulich. Und zur Belebung des Unterrichtes wird mancher gern die Charaktergestalt des Amos auf solcher Folie wirken lassen. Aber es scheint nicht empfehlenswert, kleinen Schülern eine Ergänzung zu jeder 'Biblischen Geschichte' in die Hand zu geben und gleich zu der ersten Seite einschränkend zu erklären, daß man sich den Vorgang vielleicht so vorstellen könne, wie er hier beschrieben sei.

Pforta R. Strothmann

Joseph Brock, Hygins Fabeln in der deutschen Literatur. Quellenstudien und Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur. Delphin-Verlag, München 1913. XXIV u 533 S. 4. 12 ℳ.

'Eine Unterstützung oder Beihilfe bei Anfertigung der Arbeit ist mir nicht im geringsten und in keiner Weise zuteil geworden.' Das ist sehr schade, denn ein πανάριστος war der Verfasser noch nicht — was keine Schande ist —, und sein Buch hätte den εὖ πείθων sehr nötig gehabt: nun ist's ein nicht abgerüsteter Bau, von Bauhütten, Schutt und Planken umgeben, und schwerlich werden andre als Bauleute vom Fach den Fleiß und die Tüchtigkeit zu werten und zu nützen wissen, die auf dieser staubbedeckten Werkstätte allerdings zutage treten. Wir müssen das Ganze also von vornherein als das nehmen, was es nun einmal ist, kein Buch zum Lesen, sondern ein Repertorium, auch als solches nicht eben leicht zu benutzen, und das nicht nur deshalb, weil der Index fehlt: das Ganze ist ja eigentlich ein Index *raisonné*. Oft sprengen die Literaturnachweise den Text, oft stehen sie in Anmerkungen. Nebenuntersuchungen spinnen sich hier in ausgedehnter Fußnote fort, dort wider sind sie eingespannt in den Hauptrahmen und lassen gelegentlich den eigentlichen Gegenstand ganz verschwinden. So werden z. B. August Apels Griechenstücke ad calcem Hans Sachs behandelt (S. 45 ff.), während der sehr ausführliche Abschnitt über Goethes Iphigenie unter anderem auch einen Abschnitt über Orests Heilung im Texte enthält (S. 287 ff.) mit sehr eingehenden kritischen und produktiven Darlegungen, in denen man dem vielbelesenen und sehr selbständigen Verfasser gerne folgt, nur, daß inzwischen — περὶ Ὑγίνου οὐδεὶς λόγος. So muß man denn gefaßt sein, überall in den entlegensten Winkeln auf ganz unerwartete Belesenheitsschätze zu stoßen. Bis zu den allerneuesten Erzeugnissen hat Brocks unermüdlicher Sammeleifer sich herangewühlt, über manches längst vergessene Stück der Epigonenzeit hinweg, und er kennt nicht bloß die Erzeugnisse selber, sondern auch schon die Literatur darüber, jene für unsre die künstliche Patina liebende Zeit so bezeichnende, abstandslose Literatur über die Tagesgrößen! Bei Hans Sachsens 'schendlich liebhabender Mirra' hören wir nicht nur von Alfieri und andern älteren Parallelwerken (S. 69), sondern auch von Herbert Eulenbergs Anna Walewska. Die Behandlung von Orestens Rache bei Goethe führt zu einer Anmerkung über Hofmannsthals Elektra mit sehr merkwürdigen Mitteilungen des Dichters selber über dieses Stück, das 'nicht ohne eine gewisse Lust am Gegensatze zu der "verteufelt humanen" Atmosphäre' der Goetheschen Iphigenie entstanden ist. Wobei

überdies noch ein nettes Fündlein für R. M. Meyers Sammelkasten abfallen kann: trotzdem mehrmals Anklänge und Motive der euripideischen Elektra in dem 1901 konzipierten Stücke Hofmannsthals vorkommen, hat der Dichter noch 1910 die Tragödie des Euripides überhaupt nicht gekannt!

Rühmen muß man an dem Verfasser, daß er nicht einer naheliegenden Versuchung erlegen ist. Wir erinnern uns, wie unlängst intensive Beschäftigung mit einem bestimmten Stoffgebiet einen sehr tüchtigen Forscher dazu geführt hat, überall Mimus zu sehen, einen andern überall Gilgamesch. Bei Brock heißt es keineswegs: überall Hygin. Öfter gelangt er im Gegenteil zur Ausschließung oder Bezweiflung des Hyginschen Einflusses; am wichtigsten ist hierbei wohl die ausführliche, freilich widerum durch mancherlei Nebenwege erschwerte Schlußuntersuchung über die Braut von Messina.

Der Benutzer des Buches muß sich auch damit vertraut machen, daß es sich vielfach nur um den Nachweis vermittelten Hyginischen Gutes handelt: eine besondere Rolle spielt widerum der durch Morris und Erich Schmidt auch weiteren Kreisen bekannt gewordene Hederich, und es freut mich besonders, daß Brock Geschmack und Humor genug hat, um den braven alten Schulmeister, der in seiner naiv-rationalistischen Art doch widerum Stil und Form hat, seine guten Seiten abzugewinnen.

Ich glaube, es könnte in einzelnen dazu geeigneten Fällen auch im Schulunterricht sehr wirksam sein, Proben vorzulegen. Der Helenasohn Euphorion z. B., an sich ein Willkürgeschöpf des von Hercher in seiner Tendenz mißkannten Ptolemaeus Chennus, ist sicherlich nur durch Hederich zu Goethes Kenntnis gelangt: 'welcher in den glücklichen Inseln von ihnen erzeuget und mit Flügeln geboren wurde'. Es ist wundersam, wie sich der Inhalt dieses trockenen Sätzchens mit dem Eindruck von Byrons Persönlichkeit und Schicksal vermählt und dann eine der ergreifendsten Dichtungen ausgelöst hat, die wir kennen. Auch Brocks Buch, das gerade zu Goethe besonders breit ausgeführte Nachweise bringt, wird in solchen und ähnlichen Hinweisen vielfach Fällen sich als fruchtbar und das begrüßen wir lebhaft in einer Zeit, wo die antiken Elemente unsrer großen Dichtungen von einem großen Teile auch der studierten Deutschlehrer nicht mehr voll gewürdigt werden können und deshalb das Verständnis dieses einzigen Schatzes bereits so sehr Not zu leiden begonnen hat, daß eine Bewegung möglich wurde, die ernstlich die alte Grundlage verlassen und sich weiter nach der Gegenwart zu ansiedeln möchte. Brocks Buch mit seinen Exkursen in die neuere und neueste Literatur könnte freilich jenen wunderlichen Zeitgenossen auch das noch zeigen, daß die alten Stoffe und Motive auch diesseits von Goethe noch immer nicht sich haben totschlagen lassen. Es bleibt dabei: für uns Europäer ist nur die griechische Literatur eine primäre, alle andern sind sekundäre. Der Tatsache entgeht weder Matthias noch der Germanistenbund, und deswegen kann die Kulturwelt der Alten nimmermehr in dem selben Sinne, wie die französische und englische, oder wie die Schulung durch Mathematik, Naturwissenschaft,

Bürgerkunde 'neben' oder gar 'nach' der 'nationalen Bildung' ihre Stellung einnehmen, wie es Matthias will: Fundamente bringt man nicht neben oder hinter einer Sache an. Schade, doppelt schade, daß das Brocksche Buch so formlos geraten ist. Sein Stoff wäre ganz dazu angetan, die richtige Einsicht weit hinaus zu verbreiten.

Im ganzen ist es aber auch so, wie es nun einmal ist, willkommen und ein wertvoller Beitrag zu der uns gerade jetzt sehr nötigen Erforschung des Nachlebens der Antike. Daß dem Verfasser, dessen Schwerpunkt nicht innerhalb der klassischen Studien selbst liegt, einmal ein kleiner Lapsus passiert (z. B. die Schreibung Attius S. 10), ist wahrlich nicht schlimm. Sollen diese Forschungen gedeihen, so tut Verträglichkeit not und der gute Wille, den eignen Krautacker nicht mit dem Weltall zu verwechseln. Das muß einmal ausgesprochen werden im Hinblick auf die empörende Ungerechtigkeit, die Hirzels liebenswürdigem und feinen Plutarchbuch durch Förster-Leipzig widerfahren ist, ohne daß meines Wissens der Widerruf schon erfolgt wäre, zu welchem der Rezensent im Falle eines tatsächlichen Unrechtes sich verpflichtet zu fühlen pflegt.

Königsberg i. Pr. (jetzt: Freiburg i. Br.) O. Immisch.

---

1) A. Dieterich, Mutter Erde. Ein Versuch über Volksreligion. 2. Auflage. Verlag v. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1913. 8. VI 138 S. 3,60 ℳ.

Im Mai dieses Jahres sind schon sieben Jahre verstrichen, seit Albrecht Dieterich unerwartet und allzufrüh, erst 42 Jahre alt, der Wissenschaft entrissen wurde. Sein Tod war ein schwerer, fast unersetzlicher Verlust für die Philologie, vor allem aber für die Religionswissenschaft, der Dieterich zuletzt fast ausschließlich seine Kraft gewidmet hatte.

Das Archiv für Religionswissenschaft, das D. neu organisiert und zu einem Mittelpunkt der Religionsforschung umgeschaffen hat, konnte er noch fünf Jahre leiten. Mancherlei große Pläne zu eigenen Arbeiten aber, durch die er die Wissenschaft zu fördern gedachte, sind nicht mehr zur Ausführung gekommen. Von dem 'Untergang der antiken Religion' ist auf Grund von Nachschriften der Vorträge, die er über dies Thema in Salzburg und Hamburg gehalten, wenigstens eine Skizze in den nach Dieterichs Tode gesammelten kleinen Schriften veröffentlicht. An die 'Genesis des Christentums' und das 'Leben Jesu', das dem Untergang der antiken Religion folgen sollte, hat er nicht mehr gehen können, ebenso ist das geplante Buch 'Volksreligion, Versuche über die Grundformen religiösen Denkens' ungeschrieben geblieben. Als ersten Teil dieses Werkes hatte Dieterich 1905 seine 'Mutter Erde' veröffentlicht: anschließen sollten sich später weitere Kapitel, 'die Forma des Zemberritus', 'die Formen göttlicher Offenbarung', 'die Formen der Vereinigung des Menschen mit Gott', das letzte als Neubearbeitung des zweiten Kapitels seines Mithrasliturgie.

'Mutter Erde' ist das letzte Buch, das Dietrich geschrieben, und zugleich wohl sein bestes. Mit umfassender Gelehrsamkeit und dem ihm eignen Scharfsinn hat er darin die weittragende Bedeutung des

antiken Kultes der Erdmutter dargelegt, zugleich auch die die Bedeutung des männlichen, zeugenden Elements im Kultus erörtert und mancherlei Fruchtbarkeitsriten aufgehellt. Im Einzelnen auf seine Untersuchungen einzugehen, ist hier, namentlich bei einer zweiten Auflage, nicht am Platze. Daß man nicht jedem einzelnen seiner Ergebnisse zustimmen kann, ist wohl selbstverständlich, aber dem Werte des ganzen Buches tut das keinen Eintrag, ich wiederhole, was ich an anderer Stelle bei der ersten Auflage betont habe: Dieterich hat es verstanden, den Glauben an die göttliche Mutter Erde in ein helleres Licht zu rücken, er hat damit auf einem wichtigen Gebiete der antiken Religion unsere Kenntnisse gefördert, und er hat zugleich ein Beispiel gegeben wie solche Untersuchungen angestellt werden müssen; mag er auch im einzelnen noch manchmal geirrt haben, nur auf dem Wege, den Dieterich eingeschlagen hat, nur durch die von ihm befolgte Methode, nicht vom Mythus, sondern vom Volksbrauche auszugehn und die antiken Vorstellungen durch Heranziehung moderner Volksbräuche und der Bräuche der Naturvölker zu erläutern, dürfen wir hoffen, zu einer tiefern Erkenntnis der ältesten antiken Religionsvorstellungen zu gelangen.

Es ist erfreulich, daß diesem Buche eine zweite Auflage beschieden ist. Dieterichs Freund Richard Wünsch hat sie besorgt. Der Text ist unverändert abgedruckt, am Schluß des Buches aber hat W., ebenso wie bei der zweiten Auflage von Dieterichs Mithrasliturgie, einen sehr dankenswerten Anhang hinzugefügt: er hat nicht nur die Bemerkungen nachgetragen, die sich in Dieterichs Nachlaß vorfanden, sondern er hat auch alles zusammengestellt, was zur 'Mutter Erde' seit dem Erscheinen des Buches gedruckt und geschrieben ist, soweit es ihm des Erwähnens wert schien. Sternchen am Rande der Textseiten weisen auf die Nachträge hin. Möge das Buch auch in dieser neuen Gestalt zahlreiche Leser finden, niemand, der Interesse für die antike Religion hat, darf es unbeachtet lassen.

Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Herausgegeben von W. H. Roscher. 67/68. Lieferung, Leipzig, Verlag v. B. G. Teubner, 1913/14, je 2 ℳ.

Roschers Lexikon, das 1884 zu erscheinen begonnen, nähert sich dem Abschlusse. Die letzte, im März des vorigen Jahres ausgegebene Lieferung reicht bis Summanus, so daß nur noch 6 Buchstaben zu erledigen bleiben. In den beiden mir vorliegenden Heften ist eine Anzahl Artikel aus dem orientalischen Gebiete enthalten, so vor allen 'Sonne und Sonnengott nach ägyptischer Vorstellung' von Roeder (65 Spalten), 'der ägyptische Sphinx von dem selben Verfasser (40 Spalten) und 'Sterne bei den Babyloniere' von A. Jeremias (73 Spalten). Der Artikel über den griechisch-römischen Sternglauben den F. Boll behandelt, mußte im Hinblick auf neue Funde und Erkenntnisse noch zurückgestellt werden und soll am Ende des Buchstabens S erscheinen. Von den Artikeln aus der griechischen Mythologie seien Soter und Soteira von Höfer hervorgehoben, in beiden werden die Götter zusammengestellt, denen diese Namen als ἐπικλήσεις beigelegt werden: in einem früheren Bande

des Lexikons hatte Deneken die Ansicht ausgesprochen, daß die als *σωτῆρες* angerufenen Götter ganz vorwiegend dem Kreise der chthonischen Götter angehören; wie Höfer bemerkt, ist diese Behauptung unbewiesen und wird durch die von ihm gegebenen Zusammenstellungen nicht bestätigt. Bei dem Artikel Stheneboia von Busslepp muß man zur Deutung ein recht großes Fragezeigen setzen: Stheneboia ist nach B. eine Mondheroine, Bellerophon eine Hypostase des Sonnengottes Zeus; Bellerophons Bedeutung als Sonnengott erhellt auch aus seinem Kampfe mit der Chimaira, er zerteilt das *villosum* = skr. *varvara* = *βέλλερα* = das Zottige, das sind die Wolken! Recht im Gegensatz zu solcher Deutungsart steht Ilbergs Artikel über die griechische Sphinx (69 Spalten). Er verdient ganz besondere Beachtung, nicht nur wegen der außerordentlich reichhaltigen Zusammenstellung des Materials, besonders auch des bildlichen, inbezug auf das Eindringen der Sphinxgestalt in Griechenland und ihre Entwicklung in Kunst und Sage usw., sondern namentlich auch wegen des Abschnitts über die Bedeutung der Sphinx. Ein Symbol des weise erwägenden Verstandes, Sonne, Mond, Regenwolken, Winterfrost, — all das und ähnliches mehr hat man in der Sphinx sehen wollen. Dem gegenüber legt Ilberg zutreffend dar, daß die griechische Sphinx zu der gleichen Kategorie dämonischer Wesen gehöre, wie die Harpyien, Sirenen, Keren, Erinyen, also zu den Seelenwesen.

Berlin. Ernst Samter.

---

1) Curtius-von Hartel, Griechische Schulgrammatik bearbeitet von Dr. Florian Weigel. 27. umgearbeitete Auflage, geb. 3 Kr. 60 H. Wien 1913. Verlag von F. Tempsky. 298 Seiten.

2) K. Schenkls Griechisches Übungsbuch für Unter- und Obergymnasien. Im Anschlusse an die griechischen Schulgrammatiken von Curtius-v. Hartel-Weigel bearbeitet von Heinrich Schenkl und Florian Weigel. 22. umgearbeitete Auflage, geb. 4 Kr. Wien 1913. F. Tempsky.

Die Curtius-Hartelsche Grammatik erscheint seit der 23. Auflage in doppelter Gestalt: einer deutschen, von Richard Meister herausgegeben, und einer österreichischen, von Fl. Weigel. Als deutsche Ausgabe zählt die 23. und 25. Auflage, als österreichische die 24., 26. und 27. Außer dem Titel haben die Grammatiken noch wenig Gemeinsames, es sind ganz verschiedene Bücher geworden. Der wesentliche Unterschied besteht darin, daß die Meistersche Bearbeitung sich der in Deutschland zur Herrschaft gekommenen Forderung angeschlossen hat, möglichst kurz zu sein. Die wissenschaftliche Grundlage ist wohl vorhanden, aber wird mehr versteckt gehalten. Allerdings stehen die wichtigsten Lautgesetze nach wie vor in bestimmten Paragraphen da, aber sie sind kurz, Bezug wird wenig auf sie genommen, Einzelerklärungen finden sich selten. Es beruht dies wahrlich nicht auf Mangel an Wissenschaftlichkeit von seiten des Verfassers, vielmehr auf den Forderungen, die von den Lehrenden erhoben werden. Nur die Grundlage zur Einübung der Formen und Regeln wird verlangt, daß damit zugleich der Sinn für sprachliche Vorgänge geweckt werden kann, die Augen geöffnet für die Wissenschaft der Sprache, davon will man im allgemeinen nichts wissen. Mit Recht ist in den letzten Jahren immer erneut die

Klage erhoben worden, daß das Gymnasium an der vergleichenden Sprachwissenschaft 'vorübergezogen' sei, 'der Biologie der Sprache', wie es Geheimrat Hillebrandt, indem er den selben Vorwurf ausspricht, auf der 10. Jahresversammlung des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums zu Berlin genannt hat. Für die Gesamtheit der Gymnasien trifft der Tadel zwar nicht zu, denn es gibt auch Schulen, wo diese wissenschaftliche Pflicht nicht vernachlässigt wird. Es liegt also nicht an der Organisation des Gymnasiums, wie behauptet worden ist, vielmehr daran, daß der Sinn dafür nicht geweckt ist, daß die Lehrenden auf der Universität nicht genötigt oder in der Lage waren, sich die entsprechenden Kenntnisse anzueignen.

Ganz anders steht es in dieser Beziehung in Österreich. In dem vielsprachigen Lande wird von vornherein sprachlichen Erscheinungen weit größere Aufmerksamkeit entgegengebracht, und dieser Umstand übt naturgemäß seinen Einfluß auch auf die Lehrbücher aus. Es bewahren daher auch die hier zu besprechenden Bücher von Weigel durchweg einen wissenschaftlichen Charakter, wie man fast auf jeder Seite sehen kann. Dabei werden aber die Bedürfnisse der Schule durchaus beobachtet. Es werden nur Lehrer verlangt, die zu unterscheiden vermögen, was auf jeder Stufe dem Schüler zugemutet werden darf. Diese Wissenschaftlichkeit tritt schon in den ersten Paragraphen zutage bei der Einteilung der Laute. Hier wird j nicht einfach unter den Spiranten verzeichnet, sondern als palataler (Gaumen-) Laut.

In einer Anmerkung wird von den alten Zahlzeichen berichtet und an welcher Stelle sie im Alphabet ursprünglich standen. In den kurzen deutschen Grammatiken hat man derartige Zusätze unterdrückt, weil sie für die Lektüre nicht unbedingt nötig sind. Nützlich ist ferner die Angabe, wie ζ und ϑ ausgesprochen werden. Dabei wird schon auf den ersten Seiten wie durch das ganze Buch hindurch ausgedehnter Gebrauch von den verschiedenartigen Schriftzeichen gemacht, und zwar in so hervorragender, energischer Weise, daß das Auge ohne weiteres gefesselt wird von dem, was in erster Linie gelernt werden soll. Hier wird das Lernen wirklich durch das Auge unterstützt.

In dem Abschnitt 'Die wichtigsten Lautgesetze' finden wir nicht nur neuere Anschauungen über den Lautwandel und die Bildung von Formen vertreten, sondern auch Erklärungen dazu gegeben. Durchweg sind die gelehrten Ausdrücke vermieden, die angeblich von dem Studium der Sprachwissenschaft abschrecken. So wird nicht nur zu 'stimmlos' und 'stimmhaft' die Erläuterung 'nicht tönend' und 'tönend', hinzugefügt, sondern in § 32 auch eine kurze Aufklärung gegeben, wie das durch die Sprachorgane zustande kommt. Was ein geschlossenes und ein offenes e ist, wird durch deutsche Beispiele klar gemacht. Es sollten nur solche Erklärungen auch nach dem Verzeichnis gefunden werden können. Stammabstufung oder Ablaut wird unter Vergleichen mit deutschen Formen ebenso übersichtlich gelehrt wie starker Stamm und schwacher Stamm. Das sind zwar allmählich allgemein bekannt gewordene Begriffe, die nur immer in der Grammatik der alten Sprachen keine Aufnahme finden sollen. Gelehrt wird ferner die Vokalentwicklung

aus den Liquiden, weshalb es τατός, τέτακα heißt neben τέτονα; τετάχαται aber λέλυνται; wie ποιμέσι, πατράσι entstanden ist; die Verkürzung von Vokalen vor Konsonanten wie vor langen Vokalen, weshalb es φανέλτων heißt, aber doch τετίμηνται. Dies und vieles andere soll gewiß nicht systematisch, auch nicht in jeder Klasse gelehrt werden, aber es ist nützlich, daß es dasteht, damit es gegebenenfalls besprochen werde. Auch haben wir doch noch immer strebsame Schüler genug, die durch derartige Hinweise und Erläuterungen zum Nachdenken angeregt werden, denen solche geistige Speise Freude macht. Die beliebten, modernen Lerngrammatiken sind geistig öde, sie passen zur Kinoseuche.

Den ganz verschiedenen Charakter dieser Grammatik von den bei uns üblichen und gefeierten ersieht man auch aus dem Abschnitt: 'Erläuternde Bemerkungen zur Deklination der Substantiva und Adjektiva'. Hier werden die einzelnen Kasusendungen durchgenommen, ihre Veränderungen wissenschaftlich kurz angegeben, das Zusammenfallen der verschiedenen Kasus erörtert, und welche Endungen vom Ablativ, Lokativ und Instrumentalis in die Formenbildung übernommen sind. Auch die verwandten Erscheinungen in der lateinischen Deklination werden jedesmal am Schluß in aller Kürze angeführt. Ebenso wird am Schluß der Flexionslehre der Pronomina eine zusammenfassende Erklärung über die Bildung dieser Formen gegeben. Wem das nicht paßt, der kann es ja übergehen, aber welchen denkenden Schüler sollte nicht eine Gleichung τίς = quis = wer aus hwer anregen, zumal wenige Zeilen vorher das Verhältnis von qu zu π und τ angeführt ist. Das zum Verständnis Fehlende kann der Lehrer gelegentlich, wenn er der Aufnahmefähigkeit gewiß ist, hinzufügen. In diesen Abschnitten sind die wissenschaftlichen Ergebnisse der neueren Forschung knapp und praktisch zusammengefaßt. Sie zeigen aber zugleich auch, daß die Auflage mit Recht eine umgearbeitete genannt wird. Sie sind neu hinzugefügt. Aber auch die andern Teile verraten nicht weniger die ändernde Hand des Verfassers, der Wissenschaft und praktische Anordnung zu vereinen versteht. Gegenüber der 24. Auflage — die 26. liegt mir nicht vor — ist keine Seite der Formenlehre ohne Änderung geblieben, vieles ist ganz neu gefaßt worden.

Auch die Reihenfolge der Kapitel ist mehrfach verschieden. So werden Zahlwörter vor den Pronominibus abgehandelt. Das hat eine Bedeutung natürlich nur dann, wenn auch das Lesebuch damit übereinstimmt. Beim Verbum sind die Veränderungen weniger durchgreifend, nur sind auch hier die Erklärungen ausführlicher, aber deshalb sicherlich nicht schwerer zu verstehen. Es wird z. B. die Entstehung der Endung σαν angegeben, wie es der heutigen wissenschaftlichen Auffassung entspricht. Das kann gelehrt werden, aber auch unterbleiben, je nach Neigung und Anschauung des Lehrenden. Das temporale Augment (Zuwachs) wird als Adverbium ἐ bezeichnet und seine verschiedenartige Entwicklung mitgeteilt, nicht bloß die Verlängerung der anlautenden Vokale angeführt. Daß der ausgedehnte Gebrauch des Perfekts auf κ auf Analogiebildung beruht, wird mit Beziehung auf Homer in einer

inhaltsvollen Anmerkung kurz nachgewiesen. Das Plusquamperfekt auf -*η* wird erklärt mit Heranziehung des Lateinischen, was in diesem Falle eigentlich für alle Grammatiken selbstverständlich sein sollte. Daß *εἵμαρται* in Wirklichkeit eine ganz regelmäßige Bildung ist, darf der Schüler ebensogut gelegenlich erfahren wie das Entstehen der Formen *ἑάλων, ἀνέῳγον*. Wenn dabei vereinzelt auch einmal auf das Indische verwiesen wird, so wird das an einer wissenschaftlichen Anstalt wohl auch keinen Schaden anrichten.

Die Fülle der einzelnen Bemerkungen, Verweisungen, Erklärungen hier anzuführen, ist nicht möglich. Auch Etymologien finden sich wie die von *ἀκούω* (§ 136) ein scharfes Ohr (*ἄκ-ρον οὖς*) auf etwas haben. Aus diesen wenigen Angaben wird man schon erkennen, daß auf diese Weise von einem taktvollen Lehrer bei wißbegierigen Schülern der Unterricht außerordentlich belebt werden kann, zumal die Formenlehre doch auch in den oberen Klassen besonders bei den nicht attischen Schriftstellern noch immer beachtet werden muß.

Der Umfang der Flexionslehre ist anscheinend nur wenig vermehrt, um 6 Seiten, aber das einzelne Blatt ist um je 1,3 cm höher und breiter als in der 24. Auflage. Dem entsprechend ist auch der Umfang des ganzen Buches gewachsen, wenn er auch der Seitenzahl nach gleich geblieben ist, 298 gegen früher 299. Dazu hat der Verf. an anderer Stelle Raum zu schaffen gewußt, allein bei den Verzeichnissen 19 Seiten, und zwar zum Teil durch Vereinigung des griechischen Wortverzeichnisses zur Formenlehre und zur Syntax. Nützlicher wäre es allerdings gewesen, dies und jenes Wort noch mit aufzunehmen. Auch der homerische Dialekt nimmt 13 Seiten weniger ein.

Die Satzlehre ist ebenfalls umgearbeitet und bedeutend erweitert, und zwar um 18 der größeren Seiten. Sie beginnt mit einem neuen Paragraphen über Subjekt und Prädikat. Dann folgt die Lehre von der Kongruenz, die ausführlicher dargestellt ist. Wenn es da u. a. heißt: Adjektiva der Zeit und des Ortes, 'die mit dem Beziehungswort übereinzustimmen sind', so ist hier der Verf. des Lesebuches in das Gebiet der Grammatik eingedrungen. Die Anordnung ist wesentlich geändert: Die Kasuslehre steht an der Spitze und trägt die Bezeichnung 'Satzbestimmungen durch Nomina mit einem Kasus obliquus'; an diese schließen sich 'Satzbestimmungen durch Nomina mit einer Präposition' an, es folgen 'Satzbestimmungen durch das Verbum infinitum', den Infinitiv und das Partizipium. Dann kommt die Lehre von den Sätzen mit den Teilen: Genera des Verbums, vom Gebrauch der Tempora, der Modi und von den Partikeln. In der Kasuslehre sind Nominativ und Vokativ gestrichen. An den Akkusativ, bei dem nur einige Zusätze gemacht sind, schließt sich der Dativ an, dann erst kommt der Genetiv (immer geschrieben Genitiv). Im einzelnen sind mancherlei Zusätze gemacht, namentlich ist das Lateinische widerholt zur Erklärung herangezogen oder der von diesem verschiedene Gebrauch betont. Geschickt ist auch hier der Druck verwertet, um das Wesentliche ins Auge fallen zu lassen, so z. B. ist dativus commodi, possessoris, auctoris und weiterhin instrumenti, causae, mensurae in großem Druck gegeben.

Ähnlich ist es beim Genetiv. Wie in anderen Grammatiken sind Adjektiva und Verba der selben Bedeutung nicht mehr getrennt abgehandelt, wie es früher der Fall war. Eine bemerkenswerte Neuerung durch die ganze Syntax hindurch ist, daß zu den Versbeispielen, in denen der Rhythmus dem Schüler nicht geläufig ist, das Versmaß unter dem Strich hinzugefügt ist. Weigel scheut sich auch nicht, Übersetzungen zu geben, da wo es wünschenswert ist, das Bemerkenswerte hervorzuheben. Bei der Lehre vom Artikel und den Pronominen ist ebenfalls manches geändert, auch sind Zusätze gemacht, trotzdem ist dieser Abschnitt eine Seite kürzer: soviel macht geschickter Druck und das größere Format aus.

Die Lehre vom Verbum infinitum beginnt mit der Darlegung der Verschiedenheit vom Lateinischen. Es erübrigt sich, auf alle die Veränderungen in der Satzlehre hinzuweisen. Man wird kaum einen größeren oder kleineren Abschnitt finden, wo nicht im ganzen oder einzelnen etwas anders gefaßt oder Zusätze gemacht sind. Der Charakter der Änderungen ist überall der selbe: Es wird Übersichtlichkeit zum Lernen erstrebt, die Beziehungen zum Lateinischen werden nicht vergessen, dann aber werden Erläuterungen gegeben, Ausführungen gemacht, bei denen der Verfasser sich nicht selten in behaglicher Breite ergeht, so daß es zuweilen den Anschein hat, als solle die Grammatik auch zum Selbststudium dienen. Dabei sind denn die Sätze bisweilen auch etwas schwerfällig geraten, z. B. § 28 Anm., § 70, 1, c. Auch Wörter wie diesbezüglich, beziehungsweise dienen nicht gerade der Schönheit des Stiles. Auffallend ist ferner, daß der Verfasser zwar in der attischen Formenlehre durchaus zuverlässige wissenschaftliche Angaben macht, beim homerischen Dialekt aber in einigen Punkten bei der alten Auffassung bleibt. Aber es wird wenigstens auf Ausgaben verwiesen, die andere Formen bieten. Bei der Übersicht über den herodotischen Dialekt ist davon nichts zu finden, und doch sieht dieser in der Wissenschaft und auch in einem Schultext ganz anders aus, wie Weigel ihn darstellt. Verfasser macht auch Anläufe, gute deutsche Bezeichnungen zu gebrauchen. Allzu konsequent in diesem Falle zu sein, ist gewiß vom Übel, aber warum bleibt er nicht bei dem Ausdruck Formenlehre und Satzlehre statt Flexion und Syntax? § 22 stellt er in der Übersicht auf: drei Geschlechter, drei Zahlen, fünf Fälle. Davon behält er nachher nur das Wort Geschlecht bei. Sicher mit Recht. Denn technische Ausdrücke soll man nicht tilgen wollen, wenn man keinen gleichwertigen Ersatz hat. Dann aber war auch an der angegebenen Stelle numeri und casus beizubehalten, und die deutsche Bedeutung nur daneben zu setzen. — Zu empfehlen ist dem Verfasser, bei der nächsten Auflage die Arbeit von Emil Wolf in dieser Zeitschrift zu benutzen: 'Die attische Flexionslehre der Schulgrammatik im Lichte der Inschriften- und Papyrigrammatiken' S. 124—152 in den Jahresberichten des philologischen Vereins 1913. Nicht weniges wird er danach zu ändern haben, wenn auch bisher schon manche der alten unrichtigen Formen getilgt sind. Der Fortschritt der Wissenschaft bringt auch hier dem Schüler Erleichterung.

Zu einer guten Grammatik gehört auch ein gutes Übungsbuch,

wenn anders der Unterricht erfolgreich sein soll. Die Curtiussche Grammatik hat ein solches schon immer gehabt in dem Schenklschen Buche. Wie sehr es geschätzt wird, zeigt die steigende Zahl der Auflagen. Es folgt daher der umgearbeiteten Grammatik auch die von Weigel mit besorgte neue Auflage des Übungsbuches, die gleichfalls als umgearbeitet bezeichnet wird. Das Buch zerfällt in zwei Teile, von denen der erste griechische und deutsche Stücke zur Einübung der Formenlehre enthält, an die sich dann noch Lesestücke und ein poetischer Anhang anschließen. Die Reihenfolge der Stücke stimmt mit der Anordnung in der Grammatik überein. Das ist nicht der Fall in dem zweiten Teil, der nur deutsche Stücke zur Einübung der Syntax enthält. Hier ist die sonst übliche Ordnung beibehalten, daß Infinitiv und Partizipium zuletzt behandelt werden. Nach den Einzelsätzen kommen hier Stücke im Anschluß an Xenophon, Arrian, Herodot, Plutarch, Demosthenes und Platon. Es soll also das Übungsbuch für die ganze Schule ausreichen, nach österreichischer Bezeichnung auch für das Obergymnasium. In einem besonderen Abschnitt werden 'Syntaktische Regeln' aufgestellt, die beim Einüben der Formenlehre benutzt werden sollen und zur ersten Bekanntschaft mit den wichtigsten Lehren dienen. Zu dem größeren Teil der griechischen Übungsstücke mit Einzelsätzen sind die Vokabeln gesondert gegeben, die deutschen Stücke, die sich jedesmal anschließen, enthalten keine neuen Vokabeln. Damit wird der Lehrgrundsatz durchgeführt, von dem griechischen Texte auszugehen und dann erst aus den deutschen Texten übersetzen zu lassen. Ein griechisch-deutsches und deutsch-griechisches Wortverzeichnis dient soweit nötig dem Ganzen. Auch durch das gesamte Übungsbuch hindurch wird der Grundsatz gewahrt, das Aneignen des Wortschatzes durch Zuhilfenahme der Etymologie zu erleichtern. Das griechische Stammwort wird angegeben, die stammverwandten lateinischen und deutschen Wörter sind beigegeben, sofern die Verwandtschaft nach Form und Bedeutung leicht ersichtlich ist, auch Fremd- oder Lehnwörter werden herangezogen.

Für Deutschland sind diese Bücher nicht bestimmt, aber wohl ist hier den Lehrern des Griechischen zu empfehlen, die Grammatik wenigstens vergleichsweise in die Hand zu nehmen. Sie können vielfache Anregung daraus entnehmen, um den Unterricht anregend zu gestalten und den Schülern eine leise Vorstellung zu geben, wie lautliche Vorgänge sich abspielen, daß die Sprache in stetem Fluß, kein Petrefakt ist. Die Sicherheit des Lernens braucht wahrlich nicht darunter zu leiden.

Hamburg. Adolf Fritsch.

Max C. P. Schmidt, Die Entstehung der antiken Wasseruhr. Kulturhist. Beiträge zur Kenntnis des griech. u. röm. Altert., 2. Heft. Leipzig, Dürr 1912. 113 S.

Der Verf. ist ein rühriger und erfolgreicher Vorkämpfer für die humanistischen Studien an den Gymnasien, dessen Bestrebungen nicht nur dahingehen die Kenntnis der alten Sprachen zu vertiefen, sondern den Unterricht auch durch entsprechende Berücksichtigung der sogenannten Realien zu beleben und auszugestalten. Nach beiden Richtungen

hat er auch selbständig geforscht. Seine 'kulturhistorischen Beiträge' wenden sich, wenigstens in dem eigentlichen Text, an den weiten Kreis aller Gebildeten. Für das vorliegende zweite Heft gab es, von den Realwörterbüchern abgesehen, an Vorarbeiten nur: G. Bilfinger, die Zeitmesser der antiken Völker, Pr. Stuttgart 1886 und einen Aufsatz von Photiadis, Ἀθηνᾶ VI (1904) 3ff.[1]) und es war ein glücklicher Gedanke, die Fragen auf Grund der antiken Quellen nochmals zu prüfen und der ganzen Entwicklung der antiken Wasseruhr nachzugehen. Nach einem Vorwort folgen Abhandlungen, d. h. die systematische Darstellung, dann Anmerkungen und zwar zu den Figuren und zu den Abhandlungen, hierauf eine sehr willkommene Zusammenstellung der in Betracht kommenden griechischen und lateinischen Texte, endlich Tafeln mit 30 Figuren zur Illustration der Ausführungen.

Es gab in Griechenland seit alter Zeit Gefäße unter dem Namen *κλεψύδρα*, die als Heber oder als Vexiergefäße verwendet wurden. Die Grundform ist ein Gefäßkörper, der unten ein oder mehrere Löcher hatte und oben in ein Rohr überging, dessen Öffnung man bequem mit dem Daumen verschließen konnte. Tat man dies und tauchte das Gefäß in eine Flüssigkeit, so konnte wegen der darin befindlichen Luft nichts eindringen; öffnete man oben, so füllte sich das Gefäß und wenn man dann wider schloß, so konnte man das Ganze aus der Flüssigkeit heben ohne daß — infolge des Druckes der äußeren Luft — etwas herausfloß. Das geschah erst, wenn man die obere Öffnung wider freigab. Von diesem Heber stammt nach S. eine andere, größere Klepsydra ab, die als 'Wassermesser' in Athen im 4. und 5. Jahrhundert vor Gericht verwendet ward. Das war ein Gefäß, das mit Wasser gefüllt und aus dem das Wasser durch eine kleine Öffnung unten herausgelassen werden konnte. Mit diesem Instrument ward den Rednern beim Prozeß die Zeit zugemessen. Daraus entwickelt sich in alexandrinischer Zeit die Wasseruhr (*ὡρολόγιον*), indem die Einteilung des Tages und der Nacht in 12 Stunden von der Sonnenuhr auf sie übertragen ward. Von den späteren Wasseruhren werden genauer besprochen die des Ktesibios, Galenos, Vitruv, ferner der Turm der Winde in Athen. Ein Überblick über die Verwendung der Klepsydra bei den Römern und eine Zusammenfassung aller Resultate bildet den Schluß.

Das Buch enthält eine Fülle philologischer, archäologischer und auch technischer Gelehrsamkeit, für die der Verf. fachmännische Berater hatte, und es ist ihm gelungen, die Fragen verschiedentlich zu klären und zu fördern und jedenfalls eine Darstellung zu bieten, in der man sich über den Gegenstand in größerem Zusammenhange orientieren kann; und doch wird mann der Lektüre des Buches nicht recht froh. Der Grund liegt nicht so sehr in gelegentlichen stilistischen Mängeln, als vor allem in der oben skizzierten Anordnung oder vielmehr Zerstücklung des Stoffes. Daß in den 'Abhandlungen' keinerlei Hinweis auf die Anmerkungen enthalten ist, stört umsomehr, als der Text ohne diese

[1]) Der Aufsatz von I. E. Sandys in den Proceedings of the Cambridge philol. soc. 1912 konnte ihm noch nicht bekannt sein.

manchmal gar nicht verständlich ist. Das selbe gilt von den Figuren ohne die zugehörigen Anmerkungen, so daß der Leser sich das Material zum Verständnis mancher Paragraphen an fünf verschiedenen Stellen des Buches zusammensuchen muß. Diese Verwirrung wird noch dadurch erhöht, daß der Vf. sogar innerhalb der 'Abhandlungen' auf manche Probleme an verschiedenen Stellen zu sprechen kommt und so einen scheinbar ausgesponnenen Faden immer wider anstückelt.

Im einzelnen reizt manches zum Widerspruche. In dem Namen *κλεψύδρα* wird, wie dies auch in den Wörterbüchern geschieht, aus dem ersten Bestandteil S. 13 und 20 mehr das Heimliche, Verborgene herausgelesen ('Wasserhehler'), während es doch näher liegt, im Hinblick auf das synonyme *ὑδράρπαξ* (= Wasserräuber; Stellen S. 88f.) *κλεψύδρα* als 'Wasserstehler, Wasserdieb' zu deuten. Auch die Erklärung des Quellennamens Klepsydra als unterirdisch fließendes Gewässer wird erst aus dem Namen gesogen sein, während eine gute Überlieferung (Istros) in den Aristophanes-Scholien den verschiedenen Wasserstand zu bestimmten Zeiten als Veranlassung zu dieser Namengebung anführt, die also nicht an den Heber, sondern an die Gerichts-Klepsydra anknüpft. Wie hängen aber nun diese beiden zusammen? Nach S. ist die zweite aus der ersten hervorgegangen. Dies Verhältnis vermag aber weder Fig. 18 mit den beiden grundverschiedenen Formen, mit denen man zunächst nichts anzufangen weiß, noch auch der konfuse § 25 plausibel zu machen, und der ratlose Leser ist nicht wenig erstaunt, zu Beginn des § 26 zu lesen: 'Da wir mit Art und Gestalt der Klepsydra jetzt schon vertraut sind...' In der Tat folgt die genaue Ausführung über Gehalt und Größe des Zeitmessers bei Gericht erst § 32ff. Daß mehrere Klepsydren in Athen bei Gericht verwendet wurden, geht nicht hervor aus Schol. Luc. Pisc. 10 und 28 (S. 33), wohl aber aus Arist. *Ἀϑ. πολ.* 67. 2 (Text XX), der also hier anzuführen war. S. 34 wird als denkbar bezeichnet, daß an der Gerichtsklepsydra ähnlich wie beim Heber oben ein Rohr und kleines Loch vorhanden war, durch dessen Verschluß der Wasserlauf angehalten werden konnte, das aber zum Füllen des Gefäßes dann einen Trichter nötig machte. Wie ist das mit den oben vollkommen offenen Gefäßformen Fig. 18 und 20 zu vereinigen? S. 35 wird eine Frage genauer erörtert, die wir schon S. 33 durch eine Bemerkung angerührt fanden, nämlich ob vor Gericht nur eine oder mehrere Klepsydren verwendet wurden. Obwohl dies unentschieden bleibt, werden S. 40ff. mit Zuhilfenahme der Mathematik die technischen Schwierigkeiten besprochen, die sich ergeben müßten, wenn den einzelnen Rednern aus ein und dem selben Messer das gleiche Quantum zugemessen werden sollte, da ja der Einfluß der Höhe der Wassersäule auf die Ausflußgeschwindigkeit mit zu berücksichtigen ist. Nach S. hat man diese physikalischen Kenntnisse damals noch nicht besessen, sondern ist, wenn ich recht verstehe, auf empirischem Wege dazu gekommen die richtige Gefäßform (Amphora) mit etwa parabolischem Querschnitt zu verwenden, bei der 'die Wirkung des Wasserdrucks auf die Dauer des Auslaufs so gut wie völlig neutralisiert war', so daß man also 'an der Skala eines eingesteckten Meßstockes und seiner Annässung die Zeitabschnitte ein-

fach ablesen' konnte. Ich glaube, daß ein viel einfacherer, weil ganz mechanischer Vorgang vorausgesetzt werden muß, wie man aus Aristoteles herauslesen kann. Wenn Klepsydren zu 10, 7, 6, 5, 2 Choes vorhanden waren, so hat man eben nach Bedarf eine ausgewählt, ganz vollgefüllt und zu Beginn der Rede laufen lassen. Mit dem letzten Tropfen, der herausfloß, war eben für den Redner die Uhr abgelaufen und wurde für den nächsten frisch gefüllt (Aesch. Ctes. 197). Was die Gefäßform anlangt, so scheint dem Verf. der Unterschied zwischen Amphora und Hydria nicht klar, da er von einer 'Hydria mit zwei Henkeln' spricht (S. 42, 91).

Keineswegs leicht verständlich sind die Erklärungen der komplizierteren Figuren. Fig. 25, die nicht zu § 41, sondern 42 gehört, soll die Galenstelle illustrieren, doch sind die Buchstaben A B C D, mit denen im Text operiert wird, nicht eingezeichnet, so daß sich der Leser selbst zurechtfinden muß. An den Figuren 26—29 stört die zum Teil ganz überflüssige Verschiedenheit der Maßstäbe (27 und 29!) sowie die Verbindung von Durchschnitt und Draufsicht bei ein und der selben Figur. In § 47 vermißt man einen Hinweis auf die Literatur über den 'Turm der Winde', zum mindesten auf Judeich Topogr. v. Athen. Das koboldartige Wesen auf Fig. 13 als Satyr zu bezeichnen (S. 67) ist unberechtigt.

In den Texten fehlt die wichtige Stelle Polyb. X 44. 2, die übrigens auch sonst bisher meines Wissens nicht herangezogen wurde. Der Passus aus Arist. *Ἀϑ. πολ.* über die Klepsydra (S. 94 f.) ist nach dem veralteten Text von Kaibel und Wilamowitz statt nach Thalheim gegeben. Wozu die Umstellung von XIX und XX? Im Text steht S. 94 Z. 6 *πρότερον*, in der Anm. *προτέρῳ*. In der Übersetzung und Erklärung der Stellen zeigen sich gelegentlich stärkere Mißverständnisse. Poll. VIII 113 *λέων τις ἐκαλεῖτο κρηνοφύλαξ, χαλκοῦ πεποιημένος ἐπὶ κρήνης τινός, δι' οὗ τὸ ὕδωρ ἐφέρετο ἐν ταῖς πρὸς ὕδωρ δίκαις* (Text XXV) übersetzt Verf. S. 34: 'Durch den das Wasser in den Prozessen zur Klepsydra gebracht zu werden pflegte' und postuliert verwundert, der Löwe 'müßte doch mindestens als der bezeichnet werden, durch den das Wasser floß'(!). Der Ausdruck *κεράμιον μετρητιαῖον* (Iasosinschrift, Text XXXIII) wird S. 42 verkehrt wiedergegeben mit 'tönerner Metretes'. Nach Plut. *αἰτ. φυσ.* 7 (Text XI) macht die Kälte das Wasser schwer und dicht, was an den Klepsydren zu erkennen sei: *βράδιον γὰρ ἕλκουσι χειμῶνος ἢ ϑέρους*. Das wird S. 22 widergegeben, es 'wiege eine gefüllte Klepsydra im Winter mehr als im Sommer'; *βράδιον* ist aber keinesweges = *βαρύτερον* und die angeführte Platonstelle (*τὰ πλεῖον ἕλκοντα βαρύτερα νομίζεται*) hätte darüber belehren können, daß *βαρύτερον ἕλκειν* = 'schwerer wiegen' ein Germanismus wäre. Auch werden ja Klepsydren nicht gewogen. Plat. meint vielmehr: 'sie (die Heberklepsydren) saugen im Winter langsamer als im Sommer.'

Der sprachliche Ausdruck der Abhandlung bietet gelegentlich Auffälliges oder Unklares. S. 21: 'Das Experiment wird in der Tat mit den in vielen Gegenden üblichen "Bowlenhebern" ... noch heute alle Augenblicke ausgeführt.' S. 34: 'Es ist auffallend, daß nirgends eine Notiz darüber steht, daß man den Einfluß der Höhe einer Wassersäule

auf die Ausflußgeschwindigkeit gekannt und berücksichtigt habe. Daß sie damals schon bekannt war, nimmt Photiades an.' S. 41: 'Man erhält auf diese Weise in der Tat jenes Gefäß, das als Amphora (nahezu auch das der Hydria) bezeichnet zu werden pflegt.' S. 57: 'Die Bilder von acht fliegenden Winden' ist in einer für weitere Kreise bestimmten Schrift keine sehr anschauliche Beschreibung. S. 67 wird die Fig. 18, welche die vermeintliche Grundform der Gerichtsklepsydra darstellt, folgendermaßen erläutert: 'Die zweite Figur ist absichtlich unbeholfen gezeichnet, da sie so den ersten ungeschickten Entwurf zeigt, wie sie aus den knetenden Daumen des Töpfers hervorzugehen pflegt, um dann vermittels eines Brettes, das die reguläre Figur, in der Mitte halbiert, in Ausschnitt und Durchschnitt darstellt, geregelt und geformt zu werden.' Schade daß die Abhandlung, die ja nun doch die zusammenfassendste Darstellung des Gegenstandes bildet und auch in den Punkten, mit denen der Leser nicht einverstanden ist, anregend wirken könnte, nicht inhaltlich und formell gründlicher durchgearbeitet wurde!

Innsbruck. Julius Jüthner.

Thukydides, Der Peloponnesische Krieg. Deutsch von August Horneffer. (Antike Kultur. Meisterwerk des Altertums in deutscher Sprache. Hrsg. v. d. Brüdern Horneffer. Bd. XXX—XXXIII.) Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. IV und 414. 8. Geh. 5 ℳ, gebd. 4,25 oder 5 ℳ.

Der Inhalt der vier gut ausgestatteten Bändchen entspricht nicht dem Titel: geboten wird bisher bloß Buch I—IV. Wenn eine Fortsetzung nicht beabsichtigt ist (eine Andeutung darüber findet sich nicht, und Heft 34 der Sammlung enthält Properz), so wäre der Abschluß mit Kapitel 24 des 5. Buchs doch noch eher berechtigt als mit dem Ende des 4. — Die Arbeit gehört in die Reihe der Hornefferschen Werke, die das anerkennenswerte Ziel verfolgen, 'bei möglichster Wahrung der Eigenart und des Wortlautes des Originals deutsch gut lesbare Bücher' zu schaffen, und so die Schriftwerke des klassischen Altertums 'in mustergültigen Übersetzungen in jedes deutsche Haus' zu bringen. Die Worte berechtigen und nötigen, mit hohen Ansprüchen an das Gebotene heranzutreten, hinsichtlich des Sinns wie der Form. Auf die Schwierigkeiten der Thukydideischen Ausdrucksweise macht der Schluß der klar und knapp, vielleicht zu knapp, gehaltenen Einführung aufmerksam.

Was die genaue Widergabe des Sinns angeht, so erscheint nach den vorgenommenen Proben die Übertragung sehr ungleich gearbeitet. Während z. B. in den erzählenden Kapiteln der Pylos-Sphakteria-Geschichte des 4. Buchs die Anstöße ziemlich selten sind, häufen sie sich, von der Widergabe von Reden zunächst zu schweigen, in andern von mir geprüften Partien. Da der Übersetzer Anspruch auf Beweise für diesen Vorwurf hat, seien einige Stellen aus der beliebig herausgegriffenen, nicht schwierigen Geschichte des thebanischen Überfalls auf Platää angeführt.

Ausgelassen ist II 2, 1 *τριακοντούτεις;* 4, 2 *πολλοῦ* (*ὑετοῦ ἐπιγενομένου*) und *ὥστε διεφθείροντο πολλοί;* 5, 4 *καὶ οἱ μὲν ταῦτα διενοοῦντο,* das ja freilich für den Sinn nicht nötig ist, da noch *διαβου-*

λευομένων αὐτῶν folgt, aber gerade in seiner Umständlichkeit nicht verwischt werden durfte.

Falsch ist 4, 2 *ἄπειροι μὲν ὄντες οἱ πλείους ἐν σκότῳ καὶ πηλῷ τῶν διόδων ᾗ χρὴ σωθῆναι* widergegeben mit dem Satz 'Aber die meisten wußten nicht, wohin sie sich bei der Dunkelheit und dem Kot der Straßen retten sollten', als ob *ἄποροι* dastände und nicht sofort der Gegensatz *ἐμπείρους* = ortskundig folgte. Der alte Heilmann übersetzt 'Da sie bei der Dunkelheit der Nacht und dem kotigen Boden überdies noch größtenteils der Auswege unkundig waren, auf welchen sie hätten entkommen müssen': etwas schwerfällig, aber richtig. 4, 4 ist kein Grund zu sehen, warum *λαθόντες* von *διακόψαντες ἐξῆλθον* angenommen, und dafür in den Relativsatz '(das Beil,) das ihnen eine Frau gab' ein 'heimlich' eingefügt ist: das folgende gegensätzliche *αἴσθησις ταχεῖα ἐπεγένετο* geht zudem doch deutlich auf das Entweichen, nicht auf die Handlung der Frau. Auch hier wie in den folgenden Fällen bietet Heilmann durchaus das Richtige. 4, 5 *οἴκημα, ὃ ἦν τοῦ τείχους* nicht = 'das in der Nähe der Mauer stand', sondern etwa mit Heilmann, 'welches in der Mauer lag'. Wenn 5, 4 *ἐπεβούλευον* übersetzt wird durch 'sie machten einen Überfall', so liegt eine recht starke Nachlässigkeit vor; abgesehen davon, daß *ἐπεβούλευον* das nicht heißt, wird im Folgenden sogleich berichtet, daß kein Überfall gemacht, sondern eben nur 'erwogen' wurde. — Auch in weniger auffallenden Dingen wird Sorgfalt vermißt: 2, 4 führt die Übersetzung von *ἐχθρῶν* durch 'Feinde' in dem Zusammenhang zu Mißverständnissen; *τῶν πάντων Βοιωτῶν* ist von Heilmann besser widergegeben durch 'gemeinsamen böotischen Bunde' als von Horneffer durch 'aller Böoter'. 3, 3 *ξυνελέγοντο* 'verabredeten das Nähere'? 3, 4 *ὅπως μὴ κατὰ φῶς θαρσαλεωτέροις οὖσι ...* ist der Komparativ in der Wendung 'sie wollten nicht, daß das Licht den Feinden Mut gäbe' (statt 'den Mut stärke') nicht widergegeben. 4, 1 darf es für '*ἔπειτα πολλῷ θορύβῳ αὐτῶν προσβαλόντων*' nicht heißen 'als die Platäer aber fortfuhren, lärmend heranzustürmen' (Sinn, und Aorist!), sondern 'als sie wider heranstürmten. — Feinere Überlegung, die wirklich den Schriftsteller zu Worte kommen lassen will, durfte nicht 2, 2 den Athener Thukydides von 'Platäa, einer mit den Athenern verbündeten Stadt Böotiens' (*Πλάταιαν τῆς Βοιωτίας*) reden lassen, und nicht 4, 4 (*ἄλλοι ἄλλῃ τῆς πόλεως*) bei dem engen Landstädtchen von 'anderen Stadtteilen' sprechen.

Daß an mehreren Stellen ein revisionsbedürftiger Text, ohne Berücksichtigung von z. T. doch wohl notwendigen Besserungen, zugrunde gelegt ist, mag nur nebenbei erwähnt sein.

Der Schwierigkeiten in der Leichenrede ist H. nur teilweise Herr geworden. II 36, 2 (S. 145 Z. 8 v. u.) ist übrigens ein störender Druckfehler zu beseitigen: 'Übereinkommen' statt 'Überkommenen'.

Oft erfolgreich hat sich H. bemüht, komplizierte Satzgebilde zu gliedern oder in kurze Sätze aufzulösen. Indem er diese aber meist ohne verbindende Partikeln setzt, läßt er den Leser ohne die Hilfen für das Verständnis, die Th. mit seiner Unterordnung gewährt. Auffallend ist demgegenüber gelegentlich erscheinendes Unterordnen, wo Th. ganz

einfach redet. So II 4, 2 bei Th. die Aufzählung der drei Gründe des *ἐφοβήθησαν* durch '*αὐτῶν τε προσβαλόντων . . . καὶ τῶν γυναικῶν . . . βαλλόντων καὶ ὑετοῦ ἅμα . . . ἐπιγενομένου*', dafür bei H. der unglückliche Satz 'als die Platäer fortfuhren heranzustürmen, während die Weiber . . . herabwarfen, wozu noch der Regen kam, der die ganze Nacht hindurch fortdauerte, da verloren sie den Mut'. 4, 5 z. B. ist die Trennung entschieden unglücklich: für *οἰόμενοι πύλας τὰς θύρας τοῦ οἰκήματος εἶναι καὶ ἄντικρυς δίοδον ἐς τὸ ἔξω* '. . . dessen geöffnete Türen sie für das Stadttor hielten. Sie hofften auf der andern Seite einen Ausgang zu finden'. Und überhaupt ist weitgehende Erleichterung der Ausdrucksweise doch wohl geeignet, 'die Eigenart des Originals' zu verwischen. Dem Verständnis des Lesers könnte auf andre Weise geholfen werden; z. B. würde im Anfang von I 22 statt des farblosen (häufig erscheinenden) 'nun' etwa ein 'allerdings' den Zusammenhang von Kapitel 22 mit den vorhergehenden (s. darüber Cauer[4], Kunst des Übersetzens S. 131) sofort klarmachen.

Nach alledem wird man nicht mehr erwarten dürfen, die höchste und schwerste, vielleicht nie restlos zu lösende Aufgabe des Übersetzers gelöst zu finden, eine Textform, die 'auf den heutigen Leser einen ähnlichen Eindruck macht, wie das Original ihn in den Zeit- und Volksgenossen des Autors hervorrief'. Anzuerkennen ist die sprachliche Gewandtheit, die das Vorliegen einer Übersetzung vergessen machen kann. Die mustergültige Übersetzung des Thukydides für jedes deutsche Haus ist unsrer Zeit aber hier noch nicht gegeben.

Pforta. Kurt Hubert.

W. S. Teuffels Geschichte der römischen Literatur. Sechste Auflage unter Mitwirkung von E. Klostermann, R. Leonhard und P. Wessner neu bearbeitet von W. Kroll und F. Skutsch. Bd. II: Die Literatur von 31 vor Chr. bis 96 nach Chr. B. G. Teubner 1910. 348 S. geb. 7 ℳ. Bd. III: Die Literatur von 96 nach Chr. bis zum Ausgange des Altertums. 1913. 579 S. geb. 11,50 ℳ.

Die neue Ausgabe dieses geschätzten Führers durch die römische Literatur ist bearbeitet von Gelehrten, die selbst einen bedeutenden Anteil an den Fortschritten der Philologie haben. Leider hat der Tod von Fr. Skutsch, der die Bearbeitung der Dichter im dritten Bande übernommen hatte, dem Buche eine außerordentlich bedeutende Kraft vor seinem Abschluß geraubt.

Der Schwierigkeit, die die Umarbeitung eines solchen Buches mit sich bringt, waren sich die Verf. nach dem Vorwort wohl bewußt. Es gehört wirklich Entsagung dazu. Denn — die von Teuffel betonte Objektivität in Ehren — die einzelnen Kapitel, die den Extrakt aus dem zusammengebrachten Material vorstellen sollen, sind auf einen stark persönlichen Ton gestimmt.

Um so verdienstlicher ist es, daß sich für diese entsagungsvolle Arbeit die Männer gefunden haben. Denn man möchte dieses so praktisch angelegte Nachschlagebuch nicht missen. Gerade die einfache Anlage hat die Arbeitsteilung, die einzelnen Abschnitten sehr zustatten gekommen ist, erleichtert. So decken sich Zahl und Inhalt der 500 Kapitel

der neuen Auflage mit der fünften 1890 erschienenen. Trotz des starken Anschwellens der Literatur seit dieser Zeit ist die Zahl der Seiten (Bd. II und III zusammen 927 gegen 839) nicht sehr stark gewachsen. Das hat sich dadurch ermöglichen lassen, daß auf Vollständigkeit der Literaturangaben verzichtet wurde. Auch ist bei gleicher Zeilenzahl der Druck etwas enger geworden, aber ohne daß die Lesbarkeit gelitten hat.

Für eine spätere Ausgabe ist zu erwünschen, daß die Verwendung des Sperrdrucks zu Anfang der Anmerkungen regelmäßiger angewandt würde, wenn nicht ein Kennwort wie § 333, 9 (Tacitus) 'Religiöse Anschauungen' oder worum es sich nun gerade handelt, wie eine Art Überschrift vorangestellt werden kann. Man findet sich dann noch etwas schneller in diesem wichtigsten Teil des Buches zurecht.

Der eigentliche Text ist, wie auch das Vorwort zu Bd. II sagt, 'nur teilweise erheblich verändert. Weniger schonend sind die Anmerkungen behandelt worden'. Die Literaturangaben sind z. T. stark gesichtet, z. B. zum § 225 (Vergil) in Anm. 7 (Sprache Metrik) um zehn Zeilen (39 statt 49 Zeilen), die über Tacitus Sprache und Stil 333, 16 gar von 45 auf 13 Zeilen verkürzt. Aber überall ist die neuste Literatur verarbeitet. Andererseits sind die Anmerkungen oft stark gewachsen, so z. B. die zu § 440 (Augustinus), die wie die übrigen christlichen Schriftsteller von Klostermann bearbeitet sind, von 5 auf 14 Seiten, während der Text hier unverändert geblieben ist, und die Anmerkungen des (von Wessner, der die Grammatiker übernommen hat), ebenfalls ganz umgearbeiteten § 431 über Servius, Ti. Cl. Donatus, Dositheus nehmen $7^1/_2$ Seiten gegen 5 Seiten der letzten Auflage ein. Aber auch wo die Umarbeitung weniger durchgreifend war als auf diesen den Spezialisten überlassenen Gebieten, merkt man überall, oft an den knappen, aber bezeichnenden Zusätzen, an einem einschränkenden Wörtchen oder einem Schlagwort, daß wir hier eine gründliche Durcharbeitung, eine durchgehende Prüfung der bisherigen Angaben unter steter Berücksichtigung der neuesten Literatur haben. Ein Beispiel mag zeigen, wie das geschehen ist. § 239 heißt es jetzt von der Disposition der ars poetica des Horaz: 'Besonders berühmt ist jener Brief über die Dichtkunst, worin eine Reihe ästhetischer Fragen *scheinbar* in zwangloser Folge locker aneinandergereiht, *in Wahrheit aber doch mit Anlehnung an ein weitverbreitetes Dispositionsschema* abgehandelt ist; *zugrunde liegen die aus peripatetischer Quelle stammenden und unter rhetorischem Einflusse weiter entwickelten Lehren der hellenistischen Poetik.* Die Zusätze, die das Resultat besonders von Nordens Untersuchung Hermes, Bd. 40, 481 darstellen, sind von mir kursiv gedruckt. Gestrichen ist dafür vor 'abgehandelt': 'in treffendem geschmackvollem Urteil' und dahinter: 'nicht ohne Anschluß an griechische Vorgänger, doch mit unverkennbarer Selbständigkeit'.

Es hat einen gewissen Reiz, zwei durch einen Abstand von mehreren Jahrzehnten getrennte Auflagen dieses maßgebenden Handbuches daraufhin zu prüfen, wie sich etwa die Werturteile, mit denen Teuffel nicht sparsam war, geändert haben, zumal sich diese letzte Ausgabe als Umarbeitung gibt. Das Streben nach Unparteilichkeit, das mit einem ge-

wissen Stolze im Vorwort der ersten, im Jahre 1870 erschienenen Auflage betont wird, hat Teuffel vielfach dazu geführt, von der eingebildeten Höhe unseres Geschmacks gerade bei den für die Weltliteratur bedeutendsten römischen Dichtern mit Lob zu sparen und die Schwächen zu betonen. Und in den zwischen der ersten und sechsten liegenden Auflagen war das manchmal drastisch ausgedrückte Urteil wenig gemildert. Wer die Arbeiten von Kroll über römische Dichter kennt, wird sich nicht wundern, daß die Betrachtungsweise, also auch der Text, im ganzen der selbe geblieben ist. Jedoch ist überall, wo die neueren Untersuchungen den Schriftstellern größere Gerechtigkeit verschafft haben, das früher abfällige Urteil beseitigt, gemildert oder eingeschränkt.

So ist z. B. das Kapitel 219, das auf $9^1/_2$ Seiten eine Einleitung zur Literatur der augusteischen Zeit gibt, mit nur wenigen Änderungen abgedruckt. In dem Satze über Horaz' Oden 'Mag man aber die Strenge und Feinhörigkeit für die Form, die Reife des Urteils, die Vielseitigkeit der Bildung u. a. darin noch so sehr anerkennen, durch alle Kunst wird der *bisweilen hervortretende* Mangel ursprünglichen Empfindens [und natürlicher Gestaltungskraft] nicht *immer* ersetzt', habe ich den Zusatz der neuen Auflage durch kursiven Druck, was jetzt ausgelassen ist, durch die Klammer gekennzeichnet. Schon die frühere Formulierung macht zu sehr den Eindruck des Widerstrebens gegen Anerkennung, aber durch die Zusätze, die den bisherigen Tadel fast aufheben, wird dieser Eindruck erst recht verstärkt. In solchen Fällen wäre meines Erachtens eine völlige Umgestaltung des Abschnittes wünschenswert gewesen. Entsprechend dieser Änderung im einleitenden Kapitel ist auch manches in den Kapiteln, die von Horaz' Dichtungen handeln, geändert, ohne daß sich die Änderungen auf mehr als einige Zeilen oder einzelne Ausdrücke erstrecken. Früher hieß es § 235 'Schwung der Phantasie, hohen Flug der Gedanken und Gefühle, begeistertes und Begeisterung weckendes Wesen darf man bei ihm nicht suchen', jetzt dagegen: 'Er besitzt eine solche Feinheit des Nachempfindens, daß er auch einen höheren Flug wagen darf und für Innigkeit, Begeisterung und Pathos meist die richtigen Töne trifft [1]).'

Manche werden mit mir urteilen, daß auch dies dem Dichter nicht volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die trotz des griechischen Ge-

---

[1]) Etwas gedämpft ist diese Anerkennung wider in § 238, das von den Oden im besonderen handelt. Fast das Gegenteil aber wird in der Anmerkung 6 dazu gesagt, wo es wie in der fünften Auflage, nur daß der Ausdruck durch das hinzugefügte Wörtchen *recht* gemildert ist, auch jetzt noch heißt: 'Der hohe Ton ist nicht *recht* Horaz' Sache; wo er ihn anstimmt, fällt er leicht heraus, doch so, daß man manchmal zweifelhaft ist, ob dies nicht mit bewußtem Humor geschieht.' Charakteristisch ist auch der Anfang der folgenden Anmerkung: 'Eine immer noch verbreitete Meinung geht von der Voraussetzung aus, daß Horaz ein tadelloser Lyriker sei.' Dieser Satz wie auch anderes aus der langen Anmerkung, die von den verfehlten Versuchen handelt, Anstöße der Modernen durch künstliche Auslegung oder gar durch Streichung und Konjektur nach dem Muster Hoffmann Peerlkamps zu beseitigen, hätte beseitigt oder anders ausgedrückt werden sollen.



wandes auch in den Oden stark hervortretende römische Originalität läßt sich nicht leugnen.

Ähnlich ist es in den Kapiteln, die von Vergils dichterischer Persönlichkeit handeln. Die Wirkungen neuerer Arbeiten wie E. Nordens Behandlung des VI. Buches der Aeneis und besonders R. Heinzes Buch 'Vergils epische Technik', die das Verständnis der Aeneis erst recht erschlossen und dadurch eine objektive Würdigung angebahnt haben, lassen sich natürlich auch hier in Text und Anmerkungen verfolgen. Der Ausdruck lächelnden Mitleids mit dem sich abplagenden Dichter (224, 5): 'Da das Dichten für ihn eine Arbeit war, so sehnte er sich herzlich nach deren Beendigung' hatte sich von der ersten bis zur fünften Auflage durchgeschleppt. Er ist endlich gestrichen. Wie die Einsicht in die Bedingungen der römischen Poesie auch in diesem Falle zu gerechterer Würdigung geführt hat, zeigt ein Vergleich dieser Ausgabe mit der fünften. Die neue Ausgabe sagt nicht mehr von Vergil 'ohne den sicheren Takt des Genies nach Stoffen tastend', sondern dafür 'von den Anschauungen abhängig, mit denen seine Zeit die Dichtkunst betrachtet'. Es ist aber im ganzen nur eine Milderung der Negation eingetreten. Und doch meine ich, daß da, wo uns wie in Vergils Aeneis Erhabenes und Schönes begegnet, die Verneinung, trotzdem sie ausgesprochen werden muß, im Umfang und Ton noch etwas bescheidener auftreten sollte, während die positiven Vorzüge, die dank der Forschung ebenfalls immer klarer erfaßt werden, in den Vordergrund gerückt werden sollten. Dazu wäre allerdings nötig, daß man hier und da wie z. B. § 225, der Vergil als Dichter charakterisiert, ganz von dem bisherigen Texte absehe und die Darstellung vom entgegengesetzten Ende anfinge. Denn der Stil eines ganzen Abschnittes pflegt auf e i n e n Ton abgestimmt zu sein, der wider in den Anmerkungen seine Begründung findet. Wenn nun aber einzelne Werturteile sich verschoben haben, so genügt die Korrektur oder Streichung eines Satzes nicht. Man sollte sich in solchen Fällen vor der völligen Umarbeitung nicht scheuen. Pflichtmäßige Kritik wird meines Erachtens der Philologie zu oft zur Nörgelsucht, und nichts ist geeigneter als diese, jungen Studenten, für die doch das Buch mit bestimmt ist, die Beschäftigung mit den lateinischen Dichtern zu verleiden. Es muß freilich jeder ein persönliches Verhältnis zu ihnen selbst sich erarbeiten, aber für den Anfänger ist es nicht einerlei, was er in einem so maßgebenden Werke über sie liest, und ich kenne mehr als einen, dem solche Urteile, die das Negative in den Vordergrund treten lassen, die eingehendere philologische Beschäftigung mit ihnen verleidet haben, bevor sie tiefer eindrangen. Auch aus diesen pädagogischen Gründen wäre es wünschenswert, sich nach etwas mehr von dem Tone Teuffels freizumachen.

Wie schon gesagt, kann man im übrigen nur feststellen, daß die neue Auflage eine treffliche Arbeit unter gewissenhafter Verwertung der neuesten Literatur ist. Bei der Durchsicht einzelner Gebiete, die mir näher liegen, sowie bei einer Anzahl Stichproben ist mir sonst kaum etwas aufgestoßen, wo ich Wesentliches zu erinnern finde. Einige Kleinigkeiten setze ich hierhin: Zu § 225, 5 oder 228, 6 (Vergil) habe

ich vermißt G. Regel, de Vergilio poetarum imitatore testimonia, Diss., Götting. 1907, der die Zeugnisse über die Benutzung von Vorgängern (z. B. die Angaben d. Macrobius) zusammenstellt und beurteilt, das erste Erfordernis bei der Prüfung der Frage, wieweit bei diesem Dichter die imitatio geht.

§ 234, 4 ist die frühere Bezeichnung für Horaz' Landgut (Sabinum) stehen geblieben, ohne daß darauf hingewiesen ist, daß es Sabini heißt.

§ 290, 2 (Senecas Tragoedien). Wenn man mit Leo der Ansicht ist, daß der erste Teil des Hercules Oeteus echt ist, so muß als Grenze nicht v. 706, sondern wie Leo Gött. Anz. 1903, S. 7 Anm. selbst verbessert hat, v. 739 angegeben werden.

§ 321, 2 (Statius) ist durch Einfügung eines Satzes ('Der enge Anschluß an Vergil hat die Komposition ungünstig beeinflußt') eine Fuge entstanden, die unverdeckt ist. Die Worte 'zuletzt jedoch (12, 816) ruft Stat. seinem Werke zu *vive precor* etc.' schließt sich an den in der fünften Auflage voraufgehenden Satz an.

§ 333, 13 (Tacitus). Es hätte eine Andeutung verdient, daß — nach der allerdings zitierten Stelle in Nordens Einleitung in die Altertumsw. 1, 581 — Tacitus' Technik auch in der hellenistischen Erzählertechnik einen Vorgänger hatte. Von der ersten Auflage her hat sich 336, 3 der Ausdruck erhalten (über die Germania): 'Dabei gerät die Schilderung manchmal in einen weinerlichen Ton hinein'[1]). Gemeint sind damit Stellen wie Germania c. 5 *argentum et aurum propitiine an irati dii negaverint dubito* und die Ausführungen über die geschlechtliche Moral mit der starken Beleuchtung römischer Verhältnisse. Der Ton ist ebensowenig weinerlich als wenn wir heute mit sittlichem Ernste auf die Krebsschäden unserer Überkultur hinweisen. Hätte man wenigstens 'wehmütig' dafür gesetzt, so wäre dem Urteil das Spöttische genommen.

§ 475, 7 (Oreatis tragoedia). Zur Beurteilung des Titels habe ich vermißt W. Cloetta, Beitr. zur Literaturg. d. M. A. I, Halle 1890, S. 4—13. Hier wird die offen gelassene Frage: 'Heißt es tragoedia, weil der Stoff ein trauriger ist?' sehr umsichtig unter Verzeichnung aller Literatur behandelt und mit Schenkel, Z. f. ö. G. XVIII, 85 so beantwortet: 'Er wollte damit sagen, daß er einen bisher nur in der Form der Tragödie behandelten Stoff darstelle'. Cloetta stellt diesen Titel richtig an den Anfang der im Mittelalter eintretenden Verwirrung, welche die Begriffe Tragödie und Komödie betroffen hat.

Lingen (Ems). Th. Düring.

Dott. Ignazio Raspante, Sulla composizione e sull' autore del 'Carme Pseudofocilideo'. Catania, Scuola Tip. Salesiana 1913. 132 S. 8.

Die schwierige literarhistorische Frage des Pseudophokylideischen Gedichts ist in jüngster Zeit widerholt behandelt worden. Wenn wir

---

[1]) Ein solches Urteil ist um so weniger angebracht, weil in der neusten Auflage ein Zusatz voraufgeht, der die Stimmung richtig bezeichnet: 'also beeinflußt durch die kynische Meinung von den Gefahren einer komplizierten Kultur'.

von gelegentlichen Äußerungen einzelner Forscher (wie A. Harnack, E. Schürer, A. Dieterich u. a.) absehen, sind hier besonders zu nennen A. Ludwich (Über das Spruchbuch des falschen Phokylides und Quaestionum Pseudophocylidearum pars altera, Univ.-Progr. Königsberg 1904) und M. Roßbroich (De Pseudo-Phocylideis, Diss. Münster 1910). Ludwich sieht in dem Gedicht eine Sammlung von lose aneinander gereihten Moral- und Klugheitsregeln und vermißt im Gegensatz zu J. Bernays, der durch Umstellungen die Verwirrung zu beseitigen suchte, eine ordnende Hand, die das Büchlein logisch zu gliedern versucht hätte. Ebenso bestreitet Ludwich die von Bernays begründete und seitdem von den meisten Forschern geteilte Ansicht, daß der Verf. des Buches ein hellenistischer Jude gewesen sei; nach ihm war der Verf. ein heidnischer Grieche der alexandrinischen Zeit, der die Septuaginta gekannt habe. Roßbroich, der die Quellen für die einzelnen Morallehren zu ermitteln bemüht ist, vertritt die Ansicht, daß das Buch von einem mit der jüdischen Religion bekannten Griechen verfaßt sei, also entweder einem jüdischen Proselyten oder einem zu der Klasse der *σεβόμενοι τὸν θεόν* gehörenden Hellenen. Der Verf. der obigen Abhandlung, anscheinend einer Erstlingsschrift, will die Frage auf ganz neuer Grundlage behandeln: er ist der Meinung, daß das Gedicht im Laufe der Zeit starke Interpolationen erfahren hat und daß das ursprüngliche Werk keine Spuren jüdischen Ursprungs aufweist, sondern von einem Griechen verfaßt ist. Die Abhandlung zerfällt in zwei Teile: im ersten Teil gibt der Verf. eine Rekonstruktion des Gedichts, im zweiten eine Darlegung der Quellen des ursprünglichen Werkes und eine Kritik der nach seiner Meinung interpolierten Stücke; am Schlusse ist der Text der 'ursprünglichen' Verse abgedruckt. Die Methode der Rekonstruktion besteht darin, daß zwei Voraussetzungen als Axiome hingestellt werden. Die erste Voraussetzung *(prima base)* bildet die vermeintliche Wahrnehmung von zahlreichen Widerholungen der selben Gedanken und Erweiterungen *(superfetazioni)* des ursprünglichen Textes. Raspante nennt das Gedicht ein Gebäude, an dem Jahrhunderte gearbeitet haben und von verschiedenen Lesern Stein auf Stein hinzugefügt wurde. Ein Wort oder ein Gedanke des ursprünglichen Gedichts soll überall Anlaß oder Anregung zu Zudichtungen gegeben haben. So soll, um ein paar Beispiele anzuführen, *ἐς χάριν* in V. 9 die Interpolation von V. 10 veranlaßt haben, *δίκαια νέμειν* in V. 9 die von V. 12, *πρὸς φόνον* in V. 32 die von V. 31 (*αἷμα δὲ μὴ φαγέειν!*); die Worte *μηδ' ὑπέροπλον* in V. 59 sollen die Zudichtung der vier Verse 60. 61. 62. 64 und im Gegensatz zu diesen auch noch die der Verse 65—69 nach sich gezogen haben; ebenso die Worte V. 100. 101 *μηδ' ἀθέατα δείξῃς ἠελίῳ* die Nachdichtung der charakteristischen Verse 102—108, die Worte V. 109. 110 *θνητὸς ὑπάρχεις . . . εἰς Ἅιδην* die der Verse 111—117 usw. Nach dieser 'Methode' kommen z. B. fast alle Verse, die als Anklänge an das Alte Testament angesehen zu werden pflegen, als spätere Interpolationen in Fortfall. Nach Ausschaltung so vieler Verse entdeckt nun Raspante ein zweites Kriterium: das ursprüngliche Gedicht soll aus Gruppen zu je drei Versen bestanden haben, die entweder drei verwandte Vorschriften

enthielten oder ein bis zwei Regeln mit nachfolgender Begründung oder Drohung u. dgl. Der Dichter hätte sich also in der poetischen Form an den alten Phokylides angelehnt, dessen Gnomen gewöhnlich nur aus 2—3 Versen bestanden (Dio Chrys. XXXVI 12). Auf Grund dieser beiden Kriterien wird eine Rekonstruktion des Gedichts vorgenommen: es ergeben sich dem Verf. 30 Gruppen von je drei Versen. Das aus 230 Versen bestehende Gedicht schrumpft bei ihm also zu einer Gnomensammlung von 90 Versen zusammen. Wie der Verf. bei der Ermittlung des ursprünglichen Bestandes verfährt und was für Gruppen von Gnomen dabei herauskommen, mögen einige Beispiele zeigen. Die erste *terzina* bilden die Verse 8. 9. 11 (V. 1—7 werden als später interpoliert ausgeschaltet). Inwiefern aber die Vorschriften von V. 8 (*πρῶτα θεὸν τίμα, μετέπειτα δὲ σεῖο γονῆας*) und die von V. 9 (*πᾶσι δίκαια νέμειν, μηδὲ κρίσιν ἐς χάριν ἕλκε*) verwandt sein sollen, ist nicht einzusehen. V. 10 wird, als Widerholung von *μηδὲ κρίσιν ἐς χάριν ἕλκε* und weil er die *terzina* stört, beiseite geschoben, er ist aber gerade unentbehrlich, da er eine biblische Vorschrift fast wörtlich widergibt. Die nur aus den zwei Versen 53. 54 bestehende Gnome vervollständigt Raspante durch V. 59, der nicht den geringsten Zusammenhang mit V. 53. 54 zeigt, sondern die in den nächsten Versen (60ff.) enthaltene Gedankenreihe einleitet. Ebenso wird die zweigliedrige Gnome V. 57. 58 ganz willkürlich durch den aus dem nächsten Abschnitt herausgegriffenen V. 63 vervollständigt. Köstlich ist die Art, wie Raspante die nächste Gruppe zusammenstellt:

70 *μὴ φθονέοις ἀγαθῶν ἑτάροις, μὴ μῶμον ἀνάψῃς.*
71 *ἄφθονοι Οὐρανίδαι ἀεὶ δ' ὁμόνοιαν ἔχουσιν.*
75 *εἰ γὰρ ἔρις μακάρεσσιν ἐνῆν, οὐδ' ἂν πόλος ἔστη.*

Der zweite Vers ist aus dem Anfang von V. 71 (*ἄφθονοι Οὐρανίδαι*) und dem Schluß von V. 74 zusammengestückelt. Damit aber nicht etwa jemand sagen könnte, daß der Vers schlecht gebaut ist, führt er ihn mit Abteilung der Versfüße und Angabe der Längen und Kürzen noch einmal vor: *Ecco il euovo verso metricamente* (!) *ricostruito:*

ἄφθονοι | Οὐρα|νίδαι ἀ|εὶ δ' ὁμό|νοιαν ἔ|χουσιν.

Zur Ergänzung der nur aus zwei Versen bestehenden Gnome V. 95. 96 wird V. 91 herangezogen, der eine aus vier Versen zusammengesetzte Gnome einleitet und mit dem in V. 95. 96 ausgedrückten Gedanken nicht im geringsten Zusammenhang steht. Das selbe gilt von der Zusammenkoppelung von V. 118 mit V. 109. 110. Die Gnome V. 135. 136 vervollständigt Raspante durch einen aus V. 143 und 138 zusammengesetzten neuen Vers: *ἀρχόμενον τὸ κακὸν κόπτειν* (V. 143), *μὴ τέρμ' ἐπιδεύῃ* (138). Hier ist wenigstens anzuerkennen, daß kein metrischer Fehler begangen ist. Aber weder paßt der ganze Vers zu V. 135. 136 noch passen die beiden Teile des Verses zueinander, während die beiden ganzen Verse 138 und 143 in der überlieferten Gestalt nach Form und Inhalt tadellos sind (138 *ἀρχόμενος φείδου πάντων, μὴ τέρμ' ἐπιδεύῃ*, 143 *ἀρχόμενον τὸ κακὸν κόπτειν ἕλκος τ' ἀκέσασθαι*).

V. 195—197 zieht Raspante, damit die mit V. 193. 194 beginnende Gnome nur aus drei Versen bestehe, zu einem Verse zusammen: *στέργε τεὴν ἄλοχον* (195). *μηδ' ἐμπέσῃ ἄνδιχα νεῖκος* (197). Daß die Worte *μηδ' ἐμπέσῃ ἄνδιχα νεῖκος* von *ὅταν* (196) abhängen, kümmert ihn weiter nicht.

Doch genug der Beispiele. Sie genügen, um das willkürliche Verfahren des Verf. zu charakterisieren. In dem so von ihm rekonstruierten Gedicht glaubt Raspante auch eine einheitliche Komposition zu finden: die erste Hälfte der Gnomen beziehe sich auf soziale Pflichten, die zweite auf individuelle Pflichten. Es folgt nun eine kritische Analyse sowohl der 'ursprünglichen' als der 'interpolierten' Stücke, in der die mutmaßlichen Quellen nachgewiesen und Parallelstellen aus der gnomischen und philosophischen Literatur der Griechen angeführt werden. Der Verf. lehnt sich dabei im allgemeinen an die vielfach sehr tumultuarische Kritik von Roßbroich an, dessen Zitate er übernimmt und hier und da vermehrt. Das Ergebnis lautet für ihn dahin, daß in dem ursprünglichen Gedicht sehr wenig Beziehungen zu biblischen Vorschriften und Anschauungen vorkommen, daß dagegen für alle Vorschriften Belege bei griechischen und lateinischen Dichtern und Philosophen sich finden, ohne daß eine bestimmte religiöse oder philosophische Tendenz zu erkennen ist. Bald nach dem Erscheinen des Büchleins (am Anfang der hellenistischen Zeit, wie der Verf. glaubt) begannen die Interpolationen: zuerst wurden die ersten sieben Verse hinzugefügt, dann kam ein alexandrinischer Grammatiker und stoischer Philosoph, der durch Erweiterungen der ursprünglichen Sentenzen und Einfügung neuer Vorschriften das Gedicht vollständig umgestaltete, und schließlich wurden von einem hellenistischen Juden biblische Sentenzen und Vorschriften in ansehnlicher Zahl (in byzantinischer Zeit auch noch einige christliche) interpoliert. Es soll nicht geleugnet werden, daß in Raspantes Ausführungen sich auch manche gute Bemerkung findet; beachtenswert sind auch die von ihm beigebrachten Anklänge und Parallelstellen, soweit sie nicht schon bei früheren Forschern oder bei Roßbroich sich finden. Das Ergebnis seiner Untersuchungen muß aber als verfehlt bezeichnet werden: er gewinnt es an der Hand unbewiesener Voraussetzungen und auf Grund einer Kritik, die an diese Voraussetzungen anknüpft und daneben wenig Stichhaltiges beibringt. A. Ludwich betont mit Recht, daß Sprache und Kunststil des Gedichts einen durchaus einheitlichen Charakter tragen und für die Annahme verschiedener Verfasser nicht den allergeringsten Anhaltspunkt bieten. Das Gedicht enthält eine Mischung von griechischen (insbesondere stoischen) Morallehren und alttestamentlichen Vorschriften bzw. jüdischen Vorstellungen. Anklänge an die Bibel und rein jüdische Anschauungen treten aber mitten unter den anderen Sentenzen und Regeln in so großer Zahl auf, daß es nicht angeht, das Buch einem Griechen zuzuschreiben. Dazu kommen die vielfachen Berührungen mit jüdisch-hellenistischen Schriftstellern. Trotz aller Irrtümer, die man J. Bernays nachgewiesen oder nachzuweisen versucht hat, muß es doch noch immer als das wahrscheinlichste gelten, daß der Verf. des Pseudophokylideischen Gedichts ein hellenistischer Jude gewesen ist.

Breslau. Leopold Cohn.

Alexander Riese, Das rheinische Germanien in den antiken Inschriften. Herausgegeben auf Veranlassung der Römisch-Germanischen Kommission des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1914. XIII u. 479 S. 8. Ladenpreis geh. 18 ℳ; geb. in Leinwand 20 ℳ.

Die römisch-germanische Forschung ist in den letzten Jahrzehnten so weit fortgeschritten, daß man nunmehr darangeht, einzelne Gruppen des gewonnenen Forschungsmaterials zu größeren Sammelwerken zusammenzufassen, um weiteren Kreisen interessierter Forscher den Zugang dazu zu eröffnen, vor allem aber, umfassendere Einblicke in die Geschichte und Kultur von Germanien selbst zu ermöglichen. Diesem Zwecke dient auch das vorliegende Buch, in dem alle für die Geschichte und Kultur Germaniens irgendwie bedeutsamen antiken Inschriften mit ehernem Fleiße und erstaunlicher Gelehrsamkeit zusammengestellt sind. Ein opus doctum, Juppiter, et laboriosum, zu dessen trefflicher Vollendung man dem greisen Gelehrten, der trotz seiner siebzig Jahre noch unermüdlich wissenschaftlich tätig ist, nur dankbaren Herzens Glück wünschen kann!

Bereits vor mehr als zwanzig Jahren unternahm es der verdiente Verf., eine schon damals abgeschlossen vorliegende Masse von Forschungsmaterial, die literarischen Zeugnisse über die Frühgeschichte Germaniens, zu einem Corpus zu vereinigen: A. Riese, Das rheinische Germanien in der antiken Literatur, B. G. Teubner 1892. Die Ergänzung dieser Sammlung bildet das vorliegende 'monumentale' Werk.

Mit Recht wird der Begriff 'Germanien' im weitesten Sinne gefaßt, und es werden daher alle geographisch zum Rheinlande gehörigen Nachbargebiete, wie z. B. das Land der Helvetier, Rauraker, Treverer u. a., in die Sammlung einbezogen. Auch werden nicht nur die Inschriften herangezogen, die in diesem Gebiete selbst gefunden sind, sondern alle Denkmäler aus dem Bereiche des gesamten weiten Römerreiches, die für Germanien irgendwie bedeutsam sind, ja sogar solche, welche römische Anlagen in anderen Provinzen betreffen, aber vielleicht Schlüsse auf analoge Verhältnisse in Germanien gestatten (z. B. Nr. 130—131 a; 150 a—e über die römische Grenzwehr in Rumänien, Britannien und Pannonien, vgl. die Anm. zu Nr. 37). Das ganze Corpus inscriptionum Latinarum und Graecarum also und die vielen z. T. entlegenen Zeitschriften mußte der Verf. durchwälzen, um dieses Werk zu schaffen. Auch viele unedierte Stücke (z. B. Nr. 3346, 3516, 4555 a, 4631 a) haben Aufnahme gefunden.

Die Anordnung ist die folgende: 1. Kaiserinschriften; hier sind auch die auf historische Ereignisse bezüglichen Inschriften mituntergebracht, wie z. B. der Caeliusstein aus dem Varuskriege (Nr. 11). 2. Provinzialverwaltung. 3. Das Heer. 4. Geographisches. 5. Votivinschriften. 6. Grabinschriften. 7. Kleinere Inschriften aus dem Privatleben. — Bei der Masse des Materials — es sind ca. 5000 Inschriften, von denen viele mit gleichem Rechte dem einen oder dem anderen Abschnitte zugewiesen werden konnten, — läßt sich eine allen Anforderungen genügende Anordnung schlechterdings nicht finden. Die gewählte ermöglicht sicherlich ein rasches Zurechtfinden in

dem schier erdrückenden Material. Zu erwägen wäre allenfalls, ob nicht die Inschriften, welche die Zivilbevölkerung und ihre Berufe betreffen und in Abschnitt 4 aufgenommen sind, zu einem selbständigen Abschnitt vereinigt werden sollten, da gerade sie eine ziemlich geschlossene Masse kulturgeschichtlich interessanter Denkmäler bilden. Allerdings hilft der Index hier über die Schwierigkeit hinweg.

Die Stellen, wo die Inschriften publiziert sind, sind genau angegeben, ebenso ihre Fundorte. Mit Recht wird bei den gewöhnlichen Ziegelstempeln der Hauptfundort allgemein bezeichnet, bei wichtigeren Stempeln fehlen genauere Angaben und Literaturnachweise nicht (z. B. Nr. 1664, 1665). Erwünscht wäre vielleicht noch eine genauere Angabe des Fundortes und des Ortes der Veröffentlichung bei den z. T. recht interessanten Inschriften auf Gläsern, Bechern u. dgl. (Nr. 4484).

Eine vorausgeschickte Zusammenstellung und Erklärung der in den Inschriften vorkommenden Abkürzungen ermöglicht die Benutzung des Buches auch denjenigen Forschern, die epigraphische Fachkenntnisse nicht besitzen. Besonders dankenswert sind auch die Vorbemerkungen bei den Inschriften der einzelnen Truppenteile des germanischen Heeres über die Zeit ihres Aufenthaltes in Germanien und ihre Garnisonen, wobei die neuesten Feststellungen wohl berücksichtigt worden sind. — Ein umfassender, sehr sorgfältiger Index beschließt das schöne Werk.

Das Buch soll vor allem 'geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Zwecken dienen'. Man darf wohl sagen, daß es für diese Studien von epochemachender Bedeutung ist, da nunmehr ein reiches und wichtiges Forschungsmaterial, das wegen seiner Unzugänglichkeit bisher nicht in gebührender Weise herangezogen zu werden pflegte, der Allgemeinheit erschlossen ist. — Mögen nun aber auch diejenigen, die mit diesem Rüstzeug versehen Studien über germanische Geschichte und Kultur treiben, beim Zitieren von Inschriften sich nicht nur auf die — ja freilich auch zulässige — Angabe der betr. Nummern im Corpus inscriptionum beschränken, sondern, wenn sie ihre Kenntnisse diesem Buche verdanken, dieses auch ausdrücklich zitieren!

Der beschränkte Raum gestattet nur die Anführung ganz weniger Beispiele, welche die Bedeutung des Werkes zeigen. Da finden wir z. B. eine Zusammenstellung germanischer Namen (Nr. 4409ff.), ferner einen Stein, welcher dem Hercules Malleator, dem hammerschwingenden Donar, geweiht ist, der also hier in römischer Verkleidung erscheint (Nr. 2819). Interessant sind auch die Berufsarten der Zivilbevölkerung, die eine weitgehende Arbeitsteilung erkennen lassen. Wir finden z. B. den Negotiator Gladiarius (Nr. 143), Lardarius (Nr. 2327), Nummularius (Nr. 2328) und sogar einige für germanische Verhältnisse immerhin bezeichnende Cervesarii, Bierbrauer (Nr. 2558, 2467 a, add.).

Das Werk sollte in keiner Gymnasialbibliothek fehlen, und auch mancher Kollege, der sich für germanische Geschichte und Kultur interessiert, dürfte wohl in dem Buche einen erwünschten Helfer erblicken, den er sich gern dauernd sichern möchte. Freilich — und das ist der einzige wesentliche Mangel — der Preis ist recht hoch!

Alles in allem ein schönes Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gelehrtenarbeit, auf das wir stolz sein dürfen, denn keine andere Nation besitzt bisher ein derartiges Urkundenwerk über ihre älteste Geschichte.

Frankfurt a. M. F. Gündel.

Otto Richter, Das alte Rom. (Aus Natur- und Geisteswelt. 386. Bändchen.) Leipzig und Berlin 1913. B. G. Teubner. I, 80 S. 16 Tafeln. 1,25 ℳ.

Aus langjähriger Beschäftigung mit dem Gegenstand und auf Grund häufigen Aufenthalts in der Ewigen Stadt bietet Otto Richter für die Romreisenden, die in Rom besonders das alte Rom, das Rom vor dem Einzug des Christentums suchen, einen Führer topographisch-kulturgeschichtlichen Inhalts. Das Bändchen stellt einen Auszug aus seinem größeren Werke über denselben Gegenstand ohne Beigabe wissenschaftlichen Rüstzeuges dar und sucht durch Zitierung der Schriftsteller, besonders der Schulschriftsteller, ein Helfer und Führer für die Interpretation lateinischer Klassiker, vor allem des Livius und des Horaz, zu werden. So dankenswert es ist, wenn ein Meister wie Richter über sein eigenstes Arbeitsgebiet eine populär gehaltene Darstellung schreibt, so ist vielleicht hier doch die Frage berechtigt, für wen die Zitate aus klassischen Schriftstellern bestimmt sind. Für den Schüler, auch den reiferen, sind sie zu wenig zahlreich, ja zu gelegentlich und ließen sich für diesen und von ihm leicht vermehren, wie das niedliche Ferienreisebuch des ungenannten Primaners (Gütersloh 1909) zeigt. Freilich muß immer wieder betont werden, daß Autopsie hier das Beste tun muß, und ob dafür Schüler in Frage kommen, möchte ich stark bezweifeln, mindestens halte ich es für stark verfrüht, wenn junge Leute die Masse der Eindrücke zu registrieren gezwungen werden, die auf sie in Rom einstürmt, wenn sie in grünender Jugend das schon vorgesetzt erhalten, was dem Manne unvergängliches Erlebnis, oft unerreichter Wunsch ist.

Aber auch dem Lehrer wäre gewiß mit häufigeren Zitaten gedient, und zwar nicht nur aus Livius und Cicero, sondern vornehmlich aus den Dichtern: Ich denke hierbei besonders an die Elegien des Ovid, die dadurch erst den richtigen Hintergrund erhalten dürften. Ich denke mir solche Hinweise entweder als Tabelle oder als Zusammenstellung am Schlusse etwa in der Art, wie in den trefflichen Abhandlungen des Österreichers Josef Kubik über Realerklärung und Anschauungsunterricht bei klassischen Schriftstellern (Wien, Hölder) oder in dem Werk des Franzosen Thédénat über das römische Forum (Paris, Hachette). Der praktischen Verwertung des Büchleins im Unterricht würde dieses ganz außerordentlich dienen.

An Einzelheiten möchte ich bemerken: Die Geschichte und Erklärung der Reste der römischen Rednerbühne kommen merkwürdigerweise bei dem Widerhersteller der Rostra nicht recht zur Geltung. Richter hält in diesem seinem neuesten Werk immer noch das sogenannte Hemycyclium für die Rostra des Cäsar, vor die in trajanischer Zeit jener viereckige Bau gesetzt sei, der jetzt in recht unnötiger moderner Rekonstruktion den Eindruck des Forums stört. Das erscheint nach den neuesten, besonders das Baumaterial betreffenden Untersuchungen von

Esther van Deman nunmehr endgültig beseitigt; vielmehr stellt sich die Reihenfolge folgendermaßen dar: Cäsar verlegt die alten Rostren auf die Westseite des Forums; aber weder die sogenannten Rostra Caesaris, eine Arkadenflucht als Subkonstruktion des Clivus, noch das Hemycyclium sind diese Rostra Cäsars, auch die Darstellung auf der Münze des Palicanus (45 v. Chr.) bezieht sich sicherlich auf die alten Rostra; der einzige Überbleibsel scheint nach den neuesten Untersuchungen, die ich an Ort und Stelle nachprüfen konnte, der im Süden des Hemycycliums befindliche Mauerrest auf dem Pflaster vor den sogenannten Rostra Caesaris aus republikanischer Zeit zu sein. Es scheint heute sicher, daß die große Bühne mit gerader Front und rundem Aufgang das Resultat des Umbaues des Augustus war; daß außerdem unter Trajan ein weiterer Umbau der Rostra geschah, ist wahrscheinlich, auch daß, wie Hülsen nachweist, unter Septimius Severus im Zusammenhang mit dem Bau des Triumphbogens der Innenhof mit dem Innenaufgang zur Plattform geschaffen worden ist. Auch Hülsen führt für seine Ansicht besonders Ziegelstempel aus severischer Zeit an (vgl. Dressel, CIL XV 405; Hülsen, Mitt. XVII 1903 S. 17). Über die alten und neuen Rostra orientiert neuerdings umfassend K. Schneider in RE 3a/4a S. 450 ff.

An einigen Stellen könnte mancher Leser breitere Andeutungen erwarten: so beim Lacus Curtius S. 32, wo Galbas Tod ebenso erwähnt werden konnte wie S. 43 ähnliche Notizen über Ti. Gracchus und Domitian beim Tempel des Jupiter Capitolinus; so ferner beim archaischen Cippus am Romulusgrab S. 30 und besonders beim Bezirk der Juturna S. 35, der in deutlichere Verbindung mit dem benachbarten Kastortempel gebracht werden konnte.

Recht anfechtbar ist S. 37 die Bemerkung über die Janusbögen, die über allen zum Forum führenden Straßen gestanden haben sollen. Die angeführten Darstellungen auf den Rostrabalustraden zeigen jedenfalls an der von R. gemeinten Stelle keinen Janus, sondern einen älteren eintorigen Ehrenbogen, der beim Bau des Severusbogens geschwunden ist.

Sehr verdienstlich und sonst anderwärts nicht allzu oft zusammengestellt sind die Notizen über die Privathäuser und Wohnungen berühmter Römer: auf dem Palatin die Wohnungen des Crassus, Catulus, Cicero, Clodius, Catilina, C. Octavius, wodurch wir ohne Zweifel eine am Örtlichen haftende intensivere Vorstellung von der Wirksamkeit der verschiedenen Persönlichkeiten erhalten, die uns berühmte Situationen der römischen Geschichte verkörpern. Dies setzt sich S. 68 bei der Besprechung der Seite Trans Tiberim fort, wo C. Gracchus, Cäsar, Augustus usw. erwähnt werden.

Etwas undeutlich wirkt die Darstellung der Außenfora am Tiber mit ihren Tempeln, von denen man S. 56 gern die, wenn auch nur mutmaßlichen, Namen erführe. Denn sonst ist es nicht möglich, sich auf den Karten I und II zurechtzufinden, wo die antiken Namen der drei Tempel unter S. Niccolo in Carcere, als T. Jani, Spei und Junonis Sospitae am Forum holitorium, und wenigstens einer der Tempel am Forum boarium als T. Fortunae angegeben ist. Die Bezeichnung des Rundtempelchens am Tiber in S. Maria del Sole als Portunium (?) fehlt.

Ebenso fehlt ganz im Zusammenhange mit dem Janus quadrifrons, von dem wir gern R.s Meinung über sein Alter erführen, im Texte der kleine, in seinem Figurenschmuck schon die Verfallszeit ankündigende Bogen der Wechsler am Forum boarium, der auf Karte II als Arcus argentariorum genannt ist, was um so mehr vermißt wird, da dieser Bogen das Forum boarium in seiner Bestimmung und Belebtheit in septimischer Zeit gut charakterisiert.

Sehr gut ist die breitere Behandlung des für die Geschichte des Augustus wichtigen Monumentum Ancyranum S. 64.

Irrtümlich steht S. 79 bei der Erwähnung des Hateriergrabmals statt Via Sacra 'Gebäude der Via Appia'.

Sehr wirksam schließt die Darstellung der Reste römischer Größe mit dem Lobe der virtus Romana auf dem jetzt wider freistehenden Grabmal des Bibulus, das am Fuße des gewaltigen neuen Denkmals für Viktor Emanuel in seiner Einfachheit und Schlichtheit des Eindrucks nicht verfehlt. Kein würdigeres Zeichen altrömischer Tüchtigkeit konnte gefunden werden als die Inschrift, die ich an den Schluß setze: CIL I 635. *C. Poplicio L. F. Bibulo Aed. pleb. honoris virtutisque caussa senatus consulto populique iussu locus monumento, quo ipse postereique eius inferrentur, publice datus est.*

Zum Schluß sei gestattet, auf die Unzulänglichkeit mancher bildlichen Beigaben: Taf. I Serviusmauer, Taf. XII u. a. hinzuweisen. Sie sind teils veraltet, teils zu matt. Im Zeitalter der Amateurphotographie hätten sich hier gewiß bessere finden lassen.

Doch können die kleinen Bemerkungen dem Werte des Buches als Ganzem nichts nehmen: bei einer zweiten Auflage, die gewiß nicht lange auf sich warten lassen wird, wäre es ein leichtes, hier Wandel zu schaffen.

Nowawes. Willy Scheel.

Richard Hamann, Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert. Mit 257 Abbildungen. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1914, VI u. 358 S. 6 *M*.

Das zur Besprechung vorliegende Werk verdankt seine Entstehung in der Hauptsache der Jahrhundertausstellung vom Jahre 1906. Das reiche Tatsachenmaterial, das diese bot, erweckte in dem Verfasser die Überzeugung, daß in der Entwicklung der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts sich eine gewisse Gesetzmäßigkeit geltend mache. Er glaubte sie vor allem darin erkennen zu müssen, daß auf je drei Perioden der Malerei, die sich vom Ruhigen zum impressionistisch Aufgeregten entwickelt, regelmäßig reaktionäre Gegenstöße einer formalen und monumentalen Stilrichtung folgen.

Wie sich nach des Verfassers Ansicht der Gang der Entwicklung im einzelnen gestaltet, sei im folgenden kurz angedeutet.

Der ersten Periode, der der Aufklärung und Romantik, ist es eigentümlich, daß sie Front macht gegen die Kunst des Rokoko und immer mehr bürgerlichen Stoffen und rührenden Themen Eingang verschafft. Die Solidität werktätiger Lebensauffassung findet in Anton Graffs Werken ihren prachtvollsten Ausdruck, während die der Romantik eigene Hin-

gabe an die freie, ungekünstelte Natur in den Schlachtenbildern Wilhelm von Kobells am glänzendsten vertreten ist. Dem Porträt stand die romantische Generation im allgemeinen fern. Die Darstellung des Menschen in erster Linie läßt sich die um dieselbe Zeit sich entwickelnde Monumentalkunst angelegen sein, für deren Führer, Künstler wie Öser und Mengs, die Antike das Losungswort war. Von dem männlichen Geiste der Revolution ist die historisch-monumentale Kunst des Franzosen Jacques Louis David erfüllt, während die ihm nachahmenden Deutschen, Wächter und Schick, nur schwächlich wirken. Zu bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete malerisch-plastischer Charakterdarstellung bringt es in dieser Zeit außer G. von Kügelgen vor allem Phil. O. Runge mit seinen großzügigen Porträts.

Ein Zeitalter schlimmster Reaktion wird heraufgeführt durch die Kunst der Nazarener, die, in völliger Verkennung der Errungenschaften der eigenen Zeit, den Geist einer längst vergangenen Kunstperiode beschwören zu können glaubten. In modernen, bürgerlichen Verhältnissen erzogen, waren sie aber unfähig, den Geist der Institution zu verstehen, der sie sich in die Arme warfen, und für die monumentalen Aufgaben, welche die Kirche stellte, fehlte ihnen jedes Pathos und jede konstruktive Phantasie. Der einzige, der wirklich im Geiste der Kirche arbeitete, indem er geistigen Gehalt zu idealer Darstellung brachte, ist Peter von Cornelius. Overbecks künstlerischen Wert machen seine frischen romantischen Porträts aus, während Schnorr von Karolsfeld uns durch seine landschaftlichen Gemälde entzückt.

Indem die Monumentalkunst immer mehr verbürgerlicht und die intime Kunst sich immer mehr in die Kreise des Spießbürgertums zurückzieht, bereitet sich die zweite Periode malerischen Wachstums vor, die Biedermeiermalerei und der Stimmungsimpressionismus der 50er Jahre. Die Künstler dieser Richtung stellen das gegebene Motiv mit aller Liebe und intimer Beobachtung dar. Der Ort, an dem sie schaffen, leiht ihren Bildern ein bestimmtes Gepräge, so daß wir lokale Gruppen: Hamburg, Wien, Berlin und München, zu unterscheiden haben. Unter den Hamburgern ragt Friedrich Waßmann durch ein größeres Maß rein künstlerischer Behandlung hervor. Das eigentliche Feld seiner Betätigung ist das Porträt, dem er sich mit liebevoller Hingabe widmet. Die Kunst der Berliner ist stark beeinflußt durch den Geist altpreußischer Nüchternheit und militärischen Schneids. Berühmt sind u. a. Franz Krügers Paradebilder und Tierstudien. Aber sowohl diesen Künstler wie auch den Romantiker Blecher überragt durch seine glänzenden Impressionismen Adolf von Menzel, der vor allem auch auf die Entwicklung der Monumentalmalerei von größtem Einfluß gewesen ist. Wienerische Leichtigkeit und Anmut atmen die Porträts und Genrebilder Ferdinand Waldmüllers; besonders aber ist seine Kunst in der Landschaft (österreichische Alpen) von reizender Intimität. In der Kunst der Münchener endlich kommen bäuerische Urwüchsigkeit und künstlerischer Übermut, dem Charakter der Bevölkerung entsprechend, zum Ausdruck. Burkels Bauernbilder spiegeln echt münchnerisches Leben wider, während Spitzwegs Kunst biedermeierische Genügsamkeit und Pedanterie (Der arme Poet) mit köstlichem

Biedermeierhumor verklärt. Unter den übrigen süddeutschen Malern, die mit München und Wien im allgemeinen den Hang zum gemütlichen Plaudern teilen, ist keiner, dessen Werke einen scharf ausgeprägten Lokalcharakter erkennen ließen. Von eigentlicher Monumentalkunst kann in der Biedermeierzeit nicht gut die Rede sein; die erhabensten Ideen religiösen Empfindens werden dem kleinbürgerlichen Bewußtsein mundgerecht gemacht. M. von Schwind und E. von Steinle sind die malenden Märchenpoeten der Zeit. Auch Ludwig Richter mit seinem liebenswürdigen Philistertum ist in seinen Darstellungen des Lebens, des Kindes, ein echter Vertreter der Zeit. Größere Aufgaben stellt die Historienmalerei: auf diesem Gebiete haben unter allen Monumentalmalern W. von Kaulbach, Rethel und Menzel unvergängliche Werte geschaffen.

Die größten Namen in der Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts gehören der Gründerzeit an, der Zeit der großen von Bismarcks Gestalt beherrschten Persönlichkeiten. Ihre Signatur ist: Hinaustreten an die Öffentlichkeit, Rhetorik, Pathos. Erhöhtes Lebensgefühl, überschäumende, durch leuchtende Farbentöne vermittelte Kraft spricht aus den Schöpfungen dieser Zeit. Die führenden Künstler haben alle eine ganz persönliche Note, hinter der das Gemeinsame fast ganz zurücktritt. Gründer aber nennt man sie mit Recht, weil sie sich nicht mit dem bloßen Malen von Bildern begnügten, sondern einen Grund legen wollten für etwas, was ewig in der Kunst bleiben sollte. Böcklin, der Sonne und Farbe wie kein anderer liebte, Feuerbach, der das Land der Griechen mit der Seele suchte, Marées, dessen Absichten auf das Monumentale des Einfachen und Volkstümlichen gingen, Thoma, der, ebenso wie Leibl, befähigt war, auch die schlichtesten Existenzen groß aufzufassen und sie allein durch die künstlerische Behandlung des Bildes in eine höhere Sphäre zu erheben, sie alle sind starke Persönlichkeiten, die nicht bloß ihrer Zeit gelebt, sondern die unumstößlichen Fundamente für jede vollkommene und große Kunst gelegt haben.

Grundverschieden in ihrer Gesinnung sind die Künstler, die in den 70 er Jahren erneute sachliche Hingabe an die Natur als Losung ausgaben. Der Mensch in seiner naturgegebenen Existenz wird als Objekt betrachtet. Neben der eleganten Milieuschilderung des Highlifeidealismus betont der Naturalismus der 80 er Jahre mit Vorliebe das Kranke, Elende, Erbärmliche. Eine gewisse Respektlosigkeit vor allem Bestehenden charakterisiert diese Auffassung, die sich auch in der Technik verrät. Diese Richtung entwickelt sich in den 90 er Jahren zum Impressionismus. Raum und Figuren lösen sich auf in Flecken, die von den Dingen nur noch etwas ahnen lassen und zum Sehen wohl reizen, aber nicht mehr erlauben, sie durchzusehen und sich mit ihnen gemütlich abzugeben. Auch im Porträt ist mehr der Eindruck erster, flüchtiger Bekanntschaft festgehalten; es macht alles den Eindruck des Lebendigen, aber Flüchtigen. Dieser ganzen Richtung hat Liebermann in seinen Bildern der 80 er Jahre den überzeugendsten Ausdruck verliehen. Neben ihm steht, ein Meister des Milieurealismus, Fr. von Uhde, der die einfache Welt fein und sinnig widergibt, vor allem aber als Maler ethisch tief und ernst empfundener Christusbilder zu würdigen ist.

Aber auch gegen diese Kunstrichtung regt sich bald die Opposition. Im Zeichen des Neuidealismus streben junge Künstler danach, das Menschliche und Persönliche stärker zu betonen und die verlassenen Wege der Monumentalkunst wider zu beschreiten. Auch von der Landschaft will man mehr sehen als bloße Farbe und Lichtflecken. Nach diesem Ziele strebt die Kunst Leistikows, der Worpsweder, der Dachauer u. a. Vor allem aber denkt man, wenn von Neuidealismus die Rede ist, an die starke Persönlichkeit Max Klingers, der in heroischen Themen die Tradition der Monumentalkunst fortzuführen bestrebt ist, ein Begründer, aber kein Vollender.

Den Bestrebungen der jüngsten Künstlerschaft ist das abschließende Kapitel des Werkes: Der Neoimpressionismus und die neudeutsche Monumentalmalerei, gewidmet. Hier wirft Verf. auch die Frage auf: wohin gehen wir? und er beantwortet sie, indem er sagt: Es ist kein Zweifel; wir sind mitten drin im Suchen nach einem neuen monumentalen Stile.

Mit dieser allgemeinen Übersicht ist der Inhalt unseres Buches aber nur angedeutet, nicht erschöpft. Denn der gelehrte Verf. beschränkt sich nicht darauf, den Entwicklungsgang der deutschen Malerei im 19. Jahrhundert darzustellen, uns mit den führenden Künstlern bekannt zu machen und ihre Meisterwerke zu analysieren, sondern er ist auch überall mit bestem Erfolge bemüht, die Zusammenhänge mit der allgemeinen Zeitströmung, wie sie sich in der Philosophie, der Dichtung und der Musik offenbart, aufzudecken. Und gerade diese Partien des Werkes, in denen der Verf. ebenso umfassende wie gründliche Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten künstlerischen Schaffens verrät, verleihen dem Ganzen einen eigenartigen Reiz.

Eine willkommene Beigabe sind die zur Veranschaulichung des Textes dienenden zahlreichen Abbildungen, die, allerdings in kleinem Format und mit Verzicht auf die Farbe, nach künstlerischen Gesichtspunkten ausgewählt und technisch tadellos widergegeben sind.

In Anerkennung dieser vielen inneren und äußeren Vorzüge muß das vorliegende Werk als eine sehr verdienstvolle wissenschaftliche Tat bezeichnet werden, die der Beachtung nicht nur der Künstler von Beruf, sondern auch aller Freunde der Kunst durchaus würdig ist.

Der niedrige Preis ermöglicht die Anschaffung auch für den weniger Bemittelten.

Wernigerode a. H. Max Hodermann †.

Emil Utitz, Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft. Zwei Bände. I. Band mit zwölf Bildtafeln. Verlag von Ferdinand Enke. Stuttgart 1914. 308 S. 9 ℳ.

Das Problem einer allgemeinen Kunstwissenschaft ist jung, die vorhandene Literatur dem Umfang nach nicht groß, der Streit über die Möglichkeit einer Verwirklichung lebhaft, und die Aussicht auf ein wirklich zu erreichendes Ziel — soweit man es bisher überblicken kann — gering. Denn, wenn man die jungen Disziplinen, welche die allgemeine Kunstwissenschaft unter ihrem Zepter vereinigen möchte, als Einzelorganismen von ganz eigenen Lebensgesetzen faßt, so wäre es nur

natürlich, daß man abwartete, bis jede in sich einmal so herangereift ist, daß wenigstens das Stoffgebiet jeder einzelnen klar und übersichtlich am Tage läge. Bedenkt man aber vollends, daß ganze, große Gebiete der Kunstgeschichte noch als Terra incognita des Kolumbus harren und auch auf den historisch bekannten Gebieten die lebhaftesten Differenzen herrschen, und nimmt man dann gar noch die viel jüngere Musikgeschichte dazu, die eben dabei ist, die Fundamente in ihrem kaum erst abgegrenzten Forschungsgebiet zu legen, so muß es verfrüht scheinen, mit einer allgemeinen Kunstwissenschaft die Grenzen für eine gemeinsame Arbeit aller Kunstdisziplinen abstecken und jungen Forschungszweigen Richtlinien da aufzwingen zu wollen, wo man gar nicht einmal weiß, ob solche überhaupt dem differenzierten Eigenleben der einzelnen Wissenschaften angemessen sein werden. Dr. Utitz, der als Privatdozent in Rostock wirkt und sich bislang in mannigfachen Schriften und Aufsätzen zu dem Kreise des lebhaftesten Verfechters einer allgemeinen Kunstwissenschaft, Max Dessoir, bekennt, hat nun in dem soeben erschienenen ersten Bande des in der Überschrift genannten Werkes den Versuch unternommen, die für die neue Wissenschaft erforderlichen Grundlagen sorgfältig zu sichten, und es bleibt nun abzuwarten, ob die Resultate das Leben der neuen Wissenschaft rechtfertigen werden.

Die Darstellung ist klar und beruht auf weitblickender Kenntnis des Materials; es mangelt ihr jedoch — wie es bei einem Werke, das dauernd polemisieren muß, nicht leicht zu vermeiden ist — an fesselndem Fluß und leider auch oft an schlagender Kraft und Bildklarheit des Worts. Das ist um so mehr zu bedauern, als Utitz es sich nicht zur kleinsten Aufgabe rechnet, die Existenzberechtigung seiner Wissenschaft darzutun. Abgesehen hiervon muß es als höchst wertvoll angesehen werden, daß mit einer prächtigen Gerechtigkeit die gesamte Kunst als lebendiger Organismus erfaßt wird, dem unter keinen Umständen eine einseitige Wertung aufgezwungen werden darf. Damit faßt er das Grundübel der nur ästhetischen Kunstbetrachtung, gegen die schon so manche Forscher und Kunstphilosophen — nicht ohne selbst dabei in Einseitigkeit zu verfallen — zu Felde gezogen sind, bei der Wurzel. Um dieser 'Mehrdimensionalität' der Kunst gerecht zu werden, fordert Utitz für die allgemeine Kunstwissenschaft eine Ausweitung der Betrachtungsgrenzen. Er gelangt zu solcher Forderung, indem er methodisch sauber die Fragestellung damit eröffnet: 'Was ist Kunst?' Er kommt zu einer Ablehnung der bislang auf diese Frage gegebenen Antworten, ohne allerdings mit seiner eigenen Definition meines Erachtens den Nagel gerade schärfer auf den Kopf zu treffen. Gewiß, die rein ästhetische Wertung ist abgetan, und es ist sogar sehr wertvoll, daß eine gleichmäßige Beachtung der ästhetischen und der außerästhetischen Faktoren gebieterisch gefordert wird, um dem Ganzen sein volles Recht zu gewährleisten, aber die Begriffsbestimmung, die er gibt, krankt an einer übermäßigen Betonung des Gefühlsmomentes, die durch das ganze Buch fortklingt: 'Die Form der Kunst ist die auf Erweckung eines Gefühlserlebens zielende Darstellung von Werten; dabei darf nicht "Wert" durch "ästhetisch" ersetzt [ergänzt?!] werden, sondern jede nur mögliche Wertschichtung

kann in die Kunst eingehen und erhält dadurch Kunstcharakter.' Zur Aufrechterhaltung dieser Assertion, die die Grundlegung für alle kommenden Beweisführungen abgibt, hätte es einer viel energischeren Herausstellung dessen bedurft, was erst etwa 20 Seiten später als Einschränkung nur wie zufällig mit einfließt, um diesen Satz einigermaßen eindeutig zu machen; nämlich der Einschränkung, daß es selbstverständlich ein Mißbrauch sei, 'da von Darstellung zu sprechen, wo gewöhnlicher Wirklichkeitszusammenhang vorliegt, und nicht durch die Darstellung eine andere Wirklichkeitsschicht geschaffen wird'.

Es kann nicht Aufgabe dieser Besprechung sein, auch nur annähernd den Inhalt der vielverzweigten Problemstellungen des Buches zu berühren, oder gar das Für und Wider der oft zu lebhaftem Widerspruch reizenden einzelnen Sätze zu geben; was an ihm wertvoll ist, das zu erfassen soll hier die erste Aufgabe sein. Und so scheint es mir denn methodisch von höchster Bedeutung, wie der Verf. in dem vierten Kapitel 'Naturgenuß und Kunstgenuß' (nachdem er zuvor über 'das ästhetische Erleben', ganz auf dem Boden Kants, gehandelt hat) auf Grund einer empirisch gewonnenen Reihe der verschiedenen Typen des Naturgenusses, die Grundverschiedenheit von Natur- und Kunstgenuß nachweist. Die Natur bleibt in allen ihren Äußerungen gleich 'schön', weil wir ihr — wenn wir sie nicht etwa vom Standpunkt des Künstlers genießen — erst den Ausdruck aus unserem subjektiven Gefühl 'leihen', den wir ihr dann wieder entnehmen. Dagegen zwingt uns das Kunstwerk, als ein in allen Teilen vom Künstler gewolltes und fertiges Gebilde, einen und nur diesen einen Stimmungskomplex auf; und es ist die nächste Frage, wie wir zu einem 'angemessenen Verhalten' — das in jedem Falle nur eines sein kann — gelangen. Ehe der Verf. zu diesem Problem greift, gibt er im fünften Kapitel 'Die ästhetische Bedeutung der Kunst' eine eingehende und überaus schlagende Kritik des Naturalismus und widerlegt die uralte Meinung, daß Kunst Nachahmung der Natur sei. Eine auf ähnlicher Basis stehende wirklich brennende Streitfrage der Kunstforschung wird schließlich im sechsten Kapitel 'Der Künstler, das Kunstwerk und der Kunstgenuß' aufgegriffen — ob nämlich die Geschichte der Kunst auf einer bloßen Entwicklung des Könnens oder des künstlerischen Wollens beruhe. Die erstgenannte Frage wird heute in niemand mehr einen Verfechter finden, für die zweite aber war Worringer mit einer so einseitigen Bestimmtheit eingetreten, daß es nur zu begrüßen ist, mit wie feiner und scharfsinniger Weise Utitz vermittelt und darlegt, daß das Wollen einer jeden Epoche gewiß eines ihrer historischen Probleme bedeute, daß aber zwischen diesem Wollen, das sich jedesmal nur in einzelnen, einsamen Gipfeln verwirklicht und dem Können, das zur Erreichung des Ideals nötig ist, ein beständiger Kampf besteht, und daß in der Erkenntnis dieses Ringens zwischen Wollen und Können das Hauptproblem der Forschung wurzeln müsse. Dieses letzte Kapitel, das dem einen Pfeiler des Buchs mit seiner Frage: 'Was ist Kunst?' den andern mit der Frage: 'Wie gelangen wir zu reiner adäquater Betrachtung des historischen Kunstwerks?' entgegenstellt, ist zweifellos, wenn auch nicht das Originellste,

so doch das für die allgemeine Problemstellung Wichtigste der ganzen Arbeit, die ja leider erst im ersten Bande vorliegt. Es werden all die Schwierigkeiten aufgedeckt, die dem Forscher im Wege stehen und die Möglichkeiten erwogen, ob und wie er an das Kunstwerk herankann, ohne allzu starke Erkenntnistrübungen durch die subjektivistischen Hemmungen, die moderne Zeit und Vergangenheit trennen, zu erleiden, oder ob es nicht vielleicht besser sei, die historische Stellungnahme aufzugeben und nur das für unsere Zeit Lebendige aus dem Kunstwerk zu entnehmen. Auf viele, noch offenstehende Fragen soll dann der zweite Band Antwort geben, der hoffentlich nicht allzulange auf sich warten läßt.

Das Buch ist in schlicht-schöner Ausstattung mit großer, klarer Type gedruckt, die beigegebenen Tafeln sind einwandfrei und die Anlage von klarer Übersichtlichkeit.

Halle a. S. O. Hagen.

---

1) Karl Brandi, 'Die Renaissance in Florenz und Rom'. Acht Vorträge. Erschienen bei B. G. Teubner, Leipzig. 4. Aufl. 1913. 279 S. 5 ℳ.

Diese neue, also die vierte Auflage, spricht schon allein für den Wert des Buches. Ich könnte mir vorstellen, daß ein Historiker der Renaissance den Eindruck gewönne, als ob oft die Darstellung an der Außenseite der Zeitereignisse bleibe. Wir wissen alle, daß unendlich viel Kleinarbeit notwendig wird und sein wird, den Kenner in die Tiefe dieser Jahrhunderte zu leiten. Niemand wird zu einem Vergleich mit Jakob Burckhardts 'Kultur der Renaissance' verführt werden, da beide Werke unvergleichbar sind. Aber 'anspruchslos' ist diese Arbeit Brandis nicht geworden, trotz der eifrigen, allzu bescheidenen Versicherung im Vorwort. Ein ganz vortreffliches Buch ist diese 'Renaissance in Florenz und Rom'. Zu diesem Urteil drängt mich nicht etwa nur der gewandte, blendende Stil, der bei knapper Zusammenfassung größter politischer und kultureller Begebenheiten, der Wesenseigenschaften leitender Staatsmänner, imposantester Künstlerpersönlichkeiten immer klar bleibt und zur Bewunderung aufruft, vorausgesetzt, daß man es innerlich nacherlebt, wie Brandi das, was uns in der Lektüre ungreifbar und unübersehbar dünkt, dennoch mit ruhigem und sicherem Pinsel zeichnet. Auch der Historiker von Beruf kommt hier auf seine Kosten. Gerade die weise Beschränkung des Stoffes ist das Meisterlichste daran. Der Hauptteil der Darstellung bleibt natürlich den Fortschritten des künstlerischen Geistes gewidmet; alle andern Ereignisse sollen gleichsam der Rahmen und Hintergrund sein, in und auf dem uns die Bilder der Kunst und ihrer Meister erscheinen. Wer will die Fülle der feinen Worte widerholen, mit denen Brandi das Wesen der Künstlerpersönlichkeit trifft? Ich habe noch nie (in diesem Rahmen) eine so ansprechende und in allen Teilen befriedigende Darstellung der Kunst in Florenz gelesen. Wie die Bausteine zusammengetragen sind, läßt sich nicht ersehen, sondern man hat den Eindruck, daß aus einer schier unendlichen Fülle geschöpft und gestaltet worden ist. Gewiß wird jeder seinen Lieblingskünstler haben — gerade aus dieser Zeit — und wünschen, mehr zu lesen und wärmer erfaßt zu werden. Aber wo blieb der Rahmen dieses

unübersehbaren Ganzen, wenn nicht alle Teile sich mit dem Raume zufrieden geben müßten, auf dem sie stehen. An Einzelwissen ist nichts zu eruieren, alle Kunstwerke wie politische Taten laufen wie Linien und Tönungen über das Bild, um den Kern zu malen und in die Erscheinung treten zu lassen.

Die Kapitel über Petrarca, Boccaccio, Brunellesco und die Skizzen über Raffael und Michelangelo sind besonders erwähnenswert. Daneben gehen die Mäzene von Florenz und Rom, die neuen Menschen mit den neuen Ideen, vor allem mit der Geberfreude, welche aller Fortentwicklung erst die rechten Fittiche verleiht. So gefällt mir auch die Zeichnung des Cosimo di Medici, des feinen Literaten Alberti, des mit seinen gewaltigen Plänen den Himmel stürmenden Papstes Julius II. Es begegnet uns nirgends in diesem Buche Neuland, aber die Form, in der diese Zeitalter vor unser Auge treten, ist schön und geschickt, auch schwierige Zusammenhänge gleich verstehen zu lehren. Ich brauche die einzelnen Kapitel nicht aufzuzählen, sie gliedern sich aneinander, der Zeitfolge nachgehend, indem das Tempo naturgemäß bei den Gipfelpunkten retardiert, um über bekanntere Gebiete leichter hinwegzugehen. Mir scheint die Darstellung der Frührenaissance in Florenz der bessere Teil des vortrefflichen Buches; ich meine hierin mehr von der Persönlichkeit des Autors berührt zu werden. Die Darstellung läßt bei so gewaltigen Umwälzungen, wie sie z. B. durch Savonarola und die Mediceer, die Borgias und in der Kunst durch Dante, Raffael und Michelangelo hervorgerufen wurden, den dramatischen Impuls dieser Bewegungen miterleben. Die objektiven Erscheinungen stehen durch das immer treffende und schön gewählte Wort wie Gemälde vor uns, die durch ihre Komposition, Tönung und Farbe leuchten.

Weil ich noch nicht von dem neuen philosophischen Geiste sprach, der die Renaissance wesentlich beeinflußt, soll nicht die Meinung entstehen, als ob nicht bei Brandi davon gehandelt sei. Wie die Vorliebe für Platon die Gründung der Akademie in Florenz herbeiführt, wie der Streit zwischen der Scholastik und dem Humanismus anhebt, wie der Renaissancemensch sich mit den religiösen Anschauungen seiner Kirche abfindet, das liest man ebenso gern, wie die Charakterzeichnung des Macchiavelli am Schluß des Buches als besonders erfreulich empfunden wird.

Man legt das Buch mit dem Empfinden fort, daß man wider einmal in einer der gewaltigsten Zeiten weilen durfte, in einer Zeit, die voll von Fortschritten und aufwärts gehenden Gedankengängen ist. Daß sich uns diese Bewegung in so starker Weise bei der Lektüre aufdrängt, ist ein großer Vorteil des Buches; das liegt nicht in den Worten selbst, sondern in dem, was dahinter steht. Das läßt uns auch Gebiete und Einzelstudien vermuten, die unserer Phantasie Befriedigung geben. Mit Recht hat Brandi es als eine Notwendigkeit empfunden, gerade für die, welche nach Einzeldarstellungen verlangen, eine vollständige Zusammenstellung der Renaissanceliteratur seinem Buche als Anhang mitzugeben.

Von der überaus lobenswerten Druckform, die Teubner dem Buche gegeben hat, ist nach dem Urteil über die bereits erschienenen Auflagen nichts mehr hinzuzufügen.

2) Edmund Hildebrandt, Michelangelo. B. G. Teubner, 1913. In der Sammlung 'Aus Natur und Geisteswelt', Bd. 392. 1,25 ℳ.

Eine Würdigung Michelangelos in dem Rahmen eines Bändchens 'Aus Natur und Geisteswelt' war keine leichte Aufgabe. Daß sie so trefflich gelungen ist, darf von vornherein gesagt werden. Edmund Hildebrandt hat mit großem Geschick und dem künstlerischen Verständnis, ohne das man an Michelangelos Werke nicht herantreten sollte, das Deckengemälde der Sixtina an den Anfang seiner Betrachtung gestellt. Durch seine sorgfältige und übersichtliche Darstellung des Inhaltlichen bleibt die Beschreibung überall klar; aber was viel mehr bedeutet: Hildebrandt führt uns zu einem rein künstlerischen Erlebnis. Das heißt schon an sich sehr viel, bedeutet aber um so mehr, als er durch Herausschälung des künstlerisch Wesentlichen sowohl in den Teilen dieses gewaltigsten aller Deckengemälde, als auch im Gesamtorganismus des großen Farben- und Formenkonzertes auf so beschränktem Raume den Künstler uns so nahe bringt. Wir erleben, besonders wenn wir eine übersichtliche und in den Details klare Reproduktion neben den Hildebrandtschen Text legen, die Mannigfaltigkeit und den Rhythmus der starken Stimmungswerte in den Michelangelesken Formen. Wir fühlen uns ein in diesen grandiosen Künstlertraum, den die Hochrenaissance uns geschenkt hat. Wir leben mit diesen Formen, mit dieser Wucht der Gestalten und lernen hinter all dem Schönen den Schaffenden kennen, achten und verehren. Hier sind Superlative berechtigt — wie will man das titanenhaft Große fassen, wenn nicht in inbrünstiger Verehrung oder begeisterter Hingabe? — Nirgends tut Hildebrandt zuviel, und doch wird einem bei aller Mäßigung im Ausdruck recht warm, weil man gerne glaubt, was so gut interpretiert ist. Passende Zitate heben die Darstellung, wenn es auch der Stellenhinweise unter dem Texte nicht bedürfte, da Fußnoten in einem solchen Büchlein überflüssig sind, denn sie stören den Leser. Die im Anhang angebrachte kurze Besprechung der maßgebenden Literatur über den Künstler genügt vollständig für den, der tiefer in das Wesen Michelangeloscher Kunst eindringen will.

Der zweite Teil des Büchleins geht chronologisch vor und behandelt die Florentiner Frühzeit, die ersten Meisterwerke in Rom und Florenz, die Aufträge des Papstes Julius II., die Mediceergräber und das Jüngste Gericht. Auch hierüber ließe sich viel Lobenswertes sagen. Eine Steigerung spart sich Hildebrandt noch auf, indem er den Bau des Petersdoms, dessen Konzeptionen in die Zeiten des Papstes Julius II. reichen, zum Schlußstein seiner Darstellung wählt. Bleibt er damit in der chronologischen Reihenfolge der Lebensereignisse, so sichert er sich auch eines abermaligen Aufschwunges unserer Einstellung, welche recht stark sein muß, da es gilt, einen riesenhaften Künstlergeist zu erfassen.

Das Menschenschicksal des Künstlers ist mit Absicht zurückgestellt zugunsten eines tieferen Verständnisses der Werke. Es bedarf denn auch einer größeren Anzahl und einer tiefergehenderen Darstellung der Sonetten des Künstlers, als sie dem Büchlein angefügt sind. Die Grimmschen Übersetzungen der Gedichte können mir nicht viel sagen; sie sind nicht genügend geeignet, uns den dichtenden Künstler näher zu bringen.

Sonst mag gerade die Beschränkung auf die Andeutung tiefster Erlebnisse in Michelangelos Dasein den Impuls zur weiteren Eindringung in die Michelangeloliteratur dem Leser geben. Damit wäre dann jedenfalls viel erreicht.

Wenn es erlaubt ist, eine Nutzanwendung an diese Betrachtung zu schließen, so möchte ich allen Lehrern, die ästhetische Werte an Schüler übermitteln wollen, dies Büchlein warm empfehlen. Diesen Michelangelo von Hildebrandt soll man erwachsenen Schülern zu lesen geben. Allerdings würde ich noch den Rat geben, die fehlenden Reproduktionen in diesem Büchlein — außer einer Gesamtübersicht der Sixtinischen Decke fehlen nur wenige Details — aus einer andern Sammlung zu ergänzen, weil die Hildebrandtschen Ausführungen ein Anschauungsmaterial voraussetzen.

3) Hellmuth Falkenfeld, Wort und Seele, eine Untersuchung über die Gesetze der Dichtung. Verlag von F. Meiner. Leipzig 1914. 132 S. geb. 3 ℳ.

Leider läßt sich der Inhalt dieses Büchleins nicht im Zusammenhang widergeben, weil er vielfach zum Widerspruch herausfordert, selbst wenn man dem Verf. seine Theorie zugesteht. Der Verf. hat nämlich eine Theorie über die Gesetze in der Dichtung. Die Dichtung steht über allen andern Künsten, weil sie frei ist von Raum und Zeit, welche die Bedingungen unserer Sinnlichkeit sind; dagegen ist das 'Wort Bedingung unserer Geistigkeit'. Bei der Abwägung von Wortbedeutung und Wortklang bewegt der Verf. sich in seinen Termini: 'Die adlige Größe des Wortes liegt darin, ein geistiges, d. h. mehr als ein sinnlich-zeitliches Dasein zu führen; darum ist Umbildung des Wortes zur bloßen Klangerscheinung eine Erniedrigung seiner außerzeitlichen Würde, eine Entthronung seiner übersinnlichen Majestät.' Selbstverständlich hat der Wortklang nicht den selben Wert wie die Wortbedeutung. Aber der Verf. unterschätzt offenbar den Wert des Wortklanges in der Dichtung. Jedes gut gewählte Wort innerhalb eines lyrischen Verses hat eine bestimmte Leuchtvalenz, welche bereits wirkt, noch bevor das Wort selbst in seiner Bedeutung erfaßt ist. Das zeigen die Protokolle aus ästhetischen Untersuchungen: der Wortklang übt an sich schon die ästhetische Wirkung aus, er stellt uns auf das Ästhetische ein und läßt uns in den ästhetischen Gegenstand einfühlen. — Das zweite Kapitel, 'Die Tragödie des Dilettantismus', hat mich oft erheiternd angemutet. Wir besitzen leider über den künstlerischen Dilettantismus kein umfassendes Werk; durch die Belehrungen des Verf. werden wir auch nicht reicher. Abgesehen von dem übertriebenen pathetischen Ton, in welchem der Verf. dies Kapitel erörtert, sind Einzelheiten gradezu falsch. So behauptet er, daß die größten Musiker immer nur zum dilettantischen Gedicht gegriffen hätten und greifen würden, 'weil sie eines dichterisch wertvollen Textes nicht bedürften'. Kennt er denn nicht die ewigen Klagen Beethovens über seinen Text zu Fidelio? und sind nicht gerade die schönsten Gedichte unserer Literatur vertont? Hier offenbart sich der Grundfehler dieses Büchleins: der Verf. glaubt, der Dichter habe die Form in seinem Gedicht ge-

schaffen. Aber gibt denn die Form nicht vielen Phantasiekräften neuen Raum und Möglichkeiten, die der Musiker in seiner Umsetzung direkt auswertet? — Das dritte Kapitel behandelt 'Seele und Wortgesetz' und bringt hier und da widerum ein priesterliches Stöhnen um psychologische Tatsachen, die sich gegenseitig stören und ungünstig beeinflussen. Sätze wie folgende: 'Wer noch nie gefühlt hat, wie durch das Aussprechen irgendeines Gefühlten die Empfindung überhaupt erst ihre Linie, und damit zugleich ihre Beschränkung erhält, der hat noch nicht alle Qual und Strenge der Sprache begriffen' sind ebenso angreifbar, wie sie einen richtigen Gedanken bergen mögen. Das Wort ist damit, daß es ausgesprochen ist, noch nicht zu Ende, es hat überhaupt keine Grenze, wie alles Ästhetische niemals eindeutig ist, sondern zu mannigfaltigem Erleben Anlaß geben kann. Zu phrasenhaften Definitionen rechne ich ebenso folgendes: 'Das Gefühl ist etwas Endloses, das Wort etwas Endliches. Ein Dichter ist der, der die beiden unversöhnlich scheinenden Feinde versöhnen kann', oder 'Die Dichtung stellt Endlichkeiten dar, die nicht um ihrer selbst willen da sind, sondern um das Gesetz und den Lauf des unten rauschenden Stromes der Unendlichkeit darzustellen.' — Aus dem vierten Kapitel mag auch ein Beispiel hier Platz nehmen: 'Der Tod des Helden in der Tragödie ist darum die stärkste Bejahung der Seele, weil der Tod ihre stärkste Erfüllung und Bestätigung ist, weil hier das Unendliche in ihm das Endliche verzehrt und abtötet. Sein Tod ist weder eine Sühnung noch eine Niederlage seiner Existenz, sondern einfach ein Sieg, eine Apotheose des Unendlichen, das die letzten Schranken des Gegners Endlichkeit vernichtet.' Dazwischen fällt dem Verf. manch kecker, zurechtgerückter Gedanke ein, der zwar aphoristische Form annimmt, dem aber die aphoristische Pointe fehlt. Einige anregende Gedanken sind auch verstreut. Aber was soll es heißen, wenn eine Abfertigung des Naturalismus damit schließt: 'Einen "Brand" wird man stets "erklären" können, einen "Faust" nie?' Das fünfte Kapitel (Wort und Liebe) ist besser. Die vom Verf. gegebene Definition des Lyrikers heißt: 'Der Lyriker will nicht eigentlich sein Erleben "darstellen", d. h. in der zeitlosen Begriffsreihe noch einmal der Welt demonstrieren, sondern er will, wenn auch mit zeitlosen Mitteln, die Zeitlichkeit seines Erlebens der Welt sozusagen noch einmal vorleben.' In dem letzten Kapitel über Wort und Weltseele (Epos) wird vom Verf. mehr negative als positive Arbeit geleistet.

Allerdings ist solcher Ästhetik nicht beizukommen, weil sie sich auf einer Theorie aufbaut, die man dem Verf. einfach glauben soll, ohne daß er das psychologische Material erbrächte, wie der oder jener Vorgang in der Seele des Erlebenden ist. Aus so einer Theorie ließe sich eine jede beliebige Hypothese, z. B. über das künstlerische Schaffen, schmieden. Mit den Begriffen endlich und unendlich ist für die Ästhetik nichts gewonnen, da sich das ästhetische Erleben in der Dichtung nicht in diese Zweiheit wird zerlegen lassen und die Dinge wirklich so einfach nicht liegen. Der F. Meinersche Verlag (früher Dürrsche Buchhandlung) hat mit diesem Büchlein meiner Ansicht nach keinen guten Griff getan. Es bedarf nicht der Versicherung des Verf. in der Ein-

leitung, daß das Büchlein das Thema nicht erschöpfen werde, wir glauben es ihm so schon. Dadurch, daß man noch angefochtene Dinge in eine philosophische Theorie kleidet, werden sie nicht richtiger. Es ist geradezu unmöglich, diesen Stoff in einem solchen Bändchen zu verarbeiten, wo die Probleme noch ungeklärt sind.

Bonn. H. Wirtz.

---

1) W. Leick, Leitfaden der Mathematik für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. B. G. Teubner, Berlin und Leipzig. VI u. 171 S. geb. 2,60 ℳ.

Der Grundgedanke des vorliegenden Leitfadens, der für die selbständigen Repetitionen des Schülers berechnet ist und in gedrängter Kürze das ganze mathematische Pensum der Oberklassen unserer höheren Schulen enthalten soll, ist ein sehr guter, und ich bin überzeugt, daß viele Mathematiker sich längst nach einem derartigen Abriß gesehnt haben. Aber wenn auch die Auswahl des Lehrstoffes recht geschickt ist und sich den wirklichen Verhältnissen viel besser anpaßt als in anderen Lehrbüchern, die an einer Überfülle des Stoffs leiden, so muß ich doch den Leitfaden, der übrigens nach Umfang und Abgrenzung der Pensen nur auf die Bedürfnisse der Oberrealschule zugeschnitten ist, in seiner jetzigen Form für unzulänglich erklären. Das Buch enthält in sachlicher und sprachlicher Hinsicht Unrichtigkeiten und Flüchtigkeiten in so überaus großer Zahl, daß es unmöglich ist, sie hier alle aufzuzählen. Einige Beispiele mögen genügen: S. 14 heißt es in bezug auf die kurz vorher definierten trigonometrischen Funktionen: 'Die obigen drei Definitionsgleichungen sind nicht voneinander unabhängig; vielmehr bestehen zwischen ihnen zwei Gleichungen'. S. 21: 'Setzt man für $\sin x = z$'; ähnlich an verschiedenen anderen Stellen. S. 27: 'Als spezieller Fall des Prismas kann der Zylinder aufgefaßt werden $(n = \infty)$'; darauf folgen ohne weiteren Zusatz die Formeln $v = \pi r^2 h$ und $m = 2\pi r \cdot h$. S. 59: 'Die Eulersche Formel $y = x^2 + x + 41$ liefert für $x = 0, 1, 2 \ldots$ vierzig aufeinanderfolgende Primzahlen'. S. 65: ,durch fortgesetzte Multiplikation ein- und derselben Zahl gelangt man zu dem Begriff der Potenz'. S. 93 zweimal: 'Ein ganzzahliges Vielfache'. S. 67 soll sich aus der geographischen Darstellung der Funktion $\sin x + \cos x$ ergeben, daß die Gleichung $\sin x + \cos x = a$ unendlich viele (reelle) Lösungen hat. Besonders zahlreich sind die Verstöße gegen die Regeln der Zeiehensetzung. Daß die Einleitung in die Stereometrie nur eine Aneinanderreihung von Sätzen gibt, die nicht einmal erkennen läßt, ob es Grundsätze oder Lehrsätze sein sollen, ist sehr zu bedauern, da gerade an dieser Stelle der Versuch gemacht werden müßte, den Schülern etwas über den wissenschaftlichen Aufbau der Geometrie zu sagen.

2) Julius Pollak, Lehrbuch der Stereometrie. Franz Deuticke, Wien und Leipzig, 1913. VIII und 124 S. geb. 2,20 ℳ.

Dieses Lehrbuch der Stereometrie gehört zu einem von Wilhelm Rulf in Wien herausgegebenen und besonders für höhere Gewerbeschulen be-

stimmten Lehrbuch der Mathematik. Daher gibt es keine den Anforderungen der strengen Wissenschaft entsprechende Grundlegung der Raumlehre, beschränkt sich vielmehr, nachdem die wichtigsten Lageverhältnisse besprochen sind, im wesentlichen auf eine Berechnung von Oberflächen und Rauminhalten. Die Auswahl ist mit Rücksicht auf die Praxis getroffen; daher fehlt die Berechnung der regulären Körper, während z. B. schief abgeschnittene Prismen und Zylinder sowie einfache Gewölbeformen behandelt sind. Am Ende wird auf verschiedene Näherungsmethoden und die Guldinschen Regeln eingegangen. Besondere Beachtung verdienen die zahlreichen der Praxis entnommenen und oft durch Figuren mit eingetragenen Maßen erläuterten Aufgaben, die manchem Fachgenossen eine willkommene Erweiterung seines Übungsmaterials bieten dürften.

3) W. Killing u. H. Hovestadt, Handbuch des mathematischen Unterrichts. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1. Bd. 1910, VIII u. 456 S., geb. 11 ℳ, 2. Bd. 1913, X u. 472 S., geb. 11 ℳ.

Die beiden starken Bände des vorliegenden Handbuches umfassen nur die Planimetrie, Trigonometrie und Stereometrie, sie sind also, da die Arithmetik und Algebra vollständig fehlt und von den geometrischen Lehrgebieten die analytische Geometrie, die darstellende Geometrie und die synthetische Geometrie keine eingehende Behandlung erfahren haben, weit davon entfernt, ein Handbuch der gesamten Schulmathematik zu sein. Ob eine Fortführung geplant ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber auch wenn dies nicht der Fall sein sollte, dürfen wir das Werk neben der Enzyklopädie von Weber und Wellstein, neben den Vorlesungen über Elementarmathematik von Klein und neben den Grundlehren der Mathematik von Netto, Färber, Meyer und Thieme als ein wertvolles Mittel begrüßen, die Schulmathematik sicher zu begründen und ihre Behandlung mit wissenschaftlichem Geiste zu durchdringen. Der erste Teil des Werkes (§ 1—9 des 1. Bdes.) gibt eine klare Darstellung der Grundlagen unserer Wissenschaft, die zwar nicht erschöpfend ist, aber auf alle wichtigen Fragen eingeht und, was besonders zu erwähnen ist, die neuesten Forschungen berücksichtigt. Ich bin überzeugt, daß viele Kollegen von diesem Teil mit Interesse Kenntnis nehmen werden. Nach einem lesenswerten Abschnitt über geometrische Logik (man beachte die Ausführungen über die Umkehrung von Lehrsätzen und über sog. Identitätssätze), wenden sich die Verfasser der Behandlung der Schulmathematik zu, die sie mit treffenden Bemerkungen über den sprachlichen Ausdruck beginnen. Als Ziel des mathematischen Unterrichts stellen sie hin: 1) Einsicht in den besonderen Charakter, der die Mathematik als ein eigenartiges Gebiet menschlichen Wissens auszeichnet; 2) Verständnis für die wichtige Rolle, die sie in ihren mannigfaltigen praktischen Anwendungen spielt. Hiermit kann man durchaus einverstanden sein, und man wird mit nie ermüdendem Interesse den Verfassern folgen, wenn sie, um die Grundbegriffe zu klären, bisweilen mit Absicht über die Grenzen der Schulmathematik hinausgehen, wenn sie, nicht zufrieden damit, eine bestimmte Art der Behandlung zu emp-

fehlen, öfter verschiedene Methoden darlegen und miteinander vergleichen, wenn sie eine Fülle von bemerkenswerten, von den herkömmlichen abweichende Beweise beibringen; man wird auch reiche Anregung schöpfen aus den Bemerkungen über die Anwendungen unserer Wissenschaft auf Geodäsie, Nautik, mathematische Geographie, auf sphärische Astronomie und Kartenprojektionen, denn die Verfasser sind überall bestrebt, in Übereinstimmung mit der Praxis zu bleiben und Dinge zu vermeiden, die bei dem Praktiker nur ein Kopfschütteln erregen. Aber über das Maß, in dem jenes doppelte Ziel in der rauhen Wirklichkeit zu erreichen ist, geben sich die Verfasser doch wohl einer Täuschung hin. Z. B. soll die Parallelentheorie in der Weise behandelt werden, daß auf der Unterstufe der Satz von der Winkelsumme des Dreiecks als Axiom aufgestellt wird; nachdem dann auf der Mittelstufe — am besten, wie es heißt, bei der Durchnahme des Verlaufes der trigonometrischen Tangente — der Schüler darüber aufgeklärt ist, daß 'durch jeden Punkt nur eine einzige Gerade gelegt werden kann, welche mit einer gegebenen Geraden in einer Ebene liegt und sie nicht schneidet, und daß diese Gerade die einzige Grenzlinie aller Schneidenden ist', soll auf der Oberstufe noch der Nachweis erbracht werden, daß es als axiomatische Grundlage genügt, wenn in einem einzigen Dreiecke die Winkelsumme 2 R beträgt. Dieser Nachweis soll allerdings nicht in den eigentlichen Unterrichtsstoff aufgenommen und im Gedächtnis behalten werden, er soll nur in Form einer freien Besprechung zum Verständnis gebracht werden, ein Verfahren, das seine Bedenken hat und jedenfalls nur äußerst selten angewandt werden darf. Die Verfasser sind bei diesen Vorschlägen auf Widerspruch gefaßt, und ich glaube in der Tat, daß sich die Mathematiker einer Anstalt nur in Ausnahmefällen zu dieser Behandlungsweise entschließen werden. Wenn ferner im zweiten Bande die Forderung aufgestellt und durch zahlreiche höchst lehrreiche Beispiele begründet wird, die Trigonometrie solle auch zur Herleitung planimetrischer Sätze und zur Lösung von Konstruktionsaufgaben benutzt werden, so wird die Schule sich in der Regel ablehnend verhalten müssen. Auch bei den Anwendungen erscheinen mir die Forderungen recht hochgespannt, jedenfalls gehen sie über das, was die gebräuchlichen Aufgabensammlungen bringen, erheblich hinaus. Es ist also vielfach nur ein Idealbild, das uns hier gezeigt wird; aber das beeinträchtigt den hohen Wert des Werkes nicht. Lassen wir uns die Freude an diesem Bilde nicht dadurch nehmen, daß wir ihm unter den gegebenen Verhältnissen nicht näherkommen können und uns mit dem fernen Glanze begnügen müssen.

Rathenow. W. Guthjahr.

E. Wrobel, Übungsbuch zur Arithmetik und Algebra, enthaltend die Formeln-, Lehrsätze und Auflösungsmethoden in systematischer Anordnung und eine große Anzahl von Fragen und Aufgaben. Zum Gebrauche an Gymnasien, Realgymnasien und andern höheren Lehranstalten. Teil 1: Pensum der Tertia und Untersekunda. 22. Auflage (1. Auflage der neuen Ausgabe.) 355 S. Rostock 1913, Hermann Kochs Verlag. 8. 3,30 ℳ.

Die neue Ausgabe dieses vielgebrauchten Übungsbuches, das schon von mir in dieser Zeitschrift besprochen wurde, unterscheidet sich von

den vorhergehenden Auflagen nur dadurch, daß ein neuer Paragraph hinzugefügt wurde, in dem die graphischen Darstellungen eingehend berücksichtigt worden sind. Da der Inhalt des Buches nicht verändert ist, bleibt nur übrig, den Zusatz zu besprechen. Nach Erklärung der Methode der rechtwinkligen Koordinaten ist näher eingegangen: 1. auf die graphische Darstellung von Beobachtungsergebnissen (auch von Fahrplänen), 2. auf die graphische Behandlung von eingekleideten Gleichungen (Bewegungs-, Proportions-, Mischungs-, Termin- und Behälteraufgaben), 3. auf die graphische Darstellung algebraischer Funktionen ersten und zweiten Grades und ihre Anwendung zur Auflösung von numerischen Gleichungen ersten Grades mit einer und zwei Unbekannten und der quadratischen Gleichungen mit einer Unbekannten. Die graphische Darstellung von Beobachtungsergebnissen wird mit Recht eingehend behandelt, der Herr Verfasser wird aber ebensogut wie ich wissen, daß sie nicht neu ist und daß zu ihrer Verwendung im Unterricht nicht erst die Meraner Beschlüsse angeregt haben. Auch die graphische Darstellung algebraischer Funktionen ist durchaus empfehlenswert, weniger schon ihre Anwendung zur Auflösung von Gleichungen ersten und zweiten Grades. Warum aber der Herr Verfasser die graphische Darstellung zur Auflösung von eingekleideten Gleichungen gleichsam an den Haaren herbeizieht, habe ich nicht entdecken können. Hier ist doch jede Konkurrenz mit der Arithmetik und Algebra ausgeschlossen. Ist dem mathematischen Unterricht so viel Zeit zugewiesen, daß er eine solche Zeitverschwendung zulassen kann, zumal da von einer nur angenäherten Genauigkeit des Resultates durchaus keine Rede sein kann? Welcher Apparat ist nötig, ehe zur Ausführung der Zeichnung geschritten werden kann! Inzwischen wird der normale Schüler schon längst das Resultat richtig und vollständig genau ausgerechnet haben. Da wird der an der Hand dieses Übungsbuches unterrichtende Lehrer leicht in Verlegenheit kommen, wenn er nach dem Vorzug der graphischen Lösung vor der Rechnung gefragt wird. Ich greife nur zwei Aufgaben heraus: Ein Behälter kann durch zwei Röhren gefüllt werden, durch die erste allein in 30 Minuten, durch die zweite allein in 45 Minuten. In welcher Zeit wird er durch beide zugleich gefüllt? Da hat man doch ohne weiteres: $\left(\frac{1}{30}+\frac{1}{45}\right) x = 1$, $x = 18$. Und noch die bekannte Aufgabe: Um 12 Uhr stehen die Zeiger einer Uhr gerade übereinander; wann werden sie wieder übereinander stehen? Der Weg des Minutenzeigers ist zwölfmal so lang wie der Weg des Stundenzeigers, also $60 + x = 12x$, $x = 5\frac{5}{11}$. Diese Aufgabe rechnet der Schüler im Kopfe jedenfalls eher aus, als das Handwerkzeug zur graphischen Darstellung ausgepackt ist, und sein Resultat ist obendrein ganz genau. Ich meine, die Methode ist die beste, die dem Verständnis am nächsten liegt und am schnellsten zum richtigen Resultat führt.

Berlin. A. Kallius.



Ewald v. Kleist und der vaterländische Gedanke

von

Richard Groeper

Am 26. August 1759 ward dem Dichter des 'Frühlings', der kurz zuvor in der Schlacht bei Kunersdorf bewiesen hatte, wie wenig ein Menschenleben gegenüber preußischer Waffenehre gelte, in der alten Oderstadt die letzte Stätte bereitet. Studenten und russische Offiziere nebst dem Kommandanten der Garnison geleiteten die sterbliche Hülle zur Ruhe. Der Sarg, der auf Befehl der Generalität von russischen Grenadieren getragen wurde, war mit dem preußischen Offiziersdegen und den Sporen geschmückt. Professor Gottlob Samuel Nicolai, der kleinere Bruder des kleinen Friedrich Nicolai, hielt in Talarrhetorik schwelgend, die Grabrede, so daß Lessing dem Toten lieber eine Wunde mehr als so schwatzhaftes Zeug gegönnt hätte. Et habent sua fata funera.

Mehr als 150 Jahre später, am 7. März 1915, dem 200. Geburtstage Kleists, bot der ehemalige Frankfurter Friedhof in der Gubener Vorstadt, der jetzt zu einer Parkanlage geworden und längst dem Fußgängerverkehr übergeben ist, ein anderes Bild. Es war kein Frühlingstag. Hart gefrorener Schnee deckte die wenigen Gräber einer längst entschwundenen Epoche, als wollte die Erde nicht hergeben, was sie hier birgt, schneidender Wind wehte ums Gesicht, so daß man nicht gern stehen blieb. Und doch sammelte sich am Nachmittag zur festgesetzten Stunde außer dem Natur und Kunst in gleicher Weise pflegenden Berliner Verein 'Mark Brandenburg', außer den Vertretern des Vereins für die Geschichte Berlins, des Frankfurter[1] Historischen Vereins für Heimatkunde wie der Literarischen Gesellschaft mit jedem Wort der Ansprache des Redakteurs Kitzler immer mehr Volk um Kleists Grab. Hier erschien kein offiziell geladenes Publikum, ein deutscher Held hatte seine stille Gemeinde gefunden und feierte in ihr seine Auferstehung.

Welche Entwicklung und Veränderung zwischen einst und jetzt! Als damals der dichterische Zeuge friderizianischen Geistes

---

[1]) Der Magistrat hatte bereits am 5. März — dieser Tag ist fälschlicherweise auf der Grabinschrift als Geburtsdatum angegeben — seinen Kranz niedergelegt, ebenso die Loge, die schon 1772 für die Notwendigkeit eines würdigen Grabdenkmals eingetreten war und auch am 24. August 1859 des Dichters ehrenvoll gedacht hatte.



in die Erde gebettet wurde, ballte sich in todesverachtendem Kampfe eben die Macht zum festen Kern zusammen, um die sich später als Frucht das neue Deutschland legen sollte. Ein einsames Fürstengenie arbeitete weit ausschauend an der Verjüngung Europas durch Preußen, nicht getragen und gestützt von seinem Volke, höchstens von ihm umjubelt, als das Werk gelungen war. Der Bürger saß zu Hause, Mietlinge fochten die Sache der Vaterlandes aus. Nur wenige Gebildete erkannten die Wende der Zeiten und wirkten im Sinne ihres königlichen Führers. Wirkliches Verständnis für den Verlust im Hinblick auf unser Vaterland hatten Lessing, Gleim und einzelne Berufene. Der größte Teil der Nation war noch nicht reif. Das Ausland witterte das anbrechende Morgenrot schon eher, und als Ewald Kleist dahinsank, der sich mit Kopf, Herz und Faust in Friedrichs Dienst gestellt hatte, versagte der russische Offizier die Ehrenbezeugung nicht.

Jetzt ist die Nation durch die politischen und kulturellen Großtaten des 19. Jahrhunderts so gewachsen, daß der gegenwärtige uns aufgezwungene Dreifrontenkrieg in Wahrheit eine Volksleistung ist. Politische Urteilsfähigkeit und vaterländisches Bewußtsein sind die unüberwindlichen Mächte des deutschen Bürgerheeres, das zum zweitenmal in der Welt nicht aufzufinden ist und sich weder durch Schein noch durch Lüge in seinem Siegesbewußtsein erschüttern läßt. Neben allen Sorgen und Opfern für die Brüder im Felde vergessen die 70 Millionen nicht Haus und Herd; Familiensinn und Staatszugehörigkeit werden höher bewertet, was Liebe des freien Manns zu einem freien Volk bedeutet, erschließt sich der Volksseele mit wuchtiger Überzeugungskraft. Was wir an Menschenzahl verlieren, gewinnen wir am Innenmenschen. Wir finden wieder Ruhe und Zeit; Wissen und Glauben, Kunst und Natur wird uns ein neuer Besitz. Es lohnt sich uns plötzlich, aus der vermeintlich längst abgetanen Geschichte das Rüstzeug zu holen, um in der schweren Kriegsnot sichern Halt zu haben. Wieviel Persönlichkeiten bekommen da für uns Licht und Farbe! Zu ihnen gehört auch Ewald v. Kleist. Jene stille und natürliche Feier in der Frankfurter Parkanlage an seinem Grabe rief viele zur Besinnung, es bedurfte nur eines leisen Anstoßes: Richtig — auch er gehört in den Aufstieg Preußen-Deutschlands als wichtiges Glied hinein. So selbstverständlich heute die Würdigung dieses Mannes für uns ist, so tief die Einsicht in unser nationales Werden und unser nationales Sein alle Volksschichten durchdringt, so engherzig und blind ist aber die Verkennung unserer Eigenart durch unsere Gegner. Es hat fast den Anschein, als ob sich alle Kultur nach Deutschland flüchten wollte. Es steht fest: Wenn heute einer unserer Dichter im Machtbereich des Feindes einer Kugel erläge und auch von ihm der Erde übergeben werden müßte, von Ritterlichkeit würde der Chronist dabei nichts zu melden haben.

Das Empfinden des einfachen Mannes, daß Kleist mit seiner vaterländischen Gesinnung am Anfang einer Entwicklungsreihe steht, wird auch von der Literaturgeschichte bestätigt. Er gehört zu der Epoche, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzt, wo nicht mehr letzten Endes mittelalterlich-patriarchalische Grundsätze das Staatsleben konsolidieren, sondern als Ausfluß der modernen philosophischen Erkenntnisse das sich bewußt werdende Volksganze allmählich der Nationalisierung des Staates die Wege weist. Politik ist nicht mehr bloß Kabinettssache, sondern Willensausdruck einer nach Rasse, Bildung und Staatsorganisation zusammengehörigen Gemeinschaft. Individualismus im Dienste der Gesamtheit ist das Zeichen der deutschen Bewegung seit 1750[1]). Ihr tätigster Förderer ist als Souverain — als Künstler und Gelehrter steckt er fast ganz in den Banden des Rationalismus — Friedrich der Große. Eine innerlich verwandte Natur hat Ewald Kleist. Ob er Anakreontiker ist oder besser der sog. preußischen Dichtervereinigung zugezählt werden muß, ob seine poetischen Talente Gleim und Uz hinter sich lassen oder nicht, ist zünftiges Literaturwissen, von dem sich keine Brücken zur lebendigen Erfassung der Gegenwart schlagen lassen. Der höhere Sinn seines dichterischen Wirkens ist doch, daß er nicht durch irgendeine literarische Schulrichtung erstickt, den Strom schöpferischer Dichterkraft aus nichts als aus seinem Innern hervorquellen ließ — sein 'Frühling' stellt ihn daher in eine Reihe mit Klopstock — und daß er dem neuen Kanon vaterländischer Pflichten nach der Auffassung seines genialen Königs in 'Cissides und Paches' persönlichsten Ausdruck lieh.

Ehe Leier und Schwert harmonisch so zusammenklangen wie bei Kleist, mußten auch nach der Reformation noch zwei Jahrhunderte schwerster innerer Krisen vergehen. Zwar mühten sich die humanistischen Poeten des Reformationszeitalters ehrlich ab, den Begriff 'Vaterland' (Verdeutschung vom lateinischen patria) der rein religiösen Bedeutung zu entkleiden und ihm einen umfassenden deutschen Sinn zu geben, zwar riefen auch sie: 'Deutsches Schwert und deutscher Geist in der Welt voran!' Aber ihre Wirkung reichte doch nur so weit, als die lateinische Zunge reichte; ihr patriotischer Ehrgeiz konnte sich bei dem fremden Idiom nicht den breiten Massen mitteilen, war ja das Innenleben durch die konfessionellen Spannungen schon zur Genüge beschäftigt. Das konnte auch im 17. Jahrhundert nicht besser werden, als Deutschland ein Heerlager des Auslands war und mehr um fremde Gunst buhlte, als sich auf seine eigene Kraft besann. Das freie Soldatenlos, der mutige Reitertod wurde in Ständeliedern besungen, aber von vaterländischer Pflicht und Größe hallte in deutschen Herzen kein Echo. In den Gelehrten- und Schriftstellerseelen fruchtete allerdings nationale Gesinnung

[1]) Näheren Aufschluß gibt Karl Lamprecht: Deutscher Aufstieg 1750 bis 1914. S. 18ff. Gotha 1915.

weiter. Die puristischen Sprachgesellschaften und die Arminiusbegeisterung, sie spreche aus einer kurzen Rede oder einem dickbändigen Roman, legen reichlich Zeugnis davon ab. Die Bestrebungen sind trotz des fehlenden breiten Untergrundes im Volk so echt gewesen, daß sie die nationale Gleichgültigkeit der Aufklärung überdauern und sich noch in Klopstocks wie Wielands schwärmerische Verehrung für germanisches Heldentum hinüberretten konnten. Da Wieland seine teutonische Vorliebe andern abgesehen und sich danach angelernt hat, ist Klopstock der letzte, der sein Deutschtum als Dichter nur traditionell und ideell behandelt hat. Die poetischen Köpfe, die sich nachher für das Vaterland ins Mittel legten, Gleim, Ramler, Kleist, selbst Lessing, stehen schon auf dem festen Boden erlebter Geschichte, sie sind die Mittler zwischen Herrscher und Beherrschten, der König wird immer mehr zum ersten Diener des Staates, das Volk immer mehr zum Vollender seines eigenen Geschicks. Chr. Dan. Schubert nannte diese preußischen Dichter 'die Barden Friedrichs'[1]). Das gibt, wenn auch ungewollt, ein richtiges Bild. Denn da die alten Germanen keinen besonderen Sängerstand kannten, müssen sich die Vortragenden als die dazu auserwählten Glieder der Gesamtheit an Stoffe gehalten haben, welche die Volksseele widerspiegeln. Dieser instinktive Volksenthusiasmus war das Rüstzeug jener Patrioten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Und wenn auch bei der poetischen Vertiefung in vaterländische Gefühle und Werte der Schritt vom philosophisch-heroischen Akzent der Antike — noch Freytag ist ihm ja verfallen — zum schlichten, einfachen Stil deutsch-bürgerlicher Tatenlust nicht sofort getan war, allmählich strahlte doch die Dichtung volkstümliche Wärme aus und entwarf ein drastisches Bild kriegerischer Tüchtigkeit in der friderizianischen Zeit.

Kaum einer hat sich damals mit dem Problem der aufsteigenden Nationalisierung Deutschlands so eingehend befaßt wie Thomas Abbt[2]), der popularphilosophische Schriftsteller, der einige Jahre in Frankfurt a. O. Professor war und als Dreiundzwanzigjähriger mit seiner jetzt mehr bekannten als gelesenen Schrift 'Vom Tode fürs Vaterland' eine verheißungsvolle Talentprobe gab. Trotzdem er im rationalistischen Fahrwasser groß geworden ist, trotzdem er sich schwere Gedanken darüber macht, ob nicht die Republik eher Vaterlandsliebe erzeuge als die Monarchie, ob nicht der Soldatenberuf ein Glücksrittertum sei, und ob nicht die todesverachtende Hingabe des Lebens für den Sieg ein bloßer Akt unbewußter Schwärmerei sei, siegt gegenüber allen aufklärerischen Bedenken das geschichtliche Faktum der preußischen Größe. Dem unhistorischen 18. Jahrhundert ging die Theorie über die Wirklichkeit. Es spricht für die Empfänglichkeit des jugend-

---

[1]) Friedrich der Große. Ein Hymnus. Z. 12.

[2]) Vgl. seine Charakteristik in Roethes Vortrag 'Vom Tode fürs Vaterland' S. 8ff. Berlin 1914.

lichen Abbt, daß es bei ihm umgekehrt war. Der leidenschaftliche Wille des Königs und seiner unerschütterlich treu ergebenen Helfer löschte in dem bedächtigen Betrachter des Weltgeschehens alle Zweifel negativer Art über den Opfertod fürs Vaterland. Ihm erschien die Macht der Tatsachen so sprechend, daß er die positive Seite des Schlachtentodes als ein Aufgehen in die letzten Zweckideale der Menschen verteidigte und verherrlichte. Wenn dieser Gedankengang des hellsehenden Historikers mit der Aufklärungsmoral zusammenfiel, so hat das dem Büchlein seine Verbreitung gesichert. Aber auch im entgegengesetzten Falle wäre der Verfasser schwerlich einen andern Weg gegangen. Denn ihm liehen ja die Erfolge des preußischen Königs die Schwingen, sich über die Zeit zu erheben. Von dieser erhöhten Perspektive aus empfand er den mutig gewollten Heldentod Kleists mit allen Schauern tragischer Schönheit und ebnete die Bahn für das Verständnis der vaterländischen Gesinnung, die im 19. Jahrhundert ihre vollkommene Prägung erfuhr.

Kleist sowohl wie Abbt waren an Friedrich dem Großen entzündet, und diese Flamme verlor ihren Schein nicht, sie blendete und verblendete höchstens eine Zeitlang. Ein paar Individuen waren zunächst die Träger seines innerlichen Patriotismus. Aber der wachsende geistige Austausch, der anfangs mehr literarischen oder philosophischen Fragen gegolten hatte, griff mit den sechziger Jahren auch auf die Politik über und schuf Organe zur Verbreitung staatsrechtlicher Erkenntnisse und nationaler Werte. So flutete reges intellektuelles Leben auf und ab und riß immer mehr Teile des Volks in seinem Strom mit, bis es sich zu einem innerlich und äußerlich untrennbaren Ganzen von eigener Zielstrebigkeit formte. Geradlinig konnte diese Entwicklung nicht fortgehen, das hätte zu einem ungesunden nationalen Heroismus geführt. Die neuen Humanitätsideale Rousseaus und der Französischen Revolution, auch Goethes und Schillers gaben kosmopolitischen Tendenzen der Weltveränderung Raum und bewirkten eine heilsame politisch-soziale Blutsauffrischung. Weil Deutschland um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts nationale Inzucht vermied, weil universal-menschliche Kultur Leben und Phantasie des Volkes weitete, verfiel das neue Säkulum keiner Degeneration, sondern erfreute sich einer Regeneration, in der die deutsche Nation ihre Art und ihren Gehalt liebevoll erfaßte und mit immer leidenschaftlicherem Enthusiasmus durchsetzte. Überall in Wissenschaft und Kunst, im wirtschaftlichen und politischen Bereich taten sich neue segenspendende Quellen auf. Der jetzt erst auf breiterem Grunde wirksame Herder, Wilhelm v. Humboldt und die Romantik sind die Gründer des neuen Deutschland im Geiste. Die individuelle Freiheit, aus dem innersten Wesen der Nation hervorbrechend, ist das Entwicklungsprinzip dieser selbstbewußten Ära. Getränkt durch das Blut der verlustreichen Jahre 1806/07, ging die Saat herrlich auf, und wer damals nicht erlebte, daß Deutschland mit

seiner Gemütsinnigkeit und seinem verschwenderischen Opfersinn nötig sei, um der Welt sittliche Kultur zu erhalten, dem sagte es Fichtes warmherzige und eindringliche Philosophentiefe. Der Gewinn der Freiheitskriege, die ohne Friedrich den Großen nicht zu denken sind, war ein widerum verjüngtes und verinnerlichtes Vaterland, an Wert viel gewichtiger als der Sieg über Napoleon.

Damit war eine von außen unbezwingliche ästhetisch-ethische Grundlage geschaffen. Vaterlandstod war jetzt eine Tat der Selbstbezwingung, eine Hingabe des Lebens für innere Freiheit. Das ist auch die Grundüberzeugung der Dichtung jener gewaltigen Zeit. Ewald v. Kleist sang doch mehr von sich aus und für sich, sein persönliches Pflichtgefühl, vom König allerdings geweckt, wollte er für sich erhärten und um jeden Preis stärken[1]). Ob die andern mitgingen oder mitgehen konnten, lag dabei weniger in seinem Gesichtskreis. Arndt, Körner, Heinrich v. Kleist sangen ins Volk hinein und schärften das sittliche Hoheitsbewußtsein einer Kulturnation, die gegenüber welschem Wesen die Würde deutscher Treue und deutschen Glaubens zu wahren hatte. 'Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben.' In dem vielstimmigen Chor der Dichter war die Verachtung des tückischen Gegners doch nur ein Unterton, der bei dem einen schwächer, bei dem andern stärker durchklingt. Vom blindwütigen Franzosenhaß schauerte nur Heinrich Kleists flammende Seele, aber der Dichter starb auch an ihm. Wären die Befreiungskriege, wie man einseitig oft sagt, bloß ein Rütteln und schließlich ein Abschütteln des Franzosenjochs, aber keine Wahrzeichen nationalen Fortschritts gewesen, dann wäre sechs Jahrzehnte später die Einheit unseres Volkes, die schließlich alle Lebensgebiete umspannte, eine Unmöglichkeit gewesen. Die Kämpfe von 1813—1815 sind Kulturkriege mit positivem Ziel für eine Volksgemeinschaft, nicht negativ gerichtete Vernichtungskriege.

Dadurch erst war der Zusammenstoß zwischen Deutschland und Frankreich für den Sieger ein Zeichen der Kraft. Wie innerlich und volkstümlich das ganze Streben war, das diese Erfolge zeitigte, beweist nichts so sehr als der Kampf der Geister, der nun um die ersehnte Reichsgründung entbrannte. Dabei trat die Wissenschaft in den Vordergrund aller Interessen, so daß man seit den zwanziger Jahren von einer Rationalisierung des Lebens sprechen kann. Da hierdurch ein Gleichmaß der inneren Kräfte ausgeschlossen war, feierte nur die gelehrte Forschung erlesene Triumphe. Weil das Gefühlsleben zurücktrat, waren die umstürzlerischen Versuche die unblutigsten, welche die Geschichte kennt. Die Poesie war klassisches Epigonentum oder umkleidete Politik und stand meist im Gegensatz zu den öffentlichen Gewalten. Das Staatsleben war vom Rückschritt oder von Theorien beherrscht,

[1]) Den Gegensatz zwischen ihm und der Kriegsdichtung der jetzigen Zeit beleuchtet Luise Krieg: Zu Ewald v. Kleists 200. Geburtstage. Neue ahrbb. f. d. klass. Altert. usw. 1915. S. 130ff.

und das Frankfurter Parlament war wirklich ein Parlament des Volkes der Dichter und Denker.

Das nationale Gut, seit Jahrzehnten gehütet und gepflegt, lag aufgespeichert da. Es brauchte mit Bismarck nur das staatsmännische und mit Moltke das strategische Genie zu kommen, um die Einheitsfrage praktisch zu lösen. Die dichterischen Töne, welche den Siegerschritt unserer Bataillone begleiteten, konnten den Geist von 1813 nicht überbieten, blieben vielmehr an Kraft und Originalität zurück. Man freute sich der Erfüllung. Der rückwärts gekehrte Blick hilft wohl dem Historiker, aber er lähmt den Dichter. Denn um die Phantasie ist es schlecht bestellt, wenn sie nur bestätigen kann. Einer allerdings verfügte über einen eigenen Klang, weil sein Auge mehr sah als die Kinder einer alternden Zeit und er bis dahin unempfundene Eindrücke in Verse von singendem Rhythmus bringen konnte. Das war Liliencron. Als ausgesprochener Impressionist summierte er Reize und war eher Schlachtenmaler als Kriegsliederdichter. Diesem Sonntagskind der Erde war in seinen Versen jede elegische Entsagung fremd. Krieg war für ihn erfrischende Kraftentladung. 'Leben hurra!'

Die achtziger Jahre waren doch anders als die siebziger Jahre. Wer spürte das nicht! Am Willen hat es dem Deutschen nie gemangelt, höchstens manchmal am Ziel. Die ungeheuren Aufgaben des Weltkrieges haben darin fruchtbaren Wandel geschaffen. Vor uns liegt neues, großes Land. Daß wir nicht bloß zu siegen haben, sondern auch weiter müssen, das weiß der Soldat, das singt der Dichter. Der einzelne gibt sich aus Liebe um des Ganzen, um der Zukunft willen hin. Das ist unser Glück. Denn nur wer an die Zukunft glaubt, kann der Gegenwart nützen.

Zum 25 jährigen Bestehen der Oberlehrerseminare neuerer Ordnung

von

Conrad Rethwisch

Am 15. März 1890 erschien der Ministerialerlaß, durch den die preußischen Anstalts-Oberlehrerseminare ins Leben gerufen wurden. Ihre Einrichtung erwies sich bald als so zweckentsprechend, daß sie ihren Grundzügen nach auch in anderen deutschen Bundesstaaten und in Österreich Eingang fand. Es war nicht der geringste Vorzug, den die 'Ordnung der praktischen Ausbildung der Kandidaten für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen' aufzuweisen hatte, daß sie dem Seminarleiter innerhalb der gezogenen Grenzen ein großes Maß von Freiheit in der Ausgestaltung des Betriebes beließ. Sehr mannigfaltig ist daher

bei aller Einheitlichkeit der Richtziele das zu ihrer Erreichung an den einzelnen Seminaren eingeschlagene Verfahren gewesen. Will man jetzt nach 25 Jahren einen Überblick über die Tätigkeit in den Seminaren gewinnen, so kann dies nicht ohne eine vergleichende Betrachtung der verschiedenen in ihnen zur Anwendung gekommenen Arbeitsweisen geschehen. Einen Beitrag hierzu möchte der Verfasser aus dem Arbeitsbetrieb der von ihm geleiteten Seminare am Königl. Friedrichs-Gymnasium zu Frankfurt a. O. 1899/1901 und am Königl. Kaiserin-Augusta-Gymnasium zu Charlottenburg 1902/12 beisteuern.

Als Leitziel galt, die Kandidaten zu selbständigem Urteil und zielbewußter Willensbestimmung für ihre schulmännische Wirksamkeit anzuleiten. Diese Fähigkeiten sollen sie üben, indem ihnen möglichst reichhaltige Gelegenheit gegeben wird, das Lehrverfahren an der Anstalt kennen zu lernen, in eigenen Lehrversuchen sich zu erproben, den Entwicklungsgang des höheren Schulwesens im In- und Auslande zu verfolgen, bewährte und große Muster in Erziehungskunst und -wissenschaft auf sich wirken zu lassen, und indem sie zu häufigen mündlichen und schriftlichen Ausführungen über all dieses und zu lebhafter Teilnahme am Meinungsaustausch in den Seminarsitzungen angehalten werden.

Im ersten Vierteljahr wohnen die Kandidaten in einer Auswahl von Lehrstunden dem Unterricht an der Anstalt bei. Der Besuchsplan ist hierbei unter ihrer Mitwirkung so aufgestellt, daß die Vorschule und nacheinander die ganze Klassenfolge von Sexta bis Oberprima durchmessen wird und keinem Kandidaten irgendein Lehrfach fremd bleibt. Zehn bis zwölf Stunden wöchentlich sind hierfür angesetzt. Für jede Klassenstufe ist eine Woche bestimmt, je eine halbe für die A- und die B-Abteilung der Klasse. Um der gleichzeitigen Besucher nicht zu viele werden zu lassen, gliedert sich hierfür die Gesamtzahl der Kandidaten in zwei besondere Gruppen, bei deren Zusammensetzung auf die Verwandtschaft der vorhandenen Lehrbefähigungen tunlichst Rücksicht genommen wird. Über den Gang des Unterrichts in jeder Lehrstunde haben die Kandidaten sich Aufzeichnungen zu machen, diese auf einem Blatt in einen kurzen Bericht rein tatsächlichen Inhalts zusammenzufassen und ihn darauf dem betreffenden Fachlehrer zur Bestätigung der Richtigkeit durch seine Unterschrift vorzulegen. Als Wochenbericht werden dann diese Blätter, geordnet nach den beiden Gruppen und wider nach deren Mitgliedern, dem Seminarleiter eingereicht.

Diese Wochenberichte bilden die hauptsächliche Unterlage für die Besprechungen in den Seminarsitzungen während des ersten Vierteljahrs. Aus ihnen erfließt die Fülle von konkreten Einzelheiten, die zur Veranschaulichung bei der Einführung in das Verständnis der bestehenden Lehrpläne und Ordnungseinrichtungen sowie zur Beurteilung des Verhaltens der Schüler zu dienen haben. Sehr nützlich erweisen sich hierbei Vergleichungen zwischen dem

aus der eigenen Schulzeit der Kandidaten Bekannten und dem aus den besuchten Lehrstunden von ihnen Mitgebrachten. Für die Erörterungen über die Lehrpläne, die allgemeinen amtlichen und die sie ergänzenden häuslichen Sonderfestsetzungen, bestimmt sich der Gang nach der Anordnung der ersteren; die einzelnen Lehrfächer bieten die Haupteinteilung, wobei in einer Seminarsitzung entweder alle aus einer Klasse oder einige aus mehreren zur Sprache kommen. Den allgemeinen Rahmen für die Behandlung der Ordnungseinrichtungen leiht die 'Dienstanweisung' und die 'Schulordnung' her, denen die einschlägigen Konferenzbeschlüsse sich hinzugesellen.

Sind die Kandidaten auf diese Weise in den ersten Monaten mit dem Lehrbetrieb an der Anstalt und den ihm zugrunde liegenden behördlichen Bestimmungen vertraut gemacht worden, so kann nun ihre Aufmerksamkeit mit Nutzen auf die Schulverfassung in weiterem Umkreis gelenkt werden. Es nehmen daher von da ab Vorträge des Seminarleiters über die Grundzüge der Verfassung des höheren Schulwesens in Preußen, dem außerpreußischen Deutschland, in Österreich und außerdem insbesondere in Frankreich, England, Amerika ihren Anfang. Sie finden nicht in ununterbrochener Folge, sondern immer dann statt, wenn die Tagesordnung der Sitzungen dazu gerade Zeit übrig läßt. Die Absicht ist darauf gerichtet, die bestehenden Ordnungen nach ihrer geschichtlichen Entstehung, ihrer wesentlichen Beschaffenheit und ihrer Bewährung verständlich zu machen. Zur Anwendung kommt hierbei die vergleichende Methode, wobei die deutschen Bundesstaaten untereinander, Deutschland mit Österreich und beide wider mit dem fremdsprachigen Ausland zur Gegenüberstellung gelangen. Gegenstände der Behandlung sind die Organisation der Unterrichtsverwaltung, die wissenschaftliche und praktische Vorbildung für das höhere Lehramt, die Oberlehrerprüfungsordnungen, die Rechte und Pflichten des höheren Lehrstandes, die Veranstaltungen zu seiner sozialen Förderung und wissenschaftlichen Fortbildung, die Lehrziele der höheren Schulen und die Bestimmungen über die Schülerprüfungen. Überall wird darauf Bedacht genommen, die Erscheinungen im Unterrichtswesen als bedingt durch die allgemeinen politischen und kulturellen Verhältnisse auffassen zu lernen.

Nach Beendigung der Durchwanderung aller Klassen, gegen Schluß des ersten Vierteljahrs hin oder spätestens zu Anfang des zweiten, beginnen die eigenen Lehrübungen der Kandidaten. Jeder von ihnen wird hierzu einem oder zwei Oberlehrern für sechs bis acht Stunden wöchentlich auf ein Vierteljahr zugeteilt; ein Oberlehrer kann auch mehr als einen Kandidaten zur Beschäftigung zugewiesen erhalten, doch nur getrennt voneinander.

Ist der Kandidat nach dem Ermessen seines Anleiters durch anfängliches Zuhören bei ihm in den Gang des Unterrichts genügend eingeweiht, so übernimmt er Teile davon in wachsendem

Umfang, erst in beständiger, späterhin in gelegentlicher Anwesenheit des Oberlehrers, um schließlich, immer unter dessen Verantwortlichkeit und nach seinen fortgesetzten bestimmten Weisungen, andauernd den Unterricht, einschließlich der Korrekturen, selbst zu erteilen. Den Besuchen des Anleiters folgt die Lehrprobe vor dem Seminarleiter und jenem in Gegenwart aller nicht durch Vertretung verhinderten Seminarkandidaten. Niemals ist eine Lehrprobe früher abzuhalten, ehe der Kandidat in seiner Klasse heimisch geworden ist. Gleich nach Beendigung der Stunde findet die Kritik statt, wobei zuerst die Kandidaten um ihre Meinung befragt werden, hierauf der Anleiter sein Urteil abgibt und die Äußerungen des Seminarleiters den Beschluß bilden.

In den Seminarsitzungen des zweiten Vierteljahrs halten die Kandidaten, jeder aus seinem Fachbereich, Vorträge über den Entwicklungsgang und Stand der einzelnen Lehrgegenstände. Auch hierbei, wie überhaupt in jeder Sitzung, sind alle Kandidaten zugegen, ohne Unterschied ihrer Lehrbefähigungen. Das Spezifische des Faches verbleibt der Unterweisung durch die den Kandidaten anleitenden Fachlehrer, das in den Sitzungen Gebotene hält sich allgemeiner verständlich und soll einem jeden auch über seine eigenen Fächer hinaus einen Einblick in Geschichte und Gegenwart des Lehrbetriebs sowie die damit zusammenhängenden schwebenden Fragen ermöglichen.

Als zur Vorbereitung auf die Vorträge zu benutzendes Material werden außer den Sonderschriften u. a. empfohlen: Baumeisters Handbuch, Reins Enzyklopädie, des Verf. Jahresberichte über das höhere Schulwesen und Deutschlands höheres Schulwesen im 19. Jahrhundert, die Direktoren-Versammlungen des Königreichs Preußen nebst Killmanns Auszügen hieraus und zum ersten Überblick Naths Lehrpläne und Prüfungsordnungen.

Die Vorträge sollen das Geschichtliche so weit berücksichtigen, als es zum Verständnis des Gegenwärtigen erforderlich ist, also in der Hauptsache nur bis zur friderizianischen Zeit (für diese: des Verf. Staatsminister v. Zedlitz) zurückgreifen und das Schwergewicht auf das Bestehende und die Beurteilung legen, die es gefunden. Besondere Beachtung ist dem Einfluß zu widmen, den Wissenschaft und Leben auf die Ausgestaltung der Schulfächer in deutschen Landen ausgeübt haben.

Einige Tage vor der Sitzung liefert der Vortragende dem zuständigen Beurteiler, d. h. dem Seminarleiter oder dem dazu bestimmten Fachlehrer eine genaue Skizze ein. Der Vortrag ist frei zu halten, die Benutzung von Aufzeichnungen nur bei rein stofflichen Angaben gestattet. Hernach nimmt zuerst der Beurteiler das Wort, nicht nur zur Würdigung des Gehörten, sondern zugleich zu dessen Erweiterung und Vertiefung. Sodann wird in die allgemeine Diskussion eingetreten, die der Seminarleiter durch geeignete Fragestellungen und Bezeichnung maßgebender Gesichtspunkte regelt und ergiebig zu machen sucht.

Besitzt keiner unter den Kandidaten für ein oder das andere

Fach des Lehrplans eine Befähigung, so tritt ein Fachlehrer ergänzend mit einem Vortrag darüber ein. Der Regel nach soll kein Fach unter allen ausfallen, unter den technischen jedenfalls nicht das Turnen. Ebenso darf die Gesundheitspflege nicht fehlen.

Mit dem Beginn des dritten Vierteljahrs tritt ein allgemeiner Stundenwechsel in den Lehrübungen der Kandidaten ein, im übrigen bleibt das Verfahren hierbei dasselbe wie im zweiten.

Die Vorträge der Kandidaten in den Seminarsitzungen dieses neuen Zeitraums haben zum Gegenstand unterrichtliche und erziehliche Teilstücke, im großen und ganzen der Art, wie sie die Halleschen Lehrproben und Lehrgänge enthalten. Die Vorschläge zu den Themen sind von den Vortragenden dem Umkreise ihrer eigenen praktischen Tätigkeit zu entnehmen. Die Geschäftsformen, unter denen diese Vorträge in den Seminarsitzungen gehalten und besprochen werden, gleichen denen der vorangegangenen Reihe.

Für das letzte Vierteljahr findet abermals ein durchgängiger Stundenwechsel bei den Lehrversuchen statt. Der gesamte Stundenplan der Kandidaten war darauf angelegt, daß jeder von ihnen bis zum Schluß des Seminarjahrs in allen seinen Fächern und auf verschiedenen Klassenstufen unterrichtet hatte.

Die Vortragsreihe dieses vierten Vierteljahrs hat es mit einer Anzahl neuerer bedeutender Schulmänner oder Theoretiker der Pädagogik zu tun. Jedes Seminarmitglied arbeitet eine ihrer Schriften, die ihm zugewiesen ist, näher durch, berichtet hierüber in der Seminarsitzung und stellt zum Schluß einige Thesen auf, in denen es für oder wider die Ansichten des Autors Stellung nimmt. Der Seminarleiter vervollständigt das im Vortrag Gegebene zu einem Gesamtbilde von der Persönlichkeit des in Rede Stehenden und seiner Bedeutung für die Pädagogik. Hierauf eröffnet er die Debatte über die aufgestellten Thesen und zieht zum Schluß das aus ihr gewonnene Ergebnis.

In einer jeden Seminarsitzung des Jahres ergeht die Frage an die Kandidaten, welche näheren Aufschlüsse sie über das in ihren Wahrnehmungskreis Getretene zu haben wünschten, der dann die Beantwortung folgt. Soweit erforderlich, erfährt in den Sitzungen auch die Kritik der Lehrproben eine Fortsetzung. Berichterstattung geschieht hier außerdem über die Beteiligung der Seminarmitglieder am freien Turnspiel, an Führungen der Schüler bei Ausflügen, Besuchen zu wissenschaftlicher und künstlerischer Belehrung, öffentlichen Festfeiern, militärischen Schauspielen usw. und ebenso, wenn sie für ihre Person Versammlungen oder sonstigen Tagungen pädagogischen Charakters beigewohnt haben.

In jeder Schulwoche wurde eine Sitzung von einer zwei- bis zweieinhalbstündigen Dauer abgehalten. Den Vorsitz führte regelmäßig der Seminarleiter; je nach dem Inhalt der Tagesordnung beteiligten sich neben ihm an den Verhandlungen die Herren Mitleiter und andere Mitglieder des Kollegiums. Der jedesmalige Protokollführer unter den Kandidaten legt seinen Entwurf vor der nächsten

Sitzung dem Direktor vor, der diesen mit ihm behufs Feststellung für die Reinschrift durchgeht.

Zu ihrer der Aufsichtsbehörde einzureichenden Schlußarbeit machen die Kandidaten Vorschläge über die Wahl des Themas. Sie sind zuvor darauf hingewiesen, daß dieses dem Bereich der von ihnen gesammelten Lehrerfahrungen zu entnehmen ist, in seiner Behandlung aber von der erworbenen Fähigkeit Zeugnis ablegen muß, Unterrichts- und Erziehungsfragen in wissenschaftlichem Geiste zu erörtern.

Als Proben für die Art der gestellten Aufgaben mögen folgende dienen:

Der Ordinarius als Erzieher. — Wie läßt sich der ästhetische Sinn in den verschiedenen Lehrgegenständen wecken? — Das evangelische Kirchenlied im Religionsunterricht. — Die deutschen Dramen in der Untersekunda. — Die mittelhochdeutsche Lyrik in der Obersekunda. — Kulturgeschichtlicher Ertrag aus dem Deutschunterricht der Untertertia. — Das induktive Verfahren im grammatischen Unterricht der beiden alten Sprachen, nach den Lehrplänen von 1892. — Die Cäsarlektüre in der Obertertia. — Homer als Geschichtsquelle. — Die französischen Sprechübungen auf der Unterstufe des Gymnasiums. — Der englische Anfangsunterricht auf dem Gymnasium. — Zur Behandlung gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Fragen im Geschichtsunterricht der höheren Schulen. — Die Belebung des Geschichtsunterrichts durch die historische Liederdichtung. — Die Meereskunde im geographischen Unterricht. — Geometrische Konstruktionsaufgaben in der Obertertia. — Über Freihandversuche im physikalischen Unterricht. — Die Ziele des chemischen Unterrichts auf dem Gymnasium. — Die Pflege des Natur- und Heimatgefühls im biologischen Unterricht. — Das Turnspiel innerhalb und außerhalb des Turnunterrichts.

Großes Gewicht ist der Sorge für die Pflege des Verkehrs der Seminarkandidaten im Kollegium beigemessen. Es handelt sich hierbei sowohl um die Unterhaltung in den Pausen und sonst vor oder nach dem Dienst, wie um die Geselligkeit im Hause und am dritten Ort. Leichter lassen sich der Natur der Sache nach nähere Beziehungen in einer mittleren Provinzialstadt, wie Frankfurt a. O., als in Groß-Berlin erreichen, doch das Bestreben muß überall hierauf gerichtet sein.

Verf. glaubt sich nicht zu irren, wenn er eine ähnliche Freude, wie sie ihm die Seminarleitung gewährt hat, bei den damit betrauten anderen Direktoren voraussetzt, und schließt mit dem Wunsche, es möge die sorgfältigste Erwägung stattfinden, ehe etwas von dem Wesentlichen der alten Seminarordnung in der neuen Ordnung der praktischen Ausbildung geopfert wird. Insbesondere muß zu hoffen stehen, daß die Seminarsitzungen nicht dem ersten Vorbereitungsjahr genommen werden, sondern ihm erhalten bleiben und auf das zweite sich außerdem künftig miterstrecken.

MITTEILUNGEN

Deutschland, sei wach[1])!

Wir dürfen der Witwe Ernst von Wildenbruchs dankbar dafür sein, daß sie unter dem soeben angegebenen Titel die 'Vaterländischen Gedichte' ihres Gatten gerade jetzt gesammelt herausgegeben hat. Denn sie sind geeignet, in unserer begeisterungsfähigen deutschen Jugend in dem furchtbaren Kampfe, den uns fremde Habgier, Eroberungsgier und Rachsucht aufgezwungen hat, die Liebe zum deutschen Vaterland und seiner großen Vergangenheit zu entfachen und zu kräftigen. Wenn Wildenbruch auch in einer selbstbiographischen Skizze den Tag von Königgrätz als seinen zweiten Geburtstag bezeichnete, weil ihm an diesem Tage das Bewußtsein, Angehöriger eines großen Volkes zu sein, gekommen sei, ein Bewußtsein, das ihn zeitlebens nicht wider verließ, so hat ihn doch erst der Deutsch-Französische Krieg, der die Erfüllung dessen brachte, was die Besten seines Volkes so innig ersehnt hatten, zum vaterländischen Dichter gemacht. Erst das Jahr 1870 hat ihm, wie sein Biograph Litzmann so schön sagt, ein neues Lied in die Seele gesungen; es hat in ihm den Entschluß zur Reife gebracht, von nun an zu leben und zu schaffen zum Ruhme und zum Wohle seines Vaterlandes, die Stimmung und die Kräfte, die die großen Taten gebaren, im deutschen Volke wach und wirksam zu erhalten, die Freude an der Herrlichkeit des Deutschen Reiches, die große, herrliche, hinüberzuretten in die Nüchternheit des Alltags. So entstand eine Reihe vaterländischer Gedichte, in denen er zum beredten Dolmetscher alles dessen wurde, was des deutschen Volkes Herz in Leid und Freud bewegte, aber auch der treue Eckart, der nicht müde ward, auch, wo es nottat, zu warnen, zu mahnen, zu strafen, aufzurütteln aus Gleichgültigkeit, Blasiertheit, Mißstimmung und Verdrossenheit, wo nur immer solche Platz zu greifen drohte. Sagt er doch einmal: Wenn Deutschland nicht mehr wäre, 'wie wär' die Welt, die reiche, alsdann so arm und leer' ('Deutschland und die Welt'). Der Enkel des heldenmütigen Prinzen Louis Ferdinand, dessen Tod, wie der Vater unseres Dichters einst an seine Söhne schrieb, den einzigen Lichtpunkt in einem trüben und schmachvollen Ab-

[1]) Vaterländische Gedichte von Ernst von Wildenbruch, gesammelt von Maria von Wildenbruch. XV und 169 S. 8. Berlin SW 11, G. Grote. 1,50 ℳ.



schnitt der preußischen Geschichte bildete, war selbst eine heroische, aufrechte, furchtlose Natur, 'die auf einen starken, volltönenden Ausdruck hochgespannter Gefühle drängte', und seine Gedichte wirken bald wie eine schmetternde Fanfare, bald wie gedämpfter Trommelschlag. Kein Wunder, daß sein stürmisches, leidenschaftlich bewegtes Pathos besonders in den Herzen der Jugend ein lebhaftes Echo fand, da sich ihr die Überzeugung aufdrängen mußte: dieses leidenschaftliche Pathos kann nur dem Gemüte eines Mannes entstammen, der mit allen Fasern seines Wesens mit diesen Gefühlen und Gedanken innig verwachsen ist. Mag auch die eine oder andere dieser Dichtungen, besonders die größeren, an einem Übermaß der Rhetorik, an einer Häufung von Bildern und an zu großer Breite leiden, und mag es dem Dichter nicht immer gelungen sein, der Tiefe seiner Empfindung und dem Adel seiner Gesinnung den entsprechenden poetischen Ausdruck zu geben, so weisen eben die selben dafür eine Reihe von einzelnen Schönheiten und eine Fülle poetischer Motive auf. In anderen ist es dem Dichter gelungen, die Vorgänge straff und vielsagend zusammenzufassen oder das Interesse um eine in den Vordergrund gestellte Person zu konzentrieren, allen aber ist eigen der starke, kraftvolle Ausdruck hinreißender Leidenschaft und sittlichen Ernstes. Die Sammlung der 85 Gedichte wird eröffnet von 'Deutschlands Jubellied' (zum 18. Januar 1871), in dem der Dichter aufjubelt, daß er jetzt wieder die Harfe von der Wand nehmen darf, um das herrlichste der Lieder dem geliebten Vaterlande anzustimmen, da nach jahrhundertealtem Leid das Hoffen und Sehnen Wirklichkeit geworden, da wieder eines Deutschen Kaisers Hand das Zepter schwingt. Den Schluß bildet das Gedicht 'Wo Ihr mich suchen sollt', wenige Tage vor seinem Tode an den Berliner Presseball gerichtet, zu dem der Dichter eingeladen worden war. Nicht mehr zum Tanze, ruft er den Freunden zu, ladet mich; aber wenn ihr zum Kampf gezwungen werdet, weil Not und Unheil Deutschland droht oder der Fremde uns mit schnöden Worten lästert und schmäht, und ihr mein braucht zu Hieb und Stich,

Wo die Jüngsten stehn der Jungen,
Suchet da, ihr findet mich.

Von den innerhalb dieses Rahmens befindlichen Gedichten seien bloß die bedeutendsten kurz hervorgehoben. Mit eindringlichen Worten fordert der Dichter jeden auf, der in Deutschland singt und sagt, jetzt, da Deutschland und wir mit ihm auferstanden, für sein Vaterland zu singen, dem Volke, das jetzt selbst Weltgeschichte erlebt habe, wirkliche Poesie zu geben und ihm zu zeigen, wie sich aus der Völker Taten Weltgeschichte mächtig webe, ihm die Verzweiflungslehre, die von Weltenwillkür spreche, zu wehren, ihm den Glauben an das Licht widerzugeben ('An Deutschlands Dramatiker'). Ebenso eindringlich ermahnt er seine Volksgenossen, ihr Tun und Lassen, unbekümmert um fremden Hohn, selber zu richten, stolz zu werden, nicht durch Zwietracht das wider zu verderben, was Eintracht uns gewonnen, nicht die Partei, sondern eins als das Größte zu achten, das heilige, das große deutsche Vaterland ('Eiserne Weihnacht', 'Weckruf'). Deutschland solle sich seiner Riesenkraft bewußt werden, da von allen Seiten, wider uns

verschworen, die Not nahe, die Schicksalsvögel schrien; es solle zu sich selber aufwachen, wider werden, was es an seinem großen Tag gewesen, und solle Haß ertragen lernen ('Deutsches Neujahr 1909'). In anderen Gedichten finden deutsche Heldentaten und Deutschlands große Männer ihren Sänger, so die Tapferen vor Dijon, die nicht von ihrer Fahne ließen, sondern alle bis auf den letzten Mann fielen und die Fahne mit ihren Leichen bedeckten ('Die Fahne von Dijon'), der tapfere Kapitän der untergehenden 'Deutschland' und sein alter Zahlmeister ('Die letzte Pflicht'), die Tapferen von Mars-la-Tour, der Hauptmann Hildebrand, der dreizehnte Ulan (in dem Heldenliede 'Vionville'), das Heldenvolk der Buren im Kampfe mit englischer Habgier ('Der Tragödie letzter Teil'), Bückeburgs großer Graf Wilhelm ('Drei Lieder von Bückeburgs großem Grafen Wilhelm'), der Sänger und Held Theodor Körner ('Prolog zu Th. Körners hundertstem Geburtstag', 'Kranzspende auf Th. Körners Grab'), der unglückliche Dichter Heinrich von Kleist, zu dem Wildenbruch als einer der ersten sich bekannte ('Auf Kleists Todestag'). Nebst dem Vaterland aber gehört das Herz des Dichters vor allem dem greisen Kaiser Wilhelm, dessen unglücklichem Sohne, nach diesem Bismarck und Moltke ('Ein Denkmal', 'Willkommen dem Kaiser', 'Wir haben ihn noch', 'Kaiser Wilhelms Tod', 'Des toten Kaisers Roß', 'Unser Fritz', 'Dem Fürsten Bismarck', 'Jung-Bismarcks Bild', 'Unser Bismarck', 'Moltke'); denn

Deutschland braucht Hohenzollern,
So wie der Mensch das Licht
('Kaiser Wilhelms Tod'.)

Vorausgeschickt ist der Sammlung die warm empfundene und den Dichter und Menschen trefflich kennzeichnende Rede, die des Dichters Freund, der Philosoph Wilhelm Dilthey, bei der Trauerfeier für den Dichter hielt. Die Sammlung selbst sei besonders zur Verwendung bei Schulfeiern bestens empfohlen.

Freiburg i. B. L. Zürn.

Karl Bauers Bismarck[1])

ist ein in Kohle und Rötel ausgeführter und liebevoll durchgearbeiteter Kopf, den man gern ansieht. Es fehlt, wohltuend, der kalte Hauch der Greisenhaftigkeit, der die meisten Bilder Lenbachs nicht zu rechter Wirkung kommen läßt. Aufgefaßt ist Bismarck etwa als Sechziger, also auf der Höhe seiner Macht, da er mit den Nationalliberalen das Reich ausbaute. Eintrag tut der Wirkung des sonst sympathischen Bildes die in Form und Zeichnung weniger günstige Widergabe der Uniform, die mehr nach einem Zollinspektor aussieht oder einem Deichhauptmann, als nach dem Halberstädter Kürassier. Der Kopf aber lebt und wird weiter leben.

Karl Bauers Hindenburg[2])

ist eine farbige Steinzeichnung, ebenfalls in neuer Auffassung: Der Feldmarschall in Halbprofil, blauäugig mit gesunder Gesichtsfarbe; vielleicht kein Volltreffer, aber doch die verbreiteten Photographien überragend. Ungünstig ist widerum die Drapierung, die kaum einen lebendigen Leib zu umschließen scheint.

△

---

[1]) Getönte Steinzeichnung. B. G. Teubner, Leipzig.
[2]) Rich. Keutel, Verlag für Volkskunst, Stuttgart.

ANZEIGEN

1) Johannes Rehmke, Grundriß der Geschichte der Philosophie. 2. Auflage. Leipzig 1913, Verlag von Quelle u. Meyer. 289 S. 8. 5,20 *M*, geb. 5,70 *M*.

Das Buch will nicht rein historisch sein, sondern zugleich in das wissenschaftliche Philosophieren hineinführen. Es stellt — wie das von dem bekannten Greifswalder Philosophen nicht anders zu erwarten ist — eine tüchtige Leistung dar, nur scheint die neueste Philosophie allzu lückenhaft und knapp behandelt. Wir vernehmen nichts von Philosophen wie Feuerbach, Nietzsche, Wundt, Eucken, Bergson.

2) Chr. B. Flagstadt, Adjunkt an der Königl. Metropolitanschule, Kopenhagen, Psychologie der Sprachpädagogik. Versuche zu einer Darstellung der Prinzipien des fremdsprachlichen Unterrichts auf Grund der psychologischen Natur der Sprache. Mit einigen Kürzungen und Änderungen aus dem Dänischen übersetzt. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1913. XXVIII und 370 S. 8. Geh. 5 *M*, geb. 6 *M*.

Das Buch verrät Gründlichkeit und besonnenen Forschergeist. Es ist dabei nicht rein theoretischer Natur. Aus den Schwierigkeiten der Praxis heraus ist der Verf. zu seinen Untersuchungen gekommen, und er ist bemüht, ihre Ergebnisse wider der Praxis nutzbar zu machen.

Die Hauptgegenstände des Werkes sind: die Wortvorstellung in ihren verschiedenen psychologischen Gestalten, der 'Sprachmechanismus' (die Einheit der Worte, der Phrase, des Satzes), Form und Inhalt der Sprache und Wortbedeutung, endlich die Beziehungen der Sprache zum Ganzen des Seelenlebens, insbesondere zum sonstigen Vorstellungsinhalt, zum Gefühlsleben und zum Willen.

Es ist nur zu bedauern, daß dem Verf. augenscheinlich wichtige Schriften der neuen experimentellen und Kinderpsychologie Deutschlands unbekannt geblieben sind, so die 'denkpsychologischen' Arbeiten der 'Würzburger Schule' (sie sind bequem zusammengestellt bei Ebbinghaus-Dürr, 'Grundzüge der Psychologie' II. Bd. [Leipzig 1913] S. 263) und das Werk von Klara und William Stern über 'Die Kindersprache' (Leipzig 1907). Beiläufig sei auch bemerkt, daß er den 'Bewegungsvorstellungen' noch eine weit größere Bedeutung zumißt als die heutige Wissenschaft.

3) John Lockes Versuch über den menschlichen Verstand. Erster Band (Buch I und II) übersetzt von Carl Winckler. Der 'Philosophischen Bibliothek' Band 75. Leipzig, Verlag von Felix Meiner, 1913. XXXIV und 489 S. 8. Geh. 4 *M*, geb. 4,50 *M*.

Da die frühere Übersetzung vergriffen war, so hat der Verlag der 'Philosophischen Bibliothek' mit gutem Grund die Kosten nicht gescheut,

eine völlig neue Übersetzung dieses für den philosophischen Universitätsunterricht unentbehrlichen Werkes herstellen zu lassen. Ihr wurde nämlich — zum erstenmal in Deutschland — die mustergültige kritische Ausgabe des englischen Textes von Fraser zugrunde gelegt. Die Übersetzung ist — soweit ich nach Stichproben urteilen kann — zuverlässig und gut lesbar. Das Werk (dessen 2. Band schon früher erschienen ist) kann auch philosophisch interessierten Primanern wohl in die Hand gegeben werden; denn Lockes schlichte und nüchterne Art des Philosophierens ist zur Einführung in die Philosophie auch heute noch wohl geeignet.

4) Henri Poincaré, Wissenschaft und Methode. Autorisierte deutsche Ausgabe mit Erklärungen und erläuternden Anmerkungen von F. und L. Lindemann. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1914. 283 S. 8. 5 ℳ.

Das Buch bietet in mannigfacher Weise Ergänzungen zu den schon früher ins Deutsche übersetzten Werken Poincarés: 'Wissenschaft und Hypothese' und 'Der Wert der Wissenschaft'. Der Inhalt ist darum auch nicht so einheitlich. Das I. Buch ('Forscher und Wissenschaft') behandelt Fragen der wissenschaftlichen Methodik: die Auswahl der Tatsachen bei der Forschung, die Zukunft der Mathematik, die mathematische Erfindung, den Begriff des 'Zufalls'. Die Ausführungen Poincarés über die mathematische Erfindung sind von besonderem psychologischen und pädagogischen Interesse: sie zeigen ein Zusammenwirken von absichtlichem, zielbewußtem Suchen und Überlegen einerseits und unbewußten Vorgängen, die durch das Streben nach der Lösung der Aufgabe angeregt und reguliert sind und vielfach zu plötzlich auftauchenden Lösungen führen, die aber ihrerseits wieder der bewußten Nachprüfung bedürfen. Ein ähnliches Zusammenwirken des Bewußten und Unbewußten hat die experimentelle Psychologie bei der Lösung ganz einfacher Denkaufgaben festgestellt.

Das II. Buch ('Die mathematische Schlußweise') behandelt vor allem das Verhältnis von Mathematik und Logik. Poincaré spricht sich hier mit Recht gegen die Versuche aus, die Mathematik jedes Zusammenhangs mit der Erfahrung, jeder intuitiven Grundlage zu berauben und sie völlig zu logisieren.

Die Gegenstände des III. Buches ('Die neue Mechanik') bilden: 'Mechanik und Radium', 'Mechanik und Optik' und 'Die neue Mechanik und die Astronomie'. Pädagogisch bedeutsam ist hier folgende Bemerkung: 'Ist es richtig, die Schüler wissen zu lassen, daß die gewöhnliche Mechanik nur annähernd richtig ist? Ja, aber erst später, nachdem sie dieselbe in ihr Fleisch und Blut aufgenommen, nachdem sie sich daran gewöhnt haben, nur in ihr zu denken . . . Mit der gewöhnlichen Mechanik allein haben sie es im Leben zu tun; sie allein werden sie anzuwenden haben; so groß auch die Fortschritte des Automobilismus sein mögen, unsere Wagen werden niemals Geschwindigkeiten erreichen, bei denen die gewöhnliche Mechanik versagt. Die neue Mechanik ist ein Luxus, und an den Luxus darf man erst dann denken, wenn das Unentbehrliche gesichert ist.'



Das kurze IV. Buch ('Die Wissenschaft der Astronomie') hat mehr den Charakter eines Anhangs. Außer einer historischen Skizze über die Geodäsie in Frankreich bietet es einen interessanten Versuch, die Milchstraße als eine gewaltige Gasblase zu betrachten. Doch führt dies mehr zur Aufstellung von Problemen als zu Erkenntnissen.

Gießen. A. Messer.

Fritz Burger Handbuch der Kunstwissenschaft, hrsg. unter Mitwirkung von vielen unserer namhaftesten Kunsthistorikern, erscheint in Einzellieferungen in der Akademischen Verlagsgesellschaft, Berlin-Neubabelsberg, 1914 ff. 90 Lieferungen je zu 1,50 od. 2 ℳ.

Aus dem Prospekt dieses Handbuches muß zunächst einiges erwähnt werden: Das Handbuch will den künstlerisch formalen Standpunkt mit dem geschichtlichen vereinen. Das soll erreicht werden dadurch, daß der Leser durch die Methode des Vergleichs nicht bloßes Wissen um das Wesen und die Entwicklung der Kunst und ihrer Denkmäler vermittelt erhält, sondern daß ihm die Geschichte der Kunst als eine Geschichte der menschlichen Erkenntnis vorgetragen wird. Was durch diesen Vergleich möglich ist, das gewährt er wirklich: Er läßt jeden 'ein selbständiges persönliches Verhältnis zur Kunst gewinnen und das Kunstwerk aus seinen eigenen Lebensbedingungen begreifen'. Dieses Werk wendet sich an Fachleute wie an Laien, an Künster und an Kunstliebhaber nicht weniger als an Schulen, Museen und Sammler.

Wenn man nun die einzelnen Lieferungen in die Hand nimmt, so ist man sofort eingenommen von den guten Reproduktionen, die in allen Lieferungen geboten werden. Diese bildnerische Beigabe übersteigt den Begriff eines kunstwissenschaftlichen Handbuches stark. Leider wird das Werk wegen seines immerhin hohen Preises nicht die Verbreitung finden können, die man ihm wünschen muß.

Aber diese Dinge stehen nicht eigentlich zur Beurteilung, wenden wir uns den Einzelgebieten und Verfassern zu!

Fr. Burger, Die deutsche Malerei vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance, Bd. I (Lief. 1, 2, 5/6, 10, 11 und 14).

Es wird mir nicht leicht, diesen Band zu besprechen: neben hervorragend Gutem habe ich doch auch manches lesen müssen, was mich arg verstimmt hat. Ohne wörtlich zu zitieren oder auf Einzelheiten einzugehen, muß gesagt werden, daß die Erörterungen hier und da unverständlich werden. Das will nicht allein sagen, daß die Lektüre erschwert wird, sondern auch daß unter den ästhetisierenden, rein philosophisch durchsetzten Satz- und Gedankenkomplexen, die Burger liebt, sich nichts denken läßt, was irgendwie greifbar wäre. Burger selbst wird sich schon etwas darunter gedacht haben, aber er mutet dem Leser eine metaphysische Spekulation zu, eine Bereitschaft für subjektive Intuition und eine Vertrautheit mit der philosophischen und psychologischen Terminologie, die man bei dem Leser eines Handbuches nicht voraussetzen darf. Zum Glück wird man bei der nötigen Geduld immer wider durch genießbare Partien überrascht und entschädigt.

In dem 1. Kapitel: 'Über Wert und Wesen der deutschen Renaissance' zeigt der Verf. eine große Vertrautheit mit dem Stoff. Mit welcher Wärme verteidigt er gerade diese Jahrhunderte deutscher Kunst gegen die mit größerem Prunk in die Erscheinung tretende Renaissanceströmung in Italien! Wie geschickt, prägnant und treffsicher weiß er die Beispiele gegenüberzustellen, mit denen er die Anknüpfung der deutschen Kunst an das Mittelalter und seine Gestaltungsweise dartut! Hier leistete ihm die vergleichende Methode vieles, wenn nicht alles, weil sie das Verständnis des Ideengehalts in hervorragender Weise fördert. Allerdings versäume man daneben nicht, die Einzelanalysen der Kunstwerke genau und andächtig zu lesen: sie sind wohl das Beste an Burgers Ausführungen. Bessere Bilderklärungen über Dürer, Grünwald usw. habe ich noch nicht gelesen.

Das zweite Kapitel ist besonders philosophisch gehalten. Aber sehr Gutes bietet auch hier widerum die Bildbesprechung und ihre Vergleichung.

Das 3. Kapitel enthält höchst interessante Mitteilungen über die Technik der in Frage stehenden Maler, über die Art, wie sie die Tempera- und die Ölharzfarben gebrauchen, wie sie zur Herstellung des Tones beide Arten kombinieren. Interessanter noch ist die Übernahme einzelner Motive von einer andern Stilsphäre oder aus Musterbüchern und Stichen, sehr sprechend sind auch die angeführten Beispiele von Umarbeitungen, Kopien und Fälschungen berühmter Originale und die selbständige motivische Fortbildung fertiger Kompositionen. Neu ist die Zusammenstellung über Perspektive und die Raumprobleme der damaligen Künstler.

Das letzte Kapitel dieses Bandes behandelt die böhmisch-mährische Ornamental- und Tafelmalerei, die künstlerischen Bestrebungen unter Karl IV. und Wenzel und die österreichisch-bayrische Kunst dieser Epoche. In diesen Abschnitten waltet das Belehrende vor, weil am meisten der Kunsthistoriker zu uns spricht. Durch den Vergleich und die gut gewählte Nebeneinanderordnung der verschiedenen Kunstsphären, die sich gegenseitig beeinflußten, weiß Burger überall das Interesse wachzuhalten und erhebt den Leser nicht selten auch zu nacherlebendem ästhetischen Genuß.

Oskar Wulff, Die altchristliche Kunst von ihren Anfängen bis zur Mitte des ersten Jahrtausends (Lief. 3, 4, 7, 8, 9, 12ff.).

Es ist ein wohltuendes Gefühl, sich in dies Werk zu vertiefen. Die Darstellung ist in allen Teilen klar und übersichtlich, die Form sehr ansprechend und bei allen Einzelheiten, welche dieser Stoff zum Verständnis verlangt, niemals schwierig oder gar uninteressant; überall wird man zur weiteren Lektüre eingeladen, und wer dies Gebiet wissenschaftlich bearbeitet, findet Literatur und Verarbeitung in bequemer Form zur Hand. Es ist staunenswert, was der Verfasser uns bietet. Eine Kunstgeschichte schreiben ohne Hilfen, die Künstlerpersönlichkeiten oder Künstlerrassen gewähren, ist an sich schon nicht leicht, wenigstens nicht leicht, wenn man den Leser über Kunstwissen zu künstlerischem Erleben führen will. Die Arbeit des Verfassers ist vortrefflich. Leider

ich muß es mir versagen, alle Kapitel einzeln zu besprechen, muß ich mich darauf beschränken, den Plan seines Buches kurz zu skizzieren.

Die altchristliche Kunst knüpft an jüdische und hellenische Kultgebräuche und Kunstdarstellungen an. So ist nicht etwa Rom das Zentrum, aus dem dieser Kunst die treibenden Kräfte zuströmen, sondern vielmehr Alexandria, Antiochia und Palästina. Das weist der Verfasser nach zunächst an den altchristlichen Grabstätten. Gerne durchwandern wir mit ihm die verschiedenen Katakomben, erfreuen uns an dem Zusammengehen von bukolischer Bildersprache mit den Vorstellungen über das Paradies, berauschen uns an den herrlichen Ornamentierungen und dem Dekorationsschmuck, der köstliche Blüten erzählender Malerei treibt.

Die folgenden Teile behandeln dann die Sarkophagplastik, und zwar die alexandrinische mit der Darstellung von Hirtenszenen und die kleinasiatisch-antiochenische, die in der Hauptsache sogenannte Säulensarkophage darstellt, die Leidensgeschichte Christi schildert und sich allmählich aus der Reliefform zu freistehenden Figuren entwickelt; ferner wird die naturalistische syrisch-palästinische Reliefskulptur in ihrer weiten Einflußsphäre vorgeführt. Daran schließt sich die Darstellung der alexandrinischen und koptischen Reliefplastik. Ein sehr interessantes Kapitel ist 'altchristliche und oströmische Freiplastik' überschrieben und bespricht die bekannten Triumphbögen. Diese Lieferung schließt mit der Reliefplastik im byzantinischen Kunstkreis und gibt einen Einblick in die Kleinplastik. — Überall kann man dem Verfasser nur das größte Lob spenden, und es ist sehr zu begrüßen, daß dies Werk sicherlich auch außerhalb des ganzen Handbuches einzeln zu haben ist. Wer die Kosten für das ganze Handbuch scheut, sollte sich die Wulffschen Ausführungen beschaffen.

Bonn. Wirtz.

---

1) Biblische Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten, herausgegeben von D. Friedrich Kropatscheck. VIII. Serie. 9. Heft: Das Evangelium und die primitiven Rassen, von D. Carl Meinhof. 5. Tausend. 18 S. 8. —,50 ℳ. — VIII. Serie, 10. Heft: Die Geschichtschreibnng im Alten Testament, von D. Dr. Eduard König. 4. Tausend. 48 S. 8. —,60 ℳ. — VIII. Serie, 11. Heft: Die Bodenständigkeit der synoptischen Überlieferung vom Werke Jesu, von D. Dr. Georg Heinrici. 3. Tausend. 26 S. 8. —,50 ℳ. — VIII. Serie, 12. Heft: Buddhistische Strömungen der Gegenwart, von Prof. Lic. Dr. Walther Glawe. 3. Tausend. 40 S. 8. —,50 ℳ. — IX. Serie, 1. Heft: Jean Jaques Rousseau und das biblische Evangelium, von Prof. D. W. Hadorn. 3. Tausend. 32 S. 8. —,50 ℳ. — IX. Serie, 2./3. Heft: Lohn und Strafe in ihrem Verhältnis zu Religion und Sittlichkeit nach neutestamentlicher Anschauung, von D. Friedrich Mahling. 2. Tausend. 77 S. 8. 1 ℳ. — Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge, 1913.

Über Zweck und Ziel der 'Biblischen Zeit- und Streitfragen' haben wir uns im Jahrgang 1912, S. 518 ff., geäußert. Wir haben jetzt nur einige Neuerscheinungen der Sammlung zu charakterisieren, die Hefte 9 bis 12 der VIII. und Heft 1—3 der IX. Serie. Heft 9 der Serie VIII will für die Mission an den primitiven Rassen, die von manchen abfällig beurteilt wird, Verständnis erwecken. Unter 'Primitiven' sind die

wenig oder nur halb kultivierten Völkerschaften, die uns noch in Afrika, auf den Südseeinseln begegnen, verstanden. Auch in ihnen stecken geistige und kulturelle Werte, die vor allem durch die Mission erschlossen werden können. Es ist aber, wie der Verf. an Beispielen zeigt, nicht eben einfach, ihnen das Evangelium nahezubringen, da sich eigentümliche psychologische Momente und auch bedeutende Schwierigkeiten bei der Übersetzung des biblischen Textes entgegenstellen. Mit Wärme betont der Verf., daß die Mission hier eine besonders hohe Kulturaufgabe zu erfüllen hat, die der Beachtung aller Gebildeten wert ist. — Heft 10 gibt einen gerade für Laien sehr anziehenden Überblick über Entstehung und historischen Wert der Geschichtsdarstellungen des Alten Testaments. Der Verf., ein gründlicher Kenner dieses Teils der Bibel, geht auf alle Einwürfe, die man gegen die Glaubwürdigkeit ganzer Abschnitte und Bücher des selben erhoben hat, ein und sucht den Nachweis zu führen, daß man das Alte Testament in viel weiterem Maße als Geschichtsquelle heranholen dürfe, als es von der Kritik zugelassen wird. Die Schrift könnte gut zwischen der streng traditionellen und der kritischen Richtung vermitteln. — Heft 11 kann in gewissem Sinne als Gegenstück zu Heft 10 gelten, indem es den Wert der synoptischen Überlieferung für die Würdigung der Persönlichkeit Jesu und vor allem seines Werkes beleuchtet. Und zwar gelangt der Verf. auf einem besonderen Wege zum Nachweis der geschichtlichen Glaubwürdigkeit. Er untersucht nämlich die Bodenständigkeit der synoptischen Überlieferung. Nicht nur geht die Berichterstattung über die historischen und kulturellen Verhältnisse der Zeit, von der sie Kunde gibt, nicht hinaus, sondern auch gerade das Wirken Jesu zeigt einen den Zeitanschauungen angepaßten, durchaus lebenswahren Zug. Es ist ganz zweckmäßig, dies zu betonen, nachdem man versucht hat, das ganze Lebensbild Jesu als reine Umkleidung einer Idee hinzustellen und die Geschichtlichkeit dieses Edelsten aller Edlen zu bestreiten. — Heft 12 gibt sich mit der Frage ab, ob die buddhistischen Strömungen der Gegenwart dem modernen Menschen, der über das Christentum hinausgewachsen ist, etwas wirklich Dauerhaftes bieten können. Die Frage wird mit Recht verneint, denn Buddhas Lehre ist nichts weiter als Lebensverneinung, während es doch darauf ankommen muß, dem im Kampf ums Dasein mitgenommenen oder am Lebensgenuß übersättigten Menschen den Lebenswert nahezubringen und Lebenshoffnung einzuflößen. In Philosophie, Literatur und Kunst macht sich vielfach ein Streben nach Empfehlung buddhistischer Anschauungen und Ethik geltend, bald mehr, bald weniger offen. Nietzsche, der Pamphletist des Christentums, der sich seiner ganzen Geistesverfassung entsprechend in scheinbar tiefsinnigen Paradoxien gefällt, darf hier natürlich nicht fehlen. Wir meinen aber, daß das Christentum sich doch noch nicht überlebt hat und sich vor den buddhistischen Strömungen, die vielfach nicht einmal Buddhismus lehren, sondern phantastische Gedankengebilde erzeugen, nicht zu verkriechen braucht. Die Schrift sollte von allen, die an der Lebensfähigkeit des Christentums zweifeln, mit Aufmerksamkeit gelesen werden. — Heft 1 der IX. Serie soll ein Nachwort zum Rousseaujubiläum des Jahres 1912

sein. Es ist höchst interessant, die Stellung dieses Mannes, der auf Gelehrte wie Volk einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat, zum biblischen Evangelium zu beleuchten. An der Hand einer ausführlichen Biographie zeigt der Verf., wie die unter den mannigfaltigen Erfahrungen des Lebens entwickelte Eigenart Rousseaus seine Beurteilung sehr erschwert. Doch das scheint festgehalten werden zu können, daß in diesem so verschieden gewerteten Manne trotz aller Verirrungen und trotz aller Abweisung des kirchlichen und biblischen Dogmas eine Religiosität lebte, die für seine Zeit nicht unbeachtet zu lassen ist. — Das Doppelheft 2/3 untersucht die Rolle, welche die Begriffe Lohn und Strafe bei der Betätigung sittlichen Handelns spielen sollen. Daß eine Sittlichkeit, die allein um des Lohnes oder der Strafe willen sittlich handelt, nicht so hoch zu stellen ist wie eine, die das Gute lediglich um seiner selbst willen tut, ist sicher. Der Verf. will nun nachweisen, daß weder in der Verkündigung Jesu noch in den übrigen Lehrsystemen des Neuen Testaments Lohn und Strafe als Motive für sittliches Handeln herbeigezogen werden; nach ihm erscheinen beide vielmehr als Konsequenzen der aus freier Willensentschließung eingenommenen Stellung zu Gott und bedeuten inneren Gewinn oder Verlust, teils auch sind sie pädagogisch verwertet. Die Untersuchung ist scharfsinnig. Wir vermögen die Beweisführung aber doch nicht in allen Punkten anzuerkennen.

2) Die Bibel. Praktische Einführung in Inhalt und Verständnis der Heiligen Schrift für höhere Lehranstalten, von Wilhelm Heß, Professor a. D. 4. Auflage. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1913. VII u. 94 S. 8. Geb. 1,40 ℳ.

Daß eine Einführung in das Verständnis und den Inhalt der biblischen Bücher gerade im Religionsunterrichte höherer Lehranstalten nicht fehlen darf, braucht nicht weiter begründet zu werden, da es sich von selbst versteht, daß ein Schüler, der in die tieferen Fragen des christlichen Glaubens und Lebens eingeführt werden soll, auch über die Literatur Bescheid wissen muß, auf der sich das christliche System aufbaut. Mit wirklichem Nutzen wird man erst auf der oberen Stufe darauf eingehen können, und auch da, wo die Einleitungsdisziplin nicht als besonderes Stück des Lehrplans erscheint, sondern eine Einführung in die Entstehung und Entwicklung der alt- und neutestamentlichen Religion an ihre Stelle getreten ist, muß notwendig eine Betrachtung der Schriften, die als Dokumente dieser Entwicklung anzusehen sind, damit verbunden sein. Daß es sich dabei nicht um Mitteilung leerer Daten und Resultate handeln kann, sondern da, wo die Bibelkunde Hauptgegenstand ist, mindestens die wichtigsten Abschnitte auch gelesen werden müssen, wenn sich ein wirkliches Verständnis des religiösen und historischen Wertes der biblischen Schriften ergeben soll, setzt sich in der neueren Religionspädagogik immer mehr durch. Wo der Bibelunterricht schon in der Mittelstufe vorgeschrieben ist, wird es sich dabei weniger um den Gebrauch der Vollbibel, als vielmehr um den eines biblischen Lesebuches handeln. Die Methode wird eine gemäßigt kritisch-wissenschaftliche sein müssen, da nur durch Verwertung der Forschungsergebnisse

eine brauchbare Charakteristik der literarischen, religiösen und historischen Entwicklung gewährleistet ist; daß uns die kritische Wissenschaft Aufklärung über vieles früher Dunkle gegeben hat, wird doch wohl nicht bestritten werden können. Unter Berücksichtigung aller dieser Momente ist die vorliegende Einführung in die Bibel verfaßt. Sie ist aus den Bedürfnissen des Unterrichtes und aus der Praxis erwachsen und liegt nun in vierter Auflage vor. Ausgehend von einer Verteilung des Stoffes auf Mittel- und Oberstufe, die allerdings nicht in allen Lehrplänen angenommen sein wird, hat der Verfasser die Stoffbehandlung zunächst für die Mittelklassen zugeschnitten und das Literaturgeschichtliche wie die wissenschaftlichen Resultate, was den Oberklassen vorbehalten sein soll, in besonderen Ausführungen hinzugefügt, die sich schon durch den kleineren Druck vom allgemeinen Teil unterscheiden. Gerade diese einem weiteren Bedürfnisse entgegenkommenden Zusätze, die in knapper Form die wissenschaftlichen Einleitungsfragen behandeln, geben dem Buche seinen besonderen Wert. So deutet es an, wie man den Schülern der Oberklassen das Thema erst interessant machen kann. Die gesamte Darstellung ist dabei so gehalten, daß der Lehrer noch genug Gelegenheit zu eingehender Erläuterung behält, falls eine solche angebracht ist. Die Grundsätze der Stoffanordnung, die im Vorwort näher dargelegt sind, kann man billigen. Wer aber z. B. den alttestamentlichen Stoff in anderer Verteilung behandeln will, ist dadurch nicht daran gehindert. An dem Buche gefällt es uns vor allem, daß es nicht in die Breite geht und doch nichts Wesentliches unterdrückt. Damit ist Übersichtlichkeit und leichte Einprägung des Lehrstoffs ermöglicht. Mit Recht hat sich der Verfasser nicht auf die Darstellung der Entstehung und des Inhalts der biblischen Bücher beschränkt, sondern neben den historischen Beziehungen überall auch den religiösen Gehalt betont; die religiöse Entwicklung ist ja gerade das für unsere heutige religiöse Erkenntnis so Wichtige, und vielen kann es nur nützen, wenn sie wenigstens auf der Schule einen Einblick in den Zusammenhang unserer christlichen Glaubensanschauung mit der alt- und neutestamentlichen Vergangenheit bekommen, da sie später vielleicht keine nähere Bekanntschaft mehr damit machen können. Auch das Biographische über die führenden Persönlichkeiten ist ein wertvoller Bestandteil der Darstellung. Das Buch hat sich bewährt und wird neue Freunde gewinnen.

Mülhausen i. Els. E. Herr.

---

1) Karl L. Leimbach, Leitfaden für den Religionsunterricht an den höheren Lehranstalten. Neu bearbeitet von Paul Berthold Schmidt. II. Teil. Oberstufe. 4. verb. Aufl. Hannover 1914, Karl Meyer. 447 S. Geb. 4 ℳ. Anhang zum 2. Teil Glaubensurkunden, religiöse Dichtung und Kunst. Mit einer Karte und 9 Abbild. 59 S. 1,50 ℳ.

Schmidt hat das Lehrbuch von Leimbach völlig umgestaltet und ihm ein neues Gewand gegeben. Mit einem wahren Bienenfleiß hat der Verf. eine schier unübersehbare Literatur durchgearbeitet, gegliedert und dem reifen Schüler verständlich und zugänglich zu machen versucht. S. 1 – 164 wird der neutestamentliche Lehrstoff der oberen Klassen ein-



gehend behandelt und im Anschluß daran ein kurzer Abriß der Hauptgedanken des Evangeliums und eine Würdigung der Persönlichkeit Jesu Christi gegeben. Daran schließt sich noch eine eingehende Behandlung der Wahrheiten christlicher Erkenntnis in der paulinischen Heilsverkündigung (O I). Die Kirchengeschichte ist sehr ausführlich und gründlich dargestellt. In Luthers Leben, S. 268, hätten wir doch gern mehr über das, was er im Kloster erlebte, erfahren, auch bezweifeln wir, daß er durch seine Eheschließung an Popularität verlor. Nun war doch dem vielfach herrschenden Konkubinat ein Ende gesetzt. Es ist nicht richtig, daß, wie S. 334 steht, die norddeutsche Mission das reformierte Bekenntnis vertritt. Sie steht vielmehr zwischen beiden evangelischen Bekenntnissen. Ganz besondere Anerkennung verdient das Buch, weil es die neuesten kirchengeschichtlichen Ereignisse auf dem Gebiete der äußeren und inneren Mission, dem des Sektenwesens und der religiösen Bewegungen der Gegenwart berücksichtigt. Die Bedeutung der Person des Pastors von Bodelschwingh ist S. 338 noch nicht genügend gewürdigt. Weit eingehender als andere Lehrbücher behandelt Schimdt die evangelische Glaubens- und Sittenlehre S. 346—447. Hier geht er auch breit auf die Fragen der modernen Weltanschauung ein und sucht dem Schüler eine Orientierung in dem Gewirr unserer Zeit zu ermöglichen. In der Anordnung des Lehrstoffs hätten wir den Abschnitt § 39 'Die letzten Dinge' lieber am Ende des dogmatischen Abschnitts gesehen. Vielleicht ist auch die Überschrift des § 46 'Kirchliche Handlungen zur inneren Begnadigung' zugunsten einer anderen zu ändern. Der Anhang des Buches gefällt uns sehr. Die Unterscheidungslehren sind übersichtlich und praktisch dargeboten, die Einführung in den hymnologischen Schatz und die Kunst der Kirche ist wertvoll und anregend für den Schüler. Somit können wir das Werk, das nun abgeschlossen vor uns liegt, als ein treffliches Hilfsmittel für den Religionsunterricht empfehlen, das seinen Wert noch weit über die Schulzeit hinaus behält.

2) Henricus Hansen, Lauda Sion Salvatorem. Cantica Latina composita ab H. H. parocho in insula Pellworm ducatus Slesvicensis. Francofurti ad Moenum ed. Hans Lüstenöder. 62 S. 1,30 ℳ.

Dies seinem Lehrer und Direktor Alb. Müller gewidmete Büchlein läßt der verehrte Verf., der in vortrefflichem Latein unsere deutschen Kirchenlieder — z. B. Ein feste Burg, Wie soll ich dich, Wachet auf u. a. m. — widergegeben hat, als ein edles Produkt seiner Mußestunden ausgehen. Ich bitte nicht nur die theologisch, sondern auch die philologisch gebildeten Kollegen, dieses köstliche Buch zur Hand zu nehmen, um zu sehen, daß aus unsern Gymnasien noch Männer hervorgehen, die sich ebenbürtig den besten Dichtern lateinischer Hymnen zur Seite stellen und in ihrer Person aufs glücklichste die Harmonie zwischen Christentum und klassischer Bildung darstellen. Dem deutschen Pfarrerstande gereicht ein solches Buch zur Ehre.

Hamm i. W. Herm. Eickhoff



Schulandachten, in Verbindung mit Rudolf Richter und Karl Steyer gesammelt und herausgegeben von Georg Schümer. Frankfurt a. M., Verlag von Moritz Diesterweg 1913. XVI und 492 S. Geb. 5,80 ℳ.

Nachdem schon seit längerer Zeit in Oberlehrerkreisen sich die Sehnsucht nach einem Andachtsbuch, das der Verbesserung des Andachtswesens dienen sollte, geregt hatte, ging man Ostern 1910 vom Wunsch zur Tat über. Bei Gelegenheit des ersten preußischen Religionslehrertages in Magdeburg wurden drei Religionslehrer — es sind die auf dem Titel des Buches genannten Herren — mit der Vorbereitung und Herausgabe des geplanten Werkes betraut.

Die Herausgeber haben sich nicht überstürzt; dafür muß man ihnen Dank wissen; sie haben das Werk langsam werden und wachsen lassen und es erst abgeschlossen, als es reif war.

Die Art des Entstehens hat dem Buch eine Reihe von Vorzügen verliehen. Zunächst Solidität; nur wirklich Brauchbares ist aufgenommen, und, was mir besonders wertvoll scheint, keine Zeile ist *ad hoc* geschrieben, kein einziger Beitrag bloß als Phantasieandacht aufs Papier geworfen, vielmehr ist jedes Wort wirklich gesprochen worden, so daß das Buch kein bloß literarisches Produkt, sondern lediglich der literarische Niederschlag wirklichen Geschehens ist — ein Zeugnis nicht von dem, was sein soll, sondern von dem, was ist. Das Buch ist inhaltreich und vielseitig. Wenn 58 Oberlehrer sich zusammentun und 274 Andachten für jeden Schultag des Jahres, 54 Andachten für besondere Gelegenheiten und in den Beigaben noch mancherlei anderes beisteuern, so muß schon rein quantitativ eine Fülle von Stoff und eine Fülle von Motiven zusammenkommen, wie sie der einzelne niemals erreichen würde. Aber auch dem Gehalt nach stehen die Andachten durchschnittlich auf einer hohen, im einzelnen oft auf einer sehr hohen Stufe.

Hier ist in stiller, schlichter Tätigkeit eine Arbeit geleistet, die nicht verfehlen wird, ihren wohltätigen Einfluß auf das Schulleben geltend zu machen.

Neukölln. G. Fittbogen.

---

1) Paul Levy, Die Verwertung der Mundarten im Deutschunterrichte höherer Lehranstalten unter besonderer Berücksichtigung der elsässischen. Zeitschrift für den deutschen Unterricht: Achtes Ergänzungsheft. Verlag von B. G. Teubner in Berlin und Leipzig. 1913. Geh. 1,50 ℳ.

2) Jos. Feldmann, Deutsche Musteraufsätze. Köln 1913. Verlag und Druck von J. P. Bachem. Geh. 3 ℳ, geb. 3,40 ℳ.

3) Karl Schubert, Deutsche Sprachlehre für die drei unteren Klassen höherer Schulen. Frankfurt a. M. Verlag von Moritz Diesterweg. 1913. Geb. 1,20 ℳ.

Die gediegenen Ausführungen Paul Levys sind eine Art Feststellung des Ergebnisses der vielfachen Bemühungen unserer Tage um die Beantwortung der Frage nach der Verwertung der Mundarten im Deutschunterrichte höherer Lehranstalten und darum jedem Deutschlehrer zur Beherzigung warm empfohlen. Indem er die Prinzipien der Verwertung behandelt, führt er unter anderem aus: 'Die Verwertung der

Mundart darf unter keinen Umständen den Eindruck des an den Haaren Herbeigezogenen machen. Gleichsam wie von selber und ganz natürlich muß sich alles ergeben. Das ist aber nur möglich, wenn beide Teile, Lehrer und Schüler, die Mundart hinreichend beherrschen ... Die Möglichkeit einer Verwertung der Mundart hängt auch von der Eigenart des Dialektes selber ab ... Die oberdeutschen Mundarten', meint er mit Fuckel, 'treten, da das Mittelhochdeutsch auf oberdeutscher Grundlage beruht, naturgemäß in den Vordergrund ... Nur wo die Mundart die Erlernung oder das Verständnis der Schriftsprache — freilich im weitesten Sinne gefaßt — besonders fördert oder hemmt, nur da ist sie als Erklärungsprinzip im Unterricht am Platze.' Sie ist kein Unterrichtsgegenstand, sondern nur ein Unterrichtsmittel. Das Ziel des deutschen Unterrichts 'ist und bleibt immer die Kenntnis des Hochdeutschen'. Wenn nach diesen Grundsätzen der Umfang der Verwertung der Mundarten bestimmt wird, dann wird diese weder die Richtigkeit, noch die Reinheit und Schönheit des sprachlichen Ausdrucks, auch nicht die Sprechfertigkeit des Schülers beeinträchtigen. Zur Begründung der Forderung der Verwertung der Mundarten schreibt Levy: 'Sie weckt das Interesse des Schülers, hebt seinen Schaffensdrang und sein Selbstbewußtsein, ist ein Mittel für Wahrhaftigkeit und gegen Phrasentum, fördert genaues Beobachten und scharfes Denken. Sie bringt Schüler und Lehrer, Schule und Haus, hoch und niedrig sich gegenseitig näher, beschleunigt den Anschluß ans große Ganze und öffnet das Auge fürs scheinbar Kleine, Unbedeutende und doch so Wertvolle im eigenen engeren Kreise des Stammes. Sie belehrt endlich ganz unmittelbar über Werden und Wesen der Muttersprache und erweitert so den Blick und das Interesse nach den verschiedensten Richtungen.' Trefflich wie die Bestimmung des Umfanges und die Begründung sind auch die Fingerzeige über die Art der Verwertung der Mundart.

Jos. Feldmann geht, wie das Vorwort seines Buches ausweist, von durchaus gesunden Grundsätzen aus. Er hält einen selbständigen Aufsatzunterricht für notwendig. Er glaubt nicht daran, daß ein guter Stil von großen Dichtern und Schriftstellern abgeguckt, sondern daß von diesen in der Hauptsache nur der Fleiß, womit sie sich in ihre Stoffe versenkt haben, gelernt werden könne. Demgemäß fordert er wie andere tüchtige und erfahrene Deutschlehrer zur Ausbildung der Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck, sorgfältige Vertiefung in den Aufsatzstoff und dessen Durcharbeitung, in der Überzeugung, daß dabei die Fähigkeit des Schülers, sich angemessen auszudrücken, wachsen werde. Seinen Grundsätzen gemäß fordert er im ersten Teile der Einleitung, der vom Aufsatzstoff handelt, planmäßige Übungen, die sich zunächst an vorgetragene Erzählungen anschließen, dann eigene Beobachtungen und Erlebnisse zum Gegenstande haben sollen. Die Aufsatzübungen der Mittel- und Oberstufe dürfen sich nach seiner Meinung nicht nur mit den Erlebnissen der Schüler befassen, sondern sie müssen bei der Stoffauswahl dem Umstande Rechnung tragen, daß die Stilübungen unter anderem auch zu künftigen wissenschaftlichen Darstellungen anleiten sollen. Bei der Stellung von Themen für diese Stufen verlangt

er vor allem Berücksichtigung des heimischen Volkstums und der heimischen Kunst, geographischer und kulturhistorischer Wandbilder, des modernen Lebens, insbesondere der modernen Technik, der Umgebung des Schülers, der deutschen Vergangenheit. In allen diesen Dingen kann ihm zugestimmt werden. Auch was er im zweiten Teile der Einleitung über Beiordnung und Unterordnung, die passende Stellung der Satzglieder, die Vermeidung der Härte, die Eintönigkeit und wirksame Hervorhebung sagt, wird im großen und ganzen nicht angefochten werden können. Diese Dinge bedürfen aber meines Erachtens keine besondere Behandlung im Stilunterrichte. Unebenheiten, verkehrter Anordnung, verdrehter Wortstellung, falschem Satzbau und unangemessener Ausdrucksweise wird am besten vorgebeugt, wenn die auch vom Verf. vertretene und nach meiner Meinung allerwichtigste Forderung befolgt wird, daß der schriftlichen Darstellung eine gründliche, allseitige Vertiefung in den Aufsatzstoff vorangehe und dabei sorgfältig dessen innere Struktur durchforscht und nach den rechten Ausdrucksmitteln dafür gesucht werde. Dabei wird der Stoff schon die ihm angemessene, schöne Form durchsetzen. Was der und jener Arbeit zu wünschen übrig bleiben sollte, wird bei deren Rückgabe erledigt, womit in der Regel genug getan sein wird. Die Sammlung von Stilübungen und Entwürfen, die den Hauptteil des Buches ausmacht, weckt Zustimmung und Widerspruch zugleich. Die Themen sind im großen und ganzen den Fähigkeiten der Schüler, die sie bearbeiten sollen, angemessen, aber die Auswahl ist zu einseitig erfolgt. Die Lektüre ist zu sehr berücksichtigt, das frische Leben der Umgebung der Jugend aber zu wenig ausgebeutet. Bei der Sichtung des Stoffes der einzelnen Themen ist nicht immer streng genug verfahren worden, es fehlt zuweilen an der rechten Beschränkung. Daher lassen manche Aufsätze die Geschlossenheit vermissen. Auch die Ausdrucksweise befriedigt nicht immer. Es fehlt ihr oft die Frische, es mangelt nicht an abgebrauchten Redewendungen, nicht allzu selten stößt man auf sogenanntes Schuldeutsch.

Karl Schuberts 'Deutsche Sprachlehre' soll als Versuch hingenommen werden, 'wie man vielleicht schon auf der Unterstufe ein tieferes Verständnis der Muttersprache erreichen' könne. Darum stellt er auch schon dem Grammatikunterricht in den unteren Klassen die Aufgabe, den Schüler 'in das Innere der Wörter und Sätze hineinschauen, zwischen den Zeilen lesen' zu lassen. Sein 'Hauptstreben geht dahin, daß dem Schüler klar werde, daß das Wort als einzelnes und im Zusammenhang des Gedankens kein starres, lebloses Gebilde ist, sondern daß es lebt und je nach seiner Verwendung sich verändert'. Er legt demzufolge in den Übungen immer Wert darauf, daß die Schüler erfassen, wie sich mit dem Inhalt auch dessen sprachliche Ausdrucksform wandle. Um diese Erfassung auf leichte Weise herbeizuführen, läßt er die Übungen, so oft es nur gehen will, an zusammenhängenden Stücken vornehmen. Das Buch sucht also wichtigen Forderungen des deutschen Unterrichtes der Gegenwart zu genügen, und das ist anzuerkennen. Auch mit der Art, wie es das tut, kann man im großen und ganzen einverstanden sein. Die Übungen sind in der Hauptsache dem jugendlichen Geiste

angemessen. Aber die Erklärungen, Begriffsbestimmungen und ähnliche Dinge lassen diese Eigenschaft zuweilen vermissen. In § 16 heißt es: 'Als Lebenszeichen des Verbums innerhalb des Gedankens haben wir bis jetzt Anpassungsfähigkeit an das Subjekt und Veränderungsmöglichkeit des Zeitpunktes der ausgesprochenen Handlung kennen gelernt. Ein weiteres Merkmal dafür ist die Fähigkeit des Zeitworts, seinem Inhalt verschiedene Schattierungen der Aussageweise zu geben.' Das ist ja alles ganz gut und schön, aber eine solche Ausdrucksweise ist in einem Abschnitte, der Lehrstoff für die Sexta bietet, nicht am Platze.

Dresden. Otto Oertel.

J. Knuenz, De enuntiatis Graecorum finalibus = (Commentationes Aenipontanae ed. E. Kalinka VII). Innsbruck 1913. Wagner. 44 S. 1 M.

Der Verfasser behandelt die Finalsätze im Griechischen von Homer bis zum Attizismus. In der Gesamtauffassung schließt er sich an Weber, Entwicklungsgeschichte der Absichtsätze, an. Eine Anzahl von Tabellen veranschaulichen das Zahlenverhältnis der Modi und Konjunktionen bei den einzelnen Schriftstellern. Als Grundlage scheint der Verfasser fast ausschließlich die Angaben der verschiedenen Spezialabhandlungen benutzt zu haben, wodurch ihre Zuverlässigkeit schwankt. Bedauerlich ist, daß auch bei komplizierteren Fällen, wo dem Verfasser nur wenige Beispiele zur Verfügung standen, in den Tabellen die Zahl statt der Stellenangabe erscheint. Der Wert bloßer Zahlenstatistik ist in der Syntax sehr fraglich. So wird zum Beispiel der Optativ nach einem Haupttempus mit der statistischen Angabe und einem kurzen Hinweis auf Weber erledigt. Hier hätte eine Interpretation der einzelnen Stellen (vgl. Vahlen, op. acad. I 375) wohl weiter führen können. Indem jedoch der Verfasser durchweg auf die Behandlung einzelner Stellen verzichtet, nimmt er sich die Möglichkeit, über das bisher Erreichte hinauszukommen, und so bleibt ihm nur das Verdienst, den Sprachgebrauch der ganzen Gräzität ziemlich vollständig und einwandfrei zusammengestellt zu haben.

Berlin. Heinrich Kluge.

Alfred Ernout, Historische Formenlehre des Lateinischen. Deutsche Übersetzuug von Hans Meltzer, Heidelberg 1913. Carl Winter. 8. XII und 204 S. 2,80 M.

Der Verf., der sich durch sein Buch über die dialektischen Elemente im lateinischen Wortschatz bekannt gemacht hat, gibt nun in der verdienstvollen sprachwissenschaftlichen Gymnasialbibliothek von Max Niedermann als Fortsetzung der 'Historischen Lautlehre des Lateinischen' von Niedermann das vorliegende Buch heraus.

Ref. möchte zunächst ein Wort sagen über den von den Herausgebern der Sammlung befolgten Grundsatz, sich auf die geschichtliche Entwicklung des Lateinischen zu beschränken und von einer vergleichenden Heranziehung des Griechischen und Deutschen vollständig abzusehen. Ref. hält diese Beschränkung nicht für vorteilhaft. Gerade durch Vergleichung des Griechischen, zuweilen auch des Deutschen, erhalten

lateinische Lautgesetze und Formenbildungen für Gymnasiasten helles Licht. Andererseits bietet das Buch vieles, was für Schüler nur verwirrend wirken kann, nämlich zahlreiche unregelmäßige oder dialektische Formen wie ibus (für iis), hibus, senatuis, fidī (gen. von fidēs) u. v. a. Nach der Ansicht des Ref. wäre es richtiger, in einem für Schüler (wenn auch der höheren Klassen) bestimmten Buche sich auf die Flexionsformen zu beschränken, die auf der Unterstufe gelernt werden, und diese, soweit es nicht über den Schülerstandpunkt hinausgeht, sprachwissenschaftlich zu erklären. Für zulässig, ja für erwünscht hält Ref. dagegen die Anführung von solchen Formen, aus denen sich die romanischen Sprachen, speziell das Französische, weiterentwickelt haben. Ein weiterer Punkt, der dem Ref. nicht gefällt, ist, daß seltnere Wörter — die am besten ganz wegblieben — ohne Angabe der Bedeutung angeführt werden, z. B. ganeum, ramentum, buris, ravis, rumis u. a. (Bei den Verben ist übrigens überall die Bedeutung hinzugefügt.)

Von diesen allgemeinen Bemerkungen abgesehen, hält Ref. das Buch für wohlgelungen und für sehr brauchbar bei Repetitionen der Formenlehre in den höheren Klassen.

Über einige Einzelheiten möchte Ref. noch folgende Bemerkungen machen:

S. 10: Die Endung des Dat. Sgl. in der o- und ā-Deklination war nicht ī, sondern ai, vgl. Stolz[4] S. 206; Sommer S. 355 und 372. — S. 11: Im Dat. Abl. und Instr. der 1. und 2. Deklination kann nicht īs als Endung der Endung -bus der übrigen Deklinationen gegenübergestellt werden, in īs steckt doch schon der Endvokal des Stammes; die Erklärung von īs mußte angegeben werden. — iugerum ist kein passendes Beispiel für den Genitiv auf um in der 2. Deklination, da es ja eigentlich ein Wort nach der 3. Deklination ist: iūgera = *ζευγεσα, iūgerum = *ζευγεσων; vgl. Stolz S. 178. — S. 19: imberbis, exsomnis sind nicht als *imberbios, *exsomnios entstanden, sondern enthalten ein i-Suffix; Brugmann, Grdr. II[2], S. 212. — S. 28: urbs ist kein i-Stamm, s. Stolz S. 189. — S. 31: Den Ausdruck 'Umlaut' für Vokalschwächung, z. B. in auspicis, würde Ref. vermeiden, da die Schüler den 'Umlaut' aus dem deutschen Unterricht als etwas ganz anderes kennen; vgl. auch S. 49 und 115. — S. 31: Die Entstehung der Akkusativendung -em bei konsonantischen Stämmen aus m̥ hätte angegeben werden sollen, damit der Schüler die Einheit gerade der Endung des Akk. Sgl. durch alle fünf Deklinationen erkannt hätte. — S. 31: ēs im Nom. Plur. der i-Stämme ist aus ei̯-ēs zu erklären. Der Stammauslaut ei̯ steht im Ablaut zu i. — S. 36: Über lepus 'Hase' sagt Sommer S. 403 'früher neutral = "Zierlichkeit" (lepus neben lepōs, -ōris wie decus neben decor, -ōris)'. — S. 36: dēgener gehört nicht hierher, es ist Rückbildung aus dēgenerāre; vgl. Skutsch-Petschnig s. v., Walde s. v. — S. 37: Ist vāsa nicht vielleicht Analogiebildung nach arma? — S. 38: 'das r hat das i aufgesogen' ist ein unklarer Ausdruck: das i ist synkopiert. — S. 39: ebenso 'em ist der lautliche Fortsetzer von im'. em ist eine Wirkung der auch sonst zu beobachtenden Vermischung der Deklinationen der i-Stämme mit der der konsonantischen; s. Stolz S. 197. — S. 43: atrōx hat kein

i-Suffix. — S. 51: Die Erwähnung von fames bei der 5. Deklination ist für Schüler unverständlich! — S. 52: Der Ausdruck 'Haplologie' mußte schon hier, nicht erst S. 149 erklärt werden. — S. 56: Erklärung des Superlativs auf issimus: Das Superlativsuffix -simus tritt an die Schwundstufe des Komparativs auf -is an. — S. 56: citrā, intrā, ultrā sind gar keine Positive, sondern isolierte Ablative der Fem. Sgl. von einem Komparativ auf -tero- mit Synkope des e. — S. 57: extrēmus usw. sind Analogiebildungen nach dēmus, dēmum; vgl. Stolz S. 234. — S. 83: Die Erklärung von prīmus < *prīs-mos (*prīs < *priis) und tertius < *tritjos mit Synkope des i konnte angegeben werden. septimus aus *septemmos ist unverständlich, zu schreiben ist dafür *septm̥mos, > *septemos > septimus. — S. 95 ff.: Die Ordnung der thematischen Verba nach dem Wurzelvokal erscheint dem Ref. zu äußerlich, sie hätte nach der Ablautsstufe des Wurzelvokals geschehen müssen: tingo, tinguo z. B. hätte in § 181 gehört, ebenso occulo. In beiden Verben liegt Normalstufe der Wurzel mit ursprünglichem e vor, das in *tengo (vgl. gr. τέγγω) vor ng zu i, in *oc-celo vor velarem l über o > u werden mußte, vgl. Stolz S. 57; das gleiche gilt von einigen thematischen Verben mit Wurzelvokal o, auf S. 98 z. B. colo, coquo, vomo, die den griechischen Verben πέλομαι, πέσσω, ἐμέω entsprechen. sīdo (S. 97) mußte in § 183 gestrichen werden, und ebenso pīso, letzteres gehört zu den Verben mit Wurzelvokal i. — S. 97: Bei cōnīveo würde besser als Grundbedeutung angegeben 'drücke die Augen zu', bei glūbo wäre an Stelle von 'klaube' richtiger 'kliebe' zu erwähnen, weil dieses der Ablautsstufe wie glūbo entspricht, wie trūdo richtig mit 'verdrieße' zusammengestellt ist. Zu dūco wäre 'ziehe' hinzuzufügen. — S. 99: Über imbuo vgl. Walde s. v. — Ebenso ist nach Walde pōno nicht als Kompositum von sino 'lasse' aufzufassen. — S. 102 Anm.: consterno gehört nach Walde nicht zu sterno. — S. 103: Die Verba, bei denen der Nasal zur Wurzel gehört, durften doch nicht in die Nasalklasse eingereiht werden, sie gehören zu den thematischen Verben. — S. 105 § 199: Die Verba incesso, quaeso und viso mußten von den andern (auf esso) getrennt werden. — S. 105: futuo 'βινῶ' kann ruhig fortbleiben. — S. 106: Ist consulo wirklich ein Denominativum von consul? Ref. hält das Gegenteil für richtig. — S. 107: Bei māno hätte die Erklärung (< *mad-nō) angegeben werden müssen, damit die Schüler nicht meinen, die Wurzel laute mā — wie vē in vēnor, clī in clīnō. — S. 107: Manche von den Derivata auf ā sind in Wahrheit Denominativa: occupo, auspicor und usurpo, vgl. Skutsch-Petschenig s. v.. hingegen hält Ref. gusto für ein Frequentativum zu einem im Lateinischen nicht mehr vorliegenden Verbum, das dem griechischen γεύω, dem deutschen 'kiesen' entsprach, vgl. 'kosten' und 'kiesen'. — S. 110: Was soll in einem für Schüler bestimmten Buch hier mit einem Male das althochdeutsche dagēn? — S. 111: Für callus wäre besser callum zu schreiben, das in den Schulschriftstellern allein vorkommt. — S. 111: Das Futurum auf sō ist ein alter aoristischer Konjunktiv. — S. 138: In dem Konjunktiv sim (älter siem) liegt ein Rest des alten Optativs vor. Hier wäre die Vergleichung mit dem Griechischen von Nutzen: siem = ἐ(σ)-ίη-ν, sīmus = ἐ(σ)-ῑ-μεν. — S. 147: Die Entstehung von ui mußte angegeben

werden; vgl. Stolz S. 279. — S. 147: auxi ist doch zu trennen aug-si, also sigmatisches Perf. — S. 154: In līquī, vīdī, vīcī, fūgī, rūpī, fūdī liegt kein ‘quantitativer’ Ablaut vor, sondern ein ‘qualitativer’, da ī aus ursprünglich oi und ū aus ursprünglich ou hervorgegangen, wie die Vergleichung mit dem Griechischen zeigt: vīdi = *οἶδα*, līqui = *λέλοιπα*; vgl. Sommer S. 595 f.

Weilburg. F. Stürmer.

Xenophons Anabasis. Für den Schulgebrauch erklärt von Ferd. Vollbrecht. Zweites Bändchen: Buch III und IV. Zehnte verbesserte Auflage, besorgt von Wilh. Vollbrecht. Leipzig, B. G. Teubner 1912. 8. IV und 137 S. 1,40 ℳ geh., 1,80 ℳ Lwbd.

Die altbewährte Vollbrechtsche Ausgabe erscheint hier in Neuauflage, sie wird sicher auch fernerhin sich als brauchbares Lehrmittel bewähren. Einer künftigen Auflage mögen folgende Bemerkungen dienen. Im Text hat sich der Herausgeber an die zweite Auflage meiner kritischen Ausgabe der Anabasis angeschlossen. Er erwähnt zwar S. III und IV eine Menge Abweichungen von meinem Text, aber diese Liste schrumpft erheblich zusammen, denn wenn er III 1, 47 *Ἀρκάδος*, 2, 11 *αὖθις*, 16 *μή*, 19 *ἡμᾶς*, 26 *οἴκοι*, 31 *ἤν*, 4, 15 *Σκύθαι*, 19 *ἀνάγκη*, 21 *οἱ λοχαγοί*, 28 *ἀπό*, 43 *αὐτούς*, 48 *ἔχων*, 5, 4 *οἱ Ἕλληνες*, 13 *ἡ πρὸς Βαβυλῶνα*, 17 *δέ*, IV 1, 6 *ἄνω*, 10 *ἐγένετο*, 2, 4 *αὐτῶν οἱ ὀπισθοφυλακήσαντες*, 13 *καί*, 19 *οἱ πολέμιοι*. 3, 9 *καὶ λοχαγοί*, 17 *καὶ τὰς ὄχθας*, 4, 9 *τὰ ἐπιτήδεια*, 12 *ἄν*, 5, 5 *τι*, 35 *στρατηγῶν καί*, 6, 1 *ἐν ᾗ*, 12 *τοῖς ποσίν*, 15 *μέν*, 7, 20 *ἑαυτοῦ*, 27 *τῆς νυκτός*, 8, 2 *ἐξ*, 6 *γε*, 7 *διά*, 11 *πῃ*, 24 *πλέον* streicht, so sind alle diese Stellen schon in meiner Ausgabe eingeklammert, ja manche sind erst von mir für unecht erklärt, wie III 1, 47. IV 2, 4. 3, 17. 5, 35. 6, 12. Meine Konjekturen müssen also doch nicht so schlecht sein, wie Vollbrecht Wochenschrift f. klass. Phil. 1913 S. 4 glauben machen möchte, wenn er sogar selbst einige adoptiert. Andrerseits sind nicht alle Stellen angegeben, wo Vollbrechts und mein Text voneinander abweichen. Z. B. schreibt Vollbrecht III 2, 26 *βιοτεύοντας* nach Cobet IV 8, 11 *ἤν* nach den dett., ich *πολιτεύοντας* und *ἄν*. Im allgemeinen hätte es dem Text von Vollbrecht nicht geschadet, wenn er meinem Text noch näher gekommen wäre. Dafür nur ein Beispiel. III 2, 27 hat Vollbrecht *τοῦτο δὴ δεῖ* nach C_1 (*δή* s. *v.*), das Richtige hat längst Castalio gefunden: *τοῦτο δὲ δεῖ*, und das wird jetzt bestätigt durch m = Ambros. B 119; vgl. Bolla Rivista di phil. 1893 S. 366—69.

Die Anmerkungen sind sorgfältig durchgesehen, der Anhang aus der neuesten Literatur vervollständigt. Das Buch vom Colonel Boucher, ‘l'Anabase de Xénophon’, hat der Verf. nicht mehr benutzen können, wohl aber das des Generals von Hoffmeister, ‘Durch Armenien und der Zug Xenophons zum Schwarzen Meer’, nur hätte ich gewünscht, der Verf. hätte entschieden Stellung genommen zu dem Hauptresultat Hoffmeisters, daß die Griechen von Karakilissa direkt dem Meere zu marschierten, ohne den größeren oder kleineren Umweg, den Hoffmeisters Vorgänger (und widerum Boucher) annahmen.

Liegnitz. Wilh. Gemoll.



1) Demosthenes' Rede vom Kranze. Für den Schulgebrauch erklärt von R. Schnee. (Ausgabe A: Kommentar unter dem Text IV u. 122 S.; Ausgabe B: Text und Kommentar getrennt IV, 66 u. 54 S.) Gotha, F. A. Perthes, 1913. Je 1,20 ℳ.

Wird die Kranzrede des Demosthenes wohl noch zuweilen, oder gar öfters auf unseren Gymnasien gelesen? Ich selbst habe es nie versucht oder gewagt; denn immer liegt mir in der Erinnerung, wie im Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als ich am damaligen Lyzeum II in Hannover meine Lehrertätigkeit begann, mein vortrefflicher ältester philologischer Kollege — seit mehr als drei Lustren schon deckt ihn der kühle Rasen! — es einmal unternommen hatte, diese Rede in der O I zu behandeln. Da ich mich in der lebhaften Erinnerung an ein gründliches Kolleg bei Hermann Sauppe sehr für diese Rede interessierte, haben wir uns damals oft über einzelne Stellen und über den Fortgang der Lektüre unterhalten, und da kann ich berichten, daß der Kollege öfters und allmählich immer mehr klagte, die Lektüre schreite zu langsam fort, bei der großen Länge der Rede verlören die Schüler den Überblick und das Interesse, kurz, er werde diese Rede nicht zum zweiten Male für die Klassenlektüre wählen. Und damals hatte die Unterrichtsstunde noch im Durchschnitt 55 Minuten!

Der durch andere tüchtige Arbeiten wohlbekannte Verfasser der vorliegenden Schulausgabe nun erklärt es unter Anführung eines Ausspruchs Niebuhrs über Demosthenes für eine Pflicht des humanistischen Gymnasiums, die Primaner zu befähigen, 'aus eigener Kraft durch ernste Lektüre der klassischen Schriftsteller sich eine mehr als oberflächliche Kenntnis von großen, charakterstarken und von Idealen begeisterten Persönlichkeiten zu verschaffen'. Da nun eine solche Demosthenes ist, da aber erst sein Meisterwerk, diese Kranzrede, 'ein Bild dieses Mannes gewährt, das sich jedem, der überhaupt ein Empfinden für das Edle hat, unauslöschlich einprägt', so soll das Gymnasium sie behandeln und sich nicht damit begnügen, 'nur eine Olynthische oder Philippische Rede' (nur eine? warum nicht zwei bis drei?) zu lesen. Vor ihrem Umfange braucht man nach des Verfassers Meinung nicht zu 'erschrecken'; dieser verringert sich ja beim Fortbleiben der Aktenstücke um ca. 30 Paragraphen. Außerdem hält der Verfasser es für möglich — und darin stimme ich ihm ohne Bedenken zu — die letzten 36 Paragraphen fortzulassen (sie sind deshalb in dieser Ausgabe nur im Text, ohne Anmerkungen, gegeben) und mit § 288 die Lektüre zu beschließen, und behauptet nun, daß zur Bewältigung der zu lesenden ca. 258 Paragraphen nach seiner Erfahrung 'ein Quartal in O I vollauf genügt'.

Dieser Erfahrung kann ich ja keine andere zur Seite oder entgegenstellen, aber ich möchte doch darauf hinweisen, daß auf den meisten Gymnasien — d. h. auf allen, die nur Ostercöten haben — wohl kein Quartal, außer zuweilen dem von Ostern bis Johanni, viel mehr als zehn Schulwochen hat. Das zuweilen übermäßig lange Quartal von Neujahr bis Ostern kommt hier gar nicht in Betracht, da es wegen der oft schon Anfang Februar stattfindenden Reifeprüfung zur Lektüre

irgendwelches umfangreicheren Werkes in O I nicht benutzt werden kann. Im ersten Quartal der O I nun sämtliche sechs Wochenstunden ausschließlich der Lektüre des Prosaikers, also etwa dieser Rede, zu widmen und somit den Homer in dieser langen Zeit ganz auszuschalten und erst im August wider vorzunehmen, halte ich nicht nur für bedenklich, sondern für ganz unrichtig, zumal — wie der Verfasser selbst sagt — 'bei den geringeren Anforderungen, die heutzutage an das Wissen des Primaners gestellt werden'. Ich möchte hinzufügen: Auch an ihr Können müssen bei der jetzigen, leider sehr milden Versetzungspraxis geringere Anforderungen gestellt werden, als früher, auch noch vor 20 Jahren, berechtigt waren. (So behaupte ich aus voller Überzeugung und in bewußtem Gegensatz zu E. Huckert, in dieser Zeitschrift 1914, S. 18ff.) Zudem haben wir jetzt, ich sage wider, und aus voller Überzeugung: leider, die sogenannte 'Kurzstunde' von nur 45 Minuten, also die Unterrichtszeit ist gegen meine Jugend im Griechischen um 50 bis 60 Minuten wöchentlich verringert! Endlich aber müssen wir doch etwa in jeder dritten Woche 1—2 Stunden auf die in der Klasse anzufertigende schriftliche Übersetzung aus dem Griechischen, am richtigsten nach einem Diktat, und danach noch mindestens $^1/_2$ Stunde wider auf die Durchnahme dieser Arbeit verwenden: Danach glaube ich nicht, daß wir von Ostern bis Johanni mit dieser Rede, auch in der vom Verfasser vorgeschlagenen Kürzung, fertig werden können, sondern meine, daß das Gymnasium, *οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν*, auf sie, wenigstens auf ihre gründliche und sorgfältige Lektüre, verzichten muß. (Damit stimmt überein, was P. Wendland im Gymnasialverein in Marburg 1913 urteilte, s. 'd humanist. Gymnas.' 1913 S. 193.)

Freilich hat nun der Verfasser über die an eine solche Lektüre zu stellenden Anforderungen offenbar ganz andere Ansichten als ich und mit mir noch manche Kollegen: Schon oben führte ich die Worte an, daß das Gymnasium die Primaner fähig machen solle, 'aus eigener Kraft[1]) durch ernste Lektüre der klassischen Schriftsteller sich eine mehr als oberflächliche Kenntnis von großen usw. Persönlichkeiten zu verschaffen'. Diesem Satze entspricht aber meines Erachtens das nicht, oder doch nur zum geringen Teil, was der Verfasser dem Schüler im Kommentar, den Anmerkungen unter dem Text, gibt. Im Vorwort sagt er zwar, er habe 'grammatische Erörterungen vermieden und ästhetische Bemerkungen dem Ermessen des Lehrers überlassen', dagegen 'bei der Erklärung schwieriger Stellen und grammatischer Konstruktionen verhältnismäßig mehr Beihilfe gewährt'. Aber die Anmerkungen bieten in Wirklichkeit nicht eine, wenn auch noch so starke 'Beihilfe bei der Erklärung', sie bieten oft überhaupt sehr wenig Erklärung, sondern meistens nur Übersetzung, auch ganz einfacher und leichter Ausdrücke und Wendungen, und noch dazu eine vielfach ganz freie Übersetzung, die nach meiner Ansicht oft viel zu 'frei' ist. Ich wenigstens stehe noch, und denke stehen zu bleiben, auf dem alten, wie ich aber meine, nicht veralteten,

[1]) Die Hervorhebung einzelner Worte aus dem Vorwort, ebenso nachher aus den Anmerkungen rührt von mir her.

sondern wohlbewährten Grundsatze, die Schulübersetzung, auch in Oberprima, solle sein, 'so wörtlich (wortgetreu) wie möglich, so frei (wortungetreu) wie nötig'; und nach diesem Maßstabe ist vieles von dem, was der Verfasser in seinen Anmerkungen als 'Beihilfen' bietet, nicht zu billigen.

Zur Begründung dieses Urteils kann ich hier natürlich nur einige Beispiele aus der großen Menge, die ich mir angestrichen habe, aufführen: So halte ich gleich § 1 die Übersetzung der Worte *ὅσην . . . διατελῶ . . . τοσαύτην ὑπάρξαι* 'möge das gleiche Wohlwollen, das ich stets hege, mir zuteil werden', für zu frei, weil gar kein Grund vorliegt, das von *εὔχομαι* Abhängige zum Hauptsatz zu machen; § 4 *εὐλαβούμενος τοῦτο* 'um diesen Nachteil zu vermeiden' ist unnötig frei; ebenso § 7 *αἷς . . . ἰσχύει* 'welche das Übergewicht des Anklägers ausmachen'; desgleichen § 9 *ἀλλοτριώτερον* 'weniger freundlich', die Übersetzung 'entfremdet, abgeneigt', wie sie F. Blaß vorschlägt, bleibt doch dem Griechischen näher; § 10 *ὡς ἁπλᾶ . . . λέγω* 'wie wahr das ist' usw., ist falsch, denn der Schüler muß den Satz als Aussagesatz verstehen, also mit 'daß' einleiten; § 10 *μηδὲ φωνὴν ἀνάσχησθε* 'laßt mich überhaupt nicht erst einen Ton sagen', und *μηδενὸς τῶν μετρίων χείρονα* 'für einen ebenso loyalen Bürger wie jeden anderen' nenne ich überhaupt nicht mehr Übersetzung, sondern Inhaltswidergabe durch einen ähnlichen deutschen Ausdruck! Ebenso urteile ich über § 16. *τὸν ἐξετασμὸν ποιεῖσθαι* 'zum Austrag bringen'; § 17 *ἐπ᾽ ἀληθείας οὐδεμιᾶς* 'auf Grund wirklicher Tatsachen': da werden sich gewiß nicht alle Schüler darüber klar, daß im Griechischen der Singular steht; daselbst kann doch *ἀνατιθεὶς ἐμοί* unmöglich durch den Hauptsatz 'und setzte dabei auf mein Konto' widergegeben werden; § 28 *ἐν τοῖν δυοῖν ὀβολοῖν ἐθεώρουν ἄν* 'sie hätten auf den Zweiobolenplatz gehen müssen' ist wider viel zu frei; ebenso § 40 *ᾤχετ᾽ ἐκείνους λαβὼν εἰς τὸ μηδ᾽ ὁτιοῦν προορᾶν* 'er überrumpelte sie so, daß sie nicht im mindesten ahnten'; § 64 *τῆς ποίας . . . ἄν* ist abhängiger Fragesatz, der Verfasser macht es zum Hauptsatz: 'auf welche Seite hätte unsere Stadt . . . treten sollen?' auch § 69 *πάντα τἄλλ᾽ ἀφεὶς* muß nicht als Hauptsatz 'alles andere will ich übergehen' übersetzt werden; § 81 *ὥστε ταῦτα ὑπάρχειν αὐτῷ* 'um diese Orte behalten zu dürfen' ist zu ungenau; ebenso § 89 *οὐκέτ᾽ ἐκ τοῦ λόγου δεῖ μαθεῖν* 'bedarf nicht erst einer Begründung'. Warum soll wohl § 170 *ἣν . . . φωνὴν ἀφίησι*, worauf doch *ταύτην κτλ.* folgt, widergegeben werden durch 'wenn er . . . seine Stimme erhebt'? Warum soll § 173 *ἐξηταζόμην* unpersönlich übersetzt werden 'sich von mir erwies' statt 'ich mich als einer erwies, der . . .'; § 176 *ἀλλὰ μὴ (πρὸς τῷ) φιλονικεῖν γένησθε* 'anstatt euch in den Haaren zu liegen' ist wider viel zu frei usw.

Einzelne Übersetzungen halte ich, selbst bei den geringen Anforderungen, die wir heutzutage noch an Primaner stellen dürfen, für ganz überflüssig, und daher schädlich, weil sie jedes Nachdenken der Schüler verhindern; so § 4 *ὡς μετριώτατα* 'möglichst'; § 174 *ὡς ὑπαρχ. Θηβ.* 'in der Meinung', *ὡς δ᾽ ἔχει ταῦτ᾽* 'wie es damit steht'. Wenn § 174 erklärt ist *ἕτοιμα ποιήσ.* = *εὐτρεπίζω, εὐτρεπῆ ποιοῦμαι* 'sich ge-

winne', braucht gewiß nicht § 175 schon wider gesagt zu werden: ηὐτρέπισται 'hat sich geneigt gemacht'. Und wenn § 2 zu πρὸς . . . δικαίοις geschrieben ist 'abgesehen vom sonstigen R.', so braucht gewiß, selbst für heutige Oberprimaner, nicht schon § 22 wider zu stehen: πρὸς τῷ . . .: 'abgesehen davon, daß' usw.

Statt der vom Verfasser meistens allein gegebenen Übersetzung erscheint mir häufig nur eine Erklärung der Konstruktion oder eine Anleitung zur Übersetzung nötig; daß das genügt, dazu müssen auch unsere jetzigen Schüler meines Erachtens erzogen werden! So z. B. im § 3 müßte zu ἐγὼ μὲν der Gedankenstrich, den auch der Verfasser dahintersetzt, erklärt und begründet werden, auch der Name 'Aposiopese' darf meines Erachtens nicht fehlen, während der Verfasser nur als Übersetzung (?) gibt: 'für mich steht meine Ehre, meine politische Existenz auf dem Spiele'; das ist einesteils zuviel, andernteils zuwenig! § 12 περὶ ὧν ἐνίων kann das Pron. rel. auch Primanern noch Schwierigkeit machen, die ihnen durch die Übersetzung 'über die teilweise' nicht genügend erleichtert wird. § 13 müßte der große Satz ἀλλ' ἐφ' οἷς κτλ. in seiner Gliederung und Konstruktion erklärt werden; ebenso § 18 der Dativ Θηβαίοις . . . παθοῦσιν, während durch die beiden Anmerkungen: ὁτιοῦν . . . παθοῦσιν 'alles mögliche Übel gegönnt hätten' und ἐφήδεσθαι = 'Schadenfreude empfinden', der Schüler höchstens verwirrt wird. § 28 steht λέγε zum ersten Male, ohne erklärt zu werden, dagegen heißt es § 37: λέγε 'verlies', sehr oft in dieser Rede'. Wenn ferner § 59 με . . . ἀπαρτᾶν . . . τὸν λόγον τῆς γραφῆς einfach übersetzt ist 'daß ich einer Erörterung der Anklagepunkte aus dem Wege gehe', so wird der Lehrer es keinem Schüler übelnehmen dürfen, daß er meint ἀπαρτᾶν bedeute 'aus dem Wege gehen' und τῆς γραφῆς sei attribut. Genetiv zu λόγον, während es doch genet. separationis zu ἀπαρτᾶν = 'entfernen' ist! § 95 genügt es nicht ὑπάρχειν . . . εἰδότας als 'erweiterter Ausdruck für εἰδέναι' anzusehen; der Begriff 'von vornherein' liegt auch darin. Auch an anderen Stellen, wo der Verfasser nicht übersetzt, sondern etwas zur Erklärung sagt, genügt das meines Erachtens nicht, z. B. soll § 99 der Plural τούτων nach ὁτιοῦν durch die Bemerkung erklärt werden 'ὁτιοῦν ist dem Sinne nach Pluralis', und gleich nachher zu αὐτούς: 'wie ὁτιοῦν so enthält auch τις einen Pluralis'; ich meine, die beiden verallgemeinernden Bedingungssätze κἂν . . . ἐξαμάρτῃ und ἐὰν . . . καταλαμβάνῃ müssen dem Schüler als solche klar werden, aus ihnen ergibt sich der Plural τούτων und αὐτούς. — Zuweilen gibt der Verfasser Übersetzung und Erklärung, z. B. § 178 zu πῶς χρήσ. παραινῶ: 'πῶς gehört eng zu χρήσασθαι "welche Art des Verfahrens soll ich da anraten", παραινῶ ist Conj. dubit.' — τούτῳ . . . μοι πρόσχετε 'auf diesen Punkt richtet mir (Dat. ethic.) euer Augenmerk'; nach meiner Ansicht müßten hier beide Übersetzungen fehlen und nur das andere dastehen. Warum der Verfasser § 7 παρελθεῖν 'zurückweisen' übersetzt und 'das Bild nicht nachahmen will, verstehe ich nicht; man sagt doch auch im Deutschen z. B. 'über etwas hinwegkommen'.

Nicht immer passen die Anmerkungen genau zu dem Texte, z. B. die Anm. zu § 6 beginnt schon bei περὶ . . . ἀγῶνος; § 17 steht im

Texte: καθ' ἕκαστ, in der Anm.: καθ' ἓν ἕκαστ'; § 23 im Text: εἰ . . . ἐπεπράκειν Φιλίππῳ, in der Anm.: 'wenn ich, von Philokrates erkauft', usw.; § 51 Text: παρηνώχλησθε, Anm.: ἠνόχλησθε; § 61 Text: φορά, Anm.: φοράν; § 80 Text: νομίζειν, Anm.: τὸ νομίζειν; § 82 Text: ἀτιμώσαντες, Anm.: ἀτιμάσαντες; § 177 Anm. das ἡμῶν vor ἐγγυτέρω steht nicht im Texte. Einzelnes davon mag ein Druckfehler sein, wie solcher gewiß zu erkennen ist § 25 ὁ πράττων ὑπὲρ ὑμῶν 'der für mich eintrat'; § 60 Text: οὐδέ statt οὐδέν (s. Anm.); § 61 adverbiel; § 68 Anm. ὑμνήμαθ' statt ὑπομνήμαθ'; § 69 Anm. erst 357, dann doch 358; § 71 'Bedeutung . . . auf die M.'; § 79 Überschrift: 343/4; § 170 Anm. 'er erhob sich'. Ob auch im Texte die Silbentrennung ἔσεσθαι § 26 und ἀπολογήσασθαι § 53 ein Druckfehler oder Absicht des Verfassers ist, weiß ich nicht.

Um den Überblick über die ganze Rede zu ermöglichen und zu erleichtern, und um das Verständnis des Inhalts zu steigern und so das Interesse festzuhalten, hat der Verfasser die Rede in größere und kleinere Abschnitte zerlegt und diese mit Überschriften und Inhaltsangaben versehen. Alles dieses aber steht zwischen dem Texte, und die Inhaltsangaben sind zuweilen sehr ausführlich; infolgedessen wird der Schüler sie schon vor dem griechischen Texte lesen und in sich aufnehmen, während sie doch eigentlich erst das Ergebnis der Übersetzung sein sollten. Besser wäre es wohl, nur Überschriften und — vielleicht ganz kurze — Randbemerkungen über den Inhalt den einzelnen Textabschnitten voranzustellen, das übrige aber entweder innerhalb der Anmerkungen zu geben oder zusammengefaßt und übersichtlich nach dem Schluß der Rede. Eine klare und übersichtliche Disposition der Rede bekommt der Schüler hier aber gar nicht: dem stark gedruckten 'Prooemium' § 1—7 (mit drei Unterteilen) entspricht erst § 53 der 'Hauptteil', dazwischen stehen eine ganze Anzahl kleinere Abschnitte ohne zusammenfassende Überschrift, und der 'Hauptteil' ist auch nicht ordentlich zerlegt.

Hinsichtlich des Textes hat sich der Verfasser an Blaß-Fuhr angeschlossen und, was ja in einer Schulausgabe durchaus richtig ist, keine selbständige Revision erstrebt; einige Abweichungen sind in dem 'Kritischen Anhang', S. 119f., besprochen und begründet. Dabei fällt aber auf, daß an einer Anzahl Stellen im Texte griechische Worte eingeklammert sind, also wohl als Glossen oder als falsch angesehen werden sollen, daß aber in den Anmerkungen und in diesem Anhang nichts über sie gesagt ist, so § 3; 43; 52; 71; 79; 100; 170 und öfters, während § 20; 44 und öfters die Einklammerung begründet ist als 'Randbemerkung eines Lesers', als 'Glosse' u. dgl. Über § 289 und 290 steht im Anhang, der Verfasser habe sie 'eingeklammert', und das wird dann begründet, wie ja auch von anderen längst Zweifel an der Echtheit dieser Stelle geäußert sind; im Texte aber sind die beiden Paragraphen gar nicht eingeklammert, sondern nur im § 290 die auch in anderen Ausgaben beanstandeten vier Worte καὶ ἐν αὐτῷ τούτῳ.

Noch zu einer Bemerkung gibt mir der Text Anlaß, nämlich in betreff der Interpunktion: Nicht selten steht nach einem Attribut, einem attributiven Partizip oder nach einem absoluten Genetiv ein sonst nicht

übliches Komma, so § 9 *ἵνα μηδεὶς . . . ἡγμένος, ἀλλοτριώτερον . . . ἀκούῃ μου,* § 20 *οἷς . . . ὀργιζόμενοι, ἑτοίμως ὑπηκούσατε,* § 40 *ἀκούεθ' ὡς σαφῶς . . . διορίζεται, ἐν τῇ . . . ἐπιστολῇ,* § 51 *εἰ μὴ καὶ τοὺς . . . πράττοντας, φίλους . . . δεῖ καλεῖν,* § 72 *ὁρῶν καταδουλούμενον . . . ἐκεῖνον, ἠναντιούμην,* § 82 *οἱ γὰρ . . . πρέσβεις ἀφικνούμενοι, παρὰ σοὶ κατέλυον* und öfter. Dagegen fehlen Kommata vor und nach Nebensätzen, z. B. § 16 *πρὸς ἅπασιν . . . τοῖς ἄλλοις οἷς ἂν εἰπεῖν τις ἔχοι,* so § 25 vor *τί* und vor *ἐν οἷς,* § 27 vor *ἐν οἷς* und vor *ἅ,* § 32 vor *ὅπως* und vor *ὅτι,* § 52 zwischen dem Bedingungs- und dem Nachsatz, § 176 vor *μή;* § 32 steht nach *ἡμῶν* ein Punkt statt eines Kommas; ganz falsch ist ohne Zweifel § 69 interpungiert: *λοιπὸν τοίνυν ἦν καὶ ἀναγκαῖον ἅμα, πᾶσιν οἷς . . . ὑμᾶς, ἐναντιοῦσθαι.* Ich meine, eine sorgfältige und wohl überlegte Interpunktion könnte dem Schüler, der selbständig arbeiten soll und will, die Arbeit wesentlich erleichtern, könnte es ihm ermöglichen, auch größere Sätze zu durchschauen und zu verstehen und somit 'aus eigener Kraft' etwas zu leisten, was die ganz fertig dargebotenen Übersetzungen nie bewirken können.

2) E. Reichelt, Griechisches Lesebuch für die V. und VI. Klasse österreichischer Gymnasien. Wien 1913, F. Tempsky (Leipzig, G. Freytag). 520 S. Geb. 6 Kr. = 5 *M*.

Ein umfangreiches und sehr inhaltsvolles Buch! Neben dem Titel ein Bild der Akropolis von Athen in der Widerherstellung von Bamberger, dann nach dem 'Inhaltsverzeichnis' auf S. 9 ein 'Schalenbild', attischen Schulunterricht darstellend, und unter der Überschrift 'Der Jugend' vier Sprüche von Aristoteles, Isokrates und Hesiod, z. B. *τῆς ἀρετῆς ἱδρῶτα* usw. Darauf folgt der eigentliche Lesestoff: Zuerst 'Vorübungen', S. 10—26, achtzehn 'äsopische Fabeln', acht 'kleine Erzählungen' ohne Quellenangabe, zum Teil aus Herodot; auf S. 20 einige 'jambische Trimeter' (z. B. *ὁ μὴ δαρεὶς κτλ.*), elf Fabeln des 'Babrios', S. 23 f. einige 'daktylische Hexameter' (z. B. *Κροῖσος Ἅλυν διαβὰς κτλ.*) und 'elegische Distichen', endlich S. 24 ff. 'aus Homers Ilias' das Zusammentreffen des Glaukos mit Diomedes, Z 119 ff. — Danach sieben Hauptabschnitte: I. 'Hellas. Land und Leute', S. 27—58, mit den Unterabteilungen 'Aus der Geographie Griechenlands', fünf Abschnitte aus oder 'nach Strabo und Pausanias' (dabei zwei Bilder, 'Ebene von Sparta mit dem Taygetus' und 'Delphi'), 'Zur Charakteristik griechischer Orte und ihrer Bewohner', meistens Sprüche und Verse, 'Die Akropolis von Athen' nach Pausanias (mit Bild 'Athen von der Pnyx aus gesehen'), 'Die thessalische Tiefebene' nach Herodot, 'Das Tempetal' nach Aelian (mit Bild), 'Von den Pelasgern', zwei Abschnitte aus Herodot, 'Der athenische Synoikismus unter Theseus' aus Thukydides, 'Die Hellenen an der kleinasiatischen Küste: Ioner, Dorer, Äoler' aus Herodot, 'Sizilien' aus Thukydides (mit Bild 'Trapani mit Mons Eryx'), 'Beziehungen zwischen Hellas und Ägypten' aus Herodot. — II. 'Schrift und Sprache der Griechen', S. 59—80: 'Die Phöniker bringen den Griechen das Alphabet' aus Herodot und 'Erfin-

dung der Buchstaben in Ägypten' aus Platon. Dann Belehrungen über 'die griechische Schrift', die Alphabete usw. nach 'Kirchhoff', über 'Zahlzeichen', über 'die griechische Sprache; ihre Dialekte', mit Proben, meist aus Inschriften, S. 71 'griechische Literatursprachen', S. 72 'die Koine, die Schriftsprache der hellenistischen Zeit' mit der Probe 'aus dem Evang. Matthäi V—VII' und zwei Briefen aus dem 2. Jahrhundert n. Chr., dazu zwei Bilder 'Papyrusstauden am Anapus' und 'griechische Papyrushandschrift aus Ägypten'. — III. 'Die Götter der Griechen', S. 81—108; voran als Motto Hesiod ἔργα 1—8, dazu der 'Zeus von Otrikoli', danach sieben Abschnitte aus Hesiods Theogonie, drei aus homerischen Hymnen, einer aus Platon, drei aus Herodot, endlich 'Anfragen an die Gottheit in Dodona' (Bleitäfelchen) und 'Inschriftliche Bestimmungen über den Schutz der Tempel und heiligen Stätten' (nach W. Janell, Ausgew. Inschriften). — IV. 'Aus der griechischen Heldensage', S. 109—300; zunächst sechs prosaische Erzählungen: Pelops, Phrixos und Helle, Die Argonauten, Medea und Glauke, Theseus, Herakles am Scheidewege, darauf zwölf Abschnitte aus der Ilias und fünfzehn aus der Odyssee, nebst verschiedenen Bildern und, bei einigen Abschnitten, kurzen Vorbemerkungen zur Herstellung des Zusammenhangs usw. — V. 'Bilder aus der griechischen Geschichte', S. 301—416: zuerst fünf Abschnitte aus Pausanias über die '[sagenhaften] messenischen Kriege', dann vier Gedichte des Tyrtäos, siebzehn Abschnitte aus Herodot über 'Die Perserkriege' (dazwischen auch ein Abschnitt 'Themistokles und Aristides', nach Plutarch, und Epigramme); danach 'Der peloponnesische Krieg', neun Abschnitte aus Thukydides, zwei aus Plutarch, drei aus Xenoph. Hellen., S. 366 ff. eine größere Stelle 'aus den Quotenlisten des 1. attischen Seebundes', sowie zwei Inschriften; endlich 'Die Zeit nach dem peloponnesischen Kriege', sechs Abschnitte aus Xenoph. Hellen., einer aus Plutarch und 'Die Stiftungsurkunde des 2. attischen Seebundes'. — VI. 'Das Staatswesen der Athener', S. 417—454; zunächst S. 417 Abbildungen attischer Münzen nebst drei Aussprüchen des Platon, des Isokrates und Plutarchs; dann A. 'Entwicklung der athenischen Staatsverfassung', 19 Abschnitte, B. 'Die athenische Staatsverfassung zur Zeit des Aristoteles', 13 Abschnitte aus Aristoteles Ἀθηναίων πολιτεία; dazwischen Gedichte Solons, ein Skolion 'Harmodios-Lied', zuletzt drei athenische Volksbeschlüsse. — VII. 'Vermischtes', S. 455—507: zunächst verschiedene Stücke aus Lukian, Herodot, Platon, Xenophon, Aristoteles, Plutarch, Isokrates; der 'Eid der Epheben in Athen', fünf verschiedene 'Erzählungen' aus Herodot, Epigramme, Anekdoten und Aussprüche, Dichterworte, kurze Gedichte, 'Poesie des Friedhofs', Steininschriften 'Wunderkuren im Asklepiosheiligtum in Epidauros', Volkslieder und Volksverse (z. B. zum 'Blinde-Kuh-Spiel': χαλκῆν μυῖαν θηράσω,-θηράσεις ἀλλ' οὐ λήψει). Verschiedene Stücke 'Aus der Himmelskunde' und 'Aus der Mathematik des Altertums' (nach M. C. P. Schmidt, 'Realistische Chrestomathie'), 'Von der antiken Schule' (z. B. die 'Strafarbeit': φιλοπόνει, ὦ παῖ, μὴ δαρῇς), 'Heitere Verse' und 'Rätsel'. — Den Beschluß macht S. 508 – 520 ein 'Anhang', enthaltend eine 'Zeittafel' bis 362 v. Chr., eine 'Literaturtafel' bis ca. 200 n. Chr., 'Jahresrechnung und wichtige Feste in Athen', einiges über

die 'Form der athenischen Volksbeschlüsse', endlich das Wichtigste über 'Attische Maße und Gewichte'.

Also ein sehr reichhaltiges Buch! Und nach dem bekannten Worte: 'Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen' kann wohl jeder Lehrer in diesem Buche manches und mancherlei finden, was er gern mit seinen Schülern lesen möchte — wenn er sich dazu entschließen wollte, auf die Lektüre einzelner Schriftsteller zu verzichten und jahrelang, ja während der ganzen Schulzeit, nur ein 'Lesebuch' zu benutzen!

In dem, anstatt eines Vorworts zugleich mit dem Buche versandten, umfangreichen 'Begleitwort' sagt der Verf. über und gegen den bisherigen Kanon unserer Schullektüre, er lasse 'wichtige Partien der alten Geschichte und Kultur unberücksichtigt', und nennt als solche 'athenische Verfassung, peloponnesischer Krieg, die griechische Lyrik, die Anfänge der exakten Wissenschaften u. a.'. Das trifft die in Preußen im allgemeinen übliche griechische Schullektüre nur in bezug auf die exakten Wissenschaften, denn athenische Verfassung muß und wird z. B. bei der Lektüre des Thukydides und Demosthenes zu behandeln sein, Abschnitte des peloponnesischen Krieges werden in der Darstellung des Thukydides und Xenophon gelesen, für einige griechische Lyriker lassen sich sowohl in U I wie in O I jährlich je zwei Wochen, also 10—12 Stunden, gewinnen. Aber z. B. die Kongruenzsätze oder den pythagoreischen Lehrsatz nebst Beweisen, oder gar die Behandlung einer Gleichung in regelmäßigen griechischen Unterrichtsstunden zu behandeln (wie es nach diesem Lesebuch S. 493 ff. doch geschehen soll), dazu würde ich mich nie entschließen, das könnte doch nur eine Amüsier-, aber keine Arbeitsstunde sein, so daß man dazu höchstens einmal eine 'Supplierstunde' gegen Ende des Schuljahres verwenden dürfte! Außerdem sind ja auch noch immer besondere Geschichtsstunden zur systematischen Behandlung der alten Geschichte, der athenischen Verfassung usw. da! Und alles, was der Verf. in diesem großen Buche bietet, soll und kann gar nicht in den zwei Schuljahren der fünften und sechsten Klasse — unserer Sekunden — gelesen werden, sondern ist auf 3—4 Jahre berechnet, und der Lehrer muß und soll daraus wider eine Auswahl treffen nach 'seinem Geschmack und dem der Klasse'. Dann werden also manche Abschnitte ganz oder größtenteils ausfallen und die Schüler auch noch nur lückenhafte Bilder vom antiken Leben und Wesen bekommen. Der Verf. will nämlich hier 'den Schülern reichere Ausblicke auf die Kultur der Alten eröffnen als die jetzige Schullektüre'.

Nach meiner Ansicht ist nun gar zu vielerlei geboten, so daß der Unterricht kaum je dazu kommen kann und wird, daß Lehrer und Schüler sich in einen Schriftsteller etwas 'einlesen'. Das halte ich aber noch immer für richtig, ja nötig, und erachte deshalb den bisherigen preußischen Kanon, in dem Xenophons Anabasis (aus der hier gar nichts geboten wird, obwohl sie doch gerade eine rechte 'Jugend- und Anfängerlektüre' ist, wie zu meiner Freude auch P. Wendland im Gymnasialverein zu Marburg 1913 geurteilt hat, s. 'Das humanistische Gymnasium', 1913, S. 186) den Anfang der längeren Schullektüre macht, und in dem wir dann durch Xen. Hell. und Memor., oder Lysias, sowie Herodot zu

Thukydides, Platon und Demosthenes kommen, und von Homers Odyssee zur Ilias und der Tragödie gehen, noch immer für im wesentlichen richtig und gut. Und es ist doch etwas anderes, ob ich dem Schüler einige ganze Bücher von Herodot oder Thukydides in die Hand gebe und daraus größere Abschnitte lese, den Inhalt dessen, was ich etwa überschlage, mitteile und so die Abschnitte sachlich verknüpfe, wobei allen Schülern zum Bewußtsein kommt, daß sie ein größeres Ganzes kennen gelernt haben, einzelne sich vielleicht auch bewogen fühlen, von dem Überschlagenen noch einiges für sich zu lesen, als wenn sie einzelne kleinere und größere Lesestücke lesen, deren Verfasser nur im Inhaltsverzeichnis steht — also den meisten Schülern gar nicht bekannt wird —, und von deren Werken usw. sie gar nichts erfahren, nicht einmal den Titel lesen! Ja, etwas anderes ist es auch noch, wenn die Schüler etwa für ein Semester eine Auswahlausgabe aus Herodot oder aus Xenophons Hellenika (eine solche aus der Anabasis lehne ich entschieden ab, diese soll der Schüler als Ganzes haben und kennen lernen!) haben und daraus größere Abschnitte lesen; auch dann haben und bekommen sie das Bewußtsein, einen wirklichen Schriftsteller vor sich zu haben.

Wenn ich somit ein solches 'Lesebuch' zur allgemeinen Einführung und Benutzung nicht empfehlen möchte, wie ich seinerzeit auch das griechische Lesebuch von U. v. Wilamowitz abgelehnt habe (s. Wochenschrift f. klass. Philol., 1902, S. 454 ff.)[1]), so mache ich weiter noch darauf aufmerksam, daß manches von dem Inhalt des Buches auch über das Verständnis und Bedürfnis der Klassenstufe, für die es berechnet ist, hinausgeht und zu schwer ist. Man denke nur: Thukydides, Aristoteles u. a. für Sekundaner! Auch damit kann ich mich nicht befreunden, daß schon in den 'Vorübungen' verschiedene Dialekte durcheinander dargeboten werden: Äsop, Babrios, Herodot, Homer! Diese Vorübungen 'haben erstens den Zweck, den Schüler in die Lektüre zusammenhängender Stücke einzuführen, zweitens ihm metrische Grundbegriffe beizubringen und drittens die Lektüre Homers und Herodots vorzubereiten'. Nun halte ich es ebensowenig wie der Verf. für 'schrecklich', wenn etwa bei der Herodot- und Homerlektüre einzelne ionische Formen in den schriftlichen Arbeiten der Schüler vorkommen; ich streiche sie dann an und lasse sie ändern, rechne sie aber nicht als grobe Fehler, vorausgesetzt, daß es an sich richtige Formen sind. Aber ich meine und fordere, daß die Schüler erst in einer Mundart und in einem Zeitraum der griechischen Sprache einigermaßen sicher und damit vertraut werden müssen, ehe zu einem andern übergegangen wird.

Weiter aber erscheint es mir nicht richtig, daß erst nach einer 'drei- bis viersemestrigen Beschäftigung mit der griechischen Sprache', die dieses Buch voraussetzt, die Schüler durch solche 'Vorübungen' in die Lektüre zusammenhängender Stücke eingeführt werden. Im Lateinischen beginnen wir spätestens in Quarta mit zusammenhängender Lektüre — wollen und dürfen wir da die Tertianer im Griechischen

[1]) Auffallenderweise erwähnt der Verf. in seinem 'Begleitwort', S. 10, dies in seiner Weise doch sehr vortreffliche Werk gar nicht!

$1^1/_2$—2 Jahre lang nur mit Einzelsätzen eines Übungsbuches nähren? Ich weiß ja wohl, daß noch immer gar viele Lehrer das tun und für nötig halten, daß sie meinen, nicht eher an zusammenhängende Lektüre herantreten zu können, als bis die ganze Grammatik, d. h. die regelmäßige und unregelmäßige Formenlehre, in der Schule gründlich durchgenommen, auswendig gelernt und mit dem Übungsbuche, namentlich auch durch Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische, eingeübt ist. So kommt es denn, daß vielfach in O III kaum ein Buch von Xenophons Anabasis gelesen wird, in U II neben weiteren Büchern Xenophons kaum zwei Gesänge der Odyssee! Das könnte ganz anders werden, wenn man sich allgemein entschließen wollte, wie es ja an verschiedenen Gymnasien seit Jahren mit gutem Erfolge geschieht, den Anfangsunterricht gleich an einen wirklichen griechischen Schriftsteller, Xenophon, Pausanias u. a., anzuschließen, so daß dann in den beiden Jahren der Tertia z. B. 3—4 Bücher der Anabasis gelesen werden; dann kann in Sekunda die Lektüre schneller fortschreiten, ohne daß die Gründlichkeit, welche die 'gemeinsame Arbeit von Schüler und Lehrer' anstreben soll, irgendwie zu leiden braucht. Oder man sollte sich entschließen, der Ahrensschen Methode des Anfangs mit Homer, die ich in meiner Jugend in Hannover kennen gelernt und deren gute Erfolge ich dort gesehen habe, aufzunehmen und anzuwenden, nachdem Hornemann und Agahd sie erneuert und zeitgemäß ergänzt haben. Auch dann aber müßte man sich 1—2 Jahre auf Homers Odyssee beschränken und mit ihr allein beschäftigen — denn es bleibt dabei und ist nicht zu ändern, daß die jungen Schüler mehr Verständnis und Interesse für den Inhalt der Odyssee als für den der Ilias haben — und erst nachher zu Prosaikern und zur Ilias übergehen. Aber auch bei dem gewöhnlichen Lehrgange, wenn man denn durchaus vom Übungsbuche in Tertia nicht glaubt lassen zu können, wäre es meines Erachtens wohl möglich, ein erheblich größeres Pensum wirklicher, zusammenhängender Lektüre zu bewältigen, wenn man nur von Anfang an mit Rücksicht auf das Hauptziel des gesamten griechischen Unterrichts — Lektüre — nicht deutsch-griechisch, sondern griechisch-deutsch unterrichtete, d. h. nicht bei und zu jedem Paragraph der Grammatik das Übersetzen ins Griechische ebenso stark und gründlich wie das aus dem Griechischen, oder gar mehr, betriebe und übte, sondern recht früh und möglichst viel, oft ausschließlich, aus dem Griechischen übersetzte!

Vollends von den beiden homerischen Epen den Schülern nur Bruchstücke vorzulegen, halte ich für ganz falsch, und ich verlange, daß unsere Gymnasiasten die ganze Odyssee und die ganze Ilias besitzen und kennen lernen. Freilich übersetzen und durchnehmen kann man sie in der Schule nicht; das ist auch früher wohl selten oder nie geschehen. Aber trotzdem wir infolge unserer jetzigen gar zu milden Versetzungspraxis nicht ganz wenige Schüler in den obersten Klassen haben, die nicht nur *invita Minerva*, sondern *invitis omnibus deis omnibusque deabus* das Gymnasium besuchen und sich das Reifezeugnis gar nicht erarbeiten, sondern nur ersitzen wollen als ein Dokument (wie unser Verf. es nennt), 'als Anstellungsgrundlage für Manipulations- und

Subalternbeamte', dürfen wir doch nie darauf verzichten, daß die Schüler jedes der beiden Epen ebenso wie die Tragödien, die platonischen Dialoge usw., die behandelt werden) als Ganzes verstehen und würdigen, indem sie einen 'Durchblick' und einen 'Überblick' über die ganze Dichtung bekommen. Das wird ja schon dadurch ermöglicht und erleichtert, daß die Odyssee sich ganz klar in sechs Teile zu je vier Gesängen zerlegt, die wider kleinere, in sich abgerundete Abschnitte bilden, und daß bei der Ilias die vier 'Schlachttage' den Rahmen bilden, an dem sich fast alles andere anschließen läßt. Auch eine Besprechung über die Entstehung der Epen und eine Erörterung dessen, was man etwa über die sogenannte homerische Frage den Schülern geben will, ist doch nur möglich, wenn sie die ganzen Epen vor sich haben.

Trotz dieser grundsätzlich ablehnenden Stellung, die ich diesem 'Lesebuche' gegenüber einnehme, will ich schließlich aber sehr gern anerkennen, daß der Verf. offenbar mit großer Liebe zur Sache und mit tiefstem Verständnis seine Auswahl getroffen und das Ganze zusammengestellt hat. Freilich hat er die Benutzung des an sich sehr schönen Buches dadurch noch recht erschwert, und zwar meines Erachtens ganz unnötigerweise, daß er nur im 'Inhaltsverzeichnis' die Namen der Schriftsteller nennt, denen die einzelnen Abschnitte entnommen sind, und auch nur ihre Namen, gar nicht genauer die Stelle, das Buch od. dgl., so daß das Auffinden mancher Stelle, um kommentierte Ausgaben zu benutzen — und welcher Lehrer sollte das, zumal da hier gar keine Erklärungen gegeben werden und kein Kommentar in Aussicht gestellt wird, nicht nötig haben?! — recht mühselig, fast unmöglich ist. Dazu kommt noch, daß im Texte gar keine Kapitel und Paragraphen abgeteilt, ja oft seitenlang nicht einmal Absätze gemacht sind, so daß auch den Schülern die Übersicht usw. sehr erschwert ist. Nur bei den Stücken aus Homer und Hesiod sind die Verse gezählt, aber jedesmal die des einzelnen Abschnitts für sich, ohne jeden Hinweis auf das Original!

Die Ausstattung ist sehr schön, der Druck recht sauber und korrekt; nur wenige Fehler sind mir aufgefallen. Daß ich davon die wichtigsten hier anführe, mag dem Verf. zeigen, mit welchem Interesse ich das Buch durchgesehen habe: S. 4 Dionysos, S. 95 Dionysus; S. 4 und S. 7 Krösos, S. 100, S. 471 und S. 473 Krösus; S. 5 Tyrtaeos, S. 309, S. 311 und S. 512 Tyrtäos; S. 4 und S. 7 Plato, S. 4 Plat., S. 7 und S. 513 Platon; S. 61 Poloponnes; S. 98 Radamanthys; S. 118 ἐνδρεύουσι; S. 214 Ogygie; S. 274 zweimal Peneloppe; S. 391 Aigospotamoi, S. 392 Ägospotami; S. 8 Epidauros, S. 483 Epidaurus; S. 509 Pisistratos; S. 510 Koroneia, aber Kadmea und Mantinea; S. 513 Diodoros (Siculus); — Von '100 Freiern' berichtet Athene dem Odysseus nicht in Od. XIII (S. 267); auch ist Telemach nicht 'vor längerer Zeit' nach Pylos usw. gefahren.

Für den Fall, daß dies Buch den 'Beifall der Amtsgenossen' findet, wird ein zweiter Band in Aussicht gestellt, in welchem 'die Geschichte bis zum Untergang des Griechentums, ferner die Redekunst, die Lyrik, das Drama und die Philosophie dem Lernenden vor Augen geführt werden soll'. Ob da der Verf. auch von Reden des Lysias oder

Demosthenes, von Tragödien des Sophokles und Euripides und von einigen Dialogen Platons, etwa gar von der Apologie, nur einzelne Bruchstücke zur Lektüre darbieten wird?!

Altona. W. Vollbrecht.

Apulei Platonici Madaurensis metamorphoseon libri XI. Iterum ed. Rudolfus Helm. Lipsiae 1913, B. G. Teubner. VIII, 296 S. 8. Geh. 3 ℳ, geb. 3,40 ℳ.

Die schon nach sechs Jahren eingetretene Notwendigkeit einer neuen Auflage von Apuleius Roman kommt wohl nicht nur auf Rechnung des von den verschiedensten Seiten her verstärkten Interesses für diesen Schriftsteller: vornehmlich haben hier gewiß gewirkt die anerkannten Vorzüge der Helmschen kritischen Ausgabe, der ersten, die diesen Namen verdient, die peinlich genaue Angabe der Überlieferung, ihre von echt konservativem Geist getragene vorsichtige und glückliche Ausdeutung, die zahlreichen knappen und treffenden Erläuterungen, die einen Kommentar zum Teil ersetzen, und manche anderen Einrichtungen zur Bequemlichkeit des Benutzers. Die neue Ausgabe unterscheidet sich von der ersten äußerlich so wenig, daß sie sogar in Seiten und Zahlen völlig mit jener übereinstimmt. Trotzdem ist überall die bessernde Hand des Verf. zu spüren. Der Text ist mehrfach noch konservativer gestaltet, so ist S. 67, 13 *hactenus* wider eingesetzt und durch *prorsus* erklärt, S. 136, 16 das eingeschobene *caelum* wider entfernt, S. 90, 23 *ursae* wider entklammert und erläutert. Ref. würde an manchen Stellen noch weiter gehen, z. B. S. 114, 5, wo die Auslassung des Subjektsakkusativs *se* vor *facturum spopondit*, obwohl oft korrigiert, so gewöhnlich ist, auch z. B. apol. 2 *(pollicitus ita facturum)*. 46. 48. S. 210, 2 ist vielleicht doch das überlieferte *mendosus* = *mendax* zu halten, statt durch ein unbelegtes *mendaciosus* zu ersetzen: zu *mendum*, bzw. *-a* = *mendacium* vgl. Georges und dazu Chiron S. 39, 2, außerdem C. Gl. L. II, 480, 28 *ψεύστης mendax, mendosus.* Auch das merkwürdige *bibere solitarias postulant* S. 50, 22 scheint mir noch nicht aufzugeben: *solitarias* (sc. *potiones*, vgl. Petr. 41 *staminatas duxi*) könnte ein Ausdruck des Komments sein, von dem wir im ganzen so wenig wissen. Andererseits kann man Zweifel hegen an der Richtigkeit des von Leo verteidigten *dispectae* S. 95, 16: Zu dem folgenden *disturbataeque* stimmte eher ein *disiectae.* Wenn S. 246, 16 *earum* zu ändern ist, würde ich *dapum* vorziehen. Eine tiefere Verderbnis waltet vielleicht S. 120, 2 ob: nach Anleitung von S. 149, 6 möchte man ⟨*ultra*⟩ oder ⟨*super*⟩ *sexum audaciam mutuatur* vermuten (*s. a. mutatum* ⟨*it*⟩, Walter, Bl. f. Gymn. 1914 S. 124). — Auch die kurzen Erklärungen zum leichteren Verständnis des Textes oder zur Stütze der Überlieferung sind vielfach vermehrt. Zu *filium publicum*, S. 94, 22, konnte wohl auf inschriftliches *υἱὸς πόλεως* verwiesen werden, vgl. Liebenam, Städteverw. S. 131. Die von Haupt angefochtene Wendung *fugae praesidium* (st. *se*) *mandare* steht auch Hist. Apoll. S. 14, 6, Riese. Nicht immer einverstanden wird man mit der Gestaltung der Orthographie sein, die sich sehr eng an die in diesem Punkte keineswegs musterhafte Handschrift anschließt. Schreibungen wie

baccillum, bractea, foenus, illico, necquicquam, pugillatur (vgl. S. 3, 11 *agilles* = *agiles* u. ä.) haben schwerlich antike Gewähr. Noch wäre zu wünschen, daß H. zur Erleichterung des Zitierens sich entschlösse, in der nächsten Auflage eine Einteilung der oft sehr langen Kapitel in Paragraphen durchzuführen.

Offenbach a. M. Wilhelm Heraeus.

Antigone, Tragödie des Sophokles, übersetzt von Ludwig Bellermann. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1912. 98 S., Kart. 2 ℳ.

Unter den Verdeutschungen klassischer Werke des Altertums, die ja heutigentags in großer Menge erscheinen und sich auch an weitere Leserkreise wenden, nimmt die Übersetzung der Sophokleischen Antigone von Ludwig Bellermann eine hervorragende Stellung ein und gehört zu denen, die auch im deutschen Gewande als Kunstwerke begrüßt zu werden verdienen und dem Leser einen Begriff geben von dem hohen künstlerischen Werte des Originalwerkes.

Das auch durch ein gefälliges Äußere sich empfehlende Bändchen bringt an der Spitze zur Einführung in das Drama eine 'Einleitung', in der der Übersetzer in geistvollen Ausführungen die berühmte Tragödie nach allen Seiten beleuchtet und den mannigfachen Problemen in dem Werke, die schon viele Federn in Bewegung gesetzt und eine fast unübersehbare Literatur hervorgerufen haben, mit scharfer Dialektik zu Leibe geht, bei jeder Frage das Für und Wider sorgsam abwägend und die Grundsätze einer vorsichtigen und konservativen Kritik befolgend. Mit den Ergebnissen bin ich im ganzen durchaus einverstanden, im einzelnen nehme ich da und dort einen etwas andern Standpunkt ein, so hinsichtlich der Auffassung des berühmten Verses: 'Nicht mitzuhassen, mitzulieben usw.', den man nach meiner Ansicht nur nach dem Zusammenhang und im engsten Anschluß an den vorhergehenden Vers erklären darf, sonst bekommt der Charakter der Heldin den Anflug einer gewissen christlichen Anschauung, und diese paßt weder in die Zeit noch für die leidenschaftliche Jungfrau, die den Kreon, wenn sie ihn vielleicht auch nicht geradezu haßt, doch in einer Weise behandelt, die mit Liebe gewiß keine Verwandtschaft hat. — Gefreut hat es mich, daß Bellermann die bis zum Überdruß behandelten Worte der Antigone (V. 904—920) beibehält und für sie eintritt. Als Beweis für ihre Echtheit könnte man auch anführen, daß Antigone in jener Szene nicht mehr das herbe und heroische Weib ist wie vorher, sondern angesichts des Todes und in dem Gedanken, als eine Ehelose sterben zu müssen, in gleicher Weise wie jede andere Hellenin spricht und klagt; ja noch mehr, sie verliert, wenn auch nur vorübergehend, ihre sichere Haltung und die Gewißheit über die Berechtigung ihrer Tat und verfällt ins Grübeln, wie wir aus den Versen 921—928 ersehen. Aus dieser augenblicklichen Unsicherheit ist das Streben sich zu rechtfertigen und die eigentümliche Art der Rechtfertigung entsprungen.

Die Übersetzung schließt sich eng an das Original an, sowohl hinsichtlich der Form — jambischer Trimeter im Dialog und freie Rhythmen bzw. Anapäste und Dochmien in den lyrischen Teilen — wie auch

nach dem Inhalt. An einigen Stellen findet sich eine freiere Übertragung und hie und da eine kleine Abänderung der Verszeilen nach Länge und Zählung. Einige Abweichungen scheinen auf eigene Konjekturen des Übersetzers zurückzugehen. Interessant ist der Versuch, die griechische Lesart in Vers 4 — ἄτης ἄτερ, eine bekannte crux philologorum — auch in das Deutsche — nun, sagen wir — einzuschmuggeln: 'Nichts ohne Fluch'. Wie viele werden darüber hinweglesen? — Die Übersetzung der Eingangsworte des Verses 86 (οἴμοι, καταύδα): 'So ruf's doch aus in alle Welt!' setzt nach meinem Sprachgefühl eine Drohung der Ismene voraus, das Vorhaben der Schwester bekannt machen zu wollen, während sie zum Geheimhalten auffordert und das Gleiche zu tun verspricht. Darum dürfte die Wendung: 'Nein, ruf's hinaus in alle Welt!' entsprechender sein. — In dem Verbum προσκοπεῖν (V. 688) hat προ — doch eher die Bedeutung 'vor' als 'für': 'vor dir, d. h. mehr als du bin ich in der Lage, auf das zu achten, was . . .'; der Grund hievon wird im übernächsten Verse angegeben: 'Denn dein Auge schreckt den Mann im Volk', d. h. macht ihn vorsichtig im Reden und Handeln. Den Vers 691 λόγοις τοιούτοις usw. schließt man vielleicht am besten an Vers 689, an ψέγειν ἔχει an. — Trochäen am Anfang eines jambischen Trimeters sind, das weiß ich aus eigener Erfahrung, nicht immer zu vermeiden, aber Worte wie 'strenger', 'läge' wollen einem doch nicht recht eingehen.

Die Sprache ist durchaus gewählt und erhebt sich nicht selten zu poetischem Schwunge, namentlich in den Liedern, die durchweg von großer Schönheit sind und auch dem Leser, der das Original nicht kennt, die hohe Vollendung des griechischen Dichtwerkes ahnen lassen. Geradezu vollendet ist die Übersetzung des Schlusses, besonders der Klage Kreons mit den wuchtigen und die dem Wahnsinn nahe Verzweiflung des Königs malenden Dochmien. Aber uns scheint es doch gewagt zu sein, in einer auch für weitere Kreise bestimmten Übersetzung dieses nur den Fachleuten geläufige Versmaß ohne Erklärung anzuwenden.

Möge das schöne Werk, das sich auch durch guten, den Augen wohltuenden Druck und durch sehr kräftiges Papier auszeichnet, zahlreiche Leser und Bewunderer finden! Hoffentlich aber wird es nicht die letzte Gabe aus der so berufenen Feder Bellermanns sein, sondern — mit Aias — nur der Vorläufer der Übertragung aller andern Tragödien des großen athenischen Dichters.

Zweibrücken. J. Herzer.

---

1) H. Bornecque, B. Röttgers et Th. Riehm, Livre de lecture pour servir à la connaissance inductive des principaux auteurs de langue française des XVIIme, XVIIIme et XIXme Siècles. Tome II: Dix-Neuvième Siècle. Textes. Berlin 1913, Weidmannsche Buchhandlung. 361 S. Geb. 4 ℳ.

Die vorliegende Sammlung, mit einer vergleichenden Zeittafel und mit einem Anhang französischer Anmerkungen inhaltlicher und sprachlicher Art versehen, sucht in die französische Literatur des 19. Jahrhunderts in ziemlich vollständiger Weise einzuführen. Man darf sich — bei der in

Frankreich üblichen Art, auf gewisse literarische Pracht- und Glanzstücke stets wieder zurückzugreifen — nicht wundern, wenn die Herausgeber, die eine andre Richtschnur als das literarische Urteil der Franzosen bei ihrer Arbeit schwerlich anlegen konnten, manches längst bekannte Stück hier aufgenommen haben. Viel eher wäre schon zu wünschen, wenn hin und wider einem heute nur noch aus besonderer Rücksicht Verehrten der Zutritt versagt würde. Ich würde Béranger, als bei andrer Gelegenheit überreichlich geboten, sowie Coppée und Loti, als künstlerisch matt, gern missen. Dafür wäre eher etwas von Fromentin, von Brunetière, Faguet, Lemaître und von Bergson heute wohl angebracht. Aber es ist leicht, solche Wünsche zu äußern. Vergessen wir nicht, daß die Franzosen in literarischen Dingen konservativer sind als wir Deutschen. Das Buch, das sorgfältig angelegt und gut ausgestattet ist, verdient warm empfohlen zu werden.

2) H. Bornecque et B. Röttgers, Pages choisies des Grands Prosateurs Français du XVIe au XXe Siècle. Berlin 1913, Weidmannsche Buchhandlung. 230 S. Geb. 2,80 ℳ.

Es war ein glücklicher Gedanke, aus der besten französischen Prosa vom 16.—20. Jahrhundert eine Auslese zu geben. Wenn ich sage 'besten', so ist dies wohl beim Durchblättern dieser Sammlung schnell zu korrigieren; denn die hier gebotenen Seiten machen dem Leser eher Lust, auf die Unterschiede des sprachlichen Könnens zu achten und sich einmal eingehender mit der Frage zu befassen, wo die beste französische Prosa zu finden sei. Etwa bei den Modernen mit ihrer an Stoffüberladung oder gar an Sensationseffekten leidenden Ausdrucksform? Oder bei Maeterlinck, der eher eine Umkehr zu älterer Schlichtheit bedeutet, für deren Ruhe er sein Publikum gefunden hat? Schade, daß ein Schriftsteller wie Flaubert hier nicht vertreten ist! Wie mancher Lycéen sitzt heute noch über seinen Perioden, um sich — la plume à la main — an diesem Riesen sprachlichen Könnens zu schulen. Taine und Zola kommen für die hier gebotenen Stücke zum großen Teile schon in der Schullektüre zu ihrem Recht. Das 18. Jahrhundert, dessen Prosa so oft bewundert worden ist, ist genügend vertreten. Man wird so dazu angeregt, einmal der Frage nachzuspüren, ob nicht doch die damals zu weit getriebene pureté daran schuld ist, daß uns die Dinge des Ancien Régime oft so verschwommen und so wenig charakteristisch individuell erscheinen. Ich wünsche dem anregenden Buche, das einem interessierten Unterricht eine willkommene breitere Grundlage gibt, Beachtung seitens aller Fachgenossen.

3) H. Bornecque, B. Röttgers et L. Druesnes, Explication Littéraire des Ouvrages et Textes Français ... et plus particulièrement du Livre de Lecture Bornecque-Röttgers-Riehm. Première Partie: Dix-Septième et Dix-Huitième Siècles. Berlin 1913, Weidmannsche Buchhandlung. 256 S. Geb. 5,40 ℳ.

Die Explication littéraire schließt sich an das Livre de lecture von Bornecque-Röttgers-Riehm an, das im gleichen Verlage erschienen ist, und zwar zunächst nur an Band I (17. und 18. Jahrhundert). Die Ver-

fasser haben hier einem wirklichen Bedürfnis abgeholfen. Es ist für den Lehrer, der sich an der bei uns üblichen literaturgeschichtlichen Methode gebildet hat, nicht immer leicht, die einfache und darum doch so nötige Erklärung, die sich zugleich am ehesten für das fremdsprachige Gewand eignet, zu finden. Vielleicht wird uns vieles an dieser französischen Art, Dichtungen zu erklären, überflüssig und gar pedantisch erscheinen; aber man sollte mit solchen Vorwürfen vorsichtig sein. Die literarische Erklärung wird sich in jedem Lande nach der Wertschätzung und dem Lebendigsein der einzelnen Dichtungen richten. Daß, hiernach geurteilt, die Verhältnisse der literaturgeschichtlichen Methodik bei uns, nicht nur wo es sich um die französisch-klassische Literatur, sondern auch um unsre eigene handelt, anders stehen als in Frankreich, liegt auf der Hand. In der vorliegenden Explication scheint, um des praktischen Zweckes willen, obwohl das Buch nur für Lehrer bestimmt ist, alles sprachlich noch eindringlicher formuliert worden zu sein. Das Ganze macht einen sehr erfreulichen Eindruck. Zu wünschen wäre vielleicht, daß künftig in den Verzeichnissen der Hilfsmittel mit kurzen charakterisierenden Angaben nicht allzu sehr gespart würde. Über vieles, was da verzeichnet ist, steht das Urteil so fest, daß dem Anfänger, der meist noch sehr viel andres zu bedenken hat, in dieser Hinsicht durch konkretere Hinweise der Weg mehr geebnet werden könnte.

4) Dr. M. Bolling und Dr. R. Erzgraeber, Elementarbuch für Gymnasien und Realgymnasien. (Böddeker-Bornecque-Erzgraeber Französisches Unterrichtswerk.) Leipzig 1914. Verlag von G. Freytag. 128 S. Mit einer Münztafel und einer Karte von Frankreich. Geb. 2 *M*.

Das vorliegende Werk fügt sich würdig in den Rahmen des französischen Unterrichtswerkes von Böddeker-Bornecque-Erzgraeber ein. Alles Methodische ist mit sicherer Hand hier gemeistert worden: gut ist, daß die Aussprache eine gründliche Behandlung erfährt; fast scheint es, als wollte man heute — nach der phonetischen Schulung der letzten Dezennien — den so erreichten Gewinn etwas zu gering einschätzen. Die Lautschrift wird maßvoll und nur für Einzellaute, nicht für ganze Wörter oder gar Sätze verwendet, wenn nicht, wie Seite 76—79, in der systematischen Darstellung ein ausgedehnterer Gebrauch sich von selbst rechtfertigt. Das Schwergewicht bei der grammatischen Behandlung fällt auf die einsprachigen Übungen; sie sind so zahlreich und in so verschiedenartigen Formen beigegeben, daß vielleicht die Zahl der deutschen Übungsstücke bei der Benutzung etwas sich einschränken ließe. Sind gar, wie hier, den betreffenden Stücken noch eine Menge Hilfen gegeben, dann ist ein Rückfall in den schwerfälligen früheren Unterrichtsbetrieb nicht zu vermeiden. Mit Recht haben die Verfasser die Fragetechnik nicht übermäßig ausgedehnt; in diesem Punkte gingen die Lehrbücher, die zu Beginn der Reformbewegung erschienen, oft zu weit. Zu billigen ist nur, daß der Konjunktiv der verschiedenen Konjugationen zusammen erledigt wird; hiermit wird allein schon einem zu häufigen Gebrauch dieses Modus gesteuert. Das Vokabular ist mit Aussprachehilfen, aber auch mit Hinweisen auf Schreibung und mit inhaltlichen Erklärungen gut ausgestattet.

Daß die Inhalte der Lesestücke etwas reichlich dem Schulleben entnommen worden sind — einem Gebiete, das den Schüler gar nicht so interessiert, wie man meist glaubt — wird der gediegenen Leistung, mit der wir es hier zu tun haben, keinerlei Abbruch tun.

Kattowitz, O.-S. Rich. Bürger.

---

1) Franz Carl Endres, Moltke. Mit einem Bildnis Moltkes. Leipzig und Berlin 1913, B. G. Teubner. VIII u. 96 S. 8. geh. 1 ℳ, in Leinwand geb. 1,25 ℳ.

Der Verfasser, Kaiserlich Ottomanischer Major im Generalstabe, hat sein Werk dem Kaiserlich Ottomanischen Oberstleutnant v. Lossow zugeeignet. Demgemäß darf man unter den zahlreichen Erscheinungen über Moltkes Leben und Wirken im vorliegenden Buche etwas Gutes erwarten.

Das Lebensbild soll nach dem Vorwort nicht für militärische Berufsgenossen und Historiker, sondern für die großen Kreise geschrieben sein, 'denen das Herz pocht, wenn sie der großen Zeit der Väter denken, . . . die mit allen Fasern ihres Herzens an unserem jungen Deutschen Reiche hängen und mitarbeiten wollen am großen Werk deutscher Kultur und nationaler Entwicklung'. Aber der Verf. hat das Buch nicht nur für gute Patrioten geschrieben, er will solche auch noch erziehen helfen, denn er sagt von diesem kurzgefaßten Lebensbild: 'es erweitert sich in anderer Richtung: es will das, was uns allen, dem ganzen Volke ein edler Mensch, ein großer Feldherr an Beispiel und Anregung, an Aufmunterung und Erziehung geben kann, in das einfache Lebensbild noch hineinarbeiten'. Schon aus diesem Vorwort, das der Verf. mit warmer Empfindung niedergeschrieben hat, ergibt sich, daß auch er selbst von seinem Helden beeinflußt ist und von ihm unter anderem auch die Bescheidenheit gelernt hat, die Moltke überall, selbst auf der höchsten Staffel des Glückes und Ruhmes, ausgezeichnet hat. Er nennt sein Buch 'anspruchslos', erklärt bestimmt, 'es soll nicht "gelehrt" geschrieben sein', auch meint er, daß 'vielleicht Historiker mit Nachsicht über den Eingriff in ihr Gebiet hinwegsehen'. Der Berichterstatter, der das fesselnde Buch mit großem Interesse gelesen hat, vermag zu bezeugen, daß es gerade für Gebildete paßt, und daß auch Historiker von ihm manche Anregung erhalten können. Schon die ziemlich reiche Literatur, die nach dem Vorwort und vor den einzelnen Abschnitten angegeben, aber im Buche auch verwertet ist, weist darauf hin, noch mehr aber die einsichtige Behandlung und klare Darstellung vom weitschauenden Standpunkt aus. Der Verf. hat sich tief in das Leben, die Werke und die Seele Moltkes versenkt und ein Buch verfaßt, das in seiner Beschränkung doch ein recht erfreuliches Eingehen auf das Wichtige beweist.

Die großen Vorzüge und Verdienste Moltkes hat er gebührend gewürdigt, ja er ist ein begeisterter Anhänger und Verehrer dieses großen Mannes. Der Berichterstatter muß sich darauf beschränken, nur einzelnes zu erwähnen. Es hebt der Verf. 'jene seelische Unempfindlichkeit Moltkes gegen Gefahren und jene seelische Macht über den Körper' hervor,

'die als Ergebnis eines eisernen Willens und fabelhafter Selbstzucht später den Siebzigjährigen Feldzüge jugendlich frisch gewinnen ließ und den Achtzigjährigen noch dazu vermochte, Generalstabsreisen zu Pferde zu leiten' (S. 15 u. 16). — Er weist widerholt auf den prophetischen Blick Moltkes hin. Nach dem Olmützer Abkommen 1850 schrieb Moltke: 'Die schlechteste Regierung kann dies Volk nicht zugrunde richten, Preußen wird doch noch an die Spitze Deutschlands kommen' (S. 25). Schon im Jahre 1854 fiel bei einer Übungsreise des Generalstabes das militärisch gesunde Urteil des Prinzen Friedrich Karl Moltke auf und veranlaßte ihn, die Worte niederzuschreiben: 'Ich glaube, er ist der Mann, der einmal den alten Waffenruhm von Preußens Heer widerherstellen wird' (S. 26). Der Verf. erwähnt ferner das richtige Voraussagen des Resultats der Schlachten von Nisib 1839, Königgrätz 1866 und Sedan 1870 durch Moltke (S. 17, 48 u. 68). — Moltkes Tätigkeit als Reiseschriftsteller, Historiker, Kartograph, Militärschriftsteller und für die Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses an Generalstabsoffizieren ist in dem Buche lobend anerkannt; die letzte Tätigkeit ist in einem besonderen Abschnitt, der 'Moltkes Lehre' betitelt ist, in ausgezeichneter Weise dargelegt (S. 76ff.).

Aber die wertvollste und wichtigste Wirksamkeit hat Moltke als Generalstabschef in der Vorbereitung und Durchführung der Operationen für die großen Kriege bewiesen. Die Schilderung dieser Tätigkeit hat auch der Verf. als seine wichtigste Aufgabe angesehen und sie mit großer fachmännischer Kenntnis auf S. 27—76 gelöst. Dabei zeigt die öfters geübte verständnisvolle und überzeugende Kritik der strategischen und taktischen Vorgänge in den großen Kriegen das ausgereifte Urteil eines Generalstabsoffiziers. Indem der Berichterstatter auf die sehr interessante Darstellung dieses Abschnittes verweist, will er nur eine wichtige Entwicklung aus dieser Zeit berühren, die der Verf. besonders hervorgehoben hat. Als Moltke 1858 zum Chef des Generalstabes der Armee ernannt wurde, war er dadurch 'nicht viel mehr als eine Art Abteilungschef des Kriegsministeriums' geworden. Er hatte noch nicht das Recht des unmittelbaren Vortrags beim König. Selbst 1866 wurde er noch nicht zum Chef des Generalstabes 'im Hauptquartier des Königs' ernannt. Erst allmählich ist es Moltke gelungen, dem Generalstabschef der Armee die Stellung zu verschaffen, die er jetzt besitzt. Am 20. Juli 1870 erfolgte die Ernennung Moltkes zum 'Chef des Generalstabes der Armee im Großen Hauptquartier Sr. Majestät des Königs für die Dauer des Krieges'. Mit Recht bezeichnet der Verf. diese Ernennung 'als eine der wirksamsten Vorbereitungen für den Krieg von 1870/71' und fügt hinzu: 'man hatte aus den Erfahrungen von 1866 gelernt' (S. 56, 38 u. 28). Man darf hinzusetzen, 'namentlich aus den Erfahrungen von 1806'; denn vor den Schlachten von Jena und Auerstädt ist übermäßig oft Kriegsrat gehalten worden, 1870/71 dagegen, wie Moltke selbst versichert hat, nicht ein einziges Mal. Moltke legte den Plan vor, und der König genehmigte ihn stets nach erfolgter Prüfung, ohne jemals etwas abzuändern. Und welch ein Unterschied in den Resultaten von 1806/07 und 1870/71!

Der Druck des Buches ist korrekt. Nur ein Druckfehler ist es

wohl, daß die Erkundung der Stellung der österreichischen Armee am 2. Juli 1866 abends von der zweiten preußischen Armee erfolgt sei. Es muß heißen von der ersten Armee (S. 46 unten).

Das Buch darf warm empfohlen werden.

2) Rud. Friedrich, Der Feldzug 1815. Mit 15 Bildnissen und 8 Karten in Steindruck. Berlin 1813, Mittler u. Sohn. IX u. 392 S. 8. Geh. 5 ℳ, in Leinwand geb. 6,50 ℳ, in Hlbfrz. 7,50 ℳ.

Dies Buch ist der vierte Band des von dem selben Verf. stammenden ganzen Werkes 'Die Befreiungskriege 1813—1815', das nunmehr vollständig erschienen und für den Preis von 20 ℳ käuflich ist. Dem Berichterstatter ist nur der dritte und jetzt der vierte Band zur Besprechung übersandt worden. Da er den dritten Band im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift (S. 663—668) eingehend behandelt hat, so darf er sich in der Besprechung des vierten Bandes kurz fassen. Dieser Band enthält sieben Kapitel mit folgenden Überschriften: I. Europa in der Zeit vom ersten Pariser Frieden bis zur Beendigung des Wiener Kongresses. II. Die hundert Tage. Rüstungen, Operationspläne und Aufmarsch der beiderseitigen Armeen. III. Ligny und Quatre-Bras. IV. Belle-Alliance und Wavre. V. Paris. VI. Letzte Kämpfe. Der zweite Pariser Friede. VII. Rückblick und Ausblick. Am Schluß dieses Bandes befindet sich ein recht eingehendes Namen- und Sachverzeichnis für das ganze Werk.

Die Darstellung schreitet in diesem Bande wie im vorigen auf breiter Grundlage weiter. Sie beginnt mit der dankbaren Freude und frohen Hoffnung der Völker Europas nach dem ersten Pariser Frieden, um bald zur näheren Schilderung der Stimmungen in Deutschland überzugehen. Hier setzte jetzt bei den Gebildeten 'eine nie dagewesene Beschäftigung mit politischen Dingen' und eine Sehnsucht nach nationaler Einheit und politischer Freiheit ein, wenngleich alle Vorschläge noch unklar und unbestimmt waren, da 'die geistige Vorbildung des deutschen Volkes auf politischem Gebiete noch zu gering war'. 'Selbst ein Bismarck würde damals den Weg zur deutschen Einheit nicht gefunden haben, weil auch er der Erfahrungen entbehrt hätte, die das deutsche Volk erst machen mußte, um zu erkennen, was ihm frommte und was ihm zum Nachteil gereichte' (S. 6). Man darf der im letzten Satz vom Verf. ausgesprochenen Vermutung beistimmen, ohne die Begründung mit dem Mangel an Erfahrung als zutreffend anzuerkennen. Schon 1815 bot die mehr als tausendjährige Geschichte Deutschlands einem weitschauenden Staatsmanne eine völlig ausreichende Erfahrung, um den richtigen Weg zur Einheit Deutschlands zu erkennen. Haben doch schon ein Karl der Große und Otto der Große diesen Weg zum Einheitsstaat erkannt und betreten. Den selben Weg hat Bismarck frühzeitig erkannt und dieser Ansicht schon 1862 im Preußischen Landtag durch den bekannten Ausspruch Ausdruck gegeben: 'Die deutsche Frage kann nur durch Blut und Eisen gelöst werden.' Aber 1815 war dieser Entscheidungskampf noch unmöglich. Der Verf. handelt darauf nach Darlegung der Neuorganisation der preußischen Armee in großen Zügen klar über die Verhandlungen des Wiener Kongresses, ohne dabei 'auf seine geschäftliche Tätigkeit in ihrem ganzen Umfange einzugehen'.

Die Hauptstärke des Buches liegt auf militärischem Gebiet, wobei der Verf. als Fachmann aus dem vollen schöpft. Die Rüstungen, Operationspläne, Strategie und Taktik werden in ausgezeichneter Weise, widerholt auch an der Hand von sehr guten Karten, dargelegt. Öfters hat der Verf. auch mit richtigem Verständnis Kritik geübt, wie z. B. auf S. 266 bis 270. Die ganze Darstellung ist interessant und fesselnd. Das trifft auch besonders für das Schlußkapitel zu, in dem der Verf. in einem geistvollen Rückblick und Ausblick sein sehr anerkennenswertes Werk zum Abschluß gebracht hat. Auch die Ausführung der Bildnisse und Karten ist zu loben.

3) Otto Lerche, Heimatkunde für Großstadtschulen. 1914. Breslau, Ferdinand Hirt. 48 S. mit 20 Abbildungen. 8. Preis kart. 1 ℳ.

Der Verf. ist Oberlehrer an der Cecilienschule in Wilmersdorf und hat in dem vorliegenden Büchlein eine kurze Methodik der Heimatkunde für Großstadtschulen 'für das dritte Schuljahr' gegeben. Im Vorwort hat er sich über seine Aufgabe näher ausgesprochen, die auch hier eine Berücksichtigung verdient. Nachdem er eine Reihe von den neuen reformierenden Bestrebungen im Unterricht und in der Erziehung der Jugend aufgezählt hat, erklärt er folgendes: 'Auch an den Heimatkundeunterricht treten diese und ähnliche neue Forderungen und Vorschläge mit aller Energie heran. Gerade hier ist in früheren Zeiten viel in langweiliger Buchweisheit gesündigt worden.' Der Berichterstatter muß auf Grund seiner Erfahrung dieses ziemlich harte Urteil etwas einschränken. Darin wird man dem Verf. völlig recht geben, daß die Heimatkunde in der Großstadt ganz eigenartig und kompliziert ist. Ferner erklärt er dort: 'Meines Wissens fehlt an dieser Stelle noch ein kleiner Führer für den Lehrenden, den großstädtischen Heimatkundeunterricht wirklich nutzbringend, auch für das Gemüt der Kinder, zu gestalten. Das vorliegende kleine Büchlein stellt einen Versuch dar, diese Lücke auszufüllen. Anspruch auf Vollständigkeit will es nicht machen.' Sowohl das dreifache Ziel, das der Heimatkundeunterricht nach der Ansicht des Verf. haben soll, als auch die von ihm zur Erreichung dieses Zieles vorgeschlagenen Mittel sind im allgemeinen anerkennenswert. Letztere lauten abgekürzt folgendermaßen: '1. Lehre das Kind denkend beobachten. 2. Führe das Kind zur Selbständigkeit, laß es messen, zeichnen, modellieren, kneten. 3. Appelliere immer wider an sein Gemüt, öffne ihm die Augen und Ohren für alles Gute und Schöne in Elternhaus und Stadt.'

Der Berichterstatter muß bekennen, daß die unter 2. angegebenen Mittel ihn mit Rücksicht auf die acht- bis neunjährigen Kinder etwas bedenklich gestimmt haben. Allerdings darf er zunächst bestätigen, daß der Verf. diesen Grundsätzen entsprechend seiner nicht leichten Aufgabe mit großem Interesse eingehend zu genügen gesucht hat. In richtiger Folge erklärt er den Kindern zuerst das Wort Heimat an Beispielen, beginnt dann mit dem Elternhaus, um darauf zur Schule, zum nahen Stadtteil, zur ganzen Stadt, zur Umgebung der Stadt und zur heimatlichen Landschaft überzugehen. Daß das hier Gebotene nicht überall

im einzelnen ebenso durchzunehmen ist, darf als selbstverständlich angesehen werden. Wie der Verf. selbst zugestanden hat, daß sein Buch Anspruch auf Vollständigkeit nicht mache, so wird er nach der Ansicht des Berichterstatters auch einräumen, daß manches von seinen Darlegungen nur teilweise behandelt oder ganz fortgelassen werde.

Die Anforderungen, die der Verf. an die Fassungskraft und Leistungsfähigkeit der acht- bis neunjährigen Kinder stellt, sind ziemlich hoch, bisweilen zu hoch. Dazu rechnet der Berichterstatter z. B. die Erklärung der Mondphasen (S. 22) und das Aufsuchen einzelner Gestirne am Himmelsraum (Großer Wagen, Orion, Plejaden, Venus, S. 22 u. 23). Besonders erscheint aber das angegebene Ziel im Zeichnen zu hoch, ganz abgesehen von dem gelegentlich durch den Verf. empfohlenen Modellieren und Kneten. Zwar zeichnet der Lehrer zunächst auf der Schultafel vor und erklärt dazu; auch soll jeder Schüler ein Lineal mit einem Metermaß und ein mit Quadrätchen versehenes Zeichenheft zur Hand haben. So zeichnet der Lehrer 'den Grundriß' des Schulzimmers, der Bänke, des Katheders, des Klassenschrankes nach dem Maßstab von 1 : 10 auf die Tafel. Darauf zeichnen die Schüler denselben Grundriß, jedoch nach dem verkleinerten Maßstab von 1 : 50 in ihre Hefte. Nunmehr sollen die Schüler das Wohnzimmer ihrer Eltern nach Länge und Breite messen und die Maße notieren. 'In der folgenden Stunde zeichnen sie unter Aufsicht des Lehrers den Grundriß dieses Wohnzimmers.' In ähnlicher Weise wird darauf der Schulhof, das Schulgebäude, der Schulgarten, letzterer 'mit seinen Haupt- und Nebenwegen, seinem kleinen Teich, seiner Laube usw.' gezeichnet (S. 11). Darauf folgt das Zeichnen der Umgebung der Schule in einer Plankarte aus der Vogelschau in wider verkleinertem Maßstabe. Der Verf. fügt hinzu: 'Die Zeichnung sei einfach und bei der Vorliebe der Kinder für alles Bunte farbig (die Häuserblöcke etwa rot, die Plätze grün usw., S. 16 u. 17).' Das lebhafte Interesse für dieses Unterrichtsfach hat den Verf. dazu geführt, vielleicht gestützt auf die Leistungen einzelner begabter Schüler, das Ziel teilweise höher zu stecken, als es bei Berücksichtigung aller Schüler möglich ist. Nach den amtlichen Lehrplänen für höhere Knabenschulen sollen in der Erdkunde erst in Quinta 'Anfänge im Entwerfen von einfachen Umrissen an der Wandtafel', das Zeichnen der Schüler in Heften soll erst in Quarta beginnen. Ferner heißt es in den Methodischen Bemerkungen dazu: 'Dabei ist aber vor Überspannung der Anforderungen zu warnen . . . Die Schüler werden sich nach vorbildlichem Zeichnen des Lehrers auf freihändige Anfertigung einfacher Skizzen während der Unterrichtsstunden zu beschränken haben.' Auch der eigentliche Zeichenunterricht beginnt nach den Lehrplänen erst in Quinta.

In einem Nachwort wünscht der Verf. die Teilung der Klasse für den Heimatunterricht einerseits mit Rücksicht auf die Schwierigkeit und Gefahr der Führung durch die Geschäftsstraßen, und andererseits weil diese Teilung 'noch den Vorzug hätte, daß bei den Zeichnungen, beim Modellieren am Sandtisch und mit Plastilina, bei allen Messungen und Aufträgen der einzelne Schüler mehr Berücksichtigung finden könnte'. Wenn der Verf. das Lehrziel nebst den Mitteln zur Erreichung dieses

Zieles angemessen beschränkt und dazu bei der Führung die Geschäftsstraßen, namentlich während der lebhaften Verkehrszeit, vermeidet, so wird es auch ohne Teilung der Klasse für den Heimatunterricht gut weiter gehen. Seine Methode, schon die acht- bis neunjährigen Kinder in diesem Unterricht soviel wie möglich zur Anschauung und zur denkenden Beobachtung zu führen, sowie zugleich ihr Gemüt zu bilden, ist im übrigen sehr anerkennenswert. Aber für das Lehrziel und die Lehrmittel gilt wie überall der Grundsatz: ne quid nimis!

4) v. Scharfenort, Kulturbilder aus der Vergangenheit des altpreußischen Heeres. Berlin 1914, Mittler u. Sohn. VIII u. 172 S. 8. 4 ℳ.

Der Verfasser, Vorstand der Bibliothek der Kriegsakademie und Hauptmann a. D., erklärt im Vorwort des Buches, daß eine eingehende und zusammenhängende kulturgeschichtliche Darstellung unseres Heeres bisher noch nicht versucht worden sei. 'Diese Lücke wünscht der Verf. durch die vorliegende Arbeit auszufüllen.' Er verzichtet auf einzelne Quellenangaben und Zitate, da er ein Volksbuch liefern will, in dem das von ihm gesammelte Material zu Bildern und Skizzen umgeformt ist. Nach Angabe eines umfangreichen Verzeichnisses seiner Quellen behandelt er seine Aufgabe in vier Abschnitten: 1. Gemeine und Unteroffiziere. 2. Offiziere. 3. Gesellschaftliches und Familienleben. 4. Revue, Manöver, Krieg. Zum Schluß fügt er einen Rückblick zu.

In kurzen übersichtlichen Bildern schildert der Verf. die Zustände, Sitten und Gebräuche des altpreußischen Heeres, und zwar im wesentlichen aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen. Wir erfahren nähere Mitteilungen über Werbung, Kanton, Garnison, Quartiere, Essen, Trinken, Löhnung, Nebenerwerb der Soldaten usw. Schon damals war die Armee die beste Schule für das Volk, die Unteroffiziere waren die sichersten Bildner des Heeres und zugleich in ihrem Alter als Schulmeister Erzieher der Jugend, die so gerade für das Heer vorgebildet wurde. Auch über die Erziehung der adligen Jugend für den Offizierstand, über das Leben der Offiziere im Heere, in der Familie und Gesellschaft, sowie über die Armee im Frieden und im Kriege gibt das Buch interessante Mitteilungen und manche bisher wenig bekannte Züge.

Der Verf. hat in seinem Vorwort erklärt, daß er mit dem vorliegenden Werk die Zahl der guten Volksbücher um ein weiteres habe vermehren wollen. Der Berichterstatter bestätigt gerne, daß ihm dies gelungen ist.

5) Otto Hellinghaus, Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. I. Band: Denkwürdigkeiten aus der Zeit der Freiheitskriege 1813—1815. XVIII u. 270 S. II. Band: Denkwürdigkeiten aus dem Jahre 1812. Napoleons Zug gegen Rußland. X u. 288 S. Jeder Band mit zwölf Bildern. 8. Freiburg im Breisgau, Herdersche Buchhandlung. Ohne Jahreszahl. In Pappband 2,80 ℳ, in Leinwand 3,20 ℳ.

Die in diesen beiden Bänden abgedruckten Denkwürdigkeiten sind vom Gymnasialdirektor Prof. Dr. Hellinghaus ausgewählt und herausgegeben. Im Vorwort zum ersten Bande spricht er sich über seine Grundsätze für die Auswahl aus. 'Zunächst sind alle Erzeugnisse religions- und sittenfeindlichen Charakters grundsätzlich ausgeschlossen.

Vielmehr wird kein Werk Aufnahme finden, das nicht neben dem geschichtlichen auch sittlichen Wert besitzt und auch der reiferen Jugend beiden Geschlechtes ohne Bedenken in die Hand gegeben werden kann.' Ferner teilt er dort mit, daß er aus den benutzten Schriften nur wertvolle Abschnitte aufgenommen habe. Er wünscht, durch die Herausgabe der Bibliothek dieser Denkwürdigkeiten mitzuwirken, der großen Flut der Schundliteratur eine starke Wehr entgegenzusetzen.

Der Verf. hat mit Vorliebe aus Memoiren namhafter Zeitgenossen geschöpft und beruft sich noch besonders darauf, daß Schiller und Goethe die Memoirenliteratur sehr geschätzt haben. Aber daneben hat er auch andere Quellen, darunter z. B. Armeebefehle, Armeeberichte, Urkunden, Erlasse benutzt und auch die wichtigsten darstellenden Werke über die Freiheitskriege zur Ergänzung und Berücksichtigung herangezogen. Den ersten Band beginnt er mit der Darstellung der ersten Zeit der preußischen Erhebung nach den Berichten des Generals v. Clausewitz und des Universitätsprofessors H. Steffens. Es folgen Abschnitte nach General Henckel v. Donnersmarck, General v. Wolzogen, Oberst v. Odeleben, Universitätsprofessor v. Raumer, General v. Reiche, dazu ein Armeebericht des Fürsten von Schwarzenberg, des Grafen Neidhardt v. Gneisenau und eine größere Zahl von Armeebefehlen und Bekanntmachungen des Generals Blücher. Ähnlich ist die Auswahl im zweiten Bande. Mancher Leser wird vielleicht noch besondere Wünsche haben. Indessen wird man dem Herausgeber Freiheit lassen müssen. Der Berichterstatter erkennt an, daß für den vom Herausgeber angegebenen Zweck eine völlig angemessene Auswahl getroffen ist. Diese beiden Bücher, die auf ungefärbten Darstellungen beruhen, geben tiefe Einblicke in die Zustände und auf die Ereignisse von 1812—1815. Sie zeigen eindringlich die schweren Leiden der Völker und die großen Anstrengungen und Opfer für Freiheit und Vaterland. Gerade für die reifere Jugend sind sie in hohem Maße geeignet, da diese Lektüre nicht nur interessant, sondern auch belehrend und patriotisch anregend ist.

6) Heinrich Fritsch, 1870/71 Erinnerungen und Betrachtungen. Bonn 1913. Verlag von Markus und Weber. 318 S. 8. Preis geb. 5 ℳ.

Das bezeichnete Buch ist vom Geheimen Obermedizinalrat Prof. Fritsch verfaßt und seinen 'Kindern und Kindeskindern' gewidmet. Der Verf. war beim Ausbruch des Krieges 1870 praktischer Arzt in Halle und Assistenzarzt an der Klinik daselbst. Da er noch jung war, hatte er die militärische Dienstleistung noch zwei Jahre hinausgeschoben. Trotzdem meldete er sich freiwillig und zog freudig als Feldassistenzarzt in der achten Kompanie des zweiten Bataillons im 72. Thüringischen Infanterieregiment in den Krieg. Nach schneller Ausrüstung erfolgte der Abmarsch von Torgau. Interessant ist dabei die Mitteilung des Verf. über das ihm zugewiesene Pferd: 'Natürlich war es das schlechteste Pferd beim Regiment. Denn erst suchten alle Offiziere sich Pferde aus, dann nahm sich der Zahlmeister die Pferde für die Offiziersequipagewagen, die Patronenwagen, Medizinkarren, und das letzte, was jeder abgelehnt hatte, war für den Doktor gut genug' (S. 11). Selbst bei der

Ausgabe von Hafer und Heu kam er stets zu kurz. 'Erst erhielten der Major und jeder Hauptmann ihr vollgeschüttelt und gerüttelt Maß, dann kamen die Wagenpferde an die Reihe, und der Rest, der für das Doktorpferd blieb, war kaum die Hälfte von dem, was ihm zukam' (S. 14). Die treue Fürsorge des Doktors, daß sein 'armes Pferd' nicht hungern brauchte, läßt schon darauf schließen, daß er später den schweren Leiden der verwundeten Soldaten gegenüber erst recht ein warmes Herz gezeigt hat. Aber auch für sich und seinen Burschen verstand er mit praktischem Blick zu sorgen. Da er bei der Quartierzettelverteilung nichts zu tun hatte, so ritt er, namentlich wenn das Bataillon in einen kleinen Ort einmarschierte, schnell voraus und besorgte unbehindert seine Einkäufe an Lebensmitteln, Getränken usw., bevor die große Masse des Bataillons dies erschwerte und bisweilen unmöglich machte. In schneller Eisenbahnfahrt ging es über Köthen, Paderborn, Wetzlar nach Koblenz. Es war für den Feldassistenzarzt ein herrlicher Anblick, als diese Stadt und Ehrenbreitenstein aus dem Morgennebel auftauchten und die Wellen des Rheins in den ersten Sonnenstrahlen glitzerten. Jenseits des Rheins begannen schon größere Entbehrungen des Feldzuges, namentlich beim Marsche über den Hunsrück. Am 3. August traf das Bataillon in der Nähe von Saarbrücken mit dem 40. Regiment zusammen, das am Tage vorher nach längerer rühmlicher Behauptung der Übermacht weichend Saarbrücken den Franzosen überlassen hatte. Aber die Franzosen verfolgten nicht, und das Bataillon unseres Assistenzarztes durfte auch nicht vordringen, sondern mußte ganz links marschieren, um die rechte Flanke der Franzosen zu umgehen. Am 6. August hörte man zuerst Kanonendonner, und zwar von der Schlacht von Spicheren, und am 7. und 8. August konnte auch unser Verfasser am Spicherenberge zum erstenmal die schrecklichen Spuren der furchtbaren Schlacht schauen. Zuerst lagen nur tote Preußen zerstreut, starr und steif, in sauberen Uniformen, darauf weiter am Berge aufwärts, der bastionartig vorgeschoben war, bei besonderen Sandsteinabsätzen und Brustwehren wirkliche Haufen von Toten, wider lauter Preußen! Oben auf der Höhe aber sah man nur tote Franzosen reihenweise über- und nebeneinander. Weiter hinaus hatte man das Bild einer tollen übereilten Flucht. Umhergestreut lagen französische Tornister, Papiere, Käppis, Chassepots, Patronen, Eßgeschirre, Blechkessel, Waffenröcke usw. 'Es machte den Eindruck, als ob die Franzosen eine Eroberung der Stellung durch die Preußen für völlig unmöglich gehalten hätten, und als ob sie, als es dennoch geschah, gleich alles verloren gegeben hatten.'

Der Berichterstatter wollte mit der bisherigen etwas näheren Darstellung nur eine kleine Probe dafür bieten, wie der Verf. ausgezeichnet und klar zu schildern versteht. Er hat darauf mit seinem 72. Regiment die Kämpfe am 16. und 18. August vor Metz mitgemacht, wobei dieses Regiment große Verluste erlitt. Am 10. September wurde es vom 70. abgelöst und nach Saarlouis zum achten Korps zurückverlegt. Am 6. Dezember erfolgte von dort der Aufbruch zur Verwendung gegen Garibaldi. Überall hat unser Feldassistenzarzt seines Amtes gut gewaltet. Er hat bei angestrengten Märschen die Erschlafften ermahnt und im

Kampfe den Verwundeten getreulich ärztliche Hilfe gewährt. Aber daneben hat er noch wertvolle Kriegserfahrungen gesammelt und Land und Leute kennen gelernt. Alles dieses hat er im vorliegenden Buche trefflich darzustellen und dazu oft mit interessanten Zügen zu durchsetzen und zu beleben verstanden. Öfters gibt er mit praktischem Sinn auch treffliche Ratschläge, so z. B. über die Behandlung der Bevölkerung von Elsaß-Lothringen (S. 128 u. 129). Gerechtigkeit zeigt er auch dem Feinde gegenüber, ja er gibt selbst seiner warmen Empfindung und seiner aufrichtigen Hochachtung für den Gegner in geeigneten Fällen beredten Ausdruck. Man vergleiche z. B. auf S. 150 und 151 seine warmen Worte beim Hinblick auf 'französische unbekannte Leichen' und auf S. 260 das ehrende Urteil über Gambetta. Ein edler Zug ist auch seine große Liebe zu seinen Eltern. Am Ende des Krieges eilt er bei seiner Rückkehr nach Torgau trotz Verweigerung des Urlaubs sogleich zu ihnen nach Halle: 'Welch schönes Widersehen! Die Eltern gesund und munter. Wie tut es doch so wohl, noch eine Heimat, noch ein Elternhaus zu haben!' (S. 316.)

Das Buch ist würdig ausgestattet und auch von nennenswerten Druckfehlern fast ganz frei. Nur auf S. 120 unten und S. 121 oben ist dieselbe Zeile zweimal gesetzt. Es darf mit vollem Recht warm empfohlen werden.

Berlin-Steglitz. R. Petersdorff.

Verlagskatalog der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München 1763—1913. Mit einer geschichtlichen Einleitung. Herausgegeben zur Feier des hundertfünfzigjährigen Bestehens der Firma.

Es ist ein wichtiges Stück deutscher Kultur- und Geistesgeschichte, das sich hier in der von Oskar Beck geschriebenen schlichten und doch ansprechenden geschichtlichen Einleitung uns eröffnet. Wir sehen den jetzt so einflußreichen Verlag herauswachsen aus den kleinen und engen Sonderinteressen der einstigen freien Reichsstadt Nördlingen, bald genug dann auch die landschaftliche und staatliche Beschränkung überwinden und mit kühnem Idealismus sich den weiten Interessenkreis des größeren deutschen Vaterlandes erobern. Die Übersiedelung des Verlages nach München (1889) vollzog auch äußerlich den Schritt, der im Innern schon länger vorbereitet war. Beherrschten früher vorwiegend Erlangens Theologie und Bayerns Rechtsforschung den Verlagskatalog, so traten bald genug in schneller Folge Neuerscheinungen ein, die das Gesamtbild wesentlich verschoben. Zöcklers Handbuch der theologischen Wissenschaften verschwand trotz mancher guten Einzelleistung, besonders auf alttestamentlichem Gebiete, schnell genug hinter Iw. v. Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen folgte und zuletzt das Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen von Adolf Matthias. Die Mehrzahl der deutschen Philologen und Schulmänner kann heute ohne diese großzügigen Verlagsleistungen nicht mehr bestehen, die theoretischen Bedenken, die sich im einzelnen oft geltend machen, treten doch zurück hinter dem praktischen Bedürfnis. Die immer zunehmende Weitschichtigkeit der schier unübersehbar ge-

wordenen Forschungsgebiete macht ein solches ausgleichendes Gegengewicht nötig, und die allgemeine Praxis zeugt unwiderleglich für die Richtigkeit des hier beschrittenen Weges. Das Verdienst des kühnen Vorgehens gebührt dem jetzigen Leiter der Firma und ebenso das ungleich mühevollere Verdienst der geschickten Durchführung des begonnenen Unternehmens. Wer zwischen den vorsichtig und pietätvoll geschriebenen Zeilen zu lesen versteht, wird erst die unendlichen Schwierigkeiten ermessen, die hier gelegentlich zu überwinden waren. Aber auch das läßt sich erkennen, wie vereinzelt die neuen Veröffentlichungen bereits über den Charakter des mehr oder minder gelungenen Kompendiums hinausweisen und selbständige eigene Forschungen bieten. Ein Werk wie Sarans Deutsche Verslehre leitet unbedingt in neue Bahnen hinein. Und schon weisen Panzers Studien zur germanischen Sagengeschichte darauf hin, daß hier der rührige Verlag neuen Forschungsgebieten sich erschließt. Er war es auch zuerst, der der jungen und doch so wichtigen Wissenschaft der mittellateinischen Philologie eine Heimstätte schuf mit den ersten Arbeiten und der reichen Erbschaft von Ludwig Traube und dem frühverstorbenen Paul von Winterfeld. Eine letzte und nicht zu unterschätzende Tat von weittragender Bedeutung lag schließlich in der Sammlung von Biographien von Dichtern und Denkern, die mit Bielschowskys Goethe begann und über Kühnemanns Herder und Bergers Schiller hinführte bis zu R. M. Meyers Nietzsche. Auch hier hat die Praxis dem sicheren Blicke des Verlegers recht gegeben gegenüber aller Krittelei der Spezialforschung. Solche Werke steigern in erhöhtem Maße die Gesamtbildung des Volkes. Bielschowskys Leistung bleibt ein Ereignis, auch wenn berechtigte Kritik ein noch so großes Sündenregister aufstellen mag, und Kühnemanns tiefgrabende Ideengänge verdienen noch für lange Zeit eine nachhaltige Wirkung. Solche 'Höhenwanderungen' sind gut und unentbehrlich, wenn sie von Einzelkenntnis getragen, von strengem Forschergewissen geleitet und von großzügigen Persönlichkeiten gestaltet sind. — Wer die geschichtliche Entwicklung des Verlags verfolgt, wird sich nicht verhehlen können, daß Oskar Beck, der pietätvolle und bescheiden zurücktretende Verfasser der 148 einleitenden Seiten dieses Jubiläumskataloges, dem Verlag erst durch seine umfassende Tätigkeit die Ausgestaltung gegeben hat, die ihn uns heute wertvoll, ja unentbehrlich macht.

Gotha. H. Anz.

---

1) E. Neuendorff, Turnen, Spiel und Sport für deutsche Knaben. Mit vielen Abbildg Berlin, Hermann Paetels Verlag. 143 S. Geb. 1,75 ℳ.

Ein prächtiges Buch! Ich möchte den Jungen sehen, der nicht beim Lesen dieses Buches von Begeisterung gepackt wird und sich nicht, wenn er bisher dem Turnen und Spiel gleichgültig gegenüberstand, nun mit Lust und Freude ihnen hingibt. In der Tat versteht es der für die Sache eines frischen Leibeslebens begeisterte Verf. meisterhaft, in der Form eines kameradschaftlichen Zwiegesprächs den deutschen Knaben alle Zweige der Leibesübungen nahezubringen und lieb zu machen. Für das Wandern gewinnt er ihre Herzen, wenn er ihnen von den Wanderungen erzählt, die er selbst mit seinen Schülern von Haspe nach

Berlin, Kiel, Freiburg i. B. und sogar bis Wien ausgeführt hat; die Lust am Spielen sucht er zu erwecken, indem er ihnen die Spiele, welche die Jugend am liebsten treibt, Schlagball, Barlauf, Fußball, Faustball, Tennis, Kricket, Hockey, in ihrem Verlaufe vor Augen führt. Wie gesund die volkstümlichen Übungen des Laufens, Werfens und Springens sind, wieviel bei ihnen die Übung vermag, und wie man üben muß, um zum Ziele zu gelangen, weiß er ihnen anschaulich darzustellen. Wie hübsch zeigt er ihnen, daß das von gelehrten Leuten als unnatürlich verschrieene Turnen an den Geräten sogar sehr natürlich ist, indem er die Entstehung der Geräte, z. B. des Reckes, des Barrens, der Ringe und der Stangen, mit dem Baumklettern in Verbindung bringt; und wie fesselnd schildert er die winterlichen Leibesübungen (Schlittschuh-, Schneeschuhlaufen, Rodeln), das Schwimmen und endlich das Rudern.

2) K. Endemann, Der deutsche Student und die sexuelle Ethik. (= Burschensch. Büch. IV 7.) Berlin 1912, Carl Heymanns Verlag. 8. 46 S. 0,60 ℳ.

Die Schrift wendet sich in erster Linie an die noch unerfahrenen Studenten, dann aber auch an die noch unerfahreneren Abiturienten der höheren Lehranstalten und sucht ihnen mit eindringlichem Ernst nahezulegen, welche Verantwortung sie tragen, sie, die berufenen künftigen Führer unseres Volkes, auf deren körperlicher und geistiger Kraft und Gesundheit Deutschlands Heil beruht. Aus eigener Beobachtung wie aus der Geschichte weist der Verf. nach, daß unsittliche Lebensführung auf die Lebenskraft nicht nur des einzelnen Menschen, sondern auch eines ganzen Volkes den verderblichsten Einfluß ausübt, und geht dann mit vernichtender Schärfe der augenblicklich herrschenden Welt- und Lebensanschauung zu Leibe.

3) Friedrich Greten, Die volkstümlichen Übungen für Schule und Jugendpflege. Mit 82 Abbildungen im Text. Leipzig 1912, Ernst Wunderlich. 164 S. 8. 1,60 ℳ; gut geb. 2 ℳ.

Der Verf. gliedert die Übungen in sieben Gruppen: Laufen, Springen, Ziehen und Schieben, Werfen, Schwimmen, Wandern, Wintersport. Am ausführlichsten behandelt er die Übungen des Laufens, Springens und Werfens. Jeder Übungsart schickt er eine kurze geschichtliche Entwicklung, sowie eine Darlegung ihres Wertes in gesundheitlicher und erziehlicher Hinsicht vorauf und entwickelt dann methodisch die einzelnen Übungen. Dabei gibt er mannigfache beachtenswerte Winke für ihre schulmäßige Einübung; besonders gründlich will er die Vorübungen betrieben wissen, die dazu dienen, die richtige Ausführung der Hauptübungen vorzubereiten. Freilich geht er hier wohl manchmal zu weit, so z. B., wenn er bei jeder Schnellaufübung zehnmal den Ablauf üben lassen will. Verf. hat sich hierbei wohl zu sehr durch die Technik, wie sie in Sportkreisen ausgeübt wird, beeinflussen lassen. Bei jeder Übungsart werden, wo es möglich ist, Mindestleistungen für die einzelnen Stufen angegeben und ihnen zuweilen auch Höchstleistungen, die in Turn- oder Sportkreisen jeweils erzielt worden sind, gegenübergestellt. Am Schluß jeder Übungsgruppe ist der Stoff sachgemäß auf sechs Turnjahre verteilt. In der Gruppe 'Ziehen und Schieben' hätte Verf. der Voll-

ständigkeit wegen auch die Übungen des Ringens ausführlicher berücksichtigen sollen, womit sicher den Leitern von Jugendvereinen gedient gewesen wäre. Dafür hat er das Schwimmen aufgenommen und stellt in anschaulicher Weise einen Lehrgang des Schwimmens, bestehend in Übungen auf dem Lande, an Geräten und im Wasser, dar; dankenswert sind auch im Kapitel des Wanderns die Verhaltungsmaßregeln bei häufiger vorkommenden Unglücksfällen. 82 Abbildungen und Zeichnungen, die in den Text eingestreut sind, illustrieren die einzelnen Übungen aufs beste.

Druckfehler ist auf S. 39: Teutobach für Teutoboch.

4) Detleff Neumann-Neurode, Kindersport. Körperübungen für das frühe Kindesalter. Dritte verbesserte Auflage. Potsdam 1912, A. Steins Verlagsbuchhandlung. 76 S. kart. 2,25 ℳ.

Der Verf. dieses Büchleins, Oberleutnant und Lehrer an der Militärturnanstalt, hat das unbestreitbare Verdienst, gezeigt zu haben, wie man die Kinder schon in den ersten Lebensjahren auf die Anstrengungen der Schule durch leichte Gymnastik zweckmäßig vorbereitet. Er gibt in dem vorliegenden Buche einen Auszug aus den Übungen, die er mit seinen beiden Kindern fast täglich macht, und wer sich die Bilder dieser beiden Kinder näher ansieht, wird ohne weiteres an ihrem kräftigen Aussehen erkennen, daß diese Übungen auf ihre Entwicklung einen heilsamen Einfluß ausgeübt haben. Daß diese methodische Gymnastik für die erste Kindheit einem Bedürfnis entsprach, beweist der Umstand, daß bereits zwei große Auflagen von diesem Buch abgesetzt sind. Jetzt ist die dritte erschienen, und zwar in wesentlich veränderter Form. Außer den Übungen, die bisher ohne jeden Apparat ausgeführt wurden, sind jetzt auch solche bildlich dargestellt und erläutert, die an dem nach Angaben des Verf. konstruierten Wolmreck vorgenommen werden können. Die Übungen, die sich schon mit Kindern im Alter von etwa einem Jahre ausführen lassen, sind leicht, anregend und so angeordnet, daß sie nicht nur in langsam fortschreitender Weise die Kräfte schwächlicher Kinder stählen, sondern auch die jungen Körper äußerst geschmeidig machen und sie an eine gute Haltung gewöhnen. Das preiswerte Buch ist mit 65 prächtigen Abbildungen ausgestattet.

5) O. Scharf und Fr. Schroeder, Das Keulenschwingen in Wort und Bild für Verein und Schule. Mit 5 Tafeln und 38 Textabbildungen. Berlin 1913, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 161 S. Geb. 3,60 ℳ.

Im Jahre 1894 erschien von den Verfassern ein Lehrgang im Keulenschwingen in der Form von Übungsbeispielen. Seit dieser Zeit hat sich aber auf dem Gebiete des Keulenschwingens infolge der Herstellung von leichteren und handlicheren Keulen ein Umschwung vollzogen. So war eine Neuauflage notwendig geworden, die diese Veränderungen berücksichtigen mußte. In dieser Neuauflage ist zwar der alte Plan beibehalten worden, eine Zusammenstellung von Übungsbeispielen zu geben, die, zu einem Lehrgang geordnet, allmählich das Kunstschwingen vorbereiten, aber im übrigen zeigt diese zweite Auflage mancherlei Veränderungen und Verbesserungen. Zunächst sind Lücken ausgefüllt worden, indem die zierlichen Handkreise vorlings in der Hochhalte und die verwickelten Schnecken eingefügt sind, die in der ersten Auflage

fehlten; sodann sind neu hinzugekommen die Verbindungen des Keulenschwingens mit Schrittübungen, ferner Freiübungen mit der Keule und das Werfen mit der Keule (Jonglieren). Auch die Zahl der Abbildungen ist wesentlich vermehrt worden. Die Darstellung ist sachlich und klar, und die vorzüglichen Bilder erleichtern das Verständnis in hohem Grade. Die überall eingestreuten methodischen Winke verraten die erfahrenen Praktiker. Nur will es mir scheinen, als ob die Anordnung des Stoffes mehr systematisch erfolgt ist als methodisch. In der Regel beginnt man die Einübung mit den ganzen Armkreisen, geht dann zu den halben und schließt daran die Handkreise; denn sicher sind die ganzen Armkreise leichter als die Handkreise. Die Verf. schlagen den umgekehrten Weg ein. Aber da sich ihr Lehrgang im Laufe einer langjährigen Praxis bewährt hat, so wird es ja wohl auch so gehen. Allerdings häufen sich die Schwierigkeiten bereits in den ersten Übungsgruppen. Sonst aber kann das Buch, dessen Wert noch durch ein sorgfältiges Inhaltsverzeichnis, klaren Druck und schöne Ausstattung erhöht wird, allen Turnlehrern, Turnlehrerinnen und Turnwarten als ein zuverlässiger und brauchbarer Ratgeber beim Keulenschwingen empfohlen werden.

6) Karl Möller, Der Vorturner. Hilfsbuch für deutsches Geräteturnen in Vereinen, Fortbildungsschulen und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Vierte neu durchgesehene Auflage mit 140 Abbildungen und 170 Übungsabschnitten. Leipz. u. Berlin 1912, B. G. Teubner. VIII u. 223 S. 8. kart. 2 ℳ.

—, Zehnminutenturnen (Atmung und Haltung). Eine Handreichung für das tägliche Turnen in Knaben- und Mädchenschulen, wie im Hause. Mit 85 Textbildern und zwei Übungstabellen mit 53 Figuren. Zweite Aufl. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. VIII u. 105 S. 8. kart. 1,40 ℳ.

Beide Bücher sind von mir bereits in dieser Zeitschrift besprochen worden (vgl. Jahrg. 1910 S. 539 und Jahrg. 1911 S. 748), und alles, was ich damals an ihnen gerühmt habe, kann ich bei den Neuauflagen nur wiederholen. Daß beide vortreffliche Bücher sind und einem lebhaften Bedürfnisse entsprechen, zeigen schon äußerlich die rasch aufeinander folgenden Auflagen. Auch die Neuauflagen sind gewissenhaft durchgesehen und in Einzelheiten verbessert worden. Insbesondere hat das 'Zehnminutenturnen' mehrfach Zusätze erhalten, darunter einen längeren über richtige Kopfhaltung mit fünf Illustrationen. Veranlaßt sind diese Zusätze durch ein Buch des Dänen Knudsen, von dem Möller eine deutsche Ausgabe unter dem Titel 'Gymnastische Übungslehre' in dankenswerter Weise besorgt hat. Auf S. 10 ist in der Erklärung der Bilder 7 und 8 die Nummer des Bildes der Melischen Aphrodite in 34 umzuändern!

7) Nationale Jugendvorträge, veranstaltet von der Ortsgruppe Karlsruhe des Deutschen Ostmarkenvereins. 3. Jahrgang. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. V u. 80 S. 8. geh. 1,20 ℳ; Einzelvorträge je 0,40 ℳ.

Die 'Nationalen Jugendvorträge' haben es sich zur Aufgabe gestellt, der heranwachsenden Jugend, zunächst den Besuchern der beiden obersten Klassen der höheren Knaben- und Mädchenschulen und der Seminare Karlsruhes eine Geist und Gemüt zugleich erfassende Einführung in das Wesen und die Lebensbedingungen des deutschen Volkes und Reiches zu geben, um mit der Einsicht in sie auch den Wunsch und Willen in ihnen zu wecken, einst ihre Pflichten gegen beide treu und hingebend

zu erfüllen. Auch der vorliegende dritte Jahrgang der Vorträge erweist sich als sehr geeignet, diese Aufgabe zu erfüllen. Das zeigt schon eine bloße Übersicht über die Themata der einzelnen Vorträge: 1. Aus der Geschichte des deutschen Waldes, von Prof. Dr. H. Hausrath; 2. Deutsches in alter deutscher Kunst, von Prof. Dr. F. Baumgarten; 3. Aus meinen Kriegserinnerungen 1870/71, von Oberleutnant Hensch; 4. Rassen und Völker, von Prof. Dr. E. Fischer; 5. Friedrich der Große, König von Preußen, von Albert Kreßmann. Für die trefflichen Erfolge dieser Vorträge spricht wohl am besten die stetige und wachsende Teilnahme der jugendlichen Hörer und die Beobachtung, daß sie hier und da bereits befruchtend auf den Unterricht in den Schulen gewirkt haben.

8) Hans O. Simon, Der deutschen Jugend Sportbuch. Mit 80 Abbildungen im Text. Leipzig und Berlin 1913, B. G. Teubner. VII u. 168 S. In Leinwand geb. 3 ℳ.

Der Herausgeber wünscht unsere Knaben dafür zu gewinnen, daß sie sich stark machen an Körper und Geist. Er kennt ein Mittel, das ihnen kein Opfer aufzwingt, das aber in reichem Maße das bietet, wonach sich jedes echte Jungenherz sehnt: Leben und Lust, Kampf und Kameradschaft. Dies Mittel ist der Sport, und zwar der geläuterte deutsche Volkssport, der wie das deutsche Turnen dem Vaterlande und seiner Gesundung dienen will. Und so hat sich denn der Herausgeber mit den maßgebenden Vertretern der einzelnen Sportzweige verbunden, um durch ihre lebendigen und warmherzigen Schilderungen die Knaben für den Sport in irgendeiner Form zu begeistern. Jeder Zweig des Sportes, des Spieles und des Wanderns ist in knappem Rahmen, aber doch eingehend mit sichtlicher Liebe behandelt. Das Buch schließt mit einer Schilderung des deutschen Stadions in Berlin und seiner Einweihung. Prächtige Bilder illustrieren den reichen Inhalt des Buches, und eine ausführliche Literaturübersicht bildet eine willkommene Gabe für den, der sich über eine Sportart eingehender unterrichten will.

9) H. Raydt, Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. 22. Jahrgang. Leipzig und Berlin 1913, B. G. Teubner. VII u. 324 S. kart. 3 ℳ.

Der 22. Jahrgang ist fast ausschließlich der Jugendpflege, d. h. den Bemühungen um die Entwicklung und Förderung aller körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte der heranwachsenden, insbesondere der schulentlassenen Jugend gewidmet. Die sieben Aufsätze des I. Abschnitts handeln unmittelbar von der notwendigen Ertüchtigung der männlichen und weiblichen Jugend. Generalfeldmarschall von der Goltz, der verdienstvolle Begründer des Jungdeutschlandbundes, verbreitet sich über dessen Ziele und Wirken, Prof. Dr. med. Kaup weist in seinen sehr beachtenswerten Ausführungen über die Ertüchtigung unserer erwerbstätigen Jugend auf die großen Gefahren hin, die unserer Wehrfähigkeit durch den ständigen Geburtenrückgang seit 1901 und durch die ungünstige Entwicklung der Tauglichkeit drohen. Als ein Mittel, diesen Gefahren zu begegnen, empfiehlt die von neuem abgedruckte Denkschrift des Zentralausschusses vom Jahre 1908 die Einführung der Fortbildungsschule und die pflichtmäßige Durchführung eines geregelten Betriebes

von körperlichen Übungen in diesen Schulen. Im Anschluß daran weist Oberbürgermeister Dominicus auf Grund einer Umfrage nach, daß sich der Gedanke der obligatorischen Körperpflege im Rahmen der Fortbildungsschule bereits in einer großen Anzahl von Gemeinden Bahn gebrochen hat, aber ihre allgemeine Einführung in ganz Deutschland noch weit vom Ziele entfernt ist. In dem fünften Aufsatz von H. Schröer, der sich mit dem Offizierersatz aus den Reihen der Einjährig-Freiwilligen befaßt, wird aus der Tatsache, daß die Einjährig-Freiwilligen nur zum Teil den Anforderungen genügen, die vom militärischen Standpunkte aus an sie zu stellen sind, die natürliche Folgerung gezogen, ihre Wehrtüchtigkeit schon vor dem Dienstantritt zu heben; das ist aber nur möglich, wenn die Militärbehörde an die Gewährung der Vergünstigung den Nachweis körperlicher Leistungsfähigkeit knüpft. Dieser Nachweis kann sowohl durch die von der Schule ausgestellte Turnzensur bei sofortigem Dienstantritt nach dem Abgang von der Schule als auch durch die Bescheinigung einer mit Erfolg fortgesetzten körperlichen Ausbildung in der Zeit zwischen Schule und Waffendienst erbracht werden. Die Berechtigung dieser an sich selbstverständlichen Forderung, die der Verf. schon widerholt verfochten hat, scheint sich allmählich in militärischen Fachkreisen durchzusetzen. Die beiden folgenden Abhandlungen beschäftigen sich mit der Ertüchtigung des weiblichen Geschlechts. Fräulein Dr. med. Alice Profé weist in geist- und temperamentvollen Ausführungen nach, daß die Pflege der Leibesübungen für das weibliche Geschlecht ebenso notwendig sei wie für das männliche, und Stadtschulrat Dr. Lüngen will die Jugendpflege auch auf die heranwachsende weibliche Jugend ausgedehnt wissen. Über Parkpolitik und Jugendpflege spricht Dr. E. Schultze unter Hinweis auf das empfehlenswerte Beispiel nordamerikanischer Stadtverwaltungen, insbesondere der von Chikago, über die Spielplätze der Kleinen Dragehjelm-Kopenhagen.

Den II. Abschnitt bildet der immer sehr wertvolle Bericht des Direktors Dr. Bürgaß über die literarischen Erscheinungen des Vorjahres auf dem Gebiete der Leibesübungen, sowie eine Zusammenstellung der Beiträge in Zeitschriften. Neu ist der III. Abschnitt 'Von den deutschen Hochschulen'. Daß auf sämtlichen deutschen Hochschulen die Bedeutung der Leibesübungen immer mehr erkannt wird und ihre Pflege an Boden gewinnt, ersieht man aus den sechs Aufsätzen dieses Abschnitts, in denen sich Prof. Dr. med. Partsch und Prof. Heinrich über den Stand der Leibesübungen und die Bedingungen und Mittel zu ihrer Förderung verbreiten, Prof. du Bois-Reymond einiges vom akademischen Turn- und Sportleben, Oberlehrer Dr. Nagel über den Akademischen Turnbund und Pfarrer Reichardt über die Feste des V. C. in Gotha und Hamburg berichten, während Dr. med. Mallwitz die bisherigen akademischen Sportmeisterschaften schildert. In dem IV. Abschnitt 'Über Spiele und verwandte Leibesübungen' erfahren wir etwas über das Frauenschwimmen, über den gegenwärtigen Stand des Schülerruderns in Groß-Berlin; ferner wird uns eine achttägige Wanderung durch Berg und Tal und ein Kriegsspiel geschildert. Der V. Abschnitt berichtet über praktische Jugendpflege auf dem Lande in der Westmark und einen Lehrgang für Jugendpflege in Braun-

schweig; beide Berichte geben wertvolle Winke über die Gestaltung dieser neuen Bewegung. Hieran schließen sich ausführliche Berichte über den Kongreß zur wissenschaftlichen Erforschung des Sportes und der Leibesübungen in Oberhof, der zur Gründung eines Deutschen Reichskomitees führte, und über den XIII. Deutschen Kongreß für Volks- und Jugendspiele in Heidelberg.

Möge das Jahrbuch, das an Reichhaltigkeit und gediegenem Inhalt seinen Vorgängern nicht nachsteht, an seinem Teile dazu beitragen, dem Zentralausschuß immer mehr Mitglieder und Förderer zu gewinnen.

Halle a. S. O. Reinecke.

Historisch-pädagogischer Literaturbericht über das Jahr 1911. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. IX und 408 Seiten. 3 M.

Der um mehr als zwei Bogen gewachsene Umfang des Jahrgangs erklärt sich zumeist aus der Zunahme der zu besprechenden Arbeiten. Ferner sind drei Themata zum ersten Male behandelt: höhere Mädchenschule, Bibliographie, karitative Erziehung. Einige andere sind selbständig geworden, z. B. Comenius. Anderseits sind einige Themata aus Mangel an Material nicht bearbeitet worden, z. B. Geschichte und Braunschweig. Alles in allem bringt der Literaturbericht diesmal 43 Artikel gegen 38 im Vorjahre.

Im einzelnen sind die Berichte selbstverständlich recht verschieden, namentlich hinsichtlich der Ausführlichkeit, mit der die einzelnen Erscheinungen besprochen werden. Aber der Band als Ganzes enthält wiederum so viel übersichtlich geordnetes Material, daß es eine Freude ist, ihn zu benutzen und er für jeden, der sich über die Neuerscheinungen zur Geschichte der Pädagogik bequem orientieren will, geradezu unentbehrlich ist. Das möchte jedoch, um Enttäuschungen vorzubeugen, ausdrücklich hervorgehoben werden, daß es sich nicht um einen Bericht über systematische Pädagogik, sondern nur über historische Arbeiten handelt.

Um nun auf einige Einzelheiten einzugehen, so hat es der Bericht über die höheren Knabenschulen (Schwartz) fast nur mit der Geschichte von Realschulen und der Stellung hervorragender Männer zu den höheren Schulen zu tun: Gesner, Herder — beider Ziel war 'Humanitätsbildung in möglichster Vielseitigkeit' —, I. H. Voß, Diesterweg, der für die Einrichtung von Seminaren zur Vorbereitung für das höhere Lehramt eintrat, Nietzsche.

Der Bericht über die alten Sprachen (Nebe) beginnt mit der Bemerkung, daß die allgemeinen Werke, in denen die Geschichte des altsprachlichen Unterrichtes behandelt oder gestreift wird, eine starke Einseitigkeit zeigen, insofern sie fast nur auf die Entwicklung der klassischen Philologie als Wissenschaft eingehen und den eigentlichen Schulunterricht vernachlässigen. Dies gilt u. a. auch von Gudemans *imagines*, unter denen z. B. Gedike, Meierotto, Jacobs, Classen, Jäger nicht erscheinen, und von Billeters 'Anschauungen vom Wesen des Griechentums'. Ausführlich hingewiesen wird dann auf Immisch, Das Erbe der Alten; Müller, Die Ausgaben *in usum Delphini*; Schwabe, Goethe als Lateinschüler; Süß, Aristophanes und die Nachwelt und vieles andere.

Sehr wichtig ist der ganze vierte Abschnitt 'Territorien', in dem Preußen von Wehrmann, Bayern von Schnizlein, Sachsen von Schwabe, Württemberg von Schotte, Baden von Kastner, Hessen von Diehl, Mecklenburg von Wetzstein, Thüringen von Schneider behandelt wird. Unter den Geschichten einzelner preußischer Schulen seien hervorgehoben: Erfurt, Züllichau, Nordhausen, Köln, Bochum, Steglitz, dessen Festschrift besonders gelobt wird, Charlottenburg, Emden, Aachen. Eine besondere Gruppe bilden die Oldenburger Schulen. Anderseits werden nur einzelne Abschnitte der Geschichte von höheren Schulen behandelt: Katharineum in Lübeck, das Kneiphöfische Gymnasium in Königs-

berg. das Lyzeum in Straßburg i. E. Wichtig sind die Verzeichnisse von Lehrern und Schülern, wobei die richtige Bemerkung gemacht wird, daß die meisten Angaben zu unvollständig oder zu abgerissen sind. Aus Bayern seien hervorgehoben: Lyzeum in Regensburg, Melanchthongymnasium in Nürnberg (mit Melanchthons Eröffnungsrede), das Alte Gymnasium und die Oberrealschule in Würzburg. Aus Sachsen nenne ich besonders die Jubiläumsschriften der Firmen B. G. Teubner und W. Engelmann, sowie die Festschrift des Vitzthumschen Gymnasiums in Dresden. Für die hessische Schulgeschichte ist außerordentlich wichtig die Herausgabe des 'Roten Buchs', das über mehr als dreihundert Schulen in den Jahren 1585 bis 1621 Auskunft gibt, von deren Existenz man z. T. noch gar nichts wußte. Interessant ist eine altenburgische Schulordnung von 1615, in der u. a. vom Rektor verlangt wird, daß er die Klassen täglich besuche.

Leipzig. Theodor Opitz.

---

1) Reisert, 'Freiburger Gaudeamus'. Taschenliederbuch für die deutsche Jugend, enthaltend 212 unsrer schönsten Lieder zumeist mit Melodie. 2. Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. S. 222. Preis 1,20 ℳ geb. in Leinwand.

Das in ansprechender Ausstattung hergestellte Büchlein kann unbedenklich empfohlen werden. Es enthält die beliebtesten Volks- und Jugendlieder aus älterer und neuester Zeit. Alles sittlich Anstößige ist bei der Auswahl mit Takt vermieden worden, ohne daß der Verfasser einem engherzigen Standpunkt verfällt. Die hinzugefügten Noten sind brauchbar und tun gute Dienste.

2) Möhring und Brand: 'Bei Leipzig unterm Donner der Kanonen'. (Für Klavier 1 ℳ, für Klavier und Gesang 1 ℳ.) Ludwig Sprenger, Musikalienhandlung, Oldenburg i. Gr.

Ob es nötig war, diese 1863 bei der Fünfzigjahrfeier entstandene Komposition neu zu drucken, mag dahingestellt bleiben. Ich bezweifle es. Der Preis ist reichlich hoch bemessen.

3) Georg Rolle: Didaktik und Methodik des Schulgesangunterrichts. München, C. H. Becksche Verlagshandlung. S. 76. Preis 2,80 ℳ.

Das Büchlein ist ein Sonderabdruck aus dem Handbuche der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, herausgegeben von Dr. A. Baumeister. In der Vorrede bemerkt der Verfasser mit Recht, daß es nicht nur für den Gesangunterricht in den höheren Schulen bestimmt ist, sondern auch für den in den Volksschulen. Auf Schritt und Tritt begegnet man dem erfahrenen Musikpädagogen, und wenn man auch über Einzelheiten mit ihm rechten könnte, so wird man doch gestehen müssen, daß alles, was er sagt, wohl erwogen und in der Praxis bewährt und geprüft ist. Zu S. 5 möchte ich bemerken, daß der Schulgesang nicht nur durch die zerstörenden Wirkungen des 30jährigen Krieges, sondern auch durch die Geringschätzung des Gesanges seitens des Pietismus heruntergekommen ist. Davon kann man in Berlin ein Liedlein singen. Dazu kam, daß den lutherischen Geistlichen das Singen in den Kirchen u. a. m. untersagt wurde. Diese nüchterne, platte Auffassung, die in Preußen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts überhand nahm, hat natürlich auch den Schulgesang zerstört. Wie ganz anders stand Sachsen da, in dem im 18. Jahrhundert der unvergleichliche Bach Gesanglehrer der Thomasschule wurde! In den lutherischen Kirchen erhielt sich die Wertschätzung der Musik und die Verbindung von Schule und Kirche am längsten. Über die Pflege des Männergesanges an den höheren Schulen bin ich anderer Ansicht als der Verfasser. Es gibt Bücher, die den Schülern der höheren Klassen geistliche und weltliche Männerchöre bieten und an Höhe und Tiefe der Stimmen nur mäßige Anforderungen stellen. Golden ist die Regel, die Rolle gibt: 'Vor allem sei hervorgehoben, daß in allererster Linie der A-capella-Gesang gepflegt werden soll und man vermeide beim Einstudieren eines Chores den Gebrauch eines Instruments.' Wenn das doch mehr Beachtung fände!

Der Preis des Buches ist etwas hoch.

Hamm (Westf.).

Herm. Eickhoff.

Der Charakter der perikleischen Politik im Lichte der Darstellung des Thukydides

von

Peter Corsen

Vortrag, gehalten zur Stiftungsfeier des Philologischen Vereins am 12. Dez. 1914

Wenn wir in diesem Jahre ungeheurer weltgeschichtlicher Ereignisse mitten in dem noch unentschiednen Ringen unsres Volkes das Stiftungsfest unseres Vereins in gewohnter Weise feiern, so tun wir es nicht als weltflüchtige Gelehrte, die von der Wirklichkeit unberührt bleiben, noch wollen wir uns dadurch dem Druck der Gegenwart entziehen. Wir alle haben das Gefühl, daß wir in dieser Zeit keine Feste feiern dürfen, die nicht irgendwie aus unserm patriotischen Empfinden entspringen oder darin ausmünden.

Gewiß ist keine Wissenschaft Eigentum einer einzelnen Nation, und an unserer Wissenschaft arbeiten wie an allen andern Wissenschaften auch unsere Feinde mit, die Russen nicht ausgeschlossen. Es ist eine der schmerzlichen Begleiterscheinungen des Krieges, daß das Bewußtsein innerer Gemeinsamkeit, das die Beteiligung an den Kulturaufgaben der Menschheit verleiht, für den Augenblick unter den Gelehrten der kriegführenden Völker aufgehoben ist und daß wir auch der Sympathie mancher Gelehrten der neutralen Länder nicht mehr sicher sind. Aber wenn die Wissenschaft in normalen Zeiten als international anerkannt ist, so hat doch die Arbeit an der Wissenschaft, ganz besonders an ihren historischen und philosophischen Disziplinen, notwendig einen nationalen Charakter, und so ist der Dienst an ihr zugleich ein Dienst an der Nation.

Dies gilt in ganz besonderm Maße von der klassischen Altertumswissenschaft, und vielleicht kommt kaum auf irgendeinem anderen Felde menschlicher Geistestätigkeit in gleich glücklicher Weise in der gemeinschaftlichen Arbeit die nationale Eigenart der verschiedenen Völker zum Besten des Gegenstandes der Erkenntnis zur Erscheinung. Ist daher auch die Altertumswissenschaft kein ausschließlich deutsches Eigentum, so dürfen wir doch sagen, daß gerade diese Wissenschaft im letzten Jahrhundert durch deutsche Arbeit eine ganz besondere Ausprägung erfahren hat, die auch in den andern Ländern vorbildlich gewirkt und Früchte aus deutschem Samen gezeitigt hat.

Ein deutscher philologischer Verein darf aus dieser Tatsache das Bewußtsein der Berechtigung schöpfen, auch in schwerer Zeit sein

Stiftungsfest zu feiern, und er wird sich dabei in der Überzeugung stärken, daß auch er berufen ist, das Erbe der Vergangenheit an seinem kleinen Teile zu erhalten und womöglich zu mehren. Denn darüber sind wir uns ja in unserm Kreise alle klar, daß, wenn der Krieg zu einem glücklichen Ende geführt wird, wir in friedlicher Arbeit alle unsere Kräfte anzustrengen haben, um uns unseres neuen Platzes in der Welt würdig zu beweisen. Die deutschen Vertreter der Altertumswissenschaft aber, die in den letzten Jahrzehnten die fremden Länder mehr und mehr ebenbürtig in vielen Zweigen ihrer Wissenschaft haben wetteifern sehen, haben besonderen Grund, nicht zu erlahmen, damit sie nicht gar in das Hintertreffen gelangen.

Wenn wir so, wie es an einem Stiftungsfeste ziemt, die Gedanken an Vergangenheit und Zukunft zum Vorsatz tatkräftigen Handelns in der Gegenwart verbinden, so werden besonders die unter uns, und das ist ja die große Mehrheit, die das Objekt unserer Wissenschaft zugleich zu pädagogischen Zwecken auszunutzen haben, gerade in dieser Zeit in dem Bewußtsein gekräftigt worden sein, wie eng noch immer der geistige Zusammenhang zwischen Altertum und Gegenwart ist.

Selbstverständlich tritt dieser Zusammenhang an verschiednen Punkten verschieden hervor, und zweifellos mehrt sich das Maß des Überwundenen, je mehr wir in der Kulturentwicklung fortschreiten. Allein in der Erfassnung und Darstellung gewisser nationaler Strömungen und allgemein menschlicher Verhältnisse hat der antike Geist eine Schärfe und Klarheit erreicht, die auch heute noch unmittelbar die Gegenwart erleuchtet, darum weil das Wesen dessen, was wir Welt nennen, trotz aller Ausweitung und Verwandlung seiner Erscheinungsform in der Zeit und durch die Zeit, doch das selbe bleibt.

Es wird manchen von Ihnen gegangen sein wie mir, daß sich ihm dies Bewußtsein von der aktuellen Bedeutung der Antike in dieser Zeit ganz besonders an der Lektüre des Thukydides neu belebte, und das ist es, was mich in der Wahl des Themas für den heutigen Abend bestimmt hat. Denn auch dieser Zusammenhang zwischen unserm Stiftungsfest und der großen Zeit, in der wir leben, verdient zum Ausdruck zu kommen. Ich beabsichtige freilich nicht, nach Parallelen zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu suchen, die, ganz abgesehen von der ungeheuren Verschiedenheit des Rahmens, in den die Ereignisse dieser und jener gespannt sind, notwendig unzutreffend ausfallen, weil sich die Dinge nie in verkleinerter oder vergrößerter Gestalt einfach widerholen. Die äußeren Erscheinungen werden immer völlig verschiedene und meist ganz unerwartete Formen annehmen, aber gleich und immerwiderkehrend ist das Allgemeine, das Typische, und für dieses hat kaum ein Historiker mehr Blick und Ausdruck gehabt als Thukydides. Daher kommt es, daß manche seiner aus den Erfahrungen der eigenen Zeit abgeleiteten Sätze einer unmittelbaren Anwendung auf die Verhältnisse der Gegenwart fähig sind und wie eben geprägte Schlagwörter wirken.

Es würde aber auch der Überlieferung und dem Wesen unseres Vereins wenig entsprechen, wenn ich hier zum Lobe eines Schriftstellers wie Thukydides einen epideiktischen Vortrag halten wollte. Die Aufgabe

der Philologie in historischen Dingen, in denen mitzusprechen sie ihre Berechtigung im letzten Jahrhundert erwiesen haben dürfte, ist, wie mir scheint, nicht sowohl die Darstellung sicherer Ergebnisse, als die Aufsuchung und Bearbeitung des Problems mit dem ihr eigenen Mittel der Interpretation.

Auf diesem Wege will ich versuchen, in der Geschichtschreibung des Thukydides die Geistesströmung zu erkennen, aus der die Motive der perikleischen Politik entsprungen sind, und zugleich einen Hinweis des Thukydides auf eine ihr durchaus entgegengesetzte gleichzeitige Richtung aufzuhellen.

Mit unvergleichlicher Einsicht und Klarheit scheidet Thukydides zwischen den äußeren Veranlassungen des Peloponnesischen Krieges und seiner eigentlichen inneren Ursache. Nicht die Unstimmigkeiten, die sich aus den Verwicklungen zwischen Athen und Sparta ergaben, haben den Zustand geschaffen, aus dem der Krieg hervorgegangen ist. Dieser Zustand war unabhängig von ihnen und vor ihnen da. Jene Unstimmigkeiten haben sich allerdings in die Beschuldigungen und Streitigkeiten umgesetzt, die den Ausbruch des Krieges gerade zu dieser bestimmten Zeit und unter diesen bestimmten Umständen herbeiführten, und erfahren daher als Vorgeschichte des Krieges eine eingehende Darstellung, aber sie sind doch nur ein äußerer Vorgang mehr oder minder willkürlicher und zufälliger Art, sie sind nicht die treibende Kraft, die den Krieg zu einer Notwendigkeit machte.

Es mag dies auch von andern Zeitgenossen empfunden sein, sicherlich nicht von vielen, und schwerlich hätten sie vermocht, ihre Ansicht auf einen gleich bestimmten und schlagenden Ausdruck zu bringen wie Thukydides.

Thukydides ist sich wohl bewußt, daß er eine individuelle Ansicht ausspricht. Wie er es als etwas Besonderes hervorhebt, daß er gleich beim Ausbruch des Krieges seine weltgeschichtliche Bedeutung erkannt habe, so sagt er, daß man von seiner eigentlichen Ursache am wenigsten spreche, als Ursachen vielmehr jene äußeren Veranlassungen, das Bündnis Athens mit Kerkyra, die Vergewaltigung Potidaeas, die Handelssperre gegen Megara, angebe. Er will nicht sagen, daß man mit Bewußtsein den wahren Grund verschweige, vielmehr daß man den wahren Grund sich nicht zum Bewußtsein bringe.

Sicherlich ist dieser nicht in der öffentlichen Meinung zum Aus druck gekommen. Die Gegenwart ist nicht der Augenblick für historische Erkenntnis; diese wird erst durch den Abstand gewonnen. Die Gegenwart wird beherrscht von dem Eindruck der äußeren Umstände und ihrem oft sehr täuschenden Schein.

Wohl aber ist Thukydides der Meinung gewesen, daß seine Ansicht auch die Ansicht des leitenden Staatsmanns gewesen sei, und vielleicht hat er sie nur aus der Politik des Perikles abstrahiert. Zwar sagt er nirgendwo ausdrücklich, daß Perikles den Krieg für unvermeidlich gehalten habe, aber aus seiner ganzen Darstellung folgt, daß er dies von Perikles geglaubt hat, und wenn wir irgend etwas als sicher in der Geschichte annehmen dürfen, so ist es dies, daß die Überzeugung von der

Notwendigkeit des Krieges zwischen Sparta und Athen der leitende Gedanke in der perikleischen Politik gewesen ist.

Aber wenn Perikles mit Recht den Krieg als eine vorauszuberechnende Folge der Verschiebung des Machtverhältnisses zwischen Athen und Sparta angesehen hat, so ist sein Ausbruch darum doch nicht als eine Auslösung rein mechanischer Kraftwirkungen anzusehen. Als Notwendigkeit stellt sich der Peloponnesische Krieg nur unter der Voraussetzung dar, daß der eine der beiden Staaten nicht gewillt war, die Entwicklung seines Kraftvermögens einzuschränken, der andere fest entschlossen, diese ungehemmte Kraftentwicklung nicht zu dulden. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint die Einsicht in die Notwendigkeit als eine sittliche Tat. Nicht aus sich selbst, sondern aus dem Bewußtsein des leitenden Staatsmanns führen die natürlich wirkenden Kräfte, durch seinen Entschluß bestimmt, den Krieg herbei. Es ist sein Wille, der den Krieg entbindet.

So hat Thukydides das Verhältnis der natürlichen Kräfte und der Persönlichkeit des Perikles gefaßt, und er hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß Perikles vor der Geschichte die Verantwortung für den Krieg trägt, obwohl die Bedingungen zum Kriege in dem Verhältnis der kriegführenden Staaten zueinander lagen.

Gehen wir dieser Auffassung weiter nach, so werden wir den eigentlichen Charakter der perikleischen Politik erkennen. Er offenbart sich in den Motiven, die dem Willen des Perikles zum Kriege zugrunde lagen. Sie entsprangen aus seiner Auffassung vom Wesen des athenischen Staates, diese Auffassung aber war widerum bestimmt durch seine Auffassung von dem Wesen der jedem staatlichen Gebilde zugrunde liegenden Faktoren der Macht und des Rechts.

Die Rechtsfrage spielt in dem Vorstadium des Krieges keine geringe Rolle. Sehr deutlich tritt in der athenischen Diplomatie das Bestreben hervor, die Verantwortung für den als notwendig erkannten Krieg der Gegenseite zuzuschieben. Perikles hat die moralische Bedeutung dieses Momentes für das Bewußtsein des eigenen Landes wie für das der Gegner nicht verkannt. Darum sollen die Athener den Krieg nicht erklären, aber den Kriegsdrohungen nicht weichen, sie sollen die Forderungen der Lazedämonier mit Berufung auf die Satzungen des 30jährigen Vertrages ablehnen und wissen, daß sie dabei das Recht und die Ehre auf ihrer Seite haben. Rechtsfragen haben in keinem Lande der Welt eine größere Rolle gespielt als in Athen. Auch die Kriegsfrage mußte sich dem öffentlichen Bewußtsein als eine Rechtsfrage darstellen, und schon darum mußte der Staatsmann, der den Krieg wollte, dem Volke klarzumachen wissen, daß es dabei im Recht sein würde. Perikles operierte aber auch dem Feinde gegenüber so geschickt, daß dieser sich auch selbst im Unrecht fühlte und die ungünstige Wendung des archidamischen Krieges als verdient und verschuldet empfand.

Aber Perikles war sich darüber ganz klar, daß es sich bei den diplomatischen Verhandlungen, die dem Kriege voraufgingen, nicht um das Recht im höheren Sinne, sondern um das formale Recht, im Grunde genommen nur um den Schein des Rechtes handle.

Den stärksten Schein des Rechts hatte und den stärksten Eindruck auf Freund und Feind machte die Berufung auf die Bestimmung des 30jährigen Vertrages, daß Streitigkeiten der vertragschließenden Mächte vor ein Schiedsgericht gebracht werden sollten. Wir sind leider über diese Bestimmung nicht genauer unterrichtet; wir wissen nicht, wo das Schiedsgericht abzuhalten, wie es zu besetzen gewesen wäre. Es ist interessant, die Idee eines politischen Schiedsgerichtes in jener Zeit schon so weit entwickelt zu sehen, daß sie in ein Friedensinstrument aufgenommen wurde. Aber praktisch hat sie nicht mehr Bedeutung gehabt als das Haager Schiedsgericht. Auch die Kerkyräer hatten sich erboten, ihren Handel mit den Korinthern dem Gott in Delphi zur Entscheidung zu überlassen, aber sie hatten nicht den gleichen Erfolg wie Bismarck, als er vorschlug, die Karolinenfrage dem Urteil des Papstes anheimzustellen.

Allein das Verlangen einer schiedsrichterlichen Entscheidung der schwebenden Fragen war doch im Grunde, wenn ich mich des jetzt trotz oder wegen seines Ursprungs so oft gebrauchten Ausdrucks bedienen darf, ein Bluff von seiten des Perikles. Die erste und wichtigste von allen Fragen war, ob die Athener durch ihr Bündnis mit Kerkyra den 30jährigen Vertrag gebrochen hätten oder nicht. Die Athener waren auch in diesem Falle ängstlich bemüht gewesen, den Schein des Rechtes zu wahren. Es mag sein, daß sie gegen den Buchstaben des Vertrages nicht verstoßen haben. Allein die Form des lediglich defensiven Bündnisses mit Kerkyra, die sie wählten, war eine künstliche Konstruktion, die den Geist des Vertrages ohne allen Zweifel verletzte und sich praktisch auch gar nicht streng festhalten ließ. Das Bündnis kam erst nach zweimaliger Verhandlung in der Volksversammlung zustande, ein Beweis, daß die Friedenspartei in Athen nicht schwach war. Thukydides sagt nicht, wie und durch wen der endgültige Beschluß herbeigeführt wurde, aber nach seiner ganzen Darstellung ist es ausgeschlossen, daß es im Widerspruch mit Perikles geschehen sei oder auch nur ohne seine öffentliche oder geheime Mitwirkung. Der entscheidende Grund für das Bündnis war nach Thukydides die Überzeugung von der Unvermeidlichkeit des Krieges zwischen Athen und Sparta. Perikles hat also schon damals seinen Willen zum Kriege unzweideutig dokumentiert, und er hat den Konflikt verschärft, durch Athens Vorgehen gegen Potidaea, ganz besonders aber seine Entschlossenheit weiter bekräftigt durch den Beschluß gegen Megara, der eine weit stärkere Provokation gegen Sparta enthielt als das Bündnis mit Kerkyra. Wenn die Athener sich bereit erklärten, diese Maßregeln der Entscheidung eines Schiedsgerichts zu unterwerfen, so ist es sehr die Frage, ob Perikles die Entscheidung anerkannt hätte, wenn sie gegen Athen gefallen wäre. Die Ignorierung des Anerbietens bot ihm eine brauchbare diplomatische Waffe, aber vor seinem staatsmännischen Gewissen hat er den Krieg auf andere Weise gerechtfertigt, und auch seinen Mitbürgern ist er diese Rechtfertigung nicht schuldig geblieben.

Thukydides hat sie uns in einer künstlerisch überaus wirksamen Weise in der Leichenrede vermittelt. Daß Perikles bei solcher Gelegen-

heit in diesem Sinne gesprochen und daß Thukydides in der Leichenrede nicht seine eigenen, sondern die Grundgedanken der perikleischen Staatsauffassung hat darlegen wollen, wird man nicht bezweifeln dürfen.

Perikles war auf das tiefste von der Daseinsberechtigung des athenischen Staates in der Eigenart, zu der er sich entwickelt hatte, überzeugt, und Thukydides hat durch sein Gemälde von dem wunderbaren Reichtum, der Vielgestaltigkeit, Kraft und Schönheit des Lebens in diesem Staate den Beweis geliefert, daß für die Erhaltung dieses Lebens kein Einsatz zu hoch war. Perikles sah, daß die ungehemmte Weiterentwicklung des so gearteten Staates früher oder später zum Konflikt mit Sparta führen müsse. Darum entschloß er sich zum Kriege, als der Streit zwischen Kerkyra und Korinth ihm die Gelegenheit bot, einen neuen Machtfaktor in seine Rechnung einzustellen.

Was die Lektüre des Thukydides so wohltuend macht und was ihr den Stempel der Vornehmheit aufdrückt, ist, daß er diesen Sachverhalt nie verhüllt, daß er, obwohl mit ganzem Herzen auf der Seite des perikleischen Athens, nicht gegen seine Gegner deklamiert, um den Krieg aus ihren böswilligen Absichten abzuleiten, daß er nicht aus formellen Rechtsgründen eine Schuld am Kriege konstruiert, sondern die Ursachen des Krieges in dem Zwang der Verhältnisse und dem Charakter der kriegführenden Parteien findet. Er sagt am Schluß des ersten Buches geradezu, daß durch die Streitigkeiten zwischen Athen und Korinth und was sich weiter daraus entwickelte der dreißigjährige Vertrag gebrochen sei, und wenn er als den eigentlichen Grund zum Kriege Spartas Furcht vor der wachsenden Macht Athens bezeichnet, so sagt er nicht und meint auch nicht, daß diese Furcht unbegründet gewesen sei. Es ist die reine Luft der Wahrhaftigkeit, die man in dieser Darstellung atmet, und diese Wahrhaftigkeit verträgt sich durchaus mit dem glühendsten Patriotismus. Denn nur ein Patriot vom reinsten Sinne und der tiefsten Einsicht konnte das Bild des perikleischen Athens zeichnen, das uns die Leichenrede entrollt, und durch den unaufdringlich nebenherlaufenden Vergleich mit Sparta, der die Darstellung wie ein Schatten begleitet, hat er gezeigt, daß Athen das bessere Recht auf Existenz hatte.

Staaten wie Individuen bilden sich unter dem Einfluß der äußeren Verhältnisse. Aber ihr Charakter wird ihnen nicht von diesen aufgeprägt, sondern er entwickelt sich aus ihrem Verhalten gegen ihre Umgebung. So ist der athenische Staat das Produkt der Neigungen, Bestrebungen und Entschließungen der hochbegabten Menschen, die seine Bürgerschaft bildeten. Ihre politischen Entschließungen hat Perikles viele Jahre geleitet. Er hat nicht nur das Erworbene gegen Sparta verteidigt, er hat auch zu der Erwerbung und Befestigung der athenischen Machtstellung am meisten beigetragen und dazu mitgewirkt, ihr denjenigen Charakter zu geben, gegen den Sparta den Krieg proklamierte.

Hat Perikles auch in diesem längeren Stadium seiner Politik das Recht auf seiner Seite zu haben geglaubt und wie und in welchem Sinne hat er es geglaubt?

Genau einander entgegengesetzt sind die Prinzipien, die in der inneren und äußeren Politik Athens seit dem Ende der sechziger Jahre

des achten Jahrhunderts geherrscht haben, das der Gleichheit in dem Verhältnis der Bürger untereinander, der Ungleichheit in dem der Bürger zu den Bundesgenossen. Im Interesse von Griechenland und auf Wunsch der Ionier hatte Athen seine Vormachtstellung gegen Asien übernommen. Allein unter dem Einfluß von Ehre, Furcht und Vorteil, wie Thukydides sagt, wurde aus der schützenden sehr bald die absolut herrschende Macht. Wenn man von einem attischen Reiche spricht, so kann dieser Ausdruck leicht zu einem Mißverständnis führen. Uns hat sich der Begriff des Reiches zu der Vorstellung von einem staatlichen Ganzen ausgebildet, dessen Teile, untereinander prinzipiell gleichberechtigt, nach ihrer Größe und Bedeutung zum Wohle des Ganzen beitragen, in welchem die Teile sich im Gleichgewicht befinden und die Zentralgewalt sich nicht gegen die Teile wendet, sondern aus den Teilen zusammenströmt. Ein solches Reich hat die attische Politik nie angestrebt. Sie ist nie auf eine organische Vereinigung von einigen oder allen Teilen Griechenlands ausgegangen, sondern immer nur auf eine Herrschaft über möglichst viele zu dem alleinigen Vorteil Athens. Athen hat über die Bundesgenossen nicht anders geherrscht als England über Indien und Ägypten. Die Bundesgenossen mögen von ihm gewisse kulturelle Vorteile gehabt haben, aber politisch wurden sie mehr und mehr unfrei. War Athen, wie Thukydides mit Stolz und Recht sagt, die hohe Schule für ganz Griechenland, so mag dies den Bundesgenossen in erster Linie zugute gekommen sein, allein das war nicht Absicht, sondern Folge. Die Herrschaft Athens war eine Tyrannis, bei der es nicht nach dem Vorteil des Beherrschten, sondern nach dem eigenen fragte. Dieser Charakter der athenischen Herrschaft ist von Perikles offen zugegeben worden, und er hat es nicht bestritten, daß sie der gewöhnlichen Moral zuwiderlief. So gut wie später Kleon hat Perikles den Athenern eingeschärft, daß ihre Herrschaft eine Tyrannis sei, und daß man eine Tyrannis nicht aus der Hand geben könne, ohne Gefahr zu laufen, unter die Füße derer zu kommen, über die man geherrscht habe. 'Es mag unrecht scheinen,' läßt Thukydides den Perikles sagen, 'eine Herrschaft zu erwerben, aber ein Staat, der sie aufgibt, setzt seine Existenz aufs Spiel.' An einer andern Stelle spricht Thukydides folgende Maximen aus: 'Es ist eine feststehende Tatsache, daß immer der Schwächere von dem Stärkeren unterdrückt wird. In dem Wesen des Menschen liegt es begründet, daß er eine Herrschaft, die er hat, nicht freiwillig aufgibt, und noch niemals hat einer, wenn er die Kraft hatte, durch die Rücksicht auf das Recht sich von der Erlangung eines Vorteils zurückhalten lassen.' Diese Sätze finden sich in einer Rede athenischer Gesandten. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß sie der Anschauung des leitenden Staatsmannes entsprachen.

Das war keine individuelle Anschauung. Sie ist uns wohl bekannt, am besten durch den Mann, der ein Menschenalter später die ganze Kraft seiner Persönlichkeit zu ihrer Bekämpfung eingesetzt hat.

Die Sophisten waren es, die lehrten, man müsse zwischen dem Gewohnheitsrecht und dem natürlichen Recht unterscheiden. Das Gewohnheitsrecht sei das Recht der Schwachen, das natürliche Recht das der Starken. Nach dem Gesetze der Natur müsse der Bessere mehr

haben als der Schlechte, der Mächtige als der Schwache; in Wahrheit sei das Recht eben nichts anderes als der Vorteil des Stärkeren.

Perikles hat diesen Grundsatz nicht für seine eigene Person befolgt. Er hat nach der Macht gestrebt, aber er hat die erworbene Macht in den Dienst seiner Vaterstadt gestellt. Er besaß nach dem Zeugnis des Thukydides die beiden Eigenschaften, ohne die alle staatsmännischen Eigenschaften keinen Wert für den Staat haben: Vaterlandsliebe und Selbstlosigkeit. Daß er das Vaterland über die Person stellte, unterscheidet seine Politik von der des Alkibiades, nicht daß er den Athenern empfahl, ihre Macht in den erworbenen Grenzen zu halten, während Alkibiades ihnen den Weg nach Sizilien wies. Hätte Perikles als junger Mann an dem Platze des Alkibiades gestanden, so würde er vermutlich mit der selben Energie die Politik der Tat gegen die der Beharrung befürwortet haben, aber nie hätte er aus persönlicher Rachsucht seine Vaterstadt an den Rand des Verderbens gebracht, auch wenn er noch weit stärker als Alkibiades von der Überzeugung durchdrungen gewesen wäre, daß er sie ebenso sicher auf die Höhe zurückführen könne. Aber wenn Perikles ein schlichter Bürger unter Bürgern blieb, wenn er seine Person von dem Glanz der Vaterstadt verdunkeln ließ, so hat er doch in seiner äußeren Politik die sophistische Auffassung von dem Wesen des Rechts zum Grundsatz erhoben, und er hat sich darin mit der Majorität des Volkes, auch der Masse derjenigen, die nicht durch die Schule der Sophisten gegangen waren, in Übereinstimmung befunden. Wenn der Demos in dem ersten Jahre der Pest sich geneigt zeigte, mit den Lazedämoniern in Unterhandlung zu treten und das Prestige der Stadt preiszugeben, so war das eine Anwandlung von Schwäche unter dem Eindruck der ungeheuren Katastrophe, die über die Stadt hereingebrochen war, und der Zorn gegen Perikles entsprang nicht einer Mißbilligung seiner politischen Grundsätze. Aber haben diese nirgendwo in der Bürgerschaft eine moralische Verurteilung gefunden?

Wir werden von den Angriffen der aristokratischen Partei wegen der Verwendung der bundesgenössischen Gelder zum Schmucke der Stadt absehen können; denn diese werden sicher mehr parteipolitischen Gründen als einer ehrlichen Entrüstung entsprungen sein, und mit dem Scherbengericht gegen Thukydides aus Alopeke verstummten diese Angriffe. Aber der Historiker Thukydides deutet an, daß es noch zur Zeit des Peloponnesischen Krieges Tadler der äußeren Politik des Perikles gegeben habe, die die Erwerbung der Herrschaft über die Bundesgenossen für unmoralisch erklärten und es für besser hielten, sie aufzugeben. Er bezeichnet sie als das passive Element gegenüber den aktiven und sagt, daß Leute dieses Schlages die Stadt zugrunde richten würden, wenn sie die Majorität gewännen, daß sie aber auch außerstande wären, für sich allein einen lebensfähigen Staat zu bilden.

Thukydides hat diese Bemerkung in die letzte große Rede des Perikles eingestreut, die er ihm zur Verteidigung seiner Person und seiner Politik in den Mund legt. Auf wen zielt er damit? Die Bürger werden in der Rede gewarnt, sich von diesen Leuten nicht verleiten zu lassen. Es ist also nicht eine Strömung innerhalb der Bürgerschaft ge-

meint. Es sind Leute, die moralische Bedenken aufwerfen, die den braven Mann herausbeißen, *ἀνδραγαθίζονται*. Sie werden als völlig unfähig zur Leitung eines Staates hingestellt und durch den Vorwurf der Untätigkeit als politisch indifferent bezeichnet. Auch in der Leichenrede wird die politische Gleichgültigkeit gebrandmarkt. 'Der echte Athener', heißt es hier, 'verbindet mit der Fürsorge für seine eigenen Angelegenheiten das Interesse für die Politik; wer aber daran keinen Anteil nimmt, gilt in Athen nicht für untätig, sondern unbrauchbar.'

Hier läßt der Zusammenhang kaum einen Zweifel, daß der Philosoph getroffen werden soll. 'Wir lieben die Schönheit im Rahmen der Einfachheit, und wir lieben die Weisheit ohne Schlaffheit,' geht eben voraus Weder also das Gefallen am Schönen, meint Thukydides, darf zur Verschwendung, noch das Streben nach Erkenntnis zur Erschlaffung führen. Das Interesse für Kunst und Wissenschaft darf nicht so weit gehen, daß dadurch die Beteiligung am Staatsleben beschränkt oder gar verhindert wird.

Es ist der Standpunkt des Kallikles im Gorgias: 'Philosophie ist eine hübsche Sache, wenn einer sich mit Maßen in der Jugend damit befaßt; wenn man sich aber weiter als nötig darauf einläßt, so ist sie ein Verderb. Denn wenn man über die Jugend hinaus philosophiert, so wird man, wenn man auch ganz gut beanlagt ist, notwendigerweise in allem unerfahren, worin einer, der ein rechter und angesehener Mann werden will, erfahren sein muß. Ein solcher wird für das praktische Leben in jeder Beziehung unbrauchbar und spielt eine lächerliche Rolle.'

Welche Philosophen hat nun Thukydides im Auge gehabt? Sicherlich nicht die Sophisten. Denn an die Sophisten schlossen sich ja gerade die jungen Leute an, die es im Staate zu etwas bringen wollten, und die Sophisten erboten sich, ihren Schülern die Fähigkeiten und Kenntnisse zu übermitteln, die sie in den Stand setzten, die hohe Politik zu treiben. Wer aber galt in Athen für das Urbild des verschrobenen Philosophen, wer vernachlässigte, wie er selbst gestand, seine eigenen Angelegenheiten, ohne doch den Staatsgeschäften sich zu widmen, wem ließ die Liebe zur Weisheit keine Zeit zu irgendeiner andern Beschäftigung als zum Nachdenken und Disputieren über das, was schön und häßlich, gerecht und ungerecht sei, wer ging sein ganzes Leben lang bei seinen Mitbürgern herum, um ihnen einzureden, daß es nicht auf Geld und Gut, Ruhm und Ehre, sondern auf Einsicht und Wahrheit ankomme und darauf, daß die Seele so gut wie möglich werde, auf das *ἀνδραγαθίζεσθαι*, wie Thukydides spöttisch sagt?

Wir tragen alle eine lebendige Vorstellung von Sokrates in der Seele, und das Bild, das Platon von ihm in der Apologie entworfen hat, gibt sicherlich den Eindruck der unvergleichlichen Persönlichkeit treu wider, mag Sokrates nun so gesprochen haben, wie Platon ihn sprechen läßt, oder nicht. Aber wir wissen nichts von seiner inneren Entwicklung, nichts von seiner Tätigkeit und Wirkung in seinen jüngeren und mittleren Jahren [1]. Platon und Xenophon mögen etwa seit seinem sechzigsten Lebens-

[1] Auch Heibergs schöne Studie in dieser Zeitschrift 1913 S. 354, Sokrates' Entwicklung, schildert doch mehr den gewordenen als den werdenden Sokrates.

jahre mit ihm verkehrt haben, und sie sind seinem früheren Leben nicht mit dem Spürsinn und dem Interesse eines Biographen nachgegangen, sondern haben sich dem Zauber seiner immer noch jugendfrischen Persönlichkeit hingegeben. Wir besitzen aus der Zeit, in der er die Mitte seines Lebens bereits überschritten hatte, ein Zerrbild von ihm, das wir auch als Karikatur, gemessen an dem, was uns von ihm sonst überliefert ist, nicht zu verstehen vermögen. Wir werden aus dem, was wir von dem alternden Sokrates wissen, schließen dürfen, daß es in seinem Leben und Denken keine Sprünge, keinen Zick-Zack gegeben hat. Die Wolken des Aristophanes können uns daher keinen Beitrag zu der Erkenntnis seiner Entwicklung liefern, aber sie sind ein Zeugnis, daß Sokrates während des archidamischen Krieges als ein Faktor ersten Ranges in dem geistigen Leben Athens eingeschätzt wurde. Als Perikles starb, war Sokrates 40 Jahr. Wann hat er angefangen zu philosophieren und sein Leben in den Dienst des Gottes zu stellen? Ich sehe keine Möglichkeit, diese Frage genauer zu beantworten. Er braucht nicht schon wie Platon als Jüngling damit angefangen zu haben, aber sicher hat er schon vor dem Tode des Perikles mit den hervorragendsten Geistern disputiert und in den besten Kreisen Athens verkehrt. Platon verlegt im Symposion freilich den Höhepunkt der Intimität des Sokrates mit Alcibiades in das Jahr 419, aber dabei hat er aus künstlerischen Gründen von den wirklichen Zeitverhältnissen ganz abgesehen. Denn Alcibiades war im Jahr 420 Stratege, also mindestens 30 Jahr. Genauer der Wirklichkeit entsprechend läßt Platon im Protagoras den Sokrates noch zu Lebzeiten des Perikles und vor dem Ausbruch des Krieges auf den schönen Jüngling Jagd machen. Sokrates hat die ganze Zeit, während der Perikles auf der Höhe seines Ansehens stand, zuerst als reifender, dann als gereifter Mensch durchlebt, denn er war im Jahre 445 14 bis 15 Jahr alt. So sicher Sokrates niemals etwas mit politischen Parteiungen zu tun gehabt hat, so sicher hat er doch Volksversammlungen besucht, wie er ja auch im Jahre 406 auf 5 im Rate gesessen hat. Es ist undenkbar, daß er sich über die politischen Vorgänge kein Urteil gebildet habe und daß seine Meinung darüber, auch wenn er sie gar nicht direkt aussprach, ohne jede Beachtung und Wirkung geblieben sei. Sicherlich hat der historische Sokrates nicht das radikale Verdammungsurteil über die perikleische Politik ausgesprochen, das Platon ihn im Gorgias fällen läßt. Aber wenn dies vielmehr das Urteil Platons ist, so hat Platon doch ohne Zweifel gemeint, damit die Konsequenz aus den Anschauungen des Sokrates zu ziehen, und daß die im sophistischen Geiste seiner Zeit geführte Realpolitik des Perikles den Beifall des konsequenten Moralisten nicht gehabt haben kann, wer möchte es bezweifeln?

Ich will damit nicht beweisen, daß Perikles in seinen Reden auf Sokrates habe Rücksicht nehmen müssen. So undenkbar es aus allgemeinen und besonderen Gründen ist, daß Sokrates von Perikles unbeachtet geblieben sei, so sicher schon sein Verkehr mit Alkibiades beweist, daß nicht die kleinen Handwerker, deren Tätigkeit er so gern zu Gleichnissen benutzte, sondern die vornehmsten Männer Athens schon um 430 seinen Umgang bildeten, und so selbstverständlich es ist, daß ein Mann,

der noch im Alter eine so große Anziehungskraft auf die Jugend ausübte, auf der Höhe seines Lebens eine noch intensivere Kraft geistigen Lebens ausgestrahlt hat, so lag doch sein Einfluß so sehr außerhalb der unmittelbaren Sphäre der Politik, daß der praktische Staatsmann kaum mit diesem Faktor gerechnet haben wird. Es ist zwar durchaus nicht undenkbar, daß mancher Athener unter der Erfahrung des Krieges die Lehre des Sokrates auch auf die Politik angewandt hat, aber das würde Perikles schwerlich veranlaßt haben, gegen den im Anfange des Peloponnesischen Krieges gar nicht einmal in Athen anwesenden, sondern vor Potidaea seiner Wehrpflicht genügenden Philosophen Stellung zu nehmen.

Anders der Historiker, der den Charakter des Staatsmanns von allen Seiten beleuchten will und dem die Reden ein Mittel sind, nicht Bilder der Wirklichkeit mit photographischer Treue widerzugeben, sondern die geschichtlichen Persönlichkeiten im Lichte einer höheren Wahrheit darzustellen und so ihr inneres Wesen um so treuer zum Ausdruck zu bringen.

Thukydides hat Perikles in seinen Reden, so wenig wie Platon Sokrates in den Dialogen, das sagen lassen, was er wirklich gesagt hat, sondern was er unter bestimmten Voraussetzungen und zu bestimmten Zwecken nach seiner Natur hätte sagen müssen. Er hat, wenn ich ihn richtig interpretiere, durch eine Kontrastwirkung den Geist der perikleischen Politik zu einem verstärkten Eindruck bringen wollen, indem er ihm mit leiser Ironie eine biedermännische Gesinnung entgegenstellte, die aus Gründen der Moral auf alles verzichten wollte, was Athen groß und angesehen gemacht hatte. Wenn wir aber diesen Gegensatz auf seine eigentlichen Prinzipien zurückführen, so gelangen wir zu der Formulierung einer Ansicht, welche die genaue Umkehrung des von Plato im Gorgias entwickelten Standpunktes ist.

Dies Verhältnis hat, wie mir scheint, seinen Grund in der Übereinstimmung des Eindrucks, den Thukydides und Platon unabhängig voneinander von der inneren Stellung des Sokrates zum athenischen Staat empfangen haben. Beide haben darauf ein völlig entgegengesetztes Urteil gegründet.

Platon hat seinen Eindruck mit jugendlicher Leidenschaft voll Haß gegen die Demokratie im Gorgias widergegeben, indem er über die Herrlichkeit des athenischen Staates erbarmungslos den Stab bricht und die glänzende Entwicklung, die Athen unter der Leitung seiner großen Staatsmänner, des Themistokles, Miltiades, Kimon und nicht zum mindesten des Perikles, genommen hatte, als ein Produkt der Sophistik und Rhetorik verdammt und dagegen den Vertreter von Recht und Gesetz, Sokrates, als den einzig wahren Staatsmann Athens feiert.

Thukydides hat den Gegensatz der sokratischen Richtung gegen Perikles nur angedeutet; er hat den Urheber der Richtung nicht genannt, er konnte ihn nach den Gesetzen seiner Darstellung auch nicht nennen. Er wollte ihn aber auch nicht nennen, denn er drückte dadurch seine Verachtung dagegen nur um so schärfer aus. Er hat ihn aber, wie mir scheint, nichtsdestoweniger deutlich bezeichnet. Denn die Zurückhaltung vom politischen Leben, nicht aus Grundsatz, sondern aus der

Unmöglichkeit, das politische Leben, wie es war, mit einer geläuterten Moral in Einklang zu bringen, hatte keinen andern Vertreter als Sokrates.

Sokrates war so wenig ein Feind von Personen, wie von Institutionen, er hat sich immer damit begnügt, sie zu diskutieren, und eine so vornehme Persönlichkeit wie Perikles wird sich vielleicht das Vergnügen nicht haben entgehen lassen, mit dem großen Dialektiker sich gelegentlich in seiner Kunst zu messen. Aber der unpersönliche Demos war empfindlicher und fühlte den Gegensatz tief, obwohl der selbe Gegensatz gegen die Oligarchie bestand. Die Schlagwörter, mit denen Sokrates von seinen Gegnern bekämpft wurde, trafen den Kern der Sache ganz und gar nicht, aber wie tief der Widerspruch in dem Wesen des Sokrates zu der athenischen Demokratie von seinen eigenen Jüngern empfunden wurde, zeigt eben Platon, der in dem Sinn der Lehren seines Meisters die Rechtfertigung seiner eigenen radikalen Abwendung von allen geschichtlichen Überlieferungen seiner Vaterstadt fand.

Thukydides, in jeder Beziehung der vollkommene Gegensatz zu Platon, hat in der Erinnerung an den von ihm verehrten Staatsmann mit einer durch alle Torheiten der Vaterstadt nicht erschütterten Liebe zu ihr jenes wundervolle Idealbild Athens gezeichnet. Ein Mann der Wirklichkeit, der aus ihr die Normen des Lebens ableitete und, abhold der Spekulation, das geschichtlich Gewordene zum Gegenstand der Analyse machte, konnte für einen Mann wie Sokrates keine Billigung und kein Verständnis haben. Er würde Sokrates sicher nicht zum Tode verurteilt haben, aber gewiß hat auch er ihn für einen Verderber der Jugend gehalten, nicht weil er den Glauben an die Götter zerstöre und ein Rechtsverderber sei, sondern weil er die Jünglinge untauglich mache zum politischen Leben.

Ich bin am Ende meiner Betrachtung. Nach dem Urteil des Thukydides hat die Politik des Perikles die Probe bestanden. Hätten sich die Athener in dem Rahmen seiner Politik gehalten, meint er, so hätte ihnen der Sieg nicht fehlen können, da sie ihren Gegnern so lange standzuhalten vermocht hätten, obwohl sie in allem das Gegenteil taten. Allein die Mißachtung des Rechtes der Schwächeren, das nach dem Sturze Athens von dem siegreichen Staate in ungleich brutalerer Weise geübt wurde, war doch vom allgemein griechischen Standpunkt ein Unglück und das Hemmnis einer Einigung der Nation.

Wir sind so glücklich, in unserm eigenen Vaterlande eine andere Entwicklung erlebt zu haben. Nachdem aus dem unseligen Zustande der Zersplitterung die Macht einen neuen Rechtszustand geschaffen hatte, ist die innere Verschmelzung aller Teile unseres Vaterlandes unter Wahrung ihrer wirklichen Interessen ohne gewaltsame Bevorzugung des stärksten und verdienstvollsten Staates mehr und mehr fortgeschritten. Möge der gewaltige Kampf, den unser Volk jetzt führt, durch seine Kraft zu einer Entscheidung gebracht werden, welche die Menschheit weiterführt auf dem Wege zu dem Ziele einer Ausgleichung und Versöhnung der scheinbar unvereinbaren Gegensätze zwischen Macht und Recht in dem Verhältnis der Völker.

Paul de Lagardes Bildungsideal und seine Bedeutung für die Gegenwart

von

Otto Conrad

Paul de Lagarde gehört zu den Männern, auf die der Oberlehrerstand stolz sein kann. Ist dieser Gelehrte von beinahe universaler Bildung doch aus den Reihen der praktischen Schulmänner hervorgegangen. Als Sohn eines Oberlehrers[1]) von Hause aus pädagogisch gerichtet, hat er neun Jahre lang am Werderschen Gymnasium, auch an Real- und Mädchenschulen in Berlin Dienst getan. Auf Grund seiner wissenschaftlichen Arbeiten ward er 1869 ordentlicher Professor an der Universität Göttingen. Was er hier in seinem Fache geleistet hat — eine seiner Hauptarbeiten galt der Herstellung des Textes der Septuaginta — vermag nur der Fachmann richtig zu schätzen. Wie ausgedehnt sein Wissen war hat Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, der als Prorektor der Universität am Sarge Lagardes sprach, in die klassischen Worte gefaßt: 'Hier steht wohl keiner, der alle die Sprachen buchstabieren kann, in denen er Texte gedruckt hat[2]).' Der selbe Redner hat auch Lagarde treffend charakterisiert, wenn er die Summe seines Lebens so zog: 'Er war nicht nur Gelehrter, ja damit ist der Kern seines Wesens gar nicht getroffen. Als Prophet hat er seine Stimme erhoben über Staat und Kirche, Jugendbildung und Gottesdienst, Gesellschaft und Gesittung[3]).' In den 'Deutschen Schriften'[4]), die viel zu wenig Beachtung in der gebildeten Welt gefunden haben, hat Lagarde eine Fülle von tiefen und reichen Gedanken entwickelt. Seine Vorschläge und Ideen zur Reform der höheren Schulen muß die Oberlehrer besonders interessieren. Enthält doch, wie ich behaupte, e i n Aufsatz von ihm mehr Gedanken als ein ganzer Jahrgang mancher modernen Reformzeitschrift. Das ist ja ein Verhängnis in unserer Pädagogik, daß die alten Schätze

[1]) Sein Vater war der Berliner Oberlehrer Bötticher. Den Namen de Lagarde hat der Sohn von einer Großtante übernommen. — Über Lagardes Leben berichtet seine Frau Anna: Paul de Lagarde. Erinnerungen aus seinem Leben. Göttingen 1894.

[2]) U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Reden und Vorträge.

[3]) Ebenda S. 96.

[4]) Göttingen 1892. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

der pädagogischen Erfahrung nicht oder zu dürftig gehoben und ausgebeutet werden.

Man hat von manchen Seiten Lagarde mit Nietzsche in Parallele gestellt, und gewiß hat dieser Vergleich manches für sich. Lagarde ist radikal wie Nietzsche, er ist ein kampfesfreudiger Neinsager, er ist vor allem Individualist, der das Recht der Persönlichkeit aufs kräftigste vertritt. 'Jeder Mensch,' sagt Lagarde, 'ist einzig in seiner Art; denn er ist das Resultat eines nie wider vorkommenden Prozesses einziger Art: Darum ist schlechthin jeder Mensch, der geboren wird, der Anlage nach eine Bereicherung seines Geschlechtes und seiner Nation, und darum gibt es für jeden Menschen nur eine Bildung, die ganz speziell auf ihn berechnet ist und deren Aufgabe sein muß, aus ihm das zu machen, was irgend aus ihm gemacht werden kann[5]).' In diesen Sätzen scheint mir Lagardes Verwandtschaft vor allen mit Fichte deutlich hervorzutreten. Man vergleiche etwa das Wort von Fichte in den Reden: 'Es bleibt uns nichts übrig, als schlechthin an alles ohne Ausnahme, was deutsch ist, die neue Bildung zu bringen, so daß dieselbe nicht Bildung eines besonderen Standes, sondern daß sie Bildung der Nation schlechthin als solcher und ohne alle Ausnahme einzelner Glieder derselben werde[6]).' Die Verwandtschaft zwischen Fichte und Lagarde tritt schon äußerlich in den Titeln ihrer Schriften 'Reden an die deutsche Nation' und 'Deutsche Schriften' hervor. Sie tritt sprachlich zutage in der flammenden Begeisterung und der Wucht der Sprache; seit Fichte hat kaum ein Erzieher den deutschen Gedanken so entschieden und tief vertreten wie Lagarde. Sie tritt noch mehr inhaltlich zutage in der Idee der Volksbildung: beide sind Sozialpädagogen im besten Sinne des Wortes. Die starke Betonung der Individualität bei Lagarde schließt keineswegs die soziale Bildung aus; im Gegenteil: je mehr charaktervolle Persönlichkeiten vorhanden sind, um so mehr gewinnt die Nation. Das ist auch der Gedanke Fichtes. Beiden Männern gemeinsam ist auch der starke und tiefe Idealismus, der ihre Schriften durchzieht, der Gedanke der staatsbürgerlichen Erziehung der Jugend. Fichte verlangt eine Erziehung, die die tiefsten sittlichen Kräfte im Menschen weckt, eine Erziehung, die bis zu den Säften und Adern des Baumes vordringt, so daß die Selbstsucht abfällt wie welkes Laub. Ganz und gar fichtisch ist Lagardes Forderung, daß 'auf Bildung jeder ein Recht habe, der geboren wird: ein Volk im wahren Sinne des Wortes ist nur denkbar als eine Gemeinschaft so gebildeter Menschen, deren jeder an seinem Platze zufrieden sein wird, weil er sein Leben darauf einrichtet, ihn auszufüllen, und weil er darum ihn liebt; eine Gemeinschaft von Menschen, welche nicht in

[1]) Deutsche Schriften S. 72.

[2]) Vgl. meinen Aufsatz: Fichtes Idee der Nationalerziehung und die deutsche Lehrerschaft (Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik, 21. Jahrgang, Heft 1, 8. 10ff.). S. 15.

Stände zerfallen, weil sie gar nicht nach dem Materiale, mit dem sie arbeiten, und dem äußerlichen Ergebnisse ihrer Tätigkeit, sondern nur nach der Treue beurteilt werden, mit der sie an dem ihnen zuerteilten Stoffe das selbst werden, was sie werden können'[1]. Von hier aus wird ohne weiteres klar, daß der Gedanke der Individualität, von Nietzsche im schärfsten Gegensatz zur Gesamtheit entwickelt, von Lagarde sozialpädagogisch verstanden wird. Mehr als je gilt für unsere Zeit sein Wort: 'Nur ganz individuelles, ganz persönliches Leben kann uns aus dem Schlamm erretten, in welchen wir durch die Überbürdung der Geschichte mit Kulturballast und Zivilisationsquark, durch die Schablonisierung der Empfindungen und der Urteile, durch den Despotismus der vielen kleinen und großen Selbstsuchten von Tag zu Tag tiefer versinken[2].' Es ist der Gedanke des Evangeliums: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! Lagarde sagt: Es gibt auf Erden nur ein Göttliches, die Menschenseele. Ein Unterschied besteht doch auch zwischen Lagarde und Fichte, wenigstens scheinbar: wenn Fichte den Gedanken der Volkserziehung demokratisch faßt, so ist Lagarde ganz und gar Aristokrat, cum grano salis. Es handelt sich um die Aristokratie des Geistes. Das tritt im Folgenden hervor: 'Nationen bestehen nicht — die entgegengesetzte Ansicht ist freilich die herrschende — aus Millionen: sie bestehen aus den Menschen, welche sich der Aufgabe der Nation bewußt und darum imstande sind, vor die Nullen zu treten und sie zur wirkenden Zahl zu machen: aus diesem Grunde genügt es, wenn die Besten des deutschen Volkes die eben ausgesprochene Ansicht von der Bildung haben, und wenn der Staat, der doch nur in den Händen der Besten sein soll, sie zur Richtschnur seiner Einrichtungen nimmt[3].' Nation ist eben nicht quantitativ als Summe einzelner Individuen zu verstehen, sondern vor allem qualitativ zu werten. Nationen sind auch nicht eine Bildung des Zufalls, sondern eine Schöpfung der Vorsehung. Die Idee der Nation ist wie alle andern führenden Ideen Lagardes religiös verankert: 'Nationen entstehen nicht durch physische Zeugung, sondern durch historische Ereignisse: historische Ereignisse aber unterliegen dem Walten der Vorsehung, welche ihnen ihre Wege und Ziele weist. Darum sind Nationen göttlicher Einsetzung: sie werden geschaffen. Sind sie das, sind sie also nicht durch den regelmäßigen Gang der Natur, nicht durch Zufall ins Dasein getreten, so hat ihr Schöpfer mit ihrer Erschaffung einen Zweck verbunden, und dieser Zweck ist ihr Lebensprinzip: die Anerkennung dieses Zweckes eine Anerkennung des göttlichen Willens, welcher diesen Zweck erreicht haben will: ohne sie ist ein Leben der Nation und die Nation

[1]) Deutsche Schriften S. 72.
[2]) Deutsche Schriften S. 275.
[3]) Deutsche Schriften S. 73.

selbst nicht denkbar. Immer von neuem die Mission seiner Nation erkennen, heißt sie in den Brunnen tauchen, der ewige Jugend gibt: immer dieser Mission dienen, heißt höhere Zwecke erwerben und mit ihnen höheres Leben[1]).'

Hier leuchtet die Idee der Nation rein und tief auf. Lagarde erstrebt wie Fichte eine deutsche Nationalerziehung. Reines Deutschtum! heißt die Losung. Natürlich ist dieses Deutschtum nicht Gabe, sondern Aufgabe, Ideal. Fichte hat uns gelehrt, daß 'deutsch' nicht heiße, was deutsch rede und zu Deutschland gehöre, sondern daß deutsch heiße, was ursprünglich frei, wahrhaftig und innerlich sei — auch wenn es einem fremden Volke angehöre. Ähnlich sagt Lagarde: 'Das Deutschland, welches wir lieben und zu sehen begehren, hat nie existiert und wird vielleicht nie existieren.' Das Ideal ist eben etwas, das zugleich ist und nicht ist, etwas, das sein soll, also eine Idee im Sinne Platos und Kants. 'Die deutsche Nationalität ist wie jede andere Nationalität eine Kraft, die nicht gewogen, geschaut, geleitet, beschrieben werden kann, welche da ist, wenn sie wirkt, welche überall da ist, wo in Deutschland etwas wächst und gedeiht.' In den 'Reden an die deutsche Nation' hat Fichte Volk und Vaterland als etwas Ewiges, Göttliches dargestellt; die Vaterlandsliebe erstrebt nichts Geringeres, als das Aufblühen des Ewigen und Göttlichen in der Welt. Lagarde äußert ähnliche Gedanken: 'Nur auf dem Wege zum ewigen Leben liegt ein Vaterland, so wahr auch im ewigen Leben, wie jeder anderen Nation Genossen als solche, so auch der Deutsche wird als Deutscher noch zu erkennen sein, und so wahr ihn nicht bloß als Ich und als Menschen, sondern auch als Deutschen Gott und alle Seligen lieben.'

Diese Idee der deutschen Nation möchte Lagarde den Schülern einpflanzen. Das ist das Ziel der staatsbürgerlichen Erziehung der deutschen Jugend. Lagarde gebraucht diesen modernen Ausdruck nicht, wohl aber vertritt er die Sache selbst so rein und tief wie kaum einer von den neuen Propheten. Was heißt denn staatsbürgerliche Erziehung? Doch nichts anderes als Willensbildung, Charaktererziehung. Das war schon die Meinung Fichtes und Pestalozzis. Was Lagarde über Charakterbildung und Menschenbildung sagt, das gehört zu dem Besten, was je über diesen Gegenstand gesagt worden ist. Er hat die Gesetze des Werdens des Charakters, sein Wesen treffend beschrieben: 'Charaktere bilden sich großen Ideen, innerlich mächtigen Menschen gegenüber: der Charakter ist der Abdruck, den das Ewige in empfänglichen Seelen zurückläßt. Im vollsten Sinne des Wortes ist daher Charakter nur durch die Frömmigkeit zu erwerben: nur in ihr dauert er.' An einer anderen Stelle heißt es: 'Der Charakter gedeiht an der Freude über das Göttliche.' Mit welchen Schwierigkeiten die Erziehung zu kämpfen hat, weiß

---

[1]) Deutsche Schriften S. 66.

Lagarde, der zwölf Jahre an Gymnasien, Real- und Mädchenschulen gelehrt hat, ganz genau. Er klagt wie Fichte: 'Wir können in den Schulen Deutschlands nicht erziehen, weil die Eltern der vor uns sitzenden Kinder nicht erzogen sind, und weil darum jeder Versuch, diese Kinder zu erziehen, sie in Konflikt mit ihren Eltern und Angehörigen und dadurch mit uns Lehrern setzen würde; weil Erziehen nichts ist, als den Menschen gewöhnen, sich an das übermächtige und kein Verhandeln, keinen Kompromiß duldende Gute willig und mit dem Bewußtsein zu fügen, daß dadurch das Beste der eigenen Natur nur gewinnen kann.' Alle Erziehung, sagt Lagarde, müsse auf die Ewigkeit gehen; die Eltern der vor uns sitzenden Kinder dagegen wollten ausdrücklich das, was zeitgemäß ist. Dieser polare Gegensatz zwischen den Zielen der Schul- und Elternerziehung ist heute in unserer Zeit hochgesteigerter Zivilisation noch mehr vorhanden als früher.

Wenn nun auch Lagarde an den Erwachsenen verzweifelt, so hat er einen starken Glauben an die Jugend. Er nimmt die Jugend in einem wundervollen Aufsatz in Schutz gegen die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehle[1]). Er prüft, ob dieser Vorwurf berechtigt ist, indem er eine tiefgründige Untersuchung über Idealismus und Idealität anstellt. Wenn ein Kind ungezogen ist, meint Lagarde, so tragen die Eltern die Schuld, nicht das Kind; denn die Gezogenheit setzt jemanden voraus, der zieht. Ebenso steht es, wenn die Jugend angeblich ohne Idealismus ist. Denn dieser ist nicht nur Gabe, sondern wesentlich Aufgabe. Der Idealismus kann deshalb der Jugend nicht ohne weiteres zufallen: er ist, gerade wenn er das höchste Gut ist, ethischer Besitz und darum niemandem angeboren. Lernt die Jugend Gehorsam, Reinlichkeit, Wahrhaftigkeit, Pflichttreue, so wird sie wohl auch den Idealismus lernen müssen. Was ist denn eigentlich Idealismus? Nicht ein Zustand, sondern 'eine Fähigkeit, welche dem Menschen niemals und nirgends verloren geht: Diese Fähigkeit wird aber zur Wirklichkeit nur durch das Ideal selbst. Dieses muß erscheinen, muß erkennbar sein: sowie es das ist, gibt es auch sofort Idealisten. Die Eigenschaft des Idealisten, den Zustand, in welchem er Idealist ist, schlage ich vor, Idealität zu nennen'[2]). Lagarde unterscheidet sehr fein zwischen Idealismus und Idealität. Fehlt es der Jugend an Idealismus, so ist durch diese Klage ausgesprochen, daß es unserer Zeit an Idealen mangele. Dafür kann die Jugend nichts. Lagarde klagt die Staatsmänner an, daß sie der Jugend nicht die Ideale bieten, an denen der überall vorhandene Idealismus der Jugend zur Idealität zu werden vermag. Die Jugend glaubt, sie hat ein Ideal: sie dient unsichtbaren, ungreifbaren, unerweisbaren

[1]) Deutsche Schriften S. 373—384.
[2]) Deutsche Schriften S. 377.

Mächten. Wie haarscharf wägt das jugendliche Gewissen Ehre und Schande, Fehler gegen Laster! Die Jugend will durchaus wahrhaftig, ehrlich, echt sein, auch da, wo es ihr Vorteil wäre zu lügen, zu heucheln, zu scheinen. Das kann gar nicht anders sein. Denn: 'das Wesen des Menschen besteht darin, ideal zu empfinden; nur dadurch, daß er dies tut, unterscheidet er sich vom Tiere'[1]). Ist doch Idealismus schon überall da vorhanden, wo der Mensch aus innerem Bedürfnis wider seinen eigenen Vorteil, wider seine Bequemlichkeit, wider die ihn umgebende Welt handelt. Wenn Tolstoi einmal sagt, die Religion gehöre zu den Kräften, durch die der Mensch lebt, so kann man das Analogon formulieren: Die Idealität ist eine Kraft, durch die der Mensch lebt. Wir brauchen Ideale als Kraftnahrung der Seele. 'Das Ideal, ich habe das', sagt Lagarde, 'meinen Schülern seit mehr als einem Vierteljahrhundert immer aufs neue eingeschärft, ist nicht über den Dingen, sondern in den Dingen: wie Gott nicht bloß Sonntags von neun bis elf in der Kirche, sondern jederzeit und überall ist und gefunden werden kann. Das Ideal ist kein Leckerbissen, sondern tägliches Brot. Daraus ergibt sich für mich die Folgerung, daß die Idealität aus den Dingen des alltäglichen Lebens erwachsen muß[2]).' Natürlich läßt sich das, was Ideal ist, nicht einheitlich ein für allemal bestimmen. Es gibt zweifellos eine Vielheit von Idealen, und so gibt es auch eine Vielheit von Idealismen. Auf keinen Fall läßt sich das Ideal inventarisieren, sagt Lagarde bissig, wie es in dem Unterrichtsplane der Königlich Preußischen und infolge davon aller deutschen Schulen inventarisiert ist. Das Ideal ist nicht etwas Abstraktes; dafür ist die Jugend nicht zu haben. 'Sie will Krieg für ein konkretes Ideal führen, sie will Gefahr, Wagnis, Wunden, Tod, will nicht das Einerlei wiederkäuen, das ihre Großväter bereits gekaut haben. Die Jugend besteht aus Personen und will Persönliches[3]).' Lagarde zeichnet einige der Jugendideale, wie er sie sich denkt. So sagt er unter anderem, man solle die Millionen und Abermillionen Mark, die im Jahr für Tabak, Bier und Vergnügungen vergeudet werden, ein paar Jahre nicht vergeuden, sondern kapitalisieren, damit von ihren Zinsen in Österreich und Ungarn deutsche Schulen erhalten würden. Das sei gleich ein Ideal, an deren Durchführung der Idealismus der Jugend sich zur Idealität entzünden könne. Lagarde glaubt an die Jugend und deshalb an die Zukunft des Vaterlandes.

Seine Ausführungen über den Idealismus faßt Lagarde dahin zusammen: 'Es ist bei uns nicht erkannt, daß das Ideal nicht aus Büchern, sondern in Personen erfaßt wird, aus Büchern nur, sofern diese inspiriert, das heißt der Ausdruck einer Persönlichkeit sind. Es ist bei uns nicht erkannt, daß das Ideal nicht ein

[1]) Deutsche Schriften S. 376.
[2]) Deutsche Schriften S. 382.
[3]) Deutsche Schriften S. 382.

Nebeneinander verschiedener mehr oder weniger netter oder gar notwendiger Dinge, sondern ein System, ein Reich von Idealen ist. Es ist drittens nicht erkannt, daß das Ideal nicht dazu da ist, schön gefunden zu werden, sondern dazu da, die Welt zu überwinden, das heißt, die Menschheit zu erlösen[1].' Das höchste Ideal ist Lagarde wie Fichte die Freiheit: 'Frei ist nicht, wer tun kann, was er will, sondern wer werden kann, was er soll. Frei ist, wer seinem anerschaffenen Lebensprinzip zu folgen vermag. Frei ist, wer die von Gott in ihn gelegte Idee erkennt und zu voller Wirksamkeit verstattet und entwickelt[2].'

Eine so reiche und tiefe Persönlichkeit wie Paul de Lagarde kann natürlich nicht in eines der üblichen pädagogischen Schemata eingefügt werden. Lagarde ist ein Erzieher zu deutschem Idealismus, zur Humanität und Vaterlandsliebe. Er ist, wie nachgewiesen ist, ebenso Individualpädagoge wie Sozialpädagoge. Als Zeugnis seiner sozialpädagogischen Einsicht sei folgender Satz angeführt: 'Wir dürfen bei der Gleichartigkeit des ethischen Lebens annehmen, daß in der Geschichte des Menschengeschlechtes die selben Gesetze herrschen, die in der Geschichte des einzelnen Menschen erkennbar sind[3].' Diese Ansicht ist im Jahre 1873 in einem Aufsatz 'Über das Verhältnis des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion' vorgetragen. Man vergleiche dazu Natorps Behauptung von dem Parallelismus des individualen und sozialen Lebens ('Sozialpädagogik' vom Jahre 1899), der das Fundament der Natorpschen Theorie darstellt: 'Die sittliche Verfassung des Gemeinschaftslebens muß der des Individuallebens genau entsprechen. Hat doch die Gemeinschaft kein Leben anders als im Leben der einzelnen, so wie es umgekehrt ein menschliches Leben des einzelnen nicht anders gibt als in menschlicher Gemeinschaft und durch Teilnahme an ihr[4].' Aus dieser Parallele ergibt sich ohne weiteres, daß Lagarde im besten Sinne modern ist. Er ist es auch darin, daß er wie kaum ein anderer auf ethische Vertiefung dringt.

'Die lebendigste Kraft in der Geschichte ist der Mensch. Haben wir den vollebendigen Menschen gerettet, so besitzen wir im Keime alles, was er jemals zustande gebracht hat.' Pestalozzi rief einst seinem Zeitalter zu: 'Laßt uns Menschen werden, damit wir wider Bürger, damit wir wider Staaten werden können!' Er wollte nicht die Menschen verstaatlicht, sondern den Staat vermenschlicht sehen[5]. Das war seine Vaterlandsliebe. Lagarde faßt seine prophetische Predigt dahin zusammen: 'Nicht human sollen wir sein, sondern Kinder Gottes; nicht liberal,

---

[1]) Deutsche Schriften S. 380.
[2]) Deutsche Schriften S. 67.
[3]) Deutsche Schriften S. 62 und 63.
[4]) Natorp hat diese Anschauung von Platon übernommen.
[5]) Vgl. Natorp, Hoffnungen und Gefahren unserer Jugendbewegung. Jena 1914. S. 13.

sondern frei; nicht konservativ, sondern deutsch; nicht gläubig, sondern fromm; nicht Christen, sondern evangelisch: das Göttliche in jedem von uns leibhaftig lebend, und wir alle vereint zu einem sich ergänzenden Kreise: Keiner wie der andere, und keiner nicht wie der andere: täglich wachsend in neidloser Liebe, weil auf dem Wege aufwärts zu Gott wohl einer dem andern immer näher kommt, aber nie der eine den Weg eines anderen schneidet. Das walte Gott![1])'

Das Bild des Propheten Lagarde verdeutlicht sich in dem angeführten Worte noch mehr: Er ist ein Erzieher zu echter deutscher Religion. Sein Leben und Lernen war religiös verankert. Denn 'wirkliche Religion', sagt er, 'nimmt sich stets die Freiheit, das ganze Leben zu durchdringen. Sie ist nicht nur Sonntags von neun bis elf, bei Einsegnungen und Begräbnissen zu finden, sondern überall oder nirgends'. Wer wahrhaft religiös ist, der 'horcht eben wie der Schüler auf die nur flüsternde, aber nie schweigende Stimme Gottes, der in allem, im Kleinsten wie im Größten, redet, und dessen Sprache nicht auf die Paragraphen einer für alle gültigen Grammatik abgezogen werden, aber von jedem gehört und verstanden werden kann, der sie hören und verstehen will'. Lagardes Frömmigkeit ist zart und innig — das zeigen seine Gedichte, die Frau de Lagarde herausgegeben hat — und doch wider kraftvoll und stark. Religion ist ihm die wahre, ewige Realität. Freilich läßt sie sich nicht vorzeigen, aber sie leuchtet, ohne daß der Fromme es weiß; sogar am Sommermittag leuchtet sie, geschweige denn in unsern dunklen Abenden des Welkens und der Herbststürme. Religion ist — hier stimmt Lagarde im tiefsten Grunde mit Luther überein — nicht Menschenwerk, sondern Gottes Werk. 'Religion ist nie ein Werk menschlicher Gedanken, menschlicher Sehnsucht, menschlicher Tätigkeit. Eben weil sie bindet, leitet, tröstet, ist sie ihrem Begriff nach göttlichen Ursprungs[2]).' Deshalb wird Religion nicht erweckt, sie erwacht. Gott ist der Handelnde in Natur und Geschichte. Den Plan des handelnden Gottes erkennen, ihm nachsinnen und seiner Verwirklichung sich hingeben, das heißt fromm sein. Frömmigkeit und sittliches Handeln hängen hier aufs engste zusammen. Der Fromme will, daß das, was Gott mit ihm vorhat, in ihm zur Entwicklung gelange, und richtet sein Leben danach ein. In dem Widergeborenen ist Gott und deshalb ewiges Leben und Freude und Freiheit. Er ist der lebendige unter uns wandelnde Beweis des Daseins, der Entwicklung der Ewigkeit, des Wirkens der Mächte der Ewigkeit. Alle Kraft der Erde liegt in den Kindern Gottes, das heißt: in den Menschen. Die Menschen als Kinder Gottes erhalten, heißt konservativ im höchsten Sinne sein[3]).'

---

[1]) Deutsche Schriften S. 76.
[2]) Deutsche Schriften S. 67.
[3]) Deutsche Schriften S. 364.

Die religiösen Ansichten Lagardes im einzelnen widerzugeben, würde hier zu weit führen. Seine Kritik der Kirche erinnert in mancher Weise an Nietzsche. Die Reformation und der Protestantismus war ihm zuwider; gegen Luther hatte er eine persönliche Abneigung. Der Katholizismus mit seinem politischen Machtstreben und der jesuitischen Unfreiheit ist ihm zuwider. Er trägt eine tiefe romantische Sehnsucht in sich nach der einen Kirche, der Mutter der Gläubigen; er flucht den Männern, 'die, Gott weiß warum, die Kirch' erschlugen, die mit Mutterarmen die Menschenwelt umfing und einig machte'; er beklagt es aufs schmerzlichste, daß die Brüder eines Volkes nicht zusammen beten können und Fremde sind für und für. Lagarde fordert Trennung von Kirche und Staat, die Umwandlung der Theologie in eine unabhängig forschende Religionswissenschaft. Doch diese kirchenpolitischen Gedanken sind bei Lagarde nicht das Bedeutende, sondern das Große liegt in seinem religiösen Erleben. Er ist ein religiöses Genie im wahren Sinne des Wortes. Das wird, hoffe ich, aus dem wenigen, was hier angeführt werden konnte, klar geworden sein.

Nach diesen allgemeinen Ausführungen, die ein Bild von Lagardes Erzieherpersönlichkeit geben sollten, gehe ich nun zu seinen speziellen Reformvorschlägen über. Es kommen da in den 'Deutschen Schriften' vor allem zwei Aufsätze in Betracht: 'Zum Unterrichtsgesetze' und 'Noch einmal zum Unterrichtsgesetze'; dann in den 'Mitteilungen' Band 3: 'Über die vom Herrn Güßfeldt vorgeschlagene Reorganisation unserer Gymnasien'.

Es kann nach dem, was wir über Lagarde gehört haben, keinem Zweifel unterliegen, daß er in schonungsloser und schärfster Weise an die Kritik des höheren Schulwesens herangeht. 'Unser Schulwesen bestehen zu lassen, wie es besteht, ist eine Sünde,' sagt er, 'der ich nicht aus dem Weg gehen, die ich vernichten will[1].' Des Übels Grund liege darin, daß man von unsern Schulen zu viel auf einmal verlangt, und daß man darum auch das nicht erreicht, was man unbedingt erreichen muß. Unsere Schulen haben für ihre Pflichten kein inneres Maß; ihnen sind die Grenzen ihres Tuns lediglich durch den Umfang des bürgerlichen Tages gezogen. Lagarde wendet sich in schärfster Weise gegen das Berechtigungswesen. 'Infolge des Berechtigungswesens', meint er, 'haben wir gar keine Gymnasien mehr. Denn neun Zehntel der Schüler haben die Lehrer der Klassen von Sexta bis Sekunda als Ballast an den Schuhen, und die Lehrer der Prima haben lauter durch ihre bisherigen Mitschüler gehemmte Jünglinge vor sich, und dann traut man sich noch Leistungen zu verlangen[2]?' Schulen sind nicht dazu da, um den Besuchern äußerliche Vorteile zu verschaffen, und doch gäbe der Realschul-

[1]) Deutsche Schriften S. 274.
[2]) Deutsche Schriften S. 177.

sekundaner dem heutigen Preußen die Signatur. Diese Schnuraspiranten, sagt er, bewirken, daß unsere Gymnasien als Mädchen für alles benutzt werden, daß sie Bürgerschulen, Realschulen und Gymnasien auf einmal sein müssen und darum nichts ganz und nichts wirklich sind[3]). Um dieser Einjährigen willen, klagt Lagarde, verwüstet man das ganze Schulwesen unseres Landes, stellt man die Zukunft unseres Volkes, der Wissenschaft und der Gesittung auf das Spiel! Lagarde macht folgenden Vorschlag: 'Gebe man die Regelung dieser Angelegenheit einmal einem Manne in die Hand, der selbst die Sisyphusarbeit, in mittleren Klassen eines in einer großen Stadt belegenen Gymnasiums zu unterrichten, ein Jahrzehnt getragen hat, der weiß, wie in diesen Klassen liebenswürdige, gute, aber in dem Maße, in welchem sie der Schnurberechtigung näher kommen, träger werdende Knaben sitzen, bei denen vieles zu erreichen ist, aber sicher nicht Förderung klassischer Bildung: man wird erleben, daß ein solcher Mann von hundert Gymnasien neunzig zum Eingehn verdammt... Man wird erleben, daß er Bürgerschulen über Bürgerschulen errichtet, an denen keine alte, wohl aber gründlich e i n e moderne Sprache gelehrt wird[4]).' Es sei unmöglich, daß jede Stadt ein Gymnasium haben könnte; es habe ja auch nicht jeder Krähwinkel eine Universität. Eltern mögen ihre Kinder wie auf Universitäten und Kadettenhäuser so auf Gymnasien von sich fortschicken. Wenn die Internate gut und anständig geleitet würden, dann könnten sie nur Segen stiften; denn daran dürfe nicht gezweifelt werden, daß die weitaus meisten Eltern des jetzigen Geschlechts durchaus nicht imstande sind, ihren Kindern den sittlichen Halt zu geben, welchen diese bedürfen[1]).

Was sollen nun eigentlich die Schulen leisten? Lagarde antwortet: Unterrichtsanstalten sind dazu da, damit auf ihnen unterrichtet werde, zu nichts anderem. Schulen sind vor allen Dingen keine Bildungsanstalten. Denn 'man kann nicht Menschen bilden, da diese nur das Leben bildet und zu seinem Erziehungsgeschäfte nicht den Cornel und den Sophokles, nicht die Mathematik und sonstige Schulwissenschaften, sondern die lebendigen Menschen braucht, welche es dem zu Bildenden in den Weg wirft, meinethalben auch Lehrer, falls diese lebendige Menschen sind: da das Leben Krankheit und Tod, Glück, Amt, alles vernutzt, was dem Menschen begegnet, und das ihm, wenn er es als Gymnasiast erlebt, nicht als Gymnasiasten begegnet'[2]). Es ist nicht etwa so, als ob die Schule überhaupt nicht bilden sollte. Sie tut das ganz von selbst. Doch sie soll dem Leben nicht ins Handwerk pfuschen; sie soll sich nicht einbilden, bilden zu können, weil doch die Bildung des Menschen in Ewigkeit fortgeht, weil sie gar nicht

---

[3]) Deutsche Schriften S. 178.
[4]) Deutsche Schriften S. 179.
[1]) Deutsche Schriften S. 178.
[2]) Deutsche Schriften S. 171.

über die notwendigen Bildungsmittel verfügt und weil sie endlich gar nicht weiß, welches Bild denn als das Gottgewollte in jeder der ihr überwiesenen Seelen liegt[1]). Die Idee der Bildung ist unendlich tief und unendlich mannigfaltig. Hier tritt Lagardes Individualismus deutlich hervor.

Er stellt ferner den Satz auf: Schulen sind nicht Erziehungsanstalten, wenigstens öffentliche Schulen der zurzeit beliebten und allein bekannten Art sind dies nicht[2]). Das Wort ist widerum richtig zu verstehen. Gewiß kann einer Methode, Gründlichkeit, allerhand Tugenden auf den Schulen erlernen. Aber Schulen sind nicht Erziehungsanstalten in dem von Lagarde gewünschten Sinne, 'daß sie die Aufgabe hätten, die Herrschaft eines bestimmten Ideals sittlicher Vollkommenheit in den ihnen anvertrauten jungen Menschen anzubahnen'. Ein solches Ideal gibt es nicht in Deutschland, das nach Lagardes Ansicht weder politisch noch religiös einig ist, in dem die Ideale nach den Ministerien wechseln. Was ist denn deutsch im Deutschen Reiche? Was ist denn das Ideal der Mehrzahl der gebildeten Deutschen als jene unbestimmte Gemütlichkeit, welche als Motto in manchen Fällen ein paar bekannte Zeilen aus dem Liede in Auerbachs Keller hat, ein Alpenland voll ewigen Schnees und tiefer Abgründe, voll grüner Matten und dunkler Wälder und Gletscherbäche[3]).

Weiter stellt Lagarde den Satz auf: 'Die Schulen und Universitäten sind auch nicht Versorgungsanstalten[4]).' Ebenso streng, wie sich das Heer seiner untüchtigen Offiziere entledigt, so muß auch die Schule verfahren. 'Ich sehe schlechthin keinen Grund, weshalb ein Schullehrer oder ein Universitätsprofessor berechtigt sein soll, auf den Lorbeeren eines guten Examens oder dem Polster irgendeines Mißverständnisses ein halbes Jahrhundert lang zu faulen, wenn er das zu leisten nicht imstande ist, wofür er bezahlt wird[5]).' Ich brauche Lagardes Gedanken in dieser Richtung nicht weiter zu führen; sie ergeben sich von selbst. Weiter, sagt er, sind Schulen und Universitäten nicht dazu da, um Gelehrte zu ernähren. Gewiß soll jeder, der unterrichtet, in irgendeiner Weise wissenschaftlich tätig sein. Doch er wird das immer nur im beschränkten Maße vermögen. Gelehrte und Lehrer sind nicht das selbe. Gewiß mag es vorkommen, daß große Gelehrte auch gute Lehrer sind — doch man darf das nicht als Regel ansehen. Es müssen vielmehr Einrichtungen getroffen werden, um Gelehrte, welche die Wissenschaft weiterführen, anderswo zu erhalten als bei Schulen und Universitäten, deren Angestellte die bis zum laufenden Augenblicke ermittelten Er-

---

[1]) Deutsche Schriften S. 171.
[2]) Deutsche Schriften S. 171.
[3]) Deutsche Schriften S. 172.
[4]) Deutsche Schriften S. 174.
[5]) Deutsche Sehriften S. 175.

gebnisse der Wissenschaft ihren Schülern mitteilen sollen [1]). Lagarde macht den Vorschlag, den Besitz sämtlicher Bistümer und Domstifte, soweit er nicht noch heute für den Dienst der Kirche verwendet wird, zusammenzuwerfen und aus diesen Mitteln Akademien zu gründen, deren Glieder zu nichts verpflichtet sind, als die Wissenschaft nach Kräften zu fördern, welche leben können, wo sie es für ihre Studien ersprießlich erachten, es sei im Reiche oder im Auslande und welche nicht der Wahl von Zunftgenossen, sondern der Krone ihre Ernennung verdanken [2]).

Lagarde stellt den Satz auf: Schulen sollen unterrichten. Unterrichten aber heißt: 'Einzelheiten als Teile einer erschöpfenden Kenntnis ganzer Gebiete zur Kenntnis zu bringen; unterrichten heißt: Kenntnisse so mitteilen, daß ihre Schätzung im Geiste des die Mitteilung Empfangenden dem Werte entspricht, den sie in der Natur der Dinge besitzen' [3]).

Im Altertum und im Mittelalter war es möglich, den Unterricht in eines Mannes Hand zu legen; heute herrscht das Spezialistentum. Das Vielerlei des Lektionsplanes ist zu beklagen. Aus dieser Not kommen wir nur auf einem Wege heraus: wir müssen begreifen, daß eine Universalbildung unmöglich ist. 'Wir müssen aufhören, dem von Hegel und dem Provisor alles Giftes im deutschen Unterrichtswesen, Johannes Schulze, in die Luft gemalten Phantome einer allgemeinen, das heißt, alles Wissenswerte umfassenden und in jedem gleichmäßig vorhandenen Bildung nachzulaufen [4]).' Das Prinzip Lagardes ist das selbe wie das der heutigen Pädagogik: nicht auf allgemeine Bildung kommt es an, sondern darauf, lebendige Kräfte in den Schülern zu wecken. Kerschensteiner und Gaudig haben diese Gedanken kräftig vertreten. Der Gedanke der Arbeitsschule blitzt bei Lagarde auf, ohne daß er jedoch weiter verfolgt wird.

Von den einzelnen Disziplinen geht Lagarde auf den Religionsunterricht näher ein. Der Ausdruck, meint er, sei eine gedankenlose Abkürzung. Denn man kann in der Religion nicht unterrichten, da Religion weder ein Wissen noch eine Fertigkeit ist. Lagarde verwirft den Katechismusunterricht, da dieser gar keinen Nutzen stiftet. Er bestreitet auch, daß die Lehrer Objektivität und Wissen genug besitzen, um sich zu dem Lutherischen und dem Heidelberger Katechismus richtig zu stellen. Auch von der biblischen Geschichte und Bibelkunde will Lagarde nichts wissen. 'Was sind uns Adam und Eva? was Abraham, Isaak, Jakob? was Moses und David? Fremde sind sie uns: sie gehen unser Empfinden nichts an [5]).' Schafft euch die biblische Geschichte des Alten Testaments vom Halse! ruft Lagarde den deutschen Vätern

---

[1]) Deutsche Schriften S. 175.
[2]) Deutsche Schriften S. 176—177.
[3]) Deutsche Schriften S. 179.
[4]) Deutsche Schriften S. 180.
[5]) Deutsche Schriften S. 183.

zu, aber so gründlich, daß ihre Namen in Gegenwart eurer Kinder nie genannt werden dürfen. Die hebräischen Patriarchen- und die Davidgeschichten müssen die Kinder mit Widerwillen erfüllen, so Abraham, der dem Könige von Ägypten sein Weib als Schwester vorstellt, der betrügerische Jakob u. a. Auch den Unterricht in der biblischen Geschichte des Neuen Testaments möchte Lagarde beseitigt sehen. 'Teilt die Mehrzahl der bei uns zur Gesetzgebung berufenen, sowohl der in der Regierung wie der im Landtage sitzenden Männer den Glauben der Kirche in betreff Jesu nicht, so wird sie nur wohl tun, wenn sie die biblische Geschichte des Neuen Testaments aus den Schulen entfernt. Es ist verständiger Leute doch kaum würdig, in Kinder das hineinlehren zu lassen, was sie von Knaben bereits mit Mißtrauen angesehen, von Jünglingen so verworfen wissen wollen, wie sie es verwerfen[1]). Die Bibelkunde soll nicht gelehrt werden, weil erstens ihre Resultate noch unsicher sind und weil sie zweitens so viel alle katholische und protestantische Orthodoxie Umstürzendes enthält, daß das Gezeter in den gläubigen Familien kein Ende nehmen dürfte. Lagarde sagt treffend, daß diese kritischen Betrachtungen über die Bibel nichts für Kinder sind, die mit der Schale auch den Kern wegwerfen und der Religion nur mißtrauen werden. Auch den kirchengeschichtlichen Unterricht hält Lagarde für unpassend. Nur ein sehr gelehrter und ein sehr menschlicher Mann vermöge Geschichte zu lehren. Dabei müsse er zwei Dinge zur Anschauung bringen: Menschen und Ideen. Lagarde stellt hier wie auch sonst ungeheure Forderungen an den Lehrer und seinen Unterricht, daß er eben zu dem Urteil kommt, es könne niemand den Unterricht erteilen, noch dazu in den wenigen zur Verfügung stehenden Stunden. Wenn es schon auf den Universitäten mit der Kirchengeschichte meistens schlecht bestellt sei, was könne denn ein Religionslehrer, der in Oberschlesien oder Ostpreußen fern von einer großen Bibliothek wohnt, selbst wenn er die Fähigkeit und den Willen besäße, eine Bibliothek zu benutzen, auf diesem Gebiete leisten?

Es ist kein Zweifel, daß Lagarde bei der Kritik des Religionsunterrichtes zu weit geht. Religion ist ihm ähnlich wie Artur Bonus etwas viel zu Hohes, Erhabenes, daß es nicht durch Unterricht preisgegeben werden darf. Die Lehrer selbst sollen religiös sein. Es versteht sich von selbst, sagt er, daß niemand, der nicht fromm ist und über Religion nach Maßgabe seines Herzens- und Verstandesvermögens Bescheid weiß, Lehrer des Volkes sein darf[2]).

Manche Forderungen Lagardes brauche ich nur ganz kurz zu erwähnen, weil sie allgemein und selbstverständlich sind. So die Beschränkung der Frequenz der Klassen. Diese müssen so

[1]) Deutsche Schriften S. 184.
[2]) Deutsche Schriften S. 269.

wenige Schüler haben, daß jeder Knabe in der Stunde mehrere Male gefragt werden und antworten kann. 'Denn die Aufmerksamkeit junger Menschen ist nur dadurch zu erhalten, daß sie selbst tätig sind[1].' Zu Zeiten Lagardes muß es wohl schlimmer gewesen sein als heute. Denn er gebraucht sehr scharfe Worte gegen die Behörden, die, wie er sagt, den Lehrern 'das Doppelte und Dreifache des von Gesetz und Vernunft gestatteten Maßes an Arbeit unter Eröffnung der Aussicht aufbürden, entweder in einigen Jahren zu physisch ausgebrannten Schlacken zu werden oder von vornherein mit Bewußtsein und Absicht nichts zu leisten, also gewissenlos zu verfahren'[2]. Ich darf vielleicht noch den folgenden Satz zitieren, der für Lagardes sarkastische Ausdrucksweise charakteristisch ist. 'Wolle man sich einmal das Gesicht eines Postbeamten vorstellen, dem für einen Königlich Preußischen Groschen zwei Zehnpfennigmarken abverlangt würden: und ist es so wesentlich anders, ein solches Gesuch zu stellen, als einem Lehrer doppelt so viele Schüler zuzumuten als er zu unterrichten imstande ist?'

Ähnlich äußert sich Lagarde über die Korrekturverpflichtungen. Von sich selbst erzählt er: 'Ich hatte, als ich an der Luisenstädtischen Realschule angestellt war, in Prima, Untersekunda, Oberquinta im Lateinischen, in Quarta im Französischen, in Oberquinta im Deutschen; als ich am Realgymnasium in Berlin lehrte, im Winter 1856 auf 1857, in Untersekunda im Deutschen und Französischen, in Obertertia im Griechischen und Englischen, in Untertertia im Französischen, in Sexta im Lateinischen zu unterrichten, an jener Schule mithin 212, an dieser 239 häusliche Arbeiten oder Klassenextemporalien in der Woche zu verbessern, vorausgesetzt, daß ich nur je eine Arbeit aus jeder Klasse mit mir nach Hause nahm... Ich habe für einige jener Korrekturen Hilfe in meinem Hause gehabt, ich habe im letzten Jahre meiner Schultätigkeit zum Korrigieren eines Teiles meiner Hefte auf meine Kosten einen Studenten gedungen, ich habe lange nicht so viel getan, als ich nach meiner Überzeugung tun mußte, aber auch was ich getan, hätte ich nicht noch ein einziges Semester ertragen, als ich Ostern 1866 mein Schulamt niederlegte. Ich muß dabei zu bedenken bitten, daß das Gymnasium mich nicht nährte, sondern ich, um nur notdürftig existieren zu können, noch ebensoviel Arbeit wie in dem Gymnasium und für dasselbe außerhalb desselben zu liefern hatte[3].' Ein interessantes Dokument zur Notlage der früheren Oberlehrer!

An die Oberlehrer selbst stellt Lagarde die strengsten Anforderungen. Er verlangt fortwährendes Weiterarbeiten. Denn niemand vermöge andere zu unterrichten, der nicht sich selbst unermüdlich unterrichtet. Er macht die Bemerkung: die prote-

[1]) Deutsche Schriften S. 187.
[2]) Deutsche Schriften S. 187.
[3]) Deutsche Schriften S. 188.

stantische Kirche sei durch nichts so verwüstet worden wie dadurch, daß ihre Geistlichkeit, welche ohne Unterlaß geistige Güter austeilen sollte, weder durch das Leben noch durch das Studium geistige Güter einzunehmen pflegte. Nur diejenige Schule kann gedeihen, das betont Lagarde mit allem Nachdruck, deren Lehrer unablässig studieren. Denn jeder Lehrer muß erheblich mehr wissen als das, was er lehrt. Damit aber die Lehrer arbeiten können, so folgert er weiter, darf sie der Staat nicht überbürden. Er soll darauf halten, daß die Direktoren die Lehrer zum Studium anleiten, und wo die Direktoren für diese Aufgabe nicht ausreichen, sollen Mitglieder der Kollegien neben jenen beauftragt werden.

Lagardes Vorschläge zur Vertiefung des Universitätsunterrichtes möcht ich übergehen, obwohl sich gerade hier fruchtbare Gedanken finden. Nur ein Wort sei mitgeteilt: 'Es darf auf der Universität nichts vorgetragen und nachgeschrieben, sondern muß gelehrt und unter den Augen, der Anweisung und der Freude des Professors gelernt werden: sonst fehlt dem akademischen Leben das Ethos und der ethische Wert und damit das, wodurch hauptsächlich das akademische Leben für das Vaterland wertvoll ist[1]).' Im übrigen sind Lagardes Reformgedanken in bezug auf die Universität so umfassend, daß sie in einem besonderen Aufsatz behandelt zu werden verdienen.

Lagarde betrachtet die Schulen zunächst als Unterrichtsanstalten, erst in zweiter Linie als Bildungs- und Erziehungsanstalten. Das soll aber nicht heißen, als ob er das erstere als wertvoller als das zweite ansähe. Im Gegenteil! Erziehung und Bildung ist das Höchste, was eine Schule leisten kann. Aber der Staat kann nicht erziehen. Einen Menschen erziehen heißt doch: seinen Willen bestimmen; ihn gut erziehen, heißt, seinen Willen gewöhnen, stets nur das Gute zu erstreben[2]). Wohl kann der Staat jemand zum Steuermann, zum Offizier, zum Kaufmann bilden. Allein das Gute an sich kann auf Fachschulen und Unterrichtsanstalten dem Menschen nicht als Ziel gesetzt werden. Denn was gut ist, das bestimmt jeder Mensch nach religiösen Vorstellungen. 'Gut an sich ist, was Gott will, oder was Gott will, ist gut[3]).' Der Begriff 'gut' gehört, wie Lagarde betont, in das Gebiet der Religion. Ist das aber der Fall, so entzieht er sich den Anordnungen des gegenwärtigen deutschen Staates! Dieser könnte nur unter der Bedingung als Beauftragter der deutschen Nation zu erziehen befugt sein, wenn es eine nationale Religion in Deutschland gäbe. Mag der Staat unterrichten und in gewissem Sinne bilden — erziehen kann er nicht. Das können nur Religionsgemeinschaften. Lagarde verlangt unbedingte Erziehungsfreiheit. Der einzige Weg, auf dem wir zu einer nationalen

[1]) Deutsche Schriften S. 191.
[2]) Deutsche Schriften S. 213.
[3]) Deutsche Schriften S. 213.

Religion und so zur Einheit zu kommen vermögen, ist der Weg der Erziehung. Jede ernsthafte Erziehung wird uns einigen, wenn auch die Ideale, die uns vorschweben, sehr verschiedenartig zu sein scheinen. Doch je mehr die Ideale sich verwirklichen, desto gewisser wird es uns werden, daß sie nur verschiedene Seiten einer und derselben Sache sind[1]).

Hier treffen wir wider auf den religiösen Grundzug Lagardes. Seine Gedankenführung wird so eigenartig, daß wir ihm nicht folgen können. Die Idee der religiösen Einheit Deutschlands liegt uns ferner als jemals. Denn die Religionsgeschichte zeigt eine zunehmende Differenzierung, nicht Unifizierung der religiösen Gemeinschaften, und die Religionspsychologie bestätigt diese Erscheinung[2]).

Aus dem Gesagten wird noch eins klar: für den Staat als solchen hat Lagarde wenig übrig. Denn der Staat birgt gar nicht das ganze Wesen des Menschengeistes in sich. 'Im ewigen Leben', sagt er, 'wird keine Spur des Staates vorhanden sein: falls Staatsanwälte, Bürgermeister, Steuerexekutoren, Minister in den Himmel kommen, kommen sie nicht als Staatsanwälte, Bürgermeister, Steuerexekutoren, Minister hinein[3]).' Die Monarchie, die Religion, die Wissenschaft, die Kunst stehen als sui generis alle über dem Staate, und wenn der Staat sich unterfängt, sie nach seinem Willen zwingen zu wollen, stehen sie ihm als Feinde gegenüber. Wertvoll sind die Persönlichkeiten, nicht der Staat. Lagarde fügt hinzu: 'Wir sind nicht gesonnen, von diesen evangelischen und germanischen Anschauungen zu lassen. Die entgegengesetzte Ansicht ist uns aus Rom zugeführt worden, dem heidnischen Rom, welches, weil es heidnisch war, von dem unermeßlichen Werte der Person keine Ahnung hatte[4]).'

Von hier aus wird man sich nicht wundern, wenn Lagarde dem Staate das Recht der Aufsicht über den gesamten Unterricht bestreitet. Er hat die Aufsicht nur innerhalb gewisser Grenzen. Auch in diesen Gedanken werden wir Lagarde schwerlich folgen können. Soll denn der Staat etwa die Aufsicht darüber führen, fragt Lagarde, ob die Unterrichtenden ihren Schülern nichts dem Vaterlande, den Sitten, der Religion Schädliches beibringen? Der Staat, der etwas Unpersönliches ist, gar keine Religion hat, der seine Ansichten erheblich oft und in den weitesten und wildesten Sprüngen geändert hat.

Freilich hat der Staat die Schulen aus seinen eigenen Mitteln zu erhalten. Zunächst die Volksschulen. Für das bürgerliche Leben genügt es, wenn jemand sehen, hören, gehorchen, sprechen, lesen, schreiben, rechnen kann und das besitzt, was Lagarde

[1]) S. 214.
[2]) Vgl. O. Conrad, 'Werden und Wesen der Religion vom Standpunkte der Völkerpsychologie'. Deutsche Schule 1914, Heft 3.
[3]) Deutsche Schriften S. 326.
[4]) Ebenda.

Heimatskunde nennt. Alles, was der sog. gemeine Mann über die Geschichte und die Natur zu wissen braucht, ist Heimatskunde. Den Unterricht in Religion besorgen die fünf oder sechs anerkannten Religionsgemeinschaften auf eigene Faust und auf eigene Kosten.

Die höheren Schulen sollen die Regierenden vorbilden. Regiert wird freilich, so führt Lagarde aus, nicht allein von Regierungsräten und Ministern, sondern auch von Offizieren, Ärzten, Priestern, Predigern, Professoren, Kaufleuten, Fabrikanten, Gutsbesitzern. Wer nicht weiß, daß er irgendwo regieren wird, gehört nicht auf die Gymnasien (höhere Schulen). Diese Schulen gehören niemals in eine Stadt, sondern stets auf ein möglichst abgeschlossenes, d. h. möglichst klösterlich eingerichtetes Landgut[1]). Aus fünf Gründen. Erstens muß gezeigt werden, daß diese Schulen Staatsschulen sind. Keine Gemeinde hat das allermindeste Recht, höhere Schulen in seiner Mitte zu haben. Der Berechtigungspöbel muß unbedingt und ohne jede Ausnahme ferngehalten werden. Ebenso darf kein Lehrer dieser Anstalten Kostgänger füttern; denn — so sagt Lagarde bissig — es ziemt sich für einen Diener des Geistes nicht, um des Geldes willen den Speisewirt und Schuhputzer zu machen. Zweitens soll verhindert werden, daß die Knaben in ihren Familien bleiben. Lagarde findet hier sehr heftige Worte. Die Beamtenfamilien können nicht erziehen, weil sie ein Scheinleben führen, in Schulden sterben oder doch Frau und Kinder in bitterer Hilflosigkeit hinterlassen. 'Alle Beamten der neueren Zeit sind entweder liberal oder reaktionär: in keinem der beiden Fälle verstehen sie die menschliche Natur und die deutsche Geschichte[2]).' Auch in den Nichtbeamtenfamilien ist kein Zug und Ernst. Das Material, das der Staat für seine Dienste braucht, muß er sich selbst erziehen, am besten in diesen Anstalten, die in der Einsamkeit des Landlebens dem Einfluß der Familien entrückt sind.

Drittens ist es notwendig, die Lehrer den Felsenkellern, Kasinos, Lesemuseen und Bildungsvereinen zu entziehen. 'Lehrer sollen weiter arbeiten und in der Natur und ihrer Familie leben, um frisch zu bleiben, nicht aber mit dem Janhagel einer politischen Partei in Kneipen umherliegen[3]).' Jeder wirkliche Lehrer wird die Städte fliehen und den Frieden des Dorfes oder Waldes suchen. Wer das nicht kann, soll so schnell wie möglich Gerichtsvogt oder Bierwirt werden.

Viertens ist die Rücksicht auf die leibliche Gesundheit der Zöglinge maßgebend. Kein Mensch kann auch geistig anders gesund bleiben als im steten Zusammenleben mit der Natur.

Fünftens sind religiöse Gründe maßgebend. Wir haben gesehen, wie hoch Lagarde die Religion für die Erziehung ein-

---

[1]) Deutsche Schriften S. 267.
[2]) Ebenda.
[3]) Deutsche Schriften S. 267.

schätzt: 'Ohne Gott keine Erziehung, weil ohne Ideal, ohne ewiges Leben, ohne Verantwortung vor dem letzten Richter keine Erziehung[1].' Jede höhere Schule darf nur ein Bekenntnis haben. Die Religion soll den Schülern eine undiskutierbare Macht sein; denn nur wenn sie als solche erscheint, erzieht sie[2]. Lagarde unterscheidet fünf Konfessionen: Katholiken, Lutheraner, Reformierte, Protestanten (im Sinne des von ihm gering geachteten kirchlichen Liberalismus) und Evangelische (Gesinnungsgenossen seiner selbst). Eine von diesen Formen wird nun jede höhere Staatsschule haben. Eine jüdische Staatsschule ist nach Lagarde von vornherein unmöglich, 'da, wer Beschneidung, Speisegesetze, jüdischen Monotheismus und Ähnliches als Forderung einer Religion ansieht, nach Palästina, aber nicht in den deutschen Staat gehört, mithin nicht für ihn zu sorgen ist'[3]. Lagarde ist entschiedener Antisemit.

Es ist bei unserm Thema beinahe unmöglich, vollständig zu sein. Die Forderungen, die bereits erfüllt sind, so die Seminarausbildung der Kandidaten des höheren Schulamts u. a., brauchen hier nicht behandelt zu werden. Eine originelle Idee Lagardes geht dahin, den Büchervertrieb in Deutschland zu heben. Die Gelehrsamkeit wird durch Bücher fortgepflanzt; deshalb sollen die Gelehrten auch Bücher kaufen. Der deutsche Gelehrte aber kauft in der Mehrheit nichts; viele betteln Verleger und Autoren um Rezensionsexemplare an. Lagarde empfiehlt, die deutschen Gelehrten — Lehrer an Schulen und Universitäten wie Akademiker — von Staats wegen mit 5 % ihrer Bruttoeinnahme zum Besten der ihnen nächsten öffentlichen Bibliothek zu besteuern, wenn sie nicht nachweisen können, daß sie diese 5 % einem Buchhändler für wissenschaftliche Werke zugeführt haben[4]. Bei einem Einkommen von 6000 ℳ würden also 300 ℳ für die eigene Bibliothek zu verwenden sein. Lagarde meint ernsthaft, Lehrer des Griechischen, welche die Speziallexika zum Homer und Sophokles und Ähnliches nicht selbst besäßen, und analog ihre Kollegen, die analog handelten, sollten der öffentlichen Verachtung preisgegeben werden.

Überblickt man die Forderungen Lagardes, die er für das Gebiet der Schulorganisation und des Unterrichts erhoben hat, so zeigen sie einen durchaus hohen, idealen Standpunkt. Daß er nicht zu der Konferenz zugezogen wurde, die 1890 über die Reform des höheren Schulwesens in Preußen beriet, bleibt beklagenswert. Lagardes Forderungen sind nur zu verstehen als ein flammender Protest gegen die Schulepoche, die Altenstein und Johannes Schulze in Preußen heraufgeführt hatten, deren verhängnisvolle Wirkungen noch heute zu spüren sind. Der Geheim-

[1] S. 270.
[2] S. 271.
[3] Ebenda.
[4] Deutsche Schriften S. 281.

rat Schulze, der in dem Menschenalter, das auf das Revolutionszeitalter folgte, die Leitung des gelehrten Unterrichtswesens in Preußen in der Hand hatte, war nach Paulsens Wort[1]) ein preußischer Beamter mit allen Eigenschaften, die diesen zugeschrieben zu werden pflegen. Er übertrug die altpreußische Zucht auf das Erziehungs- und Unterrichtswesen. Gewiß hat er viel Schlendrian und Verkehrtheit beseitigt, aber er hat auch ein gut Teil der Freiheit und Spontaneität beseitigt, auf denen in der geistigen Welt schließlich doch alle Wirkung beruht. Er hatte sich, sagt Paulsen[2]), die Aufgabe gestellt: 'Die Fülle des neuen Lebens, welches wie ein überflutender Strom in dem Revolutionszeitalter über Deutschland hereingebrochen war, einzudämmen, zu regulieren und durch ein wohlgeordnetes und wohlbeaufsichtigtes System von Kanälen zu erhalten, zu verteilen und fruchtbringend zu machen.' Die Selbständigkeit in der Gestaltung des Lehrplans hörte auf: Regel und Gesetz begannen die Herrschaft. Wir stehen hier im Zeitalter der Demagogenverfolgungen. Es war natürlich, daß man die liberalistischen und rationalistischen Neigungen beim Lehrpersonal bekämpfte. Den Lehrern wird die Strafe aufgegeben, in ihren Schülern richtige politische Gesinnung und den rechten Glauben zu pflanzen. Gedächtnisdrill wurde im Religionsunterricht und den andern Fächern zur Regel; die Schule entwickelte sich zur Lernschule. Daran änderte nichts der Umstand, daß Schulze mit dem Philosophen Hegel eng befreundet war. Budde hat nachzuweisen versucht, daß Hegels Einfluß — eben durch das Medium Schulze — der bedeutendste und tiefste ist, der im 19. Jahrhundert auf die preußischen höheren Knabenschulen ausgeübt worden ist[3]). Hegel war bekanntermaßen jahrelang Gymnasialdirektor gewesen. Er betont das dogmatische Element im Religionsunterricht; er verlangt auch umfassende Kenntnisse; denn Religion ist für ihn wesentlich Erkenntnis, nicht Gefühl. Hegel fordert auch eine große Mannigfaltigkeit der Kenntnisse: 'Die Mannigfaltigkeit der Kenntnisse an und für sich gehört zur Bildung, weil der Mensch dadurch . . . zur Unterscheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen kommt.' Allgemeine Bildung — lautet die Losung, und diese wird wesentlich als eine Summe von Kenntnissen verstanden. Die Bildungsepoche von Altenstein und Schulze hat eine furchtbare Misere heraufgeführt, von der ein Mann wie Alexander von Humboldt sagte: Wäre ich der jetzigen Schulbildung in die Hände gefallen, so wäre ich leiblich und geistig zugrunde gegangen. Lagarde redet von der Hegelschen Sintflut, die unter dem Ministerium des Herrn von Altenstein durch Johannes Schulze hereingebrochen sei. Hegel sei kein Erfinder, sondern nur ein gewaltsamer Handlanger gewesen. Sein Unterrichtssystem beruhe auf der verderblichen An-

[1]) Geschichte des gelehrten Unterrichts S. 598.
[2]) Ebenda S. 599.
[3]) Budde, Der Kampf gegen die Lernschule. Langensalza 1912 S. 3.

schauung, daß nichts Neues mehr geleistet werden könne, sondern daß es nur darauf ankomme, das in reicher und vollständiger Fülle vorhandene Gut der klassischen Epoche sich anzueignen[1]).

Gegen dies Schulwesen richtet sich Lagardes flammender Zorn. Wir haben gesehen, wie er sich mit dem Berechtigungswesen auseinandersetzt. Er will Willensbildung, nicht nur intellektuelle Bildung. Er kämpft gegen die falsche Allgemeinbildung oder harmonische Bildung; harmonische Bildung hilft zum Regieren nichts. Regieren bedeutet dienen; jene harmonische Bildung bedeutet genießen[2]). Auf die höheren Schulen gehören nur Knaben, die dereinst in irgendeinem Sinne regieren sollen. Bildung ist nach Lagarde nicht ein statistischer, sondern ein dynamischer Begriff: 'Gebildet ist, wer in seinem Vaterlande und über die für das Vaterland bedeutsamen Sachen der Natur und Geschichte, soweit sie ihn in seinem Stande und Berufe noch etwas angehen, Bescheid weiß[3]).' Bildung ist nicht Stoff, sondern Kraft; deshalb wird Bildung 'nicht verschafft, sondern stets erworben'. Der Gedanke der Selbsttätigkeit leuchtet hier auf. Lagarde protestiert auch heftig gegen den Zwang und die Unfreiheit, die dem Schulwesen seiner Zeit anhaftet.

Die Schulepoche Altenstein-Schulze ist eine schlimme Epoche des preußischen Schulwesens geworden. Wie ganz anders war da die Epoche Humboldt-Süvern! Mit ihren Ideen stimmt Lagarde überein, wenigstens in den Hauptpunkten. Es ist ewig schade, daß Süverns Unterrichtsgesetzentwurf von 1819 nicht verwirklicht wurde. Hier sind die wichtigsten Ideen Fichtes und Humboldts miteinander verbunden. Im letzten Grunde, so hat man mit Recht gesagt[4]), bildete die Ideenwelt der Goethe, Schiller, Kant, Fichte den Boden, von dem aus das Süvernsche Gesetzeswerk erfaßt ist. Der Kant-Fichtische Gedanke, daß alles Lernen und Bilden Aktivität ist, wird mit Deutlichkeit ausgesprochen. Das ist auch die Grundauffassung Lagardes. Ferner teilt Lagarde mit Fichte den tiefernsten religiösen Zug. Wie Fichte, so ist auch Lagarde ein Widerentdecker des Christentums und versteht darunter eine Religion der höchsten Freiheit und schwersten Verpflichtung. Wie dürftig erscheint daneben die Religionsauffassung Altensteins und Schulzes! Mit Wilhelm von Humboldt ebenso wie mit Schleiermacher teilt Lagarde die Idee der Individualität. Bei Lagarde ist dieser Gedanke Zentralidee, bei Humboldt ist er enthalten in dem andern der Humanität. In der Heilighaltung der Individualität sehen Lagarde wie Humboldt nicht nur den unfehlbaren Weg zum Glück, sondern auch die höchste Moral. Ich erinnere an das zitierte Wort von Lagarde: Es gibt auf Erden nur ein Göttliches: die Menschenseele. Eduard Spranger hat gesagt: Hum-

---

[1]) Deutsche Schriften S. 159.
[2]) Lagarde, Mitteilungen, Bd. 3 S. 294.
[3]) Lagarde, Mitteilungen, Bd. 3 S. 298.
[4]) G. Thiele, Süverns Unterrichtsgesetzentwurf, Leipzig 1913 S. 17.

boldt vertrete die Sozialaristokratie des reinen Menschentums. Das Wort gilt, wie ich oben nachgewiesen zu haben glaube, auch von Lagarde. Eine Differenz besteht darin: Humboldt will allgemeine Bildung, Lagarde Fachbildung. 'Fachschulen', sagt er, 'haben einen Mittelpunkt und durch diesen eine Sicherheit der Entscheidung darüber, was sie treiben und wieviel sie fordern müssen' (D. Schr. S. 165). Richtet man Fachschulen ein, so stellt man die Jugend ohne weiteres in die Perspektive ihrer dereinstigen Lebensaufgabe (S. 164). Es tritt hier der Gedanke hervor, den schon Pestalozzi betonte, daß die Berufsbildung die Pforte der Menschenbildung ist. Weiter: Humboldt verficht den Gedanken der Humanität, Lagarde den der Nationalität. Doch das bedeutet keine wesentliche Differenz; denn 'deutsch' bedeutet bei Lagarde wie bei Fichte das, was ursprünglich frei, wahrhaft und innerlich ist, auch wenn es einem fremden Volke angehört, also das Echtmenschliche. Mit Humboldt stimmt Lagarde darin überein, daß nicht der Staat die Erziehung der Jugend übernehmen soll, sondern die Religionsgemeinschaften (Humboldt: freie Nationalvereine). Dieser Gedanke Lagardes ist mit dem andern der Nationalerziehung nicht ausgeglichen. Weshalb nicht? Weshalb fordert er nicht die deutsche Nationalerziehung? Er meint: nur wenn Deutschland eine einige Religion hat, ist eine Nationalerziehung möglich. Deshalb muß vorher die deutsche Religion erstehen. Deutsche Nationalerziehung ist Lagardes höchstes Ziel, aber er hält sie zurzeit für undurchführbar.

Beziehungen, Parallelen und Ausblicke lassen sich hier in unendlicher Fülle aufstellen. Zum Schluß sei nur eins noch hervorgehoben: was Humboldt und Lagarde auch gemeinsam haben, ist die Liebe zum Gymnasium. Alle Ideen Lagardes betreffen im Grunde nur das Problem des Gymnasiums. Und hier ist er ganz und gar konservativ, im richtigen Sinne verstanden. 'Ultrakonservativ' hat er sich selbst genannt. Das Gymnasium hat die große Aufgabe: den Menschen zur höchsten Individualität zu erziehen, die religiösen, sittlichen und intellektuellen Kräfte lebendig zu machen, Charaktere zu bilden, staatsbürgerliche Erziehung zu vermitteln. Freilich das Gymnasium ist für Lagarde eine Idee, eine ewige, nie zu vollendende Aufgabe. Als Idee aber muß das Gymnasium einheitlich sein. Bei Humboldt-Süvern hatte es einen einheitlichen Bau. Dieser ist in der Folgezeit verloren gegangen. Die Einheit des Gymnasiums nach Idee und Organisation widerherzustellen — das erschien Lagarde als höchstes Ziel. Das ist das Erbe, die Verpflichtung, die er uns hinterlassen hat.

MITTEILUNGEN

Bismarcks Lebensbild[1])

Das in dieser Zeitschrift[2]) ehrenvoll, aber nur flüchtig erwähnte Bismarckbuch von Erich Marcks bedarf noch eines kurzen Wortes, erstens weil sein Verfasser der vornehmste Historiker Bismarcks, und dann, weil dieser Historiker endlich wider einmal ein Schriftsteller ist

Der Historiker hat in diesem Buche wohl noch nicht sein letztes Wort über seinen großen Helden gesprochen; aber wer auch nur einige Kapitel gelesen hat, wird gestehen müssen: hier ist schon aus dem Vollen geschöpft worden, auch wo die Einzelforschung noch zu keinerlei Abschluß gekommen war. Nur erst umrissen, aber doch in packender Anschaulichkeit steht vor uns das Bild des Unvergleichlichen von der Hand eines tief in die Seele seines Gegenstandes eingedrungenen Künstlers.

Vielleicht ist manches noch zu schön gesehen, manches auch mit Absicht noch nicht gerade herausgesagt, weil der Historiker sich den Dingen noch zu nahe fühlte. Im wesentlichen herrscht doch, bei aller innerlich mitschwingenden Sympathie, ruhige Sachlichkeit und ein Geschmack, der grelle Lichter scheut. Es ist gerade für einen, der fast die ganze Regierungszeit Bismarcks in Bewunderung zweifelnd und in Zweifel bewundernd miterlebt hat, ungemein wohltuend, jetzt einem Jüngeren zu lauschen, auf den kein vormärzliches Lockenhaupt und kein biedermeierischer Halskragen mehr Eindruck gemacht hat.

Aber das Größte an dem Buche ist doch wohl der Stil, der, verschiedner Töne mächtig und durchweg von hoher Klarheit und Frische, stellenweis sich zu wundervollem Schwung erhebt. Zum Vergleiche bietet

---

[1]) Erich Marcks, Otto von Bismarck. Mit einem Bildnis (von Lenbach, aus den achtziger Jahren). Stuttgart u. Berlin 1915, Cottas Nf. 256 S. 8. 4 ℳ.

[2]) S. 190 dieses Jahrgangs.



sich unter den Historikern der letzten zwei Menschenalter nur Treitschke dar, der dann wohl als der Feurigere und Derbere erscheinen mag, während Erich Marcks auch über zartere Töne verfügt und feine Umrißzeichnung liebt: 'der kenntnisreiche, charaktervolle, aufrichtige und beschränkte Führer der radikalen Linken, — für den Kanzler auch persönlich eine Aufreizung zum Zorn' (S. 184), oder: 'wäre der vornehme und zurückhaltende hannöverische Edelmann ein Staatsmann großen Willens, ein Führer der Menschen und Dinge gewesen —!' (S. 168) die beiden sind wohl getroffen, und daneben nun der Mann auf der Höhe seiner Macht, in den achtziger Jahren, 'von ungeheurer persönlicher Autorität, von einem überall umfragten, gefürchteten, umworbenen Einflusse, frei von jedem Hauche persönlicher Eitelkeit und persönlicher Laune, ganz sachlich, ganz mächtig, ganz überragend' (S. 204). Daß auch der Redner und der Schriftsteller Bismarck eine zutreffende Charakteristik finden werde, ließ sich erwarten.

In der eignen Schreibweise des Verfassers gibt es wohl einige Stäubchen wegzublasen ('entsendete' S. 202, 'erwecken geholfen', 'epochal' S. 203, 'es war kein Zufall, der ...' S. 14, 'sein religiöser Glaube ... hat ihm für all sein innerstes Leben das Ohr des Vaters (?) geöffnet' S. 13; sehr merkwürdig die häufige Unterbrechung der Erzählung durch Erwägungsfragen, wie 'er hatte mit den Liberalen regiert; würden sie ihm die neuen Mittel gewähren?' oder: 'was aber würde Preußen tun?' S. 19, 31, 41, 41, 73, 74, 88, 92, 96, 129, 148, 161, 165 usf.). Von höchster Meisterschaft zeugt die Kunst der Komposition, die bei uns allzu seltne Kunst zu tönen, zu steigern, zu runden und zu schweigen.

O. S.

Allerlei Kriegsliteratur

1) Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Reden aus der Kriegszeit. Drittes Heft: VI, VII, VIII. 76 S. Berlin 1915, Weidmann. 75 ℔.

In der ersten der vorliegenden Reden führt uns der Redner aus der großen Disharmonie des Krieges zur Harmonie der Sphären, von der Dichter und Philosophen zu sagen wußten. Die zweite, die Kaisergeburtstagsrede, schildert uns die großen Hohenzollern. In der dritten vom 1. April 1915 wird Bismarck als Persönlichkeit in seiner menschlichen Größe dargestellt. Heroische Demut ist das, was sein Verhältnis zu Gott und seinen königlichen Herrn charakterisiert! Auch diese drei, von reichem Wissen und warmem Patriotismus erfüllten Reden gehören in ihrer edlen Sprache zu dem Schönsten, was uns die Kriegsliteratur gegeben hat, und dürften auch späteren Geschlechtern zeigen, wie die Größe des Krieges auf uns gewirkt hat.

2) Edwin Evers, Hie guet Zolre. 500 Jahre Hohenzollern-Regierung. Eine Jubiläumsschrift. Berlin-Lichterfelde 1915, Edwin Runge. 50 ℔.

Die Schrift bringt auf ihren 90 Seiten in Klein-Oktav eine Geschichte der Regierung der Hohenzollern in der Mark. Es verdient alle Anerkennung,



wie gut es dem Verfasser gelungen ist, die große Aufgabe auf dem beschränkten Raum zu lösen. Man vermißt kaum etwas Wesentliches! Dabei wird der innere Zusammenhang schön herausgearbeitet. Die Schrift entspricht durchaus ihrem Zweck.

3) Hans Niemann, Hindenburgs Sieg bei Tannenberg und Angerburg. 21 S. Berlin 1915. Ernst Siegfr. Mittler & Sohn. 40 ℛ𝒻.

Eine sehr klare Schilderung der Schlachten vom August und September 1914, die die Befreiung Ostpreußens herbeiführten. Der Verfasser entwickelt an der Hand von Kartenskizzen die strategischen Gedanken des großen Feldherrn, und zeigt, wie sie bei Tannenberg, dem Kannä der Gegenwart, vollständig, bei Angerburg, das mit Leuthen verglichen wird, wenigstens zum großen Teil in die Tat umgesetzt wurden. Die kleine Schrift ist jedem Geschichtslehrer zu empfehlen.

4) Alfred Hettner, Englands Weltherrschaft und der Krieg. 269 S. Leipzig und Berlin 1915. B. G. Teubner. 3 ℳ.

Der Verfasser, Professor der Geographie in Heidelberg, möchte zum Verständnis der Struktur des englischen Weltreichs beitragen, indem er es vom geographischen Standpunkt aus behandelt. Doch ist er nicht so einseitig, die geographischen Tatsachen für allein entscheidend zu halten, sondern gibt zu, daß die geographischen Bedingungen immer nur in bestimmten Zeiten der Weltgeschichte zur Geltung kommen.

Er untersucht daher, inwiefern die Naturbedingungen die Entwicklung von Volk und Staat in England beeinflußt und zur Entstehung der englischen Weltherrschaft geführt haben. Diese beruht zunächst auf dem gewaltigen Kolonialreich, das den fünften Teil des gesamten Festlandes und den vierten Teil der Bevölkerung der Erde umfaßt. Aber auch indirekt, und das weist der Verfasser eingehend nach, stützt sich die englische Weltherrschaft auf die weite Verbreitung der englischen Sprache, die Verkehrsmacht und die wirtschaftliche Weltstellung Englands. Es handelt sich nun in dem gegenwärtigen Krieg für England darum, seine Weltherrschaft um jeden Preis zu behaupten, während unser Ziel sein muß, England zum Verzicht darauf zu bringen. Als Weltmacht mag es dann neben uns weiter bestehen! Der Verfasser legt im einzelnen dar, wie groß die englische Macht ist, aber auch, wo ihre Schwächen liegen. Das allgemeinverständliche Buch sei allen, die nicht nur blindlings hassen, sondern auch verstehen wollen, empfohlen.

5) Paul Oßwald, Belgien. 118 S. 1 ℳ. (Aus Natur und Geisteswelt. 501. Bändchen. B. G. Teubner 1915.)

Der Verfasser, als Kenner der niederländischen Sprache und Assistent am historischen Institut der Universität Leipzig besonders zu seiner Aufgabe befähigt, bietet eine vortreffliche Monographie über das jetzt für uns so wichtige Land. Er gibt eine geographische und geschichtliche Übersicht und schildert die Zustände, wie sie vor dem Kriege waren. Besonderen Wert legt der Verfasser auf die Sprache und Rassenverhältnisse, die in ihrer geschichtlichen Entwicklung betrachtet werden. Dabei spricht er seine Meinung dahin aus, daß niemals die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich mit der Sprachgrenze zusammengefallen sei. Für die Gegenwart bringt O. die Ergebnisse selbständiger gründlicher Untersuchung namentlich an der französisch-belgischen Grenze zur Darstellung. Das Büchlein erfüllt seinen Zweck, Kenntnis und Verständnis der belgischen Verhältnisse zu verbreiten, in vorbildlicher Weise.

6) M. Mertens, Historisch-politisches ABC-Buch. Zweite Auflage. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1915. 245 S. geb. 3,40 ℳ.

Das Buch will ein Nachschlagebuch für Schüler höherer Lehranstalten sein. Eine Reihe von politischen und kulturgeschichtlichen Begriffen wird in alphabetischer Folge erläutert, damit

der Lehrer es nicht nötig hat! Indes dürfte der Lehrer schwerlich darauf verzichten, Begriffe wie Sozialismus, Partikularismus, Lehnswesen zu erörtern, besonders, da die hier gegebenen Erklärungen weder begrifflich scharf, noch historisch genau oder etymologisch gründlich sind. Darum wird man gut tun, die Angaben stets nachzuprüfen. Da aber das Buch die zweite Auflage erlebt hat, muß es doch anspruchslose Leute geben, denen das hier Gebotene genügt.

7) Gustav Roethe, Zu Bismarcks Gedächtnis. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1915. 42 S. 70 ₰.

Ein schönes Bild der Persönlichkeit Bismarcks und seiner Politik in edler Sprache. Besonders wird hervorgehoben, welche Bedeutung Bismarcks Werk gerade während des Krieges für uns hat.

8) Adolf Matthias, Kriegssaat und Friedensernte. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1915. 53 S. 80 ₰.

Der bekannte Verfasser redet hier sozusagen als Prediger seinem Volke ins Herz, damit es das, was der Krieg an großen und guten Eigenschaften hat hervortreten lassen, für die Zukunft bewahre. In ziemlich bunter Reihenfolge werden soziale, politische, kulturelle Dinge besprochen, wohl auch manchmal ein Mißstand gerügt.

9) Adolf Matthias, Deutsche Wehrkraft und kommendes Geschlecht. 56 S. Leipzig 1915. S. Hirzel. 1 ℳ.

Als Volksmann spricht der Verfasser von Nationalstolz und 'Militarismus', von der Presse und der unnützen Wortherrschaft, von unsrer Jugendausbildung und wirtschaftlichen Wehrkraft manches beherzigenswerte Wort. G. K.

ANZEIGEN

1) Paul Ziertmann, Pädagogik als Wissenschaft und Professuren der Pädagogik. Schriften der Wheelergesellschaft zur Erörterung von Fragen des deutschen und ausländischen Bildungswesens. 2. Heft. 65 S. Berlin 1914, Weidmannsche Buchhandlung. Preis 2 ℳ.

Mit wohltuender Umsicht und sehr erfreulicher Weite des Blickes werden in diesem am 3. Juni 1913 zu Ehren der Anwesenheit B. D. Wheelers gehaltenen Vortrage die Gründe erörtert, die allen Bedenken gegenüber unabweislich für die Errichtung hauptamtlicher Professuren der Pädagogik an unseren Hochschulen sprechen, und alsdann die wichtigsten Gesichtspunkte zusammengestellt, die für die Arbeitsleistung und Wirkung dieser Professuren maßgebend sind; Verfasser ist durchaus im Recht, wenn er vor allem 'das gegenwärtige Bildungs-, Erziehungs- und Unterrichtswesen in seinem ganzen Umfang' als den Gegenstand der — sehr zum Schaden der Sache zurzeit bei uns noch vielfach rückständigen — wissenschaftlichen Forschung bezeichnet, und will mit guter Begründung den die Pädagogik betreffenden Absatz in der preußischen Prüfungsordnung für das höhere Lehramt durch eine Fassung von etwas greifbarerem Gehalt ersetzt wissen, die, ohne den Aufgaben des Seminarjahres vorzugreifen, für die Universitätszeit doch wenigstens die Beschäftigung mit der geschichtlichen Entwicklung des gesamten deutschen Bildungswesens und seiner Organisation in der Gegenwart sowie das Studium eines wichtigen Vertreters der Pädagogik, vorzugsweise der deutschen, oder eines ihrer Teilgebiete sichert. Die Arbeit stellt ohne Zweifel einen der besten bisher erschienenen Beiträge zur Frage der Pädagogik als Universitätswissenschaft dar; schade ist, daß ihr vielseitig sachkundiger Verfasser sich nicht näher mit den früheren Erörterungen der Frage auseinandergesetzt hat: er hätte u. a. wohl in meinen widerholten Ausführungen über die Organisation der volkserziehungswissenschaftlichen Forschung manches finden können, was die Behandlung der Aufgabe erleichtert und in mancher Hinsicht vielleicht auch zu vertiefen ermöglicht hätte. Was die bisherige Stellung der Pädagogik an unseren Universitäten betrifft, so hat der verhältnismäßig enge Rahmen eines Vortrags den Verfasser naturgemäß genötigt, sich auf einige kurze Andeutungen über den Gegenstand zu beschränken, für den eine eingehende monographische Darstellung mir dringend erwünscht erscheint; sie würde — ich erinnere nur an Trapps verunglücktes Auftreten an der Universität Halle — nicht nur die bisherige Haltung der Hochschulen gegenüber der Pädagogik eher verständlich machen, sondern auch zahlreiche Richtlinien für die

künftige Ausgestaltung der Erziehungswissenschaft im Rahmen des Universitätswesens geben; auch gewisse Widerstände, die, wenn ich recht sehe, der Pflege der Pädagogik als Universitätswissenschaft von seiten der staatlichen Schulpolitik hemmend im Wege stehen, würden im Zusammenhang einer solchen geschichtlichen Betrachtung zur Sprache gebracht und, wie ich denke, als unberechtigt erwiesen werden können.

2) Remigius Stölzle, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten im Juliusspital zu Würzburg von 1580—1803. Erstmals aktenmäßig dargestellt. Herausgegeben mit Unterstützung der Gruppe Bayern der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Mit 2 Tafeln. V, 320 S. München 1914, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. Preis 8,50 ℳ.

Wenn es auch schwerlich angeht, im Sinne des Verfassers das 'Musaeum Julianeum', das sich in Fürstbischof Julius von Mespelbrunns großzügiger Würzburger Stiftung allmählich neben den sonstigen Erziehungsanstalten des Spitals, dem Kinderhaus und der Prinzipistenschule entwickelt und diese Anstalten um 17 Jahre, bis zur Säkularisation von 1803, überdauert hat, mit Schöpfungen wie Schulpforta und dem Halleschen Waisenhaus zu vergleichen, so stellt das vorliegende Buch doch einen sehr beachtenswerten Beitrag zur Geschichte des höheren Schulwesens dar, der durch die eingehende aktenmäßige Schilderung aines im wesentlichen nach den Grundsätzen der jesuitischen Bildungsenstalten geleiteten Alumnats besonders wertvoll ist. Ein sehr erfreuliches Bild ist allerdings aus der mit großer Sorgfalt geschriebenen Geschichte des Würzburger Studentenmuseums nicht zu gewinnen: zwar sind aus der Reihe seiner Zöglinge, deren Listen der Verfasser wohl gut getan hätte etwas eingehender zu behandeln, nicht ganz wenige tüchtige und zum Teil bedeutende Männer, wie u. a. Franz Oberthür, hervorgegangen, und Andreas Schellhorn war gewiß im Recht, wenn er der Anstalt, deren Zögling er selbst von 1774 bis 1780 gewesen ist, das Lob zollt, für das geistige Leben Würzburgs und der zugehörigen Landesteile Wichtiges geleistet zu haben: aber alles in allem stand in dem Museum einem großen Aufwand von Verwaltungsarbeit und Kosten doch ein ziemlich geringer Ertrag gegenüber, der schon in der geringen Zahl der Zöglinge, etwa insgesamt 30 jährlich, zum Ausdruck kommt und der sich auf dem Wege des argumentum e silentio auch aus der vorliegenden Anstaltsgeschichte herauslesen läßt. Ein eigenartiges Schicksal waltete über der ganzen Anstalt auch insofern, als der Stiftungsbrief des Spitalgründers vom Jahre 1579 seinem Wortlaut nach kaum die Unterhaltung eines Studentenmuseums in Verbindung mit dem Spital beabsichtigt hat; Verfasser glaubt zwar, eine solche Absicht in den Worten des Briefes finden zu können, und benutzt — in wenig glücklicher Weise — die Praxis der Zeit von 1620 ab als Beweis für die Richtigkeit seiner Auffassung, aber bei scharfer Interpretation des Wortlautes kann meines Erachtens kein Zweifel darüber sein, daß die widerholte, zuletzt durch Regierungsbericht vom Jahre 1850 endgültig festgelegte Anfechtung der Stiftungsgemäßheit des Museums völlig berechtigt war und daß in der Tat, aus heute leider offenbar nicht mehr ersichtlichen Gründen, in den Organismus

des Juliusspitals eine von seinem Begründer nicht beabsichtigte Einrichtung unter der Hand eingefügt worden ist; diese Einrichtung hat ohne Zweifel in erster Linie das sein sollen, was das im Jahre 1871 eröffnete, zur unentgeltlichen Ausbildung künftiger Geistlicher bestimmte Kilianeum für die Bedürfnisse der Würzburger Kirchenverwaltung neuerdings geworden ist, und Stölzle läßt die Geschichte des Studentenmuseums mit Recht in einem Hinweis auf dies Kilianeum ausklingen.

3) Paul Brandt, Das Problem der Arbeit in der bildenden Kunst. 39 S. Leipzig 1913, Quelle und Meyer. Preis 1 ℳ.

Mit bester Sachkenntnis geschrieben, gibt diese, auch an treffenden Einzelbeobachtungen reiche Schrift, einen klaren und spannend gestalteten Überblick über die Entwicklung und über die Beziehungswerte des Arbeitsbildes von der Zeit der altägyptischen Kunst bis zur Gegenwart, bei dem wohl nur die fehlende Berücksichtigung der Denkmäler der römischen Kaiserzeit als ein Mangel grundsätzlicher Art zu beklagen ist. Den Urteilen des Verfassers über die einzelnen Bildwerke kann in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle durchaus zugestimmt werden; ob bei der Wahl des Moments für die Darstellung der ägyptischen Müllerin ein mathematisches Prinzip maßgebend gewesen ist, scheint mir sehr zweifelhaft; in das Bild des unteritalischen Vasenmalers, der sich von Athene krönen läßt, ist mit der Annahme eines Hinweises auf den Sieg der unteritalischen Vasenmalerei über den attischen Export, in an sich feinsinniger, aber archäologisch kaum haltbarer Weise, doch wohl zu viel hineininterpretiert worden; ebenso scheint es mir nicht richtig, bei dem Bergarbeitertriptychon Meuniers den Verzicht auf die Darstellung der Arbeit vor Ort damit zu erklären, daß dem Künstler damals 'noch nicht möglich schien, was doch schon der altkorinthische Maler gewagt hatte' — doch das sind Einzelheiten, über die man streiten mag: sie berühren nicht den Gesamtwert der sehr dankenswerten kleinen Schrift, die man gern in der Hand eines jeden Lehrers sähe, damit sowohl durch Besprechungen ad hoc wie durch die richtige Auswahl des hier in Betracht kommenden Bilderschmuckes der Schule auch die wertvolle Anregung und Belehrung zugute kommt, die einer geschichtlichen Betrachtung des Arbeitsproblems in der bildenden Kunst zu entnehmen ist. Ohne auf die Methode der Heranziehung solcher Bilder im Schulleben und im Unterricht näher eingehen zu wollen, möchte ich hier doch wenigstens das eine hervorheben, daß die noch immer durch den Gebrauch inhaltlich minderwertiger Anschauungsmittel auf ein zu niedriges Niveau herabgedrückten fremdsprachlichen Sprechübungen der Oberklassen in den von Brandt besprochenen Werken französischer und englischer Künstler ein vortreffliches Mittel geistfördernder Nahrung finden können; und zwar kann das sehr wohl geschehen, ohne daß die Schüler mit einer Menge seltener technischer Ausdrücke belastet werden, wenn nur der Lehrer es versteht, die zum Teil mit der Lebensentwicklung der Künstler zusammenhängenden allgemeinen Gesichtspunkte heranzuziehen, die solchen Werken ihre größte Bedeutung geben — er findet in Brandts schöner Schrift einen willkommenen Wegweiser, wenn er diese Gesichtspunkte zu finden sucht.

4) Meißen und seine Fürstenschule. Afranisches Merkbuch. Herausgegeben von Mitgliedern des afranischen Kollegiums. 171 S. Dresden, Verlag des Vereins ehemaliger Fürstenschüler.

In vier Abschnitten verfolgt und erreicht dies liebenswürdige kleine Büchlein seine dankenswerte Absicht, bei den Schülern der altehrwürdigen St. Afra das Verständnis für ihre zweite Heimat und eine auch auf geschichtlicher Kenntnis beruhende Anhänglichkeit an die Schule ins Leben zu rufen und zu erhalten: Ernst Boehm stellt in einem anziehend geschriebenen Kapitel die Geschichte der Burg und Stadt Meißen sowie des Klosters und der Fürstenschule von St. Afra dar, Konrad Dietrich gibt die Topographie der Anstalt, der Stadt und ihrer Umgebung, Johannes Poeschel schildert mit feinem Verständnis die Eigenart der Fürstenschule, Hans Gilbert endlich berichtet in dem 'Afranissima' überschriebenen Schlußabschnitt über Alumnatstellen, Stiftungen und Prämien, über den afranischen Festkalender, den Festraum und den Schmuck der Schule, sowie über die Pietas Afrana und den Verein ehemaliger Fürstenschüler. Zu all diesem reichen Inhalt, den wir im einzelnen hier nicht widergeben können, treten noch, von Boehms Hand, einige Angaben zur deutschen Literaturgeschichte, Meißen und die Fürstenschulen, namentlich St. Afra, betreffend, und ein sehr willkommenes Verzeichnis von Druckschriften zur Geschichte von Stadt und Schule.

Nicht jeder Schule steht ein Genius loci zur Seite wie der, dessen sich St. Afra innerhalb wie außerhalb seiner Mauern rühmen kann, aber allen Schulen kann die mustergültige Art zum Vorbild dienen, in der Heimatkunde und Schulgeschichte sich in dem Afranischen Merkbuch die Hand reichen; möge die mit soviel Sachkenntnis und Liebe geschriebene Schrift recht viele Nachahmerinnen ihrer Absicht und für sich selbst recht weite Verbreitung finden; vielleicht wird es dann auch möglich sein, ihren Wert durch Beigabe einiger Pläne und Bilder aus Alt- und Neumeißen noch zu erhöhen.

5) Wilhelm Zenz, Lesebuch zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. 378 S. Wien 1913, A. Pichlers Witwe und Sohn. 4,25 Kr.

Auch auf dem Gebiete der Pädagogik ist ein lebendiges Verstehen der geschichtlichen Entwicklung und ihrer Lehren nur dann möglich, wenn sich dem Lesen moderner geschichtlicher Darstellungen ein eingehendes Studium der Quellen zugesellt; in den jetzt gerade 100 Jahren, die seit dem Erscheinen von Niemeyers 'Originalstellen' als dem ersten nennenswerten Versuche eines solchen Quellenbuches verflossen sind, ist für die Gewinnung uud Bearbeitung des erziehungsgeschichtlichen Quellenmaterials erstaunlich viel geschehen, und an vortrefflichen Einzelpublikationen der verschiedensten Art ist gewiß kein Mangel, aber ein wissenschaftlichen Ansprüchen genügendes Quellenbuch zur Gesamtgeschichte der Erziehung und des Unterrichts fehlt uns noch immer und kann mit Aussicht auf Erfolg wohl nur von einem das Ganze übersehenden Meister des Faches geschrieben werden. Das hier vorliegende Lesebuch, das wie des Verfassers zusammen mit F. Frank und E. Siegert

verfaßte 'Geschichte der Pädagogik' aus dem gleichen Verlage (1910) in erster Linie den österreichischen Volksschullehrern dienen will, hat sich naturgemäß kein so hohes Ziel gesteckt, wird aber in dem von ihm ins Auge gefaßten Leserkreise gewiß Nutzen bringen und bringt auch manches bei, was dem eben geforderten künftigen umfassenden Quellenbuch als Material dienen kann. Zweckmäßig wäre gewesen, wenn der Verf. den einzelnen Quellenstücken einige Vorbemerkungen über ihre Provenienz oder wenigstens allenthalben die Angabe ihrer Entstehungszeit beigegeben hätte.

Frankfurt a. M. Julius Ziehen.

---

1) Münchener Museum für Philologie des Mittelalters und der Renaissance, herausgegeben von Friedrich Wilhelm. Band II, Heft 2. München 1914, Callwey. 8. 121 S.

Dieses reichhaltige Heft bringt zuerst auf 27 S. von Weymann in München 'Randbemerkungen zu den lateinischen Sprichwörtern und Sinnsprüchen des Mittelalters', die J. Werner aus verschiedenen Handschriften gesammelt und in alphabetische Ordnung gebracht hat, zumeist Verbesserungen und Ergänzungen, vorab aus den biblischen Büchern, Ovid. u. a. mit interessantem Einblick in diese Nachbildungen, Entlehnungen und zufälligen Übereinstimmungen. Beispiel: quod nova testa capit, inveterata sapit und der bekannte Vers des Horaz: quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu. In der folgenden Abhandlung 'Zur Dreikönigslegende', für die von hagiologischer Seite noch wenig geschehen ist, sucht Wilhelm einiges Licht in die Entwicklung dieser Legende zu bringen. Nach einer kritischen Untersuchung über das Alter und die Beziehungen der verschiedenen Überlieferungen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, gibt er einen Abdruck der aus Ebersberg stammenden Münchener lateinischen Handschrift und danach die deutsche Übersetzung der Dreikönigslegende aus dem 14. Jahrhundert, nach der Sprache von einem Bayern verfaßt. Für hierographische Forschung ist diese Arbeit ein wichtiger Beitrag. Gebhardt in Erlangen bespricht das von ihm auf der Universitätsbibliothek auf einem Pergamenteinband entdeckte Bruchstück aus der abenteuerlichen Reisebeschreibung des englischen Arztes John Mandeville. Er gibt Beschreibung und Abdruck des selben, zugleich als kleine Vorarbeit für eine Zurückführung der verschiedenen deutschen Übersetzungen auf ihre Vorlage. Es enthält ohne Zweifel die Fassung Otto von Diemeringens, dessen Verdeutschung er nach genauer Feststellung in die Zeit zwischen 1369 und 1398 legt. Curtius in Straßburg liefert eine Liste von Berichtigungen zu Übersetzungen und Erläuterungen Bourgins in seiner Ausgabe von Guiberts 'De vita sua'. Von Travnik in Raab haben wir eine Abhandlung 'Über eine Raaber Handschrift des Hartliebschen Alexanderbuches', eine dreizehnte Handschrift zu den schon vorhandenen. Sie wurde zuerst 1912 von Travnik in einer Festschrift besprochen. Hier gibt er eine verbesserte Umarbeitung dieser. Im Dialekt ist der bayrische Grundcharakter unverkennbar, zugleich aber auch ein starker Einschlag der md. Orthographie. Merkwürdig ist die strenge Scheidung der Schreibung

von *ain* als Zahlwort und *ein* als unbestimmter Artikel oder in unbetontem Gebrauch (z. B. *ain* starker hunt der iagt vnd zertrent *ein* grosse hert schoff). Die Handschrift mag um 1470 geschrieben sein. Zum Schluß spricht Travnik den Wunsch aus nach der Durchführung einer kritischen Ausgabe dieses einst so populären, für unsere Wissenschaft auch heute in mancher Beziehung lehrreichen Prosawerkes. Es folgt dann von Achelis in Jena die Besprechung einer Handschrift der Universitätsbibliothek in Jena 'Aesopus Graecus per Laurentium Vallensem traductus Erffurdiae 1500' und des Verhältnisses dieser Handschrift zum ersten Druck der Aesopübersetzung Valles aus dem selben Jahre. Endlich haben wir von Wilhelm aus einer Leipziger Handschrift einen 'Rhythmus des Jourdain Fantosme' und einen 'Conflictus Rationis et fidei', von denen der erste bisher noch nicht ganz abgedruckt ist (nur Anfang und Schluß sind bekannt), auch ist in keiner der bisher bekannten Handschriften etwas über den Verf. angegeben, der zweite war überhaupt noch nicht bekannt. Daran schließen sich von jüngerer Hand noch vier Distichen, die im Inhalt zu dem letzteren Rhythmus stimmen. Zum Schluß folgt noch eine Notiz von Wilhelm zu den Sankt Lambrechter Gebeten, daß nämlich die Quellen dazu in dem bekannten Gebetbuch von Muri stehen.

So bringt uns das Heft eine Fülle neuen, interessanten und zu weiterer Forschung anregenden Stoffes.

2) Borinski, Karl, Die Antike in Poetik und Kunsttheorie von Ausgang des klassischen Altertums bis auf Goethe und Wilhelm von Humboldt. I. Mittelalter, Renaissance, Barock. Leipzig 1914. Dieterichsche Verlagsbuchh. XII u. 324 S. gr. 8. Geh. 8 ℳ, geb. 9 ℳ.

Das Buch bildet das 9. Heft der unter dem Titel 'Das Erbe der Alten' von Crusius, Immisch und Zielinski herausgegebenen Schriften über Wesen und Wirkung der Antike. Der vorliegende Band behandelt als 1. Teil 'Mittelalter, Renaissance und Barock'. Das Mittelalter umfaßt 98 Seiten, dann kommt die Frührenaissance auf 68 Seiten, Hochrenaissance und Barock auf 42 Seiten und als vierter Hauptabschnitt auf 38 Seiten die Poetik der Renaissance. Voraus geht auf fast 8 Seiten ein eingehendes Inhaltsverzeichnis in Aufführung der Überschriften der kleinen Abschnitte des Textes, und am Schluß folgen 78 Seiten klein gedruckte Anmerkungen.

Es gehört dies Werk recht eigentlich in den Rahmen des Programms, das die Sammlung sich gestellt hat, nämlich den nie ganz unterbrochenen geschichtlichen Zusammenhang zwischen der antiken Kultur und der unseren nachzuweisen und aufzuweisen die heute noch wirkenden Kräfte und Persönlichkeiten. Mit sehr gründlichem Wissen und umfassender Belesenheit wird das einzelne in knapper und prägnanter Darstellung behandelt und durch Zitate und Worte von Schriftstellern belegt und erwiesen. So ist ein erstaunlich reicher Stoff in dem Buche zusammengetragen, und man bekommt das Bild eines breiten und tiefen Stromes, der in Poetik und Kunsttheorie aus der Antike in die Folgezeit herüberströmt.

Doch leicht zu lesen und zu verstehen ist das Buch nicht und erfüllt somit leider nicht den Zweck, den Inhalt zu einem Gemeingut der Gebildeten zu machen. Es setzt zuviel voraus, die Darstellung, die in kurzen Absätzen mit je einer besonderen Überschrift fortschreitet, ist zu knapp, oft in der Ausdrucksweise gesucht und dunkel, zuviel mit Fremdwörtern, technischen Ausdrücken, Anspielungen u. dgl. gefüllt. Es fehlt 'die Leichtigkeit der Vermittlung des Geistigen — der Weisheit und des Wissens — das Aristotelische leichte Lernen (ῥεῖα μανθάνειν)', das S. 126 als Wert der Poesie gerühmt wird. Man lese und verstehe den folgenden Absatz (besonders in seinem zweiten Teil), den ich willkürlich herausgreife (S. 120f.): Todesgefahr der lateinischen Sprache. Zunächst das Absterben der infima Latinitas im Neulatein. Die Gefahr eines weniger edlen und vollständigeren Untergangs der römischen Sprache in einer allgemeinen Sprachverwirrung wird hierbei niemals in Betracht gezogen. Nicht bloß als 'Widerspiel Jerusalems' und des 'kretischen Labyrinths' (des Minotauros, dem die Blüte der Jugend geopfert wird) war Avignon damals den Humanisten die 'Babylonica curia', sondern auch als Hort der 'gallischen Sprachverwirrung Nimrods'. So quittieren die neuen Lateiner den 'Cahorsinischen' Kurialen die prähistorische Hypothese, ihre (die heidnische) Poesie habe mit Nimrod, d. h. als 'idolatria', angefangen. Die damalige Gefahr des 'finis Romae' in Avignon ist auch bei diesem Schicksal der lateinischen Sprache in Anschlag zu bringen. Die alte weißhaarige Matrone in der poetischen Epistel Petrarcas an Benedikt XII. — *nil plebeium, nil vile, sonantia verba in ore* — rührt alle dadurch, daß sie in ihrem abgerissenen Aufzuge — Lateinisch spricht.

Von Einzelheiten möchte ich noch folgendes erwähnen. Zu S. 35: Die 'prekäre Aufgabe', die Walther von der Vogelweide sich gestellt hat und für die ihm der hohe Ton zu stark, der mittlere zu spaehe (kunstreich), der untere gar zu schwächlich ist, bezieht sich wohl nicht auf ein politisches Lied allgemein, sondern auf das Kreuzlied 'Du süße wahre Minne, geleite schwache Sinne', womit er die Begeisterung für den Kreuzzug wider neu anfachen wollte (Simrock). — Zu S. 11: Die Worte des Horaz: *'Res gestae regumque ducumque et tristia bella quo scribi possent numero, monstravit Homerus'* sind entstellt widergegeben mit: *'Res gestas regum ducumque tristia bella quo scribi possunt numero monstravit Homerus'*.

Wäre der reiche Stoff mit steter Rücksicht auf den gebildeten Laien unter Heraushebung des Wesentlichen und Ausscheidung alles Beiwerks in einfacher und schlichter Darstellung zu einem allgemeinverständlichen Werke verarbeitet worden, so würde es ein weitgehendes Interesse finden, und wir würden alle eine tiefgehende Belehrung daraus schöpfen können.

3) Heinrich Begemann, Die Lehrer der lateinischen Schule zu Neuruppin 1477—1817. Berlin 1914. Weidmann. 8. 119 S. 2 ℳ.

Diese Arbeit des Direktors des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Neuruppin erschien gleichzeitig als Beilage zum Jahresbericht der genannten Anstalt. Die im vorhergehenden Jahr als Programmbeilage ausgegebene Abhandlung, M. Christian Roses geistliche Schauspiele S. Theo-

phania und Holofern (1647/8) habe ich im 'Sokrates' 1914 S. 415 angezeigt und besprochen. Die vorliegende neue, für eine Programmbeilage recht umfangreich, ist den Nachkommen alter Neuruppiner Ratsfamilien gewidmet, denn diese sind, wie aus den mitgeteilten Familiennachrichten ersichtlich ist, zum großen Teil auch Nachkommen der Lehrer, die darin besprochen sind (S. 118). Es reizte den Verfasser, einmal das Persönliche das erhalten ist, zusammenzubringen, und so haben wir in 225 Nummern eine mit viel Fleiß und Mühe gearbeitete Aufzählung der Rektoren und Lehrer der Anstalt, mit M. Jacobus beginnend, der 1477 dort Rektor wurde. Denn aus der Zeit vor 1477 ist kein Lehrername erhalten, und es gilt hier mutatis mutandis, was Bake in dem ersten Versuch einer Darstellung der Geschichte der Neuruppiner Schule, die er mit den Israeliten beginnt, gesagt hat, daß 'man von den Schulen vor der Sintflut wohl eben nichts Gewisses sagen kann'! (S. 38). Der letzte besprochene Lehrer ist der Mathematiker Bethke, der 1817 eintrat. Aus verschiedenen Gründen, die er in den Vorbemerkungen darlegt, schließt der Verfasser mit diesem Jahre ab.

Er gibt uns unter den einzelnen Nummern neben der Angabe der Lebensdaten das über die einzelnen Persönlichkeiten und ihre Wirksamkeit Bemerkenswerte, soweit es sich ermitteln ließ. Über viele kann er nur einige dürftige Bemerkungen geben, viele, besonders der späteren Zeit, konnte er ausführlicher behandeln, und hier liefert B. vieles — wodurch ja solche Spezialuntersuchungen besonders bedeutungsvoll werden —, was für die allgemeine Entwicklung des höheren Schulwesens und die Kulturgeschichte von Wert ist. Solches wird in dem zusammenfassenden Rückblick am Ende der Arbeit noch übersichtlich zusammengestellt, wo noch auf 22 Seiten über den Charakter und die Stellung der Schule, die übergeordneten Behörden, das Kollegium, das Einkommen der Lehrer, ihre unterrichtliche und erziehliche Tätigkeit, ihr Wirken nach außen und ihre soziale Stellung unter Bezugnahme auf die vorausgehenden biographischen Bilder berichtet wird. So liefert die Abhandlung, abgesehen davon, daß sie für die Lokal- und Familiengeschichte von Interesse ist, einen Beitrag zu der leidensreichen, aber durch eine Fülle entsagender Treue ruhmvollen Geschichte der Lehrerschaft an den höheren Schulen unseres deutschen Vaterlandes, einer Geschichte, die uns die heutigen Errungenschaften mit um so dankbarerer Freude empfinden läßt, aber uns auch mahnt, unter den erfreulicherweise günstigeren Verhältnissen hinter der Treue und Hingabe, hinter dem Idealismus unserer Vorgänger nicht zurückzubleiben (S. 5).

4) Ernst Schultze, Kulturfragen der Gegenwart. Beiträge zur geistig-sittlichen Kenntnis unserer Zeit. Stuttgart 1913. Kohlhammers Verlag. 8. 232 S. 3 *M*.

Der Verfasser ist uns schon durch eine größere Reihe von Schriften und Abhandlungen zur Kulturwissenschaft und zur Förderung der Volksbildung und Volkswohlfahrt bekannt. Die Titel von 20 der selben sind dem vorliegenden Buche vorgedruckt, und es wird in ihm mehrfach auf jene Bezug genommen, andere Aufsätze sind in Fußnoten angeführt.



Die Titel der Aufsätze in unserem Buche sind: 1. Trugbilder der Kultur, 2. Kulturprobleme der Gegenwart, 3. Die Sensationslust unserer Zeit, 4. Schundliteratur früher und jetzt, 5. Die Veredelung des Kinematographen, 6. Die Zerstörung der Kindheit, 7. Kultur und Talent, 8. Geistesbildung und Wirtschaftserfolg, 9. Die ethische Bedeutung von Universitätsbildungen, — jeder durch ein oder einige schöne Mottos eingeleitet. Eine reiche Menge kultureller Fragen geistig-sittlicher Art wird hier gründlich und vielseitig und — zumal die Arbeiten größtenteils aus dem lebendigen Wort in Vorträgen und Vorlesungen entstanden sind — in lebendiger und ansprechender Form gegeben. Für weite Kreise kann das Buch anregend und segensreich wirken und vielen die Augen darüber öffnen, wie wir, die wir es in Errungenschaften der Technik und Beherrschung der Natur 'so herrlich weit gebracht', Gefahr laufen, auf geistigsittlichem Gebiete kostbare Güter, die unsere Vorfahren treulich gehütet und gefördert hatten, zu verlieren. Mit Recht sagt K. Brunner in der 'Hochwacht', einer Monatsschrift zur Pflege der geistigen und sittlichen Volksgesundheit, besonders zur Bekämpfung des Schundes und Schmutzes in Wort und Bild, daß eine allgemeine Verschlechterung des sittlichen Denkens und Fühlens, eine Verrohung des Geschmacks, eine zunehmende Materialisierung des ganzen Volksempfindens, eine Steigerung skrupelloser Profitsucht, kurz eine Entwertung aller idealen Güter unseres Volkstums in erschreckendem Umfang Platz gegriffen hat. Das zeigt im einzelnen auch das Buch von Schultze und enthält die dringliche Mahnung, das Kapital an geistigem und sittlichem Idealismus, das unsere Väter uns hinterlassen haben, zu hüten und es als eine nationale und soziale Pflicht zu erkennen, im Kampf gegen den Materialismus alles Gute und Schöne zu hegen und zu pflegen und kraftvoll einzutreten für eine segensreiche Kulturgestaltung unsrer Zukunft. Dafür sollen besonders auch die Lehrer bei der Erziehung der Jugend mit aller Energie wirken, um sie tüchtig zu machen zum Kampf gegen die Feinde der geistigen und sittlichen Volksgesundheit. Heilsam wirkt in dieser Hinsicht der schwere, unheilvolle Krieg, in den wir gestellt sind; sorgen wir, daß ihm ein bleibender Segen erwachse.

Ich habe mit großem Interesse und zu reichem Gewinn das Buch durchgelesen, das in der vielseitigen Bildung und Belesenheit des Verfassers, seinem klaren und besonnenen Urteil, dem Eingehen auf die psychologischen Erscheinungen, die durch die Mechanisierung unserer Arbeit und unseres Lebens hervorgerufen worden sind, und der Mannigfaltigkeit der Kulturprobleme, die er hier behandelt, die mannigfachste Belehrung bietet und lebhaft anzuregen vermag zum Nachdenken über die Kulturaufgaben der Gegenwart. Erweist sich auch manches in seinen Vorschlägen und Erwartungen als schwierig und wird einiges Widerspruch erfahren, stets ist der Wille und das Streben zum Besten anzuerkennen. Näher auf den Inhalt einzugehen, verbietet mir der Raum; ich beschränke mich deshalb auf zwei charakteristische Stellen.

S. 55: Im ganzen genommen fordert unser Kulturleben doch wohl mehr als das früherer Zeiten dazu heraus, eine Stärkung derjenigen Elemente aus tiefster Seele wünschen zu lassen, die im Grunde genommen

weit wichtiger für jede menschliche Kultur sind als die rein äußerlichen Güter, die uns Wirtschaftsleben und Technik bringen können: jene Kräfte des Geistes- und Gemütslebens, die von den großen sittlichen Führern der Menschheit, von allen hervorragenden Religionsstiftern und von den Helden unsres Geisteslebens mit feurigen Buchstaben an den Himmel der Menschheit geschrieben worden sind.

S. 229: Dies ist ja eine der schönsten Früchte der Wissenschaft, daß, wer sich ihr im rechten Geiste hingibt, eine Höherentwicklung seines ganzen Wesens erfährt, so daß ihm ungesucht geistige und ethische Güter in den Schoß fallen.

So bietet also dieses Buch ein treffliches Rüstzeug zum Kampf gegen die Verkümmerung unseres Innenlebens und die sittlich zerstörenden Mächte und andrerseits für die Wahrung und Förderung der edelsten Güter unsres Volkstums, an denen unsere Zukunft hängt.

Kassel. Fr. Heußner.

---

1) Veröffentlichungen der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg. 5. Heft. Zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Vereinigung im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von E. Grünwald. Berlin 1913. Weidmannsche Buchhandlung. 99 S. 8°. 1,40 ℳ.

Die vier früher erschienenen Hefte der Vereinigung haben eine außerordentlich günstige Aufnahme gefunden, das vorliegende 5. — das Jubiläumsheft — wird allen Freunden und Gönnern des humanistischen Gymnasiums eine Quelle des Genusses und der Freude sein. Gewinnt man doch schon aus dem vom Vorsitzenden, Gymnasialdirektor Dr. Lueck, vorangeschickten Rückblick über die Tätigkeit und die Geschichte der Vereinigung die Erkenntnis, einen wie starken Rückhalt in allen Kreisen des deutschen Volkes das humanistische Gymnasium hat und wie diejenigen mächtige Widerstände zu überwinden haben, die ihm nach dem Leben trachten. Und diese frohe Gewißheit empfängt man auch aus den Auslassungen einer Reihe von Mitgliedern des Vereins über den Wert der altklassischen Bildung und über die Daseinsberechtigung des humanistischen Gymnasiums in der Gegenwart. Diese freudigen humanistischen Bekenner sind nicht etwa Schulmänner, sondern gehören, mit einer Ausnahme, samt und sonders andern Berufen an, das erhöht das Gewicht ihres Bekenntnisses. Da finden wir z. B. einen Patentanwalt und einen Landrat, einen Diplomingenieur und einen Generalarzt, einen Staatssekretär und einen Astronomen, und sogar eine Frau legt Zeugnis ab für die klassische Bildung. Über das humanistische Gymnasium in den diesjährigen[1]) Verhandlungen des Preußischen Abgeordnetenhauses berichtet in seiner geschickten Art, wie auch im 4. Hefte schon, Grünwald, und auch hier ist das Ergebnis, daß in unserm Parlament eine aus Mitgliedern aller Fraktionen bestehende gymnasialfreundliche Mehrheit vorhanden ist

---

[1]) Von 1913; der Druck dieser Besprechung wie der folgenden ist durch den Krieg verzögert worden. Die Niederschrift erfolgt lange vor Ausbruch des Krieges.

Die übrigen Aufsätze des Heftes sind Widerholungen von Veröffentlichungen an anderer Stelle, im 'Tag' oder in der 'Vossischen Zeitung'; den trefflichen Artikel über 'die Bedeutung des humanistischen Gymnasiums für den künftigen Juristen' von Isleib kennen die Leser dieser Zeitschrift schon (Jahrgang LXVI S. 644 ff.), aber man liest dergleichen gern noch einmal, und wem der eine oder andere Aufsatz entgangen sein sollte, dem wird die Lektüre aller Artikel, besonders aber die feine, humorvolle Art Friedensburgs (Meine Wallfahrt) eine Ermutigung und Herzstärkung sein. Ja, wir brauchen nicht zu verzweifeln an einer Sache, die eine lange Reihe von hervorragenden Männern, auch des praktischen Lebens an ihrer Seite sieht. Aber freilich, wir dürfen auch die Hände nicht in den Schoß legen als die beati possidentes. Grünwalds Warnung: '*videamus, ne nos, dico aperte, magistri desimus*' besteht schon zu Recht. Aber, daß das nicht geschieht, dafür sorgen schon die Gegner, und so wird denn die Vereinigung die Fechterstellung, die sie einnimmt, auch weiter beibehalten müssen. Möge der Vereinigung ein zweites ebenso erfolgreiches Dezennium beschieden sein! Die Leser dieser Zeitschrift, die in der Hauptsache an dem selben Strange ziehen, zum großen Teil auch wohl selbst Mitglieder der Vereinigung sind, würden sich herzlich des Erfolges mitfreuen.

2) Ernst Lüttge, Didaktische Sprachkunst als ästhetische Selbstdarstellung der Lehrerpersönlichkeit. Auch ein Beitrag zur Unterrichtsreform. Leipzig 1914. Ernst Wunderlich. 175 S. 8. geh. 2,40 ℳ.

Der überaus rührige und fruchtbare pädagogische Schriftsteller der schon so manchen wertvollen Beitrag zum deutschen Unterrichte geliefert hat, lenkt hier, durchdrungen von der Überzeugung, daß die mündliche Sprachpflege unter allen Umständen eine Hauptaufgabe des Schulunterrichts bleiben müsse, die Aufmerksamkeit der Lehrer auf eine Seite der Lehrkunst, die bisher in der Lehrerbildung nach seiner Ansicht nicht die gebührende Würdigung und Pflege gefunden hat. Sprachliche Selbsterziehung heißt die 'Reformarbeit', die er verlangt und fördern möchte, didaktische Sprachkunst das Ziel, zu dem er Wege sucht. Er findet einen auffälligen Widerspruch darin, daß man wohl den erziehlichen Wert einer gediegenen Lehrerpersönlichkeit betont, aber meistens wenig Verständnis bekundet für die ästhetische Selbstdarstellung durch die Sprache, die doch für Wesen und Wirkung der Persönlichkeit so bedeutungsvoll ist. Will also der Lehrer durch seine Persönlichkeit bewußt auf seine Schüler wirken, so muß sein Sprechen eine didaktische Kunstübung sein. Wie das im einzelnen zu erreichen ist, wird etwas breit und umständlich ausgeführt, aber die Forderung selbst ist keineswegs als neu zu betrachten. Man vergleiche zum Beispiel die mannigfaltigen Einzelaufgaben, die die didaktische Sprachkunst nach ihrer lautlichen Seite begreift (S. 45). Indes ob neu oder alt, gleichviel, daß die vom Verfasser betonte Forderung meist oder oft nicht befolgt wird, wird man wohl zugeben müssen, und darum verdienen die Ausführungen durchaus Beachtung. Das Buch ist in erster Linie für Volksschullehrer geschrieben, aber auch der Lehrer an höheren Schulen wird manches daraus lernen können.

3) W. J. Ruttmann, Die Hauptergebnisse der modernen Psychologie mit besonderer Berücksichtigung der Individualforschung. Leipzig 1914. Ernst Wunderlich. XIV und 392 S. 8. geb. 4,40 ℳ.

Der Verfasser versucht, eine kurze Darstellung der Forschungsergebnisse der Psychologie zu geben mit besonderer Berücksichtigung der Erforschung des Individuums. Er geht von den Grundtatsachen der allgemeinen Psychologie, wie sie sich aus ihren Hauptsystemen ergeben, aus, bietet sie aber nur in aller Kürze, weil er eine elementare Bekanntschaft mit den Arbeitsmitteln der Psychologie, wie sie heute Lehrern, Theologen, Juristen und Medizinern in ihrer Vorbildung geboten werden, voraussetzt. Um so eingehender beachtet er die Erforschung des sich entwickelnden Seelenlebens, um mit den vorliegenden Ergebnissen eine Grundlage für die eigentliche Individualforschung in psychologischem Sinne zu gewinnen. Aus dem gleichen Grunde hat der Verfasser die anerkannten Ergebnisse der psychiatrischen Forschung, soweit sie zur Umschreibung der wichtigsten Individualtypen pathologischer Art erforderlich sind, im Anschluß an Kraepelin berücksichtigt. Dem Individualproblem selbst wird ein eigenes, ausführliches Kapitel gewidmet und dabei eine genaue Darstellung der bisher angewandten Methoden gegeben, im engsten Anschluß an die Originale, um dem Leser die oft schwer zu erreichende Literatur zu ersetzen. Daher die vielen Zitate und Tabellen, die zunächst störend wirken und deren Wert erst bei genauerem Studium einleuchtet. Die umfangreichen Literaturnachweise, besonders für die Gebiete der Kinderforschung im engeren Sinne, der Intelligenzforschung und der Psychologie der Geschlechter, zeigen, mit welchem Eifer heute auf diesem Gebiet gearbeitet wird, aber auch, mit welchem Fleiß der Verfasser in die schwierigen Probleme eingedrungen ist. Die Ergebnisse, zu denen er kommt, hält er selbst nicht für normierend, die Psychologie hat nicht die Eigenschaft, ewige Wahrheiten zu verkünden, ihr Wert für alle Fragen des praktischen Lebens beruht nicht auf einer normierenden, sondern regulierenden Beeinflussung. Aber darum muß der Praktiker die zeitgemäßen Forschungsergebnisse auf psychologischem Gebiet kennen. Dazu will das Buch als Führer dienen, zugleich auch Anregung zum Nachdenken über psychologische Fragen der Praxis bieten.

4) Th. Ziegler, Allgemeine Pädagogik. Sechs Vorträge. Vierte Auflage. 33. Bändchen der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen: 'Aus Natur und Geisteswelt'. Leipzig und Berlin 1914. B. G. Teubner. IV u. 159 S. 8. geb. 1,25 ℳ.

Es ist ein erfreulicher Beweis von der Beachtung und Beliebtheit, deren sich das Büchlein erfreut, daß es bereits in vierter Auflage vorliegt. Trotz der vielen Veränderungen, die es seit dem ersten Erscheinen erfahren hat, verleugnet es auch jetzt seinen Ursprung nicht. Es ist aus Vorträgen vor einem größeren Publikum hervorgegangen. Daher der lässige Ton der Darstellung, daher manche — nicht störende — Widerholung, daher aber auch der Erdgeruch der Urwüchsigkeit und Ursprünglichkeit, wie erklärlich bei einem Verfechter der Wahrheit.

‚Wo es sich um so ernste Fragen wie die Bildung unseres Volkes handelt, darf man mit seiner Meinung nicht vorsichtig oder rücksichtsvoll zurückhalten.' Ein Geheimnis aus seinen pädagogischen Anschauungen hat der Verfasser nie gemacht, macht er auch hier nicht, und so wird er vielfach Anstoß und Ärgernis erregen, wie es ihm ja auch bisher nicht an Widerspruch, Invektiven und Bannsprüchen gefehlt hat. Zu den alten Gegnern, besonders den Herbartianern, haben sich neue gesellt, z. B. eine Gruppe Theologen, die dem Verfasser grollen, weil er ein Freund der Simultanschule ist und vom Religionslehrer ein gründliches Studium der Religionsphilosophie und Religionsgeschichte verlangt. Und so wird der Verf. noch vielfach Anfechtung wegen seines Standpunktes in mancher wichtigen Frage erfahren. Es wird kaum möglich sein, sich stets und überall die Ansichten Zieglers zu eigen zu machen. Seine Verwerfung der Vorschulen z. B. wird nicht allseitig Billigung finden. Indes ob nun immer mit Zustimmung oder nicht, jedenfalls wird man alles, was der Verf. in dem inhaltreichen Buch bietet, mit großem Interesse lesen, insbesondere die Abschnitte über Landerziehungsheim, Mädchenschulwesen, Selbstverwaltung und Selbstregierung der Schüler, staatsbürgerliche Erziehung, Überbürdung, Arbeitsschule, Einheitsschule, Bewegungsfreiheit, Handfertigkeitsschule usw. Man sieht, auch die neuesten Fragen finden ihre Beantwortung und Beurteilung, das Buch bietet überall einen sicheren Führer in all den schwierigen pädagogischen Fragen. Einer Empfehlung bedarf es kaum noch.

5) Wilhelm Börner, Charakterbildung der Kinder. München 1914. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. IX u. 314 S. 8. geb. 4,50 ℳ.

Wie überreich die pädagogische Literatur unserer Tage ist, erhellt aus der einen Tatsache, daß im Jahre 1912 allein in deutscher Sprache nicht weniger als 5316 Bücher pädagogischen Inhalts erschienen sind. Allerdings gehört der größte Teil dieser Literatur dem Gebiete der Didaktik, Schulreform, Schultechnik und Schulpolitik, in letzter Zeit auch der Psychologie und Psychopathologie des Kindes an. Über die Erziehung des Charakters gibt es verhältnismäßig wenig spezielle Arbeiten. Dadurch rechtfertigt sich die vorliegende Schrift. Eine vollständige, systematische Darstellung der Charakterbildung beabsichtigt der Verf. zwar auch nicht, er behandelt vielmehr nur eine Reihe von Problemen, die ihm besonders wichtig erscheinen, auch diese nicht einmal erschöpfend, aber so, daß kein irgendwie bedeutenderes Problem ganz übersehen wird.

Die Behandlung erfolgt nicht in doktrinärem, schulmeisterlichem Ton, sie ist warm und lebendig und überall bestrebt, weitere Kreise anzuregen, aufzuklären, zu beraten. In erster Linie schreibt der Verf. für praktische Erzieher, also Eltern, Lehrer und Erzieher im engeren Sinne. Aber das Werk beansprucht eine höhere, weitergehende Bedeutung, insofern es eine Synthese durchführt zwischen den bewährten Prinzipien der alten Pädagogik und den überaus wertvollen und unbedingt notwendigen, einem tiefen Kulturbedürfnis entspringenden Grundsätzen der neuen Pädagogik. Ob freilich dieser Anspruch berechtigt ist, erscheint

mir doch zweifelhaft trotz der gewaltigen Literatur, die der Verfasser verarbeitet hat. Aber das kann dem Verf. ohne Zweifel zugestanden werden, daß er über die in Frage kommenden Probleme im einzelnen klar und anregend zu handeln versteht. Man braucht nicht mit allem einverstanden zu sein, z. B. nicht mit dem, was der Verf. S. 238 f. über die Überbürdung in der Mittelschule sagt. Daß ein Kind in der Regel vier Stunden braucht, um sich auf die fünf Stunden des folgenden Tages vorzubereiten, entspricht jedenfalls nicht normalen Verhältnissen. Hier kann nicht 'kühle Berechnung', sondern nur sorgfältige Beobachtung und Erfahrung zum richtigen Ergebnis führen. Wenn der Verf. (S. 121) von einem Verbot der Schülerverbindungen in Deutschland spricht, so befindet er sich im Irrtum. Es liegt wohl eine Verwechslung vor. Verboten sind nur geheime Schülerverbindungen zu Zwecken, die das Licht des Tages scheuen. Verbindungen, wie sie der Verf. wünscht, zur Pflege des Sportes, der Kunst usw., sind nicht verboten, sondern erfahren seit langem eifrigste Förderung und Unterstützung seitens der Schule. Daß die Religion als Mittel oder Grundlage zur Bildung des Charakters ganz ausgeschaltet wird, wird manchen stutzig machen, indes, das ist eine prinzipielle Frage. Im übrigen berührt vieles in dem Buche äußerst sympathisch, z. B. die Forderung einer Arbeitsschule und Charakterschule statt der Buch- und Drillschule, die Ansetzung der beginnenden Charakterbildung schon im Säuglingsalter, die Ausführungen über die staatsbürgerliche Erziehung usw.

Das Literaturverzeichnis, so reichhaltig es ist, kann natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen; man vermißt fast in jedem Abschnitt sogar wichtigere Werke. Ich sehe darin um so weniger einen Nachteil, als ich mir das Buch in erster Linie in der Hand der Eltern wünsche. Denen sei es zunächst warm empfohlen! Aber auch der Lehrer wird es mit Nutzen lesen.

6) Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Herausgegeben vom Vereinsvorstande. Redigiert vom Schriftführer Dr. S. Frankfurter. Heft 14. Wien und Leipzig 1913. Hofbuchdruckerei Carl Fromme. 136 S. 8. 1,20 ℳ.

Die in zwanglosen Heften erscheinenden Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums sind allen Anhängern desselben seit Jahren stets eine neue Quelle des Genusses und der Erhebung. Man muß es der Wiener Ortsgruppe nachrühmen, daß sie besonders rührig ist. Davon zeugt der dem 14. Heft vorangeschickte Tätigkeitsbericht des Vereinsvorstandes sowie der Bericht über zwei außerordentliche und eine ordentliche Vereinsversammlung. Auf der letzteren hielt Prof. E. Meyer seinen, den Lesern dieser Zeitschrift schon bekannten, hier noch einmal abgedruckten Vortrag über Thukydides und die Entstehung der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung. Den Schluß des Heftes bilden einige interessante Zeitungsausschnitte über den Wert des klassischen Sprachunterrichts, humanistisches Gymnasium und naturwissenschaftliche Leistungen, humanistische Bildung und Gegenwart, sowie einige Bemerkungen über die Berliner humanistische Vereinigung.

7) Georg Gloege, Das höhere Schulwesen Frankreichs. Berlin 1913. Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 113 S. 8. Geh. 2,40 *M*.

Auf Grund persönlicher Erfahrungen, die der Verf. auf widerholten Reisen in Frankreich, vor allem während eines achtmonatlichen Aufenthalts als deutscher Lektor an einer französischen Provinzialuniversität gesammelt und durch fortgesetztes und methodisches Beobachten an dem Lycée dieser Universitätsstadt vermehrt hat, sowie auf Grund einer umfangreichen Kenntnis der französischen Lehrpläne und amtlichen Verordnungen, die er zur Ergänzung und zur Kontrolle der gewonnenen Eindrücke ebenso wie die einschlägige französische Literatur herangezogen hat, bietet er uns hier in knapper Form und scharfen Umrissen ein klares, übersichtliches Bild des französischen Schulwesens, besonders des höheren Schulwesens, denn die Volks- und Bürgerschulen werden einleitend nur kurz gestreift, ebenso die Hochschulen. Dagegen wird die allgemeine Organisation des höheren Schulwesens ausführlich behandelt, ebenso die Methode der Erziehung, die Internatserziehung, Schulzucht, Strafen usw. In dem Kapitel über den recht verwickelten inneren Aufbau der höheren Lehranstalten wäre vielleicht eine Gegenüberstellung der deutschen Verhältnisse in tabellarischer Form am Platze gewesen. Das Verständnis der folgenden Ausführungen würde dadurch wesentlich erleichtert sein. Sehr lehrreich ist das Kapitel über die Bakkalaureatsprüfung, diesen Regulator der ganzen höheren Schule Frankreichs; man läßt eine Menge unfähiger Schüler durch alle Klassen hindurchschlüpfen, bis sie vor die große Schranke kommen, die Bakkalaureatsprüfung heißt und die — trotz der Nachsicht und Geduld der Examinatoren — knapp die Hälfte passieren kann. Ich habe kürzlich von einem ähnlichen Vorschlag für unsere deutschen höheren Schulen gelesen; sollten die französischen Verhältnisse wirklich zur Nachahmung anspornen?

Was dann im folgenden zu lesen ist über den Unterricht im allgemeinen, die Stellung der alten Sprachen und neueren Fremdsprachen, der Muttersprache usw., alles das reizt natürlich zu Vergleichen mit unsern Verhältnissen. Wenn bei uns von mancher Seite immer wider eine Verstärkung des deutschen Unterrichts verlangt wird, so ist es interessant, zu hören, daß die gewöhnliche Ansicht, wonach der französische Schüler in der Beherrschung der Muttersprache dem deutschen überlegen sei, falsch ist trotz der größeren Stundenzahl des Französischen in den französischen höheren Schulen. In dem Berichte der Faculté des Lettres der Universität Aix-Marseille vom Jahre 1912 klagt der Vorsitzende der Prüfungskommission über die französischen Aufsätze der Prüflinge: 'Ihr Stil ermangle meistens der Sicherheit und Reinheit . . . Erstaunlicherweise finde man in den Arbeiten sogar falsche Anwendungen der gewöhnlichsten Wörter . . . Auch über die immer mehr überhandnehmende grobe Unkenntnis der Orthographie und die im Zusammenhang damit stehende Unwissenheit auf grammatikalischem und etymologischem Gebiet sei zu klagen.'

Aber die Erfolge der französischen höheren Schule sind im ganzen und überall gering, nicht bloß in der Muttersprache, darüber läßt das

Buch keinen Zweifel, und mit Recht sucht der Verfasser die Ursache davon neben dem Mangel an pädagogischer Fähigkeit der Lehrer in den mangelhaften Lehrmethoden, auch darüber kann kein Zweifel obwalten. Der Unterricht in der Geschichte ist nach dem Verf. vielleicht der am besten erteilte. Wer aber die Angaben über die Methoden nachliest, nach denen der Geschichtsunterricht erteilt wird, erkennt, wie wenig er auf der Höhe steht. Wie muß es da erst mit den andern Fächern stehen, die weniger gut erteilt werden. Darüber mag sich jeder aus dem Buche selber ein Urteil bilden. Selbst die so oft als vorbildlich angepriesene 'Moral und Bürgerkunde' scheint wenig zu befriedigen, und man hört oft aussprechen, daß dieser Unterricht alle Hoffnungen getäuscht habe und in Wirklichkeit oft in einer trockenen Aufzählung der Verfassungsartikel usw. bestehe. Weiter dagegen scheinen die Franzosen zu sein in der Beachtung der Forderungen der Hygiene. Was aber von dem 'Lehrpersonal' berichtet wird, der wissenschaftlichen und pädagogischen Ausbildung der Oberlehrer, der Zusammensetzung des Lehrerkollegiums, den Gehaltsverhältnissen, der äußeren und inneren Lage des Oberlehrerstandes, wird dazu dienen, uns des Erreichten noch froher werden zu lassen, als wir es ohnehin sind oder doch sein müßten. Darum sei die Lektüre der anspruchslosen Schrift warm empfohlen. Ob der Verfasser nicht einmal, was er hier nur skizzenhaft und abrißartig gezeichnet, in größerem Umfang und größerer Tiefe behandeln möchte? Er könnte des Dankes aller Kollegen gewiß sein.

8) Max Walter, Erziehung der Schüler zur Selbstverwaltung am Reform-Realgymnasium 'Musterschule' Frankfurt a. M. Zweite Auflage. Berlin 1913. Weidmannsche Buchhandlung. 36 S. 8. Geh. 0,60 ℳ.

Die erste Auflage dieser kleinen Schrift — ursprünglich in der Monatschrift für höheres Schulwesen 1910, Heft 5 erschienen — ist in dieser Zeitschrift LXV S. 269 besprochen worden. Die eben erschienene zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten nur durch eine geringe Preiserhöhung, die wohl durch einen andern Satz im Druck bedingt ist, sonst ist sie eine wortgetreue Widerholung der ersten, und zwar in dem Maße, daß ohne Rücksicht auf die inzwischen verflossenen drei Jahre es immer noch wie 1910 heißt: 'in diesem Jahre ist ein neues Verfahren eingeführt worden' und 'seit zehn Jahren haben wir die Primaner zur Mitwirkung bei der Schulaufsicht herangebildet'. Und 1. Präfekt scheint immer noch wie 1910 Jacobi und 2. Präfekt Frey zu sein usw.

Seine Ansicht über Schülerselbstverwaltung und den Wert dieser Schrift zu ändern, hat der Referent keine Veranlassung; auch der Umstand, daß diese Neuauflage nötig wurde, kann ihn nicht bestimmen. Er verweist auf das obengenannte Juniheft dieser Zeitschrift vom Jahre 1911.

9) H. v. Holst, 'Glückliche Leute'. Ein Freundesgruß für jeden Tag des Jahres, gerichtet an die Schüler der oberen Klassen unserer höheren Schulen. Gütersloh 1914. C. Bertelsmann. XVI u. 366 S. 8. Geb. 3 ℳ.

Der Verf. hat uns vor einiger Zeit das treffliche Buch: 'Fröhliche Leute' geschenkt, ein Werk, das gebührendermaßen überall freundliche

Aufnahme gefunden hat und auch in dieser Zeitschrift (Jahrgang LXV S. 267 f.) Schülern, Eltern und Lehrern dringend empfohlen wurde. Seitdem sind drei Jahre verflossen. Aus den ehemaligen Sekundanern, denen die 'Fröhlichen Leute' gewidmet waren, sind Primaner geworden. Ihnen widmet der Verf. jetzt wider um sein Buch. Er will sie, will die ganze Jugend zu 'glücklichen Menschen' machen. Wer wollte nicht glücklich werden? Solange die Welt steht, ist dies das Ziel von Millionen. Aber was ist das wahre Glück? Ein jeder versteht etwas anderes darunter, ein jeder jagt einem andern Ziel nach. Die meisten suchen es außer sich, statt in sich. Und wo führt der Weg zum Glück? Den suchenden, irrenden, um das Glück ringenden, im Kampfe um das Glück schwankenden, zweifelnden Jünglingen bietet sich der Verfasser zum Führer an, zum Geleitsmann, Beschützer, Berater, Warner, zum getreuen Eckhart, der ihnen in allen Nöten, Gefahren, Zweifeln, Verlockungen und Stürmen treulich zur Seite steht, ihnen Trost und Hoffnung spendet, Schutz und Halt gewährt und sie sicher zu dem Ziele des Lebens führt.

Das Buch wendet sich nicht an satte, selbstzufriedene, fertige junge Leute, sondern an suchende Seelen, aufschließende Herzen, geweckte Gewissen, an solche, deren Wunsch es ist, sich mehr zu verinnerlichen. Ihnen möchte der Verf. an jedem Abend des Jahres einen Gruß bieten. Das Buch will nicht auf einmal hastig durchgelesen werden, um dann für immer in dem Bücherschranke zu verschwinden. Es soll möglichst an jedem Abend ein Abschnitt durchgelesen werden, wie man am Abend aus einem Gebet- oder Gesangbuch einen Abschnitt liest oder aus der Bibel, die das Buch wahrlich nicht verdrängen oder ersetzen will. Für jeden Abend des Jahres bietet der Verf. einen Gedanken, in knapper Form, nicht völlig zu Ende entwickelt, nein nur als kleine Anregung zum Nachdenken, mehr noch zum Nachempfinden, denn hauptsächlich an den Willen und an das Gemüt wendet sich der Verf. Die Gedanken sind keineswegs neu. Wie sollten sie das? Es sind die ernsten und tiefen Gedanken, die das Menschengeschlecht von jeher bewegt haben, die mancher ausgesprochen und vertreten hat. Es kam auch gar nicht darauf an, neue Gedanken zu bringen, sondern überhaupt der Jugend Gedanken näher zu bringen, die so oft vernachlässigt werden und doch des Nachempfindens wert sind, zumal in einer Zeit, die die Gefahr der Veräußerlichung unserer Jugend in sich birgt. Darum scheut sich der Verf. auch nicht, den selben Gedanken zuweilen einige Male von verschiedenen Seiten aus zu betrachten, wenn er ihm besonders wertvoll erscheint. Das Ganze ist von echt christlichem Geiste, vom reinsten Glauben und von echtester Liebe zur Jugend durchdrungen. Hier spricht ein wahrer Freund zur Jugend, der nicht müde wird, seine jungen Freunde zu bessern, zu läutern, zu festigen, — zu glücklichen Menschen zu machen.

Elbing. Paul Tietz.



1) W. Erbt, Geschichte der Religion in der Alten Welt für reifere Schüler und Schülerinnen. Mit 3 Abbildungen und 2 Karten. Frankfurt a. M. Verlag von Moritz Diesterweg 1912. 8. 169 S. Geb. 2 ℳ.

Da das Buch für reifere Schüler und Schülerinnen bestimmt ist, will der Verf. keine 'trockene Zusammenfassung des Unterrichtsstoffes' bieten. Er verwirft die 'Lernbücher mit ihrem unmöglichen Depeschenstil', er will vielmehr ein Buch schreiben, das nicht 'nach Beendigung der Schulzeit in die Ecke fliegt', sondern auch 'die Freundschaft des Erwachsenen sich erwerben kann'. Ich denke, dies wird der Verf. auch erreicht haben: selbst für den wissenschaftlich gebildeten Mann bietet das Buch in seiner Originalität viel Neues und eine Fülle von Anregungen; der aus der Bibel bekannte Stoff wird in den großen Zusammenhang der allgemeinen Religionsgeschichte gestellt, mit Proben aus der morgenländischen und abendländischen Religion verglichen und aus den zeitgenössischen religiösen Begriffen und Vorstellungen erklärt oder gegen sie abgehoben. So ist die Methode eine durchaus wissenschaftliche, und der Inhalt muß bei der gewandten und ansprechenden Darstellung jeden Gebildeten interessieren; die Lektüre ist aber nicht immer leicht und erfordert die gespannte Aufmerksamkeit und Mitarbeit des Lesers. Damit drängt sich uns aber die Frage auf, ob wir es hier noch mit einem Lehrbuch im eigentlichen Sinne zu tun haben. Ich glaube kaum; das Buch bietet eine anregende Lektüre für solche Schüler, die ein tieferes Interesse an religionswissenschaftlichen Fragen gewonnen haben und die im Unterricht erhaltenen Anregungen weiter verfolgen wollen. Sie werden reichen Gewinn aus dem Gelesenen ziehen; aber als Repetitionsbuch ist es in der Form zu hoch und dem Inhalt nach bietet es zuviel.

Das Werk 'blickt vom Alten und Neuen Testament aus auf die Religionen des Morgen- und Abendlandes', es will eine 'Geschichte der Religion in der Alten Welt' sein. Im ersten Teil wird das Alte Testament behandelt; die aus früheren Klassen bekannten historischen Tatsachen werden in erfreulicher Kürze erledigt, dafür werden die religionsgeschichtlichen Folgerungen eingehend gewürdigt und vor allem die babylonischen und ägyptischen Parallelen in ergiebigem Maße herangezogen. So wird durch Zitierung einzelner Partien aus der Gesetzgebung Hammurabis, durch ein babylonisches Verzeichnis von Beichtfragen, durch ein ägyptisches Sündenbekenntnis der relativ hohe Wert dieser Religionen erwiesen; doch wird durch den Vergleich des biblischen Schöpfungsberichtes mit dem babylonischen Weltschöpfungsepos, des alttestamentlichen Sintflutmythus mit dem entsprechenden babylonischen schlagend gezeigt, wie unendlich viel höher in bezug auf die religiösen und sittlichen Anschauungen die biblischen Berichte stehen. Es ist dies um so dankbarer zu begrüßen, als besonders die Forschungen von Delitzsch eine gewaltige Überschätzung der babylonischen Kultur in weiten Kreisen der Gebildeten zur Folge hatten. Schon Gelehrte wie Gunkel haben diese Übertreibungen auf das richtige Maß zurückgeführt, doch ist es wichtig, wenn auch Schulbücher in nüchterner Weise diese Dinge behandeln.

Der zweite Teil ist dem Neuen Testament gewidmet: Jesus und Paulus werden eingehend besprochen, das nachchristliche Zeitalter (bis ca. 80 n. Chr.) wird kürzer dargestellt. Wertvoll ist der einleitende Abschnitt über 'Glauben und Leben im Römerreich'. Der im Vorwort ausgesprochenen Forderung entsprechend: 'das paulinische Wort von der Fülle der Zeit muß im Unterricht lebendig werden' untersucht der Verf. die Bedingungen, unter denen das Christentum in die Welt trat, die Umwelt, von der es nahm und der es gab. Besonders liegt ihm daran, den Nachweis zu führen, wie das Römertum auch positiv dem Christentum vorgearbeitet hat. Die Fabel vom finstern Heidentum ist seit den verdienstvollen Arbeiten von Deißmann, Wendtland u. a. wissenschaftlich längst abgetan, aber in populären und erbaulichen Schriften spukt sie immer noch. Man glaubt, dem Christentum seine hohe Stellung dadurch sichern zu müssen, daß man sein Licht auf möglichst schwarzem Hintergrunde erstrahlen läßt, während es doch als hellstes Licht unter andern Lichtern seine überragende Leuchtkraft viel stärker zeigt. Nachdem uns E. die Entwicklung der griechischen und römischen Philosophie vorgeführt hat, betont er am Schluß seiner Ausführungen mit Recht, wie in der Oberschicht der Römerwelt zu Jesu Zeiten die Sehnsucht nach Monotheismus und nach einer ethischen Religion dem Christentum in diesen Kreisen den Weg geebnet hat; daß aber auch die Unterschicht von religiösen Stimmungen und Hoffnungen, vom Gefühl der Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit erfüllt ist, wird meines Erachtens nicht genug hervorgehoben: ohne diese religiöse Prädisposition hätte Paulus seine großen Erfolge gerade bei den einfacheren Leuten nicht erzielen können. Wenn der Verf. dem Mysterienkultus und der heidnischen Mystik eine eingehende Darstellung widmet, so entspricht das durchaus ihrer Bedeutung. Denn daß hier weitgehende Parallelen zum christlichen Kultus vorliegen. (Pasbandar und auferstehende Gott im Adonis- und Attiskultus; Blut- und Wassertaufe, Vereinigung mit der Gottheit durch Essen und Trinken, enger Zusammenschluß zur Gemeinde), läßt sich nicht leugnen. Dabei ist über die Frage der Abhängigkeit nichts entschieden; wie denn auch der Schluß voreilig ist, daß die christlichen Attribute 'Heiland', 'Gottes Sohn', 'Herr' usw. dem hellenistischen Kultus bzw. dem Kaiserkultus entlehnt seien. Eine Duplizität involviert noch keine Abhängigkeit; beide Gruppen ('Christentum und römisches Heidentum') belegten eben ihre höchste Autorität, Christus und den Kaiser, mit den höchsten Attributen. In erfreulicher Objektivität konstatiert E. nur die Tatsachen; die Schlüsse überläßt er dem Leser.

So darf der Verf. im Vorwort sagen, daß das Buch die Ergebnisse der biblischen Wissenschaft allgemein verständlich zu machen sucht, und wir dürfen ihm dankbar sein, daß er die neueren Forschungen meist in vorsichtiger Weise benutzt. Haben doch gerade sie uns erst ein Verständnis für die bedeutsame Entwicklung der israelitischen Religion bis zur Höhe des Prophetentums eröffnet und uns vor allem von den kraftvollen Heldengestalten der Propheten selbst ein individuelles, lebendiges Bild gegeben. Wenn aber E. nur die 'gesicherten' Resultate der Wissenschaft mitgeteilt zu haben meint, so können wir ihm darin nicht

immer beipflichten. Im Alten Testament ist seine Kritik zum Teil etwas radikal und gibt unsichere Hypothesen nicht als solche kund, während der Verf. im Neuen Testament die Autorschaft der Apostelgeschichte durch Lukas festhält und auch die Möglichkeit der Authentizität des Johannesevangeliums offen läßt; doch auf Einzelheiten einzugehen, ist nicht möglich.

Dem wissenschaftlichen Charakter des Buches entsprechend hat E. zahlreiche, sorgsam ausgewählte Quellen zur Religionsgeschichte in guter deutscher Übersetzung in die Darstellung hineingewoben, und gerade diese Quellen machen das Werk wider zu einem Schulbuch geeignet. Nach des Verf. Willen sollen sie in gemeinsamer Arbeit ausgeschöpft und verwertet werden. Interessante Proben aus der babylonischen und ägyptischen Literatur, aber auch Stellen aus Herodot, Theognis, Xenophon, Kleanthes, Lukrez, Cicero, Seneca, Epiktet, Vergil, Sibyllinische Orakel, Didache usw. zeigen, daß der Verf. die zeitgenösssiche Literatur in ausgezeichneter Weise beherrscht, und machen das Buch zu einer wertvollen Grundlage religionsgeschichtlicher Betrachtungen in der Schule. Im Gegensatz zu dem fast allzu reichlichen Fluß der babylonischen Quellen ist es mir widerholt aufgefallen, daß die biblischen Quellen nur spärlich fließen; sie treten teilweise völlig in den Hintergrund. Natürlich setzt der Verf. eine moderne Übersetzung in den Händen der Schüler voraus, aber auch dann hätten noch mehr Hinweise auf alttestamentliche Stellen erfolgen können; am ausführlichsten sind noch die Psalmen behandelt, doch von den Propheten vermisse ich manche wichtige Stelle; die Geschichte der messianischen Hoffnung, deren Entwicklung doch manches Interessante bietet, wird nur eben gestreift; weshalb ist das Deboralied und die Fabel des Jothaces nicht erwähnt? — Im Neuen Testament sind die einzelnen Schriften zum Teil sehr geschickt in die Darstellung hineingearbeitet.

Bei diesen mehr grundsätzlichen Ausführungen muß es sein Bewenden haben; auf Einzelheiten einzugehen (eigene Wünsche anzubringen, die Vorzüge der Darstellung im einzelnen zu würdigen), muß ich mir auch hier versagen; es finden sich im Buche viele wertvolle Abschnitte: ich weise nur hin auf die lebenswahre Schilderung der Propheten und ihrer Mission, auf die warme Charakteristik Jesu Christi, auf den original und feinsinnig durchgeführten Abschnitt: 'Jesus und der Glaube seiner Zeitgenossen'.

So ist das sachkundige Werk besonders auch gebildeten Laien warm zu empfehlen.

2) G. Rothstein, Kirchengeschichte für reifere Schüler und Schülerinnen. Mit einer Einleitung zur Glaubens- und Sittenlehre. Frankfurt a. M. Verlag von Moritz Diesterweg. 1912. 170 S, 8. Geb. 2 M.

Widerum ein neues Lehrbuch der Kirchengeschichte! Äußerlich ist sein Erscheinen dadurch gerechtfertigt, daß es sich in erster Linie an reifere Schülerinnen der Oberlyzeen und Studienanstalten wendet. Was erwarten wir nun überhaupt von einem Lehrbuch der Kirchengeschichte? Soll es nur oder doch hauptsächlich Quellen bieten, aus denen sich die Schüler selbständig ein Bild der Kirchengeschichte und der führenden

Personen erarbeiten? Von der Art liegen treffliche Arbeiten vor von Thrändorf und Meltzer ('Kirchengeschichtliches Lesebuch' in verschiedenen Ausgaben), von Rinn und Jüngod, von Zange. Aber die Quellensammlung wird immer eine subjektive sein, da die Auswahl naturgemäß nach der persönlichen Stellung des Herausgebers erfolgt, so daß der Leser ein objektives Geschichtsbild überhaupt nicht oder doch nur scheinbar, und eine zusammenhängende Kenntnis auf keinen Fall gewinnen kann. Auch wird man das Quellenstudium wegen Zeitmangels nur an einigen Beispielen durchführen können oder dem privaten Fleiße einzelner besonders Interessierter überlassen müssen. Damit soll der Wert der Quellenlektüre keineswegs verkannt werden, sie bedarf aber der Ergänzung durch den Vortrag des Lehrers, und dieser wider der Stütze durch ein geeignetes Lehrbuch. Wie soll dies nun beschaffen sein? Wer ein (im guten Sinne) kompendienartiges Buch wünscht, dem ist der Leitfaden der Kirchengeschichte von H. Hofmann (Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung, 1910) dringend zu empfehlen. In übersichtlicher Form werden die Tatsachen der Kirchengeschichte, die Bedeutung von Personen und Ereignissen dem Leser vorgeführt; es ist ein vorzügliches Lernbuch, das aber nicht an der Oberfläche haften bleibt und dem Lehrer Spielraum zu weiteren Ausführungen läßt. Rothsteins ausgezeichnetes Buch will das nicht sein; es vermeidet in Anordnung und Darstellung trotz der musterhaften, oft prägnanten Kürze in glücklicher Weise alles, was an ein Kompendium erinnern könnte. In fließender Sprache und anschaulicher Redeweise liefert er einen Abriß der Kirchengeschichte, soweit sie für die Gegenwart Bedeutung hat. Er will den schon früher in wesentlichen Zügen bekannt gewordenen Stoff zusammenfassen, ergänzen und nach seinem Gedankeninhalt verarbeiten. Mit Recht hebt er hervor, daß der kirchengeschichtliche Unterricht 'das Verständnis für die kirchliche Gegenwart mit ihren Aufgaben, vermitteln soll. Dieser Forderung trägt R. in der Auswahl des Stoffes entschlossen Rechnung; während z. B. die trinitarischen und christologischen Streitigkeiten der alten Kirche einen verhältnismäßig kleinen Raum einnehmen, wird die Entwicklung im 18. und 19. Jahrhundert ausführlich behandelt, und die religiöse Stellung unserer Klassiker sowie aller Männer, die im 19. Jahrhundert für das geistige Leben eine größere Bedeutung gehabt haben (von D. F. Strauß bis Nietzsche), wird eingehend gewürdigt. Weiter ist es durchaus zu billigen, wenn R. rein theologische und dogmatische Fragen, die früher oft mehr als nützlich im Vordergrunde standen, durchaus zurücktreten läßt; es liegt ihm mehr daran, die Hauptgesichtspunkte, die treibenden Kräfte, die Momente der Hemmung und des Fortschritts hervorzuheben als nebensächliche Einzelheiten; das Unwesentliche wird vom Wesentlichen, das Akzidentielle vom Substantiellen meist glücklich geschieden. Ein weiterer Vorzug des Buches liegt darin, daß der dargebotene Stoff nicht äußerlich nebeneinandergestellt wird, sondern daß der Verfasser stets auf eine innere Verknüpfung Bedacht nimmt und die Ereignisse geschickt zueinander in Beziehung setzt. Endlich darf nicht vergessen werden, daß die Arbeit sich durch ein ruhiges, nüchternes, gesundes und wissenschaftlich wohl begründetes Urteil auszeichnet, daß

der Verfasser eine klare Position zu den Hauptproblemen in unaufdringlicher Weise dem Leser vorträgt; auch verdient die Wärme des Tons und die oft glänzende Diktion noch besonders hervorgehoben zu werden.

Bei diesen großen Vorzügen des Buches empfinde ich als Lehrer an einem humanistischen Gymnasium es als einen Mangel (der aber durch den besonderen Zweck erklärt und gerechtfertigt wird), daß fremdsprachliche Zitate, kurze treffende Aussprüche der führenden Persönlichkeiten, prägnante Schlagwörter ganz fehlen (λόγος σπερματικόςς, odium generis humani; τούτῳ νίκα, credo, ut intellegam und viele andere). Auch ist es mir aufgefallen, daß die Schreibung der Eigennamen nicht gleichmäßig durchgeführt ist; es kommen vor 'Kolumba' und 'Columbai', 'Cluny' und 'Cluni', 'Zinzendorf' und 'Zinsendorf'; ist die Schreibart 'Kalvin', ,Nikolai', 'Monnica' beabsichtigt? Dagegen dürfte es bestimmt auf einem Druckfehler beruhen, daß S. 71 'Amtsdorf' steht und daß S. 59 Staupitz ein 'Ordensritter' genannt wird.

Wenn ich nun noch kurz auf den Inhalt der einzelnen Abschnitteeingehe, so möchte ich vorweg bemerken, daß der Stoff übersichtlich und klar eingeteilt ist. Im ersten Teil ('Die alte Kirche') wird wohl mit Rücksicht auf das Buch von Erbt das apostolische Zeitalter gar nicht berührt; doch hätte ich eine größere Berücksichtigung der nachapostolischen Väter, besonders der so überaus wichtigen und interessanten Didache gewünscht, auch werden meines Erachtens die Kirchenväter Tertullian, Clemens, Origenes und Cyprian reichlich kurz abgetan. Mit der jede Einzelheiten vermeidenden, mehr prinzipiellen Behandlung der Gnosis kann man sich durchaus einverstanden erklären, zumal sie in ihrer Bedeutung als akute Hellenisierung des Christentums richtig charakterisiert wird. Auch wird die Notwendigkeit straffer Kirchenbildung als Abwehrmittel gegen die gnostische Gefahr mit Recht hervorgehoben. Die Fundamente dieser Kirche wären wohl lieber umgekehrt in historischer Reihenfolge zu nennen: das erste ist das Bekenntnis, gewonnen aus den kanonischen Schriften, deren Authentizität durch das bischöfliche Amt garantiert wird; dabei verdiente die Entstehung des Apostolikums wohl eine ausführlichere Darstellung. Außerordentlich klar wird ausgeführt, wie aus der apostolischen Gemeinschaft der Heiligen eine unter Leitung der Bischöfe stehende Heilsanstalt wird, wie auf allen Gebieten an Stelle der ursprünglichen Freiheit feste und starre Formen treten. Im folgenden hätte ich den mehr praktischen Charakter des Abendlandes (vgl. Mönchtum, Lehrstreitigkeiten) im Gegensatz zu der mehr spekulativen Art des Morgenlandes schärfer betont; auch hätten bei Augustin die evangelischen (Betonung des Glaubens und der Gnade) und katholischen Momente (Kirchenbegriff) klarer unterschieden werden können.

Im zweiten Teil (Papstkirche) ist mit Rücksicht darauf, daß der Stoff aus der Profangeschichte im wesentlichen bekannt ist, die Kürze durchaus am Platze; doch hätte Innozenz III. vielleicht eine eingehendere Würdigung verdient. Auch Teil III, die Reformation, deren Grundlagen und Voraussetzungen S. 58 sehr hübsch charakterisiert sind, nimmt wohl deshalb einen verhältnismäßig so kleinen Raum ein, weil die Schüler

mit den Tatsachen von den früheren Klassen vertraut sind; immerhin habe ich die Anführung wenigstens der wichtigsten Thesen und den Hauptinhalt der großen Reformationsschriften von 1520 vermißt (vielleicht will R. hier ein Quellenbuch benutzt wissen); auch wird das Papsttum der Reformationszeit nur gestreift, und Namen wie Jonas, Spalatin, Pirkheimer, Buzer fehlen, soweit ich sehe, ganz.

Teil IV (Evangelische Kirche bis zur Gegenwart) nimmt, entsprechend der oben dargelegten Auffassung R.s, mit Recht einen wesentlich größeren Umfang ein. Besonders dankbar ist es zu begrüßen, daß unsere Klassiker in ihrer positiven Stellung zur Religion gewürdigt werden. Auch die Bedeutung Kants und Schleiermachers tritt klar hervor. Daß die neueren Bestrebungen auf religiösem Gebiet ausführlich zu Worte kommen, ist durchaus zu billigen; hübsch ist auch die kurze Skizze über die gegenwärtige religiöse Lage (S. 99), an die der Lehrer eingehende Betrachtungen mit Leichtigkeit anknüpfen kann. Überhaupt gehört dieser ganze Abschnitt in seinen fein durchdachten Parallelen (z. B. Orthodoxie und gesetzliches Judentum), der klaren Darlegung großer geschichtlicher Zusammenhänge zu den am meisten gelungenen Partien des ganzen Buches. Eine Besprechung der kirchlichen Verfassungsverhältnisse ist entschieden erwünscht, doch will es mir scheinen, als ob zum Teil reichlich viel Einzelheiten mitgeteilt sind; auch der an sich sehr willkommene Anhang B (Übersicht über die preußische Kirchenverfassung) nimmt einen seiner Bedeutung nicht ganz entsprechenden Umfang ein. Daß die Sekten recht eingehend besprochen werden (doch Quäker und Mennoniten fehlen), bedarf bei der großen Rolle, die sie für unsere Gegenwart spielen als Träger bewußten Christentums, aber auch als Gefahr für den Bestand der Landeskirche, keiner Rechtfertigung, ebenso die eingehendere Behandlung der äußeren und inneren Mission. Aufgefallen ist mir, daß das heute so wichtige Gebiet der Fürsorgeerziehung kaum gestreift wird. Ein V. Abschnitt beschäftigt sich kurz, aber die wichtigsten Momente berührend, mit der Entwicklung der katholischen Kirche bis zur Gegenwart.

Einige Anhänge ergänzen die Ausführungen: A gibt einen Überblick über die Ordnung des Haupt- und Abendmahlsgottesdienstes (natürlich nach der altpreußischen Agende), B behandelt die Kirchenverfassung und C bietet eine Zeittafel.

Von großem Werte ist die eigentlich nicht zum Thema gehörige 'Einleitung zur Glaubens- und Sittenlehre'.

Daß Weltanschauungsfragen in den oberen Klassen der höheren Schulen besprochen werden müssen, bedarf wohl heute keiner Begründung mehr. Dabei dürfen wir aber bei dem rein apologetischen Verfahren nicht stehen bleiben; wir müssen aggressiv vorgehen und unsern Gegnern das Unwissenschaftliche ihrer Auffassung nachweisen, wir müssen zeigen, daß ihre Weltanschauung im tiefsten Sinne auch nur ein Glaube ist, der aber auf einer viel unsichereren Grundlage steht als der richtig verstandene christliche Glaube. In dieser Richtung bewegen sich auch die besonnenen und klaren Ausführungen Rothsteins. Treffend definiert er die Religion als 'ein das ganze Leben begleitendes

Gefühl der Abhängigkeit von Gott, das ein bestimmtes Wollen hervorbringt und stets von einer bestimmten Form der Weltanschauung begleitet ist'. Deren wesentliche Züge faßt R. so zusammen: 1. Die Welt ist eine Welt des persönlichen Gottes; 2. das Weltgeschehen hat Zweck und Ziel; 3. der Geist steht selbständig neben dem Stoff und ist das eigentlich Wertvolle. Darauf entwickelt er die Grundgedanken der materialistischen Weltanschauung, die er in folgenden Thesen sieht: 1. Alles Sein verdankt seine Entstehung einer immanenten Entwicklung. 2. Die Entwicklung verläuft völlig ziellos, sie kennt keine Teleologie. 3. Das geistige Leben ist nichts Selbständiges und Eigenartiges, sondern führt sich zuletzt zurück auf mechanische Vorgänge am Stoff. — Indem der Verf. zugibt, daß 'mit Anerkennung der Deszendenzlehre und der Einreihung der Menschen in die lückenlose Entwicklungsreihe die religiöse Auffassung nicht zu fallen braucht, wenn nur die spezifische Würde des menschlichen Geisteslebens gewahrt bleibt', deckt er die Grenzen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis auf und weist in ruhiger, aber entschiedener Kritik die von den Anhängern des Materialismus gezogenen Konsequenzen als unwissenschaftlich nach. Vielleicht hätte hier noch besonders betont werden können, daß der folgerichtige Materialismus mit der menschlichen Freiheit die persönliche Verantwortlichkeit und damit die Möglichkeit des sittlichen Lebens völlig ausschließt. Darauf wird positiv die Gewißheit der religiösen Weltanschauung entwickelt, die nach R. nicht aus logischen Erwägungen hervorgeht, sondern 'eine unmittelbare Gewißheit ist, erwachsen in unserm persönlichen Leben'. Die Person Jesu Christi als Fundament unseres Glaubens und als höchste Offenbarung Gottes wird eingehend gewürdigt, auch die Stellung zur Schrift und zu den Wundern kurz behandelt. Der letzte Abschnitt, 'die Möglichkeit des sittlichen Lebens', bespricht die Frage nach der persönlichen Freiheit, die im Sinne eines maßvollen Indeterminismus beantwortet wird. — Dem Anhang sind die ökumenischen Symbole und die verkürzte Augustana (leider nur im deutschen Texte) hinzugefügt.

So hat uns der Verf. ein treffliches Lehrbuch der Kirchengeschichte geschenkt, das nach Form und Inhalt eigentlich über den ursprünglichen Zweck hinausgeht; es ist ein Buch geworden, das der reifere Schüler gern in die Hand nehmen wird, das aber bei seinem wissenschaftlichen Charakter und seiner gewandten Darstellung auch dem gebildeten erwachsenen Leser eine anregende und gewinnbringende Lektüre sein wird.

Ploen. H. Rieper.

Wolfg. Müller von Königswinter, Das Haus der Brentano. Eine Romanchronik, herausg. von Franz v. Brentano. Stuttgart und Berlin 1913. Deutsche Verlagsanstalt. In Pappband gebunden 4 *M*.

Als Buch erscheint hier die Erzählung wider, die der rheinische Dichter Wolfgang Müller im Jahre 1873 in der Deutschen Romanbibliothek, einer Beilage von Über Land und Meer, veröffentlicht hat. Das Werk Müllers 'stellt', wie der Herausgeber in der Vorrede sagt, 'eine Schilderung des Familienlebens in einer Frankfurter Patrizierfamilie vor hundert Jahren dar. Da dieselbe damals einen Brennpunkt des gesellschaftlichen und

geistigen Lebens in der alten Kaiserstadt bildete, in welchem die bedeutendsten Geister jener Zeit, wie Goethe, v. Savigny, Wieland u. a., zu finden waren, dürfte dieses Stück Familiengeschichte auch für weitere Kreise von Interesse und wegen seines historischen Untergrundes wertvoll sein'. Das Haus der Brentano! Der Titel ist nicht richtig. Er müßte lauten: Das Leben von Bettina und Klemens Brentano. Denn diese beiden sind die Träger, um die sich alles dreht, während die anderen alle sehr als Nebenfiguren auf- und untertauchen. Wer das Leben der beiden Geschwister kennt, wird wissen, welche Menge von Menschen mit ihnen in Berührung gekommen sind, und sie sind alle eingeführt von Goethe, Savigny, Görres, Frau Rat, der Günderode an bis zu dem Bettler in Rüdesheim und dem Peter Hofbauer in Wien. Da mußten die einzelnen zu kurz kommen. So ist es auch nicht eine Geschichte des Hauses Brentano geworden, die anderen Geschwister werden nur kurz behandelt. Es wäre aber eine interessante und wichtige Aufgabe gewesen, die Entwicklung der anderen Brentanos zu verfolgen. Vielleicht und hoffentlich geschieht es noch und bringt uns Aufschlüsse über das Entstehen und Werden des Dichtergeistes. Eine Romanchronik hat es Müller genannt. Schon dieser zwiespältige Titel zeigt, daß der Verf. seines Stoffes nicht Herr geworden ist. Das Buch ist kein Roman — es fehlt die psychologische Vertiefung —, es ist aber auch keine Chronik — die Erzählung bewegt sich zu sprunghaft und ist zu novellistisch. Es fehlt die letzte Durcharbeitung des ganzen Stoffes, Wolfgang Müller ist im Juni 1873 gestorben. Namentlich gegen Ende tritt der Roman ganz zurück vor der Chronik.

Das Buch, das mit einer Novelle begonnen, die man Bettina und die Günderode benennen könnte, endigt mit einer ziemlich eiligen und trockenen Lebensbeschreibung der Bettina, mit einer Würdigung der romantischen Schule und mit dem Rufe: 'Gruß dir, Romantik!' Es finden sich manche dürre Stellen, die an ein Lexikon, eine Literaturgeschichte oder an eine der Einleitungen erinnern, wie man sie in den Ausgaben der Dichter trifft. Daneben sind wider reizende Erzählungen, Novellen möchte ich sie nennen, von erfrischender Lebendigkeit, wie eben Bettina und die Günderode, Arnims von Brentano Rheinfahrt, Brentano in Koblenz, Bettina und Frau Rat usw. Die Darstellung selbst ist sprunghaft und erzählt uns rein äußerlich das Tun und Treiben der Brentanos und ihres Kreises. Aber dadurch gibt sie uns gerade ein gutes Bild jener Menschen, die, ohne festes Ziel und ohne festen Willen, sich bald hierhin, bald dorthin treiben ließen, ein Bild von der Unrast jener Geister, die in ihrer Arbeit und in ihrem Leben vielleicht daran scheiterten, daß kein nationales Schwergewicht ihnen Halt gab. Für den Kenner bringt das Buch nichts Neues. Es setzt aber eine gute Kenntnis der Zeiten und Personen voraus. Den Primanern ist es sehr zu empfehlen und verdient in die Schülerbüchereien aufgenommen zu werden. Nach einer guten Behandlung der Romantik in der Klasse werden sie es mit Genuß und mit Eifer lesen. Eine gekürzte Bearbeitung mit guten Erklärungen würde es für unsere Schüler noch wertvoller machen.

Halberstadt. R. Le Mang.

Ernst Samter, Die Religion der Griechen. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 457. Bändchen. 86 S. Mit einem Bilderanhang 16 S. (37 Abbildungen.) B. G. Teubner, Berlin und Leipzig 1914. Geh. 1 ℳ, in Lwd. geb. 1,25 ℳ.

Dem Zweck der bekannten Sammlung entsprechend, 'soll das Büchlein versuchen, die Religion der Griechen, wie sie sich nach den neueren Forschungen darstellt, in einer für Laien leicht verständlichen Form zu schildern', und zwar ist dem Verf. 'die Hauptsache die Darstellung der Volksreligion', die 'von den Riten auszugehn' habe. Es ist demnach vorzüglich von Kulten und Bräuchen die Rede, aus denen sich ja allerdings der Glaube der sie übenden Menschen am deutlichsten und sichersten erkennen läßt. Vom Fetischismus kommen wir zu den tiergestaltigen und Sondergöttern und dem Totenkult, danach erst zur 'homerischen Religion', die nur eine Religion der Adligen und Ritter gewesen sei, von ihr sogleich wider auf die Erdgottheiten, im Anschluß an die dann kurz die eleusinischen Mysterien behandelt werden. Von den größeren, ausgestalteten Göttern ist nur dem Dionysos ein eigenes Kapitel gewidmet, nächst ihm wird am ausführlichsten über Asklepios und Hekate gesprochen. Auf Vorzeichen und Orakel wird etwas ausführlicher eingegangen, Tempel, Priester, Opfer und Gebet sind in einem Kapitel zusammengefaßt, nur die Menschenopfer bilden einen besonderen Abschnitt. Die letzten fünf behandeln Mordsühne und Reinigungen, den häuslichen Kult, Zauberriten, Religion und Sittlichkeit, Orphik.

Die Aufgabe ist gewiß guten Händen anvertraut worden; der Verf. ist überall wohlorientiert, hütet sich auch vor gar zu ausschweifender Suche nach Analogien bei andern Völkern, wie es bei Fanatikern der auf anthropologische Studien gegründeten Methode nicht selten vorkommt. 'Neue Resultate eigener Forschung vorzutragen', hatte er nicht die Absicht, und doch ist dem Büchlein anzumerken, wo der Autor selbst am tiefsten gegraben hat: das Kapitel über den häuslichen Kult ist wohl das gelungenste. Man darf sagen: Auf beschränktem Raum wird viel gegeben, und der Laie kann sich aus vielem planvoll verbundenem einzelnen wohl ein Bild zusammensetzen.

Ob alles, was über 'Fetischismus und tiergestaltige Götter' bei den Griechen gesagt wird, richtig ist, möchte ich bezweifeln; Vorsicht und Zurückhaltung ist dem Verf. auch in der Behandlung dieser Abschnitte nicht abzusprechen, aber wir sind trotz einiger Anhaltspunkte hier ja doch wesentlich auf Vermutungen und Kombination angewiesen. Daß z. B. 'jeder Baum seine Gottheit hatte' (3), dürfte schwerlich zutreffen (vgl. Lehrs Popul. Aufs.[3] 114 ff.). Ebensowenig glaube ich, daß 'der Beiname der Hera, die kuhhäuptige, wahrscheinlich im Zusammenhang mit der einstigen Tiergestalt der Göttin steht' (9), und 'der gleichwertige Beiname der Athene γλαυκῶπις ebenso aufzufassen' ist (9). S. 23 heißt es: 'Wenn Athene bei Homer γλαυκῶπις heißt, so hat der Dichter, der diesen Ausdruck braucht, allerdings nicht mehr im entferntesten daran gedacht, daß das Beiwort etwas anderes bedeute als helläugig oder etwas Ähnliches, aber das Beiwort ist nichtsdestoweniger ein Überrest aus der Zeit, da die Göttin eulenköpfig vorgestellt wurde.' Gab

es je solch eine Zeit? γλαυκῶπις heißt 'mit funkelnden Augen', wie Π 34 das Meer funkelnd heißt, und Υ 172 der verwundete Löwe auf die Angreifer γλαυκιόων ἰθὺς φέρεται μένει. βοῶπις wird aber auch nicht 'mit Kuhgesicht' oder gar Kuhkopf bedeutet haben, sondern mit großen oder schönen Augen, wie sie die Nereide Halie Σ 40, Philomedusa Η 10 und eine Begleiterin der Helena Γ 144 halten. S. fährt fort (23): 'Und wenn Athene als Schwalbe auf dem Dachgebälk sitzend dem Freiermorde zuschaut, wenn Apollo und Athene als Geier den Kampf beobachten, so ist das hier zwar schwerlich mehr als ein dichterisches Motiv, aber der Gedanke, Götter als Tiere auftreten zu lassen, ist eben doch ein leiser Nachklang des Glaubens an tiergestaltige Götter.' Die Götter können jede Gestalt annehmen, die ihnen im Augenblick zweckmäßig scheint: will Athene dem Kampf unauffällig zuschauen, wo findet sie einen bessern Platz, als im Gebälk des Megarons, wo oft ein Schwälblein gesessen haben wird, wie scharfblickende Raubvögel oft auf den Bäumen der troischen Ebene? — Die Menschenopfer sind bei den Griechen schwerlich so häufig gewesen, wie S. es S. 49 ff. anzunehmen scheint. Aus Paus. VIII 38,5 ist z. B. nicht zu schließen, daß dem 'Zeus Lykaios in Arkadien noch in ziemlich später Zeit, vielleicht noch im zweiten Jahrhundert n. Chr., alljährlich Menschen geopfert wurden' (50), höchstens, daß manche es geglaubt haben. Auch die von Porphyrios gesammelten Beispiele sind gewiß in der Mehrzahl, wenn nicht alle, apokryph, und die Anklagen späterer christlicher Schriftsteller nicht glaubwürdiger als die Beschuldigungen, die Heiden gegen die Christen erheben (vgl. Wissowa Relig. u. Kult der Römer 109,3). In der Kaiserzeit hörten die Menschenopfer überall auf, Tiberius inhibierte sie in Gallien (Plin. nat. hist. XXX 13), Hadrian verbot sie im ganzen Reich (Porph. II 56). — Daß die Pythia durch aus dem χάσμα γῆς aufsteigende Dämpfe in Ekstase versetzt wurde, ist nach den neueren Forschungen ins Reich der Fabel zu verweisen (Oppé, Journ. of Hell. Stud. XXIV 1904 S. 214 ff.; Fehrle, Kultische Keuschheit 80 ff.; Perdrizet, Neue Jahrb. f. Phil. 1908 S. 29 f.; v. Wilamowitz, Herm. XXXVIII 579).

Aber es wäre ungehörig noch weiter an Einzelheiten und Kleinigkeiten kritteln zu wollen, wo das ganze Büchlein sicherlich der gestellten Aufgabe in durchaus wünschenswerter Weise gerecht wird. Man merkt überall, wie der Verf. aus dem Vollen schöpft, und wäre nicht äußerste Beschränkung geboten gewesen, noch viel Beachtenswertes und nicht nur dem Laien Wertvolles hätte sagen können.

Berlin. P. Stengel.

Hesiodi Carmina recensuit Aloisius Rzach. Editio tertia. Accedit certamen quod dicitur Homeri et Hesiodi. Leipzig. B. G. Teubner 1913 VI u. 273 S. 8. Preis geh. 1,80 ℳ, geb. 2,20 ℳ.

Vorliegende dritte Auflage der kleinen Hesiodausgabe Rzachs unterscheidet sich von der zweiten (1908) fast gar nicht. Text und kritischer Apparat stimmen in beiden Ausgaben fast ganz überein, wenn man nicht etwa die Tatsache als Gegenbeweis anführen wollte, daß zu Theog. 886 früher auf eine andere Version bei Chrysipp (frag. II 256 A)

hingewiesen, jetzt die ganze Stelle im kritischen Apparat abgedruckt ist. Neu hinzugekommen ist jetzt nur ein Fragment der Eöen aus den Oxyrrhynchospapyri (2. oder 3. Jahrh. hrsgeg. von Vitelli, Papiri greci e lat. [della Società italiana] = PSJ. II n. 130) und ein zweifelhaftes Fragment des selben Alters aus der selben Papyruspublikation (PSJ. II n. 131), nach der Bearbeitung von Medea Norsa, dies übrigens stark verstümmelt. Außer acht gelassen ist dagegen eine ansprechende Vermutung von L. Malten (Philol. Unters. Heft XX S. 22), wonach der in Hexametern verfaßte Katalog der Hunde des Aktäon in Apollodors Bibliothek (III 32) über Akusilaus auf die Kyrene-Eöe Hesiods zurückgehe.

Im ganzen zeigt die Neuauflage die selben Licht- und Schattenseiten wie die frühere. Anzuerkennen ist der große Fleiß des Herausgebers in der Sammlung des Materials. Doch ist an Lesarten manches Unwichtige mit angeführt, was also den Überblick über das Wesentliche der handschriftlichen Überlieferung nicht gerade fördert. Dagegen vermißt man in der Bearbeitung der hesiodischen Fragmente das Bestreben, die hier in Frage stehenden Gedichte nach Möglichkeit zu rekonstruieren.

Düsseldorf. A. Laudien.

Marci Antonini Imperatoris in semet ipsum libri XII recognovit Henr. Schenkl Lipsiae in aed. B. G. Teubneri 1913. Größere Ausgabe 4,80 ℳ, geb. 5,40 ℳ. Kleinere Ausgabe geb. 2,40 ℳ.

Die vorliegende Schenklsche Teubner-Ausgabe des Mark Aurel ist an die Stelle der Stichschen von 1882 und 1903 getreten. Als ich vor etwa sechs Jahren hörte, daß der verdiente Herausgeber des Epiktet, Prof. Schenkl-Graz, auch eine Ausgabe Mark Aurels vorbereite, hielt ich es sofort für geboten, ihm als dem Berufeneren Platz zu machen. Dieser Verzicht, der durch den Gedanken an die abnehmende eigene Arbeitskraft sowie an amtliche und anderweitige Verpflichtungen erleichtert wurde, hat mich nicht gereut, als ich schneller, als man erwarten durfte, die neue (Doppel-) Ausgabe zu Gesicht bekam.

Vor allem ist das Beiwerk (in der großen Ausgabe) reichhaltig (nahezu vollständig) und übersichtlich geordnet. In der lichtvollen Vorrede (S. III—XXXII) ist die handschriftliche Überlieferung dargelegt; freilich manche Probleme bleiben, so wird die seltsame Verkoppelung der Fragmente aus Mark Aurel mit Stücken aus der Tiergeschichte Älians, eine Erscheinung, über die schon Lessing Licht zu verbreiten bemüht war, auch von dem neuen Herausgeber nicht völlig aufgeklärt (S. XV). Für die Textgestaltung sind solche Fragen von geringerem Belang. Die Annahme, daß das Exemplar des Erzbischofs Arethas von Cäsarea (um 900) als die Quelle aller heutigen Handschriften des Mark Aurel zu gelten habe, ist eine einleuchtende, doch meines Erachtens zunächst noch nicht bewiesene Hypothese. Dagegen darf es wohl als erwiesen gelten, daß der angebliche *Palatinus,* die Handschrift, auf welcher die erste Ausgabe (zu Zürich 1559, von Xylander besorgt) beruht, besser als T (exemplum Toxitanum, d. h. Hs. des Humanisten Michael Schütz) zu bezeichnen ist. Die Hoffnung, diese Hs. im Vatikan wieder aufzufinden, ist also nichtig.

Von den früheren Herausgebern schätzt Schenkl mit Recht den Griechen Koraës am höchsten ein, aber auch gegen seine übrigen Vorgänger (der letzte war der Holländer Leopold, der 1908 die Oxford-Ausgabe veranstaltete) ist Schenkl nicht unbillig, und von seinen eigenen Grundsätzen spricht er maßvoll. Ein besonderes Verdienst hat sich der neue Herausgeber durch die sorgfältig erneuerte Sammlung der Testimonia erworben. Auch die Angabe der Belegstellen aus Suidas und der von Mark Aurel selbst anderswoher genommenen Stellen ist recht schätzenswert. Hier könnte noch manches nachgetragen werden; vgl. Bonhöffer in der Anzeige der Leopoldschen Ausgabe (Wochenschr. f. klass. Philol. 1910 Sp. 1237); auch das *ὡς ἐν ὄρει ζῆσον* 10, 15 scheint Platonisch; vgl. Theaet. 174 D. Eine Durcharbeitung der ganzen Schrift mit Rücksicht auf die Quellen wäre ein dankenswertes und lohnendes Unternehmen für leistungsfähige Forscher. Ein Anfang ist gemacht . . . Die Spuren Epiktets in Mark Aurel hat G. Breithaupt in seiner D. D. (de M. Aurelii Antonini commentariis quaestiones selectae, Göttingen 1913) aufzudecken versucht. Diese von Schenkl noch nicht benützte D. D. bringt auch gute sprachliche und textkritische Bemerkungen; so wird 10, 8 *ἐπάνιε* verteidigt, wofür Schenkl (mit Leopold nach Nauck) *ἐπάνιθι* gibt; ob auch *οὐ τὸ προαπέστη* (1, 16) zu halten ist, scheint mir fraglich, und fehlgegangen ist Br. wohl in der Erklärung von *περὶ ὧν πράττοι* (1, 15), was selbstverständlich nicht als Umschreibung für *ἃ πράττοι*, sondern als Attraktion *πιστεύειν περὶ τούτων ἃ πράττοι* zu fassen ist. Schenkl ist in der Textgestaltung vorsichtig. Die schwierigen Stellen wie 1, 17 a. E. sind in ihrer Verfassung geblieben, wie nicht anders zu erwarten war. Hier könnte nur die Auffindung neuer Handschriften Licht schaffen[1]). Die verderbt erscheinenden Stellen sind noch vermehrt um 1, 15 *τὸ εὔχαρι . . . ἐν τ . . . ίζεσθαι* statt des freilich schwer erklärbaren *εὐχαριεντίζεσθαι*. Von den Scholien sind nur Proben gegeben; S. 161 folgt noch eine Übersicht der Kapiteleinteilung in den verschiedenen Hss., S. 165—195 ein supplementum adnotationis; S. 195—198 ein index nominum et locorum; S. 198—267 ein index verborum (also 69 Seiten gegenüber 50 Seiten in der Ausgabe von 1903). Zu billigen ist, daß nicht wie in der Epiktet-Ausgabe nach Seiten und Zeilen, sondern nach Büchern, Kapiteln und (neu eingeführten) Abschnitten zitiert ist, so daß das Wörterverzeichnis auch zu andern Ausgaben benutzt werden kann. Die kleinere Ausgabe, welche mehr für den Gebrauch in Schulen bestimmt ist, hat kein Vorwort, keinen Nachtrag von kritischen Anmerkungen, auch kein Verzeichnis der Wörter. Was von philologischer Seite an dem Werk Mark Aurels getan werden konnte, scheint in der vorliegenden Ausgabe geleistet zu sein. Möge nun auch der Scharfsinn der Philosophen der kaiserlichen Bekenntnisschrift aufs neue zugewendet werden!

Zweibrücken. H. Stich.

[1]) Einiges Neue zu den Fragmenten-Hss. haben wir (nach brieflicher Mitteilung) von einem jüngeren Philologen, Herrn W. Weyland, einem Schüler von Ed. Schwartz-Freiburg, zu erwarten.

H. Mutschmann, Tendenz, Aufbau und Quellen der Schrift vom Erhabenen. Berlin 1913. Weidmann. 114 S. 2,60 ℳ.

Wer der Verfasser der Schrift vom Erhabenen gewesen ist, wissen wir leider nicht und werden wir wohl niemals erfahren. Die Entstehungszeit des Werkes aber dürfen wir als gesichert annehmen. Es wird um das Jahr 40 n. Chr. geschrieben sein. Auch von der Persönlichkeit des Verfassers gewinnen wir eine immer deutlichere Vorstellung.

Die kleine Schrift hat, seitdem sie der Vergessenheit entrissen wurde, vielfach bedeutsamen Einfluß auf die ästhetischen Anschauungen, am meisten wohl in Frankreich, ausgeübt, und es würde sich lohnen, den Spuren dieses Einflusses im einzelnen nachzugehen. Wilamowitz hat einen der wichtigsten Abschnitte, den er 'Regel und Genie' überschreibt, in das griechische Lesebuch aufgenommen und dadurch wesentlich dazu beigetragen, daß das Interesse für die Schrift sich belebte.

Auch die wissenschaftliche Forschung hat sich dem Buche neuerdings in steigendem Maße zugewandt. Mutschmann hat durch die vorliegende Arbeit manche Frage endgültig beantwortet, und es ist zu beklagen, daß Vahlen, dessen Name mit der seit 1887 dreimal von ihm herausgegebenen Schrift auf das engste verknüpft ist, das Erscheinen dieses Buches nicht mehr erlebt hat.

Bekannt war, daß der Verfasser der Schrift ein Schüler des Rhetors Theodoros von Gadara gewesen ist (s. die Ausg. von Vahlen 1910 S. 7, 6), dessen Zuhörer der Kaiser Tiberius war. Ebensowenig war unbeachtet geblieben, daß des Verfassers Vorgänger in der Behandlung der Theorie vom 'Erhabenen', Caecilius, unter dem Einfluß des Rhetors Apollodor stand, der des Augustus Lehrer gewesen ist. Zwischen den Schülern jener beiden Rhetoren bestand ein schroffer Gegensatz, und Mutschmann weist nach, daß auch der Kampf, den unser Autor gegen Caecilius führt, auf dem Gegensatz zwischen den beiden Schulen beruht. Scharf sind seine Angriffe. Aber wir haben keinen Grund zu der Annahme, daß Ehrgeiz und persönliche Gereiztheit ihm die Feder führte. Es handelt sich um einen sachlichen Gegensatz. Die Apollodoreer waren doktrinär, sie stellten strenge Stilregeln auf und sahen in ihrer unentwegten Befolgung die wahre Kunst; gleichmäßige Korrektheit war ihr Ideal. Demgegenüber gestatteten die Theodoreer jedwede Ausnahme, wenn, wie sie sich ausdrückten, der *καιρὸς* sie forderte, ja sie ließen sich sogar an und für sich nicht gerechtfertigte Abweichungen von dem rechten Wege gern gefallen, wenn dadurch ein höherer Zweck erreicht oder gefördert wurde. Auf welchem Boden eine Würdigung des Erhabenen besser erreicht werden konnte, ist leicht zu erkennen, und wenn Caecilius den Lysias über Plato stellte, so entspricht das den Tendenzen seiner Schule, ja, es ist vielleicht schon Apollodors Ansicht gewesen. Unser Autor hat die edle Begeisterung für das Erhabene von seinem Lehrer übernommen und in erhebender, man könnte sagen 'erhabener' Weise in seiner Schrift zum Ausdruck gebracht. Wie weit er die Theorien seines Meisters selbständig ausgebildet hat, und ob die mehrfach hervortretende Anknüpfung an die stoische Philosophie von ihm stammt, wird unent-

schieden bleiben. Von dem Vorwurf kleinlicher Mäkelsucht, den manche ihm machen zu müssen glaubten, muß er freigesprochen werden.

Alles dies hat Mutschmann trefflich ausgeführt, und auch darin werden wir ihm beistimmen, daß man den Verfasser nicht als einen Plagiator bezeichnen darf. Das Altertum war ja weitherzig in der Benutzung fremden Materials. Aber wenn unser Autor wirklich, wie manche behaupten, dem Caecilius, den er doch scharf kritisiert, ganze Abschnitte, ja das Meiste und Beste in seinen Beweisstücken verdankte und dies Verhältnis mit Absicht verschleierte, dann würde er wenig Takt- und Anstandsgefühl besessen haben. Und wie würde er seinem jungen Freunde erschienen sein, dem er seine Schrift gewidmet hat! Hatte er doch mit ihm des Caecilius Abhandlung über das Erhabene vor kurzem gelesen! Vor Jahren habe ich den Versuch gemacht, den Inhalt dieser Abhandlung des Caecilius, der das Verdienst gebührt, die uns erhaltene Schrift veranlaßt zu haben, so weit als möglich festzustellen (de libello *περὶ ὕψους* Bonn 1877 S. 5—22). Aber inzwischen ist man in der Zuweisung von Fragmenten an Caecilius noch viel weiter, ja zu weit gegangen, wie man am besten aus der Ofenlochschen Sammlung entnehmen kann (Caecilius Calactinus ed. Ofenloch, Teubner 1907). Daß auch ich nicht alle Zuweisungen an Caecilius, die ich damals machte, aufrecht erhalten kann, gebe ich gern zu. Die Ergänzung seines Namens zu dem überlieferten *φησί* (S. 3, 15) hatte schon Rothstein (Hermes XXIII S. 12) als unhaltbar erwiesen. Für die *σχήματα*, über die Caecilius ein eigenes Buch geschrieben hatte, erkennt Mutschmann an, daß manche Übereinstimmung zwischen ihm und unserm Autor unverkennbar ist; doch warnt er mit Recht davor, in jedem solchen Fall eine Entlehnung durch letzteren anzunehmen. Die Zahl der rhetorischen Handbücher war groß, und manches Gemeinschaftliche ging sicher auf ältere Quellen zurück.

Zugeben muß ich Mutschmann auf Grund seiner feinen Bemerkungen auf S. 109—112, daß das berühmte Zitat aus der Genesis (19, 4) nicht aus Caecilius zu stammen braucht, auch wenn wir die Angabe bei Suidas, Caecilius sei Jude gewesen, nicht in Zweifel ziehen. Freilich, daß der Verfasser *π. ὕ.* nun seinerseits ein Jude gewesen sei (Mommsen, Röm. Gesch. V, 494), wird durch jenes Zitat auch nicht wahrscheinlich gemacht.

Über den vielbesprochenen Vergleich zwischen einem 'verfehlten Koloß' und dem Doryphoros des Polyklet sagt Mutschmann (S. 108): 'Hier liegt die Sache so, daß Caecilius bekämpft, nicht ausgeschrieben wird. — Der Ausspruch paßt so trefflich zu der *ἀκρίβεια* des Caecilius, daß man auch diesen banausischen Zug in seiner Charakteristik ungern vermissen möchte.' Mutschmann meint den Ausspruch *ὁ κολοσσὸς ὁ ἡμαρτημένος οὐ κρείττων ἢ ὁ Πολυκλείτου δορυφόρος*. Aber dieser Ausspruch wird an sich von unserm Autor nicht bekämpft, im Gegenteil, er wird durch die folgenden Worte[1]) als unbestreitbar hingestellt.

---

[1]) Die ganze Stelle lautet (70, 8): *πρὸς μέντοι τὸν γράφοντα, ὡς ὁ κολοσσὸς ὁ ἡμαρτημένος οὐ κρείττων ἢ ὁ Πολυκλείτου δορυφόρος, παράκειται*

Nur die Anwendbarkeit jenes auch nach der Ansicht des Autors berechtigten Werturteiles auf die Schriftstellerkritik wird zurückgewiesen und der Unterschied zwischen der bildenden und der redenden Kunst, wie der Autor ihn auffaßt, hervorgehoben. 'Der banausische Zug', wenn es einer ist, würde beiden Gegnern gemeinsam sein.

Der Hauptpunkt, um den es sich handelt, die Zurückweisung des Analogieschlusses, ist zwar erkennbar, aber nur angedeutet, und diese Kürze, die wir sonst bei unserm Autor nicht finden, macht es mir mehr als wahrscheinlich, daß hier unter dem *γράφων* ein bestimmter Gegner bekämpft wird. Und das war doch wohl Caecilius, dessen Buch dem nächstbeteiligten Leser vorlag.

Ich darf wohl bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß ich Wilamowitz nicht zustimmen kann, wenn er (Strena Helbigiana S. 334 ff.) unter Vergleichung einiger Strabostellen unter dem verfehlten Koloß das Zeusbild des Phidias in Olympia versteht. Allerdings wird Phidias bei Strabo (VIII, 6, 10) getadelt: *δοκεῖ ἀστοχῆσαι τῆς συμμετρίας τὸν τεχνίτην καθήμενον ποιήσαντα, ἁπτόμενον δὲ σχεδόν τι τῇ κορυφῇ τῆς ὀροφῆς ὥστ' ἔμφασιν ποιεῖν, ἐὰν ὀρθὸς γένηται ἀναστάς, ἀποστεγάσειν τὸν νεών:* es macht den Eindruck, als wenn der Gott nicht aufstehen könnte, ohne das Dach zu durchstoßen. Der Tadel bezieht sich also auf das Verhältnis des Bildes zu seiner Umgebung, nicht auf dieses selbst. Der Koloß aber, von dem an unsrer Stelle gesprochen wird, ist selbst verfehlt. Nur dies kann *ἡμαρτημένος* bedeuten Die folgenden Worte bestätigen es. Denn nur von dem Kunstwerk selbst und nicht von seiner Aufstellung ist die Rede (*τὸ ἀκριβέστατον* und *τὸ ὅμοιον ἀνθρώπῳ*).

Mir will es auch nicht einleuchten, daß jemals der Zeus des Phidias an und für sich als ein verfehltes Werk bezeichnet werden konnte. Mag zeitweilig in der hellenistischen Epoche die stille Größe der früheren Kunst nicht gewürdigt worden sein, schwerlich ging doch die Verkennung jemals so weit, und in der Kaiserzeit war die Bewunderung jenes Werkes groß und allgemein. Man denke an Dios begeisterte Schilderung in seiner zwölften Rede. Selbst jener Tadel des Strabo, der Künstler habe sein Bildwerk der Umgebung nicht richtig angepaßt, will mir nicht berechtigt erscheinen. Sollen wir etwa annehmen, Phidias sei gegen seine bessere Einsicht von seinen Auftraggebern genötigt worden, das Bild in einer im Verhältnis zu der Höhe des Tempels übermäßigen Größe auszuführen, etwa um das Athenastandbild im Parthenon an Größe zu übertreffen? Zunächst ist es noch gar nicht bewiesen, daß das Zeusbild später als die Athena geschaffen wurde. Sodann können wir auch hier eine wenn nicht künstlerisch, so doch religiös berechtigte Absicht des Künstlers erkennen. Die überragende Größe der Figur, die sich dem Tempel nur mit Mühe anbequemte, war bedeutsam für den überwältigenden Eindruck des Ganzen. Der griechische Tempel war das irdische Wohnhaus des Gottes. Hier aber deutete der Künstler an, daß in Tempeln,

---

πρὸς πολλοῖς εἰπεῖν, ὅτι ἐπὶ μὲν τέχνης θαυμάζεται τὸ ἀκριβέστατον, ἐπὶ δέ τῶν φυσικῶν ἔργων τὸ μέγεθος — φύσει δὲ λογικὸν ὁ ἄνθρωπος — κἀπὶ μὲν ἀνδριάντων ζητεῖται τὸ ὅμοιον ἀνθρώπῳ, ἐπὶ δὲ τοῦ λόγου τὸ ὑπεραῖρον τὰ ἀνθρώπινα.

von Menschenhänden gebaut, nicht Raum genug sei für die Größe der Gottheit: Wenn der Gott sich erhebt, zersprengt er das Gehäuse.

Ich kehre zu unsrer Stelle und dem wirklich 'verfehlten' Koloß zurück. Welcher war dies? Bei der großen Zahl der kolossalen Statuen, die in der hellenistischen Zeit vorhanden waren, müssen wir uns bescheiden, eine Antwort nicht geben zu können. Er wird unbenannt bleiben, wie der Autor des Buches. Auch halte ich es nicht für unmöglich, daß Kaibel recht hat, wenn er (Hermes XXXIV, 131) annimmt, daß überhaupt kein bestimmter Koloß gemeint sei. Er übersetzt nämlich die betreffenden Worte 'ein Koloß, der Fehler hat'. Zu einer sicheren Entscheidung über diese Frage zu kommen, ist unmöglich, weil uns ja die Vorlage fehlt, an die der Autor anknüpft. Sie war gewiß ausführlicher, mag nun Caecilius der *γράφων* gewesen sein oder ein anderer.

Ein verfehlter Koloß darf nicht mit einem zwar nicht fehlerlosen, aber erhabenen Schriftwerk in eine Reihe gestellt werden, darf diesem nicht den selben Tadel zuziehen, den er selbst verdient. Denn — so verstehe ich die von dem Autor gegebene Begründung — das gesprochene Wort wächst unmittelbar aus der Menschenseele hervor (*φύσει λογικὸν ὁ ἄνθρωπος*) und wirkt unmittelbar auf die Seele des Hörers ein, während das Bildwerk der Vermittlung durch die technisch bearbeitete Materie bedarf. Soweit können wir dem Autor folgen. Wenn er dann aber den Werken der bildenden Kunst die Möglichkeit abspricht, über die menschliche Sphäre emporzuheben (*τὸ ὑπεραῖρον τἀνθρώπινα*), so beweist er damit, daß für die Kunst, die auf das Auge wirkt, ein tieferes Verständnis ihm abgeht: eine Wahrnehmung, die Mommsens Vermutung stützen könnte, er sei *φύσει* kein Grieche gewesen.

Vortrefflich sind Mutschmanns Ausführungen über die Disposition der Schrift (S. 15 ff., 45 f.), über die Digressionen (S. 27 ff.), über die Ergänzung der verlorenen Abschnitte, soweit diese möglich ist, endlich über die Behandlung des *πάθος*, die der Autor (S. 8, 4) ankündigt, aber in der uns vorliegenden Schrift nicht ausgeführt hat (S. 17 ff.).

Berlin. Ludwig Martens.

Morr, Josef, Die Entstehung der Einleitungen zu Sallusts bellum Catilinae und bellum Jugurthinum. Sonderabdruck aus dem Jahresberichte des k. k. Staatsgymnasiums mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau. Troppau 1914. Gr. 8. 13 S.

Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung, der die einschlägige Literatur sorgfältig studiert hat (eine Übersicht steht S. 3), verteidigt den Sallust gegen die verschiedenen, seinen Proömien gemachten Vorwürfe sowohl der Gedankenarmut wie auch, sie seien ganz ohne Zusammenhang mit dem behandelten Gegenstande und an sich nicht aus einem Guß, oder erklärt diese Erscheinungen aus dem Inhalt und Zusammenhang der von Sallust benutzten Vorlage. Er kommt zu dem Resultat, daß er bei der Abfassung der beiden Proömien eine Schrift des Posidonius benutzt hat, in der dieser, ausgehend von der bevorzugten Stellung des Menschen gegenüber den anderen Geschöpfen, unter Hinweis auf die

Hinfälligkeit alles Materiellen, alles Irdischen sowie auf die Flüchtigkeit der Zeit dazu aufmunerte, durch Ausnutzung der uns beschiedenen Geisteskräfte uns dadurch hervorzutun, daß wir unserem Namen möglichst lange Dauer sichern. Gestützt wurde diese Aufmunterung zu geistiger Beschäftigung durch den Hinweis auf die überragende Bedeutung, die die geistige Macht ihren Trägern jederzeit verliehen hat, auf die Kulturschätze, die die Menschheit der Erfindungsgabe ihrer fähigsten Köpfe danke. Daran schloß sich wohl die Besprechung der einzelnen geistigen Schaffensgebiete, als Philosophie, Geschichtsstudium, Politik usw., die dem vor der Berufswahl Stehenden diese erleichtern sollte. Aus dieser Schrift hat nun Sallust für beide bella jedesmal andere Abschnitte ausgewählt, doch so, daß sich die beiden Proömien manchmal inhaltlich und oft auch wörtlich decken. Dies erklärt sich leicht aus der nahen Verwandtschaft der Ideenkreise beider Proömien; es ist andererseits ganz deutlich, wie Stimmung und Absicht des Sallust in beiden Fällen recht verschieden ist. Er hat jedesmal im lebendigen Anschluß an das, was in ihm an Stimmung wirksam war, seine Vorlage frei bearbeitet. Aber den Vorwurf der Gedankenarmut verdient dieser Mann nicht!

Es ist eine fleißige Arbeit, die Beachtung verdient. Und bei Gelegenheit der Lektüre der beiden bella kann der Lehrer auch den Schülern cum grano salis etwas daraus mitteilen, ihnen so manches Auffallende erklären und sie einen Einblick in die Werkstatt des Schriftstellers tun lassen.

Den Titel des erstgenannten Werkes entnimmt man am besten Kap. 4, 3: De Catilinae coniuratione. Unter der angeführten Literatur fehlt die Leipziger Dissertation von Wagner, De Sall. prooemiorum fontibus, 1911. Uns hierzulande ist fremd geworden das gute, alte Wort 'Gänze' für Ganzheit, das der Verfasser Seite 8 braucht.

Kassel. Fr. Heußner.

M. Annaei Lucani Belli Civilis Libri Decem tertium edidit Carolus Hosius. Leipzig, Teubner 1913. 395 S. 4,40 ℳ.

Lukans 'Bellum Civile' ist uns in einer großen Menge von Handschriften überliefert. Auch Scholien dazu, ältere und jüngere, sind in Masse vorhanden. Diese reiche Überlieferung zeigt, daß das Gedicht im Altertum und Mittelalter eine sehr beliebte Lektüre war. Bei näherer Prüfung dieser Überlieferung gewahren wir, daß in ihr eine umfangreiche Interpolation Platz gegriffen hat. Offenbar haben die mannigfaltigen Schwierigkeiten, die der Text dem Verständnis bot, den Anlaß dazu gegeben, den zahlreichen und eifrigen Lesern des Epos die Lektüre durch interpolierte Lesarten zu erleichtern. Eine sorgfältige Interpretation solcher Stellen, an denen uns mehrere Lesarten überliefert sind, ist für uns heute das einzige Mittel, festzustellen, die von den uns vorliegenden Handschriften den reinsten Text aufweisen, d. h. einen Text, der dem des Dichters am nächsten kommt.

Mit Recht hat Hosius in seinen Ausgaben dem von ihm dankenswerterweise jetzt neu verglichenen Montepessulanus (M) den ersten Preis zuerkannt. In der Tat bietet keine von den uns bekannten Handschriften

einen von Interpolation so wenig berührten Text wie M. Ja, man kann sagen: an all den Stellen, wo andere Handschriften eine von M abweichende Lesart enthalten, muß man mit der Arbeit der Interpolatoren rechnen. Ich habe das in meiner Dissertation 'Interpretationes Lucaneae' (Göttingen 1905) an einer größeren Zahl von Beispielen dargetan.

Gleichwohl hat Hosius an nicht wenigen Stellen von M abweichende Lesarten aus andern Handschriften, namentlich aus den beiden Vossiani (V und U), in den Text aufgenommen, zumeist, fürcht ich, mit Unrecht. Hierhin gehören z. B. III 379, VI 200, VII 463 (vgl. dazu noch Ovid Trist. I 3, 101), die Umstellung der Verse VII 488ff., VIII 51, IX 945, Stellen, die ich in der oben erwähnten Schrift behandelt habe. Gerade V und U bieten einen stark interpolierten Text und könnten meines Erachtens mit G K und anderen Handschriften zusammen im kritischen Apparat durch ein gemeinsames Zeichen als interpolierte Handschriften bezeichnet werden. Dadurch würde der kritische Apparat, in dem Hosius jetzt mehr oder weniger ausführlich über nicht weniger als 19 Handschriften berichtet, bedeutend vereinfacht werden.

Der Lukantext muß durchaus auf M und die ihm nahe stehenden Handschriften, wie Z und P, gegründet werden. Man wird dies einst um so sicherer erkennen, wenn erst einmal ein gediegener, den heutigen Ansprüchen genügender Kommentar zu Lukan vorliegen wird. Denn wenngleich in den bisher erschienenen Kommentaren bereits viel Material zusammengetragen ist, so bleibt doch für die Erklärung unseres Dichters noch viel zu tun. Sorgfältige, auf tiefem Verständnis für den eigenartigen, rhetorisch manierierten Stil Lukans beruhende Interpretation kann allein ein richtiges Urteil über den Wert der Handschriften begründen.

Weit weniger umfangreich als die Interpolation ist die Korruptel in der Lukanüberlieferung. Von den neueren Herausgebern und Forschern ist viel zu viel am Lukan herumkonjiziert worden. Hosius ist zwar mit der Aufnahme von Konjekturen in den Text sehr vorsichtig gewesen, um so mehr bietet er davon im kritischen Apparat. In sehr vielen Fällen könnten sie gewiß ausgeschaltet und so der kritische Apparat weiter vereinfacht werden. Auch hier kann nur die strenge Interpretation der einzelnen Stellen entscheiden.

Ich füge hier kurz einige Stellen an, wo nach meiner Ansicht die Überlieferung durchaus richtig, also jede Konjektur überflüssig ist: VI 18, VIII 861, IX 508, X 88, Stellen, die ich in der genannten Abhandlung besprochen habe; ferner I 492 (*praecipitem* proleptisch), II 557 (*fervidus* proleptisch), 690 (*praemonitos* proleptisch), III 25 (*non securos* proleptisch), I 603 (Hypallage des Adjektivs: *ancilia* sunt *laeta*), III 274 (*terminus* est *medius;* vgl. auch III 499), II 249 (Redefigur, für *cladibus scelestorum ducum et populi furentis immixtum;* vgl. II 246, Verg. A. V 36), II 568 (*multis* ist rhetorische Übertreibung), I 678 (vgl. Hor. C. II 20, 2, Verg. A. VII 65), VII 506 (wo ich fälschlich *robora* vorschlug, vgl. III 547, Liv. 31, 21).

Endlich sei noch bemerkt, daß Hosius seiner dritten Lukanausgabe einen Index II grammaticus und einen Index III metricus angeschlossen hat. Sonst ist diese dritte Auflage im ganzen ein Abdruck der zweiten.

Kassel. Robert Samse.

---

1) M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur. II. Teil: Die römische Literatur in der Zeit der Monarchie bis auf Hadrian. 2. Hälfte: Vom Tode des Augustus bis zur Regierung Hadrians. Dritte ganz umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit alphabetischem Register. XIII und 601 S. Lex.-8. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von Iwan von Müller, VIII. Band, II, 2.) München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck), 1913. Geh. 10 *M*, geb. 12 *M*.

Im Rahmen des Iwan Müllerschen Handbuches erscheint die bekannte und bewährte römische Literaturgeschichte von Martin Schanz nunmehr zum dritten Male. 'Ganz umgearbeitet und stark vermehrt' nennt das Titelblatt diese Auflage; was zuerst im Jahre 1890 auf 240 Seiten dargestellt war, nimmt jetzt 577 Seiten ein, so daß auch dieser Teil des Werkes nochmals geteilt werden mußte.

Unter solcher Aufschwellung, die hauptsächlich durch die überfließende Fülle der Literaturangaben erreicht wird, hat die Komposition indes nicht gelitten. Übersichtlich gliedert der Verfasser nach wie vor seinen Stoff in zwei Hauptteile, deren erster die Dichtung, der zweite die Prosa von der in Tacitus gipfelnden poetisierenden Geschichtschreibung und Rhetorik bis zu der schmucklosen Fachwissenschaft umfaßt. Im einzelnen ist die Anordnung dann biographisch: Die Literaturprodukte werden nach der Zeitfolge ihrer Verfasser besprochen. Bei dieser Gruppierung kommt das eigentlich Literarhistorische, die geschichtliche Entwicklung, leicht zu kurz. Darum bringt der Schluß jedes Hauptteils einen zusammenfassenden 'Rückblick', der die Geschichte der einzelnen Dichtungs- und Prosagattungen verfolgt. Freilich mehr eine äußerliche Aneinanderreihung von Namen und Tatsachen als eine genetische Darstellung des lebendigen Stromes kontinuierlichen Geschehens. Außerdem führt dies Verfahren vielfach zu unnützen Widerholungen. Schon in der ersten Darstellung wird grundsätzlich der ganze Stoff zweimal durchgenommen, indem auf die Darlegungen des Verfassers in kleinerem Druck wörtlich ausgeschriebene Belegstellen folgen. Ausführliche Inhaltsangaben geben gleichfalls der Darstellung das Gepräge breiter Umständlichkeit; und wenn auch im Stil gegen früher manches gebessert ist, so stören doch noch unnötige Fremdwörter, unübersichtliche Perioden und andere stilistische Unarten (falsche Flexion des Prädikatsadjektivs, unmotivierter Tempuswechsel, Mißbrauch des Wortes 'derselbe').

Auch sachlich ist nicht alles befriedigend. Zu dem Cicerokommentar des Asconius hätte bemerkt werden sollen, daß er in der Form nach einem griechischen Muster, dem neugefundenen Demostheneskommentar des Didymos, gearbeitet ist. Und mit Unrecht wendet sich der Verfasser gegen die Ansicht Theodor Birts, daß Senecas Tragödien eine pädagogische Tendenz haben und an Nero gerichtet sind. Birt ist in seiner feinsinnigen und eindringenden Analyse unabhängig zu einem Ergebnis gekommen, das die Andeutungen meiner früheren Skizze bestätigt: 'Allerdings scheint mir der Moralphilosoph, der Ratgeber Neros, der Prinzenerzieher auch als Dichter eine erzieherische Wirkung bezweckt zu haben . . . Seine Dramen sind ein Fürstenspiegel, ein Anti-Macchiavell.'

So würde ein genauerer Kenner wohl noch manches im einzelnen anders wünschen. Aber daß der Verfasser an keiner Kontroverse vorbeigeht, zu jedem Problem Stellung nimmt, daß hier die ganze Überlieferung und Forschung mit ihren Methoden und Ergebnissen gewissenhaft registriert wird, darauf beruht hauptsächlich der Wert des Werkes. Es ist nicht der Ausfluß einer starken Persönlichkeit von Geist und Eigenart, aber der respektable Ertrag einer langen, treuen und hingebungsvollen Gelehrtenarbeit. Als Repertorium des Gesamtwissens, als zuverlässiges Nachschlagewerk wird es immer dankbare Benutzer finden, mag auch der literarhistorisch geschulte Leser nicht ganz auf seine Rechnung kommen.

2) Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters in deutschen Versen von Paul von Winterfeld. Herausg. u. eingel. von Hermann Reich. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München 1913. XX und 542 S. 8. In Pappbd. geb. 8,50 ℳ, in Halbpergbd. 11 ℳ.

Das vorliegende Buch erzählt in seiner Einleitung von dem frühverstorbenen Professor der mittellateinischen Philologie an der Berliner Universität, Paul von Winterfeld (1872—1905). Ein Abkömmling jenes altpreußischen Adelsgeschlechts, dem unter so vielen Offizieren und Beamten auch Friedrichs des Großen Lieblingsfeldherr entstammte; der Sohn eines Gutsadministrators in Westpreußen, dessen Vater bereits den Familienbesitz verloren hatte, besuchte Winterfeld nach des Vaters Tode das Kösliner Gymnasium und tat sich hier namentlich in den alten Sprachen und in der Mathematik hervor. Als Berliner Student der klassischen Philologie lernte er dann in Vahlens Seminar den strengen Ernst philologischer Methode. Aber von den fernen Zeiten und Völkern des Altertums zog es den Deutschen zur Heimat, zum Mittelalter. Als Mitarbeiter an den Monumenta Germaniae historica begründete er nun, unter mannigfachen Entbehrungen und Entsagungen, eine wissenschaftliche Existenz, die erst ein Jahr vor seinem Tode durch seine Ernennung zum Professor gefestigt wurde. In selbstgewählter Zurückgezogenheit, Armut und Keuschheit hauste er, nach dem Tode der Mutter allein, in einer öden und kahlen Mietswohnung, ohne Behaglichkeit und ohne Bedienung, nur umgeben von seinen Büchern und Papieren. Wie ein Mönch und wie ein Ritter zugleich. Denn mit der höchsten Feinheit und Zartheit verband er, ein Adelsmensch in jedem Sinne des Wortes, eine trotzige Empfindlichkeit und einen echt junkerlichen Stolz, der nur vor den Großen in Kunst und Wissenschaft sich demütig beugte. Dabei war er nichts weniger als ein einseitig beschränkter Fachgelehrter. Von den altdeutschen Dichtern, die er liebte und die ihm lebten, fand er den Weg zur modernen deutschen Lyrik, die ihm auch jene Dichter der Frühzeit verstehen half. Und in dem Erstlingswerk einer jungen, damals 22jährigen, ostpreußischen Dichterin sah er eine gleichgestimmte Seele; diese Gedichte von Agnes Miegel schienen ihm zu dem Höchsten zu gehören, was in deutscher Lyrik und Ballade je geschaffen worden ist. Durch sie ward er selbst zum Dichter, wie er ihr dankbar bekannte:

'Was mir zu schaffen mag beschieden sein,
Es kommt von dir, ist dein Geschenk, ist dein.'

Ihr, die er nie leibhaftig geschaut, gestand er seine Liebe, bot er Herz und Hand; aber sie wies den Unbekannten zurück. Allmählich vernarbte die Wunde; in immer erfolgreicherer Berufsarbeit fand er Trost und neue Hoffnung. Jetzt trat ein hochgesinnter Geschlechtsverwandter ihm näher zu familienhaftem Verkehr; jetzt gewann er in einem nahen Kollegen einen verstehenden, teilnehmenden Freund. Ein neuer Lebensmut schien in ihm zu erwachen — da brach er zusammen. In maßlos angestrengter Arbeit hatte er seine Gesundheit verbraucht und den von Haus aus starken und wohlgebauten, nur etwas plumpen Körper zerstört. Todkrank siedelte er, dank der Hilfe gütiger Menschen, nach der freundlichen Stätte über, die manchem Lungenkranken Heilung gebracht hat. Es war zu spät; wenige Wochen später erlag er einem Herzschlag. Einsam, wie er lebte, war er gestorben; aber zu seinem Begräbnis versammelten sich die ersten Männer der Universität Berlin. Und der 'reinen, glühenden Seele', ihm, der 'so unbehilflich und schwerfällig durch dieses Leben stolperte, überall anstoßend', und der doch 'so fest und freudig und mit genialer Sicherheit alle die verschlungensten Pfade wandelte, die ihn hineintrugen in das heilige Herz deutscher Vergangenheit'; ihm, seinem westpreußischen Landsmann, hielt Gustav Roethe eine wundervolle, inhaltsreiche, die menschliche und wissenschaftliche Bedeutung des Toten warm und herzlich würdigende Grabrede.

Vorzeitig war sein Leben abgebrochen, wie wenn ein Thronfolger jählings aus der Bahn gerissen wird, noch ehe es ihm vergönnt ist, sein Wollen in Taten umzusetzen. Wohl lag bereits reiche Saat und reiche Ernte hinter ihm; die Werke der Nonne von Gandersheim, der seine erste und seine letzte Arbeit galt, hatte er mustergültig herausgegeben. Aber das war für ihn nur die Vorstufe einer größeren Aufgabe. Diese Dichtungen wollte er aus ihrem lateinischen Grabe ziehen, zu neuem Leben erwecken, zu unmittelbarer Wirkung auf die Gegenwart. In seiner letzten großen Abhandlung wies er auf sein nahe bevorstehendes mittellateinisches Dichterbuch hin. Daß jetzt dies Dichterbuch erschienen ist, verdanken wir Hermann Reich, der ihm in seinem letzten Lebensjahr am nächsten gestanden und nun in feinsinniger, liebevoll nachfühlender Weise sein Leben dargestellt hat. 'Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters' nennt Reich das Werk des toten Freundes. Der Titel ist berechtigt, mögen auch ein paar Gedichte darin enthalten sein, deren Heimat Frankreich oder England ist.

Die erste Dichtung, die er übersetzte, war echt germanisch: jener einzigartige metrische Schulaufsatz, in dem ein frühreifer Klosterschüler einen nationalen Stoff in unnationale Form kleidete. Aber nicht in Hexametern hat Winterfeld den Waltharius Ekkehards übersetzt, auch nicht (wie vor ihm Scheffel und Simrock und neuerdings Drees) in einer modernisierten Nibelungenstrophe. Kräftige, wuchtige, vierhebige Stabreimverse waren einzig dem altgermanischen Epos angemessen.

Im Osten Europas, von den anderen Völkern,
So sehr auch diese die Sitte sondert
Und Mundart und Name, genau geschieden,
Bringt anderen Göttern Opfergaben
Das in Ungarn hausende Heervolk der Hunnen.

Tapfere Männer, voll Mut und Tatkraft,
Im Kampfe Helden, beherrschten die Hunnen
Nicht die Nachbarn allein, sie durchzogen die Lande
Bis zur Wogenbrandung des brausenden Weltmeers,
Ihr Bündnis entbietend dem, der sich beugte,
Vernichtung dräuend dreisten Rebellen,
Seit fernster Vorzeit ein volles Jahrtausend,
Daß Macht gegeben dem Gog und Magog.

Mit diesem archaischen Anfang Winterfelds vergleiche man die Übersetzung von Drees:

Der dritte Erdteil, Brüder,
Europa wird genannt,
Viel Völker mannigfaltig
Bewohnen dieses Land,
Durch Sitte, Sprache, Glauben
Verschieden und getrennt;
Wer ist, der unter ihnen
Pannoniens Stamm nicht kennt?
Das Volk, das heut' wir meist
Die wilden Heunen heißen,
An Kräften stark, im Dienst
Der Waffen hoch zu preisen,
Das seiner Macht gebeugt
Die Völker rings umher,
Das siegreich ausgezogen
Bis an das wilde Meer,
Das Bündnis gab den Schwachen,
Die Stolzen niederwarf,
Das tausendjähr'ger Herrschaft
Mit Recht sich rühmen darf!

Das pedantische Prinzip 'im Versmaß des Originals', das am Buchstaben klebt und den Geist nicht bewahrt, konnte nicht für einen Philologen maßgebend sein, dem tiefstes Einfühlen in die dichterische Persönlichkeit das Wichtigste war, dem alles darauf ankam, den Stil des Dichters zu erfassen und zu erhalten. Als Übersetzer und Nachdichter knüpfte er an Ulrich von Wilamowitz an, den Meister griechischer Philologie und deutscher Übersetzungskunst. Dessen Lob erfreute ihn bei seiner ersten Leistung und ermutigte ihn zu weiteren Versuchen.

Die Dichterschule St. Gallens und der benachbarten Reichenau hat Winterfeld dann bis zu ihren Ursprüngen zurückverfolgt. Nach der karolingischen Renaissance erscheint hier in Walahfrid ein starkes Talent und eine liebenswürdige Persönlichkeit. Mit drei Gedichten ist er in unserm Buche vertreten: einem lyrischen Poem, einer epischen Zeitdichtung und einem Widmungsgedicht, dessen Briefstil in Winterfelds Jamben an Wielands deutschen Horaz erinnert; auch Walahfrid geht ja auf horazische Episteln zurück. Sein größerer Nachfolger, Notker der Stammler, vereinigt die Kunstpoesie mit der Volksdichtung. Der treue Lehrer, der mit liebevollem Herzen seinen begabten, aber unbändigen Schüler Salomo zu erziehen bemüht war ('Mahnung', 'ein Ferientag'), der Schöpfer der Sequenz, der erhabensten Kunstform des Mittelalters, der zarte Lyriker war zugleich ein schalkhafter Humorist; zahlreiche Fabeln und Schwänke, Lügenmärchen und Anekdoten hat Winterfeld ihm

zugeschrieben. Diese schwäbische Verbindung von Humor und lyrischer Innigkeit erinnert den Nachdichter an schwäbische Poeten des 19. Jahrhunderts, an Mörike und Gottfried Keller. So vergleicht er die Sächsin Hrotsvit, die mit kühnem Griff, ein halbes Jahrtausend vor der Renaissance des Dramas, aus Legende und Novelle ein geistliches Drama gestaltete, in ihrer herben, kräftigen Eigenart mit Annette Droste und Friedrich Hebbel; der niederdeutsche Stammescharakter hat sich durch die Jahrhunderte erhalten. In niederdeutscher Mundart übersetzt er darum Hrotsvits Einleitung zur Gründungsgeschichte ihres Klosters, die er als ein echtes Stück niedersächsischer Heimatkunst pries. Sonst hat Winterfeld von Hrotsvit nur noch ein an den Waltharius angelehntes Stück Geschichtserzählung ('Von der Königin Adelheid', aus den Gesta Ottonis) und eine humoristisch gefärbte Legende ('Die Quelle', aus dem Gongolf) nachgeschaffen. Für die Dramen genügte auch seinem strengen Urteil die Übertragung von Bendixen, die ihm nur einer Revision bedürftig schien. Unser Buch enthält denn auch in Bendixens Knittelversen zwei Dramen Hrotsvits (Dulcitius und Abraham), und ebenso ist die berühmte Goliardenbeichte des Archipoeta in der Übersetzung von Laistner abgedruckt, damit am Gesamtbilde nichts fehle. Denn mit den lebensfrohen Liedern der fahrenden Schüler, jener Wandervögel des Mittelalters, hat sich der ernste Professor weniger beschäftigt.

Keineswegs aber hat er nur geistliche Stoffe gewählt. Neben dem Waltharius, seiner frühesten Übersetzung, steht seine späteste, unvollendete, der Rudlieb, der trotz seines geistlichen Verfassers ganz weltlich, ganz vom Mimus durchtränkt ist, wie Winterfeld, Reichs Anregungen weiter ausspinnend, selbst dargelegt hat. Zu dem alten Heldenepos ist dieser halbmoderne, realistische Ritterroman ein rechtes Gegenstück. Darum mußte hier auch ein anderes Metrum gefunden werden. Die Übertragung des Rudlieb ist im Stil und Geiste von Wilhelm Hertz verfaßt, in den geschmeidigen Reimpaaren, in denen dieser den Gottfried und Wolfram erneuert hat. Glänzend gelungen ist, nach dem Muster einer Stelle in Lenaus Faust, die Schilderung des Tanzes, die hier als Probe stehen mag:

Er hält den Takt so akkurat;
Wer niemals je den Reihen trat,
Begreift es dennoch gleich im Nu;
Die Harfner hören staunend zu,
Die erst so unverfroren waren.
Er spielt geschickt und wohlerfahren
Drei nagelneue Melodien.
Allein die Damen bitten ihn
Zum Schlusse noch um einen Reihen:
Es möchten tanzen gern zu zweien
Das Fräulein und der junge Mann;
Er tut's und fängt von neuem an.
Da hebt sich der Junker, es hebt sich die Magd, —
Ein Suchen und Fliehn, bald laut, bald leise,
Ein Heben und Schweben in weitem Kreise,
Wie wenn der Falke die Schwalbe jagt.
Jetzt holt er sie ein: es ist zu Ende,
Er faßt sie — doch nein, sie entflattert behende.

Schon wider, schon wider, er stößt aufs neue
Aus der Höhe nieder: bang fitticht die Scheue.
Fürwahr, im Tanzen ihre Kunst
Erwürbe jedes Richters Gunst.
Nun hat der Tanz ein Ende;
Da senken sie die Hände.

Der Rudlieb, der das Ende und vielleicht den Gipfel von Winterfelds Übersetzungskunst darstellt, ist auch in unserm Buch die letzte seiner Nachdichtungen. Daß diese größeren Dichtungen am Ende zusammenstehen und nicht etwa ein historisches Volkslied vom Jahre 1278 den Beschluß bildet, wird man nur billigen. Sonst ist die Anordnung nach der zeitlichen Folge die natürliche; Winterfeld selbst hat sein Manuskript chronologisch geordnet. Mit dem Medardushymnus des merowingischen Königs Chilperich, der in dem Heiligen den miles Christianus feiert, hebt es an, und es folgen satirische Gedichte, die gleichfalls aus der Merowingerzeit stammen und hier aus der Reimprosa in formlose Knittelverse umgesetzt sind, danach gewaltige Balladen aus karolingischer und ottonischer Zeit, die in der Nibelungenstrophe Winterfelds wie Orgelton und Glockenklang klingen. Warum stehen aber dann mitten unter Produkten der Zeit Karls des Großen Gedichte, die mit Notker zusammenhängen? Warum sind überhaupt nicht Notkers Gedichte zusammengestellt, damit die Vielseitigkeit seiner Begabung noch eindringlicher offenbar werde? Hier, bei diesen kleineren Dichtungen, hätte die chronologische Anordnung unbedingt durchgeführt werden müssen, soweit sie nur möglich ist.

Noch eine Bemerkung sei gestattet. So sehr Ausstattung und Druck zu loben sind, so stören doch, von kleineren Fehlern abgesehen (z. B. S. 159, Z. 18 fehlt ein 'hat'), einige Mängel in der Schreibung von Namen (S. 44 lies: Irmgard von Hammerstein, S. 57ff. lies: Holzamer, S. 65 lies: Wundt, S. 103 lies: Theophano, S. 104 lies: Gongolf) und Daten (S. 21 lies: 1890, S. 63 lies: 1904, S. 472 lies: 841). Und warum fehlt in der Lebensbeschreibung Winterfelds die Angabe des Todestages?

Dergleichen wird in einer Neuauflage wohl bald ergänzt und berichtigt werden können. Denn hoffentlich erfüllt sich der Wunsch des Herausgebers, der selbst zugleich Universitätsdozent und Gymnasiallehrer ist: 'Möchte dieses Buch hier vor allem in die Hände unserer Jugend kommen, der gymnasialen wie der studentischen'. Zu diesem Zwecke hat Reich als zweiten Teil seiner Einleitung in leichtverständlicher Form historische Erläuterungen geschrieben, eine wertvolle Ergänzung der drei Abhandlungen Winterfelds, die als Anhang abgedruckt sind und mit ihrer anschaulich gestaltenden Phantasiekraft, in ihrer frischen, volkstümlichen Sprache lebendig von der Art ihres Verfassers zeugen. ('Die Dichterschule St. Gallens und der Reichenau unter den Karolingern und Ottonen' aus Ilbergs Neuen Jahrbüchern 1900, 'Stilfragen aus der lateinischen Dichtung des Mittelalters' 1902, 'Hrotsvits literarische Stellung' aus Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen 1905).

Beides, Einleitung und Schluß, wirkt somit zusammen, um den Hauptinhalt dem Verständnis näherzubringen. So mögen denn diese

Gedichte aus der Jugendzeit unseres Volkes auch unserer Jugend wider klingen; ihr melden vor jenem Kampf im Wasgenwalde, wo in alter Zeit auch ein Held gegen feindliche Übermacht stritt, einer allein gegen zwölf Franken, im Rücken die Hunnengefahr, und sich dennoch siegreich behauptete.

3) Isidor-Studien von Charles Henry Beeson. (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters, begründet von Ludwig Traube. IV. Band, 2. Heft.) C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München 1913. VII und 174 S. Lex.-8. Einzelpreis geheftet 7 ℳ.

Während Paul von Winterfelds Lebensarbeit hauptsächlich der deutschnationalen Dichtung des lateinischen Mittelalters zugute kam, behandelt diese Schrift eines amerikanischen Gelehrten eine internationale Größe jener Zeit, die Werke des Isidorus von Sevilla. Ein Verzeichnis aller dem Verfasser bekannt gewordenen nichtspanischen Isidorushandschriften bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts veranschaulicht die ungeheure Verbreitung dieser vielgelesenen Kompilationen. Es folgt eine Zusammenstellung der wichtigsten Zeugnisse für die Benutzung Isidors im 7. und 8. Jahrhundert. Zum Schluß gibt der Verfasser mit großer Sorgfalt und Umsicht, die einer bessern Sache würdig wäre, eine Textgestaltung der unbedeutenden, witz- und poesielosen Verschen des gelehrten spanischen Bischofs.

Frankfurt a. O. P. Stachel.

Franz Stolle, Der römische Legionar und sein Gepäck. 65 S. Mit zwei Tafeln. Straßburg 1914. K. J. Trübner. 2,75 ℳ.

In vorliegender Schrift erörtert der durch seine Publikationen auf dem Gebiet des römischen Heerwesens bekannte Verfasser die Fragen: Was trug der Legionar an Gepäck (S. 2—32 und 49—52), wie trug er es (S. 32—39), und was bezweckte der Künstler der Trajanssäule mit seinem Bilde, auf dem Legionare Gepäck tragen (S. 39—49)?

Hinsichtlich der ersten Frage schätzt er den Mundvorrat (cibaria) für 16 Tage im Felde nach Art und Gewicht wie folgt:

$34^{13}/_{18}$	römische Pfunde	= 11,369	kg	Brot, Zwieback und Weizen,
$5^{15}/_{18}$	„ „	= 1,910	„	Fleisch,
$1^{6}/_{18}$	„ „	= 0,436	„	Käse,
1	„ „	= 0,327	„	Salz,
1	„ „	= 0,327	„	Wein oder Essig.
Sa.: $43^{8}/_{9}$	römische Pfunde	= 14,369	kg	Proviant.

Da nun von Vegetius I 19 die Gesamtbelastung auf 60 römische Pfund gleich 19,369 kg angegeben wird, so entfallen für die unentbehrlichen Geräte (vasa) einschließlich des Tragreffs (Mulus Marianus), der allein 10 Pfund gleich 3,275 kg wog, $16^{1}/_{9}$ römische Pfund oder 5,278 kg. Dazu kamen die Waffen, welche nach Nissen (Novaesium S. 15f.) auf 46 römische Pfund gleich 15 kg geschätzt werden, sowie nach Josephus (Bell. Iud. III 5, 5) Schanzpfahl, Schanzkorb, Handsäge, Spaten, Axt, Riemen, Sichel und Kette insgesamt mit $21^{5}/_{6}$ römischen Pfunden gleich 7,149 kg oder abgerundet mindestens 20 = 6,549.

Folglich wog die Belastung des Legionars im ganzen 60 + 46 + 20 römische Pfund gleich 41,259 kg oder 82³/₄ deutsche Pfund.

An dieser mit großer Sorgfalt und erschöpfender Gründlichkeit ausgeführten Berechnung wird man an und für sich kaum etwas auszusetzen haben; nur fragt es sich, ob die Römer im Felde wirklich für 16 Tage Proviant zu tragen pflegten. Stoffel bestreitet es und erklärt den General, der seinen Soldaten soviel aufbürden wollte, für einen Narren. Nun sind tatsächlich die 16 oder vielmehr 17 Tage, die jedoch, wie St. zutreffend ausführt, ein trinundinum, das heißt den Zeitraum von zwei achttägigen Wochen bedeuten, widerholt (Ael. Lampridius, Vita Alex. Severi 46 und Amm. Marcellinus XVII 9, 2; vgl. Cicero Tuscul. II 16, 17) einwandfrei bezeugt. Dem aber steht Josephus (Bell. Iud. III 5, 5) gegenüber, der nur von drei Tagen spricht, und nach Frontin (Strat. IV 1, 1) bürdet der jüngere Scipio bei Numantia seinen Legionaren nur 'complurium dierum cibaria' auf. Daß ferner auch sonst das triduum in der Heeresverpflegung Roms eine Rolle gespielt hat, erhellt aus der Stelle des Codex Iustiniani XII 37 vgl. mit Cod. Theodos. VII 4, 4, wonach man 'tempore expeditionis biduo bucellatum, tertio panem' und 'uno die lardum, biduo carnem' zu liefern pflegte. St. erklärt den Widerspruch durch die Annahme, daß Josephus, wie schon Groebe (Drumann, Geschichte Roms III² S. 733) richtig erkannt habe, sagen wollte, daß der Legionar im Felde stets für drei Tage Brot bereit halten mußte, gewissermaßen als eisernen Bestand. Indessen wäre es doch sehr merkwürdig, wenn der Berichterstatter bei genauer Angabe der Gegenstände des Gepäcks von dem Mundvorrat einen verhältnismäßig so geringfügigen Teil genannt haben sollte. Mit dem eisernen Bestande im Gewahrsam des Mannes aber ist es ohnehin ein eigen Ding. Als wir Anno 1870 ins Feld zogen, wurde den auf dem Kasernenhof zum Abmarsch versammelten Soldaten zwei tellergroße Schiffszwiebäcke verabfolgt mit der Weisung, sie im Brotbeutel aufzubewahren und nur im äußersten Notfalle anzugreifen. Ja, schon am zweiten Marschtage noch in Freundesland war dieser eiserne Bestand spurlos verschwunden. Ich möchte eher glauben, daß zwar theoretisch eine 16tägige Lieferungsperiode von alters her üblich war, daß man in der Praxis aber aus naheliegenden Gründen, wenn irgend möglich, davon absah. In einer dicht bevölkerten, wohl angebauten Gegend brauchte man sie nicht; da wäre es tatsächlich eine Narrheit gewesen, dem Krieger soviel Proviant aufzubürden. Und damit stimmt, was Lampridius a. a. O. von Alexander Severus berichtet: '*Milites expeditionis tempore sic disposuit, ut in mansionibus annonas acciperent nec portarent cibaria decem et septem dierum nisi in barbarico, quamvis et illic mulis eosdem atque camelis adjuverit.*' So wurde die ursprüngliche Regel zur Ausnahme; des Verfassers Berechnung, obwohl an sich zutreffend, bezieht sich also nur auf die seltenen Fälle, wo man eben nicht anders konnte. In den drei Tagen aber werden wir das Mindestmaß, die kürzeste Lieferungsperiode zu erblicken haben, die gewiß auch die gewöhnliche war; denn sie legte den Unmäßigen Beschränkung auf und schützte sie vor beständiger Not. Daß dann der Transport des Proviants erhebliche Kosten verursachte, ist

richtig, aber die Summen, welche St. auf S. 30f. dafür in Ansatz bringt, spielen keine Rolle, wo es die erhöhte Leistungsfähigkeit des Heeres vor dem Feinde gilt; überdies huldigten nach dem Zeugnis des alten Cato schon die Römer dem Grundsatze *'Bellum se ipsum alet'* (Liv. XXXIV 9).

Des weiteren gibt Vegetius wie gesagt, und daran ist nicht zu rütteln, die Belastung des Legionars (pondus) wohl ohne Waffen und Kleidung *'usque ad LX libras'*, d. h. auf höchstens 60 römische Pfund gleich 19,647 kg an. Wenn also der Mundvorrat von St. mit $43^8/_9$ Pfund oder 14,369 kg annähernd richtig geschätzt ist, so müssen die fehlenden $16^1/_9 = 5{,}278$, wie geschehen, auf Tragreff und Geräte verrechnet werden; für die von Josephus a. a. O. mitgeteilten Utensilien aber bleibt kein Raum. Ich glaube auch nicht, daß jeder Soldat damit ausgerüstet war (Marquardt, Röm. Staatsverwaltung II² S. 426). Schanzpfähle wurden trotz der entgegengesetzten Ansicht des Verfassers, wo man sie brauchte, ad hoc geschlagen (Delbrück, Gesch. der Kriegskunst usw. I S. 250 A 1) und selbstverständlich nur in holzarmen Gegenden mitgenommen; Säge, Spaten, Axt, Sichel usw. jedem einzelnen Manne aufzubürden, wäre widerum eine Narrheit gewesen, da zu den Arbeiten, welche sie verrichteten, niemals das ganze Heer kommandiert wurde. Wir werden sie uns also in beschränkter Zahl in dem Packsattel der Saumtiere zu denken haben, die den Kontubernien das Zelt nachführten (s. meine Schrift 'Die Marschordnung des röm. Heeres' usw. S. 26f.). Josephus berichtet wohl, was der Zusatz *'ὡς ὀλίγον ἀποδεῖν τῶν ἀχθοφορούντων ὀρέων τὸν πεζόν'* vielleicht andeutet, von einem besonderen Fall; sonst müßte man die Nachricht als der Vernunft und Erfahrung widerstreitend ablehnen.

So kämen zu Mundvorrat und Geräten nur noch Kleidung und Waffen. Bei Angabe der letzteren hat St. versehentlich beide Pilen berechnet, während in Wirklichkeit nur das leichtere zu berücksichtigen war, es mußte also nicht 14,350, sondern 12,450 heißen. Andere Stücke der Ausrüstung sind schon von Nissen zu schwer angenommen worden; insbesondere kann das Scutum unmöglich 5,700 kg gewogen haben, da man es sonst beim besten Willen nicht hätte regieren können (s. Steinwender, Die röm. Taktik usw. S. 28 f.). Das Gesamtgewicht der Waffen zu Schutz und Trutz darf man mithin füglich auf nicht höher als 10 kg veranschlagen. Dazu kommen der Panzer, das darunter getragene ärmellose Wollenhemde und die Sandalen, die zusammen 5 bis 6 kg schwer gewesen sein mögen, was äußerstenfalls eine Gesamtbelastung von annähernd 35 kg gleich 70 deutschen Pfunden ergibt. Und das ist wohlgemerkt das Äußerste, was dem Legionar zugemutet werden konnte; in der Regel war er gewiß erheblich weniger belastet.

In Beantwortung der Frage, auf welche Art das Gepäck getragen wurde, behauptet St., daß man seit Marius sich dazu des Tragreffs bedient habe, wie es in Gegenden, wo der römische Soldat einst heimisch war, noch jetzt gebräuchlich sei. Diese Auffassung hat vieles für sich, obwohl sie mit der bisherigen Vorstellung vom Mulus Marianus, wie man sie aus den bekannten Schriftstellen (Front. Strat. IV 1, 7;

Fest. s. v. Mulus Marianus und aerumnulae, Plut. Mar. 13) und dem gleichfalls bekannten Bilde auf der Trajanssäule (Cichorius IV Tafel VIII Abt. 1) gewonnen hatte, widerspricht. Indessen läßt sie sich mit den ersteren zur Not in Einklang bringen. Wie aber verhält es sich mit dem Bilde? Auch dafür weiß der Verfasser eine Erklärung. Der Künstler habe, so führt er nach Cichorius (Textband II S. 29ff.) aus, den Augenblick festgehalten, wo die aus Obergermanien herangezogene Legio I Adjutrix auf einer Schiffbrücke die Donau überschreitet, nachdem vor ihr die mösischen Legionen das feindliche linke Ufer bereits betreten haben. Die erstere marschiere also 'wie in Freundesland'. Unterwegs wäre sie auf den Mansionen an der Heerstraße verpflegt worden und möglichst von allem befreit gewesen, was die Schnelligkeit ihres Marsches hätte beeinträchtigen können. Dafür durfte St. sich auf Lampridius a. a. O. berufen; die Waffen auf den Gepäckwagen der Säule des Marc Aurel aber müssen als Beutestücke angesprochen werden. Auch die Bestimmung der Felddienstordnung (§ 236), wonach noch 'heute, besonders in Freundesland, fern vom Feinde, den Truppen, um ihre Marschleistung zu steigern, wenn irgend angängig, z. B. die Tornister nachgefahren werden', hätte St. nicht anführen sollen, denn es geschieht in der Praxis bei uns nur im Felde vor einer mit Bestimmtheit zu erwartenden Schlacht. Sogar die Pilen, die der Künstler mit der geballten Faust nur angedeutet hat, müsse man, meint Verfasser, auf dem Bagagewagen suchen. Auch hier bin ich anderer Meinung und überzeugt, daß die leere geschlossene Hand nicht das Fehlen, sondern umgekehrt das Vorhandensein der Waffe ankündigt, die nur darum nicht ausgeführt ist, weil ihre lange dünne Klinge in Stein zu meißeln kaum möglich gewesen wäre. So zeigen auf einem anderen Bilde der selben Säule auch die Reiter einer Rekognoszierungspatrouille nur die geschlossene Rechte ohne den Contus, der darum schwerlich als nicht vorhanden gedacht werden sollte. Wie hätte man ihn im Lager zurücklassen können, wenn er doch notwendig gebraucht wurde? Daß aber die Legionare an der schräg über der linken Schulter gehaltenen Stange außer den Geräten nicht Proviant für 3, geschweige denn 16 Tage getragen haben können, ist ohne weiteres einzuräumen. Der Künstler will symbolisch zum Ausdruck bringen, daß die Legio I Adjutrix das Ziel ihres Marsches erreicht hat; das 'wäre ihm jedoch nicht möglich gewesen, ohne die Tragreffe wegzulassen, die Gepäckbündel aber beizubehalten und so, wie geschehen, auszuhauen'.

Bedenken dagegen erregt das Schlußwort des nämlichen Abschnitts: 'In keiner Weise aber zeigt es (das Bild) uns schwer bepackte Muli Mariani, die langsamen Trittes . . . ihres Weges ziehen, um plötzlich, des Gepäcks entledigt, den angetroffenen Feind gleich grimmen Katzen anzuspringen.' Denn es möchte bei Unkundigen die Vorstellung erwecken, als ob die Römer unmittelbar aus der Marschordnung zum Gefecht überzugehen pflegten, was doch, abgesehen von den Fällen, wo sie wie am Trasimen unversehens angegriffen wurden und sich stehenden Fußes ihrer Haut wehren mußten, nicht zutrifft. Jedem regulären Kampf ging die Bildung der Schlachtordnung voraus, die je nach der Größe

des Heeres mehr oder weniger Zeit in Anspruch nahm. Darauf folgte der frontale Anmarsch, und erst aus diesem liefen die Glieder nacheinander zum Pilenwurf vor (s. Die röm. Taktik usw. S. 86, 98f. und 112ff.). Selbst wo in Erwartung eines feindlichen Angriffs im Agmen munitum marschiert wurde, mußte doch, wenn es wirklich zum Kampfe kam, die Bagage herausgezogen, der Linie die erforderliche Richtung gegeben und im ersten Treffen der Gefechtsabstand genommen werden (s. Die röm. Taktik usw. S. 63, 111; vgl. Die Marschordnung usw. S. 12ff.).

In einem Anhange erörtert und beantwortet St. sodann die Fragen: Wieviel Brotkorn bedurfte der Mensch nach Schätzung der Alten zu seiner täglichen Nahrung (S. 54—58), was bedeuten in der Apokalypse 6, 6 eine χοῖνιξ Weizen und drei χόινικες Gerste (S. 58—62), und wie groß war die Tagesration eines Reit- oder Lasttieres (S. 62—65)?

Zur Veranschaulichung dienen am Schluß zwei Tafeln mit sechs photographischen Bildern. Druck und Ausstattung des Buches sind tadellos.

Danzig-Langfuhr. Th. Steinwender.

---

1) Handbuch für den Geschichtsunterricht. Erster Band, in Verbindung mit Th. Lenschau und P. Pape herausgegeben von P. Groebe. Leipzig. 1913. Quelle u. Meyer. IX, 311 S. Gr. 8. geh. 6 ℳ, geb. 6,60 ℳ.

In den letzten Jahren hat man begonnen, den Geschichtsunterricht, der in den Verhandlungen über Schulreformen am wenigsten angefochten zu sein schien, nach verschiedenen Seiten kritisch zu beleuchten. Man warf die Frage auf, ob es nicht geraten sei, bei einer Neuordnung der preußischen Lehrpläne dem Oberkurs widerum vier Jahre zuzuweisen, die ihm ja in einigen anderen deutschen Staaten zustehen. Dabei wurde mit Recht auf die Schwierigkeiten hingewiesen, mit denen der Unterricht in O II zu kämpfen hat, namentlich wenn er all den Aufgaben, die man ihm gern zuteilen möchte, Einführung in die Kunstgeschichte, größere Berücksichtigung des alten Orients, Beihilfe in den bürgerkundlichen Unterweisungen, gerecht werden soll. So sehr ich im Interesse aller der Schüler, die das Gymnasium bis zur Reifeprüfung besuchen, einen um ein Jahr erweiterten Oberkurs begrüßen würde, der die Möglichkeit gewährte, der alten Geschichte mehr als ein Jahr zuzuwenden (s. Hum. Gymn. 1914. S. 42), so fürchte ich doch, daß allgemeine schulpolitische Erwägungen dem entgegenstehen werden. Das meiste wird von der richtigen Auswahl und Anordnung des Lehrstoffs, der Hervorhebung des Wesentlichen und der praktischen Beziehung der geschichtlichen Vorgänge und Einrichtungen des Altertums zur Gegenwart zu leisten sein. Die neueren Lehrbücher suchen dem Rechnung zu tragen. Darüber hinaus sind solche Hilfsmittel wertvoll, die dem Lehrer diese Aufgabe erleichtern, ihn zugleich befähigen, den Unterricht in steter Fühlung mit der Wissenschaft zu erteilen. Solche Erwägungen mögen P. Groebe, den Herausgeber des vortrefflichen, in dieser Zeitschrift von G. Reinhardt (1912. S. 140 ff.) besprochenen Obersekundateils des G. Kochschen Lehrbuchs der Geschichte, bestimmt haben, in

Verbindung mit Th. Lenschau und P. Pape den I. Bd. eines Handbuchs für den Geschichtsunterricht erscheinen zu lassen, dem wohl für die mittlere und neuere Geschichte nach den selben Grundsätzen gearbeitete Bände folgen werden.

Das Handbuch schließt sich in der Verteilung und Anordnung des Stoffs an G. Kochs Lehrbuch der Geschichte an und wendet sich an Lehrende und Lernende zugleich. Indem es die Schüler neben den Lehrern berücksichtigt, will es dem jetzt gerade allgemein bemerkbaren Streben entgegenkommen, die Selbsttätigkeit der Schüler auch im Geschichtsunterrichte zu fördern, sie zu Berichten, Vorträgen, zum Lesen von Quellen anzuregen, in der Überzeugung, daß namentlich zeitgenössische Äußerungen geeignet sind, dem Schüler die Vergangenheit lebendig vor Augen zu führen.

Vor den einzelnen Abschnitten der griechischen und römischen Geschichte sind die wichtigsten antiken Quellen verzeichnet, zum Teil, namentlich von Lenschau, eingehender besprochen und nach ihrem Werte gewürdigt (s. besonders über Thukydides S. 131 ff., Demosthenes 153, Polybius 168). Vor den einzelnen Paragraphen, auch vor größeren Abschnitten findet sich die wichtigste neuere Literatur angegeben, teilweise charakterisiert, mit Beschränkung 'auf die seit etwa 1880 erschienenen Werke, die einen wissenschaftlichen Fortschritt bedeuten'. Man wird das nur billigen können, ebenso das Bestreben, bei strittigen Fragen die widersprechenden Auffassungen zu Gehör zu bringen. Pöhlmanns Werk über die soziale Frage im Altertum und Wendlands Buch über die hellenistisch-römische Kultur hätten wohl schon an früheren Stellen angeführt werden sollen, als es geschieht. Vermißt habe ich einen Hinweis auf die Bearbeitung der Springerschen Kunstgeschichte I von Michaelis. Zu bedauern ist, daß das Buch erschien, ehe die an Anregungen so reichen neuesten Bände von Belochs griechischer Geschichte benutzt werden konnten. Sehr willkommen für die Verwalter der Schulbibliotheken ist der Hinweis auf die nach Ansicht der Verfasser notwendigen Werke mit Preisangabe, da doch besonders bei beschränkten Mitteln auf eine planmäßige Vermehrung der Bibliothek für den Geschichtsunterricht viel ankommt. Unter Stichwörtern, die im allgemeinen mit den im Lehrbuch durch Fettdruck hervorgehobenen übereinstimmen, folgen die Belege für das in diesem Gebotene mit Ergänzungen, Hinweisen auf wissenschaftliche Streitfragen, Anführung von Spezialliteratur, chronologischen Erörterungen. Lenschau geht dabei mehr ins Einzelne, während sich Groebe besonders in der älteren römischen Geschichte mit kurzen Hinweisen und tatsächlichen Feststellungen begnügt. Endlich, und das wird besonders denen, die zum ersten Male das weite Stoffgebiet bewältigen sollen, willkommen sein, finden sich am Schlusse der einzelnen Abschnitte oder Paragraphen in Schrägdruck Bemerkungen über die Behandlung im Unterricht, aus denen ich die Angaben über die den einzelnen Abschnitten zu widmende Zeit hervorhebe. Aus ihnen geht hervor, daß sich die Herausgeber des Lehrbuchs selbst und dieses Handbuchs bewußt sind, eine Fülle von Stoff zu bieten, der durchaus nicht ganz und nicht immer in der Klasse verarbeitet werden kann

(Bedenken dagegen bei G. Reinhardt a. a. O. S. 145). Groebe weist ausdrücklich darauf hin, daß das Handbuch gerade in Verbindung mit den übrigen Unterrichtsfächern seinen Zweck erreichen will. Und ich meine, daß es, um etwas anzuführen, was mir naheliegt, im griechischen Unterricht gute Dienste leisten kann, wenn man es bei der Lektüre des Thukydides oder Demosthenes einzelnen Schülern zur Vertiefung, zu kleinen Vorträgen oder Berichten in die Hand gibt. Es bleibt abzuwarten, wieweit Versuche, den griechischen und lateinischen Unterricht planmäßig für das Einleben in die alte Geschichte auszunützen, ablaufen, das scheint mir sicher, daß die alten Schriftsteller gelesen werden müssen als Quelle für die Geschichte und die Kultur der alten Völker. Was Natorp im Vorwort seines Werkes über Platons Ideenlehre sagt: 'Will man, daß das Altertum uns lebe, so ist der Sachgehalt der alten Kultur unbedingt in den Mittelpunkt zu stellen', gilt für die Historiker so gut wie für die Philosophen.

Daß die einzelnen Gebiete von erfahrenen Fachmännern bearbeitet sind, kommt natürlich dem Handbuch noch mehr zugute als dem Lehrbuch, da hier wissenschaftliche Zuverlässigkeit die erste Forderung ist.

Mit Vergnügen liest man die klare und vorsichtig abwägende Darstellung der Vorgeschichte, die ebenso wie die Geschichte des alten Orients P. Pape zum Verfasser hat, doch muß man sich sagen, daß diese Einblicke in die allgemeinen Grundlagen und Voraussetzungen der Geschichte, so sehr das Interesse gerade dafür lebendig ist, erst gewürdigt werden können, wenn in einer handgreiflichen, an die Fundergebnisse angepaßten Form das Wichtigste dargeboten worden ist. Aus der Geschichte Ägyptens sei auf den Abschnitt über den so interessanten Amenhotep IV. (S. 22), die Darlegungen über das Beamtentum (S. 26), aus der altorientalischen auf die über die Sumerier (S. 39 f.) und die Gesetzgebung Hamurabis (S. 50) hingewiesen. Der Abschnitt über die Geschichte Israels (S. 60 ff.) ist mir bezeichnend dafür, wie schwer es doch ist, sie kurz zusammenzufassen, da sich hier die Probleme häufen und für die Schule die Rücksicht auf den Religionsunterricht nicht außer acht bleiben darf.

Zu der vortrefflichen griechischen Geschichte Lenschaus nur einige Bemerkungen: Auf Grund der Funde wird S. 83 ff. die ägäische Kultur mit ihren Perioden behandelt, die Bedeutung der Heldensage an dem Beispiele der geschichtlichen Grundlagen der Ilias erörtert (S. 89); eine Entscheidung über die Ithaka-Leukas-Hypothese wird abgelehnt. In den Angaben über Drakon vermag ich Lehrbuch (S. 61) und Handbuch (S. 111) nicht ganz in Einklang zu bringen, die sonst gerade in der Behandlung des griechischen Mittelalters in engster Beziehung zu einander stehen. Auf die griechische Geschichte Eduard Meyers weist L. für die Perserkriege besonders hin, dem er z. B. in den Bemerkungen über die Stärke des Perserheeres folgt (S. 111). In den folgenden Epochen wird der innere Zusammenhang der Begebenheiten, die Wichtigkeit der Verfassungsverhältnisse, der wirtschaftlichen Gründe für die auswärtige Politik hervorgehoben. Sollte nicht der Anfang von § 77 besser an einer früheren Stelle stehen? Der Kampf um die Vorherr-

schaft in Griechenland, Makedoniens Emporkommen und Herrschaft, Alexanderreich und Hellenismus treten klar hervor. Von den kulturgeschichtlichen Abschnitten bedürfen die über die bildende Kunst z. T. einer Überarbeitung oder Erweiterung. Für die Alexanderschlacht hätte S. 162 nicht auf die ungenügende Abbildung bei Overbeck, sondern auf Winters vortreffliche, auch Schulen zugängliche Publikation oder auf Springer-Michaelis verwiesen werden sollen, die Angaben über den großen pergamenischen Altar und den Laokoon (S. 298) sind zu berichtigen.

Groebe geht in der römischen Geschichte von dem Ausspruche Mommsens aus, daß er mit dem Tarentinischen Kriege beginnen würde, wenn er die römische Geschichte noch einmal zu schreiben hätte, daher stellt er unter der Voraussetzung, daß die Unterstufe die Geschichten von den Königen und den republikanischen Helden erledigt hat, die Königszeit und die Anfänge der Republik ganz knapp dar, sieht von der unsicher überlieferten älteren Verfassungsgeschichte ab, bietet aber dann mit steigender Ausführlichkeit dem Lehrer das für den Unterricht Heranzuziehende, unter besonderer Berücksichtigung von Mommsens Werken, der von ihm neu herausgegebenen römischen Geschichte von Drumann und des Kromayerschen Buchs über die antiken Schlachtfelder, dem er z. B. über die Schlachten am Trasimenischen See und bei Kannä folgt. Das Zeitalter Ciceros und Cäsars ist besonders liebevoll und eingehend behandelt, für die Brauchbarkeit des Buches auch außerhalb des Geschichtsunterrichts ein Vorteil. Schade nur, daß es, dem Pensum des Lehrbuchs folgend, mit dem Regierungsantritt des Augustus abbricht und so die römische Geschichte unvollendet bleibt. Hinter der griechischen Geschichte sind, gewiß vielen willkommen, Verzeichnisse der attischen Archonten und Demen abgedruckt, ein Namen- und Sachregister erleichtert die Benutzung des Buches, der Druck ist korrekt, die Ausstattung vortrefflich.

Alles in allem ein sehr brauchbares Buch, dessen Erscheinen im Interesse des Geschichtsunterrichts besonders der Gymnasien zu begrüßen ist, an denen das G. Kochsche Lehrbuch eingeführt ist, das aber auch neben jedem anderen Lehrbuch benutzt werden kann, namentlich wenn sich der Lehrer selbst das Lehrbuch verschafft und nun beide Bücher bei seinen Vorbereitungen zu Rate zieht.

2) Willy Strehl und Wilhelm Soltau, Grundriß der alten Geschichte und Quellenkunde, 2. vermehrte und verbesserte Auflage. 1. Bd., Orientalische und griechische Geschichte von Wilh. Soltau. Breslau 1913. M. und H. Marcus (VI, 508 S., kl. 4). Brosch. 6,40 ℳ, geb. 7,20 ℳ.

Die orientalische und griechische Geschichte von Wilh. Soltau bildet den ersten Teil eines Werkes, das den 1892 und 1901 erschienenen Grundriß der alten Geschichte von W. Strehl zu ersetzen bestimmt ist. Wenn auch W. Soltau als Bearbeiter genannt ist, so ist doch nach dem Vorwort nicht nur ein Einvernehmen der beiden Herausgeber in den Grundanschauungen und den meisten Einzelfragen erzielt, sondern es sind auch einige Abschnitte des I. Bandes wieder von Strehl

bearbeitet worden. Von dem oben besprochenen unterscheidet sich das Buch besonders dadurch, daß es zuvörderst 'den Studierenden der Geschichtswissenschaft und klassischen Philologie sowie den Lehrern höherer Unterrichtsanstalten ein Wegweiser durch die von Jahr zu Jahr wachsende Masse der Einzelheiten und Streitfragen werden will'. Aus der reichen Belehrung, die ich beim Durchlesen daraus geschöpft habe, möchte ich schließen, daß es diesen Zweck vollauf zu erreichen imstande ist, und dem Wunsche Ausdruck geben, daß es einer neuen Auflage bald möglich sein möchte, das Buch auf dem laufenden zu erhalten. Schon jetzt nach einem Jahre des Erscheinens muß man daneben zu den neusten Auflagen von Beloch I und II und Pöhlmann greifen. Hält man sich den gegebenen Zweck vor Augen, so wird man nicht nach mehr oder weniger großer Ausführlichkeit fragen, sondern sich z. B. gern tiefer in die orientalische Geschichte hineinführen lassen. Aber das Buch will auch der Schule unmittelbar dienen, die Selbsttätigkeit der Schüler wecken und sie wirksam zum Selbststudium heranziehen. In den 'Verhandlungen der Gründungsversammlung des Verbandes deutscher Geschichtslehrer', Marburg 1913, S. 38f., führt Soltau u. a. aus, daß er sich dächte, ein solcher Grundriß müßte der Klasse in einigen Exemplaren zu Gebote stehen. Damit könnten 'dann zahlreiche Referate von Schülern angefertigt werden, welche weit gründlicher als die in Tabellen und Leitfäden gegebenen abgerissenen Notizen in die Entwicklung der Geschichte der alten Völker einführen würden'. Ich möchte das für einige Abschnitte der griechischen Geschichte, die ausführlicher behandelt werden oder bei denen zu verweilen die griechische Lektüre einlädt, zugeben. Im allgemeinen aber ist, wie die Dinge liegen, nicht die Zeit, so lange beispielsweise bei der orientalischen Geschichte zu verweilen, um Themata, wie sie Soltau dann vorschlägt, zum Nutzen für die ganze Klasse bearbeiten zu lassen. Einen Vorzug hat ja das Buch vor dem oben besprochenen, daß es nicht die Benutzung eines bestimmten Lehrbuchs voraussetzt und daß es so viel Einzelheiten beibringt, daß sich ein tüchtiger Schüler an seiner Hand in die Geschichte einer Epoche einlesen und die Anregung gewinnen kann, eins der größeren neueren Werke zur Hand zu nehmen oder einen der alten Historiker, sei es auch nur in der Übersetzung, zu lesen. Im Interesse des Religionsunterrichts mag auch auf die lesbare Geschichte des Volkes Israel hingewiesen werden, die die Beziehungen zu den Nachbarstaaten besonders berücksichtigt und, die alttestamentliche Überlieferung von einem ziemlich konservativen Standpunkt wertend, auf die unverwüstliche Kraft der Jahwereligion und der nationalen Literatur den Hauptnachdruck legt.

So ist der Grundriß von Soltau-Strehl wohl geeignet, den Unterricht auf der Oberstufe der Gymnasien zu befruchten und dem Zusammenhange von Wissenschaft und Schule zu dienen.

Naumburg a. S. K. Pilling.



Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen. Hrsg. von G. Lambeck in Verbindung mit F. Kurze-Berlin und P. Rühlmann-Leipzig. Leipzig, B. G. Teubner. Jedes Heft 40 ℛ𝒻.

I 1. Walter Kranz, Griechische Geschichte bis 431 v. Chr.
I 3. Ernst Neustadt, Alexander der Große und der Hellenismus.
I 4. Rappaport, Römische Geschichte bis 133 v. Chr.
I 5. Rappaport, Römische Geschichte von 133 bis Augustus.
II 2. Hoffmann, Die Aufklärung im 5. Jahrhundert v. Chr.
II 9. Walter Kranz, Die gracchische Bewegung.

Wie wichtig die Benutzung der Quellen für den Geschichtsunterricht ist, darüber besteht wohl unter den Fachmännern zurzeit kein Zweifel mehr. Über die Art der Benutzung läßt sich allerdings streiten. Mancher wird die gemeinsame Lektüre in der Klasse vorziehen, mancher, dem das zu zeitraubend ist, sich lieber auf das Vorlesen einzelner Stücke oder auf Referate der Schüler beschränken. Zu den vorhandenen Quellensammlungen ist vor kurzem eine hinzugekommen, die geradezu auf den Gebrauch in der Schule zugeschnitten ist, in der Auswahl der Stücke, in der Knappheit und dem billigen Preise: die Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen, herausgegeben von Lambeck-Berlin in Verbindung mit Kurze und Rühlmann. Die Sammlung zerfällt in zwei Reihen Hefte, von denen jedes nicht mehr als 32 Seiten umfaßt. Die Hefte der ersten Reihe sollen es dem Lehrer ermöglichen, 'die wichtigsten Ereignisse durch Quellen zu beleuchten und so die Hauptmomente aus dem geschichtlichen Unterrichtspensum zu bestimmterer Anschauung zu erheben'.

Heft 1 der ersten Reihe bietet uns Quellen für die griechische Geschichte bis 431 v. Chr., herausgegeben von Kranz. Wir finden hier hauptsächlich Homer mit Schilderungen der Kulturverhältnisse aus der ältesten Zeit und dem Mittelalter, Herodot mit Erzählungen aus den Perserkriegen, Thukydides mit Berichten aus dem Athen vor dem Peloponnesischen Kriege, auch einem Teile der Leichenrede. Daneben kommt Aischylos zu Worte mit dem Botenbericht aus den 'Persern', Euripides, Aristophanes und mancher andere. Sehr zu begrüßen ist es, daß hier wie in den folgenden Heften die Inschriften in reichem Maße herangezogen sind.

Alexander der Große und der Hellenismus wird uns in Heft 3 von Neustadt in gut ausgewählten Stücken vorgeführt. Arrian erzählt uns von Alexander in Opis 324, von seinem Tod und seinem Charakter. Demosthenes tritt uns mit einem Teile der Kranzrede entgegen. Die hellenistische Weltanschauung und das tägliche Leben schildern uns Polybios, Athenaeus, Theokrit und einige Inschriften.

Die römische Geschichte ist entschieden zu kurz gekommen: nur in zwei Heften, 4 und 5: Römische Geschichte bis 133 v. Chr. bzw. 133 bis Augustus, wird sie behandelt. Der Verfasser Rappaport hat bei dem verhältnismäßig sehr geringen Raum nur auf das Ringen Roms mit Karthago (Heft 4) und auf das Wirken Cäsars (Heft 5) näher eingehen können. Aber auch aus der Vorgeschichte Roms, den Ständekämpfen, den inneren Verhältnissen Roms im 3. und 2. Jahrhundert,

den Kämpfen zwischen Optimaten und Volkspartei ist manches Charakteristische erwähnt. In Heft 4 treten uns hauptsächlich Polybios und Livius entgegen; ersterem ist mit Recht vor Livius der Vorzug gegeben. Daneben hören wir manches aus Cicero, Varro, Diodor, Appian und den Inschriften. In Heft 5 kommen Sallust, Plutarch, Cicero, Cassius Dio, Cäsar und Sueton zu Worte.

Die Hefte der zweiten Reihe enthalten 'für einzelne geschichtliche Erscheinungen ein ausgiebiges Quellenmaterial, das sie in ihren historischen Zusammenhängen, in der Eigenart ihres Verlaufes und in ihrer Bedeutung für die Folgezeit erfassen läßt'.

Im zweiten Heft dieser Reihe gibt uns Hoffmann einen Überblick über die Aufklärung im 5. Jahrhundert v. Chr. Leukipp, Demokrit und Diogenes von Apollonia sehen wir hier in ihren Fragmenten als Begründer, die Sophisten, meist nach Platon und Aristoteles, als Träger der Aufklärung. Als die Dichter-Aufklärer werden uns dann Euripides und Aristophanes vorgeführt, endlich Sokrates als der wahre Aufklärer nach den Berichten des Xenophon, Platon und Aristoteles.

Heft 9 bringt uns die gracchische Bewegung, von Kranz herausgegeben. Appian und Plutarch treten uns hier besonders entgegen, neben ihnen Cicero, Livius, Dionysios von Halikarnaß, Diodor u. a. Die faulen wirtschaftlichen und politisch-sozialen Verhältnisse jener Zeit werden uns anschaulich geschildert, die Versuche der beiden Gracchen, ihnen abzuhelfen, ihre Reden und ihre Gegner.

Rogasen. W. Rehfeld †.

---

1) Suchier und Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage. Zweiter Band. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1913. 9 und 511 S. In Halbleder gebunden 10 *M*.

Daß der zweite Band der in neuer Auflage erschienenen Suchier-Birch-Hirschfeldschen 'Geschichte der französischen Literatur' eine noch weit bedeutendere Stoffvermehrung bringen würde als der in dieser Zeitschrift vor einiger Zeit besprochene erste Band, war vorauszusehen. Rechnerisch drückt sich der Zuwachs in dem Vergleich der etwa 400 Seiten der alten Ausgabe mit den 470 Seiten der neuen Ausgabe aus. Wer aber die Fülle des hinzugekommenen Materials in seiner ganzen Bedeutung zu erkennen und dazu noch seinen Wert im einzelnen zu schätzen in der Lage sein will, der muß sich schon die Mühe nehmen, das Werk in seiner neuen Gestalt gründlich durchzuarbeiten und diese Schritt für Schritt mit der alten Fassung zu vergleichen.

Und da fällt es uns vor allem wohltuend auf, daß in reicherem Maße, als das in der ersten Auflage geschehen ist, zumal aber daß genaue und leicht faßliche Analysen von den wichtigsten literarischen Schöpfungen gegeben sind, was man in der ersten Auflage beispielsweise selbst bei Hugos 'Notre-Dame de Paris', bei Montaignes 'Essais', bei mehreren Romanen Pierre Beyles vermissen mußte. Hierher gehören der so überaus belehrende Zusatz zu André Chéniers literarischer



Wertung (S. 309), die so sorgsam umgestaltete Beurteilung der Mme de Staël in bezug auf ihre Stellung im französischen Geistesleben ihrer Zeit (S. 315), der wichtige Zusatz zur Analyse von Hugos grundlegendem Drama 'Hernani' (S. 351), die hellere Beleuchtung des Balzacschen Genius, dieses Schöpfers des modernen französischen Sittenromans (S. 381), und die Buchung von Pierre Beyles später, fast ein halbes Jahrhundert nach seinem Hingang erfolgter, Anerkennung durch den Stendhalklub unter Vorantritt keines Geringeren als Hippolyte Taines (S. 385). Schon ist aus älterer Zeit Montaignes gedacht; doch hat ebenso wie dessen Essais das ums Jahr 1600 erschienene Epos d'Aubignés 'Tragiques' seiner Besonderheit entsprechend eingehendere Berücksichtigung gefunden. Aus dem großen Jahrhundert der französischen Literatur ist dann noch auf den Exkurs zu Pierre Corneilles Tragödien (S. 124), auf den zu des seinerzeit so beliebten Charles de St.-Evremond Aufsätzen, Briefen und Gesprächen (S. 130), auf den über Frau von La Fayette, die Meisterin des die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts beherrschenden heroischen Romans (S. 135), auf den über Malebranche, den bekannten Schüler des großen Descartes (S. 140), auf den Exkurs zu Mme de Maintenons literarischem Wirken (S. 201) und auf denjenigen zu Panard, den Vater des Vaudevilles (S. 227), hinzuweisen.

Neu hinzugekommen ist als ein ganzes, in sich abgeschlossenes Kapitel die von S. 426 bis S. 470 sich erstreckende Besprechung der 'Zeit der dritten Republik seit 1885' mit den Unterabteilungen: 1. Die philosophische Bewegung. Literarische Kritik und Geschichtschreibung (bis S. 432). 2. Der Roman (bis S. 446). 3. Die dramatische Dichtung (bis S. 460). 4. Die lyrische Dichtung (bis zum Schluß). Daß hierbei dem Roman und dem Drama der Löwenanteil zufällt, ist bei der Bedeutung dieser beiden literarischen Gattungen an und für sich erklärlich, um so erklärlicher aber noch, da Bourget, Maupassant, Loti, Huysmans, France und viele andre, die naturgemäß im letzten Kapitel der früheren Auflage als auch der Zeit des zweiten Kaiserreichs zugehörig erwähnt werden mußten, der besseren Übersicht zuliebe nun mit unter den Männern der jüngsten Literaturperiode Platz gefunden haben. Wenn daneben noch die Lyrik einen breiten Raum einnimmt, so kann das bei der eigenartigen Entwicklung, die diese Gattung gerade in den beiden letzten Jahrzehnten in Frankreich durchgemacht hat, nicht wundernehmen. Durch ihren stark individualistischen Zug hebt sie sich von der überlieferten Lyrik mit ihren konventionellen Formen und Ideen auch dem Ausland gegenüber als etwas Besonderes ab, wenn auch allerdings in bezug auf die Metrik bereits eine starke Neigung zur Rückkehr in die Bahnen der alten Tradition sich geltend zu machen beginnt.

Überraschender als all die besprochenen Neuerungen aber, zu denen ja einfach schon die Tatsache der keinen Stillstand kennenden literarischen Entwicklung des französischen Volkes gezwungen hat, ist der nun folgende 30 Seiten einnehmende Anhang, der die Literaturnachweise enthält. Dadurch erst ist das Werk zu einem für jeden selbständig Arbeitenden unter den Jüngern der romanischen Philologie geradezu unschätzbaren und unentbehrlichen Hilfsmittel geworden.

Stehen geblieben sind zwei Druckfehler aus der ersten Auflage, so S. 169 La Deverinesse statt La Devineresse und S. 423 La Grêve statt La Grève; als neu zu vermerken ist das Fehlen der Zahl 4 vor der Kapitelüberschrift 'Die Bühnendichtung' auf S. 115.

2) Böddeker-Bornecque-Erzgraeber, Übungsbuch für Gymnasien. I. Teil: Obertertia. 8. 104 S. Geb. 1,50 ℳ. II. Teil: Untersekunda. 8. 91 S. Geb. 1,50 ℳ. III. Teil: Obersekunda und Prima. 8. 119 S. Geb. 1,60 ℳ. Leipzig 1911. Verlag von G. Freytag.

'Das vorliegende Übungsbuch ist nach den Lehrplänen für die höheren Knabenschulen gearbeitet' lautet das diesem Unterrichtswerke vorgezeichnete Programm. Aber beginnt denn der französische Unterricht bei uns erst in Obertertia? und wenn nicht, was hat eigentlich die Verfasser bestimmt, den ersten Teil ihres Lehrgangs dieser Klasse zuzuweisen? Sieht man sich dann freilich im Buche näher um, so findet man, daß der darin gebotene Übungsstoff zum mindesten zwei oder drei Lehrjahre als abgeschlossen voraussetzt.

Als grammatisches Pensum enthält der für Obertertia bestimmte erste Teil im großen und ganzen die unregelmäßige Formenlehre, der in Untersekunda zu absolvierende zweite Teil die wichtigsten Abschnitte der Syntax und der auf Obersekunda und Prima berechnete dritte Teil die Ergänzung der Satzlehre, ohne daß das jedoch überall von vornherein klar gegeben wäre.

Eingeteilt sind die einzelnen Kapitel im ersten der drei Bücher in je sechs Teile, im zweiten und dritten in je fünf Teile. So enthält beispielsweise Kapitel 6 als ersten Teil das Lesestück *'La Chambre des Députés'*. Der zweite Teil ist überschrieben 'Wörter und Wendungen' und enthält die Aufgabe: Stelle aus dem Lesestück die verschiedenen Übersetzungen der Präposition 'vor' fest. Der dritte Teil enthält Konjugierübungen zu den eingangs angegebenen Verben: *ouvrir, couvrir, offrir, souffrir, cueillir, saillir, bouillir, vêtir* und *fuir,* ihren Kompositen und den mit ihnen gebildeten Redensarten. Der vierte Teil verlangt die Umformung des Lesestückes, indem das dort angewendete Präsens ins Imperfektum (bzw. Passé défini) und Perfektum und die dort angewendete erste Person in die dritte Person abgewandelt wird. Der fünfte Teil gibt deutsche zum Übersetzen ins Französische bestimmte Übungssätze und der sechste Teil ein gleichfalls zum Übersetzen bestimmtes zusammenhängendes Stück. Unter diesen sechs Teilen gibt natürlich der 'Umformung' betitelte vierte Teil zu den mannigfaltigst wechselnden Übungen, namentlich auch zu *Compositions* größeren oder geringeren Umfangs Anregung.

In Teil I wechseln Erzählungen, Beschreibungen, Briefe und Gespräche in anmutender Weise ab, und die Stoffe selbst *Les théâtres à Paris, Le climat de la France, Napoléon Ier, Ce que l'on boit en France, Jeanne d'Arc, Les tramways électriques, L'agriculture et l'industrie de la France, Colbert, Paris ville de travail* zeugen von dem belehrenden und zugleich doch höchst interessanten Inhalt.

Ein Raum von 10 bis 15 Seiten ist der Poesie vorbehalten, die erklärlicherweise all jene auch aus anderen Lehrbüchern schon bekannten

Gedichte eines Lafontaine, Béranger, Gautier, Musset, Hugo und Coppée bringt. Daran schließt sich dann ein 'Wörterverzeichnis zu den Gedichten', und am Schluß findet sich noch ein nach Stoffen *La maison, L'habitation, La ville, Les saisons, Le chemin de fer, La poste* u. dgl. m. geordnetes, für Sprachübungen berechnetes *'Vocabulaire'*. Illustrationen, die neben Allbekanntem auch manches Neue, wenn auch nicht immer Notwendige, zur Anschauung bringen, schmücken die drei Teile dieses Unterrichtswerkes, den dritten Teil speziell noch zwei Karten von Frankreich, zwei Pläne von Paris und eine Münztafel.

Die gesamte Anlage des Buches ist wesentlich auf Übersetzen und Rückübersetzen gerichtet, huldigt also der alten Methode des Sprachunterrichts. Die äußere Brauchbarkeit würde durch ein etwas handlicheres Format entschieden gefördert werden.

3) Recueil de Morceaux choisis d'auteurs français par Henri Bornecque et Benno Röttgers. Édition en trois parties. 8. Jeder Band geb. 2 ℳ. Berlin 1911. Weidmannsche Buchhandlung.

Es ist ein überaus fleißiges und wohlüberlegtes Werk, das da in drei Bänden vor uns liegt, im ersten die Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts, im zweiten die romantische Periode (1820—1850) des 19. Jahrhunderts und im dritten die realistische (1850—1880) und die zeitgenössische (1880—1900) Periode des 19. Jahrhunderts behandelnd. Der erste Band aber enthält die Einleitung oder vielmehr die Einleitungen zu allen dreien, und zwar als umfangreichste die 20 Seiten umfassende *Histoire de la littérature française.* Dieses ist die dritte in der Reihenfolge der Einleitungen. Eine willkommene Ergänzung dazu bietet die sechs Seiten zählende erste Einleitung 'Histoire de la langue française', während allerdings die an zweiter Stelle folgende acht Seiten umfassende Abhandlung über 'Le vers français', so gediegen und beachtenswert sie ist, ein wenig aus diesem Rahmen herausfällt.

Und nun zum eigentlichen Inhalt, der sich im ersten Band von S. 34 bis S. 183, im zweiten Band von S. 184 bis S. 353 und im dritten Bande von S. 354 bis S. 500 erstreckt. Da tritt denn als auszeichnende Eigenschaft die gedankliche Durcharbeitung des Stoffes, auf die der Verfasser oder vielmehr die Verfasser es in erster Linie abgesehen und die sie dem Leser haben vermitteln wollen, überall bedeutsam hervor. So haben nicht bloß — um hier gleich das jedem in die Augen springende Moment zu nennen — der historische, der literarischkritische und der philosophische Prosaabschnitt ihre den Inhalt bezeichnenden Überschriften, sondern sogar ein jeder poetische Abschnitt bis auf das dramatische Bruchstück trägt die Bedeutung, die es innerhalb der Gesamtliteratur oder unter den Werken des betreffenden Dichters oder aber in der Welt- und Kunstanschauung dieses Dichters hat, an die Stirn geschrieben. So heißt es also beispielsweise als Aufschrift zu dem *Socrate chrétien, Discours VIII* von Balzac als Überschrift nicht bloß, wie dies der Inhalt der Predigt zum Ausdruck bringt: *Dieu règne sur les rois et sur les empires,* sondern es ist diesem Abschnitt noch die literarische Einschätzung: *Sentiment de la cadence; ampleur et clarté*

de la période; éclat du style mit auf den Weg gegeben. So ist der La Fontaineschen Fabel *Le chat, la belette et le petit lapin* zur literarischen Würdigung die Aufschrift *Sens de la nature, psychologie, pittoresque* und ihr im Verein mit den Fabeln *Les deux pigeons* und *La Mort et le bûcheron* der gemeinsame, sie von den vorangegangenen unterscheidende Titel: '*Les fables analogues aux fabliaux*' vorangesetzt. Und von dem großen Molière bringt das Werk in seinem ersten Teile unter der Überschrift A. '*Les idées sur la comédie*' eine Stelle aus der *Critique de l'École des Femmes* mit dem Titel *La comédie et la tragédie* und eine weitere unter dem Titel *Sur les règles* und endlich eine dritte Stelle unter dem Titel *A l'approbation de quels spectateurs se fie-t-il de préférence?* und schließt daran noch einen Abschnitt aus dem *Impromptu de Versailles* unter dem Titel *Réponse aux ennemis qui l'accusent de peindre des portraits d'après nature.* Dann aber folgen unter der Überschrift B '*L'auteur dramatique*' ein längeres Bruchstück aus dem *Malade imaginaire* mit dem Doppeltitel *La philosophie de Molière* und *Attaques contre la médecine,* zwei Bruchstücke aus *Les Précieuses ridicules* unter dem gemeinsamen Titel *Attaques contre la préciosité,* die Eingangsszene aus *Tartuffe* unter der ihren dramatisch-vorbildlichen Wert kennzeichnenden Aufschrift *Art d'exposition,* eine *Les Caractères* betitelte Szene aus dem *Avare* und wider eine Szene aus *Tartuffe* unter dem Titel *Les mots de Molière.*

Jedem der drei Bände schließen sich Französisch geschriebene, teils sachliche, teils sprachliche Bemerkungen an, die uns zu den im Buche enthaltenen Schriftstellen Erklärungen von ganz besonderer Gediegenheit bieten. Den gleichen Charakter tragen die 'Tables des Matières', die 'Indices' und die allerdings etwas eigenartigen 'Synchronistischen Tabellen', in denen neben den gleichzeitigen historischen, literarischen und künstlerischen Ereignissen, zwischen denen ja gewiß oft ein Zusammenhang besteht, merkwürdigerweise auch die Erfindungen gebucht werden, wie neben Lamartines '*Histoire des Girondins*' die *Photographie sur papier,* neben Coppées '*Reliquaire*' Pasteurs *Etudes sur les vins,* neben Zolas '*Roman expérimental*' die *Bicyclette créée.*

Auf alle Fälle wird man zu dem Endurteil gelangen: Entschließt man sich in unsern oberen Gymnasial- und Realschulklassen zur Durcharbeitung einer Chrestomathie, statt an die Lektüre vollständiger Schriftwerke heranzugehen, so dürfte sich da nicht leicht etwas Gediegneres bieten als die vorliegenden drei Bände, deren Studium aber ganz gewiß jedem der französischen Literaturforschung Beflissenen empfohlen werden kann.

4) Französisch-deutsches und deutsch-französisches Taschenwörterbuch von Prof. Dr. Henri Rogivue. In zwei Teilen. Leipzig. Otto Holtzes Nachfolger. 1913. 452 u. 484 S. geb. je 2 ℳ.

Nur wenige Jahre sind ins Land gegangen, seitdem ich dies Wörterbuch hier besprochen habe, und schon ist eine zweite Auflage erforderlich geworden; der beste Beweis für die Brauchbarkeit des Buches, da ja an derartigen Hilfsmitteln gewiß kein Mangel ist. Aber

allerdings schlägt Rogivue die Konkurrenz sicherlich allein schon durch den beispiellos niedrigen Preis von 3,50 ℳ bei einem Umfang von 452 und 484 Seiten. Die verhältnismäßig große Zahl der Seiten wiederum bürgt angesichts der Verwendung eines ebenso einfachen wie praktischen Abkürzungssystems für eine Vollständigkeit des Materials, wie sie sonst nur in größeren Wörterbüchern angetroffen zu werden pflegt. Da nun dem Buche seine ursprüngliche Gestalt in jeder Beziehung unverändert belassen ist, kann ich auch dieses Mal neben der Vollständigkeit die Übersichtlichkeit, den kräftigen Druck des Grundwortes, die klaren Typen für alle übrigen, die geschickte Benutzung der eingangs vereinbarten Buchstaben rühmen. Wie die Beibehaltung dieser Vorzüge aber versteht sich allerdings auch die Nichtberücksichtigung der Verbesserungsvorschläge, die ich bei Besprechung der ersten Auflage gemacht habe, von selbst.

5) Paul Passy, Petite phonétique comparée des principales langues européennes. 2ième édition. Teubner, Leipzig u. Berlin 1912. 145 S. 8. geh. 2 ℳ, in Leinwand 2,40 ℳ.

Dies, wenn auch kleine, so doch erschöpfende Büchlein über die 'Vergleichende Phonetik der europäischen Hauptsprachen' kann dem Studierenden der neueren Philologie nicht warm genug empfohlen werden, gleichviel, ob er nun auf Grund der ihm von dem größten französischen Phonetiker vermittelten Kenntnisse später seinen Unterricht auf höheren Schulen erteilen oder ob er auf der Hochschule irgendeinen Zweig der romanischen Philologie zu seinem Forschungsgebiet wählen will. Denn auch für die wissenschaftliche Erklärung zahlreicher sprachlicher Vorgänge ist eine gründliche Erkenntnis des Wesens der Sprachlaute, der Vokale wie der Konsonanten, der *sons accessoires* wie der *sons transitoires* und all ihrer verschiedenen Verbindungen unentbehrlich. Für den künftigen Schulmann aber, der nach seinen romanischen Studien an deutschen Universitäten von den in Betracht kommenden Ländern zum mindesten ja Frankreich und dessen große Philologen aufzusuchen pflegt, ist es für die Fortsetzung seiner phonetischen Studien im Ausland von Nutzen, sich bereits vorher aus Passy die ihm in der Regel noch nicht geläufigen französischen Fachausdrücke, als da sind *la fricative laryngale, la semi-roulée uvulaire, la latérale vélaire, la plosive palatale* u. dgl. m. vertraut zu machen. Daß Passy den deklamatorisch-rhetorischen Einflüssen in weitem Maße Rechnung trägt, ist bei seinen Bestrebungen nicht verwunderlich. Daher finden wir im Anhang je einen französischen, einen englischen und einen deutschen Text in der *Prononciation familière rapide,* der *Prononciation familière ralantie,* der *Prononciation soignée* und der *Prononciation solennelle* widergegeben. Ebenso werden uns Texte in nordfranzösischer und südfranzösischer Aussprache, im Schweizer Französisch, im Spanischen Kastiliens und Amerikas, in Portugiesisch, Italienisch, Nord-, Süd- und amerikanischem Englisch, in Deutsch, Dänisch, Norwegisch, Schwedisch, Isländisch und Russisch geboten. Dazu kommen dann noch allerlei Schemata und Tabellen, die mir als höchst praktische Beigaben erscheinen. Befreunden

aber kann ich mich hier sowenig wie sonstwo mit der phonetischen Umschrift, deren Existenzberechtigung nachzuweisen mir auch Passy schuldig geblieben ist.

6) Cyprien Francillon, Französisch-deutsches Gesprächsbuch. Sammlung Göschen. Berlin und Leipzig. Göschensche Verlagshandlung. 1912. 120 S. 8. In eleg. Leinwandband 80 ₰.

Handliches Format, klarer Druck und große Übersichtlichkeit empfehlen dieses 'Gesprächsbuch' gleich bei der ersten Durchsicht. Ein Blick auf den Inhalt zeigt uns die übliche Einteilung in die Stoffe: Auf der Eisenbahn, Im Hotel, Im Speisehause, Das Wetter, Die Zeit, Die Kleidung u. dgl. m. Es sind 19 Abteilungen, die auf 117 Seiten ihre Erledigung finden, die natürlich ebensoweit davon entfernt sind, den Inhalt des menschlichen Lebens zu erschöpfen wie die meisten Werke ähnlicher Tendenz. Es wird sich noch immer so treffen, daß der in den Laden Tretende unter all den so sorgsam ausgestalteten Phrasen auf S. 62 bis S. 72 grade diejenigen nicht finden wird, die er braucht, und daß der nach Paris verschlagene Deutsche bei Bestellung eines Anzugs gerade derjenigen Redensarten am meisten bedürfen wird, die auf S. 54 bis S. 59 nicht gegeben sind. Am besten dienen uns in ähnlichen Fällen stets doch die kleinen Taschenwörterbücher, die allerdings schon eine geringe Sprachbeherrschung bei dem Benutzer voraussetzen. Zu rühmen ist an dem vorliegenden Werkchen jedenfalls, daß es sich von den gewundenen und verstiegenen Redensarten, die man in den Gesprächsbüchern allenthalben zu finden gewohnt ist, im großen und ganzen frei hält. Das Register auf S. 118 bis S. 120 leistet sicherlich gute Dienste.

Frankfurt a. M. Max Banner.

Thomas Carlyle, Military Career of Frederick the Great from 'the History of Frederick the Great'. Adapted for the use of schools, and with a full English Commentary supplemented by German equivalents by W. Ulrich, Ph. D. XI und 120 S. 1,50 ℳ. Leipzig 1914. Verlag der Dykschen Buchhandlung. Neusprachliche Reformbibliothek. Herausgeber: Dr. B. Hubert und Dr. R. Kron. 45. Band.

Wie die Livianische Darstellung des welterschütternden zweiten Punischen Krieges eine spannende und fördernde Lektüre für die Oberklassen ist, so bietet auch die Geschichte Friedrichs des Großen von Th. Carlyle trotz des lapidaren, wuchtigen, unebenen, an das ruckweise hervorgestoßene Geschmetter einer Bismarckrede erinnernden Stiles einen von der vorgeschrittenen Jugend begeistert aufgenommenen Lesestoff. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke des Verlages, aus dem sechsbändigen Werke die Heldentaten des Alten Fritz herauszuschälen und in einem handlichen Bande den Primanern mundgerecht machen zu lassen.

Was nun zunächst den Text der zusammengedrängten Geschichte betrifft, so ist anzuerkennen, wie der Bearbeiter die nicht leichte Aufgabe gelöst hat, ohne Sandersons Auszug allzu stark heranzuziehen. Einige Kapitel sind von packender, dramatischer Kraft und Wirkung; so erinnert die Schilderung der Schlacht bei Leuthen unwillkürlich an die Kapitel,



die Livius der Schlacht bei Kannä widmet. Solche Eindrücke regen den jugendlichen Geist an und bleiben im Gedächtnisse haften. Auch die äußere Ausstattung und Darbietung der elf Kapitel ist lobenswert, von einigen Flüchtigkeiten abgesehen: 1, 4; 41, 12; 51, 3; 75, 26; 57, 6; 42, 32 (Zeichensetzung und Trennung); 73, 3 *te* statt *the*; 116, 30 Zeilenzahl; 89, 14 *down* statt *town*; das selbe Versehen vermutlich in 93, 13; *Fink* und *Finck* 100ff.

Die Bearbeitung des in einem besonderen Heftchen von 41 Seiten beigefügten Kommentars ist durchweg zuverlässig und sorgfältig. Um in dem englisch geschriebenen Kommentare nicht Unbekanntes durch Unbekanntes zu erklären, hat der Herausgeber über 700 deutsche Übersetzungshilfen gegeben; das ist entschieden zuviel. Dadurch wird der Charakter einer Reformausgabe entschieden geschwächt. Der Schüler soll gewiß nicht allzuviel Zeit auf das Aufsuchen von ungewöhnlichen Wörtern und Wendungen verwenden; aber haben uns die letzten Jahre nicht eine ganze Anzahl handlicher Wörterbücher beschert, so kürzlich das Schulwörterbuch von Ziegler und Seiz für 4,80 ℳ? Demnach müßte *say* 20, 11 in der Bedeutung ungefähr, etwa kurz umschrieben werden, da das Wort in großen Wörterbüchern mehrere Spalten umfaßt, aber Wörter wie *cage, ounce, spelling, notion, legal* u. a. wird man in jedem Lexikon im Nu nachschlagen können, wenn es überhaupt nötig ist. Einem Primaner muß man doch schon etwas zumuten. Dahin gehört auch, wenn 67, 9 zu *Lützen* und *Wallenstein* bemerkt wird: *In the famous battle of Lützen (in 1632) Gustavus Adolphus of Sweden defeated Wallenstein, but was killed. Wallenstein was a famous general of the Imperialists* (Kaiserlichen) *during the Thirty Years' war. He was assassinated at Eger.* Derartige Anmerkungen sind für den Leser eines Carlyle höchst überflüssig. Bei der notwendigen Neubearbeitung des Kommentars möge man ferner folgende Stellen beachten: 42, 26 *for one's health;* 52, 9 *Catins;* 31, 29 *Tschone;* 43, 18 verschoben; 64, 10 *umpire* (ú) ist keine klare Aussprachebezeichnung; 65, 26 *chief* ist nicht nur der erste Inhaber, sondern auch der Vorsitzende, der Präsident, der Großmeister, 73, 23 *odd* kam schon auf der vorhergehenden Seite vor; 13, 30 *Marchese di Botta* ist nicht englisch und weiblich, sondern italienisch und bedeutet Markgraf; 33, 25 *The Prussians try it again. Again, with a will; but again there is not a way* braucht nicht umgeändert zu werden. *'Again they have a will, i. e. are willing'*, sondern das vorhergehende Subjekt und Prädikat *the Prussians tried* ist zu ergänzen = Abermals versuchten die Preußen den Ansturm mit der äußersten Kraftanstrengung, *doing their utmost, by never such exertions,* denn so heißt die ziemlich häufig vorkommende Wendung *with a will;* in dem darauf folgenden Satze schwebt dem Autor sodann *a will* in der Bedeutung Wille vor, so daß es mit *a way* auf das bekannte Sprichwort anspielt. Zu 119, 25 würde ich 'Grundstellung', *status quo ante* hinzufügen. Trotz dieser Ausstellungen hat mir die Auswahl aus Carlyle so sehr gefallen, daß ich entschlossen bin, sie als nächstjährige Lektüre für die Oberprima vorzuschlagen.

Duisburg-Meiderich. Joseph Mellin.



Das Arierproblem

von

Sigm. Feist

Soweit wir die Geschichte der Menschheit zurückverfolgen können, so alt ist das Verlangen und vermutlich auch das Bedürfnis der Menschen nach einer kausalen Erklärung ihrer Herkunft und nach dem Einblick in ihre Vergangenheit. Je niedriger nun die Kulturstufe eines Volkes ist, um so primitiver sind die Erklärungen, die es hierfür zur Hand hat. Sie scheinen aber nirgends ganz zu fehlen. So leitet ein Stamm der Weddas auf Ceylon, der in der Kultur tiefststehenden Menschen, die wir kennen, seinen Ursprung von den Kindern eines Weibes her, das einst die Gemahlin eines singhalesischen Fürsten war, aber von ihm verjagt wurde, als er eine ebenbürtige Frau genommen hatte. Australische Stämme, die kulturell nicht viel höher stehen, pflegen ihren Ursprung zumeist auf das geheiligte Tier, das sogenannte Totem, ihres Klans zurückzuführen, das somit zugleich auch als mythischer Ahnherr gilt[1]. Sie glauben also einem Känguruh, Kasuar, Habicht, Wolf usw. entsprossen zu sein. Ähnliche Vorstellungen haben indianische Volksstämme in Amerika. Die Zurückführung des Volkes auf einen göttlichen Ahnen, die sich hier in primitiver Form zeigt, ist überhaupt weitverbreitet. Die alten Germanen leiteten nach Tacitus ihren Ursprung auf *Mannus* (d. h. Mensch), den Sohn des erdentsprossenen Gottes *Tuisco* (d. h. **Tīwiskōn* 'der Göttliche') zurück. Ähnlich ließen die Griechen ihren mythischen Stammherrn *Hellen* von *Deukalion*, der selbst von dem Titanensprößling *Prometheus* gezeugt worden war, abstammen. Aus allen angeführten Beispielen, die sich natürlich mit Leichtigkeit vermehren lassen, leuchtet ein gemeinsamer Zug hervor: das Bestreben der Völker sich einen höheren, vornehmen Ursprung zuzulegen. Als Stammvater muß ein Ahn göttlicher Abkunft oder, wenn das aus irgendeinem Grunde nicht angeht, wenigstens ein aus einer als höherstehend angesehenen Rasse stammender Mensch gelten. Wir haben soeben von dem Stamm der Wedda gehört, die singhalesischen Ursprungs sein wollen; aber nicht anders verfuhren

---

[1]) In der sehr strittigen Frage nach der Herkunft und Bedeutung des Totenkults ist neuerdings die Behauptung aufgestellt worden, das Totem sei nur als 'Symbol' des Ahnherrn, als sein heiliges Tier aufzufassen.



die Israeliten, wenn sie ihrem Stammvater *Abraham* (*Abram* 'hoher Vater'), den man sich doch wohl als herdenbesitzenden Beduinenfürsten zu denken hat, von Ur im Lande der Chasdim (Chaldäer) nach Kanaan einwandern ließen, vermutlich weil diese in Südbabylonien herrschende Schicht für die vornehmste Rasse gehalten wurde, als die endgültige Redaktion der Bibel erfolgte (im siebenten Jahrhundert vor Christi).

Als die Römer aus einem Bauernvolk zur weltbeherrschenden Macht emporzusteigen begannen, da genügte ihnen ihre Herkunft von Hirten und Friedlosen aus Latium nicht mehr; sie legten sich einen vornehmeren Ursprung zu. Ihre gebildeten Kreise waren nach der Eroberung Unteritaliens mit der griechischen Literatur, besonders mit den homerischen Gedichten bekannt geworden. In dem aus Kumä stammenden Sibyllenkult und in den sibyllinischen Büchern spielten nun die *Aeneaden* eine Rolle. Man bezog sie auf den Trojaner *Aeneas*, ließ ihn aus dem zerstörten Ilion nach Italien flüchten, und schon zur Zeit des ersten Punischen Krieges war der den eitlen römischen Großen zusagende Mythus fertig: die Römer sind Abkömmlinge der Trojaner. Unter der Herrschaft des *Augustus* wollte *Vergil* den Römern werden, was *Homer* den Griechen war. Wenn dieser die Hellenen verherrlicht hatte, so mußte der Römer konsequenterweise die Trojaner zu Helden seines Epos machen, und so entstand die Aeneis, eine Dichtung, die bis tief ins Mittelalter literarischen Einfluß ausübte.

So kam es, daß der Mythus von der trojanischen Abkunft der Römer von fränkischen Schriftstellern übernommen und auf ihre Volksgenossen übertragen wurde. Als die Franken ein großes Reich gegründet hatten, da beginnt ihre Geschichte in den offiziellen Darstellungen mit der Darlegung ihres Ursprungs von den Trojanern (bei *Fredegar* und bei *Gregor von Tours*). Das erklärt uns die weite Verbreitung und das lange Nachleben der Trojasage im Mittelalter, die in *Benoîts* 'Roman de Troie' mit seinen 30 000 Versen ihre klassische Verkörperung fand. Die Sage von der Abstammung der Franken von den Trojanern hatte im ganzen Mittelalter Kurs, und wir treffen sie noch im 16. Jahrhundert in *Ronsards* Heldengedicht 'Franciade' an (1572). So stark war die Lebenskraft eines Kunstmythus, daß er nahezu zwei Jahrtausende überdauerte.

Doch gehen wir mit Römern, Franken und mittelalterlichen Franzosen nicht zu streng ins Gericht. Noch im 19. Jahrhundert konnte man im bibelgläubigen England die Behauptung aufstellen, die Engländer seien die Nachkommen der verschollenen zehn Stämme Israels! Wir lächeln heute über die Leichtgläubigkeit vergangener Geschlechter; haben wir aber ein Recht dazu? Denn gerade jetzt befinden wir uns wieder in einer Periode intensivster Mythenbildung, die sich in keiner Weise von der des Altertums unterscheidet, auch nicht darin, daß sie sich mit dem Mantel der Wissenschaftlichkeit umgibt. Denn Wissenschaft ist doch nur

das, was jede Zeit als Wahrheit anzusehen pflegt, und dürfen wir etwa annehmen, die Römer oder Franken hätten ihre Abkunft von den Trojanern nicht für ebenso erwiesen angesehen wie wir die unsrige von den Ariern, die im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert von gewissen Forschern geradezu als Mythenvolk ausgestaltet worden sind.

Da eben von Franken und Franzosen gesprochen wurde, mag das neueste Werk über Frankreichs Urgeschichte, *Camille Jullians* 'Histoire de la Gaule' ins Auge gefaßt werden. Hier wird die Herkunft der Kelten aus dem Germanengebiet, das zugleich als Urheimat der Indogermanen (Arier) angesehen wird, wie eine erwiesene Tatsache vorgetragen, und weitgehende Schlußfolgerungen werden aus dieser Annahme gezogen. Aber sprachliche Gründe lassen die ursprüngliche Identität von Kelten und Germanen als gänzlich unmöglich erscheinen, was dem Historiker *Jullian* freilich nicht bekannt war, und die Urheimat des indogermanischen Stammvolks vermögen wir mit den uns zu Gebote stehenden wissenschaftlichen Hilfsmitteln nicht derart scharf zu umgrenzen, wie es in seinem Buche geschieht, das sich freilich dabei auf Sprachforscher und Prähistoriker berufen kann.

Selbst die Nachrichten über die Kelten sind nur äußerst spärlich; wir wissen aus den Erwähnungen bei klassischen Autoren und aus der Verbreitung keltischer Ortsnamen nur so viel, daß sie seit der Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends über Mitteleuropa, Frankreich und einen Teil von Spanien herrschten und sich später auch nach Großbritannien und Irland ausdehnten. Woher sie gekommen sind und von welchem Punkte aus ihre gewaltige Expansion erfolgte, ist gänzlich unbekannt. Wir wissen ferner nicht, wie ihre ethnische Zusammensetzung war, und können nur einige europäische Urvölker nennen, die sich ihnen unterwerfen und sprachlich mehr oder minder assimilieren mußten: Rätier, Etrusker, Ligurer, Iberer, Briten, Pikten und Skoten. Die keltische Sprache ist uns nur in wenigen Inschriften und in Orts- oder Personennamen erhalten; doch das Vorhandene sowie die Abkömmlinge des Keltischen (Irisch, Gälisch usw.) genügen, um uns zu zeigen, daß sie zur indogermanischen Sprachfamilie gehörte. Zu ihr stellen sich ferner, wie bekannt, die indischen und iranischen Mundarten sowie das Armenische in Asien, die slawischen Sprachen und das Litauische, das Griechische und Lateinische sowie dessen romanische Tochtersprachen, endlich die germanischen Sprachen in Europa. Eine noch größere einstige Ausdehnung des indogermanischen Sprachgebiets ergab sich durch die reichen Handschriftenfunde, die im letzten Jahrzehnt in Ostturkestan gemacht wurden. Verschollene Sprachen, wie das Tocharische, das Sogdische und Nordarische, wurden dadurch wider der Vergessenheit entrissen. Wenn diese Sprachen bis gegen das Ende des ersten Jahrtausends nach Christus lebendig waren, so erhalten wir durch die in babyloni-

scher Keilschrift geschriebenen Tontafeln aus Tel-Amarna in Ägypten und Denkmäler aus Boghasköi in Kleinasien Kunde von einer ehemaligen Verbreitung arischer Sprachen in Vorderasien (Kleinasien und Syrien). So ergibt sich eine im Laufe der Zeit mehr oder minder große Ausdehnung des indogermanischen Sprachgebiets über Südasien, Kleinasien und Vorderasien, von der sich heute nur noch ein Teil erhalten hat, während andere Länder jetzt eine Domäne der türkischen und semitischen Sprachen geworden sind. Jünger ist die Ausbreitung der indogermanischen Sprachen in Europa, wo weite Gebiete (Spanien, Südgallien, Alpengebiet, Norditalien, Großbritannien, Irland usw.) sogar erst an der Schwelle der geschichtlichen Zeit oder noch später indogermanisiert worden sind. Die Verpflanzung des Englischen nach Nordamerika, des Spanischen und Portugiesischen nach Mittel- und Südamerika, des Russischen nach Nord- und Ostasien ging und geht im hellen Lichte der historischen Überlieferung und der Gegenwart vor sich.

Die Verwandtschaft aller dieser Sprachen wissenschaftlich nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst des Begründers der indogermanischen Sprachwissenschaft *Franz Bopp* ('Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache' 1816). Er stellte den Begriff der indogermanischen (indoeuropäischen, arischen) Sprachfamilie auf. Seine Nachfolger bauten das Gebiet weiter aus und suchten die hypothetische Stammutter aller indogermanischen Sprachen, die indogermanische Stammsprache, zu rekonstruieren. Über ihre Laute und Formen hatte man früher andere Ansichten wie jetzt. Der Sprachforscher *August Schleicher* und seine Zeitgenossen erkannten der Stammsprache nur drei Vokale: *a, i, u* zu; heute setzt man fünf Vokale: *a, e, i, o, u* und einen reduzieren Vokal (wie das Schwa des Hebräischen) ein. Auch der Konsonantismus wird heute anders aufgestellt wie früher, da die Methode der Forschung sich immer mehr verfeinert und daher tiefer in das Wesen jener vorausgesetzten indogermanischen Stammsprache eindringt. Unsere Nachkommen werden vermutlich wiederum zu abweichenden Ergebnissen gelangen. Wir dürfen eben nicht aus dem Auge verlieren, daß es sich bei der Wiederherstellung der älteren Stufe der indogermanischen Sprachen um ein erschlossenes Gebilde, nicht um eine Sprache handelt, die uns in Inschriften und literarischen Denkmälern überliefert ist. Vollends zurückzuweisen ist der Gedanke, als ob man von dieser hypothetischen Stammsprache aus zu dem Ursprung der Sprache überhaupt vordringen könne, indem man sie als eine Art Ursprache ansieht. Davon kann gar keine Rede sein. Wie die romanischen Sprachen auf das Lateinische, dieses selbst auf das unbekannte Uritalische, so geht das letztere mit seinen Schwestersprachen auf das ebenfalls unbekannte Indogermanische zurück, das wir aus der Vergleichung der Einzelsprachen erschließen. Dieses ist aber seinerseits ein Ableger noch älterer Sprachstufen, die uns völlig un-

bekannt sind. Vom Ursprung der menschlichen Sprache, wenn man einen solchen überhaupt wissenschaftlich fassen kann, ist die indogermanische Stammsprache jedenfalls durch ungezählte Geschlechter und Jahrtausende getrennt.

Die meisten Sprachforscher begnügen sich mit der Erforschung dieser erschlossenen indogermanischen Stammsprache, ihrer Lautgesetze, Formenlehre, Syntax, Betonung und Weiterentwicklung in den Einzelsprachen. Sie halten ein Vordringen zu dem Träger dieser Sprache, dem indogermanischen Stammvolk, und seiner Kultur für aussichtslos und daher für wissenschaftliche Bestrebungen ungeeignet. Darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Gewiß ist die indogermanische Stammsprache zwar nur ein hypothetisches, indes doch wissenschaftlich gut fundiertes Gebilde, wie sich bei der Verarbeitung der in Zentralasien neu entdeckten Sprachen zeigte. Ihre Laute, grammatischen Formen und ihr Wortschatz fügten sich leicht in das bestehende Gebäude der Sprachwissenschaft ein, die sogar weit mehr Licht auf sie werfen als von ihnen empfangen konnte. Die Träger der indogermanischen Stammsprache sind natürlich noch weit weniger faßbar als die Sprache, da wir nirgends geschichtliche Nachrichten über sie besitzen. Wo sie wohnten, wie sie aussahen, wie ihre Ausbreitung vor sich ging, in welche Stämme sie sich spalteten, ehe sich die historisch bekannten Völker entwickelten, sind Fragen, deren Beantwortung nur andeutungsweise oder überhaupt nicht gegeben werden kann, wenigstens von der ernsthaften Wissenschaft nicht. Ganz auf ihre Beantwortung verzichten darf sie aber aus mancherlei Gründen nicht, besonders weil sonst der dilettantischen Mythenbildung Tor und Türe noch weiter offen stünden, als es bedauerlicherweise schon jetzt der Fall ist.

Hören wir zunächst, was uns die indogermanische Urgeschichtsforschung über die Herkunft des Stammvolks zu sagen hat. Wenn wir die heutige Verbreitung indogermanischer Sprachen ins Auge fassen, so erstreckt sich ihr Gebiet — abgesehen von den erst in der Neuzeit hinzugekommenen Kolonisationsgebieten Amerikas, Afrikas und Australiens — über nahezu ganz Europa und einen Teil des vorderen und südlichen Asiens. Diese heutige Ausdehnung indogermanischer Sprachen in der alten Welt entspricht aber, wie wir freilich erst im letzten Jahrzehnt erfahren haben, keineswegs den Verhältnissen in früheren Zeiten. Was Europa betrifft, so ist noch heute das Gebiet der baskischen Sprache (nördlich und südlich der westlichen Pyrenäen), des Ungarischen, Finnischen, Lappischen und einiger kleinerer Sprachsplitter in Rußland sowie des Türkischen um Konstantinopel in Abzug zu bringen. Im Altertum gab es noch eine ganze Reihe nichtindogermanischer Sprachen in Europa, die vornehmlich von dem Lateinischen aufgesogen wurden: das Iberische in Spanien und Portugal, das Ligurische in Frankreich und Oberitalien, das Etruskische in Mittelitalien, das Rätische im Alpengebiet usw.

Es fanden sich außerdem noch mehrere indogermanische Sprachen, die entweder ganz untergegangen oder heute nur noch in dürftigen Resten fortleben: das Keltische in Süddeutschland, Frankreich und auf den britischen Inseln, das Thrakische und Illyrische auf der Balkanhalbinsel, italische Dialekte (Oskisch, Umbrisch, Sabellisch) in Italien. Vermutlich ist uns daneben von manchem indogermanischen Dialekt und bekanntlich von vielen nichtindogermanischen Sprachen (z. B. der Pikten und Skoten in England) keinerlei Kunde überliefert, soweit ihre Träger fern von den Brennpunkten der alten Kultur ihr Schicksal vollendet haben. In Südeuropa (Italien, Griechenland nebst den Inseln) und Westeuropa sind die indogermanischen Sprachen erst an der Schwelle der geschichtlichen Zeit verbreitet worden, und auch Nordeuropa, das Gebiet der germanischen Rasse, ist nach meinen Untersuchungen erst spät eine ihrer Domänen geworden[1]). In vorhistorischer Zeit ist demnach, soweit unser jetziges Wissen reicht, nur das Donautal und Südrußland als etwaiges Verbreitungsgebiet der Indogermanen in Europa anzusetzen, also ein recht kleiner Teil unseres Kontinents, der sich zudem noch mit der uralten Einbruchsstraße asiatischer Völkerschaften nach Europa deckt.

In Asien dagegen war die Ausdehnung der indogermanischen Sprachen in alter Zeit weit größer wie heutzutage. Davon ist schon die Rede gewesen. Arische Sprachen waren um 1500 vor Christus in Kleinasien und Syrien 'einschließlich Palästina' verbreitet. Gegen das Ende des Altertums und im frühen Mittelalter waren Turkestan, Tibet und die Mongolei das Verbreitungsgebiet iranischer Mundarten und des Tocharischen. Indien, Persien, Afghanistan und Armenien werden noch heute von Völkern indogermanischer Sprache eingenommen. Die Inder sind indes erst späte Eindringlinge in ihre historischen Sitze, in die sie von Nordwesten her gelangt sind. Auch in Asien haben also die zentralen und nördlichen Teile eher Indogermanen aufgenommen als die südlicheren und westlicheren Gegenden.

Fassen wir die Ergebnisse dieser kurzen historisch-geographischen Betrachtung zusammen, so ergibt sich als vermutlich ältestes Verbreitungsgebiet der Indogermanen ein Landstrich, der sich vom Donautal über Südrußland und die aralo-kaspische Steppe nach Zentralasien erstreckt. Wir dürfen voraussetzen, daß dieses ausgedehnte Gebiet nicht von jeher von Völkern indogermanischer Sprache besetzt war und daß das Stammvolk einstmals ein kleineres Heimatland innehatte. Aber nirgends finden wir bis jetzt in schriftlichen Denkmälern des vorderen Orients einen Fingerzeig, der uns in der Suche nach den Stammsitzen der Indogermanen weiter bringen könnte. Die Literatur der klassischen Völker ist zu jung, um von Geschehnissen des dritten und

---

[1]) Siehe: *Sigmund Feist*, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen, Berlin 1913, Weidmannsche Buchhandlung. XII u. 573 S. 13 ℳ geb. 15 ℳ und Indogermanen und Germanen, Halle 1914. M. Niemeyer. V u. 76 S. 2 ℳ.



zweiten vorchristlichen Jahrtausends, wo aller Wahrscheinlichkeit nach die Indogermanenbewegung einsetzte und sich weiterpflanzte, noch eine Erinnerung zu bewahren. Sie vollzog sich ferner in Gegenden, die noch Jahrhunderte nach Christi Geburt ohne geschriebene Literatur waren. Wie will man demnach in das Rätsel des Indogermanenursprungs eindringen?

Wenden wir uns an den von der vergleichenden Sprachwissenschaft ermittelten Wortschatz der indogermanischen Stammsprache, so sind aus ihm nur vage Angaben zu entnehmen. Die Indogermanen kannten Sommer und Winter, Schnee und Eis, die Bäume (Birke, Eiche, Tanne usw.) und die Tiere der gemäßigten Zone; sie betrieben, wenigstens zum Teil, einen primitiven Ackerbau, nährten sich außerdem von Fleisch und Milch, wohnten in Hütten und nach Familienverbänden. Für das Meer hatten sie noch keinen nachweisbaren eignen Ausdruck, kannten es also wohl nicht. Aus diesem spärlichen Material läßt sich nur so viel entnehmen, daß die Indogermanen in einer nördlicheren Gegend beheimatet gewesen sind, was man ohnedies annehmen konnte, da Südasien und Südeuropa ja als Urheimat ausscheiden, wie wir oben sahen. Einige kulturhistorische Voraussetzungen für das Stammvolk können uns vielleicht etwas weiterführen. Es kannte schon befestigte Wohnstätten, Geräte aus Erz (Kupfer, Bronze oder Eisen?), hatte das Pferd gezähmt und lebte in vaterrechtlich (agnatisch) gegliederter Familienorganisation. Die Verwendung des Metalls zu Geräten und Waffen fand nach den Feststellungen der Prähistoriker in der zweiten Hälfte des dritten vorchristlichen Jahrtausends wohl in Südosteuropa und im vorderen Orient bereits statt, aber noch nicht in Nordeuropa. Die Stammsitze müssen also den erstgenannten Gegenden benachbart gewesen sein, damit die Indogermanen Gelegenheit hatten, Metallgeräte und -waffen zu erhalten. Die Zähmung des Pferdes konnte naturgemäß nur da stattfinden, wo sich das Wildmaterial fand, also in oder unweit der aralo-kaspischen bzw. zentralasiatischen Steppen. Befestigte Wohnplätze, selbst Fliehburgen, die nur in Zeiten der Gefahr aufgesucht werden, kannte Nordeuropa in vorchristlicher Zeit überhaupt nicht, während sie in Mittel- und Südeuropa sowie Zentralasien schon in der neolithischen Zeit nachweisbar sind. Endlich ist die Familienorganisation der europäischen Urvölker durchaus mutterrechtlich, d. h. die Kinder treten in die Sippe der Mutter, nicht in die des Vaters ein wie bei uns. Die streng agnatisch gegliederte Vaterfamilie ist außer bei Indogermanen noch bei den Semiten, Türken und Mongolen anzutreffen, scheint also asiatischer Herkunft zu sein.

Nach Asien, in die sumerisch-babylonische Einflußsphäre, weist auch die das Dezimalsystem beim indogermanischen Zahlwort in allen Sprachen durchbrechende Sechzigerzählung hin, während die alteuropäische Zwanzigerzählung (Stiege!) ihre Spuren im Keltischen, Französischen und Dänischen hinterlassen hat.

Ferner besitzt das Indogermanische Berührungen im Wortschatz, in Endungen, in Flexionskategorien usw. mit den semitischen und altaischen Sprachen, die in Asien beheimatet sind, während es mit den, allerdings nur zum Teil und mangelhaft bekannten europäischen Ursprachen keine Ähnlichkeit aufweist.

Die im vorstehenden angeführten und noch weitere, aus dem neuentdeckten Tocharischen gezogene sprachliche Gründe, veranlassen uns, die Stammsitze der Indogermanen, wenn wir sie überhaupt zu lokalisieren versuchen, in den Osteuropa benachbarten Teilen Zentralasiens zu suchen. An eine nordeuropäische Urheimat ist demnach nicht zu denken; wohl aber werden die nach Europa gewanderten Teile des Stammvolks sich zuerst etwa im Donautal angesiedelt haben, ehe sie ihre Eroberungszüge nach Süd- und Nordeuropa fortsetzten. Die Indogermanisierung Europas erfolgte selbstverständlich nicht in einmaligem Ansturm, sondern verteilt sich auf Jahrhunderte, ja selbst Jahrtausende und ist bekanntlich heute noch nicht abgeschlossen. Nicht selten lagerte sich eine Schicht indogermanischen Volkstums über die andere, wie die Makedonier und Thraker von den Griechen und Römern, die Kelten von den Römern, die Slawen zum Teil von den Germanen aufgesogen worden. Ähnliche Vorgänge haben sich vermutlich auch schon in vorgeschichtlicher Zeit abgespielt, und mancher Zweig des indogermanischen Sprachstamms wird daher auch in Europa für uns spurlos untergegangen sein.

Den Ausgangspunkt der indogermanischen Sprach- und Kulturbewegung suchen wir also im Osten, ohne ihn genau umgrenzen zu können. Vollends im unklaren bleiben wir darüber, wie das indogermanische Stammvolk zusammengesetzt war, wie seine Angehörigen aussahen und in welcher Weise seine spätere Ausbreitung erfolgte. Hierüber sind nicht einmal Vermutungen statthaft; wir stehen vor absoluter Unwissenheit. Wenn einzelne Forscher und noch mehr Dilettanten über diese Punkte etwas zu wissen behaupten, so muß man ihre Erzählungen in das Gebiet der Mythenbildung verweisen.

Das trifft besonders auf die Behauptung zu, die Indogermanen seien blond, blauäugig und langschädlig gewesen, d. h. sie hätten die körperlichen Merkmale der germanischen Rasse besessen. Wenn man aus dem Äußeren der heute indogermanische Sprachen redenden Völker auf dasjenige des Stammvolks Schlüsse ziehen könnte, — das ist aber unmöglich, da auf dem ganzen indogermanischen Sprachgebiet mannigfache Rassenmischungen nachzuweisen sind —, so würde die Tatsache, daß ein Hindu und ein Engländer, ein Perser und ein Franzose, ein Italiener und ein Skandinavier in ihrem Aussehen grundverschieden sind, etwa die Folgerung erlauben, daß das Stammvolk schon rassenhaft gemischt war. Aber Sprachverwandtschaft und Rassenverwandtschaft bedingen sich gegenseitig überhaupt nicht. Die Neger in Amerika sprechen durchweg nur Englisch, auf Haiti oder Réunion

nur Französisch, und niemand wird deshalb behaupten, daß sie mit den Engländern oder Franzosen einer Abkunft seien. Die über die ganze Erde verbreiteten Juden haben die Sprache ihrer jeweiligen Wirtsvölker angenommen und sogar nach ihrer Vertreibung aus einem Lande mit großer Zähigkeit festgehalten (Jüdisch-Deutsch der polnischen Juden, Spaniolisch der aus Spanien stammenden Juden in Nordafrika, der Balkanhalbinsel und der Levante); aber deshalb sind sie noch nicht rasseverwandt mit ihren Wirtsvölkern. Ebensowenig darf man die Behauptung aufstellen, die Völker indogermanischer Sprache seien Abkömmlinge des indogermanischen Stammvolks. Wir können an einzelnen Beispielen sogar beweisen, daß das nicht der Fall ist. Die Bulgaren z. B., ein ursprünglich türkisches Volk, nahmen nach ihrer Einwanderung auf die Balkanhalbinsel, wohin schon slawische Stämme vorher gedrungen waren, das Slawische als Muttersprache an. Sie haben uns sogar die älteste bekannte Stufe dieses Sprachzweigs, das Altbulgarische oder Kirchenslawische, überliefert und sind für andere slawische Stämme in literarischer und kirchlicher Beziehung vorbildlich gewesen. Noch bis vor kurzem sahen sie sich als die wahren Vertreter des Slawentums auf der Balkanhalbinsel an, obwohl ihnen nicht unbekannt ist und jetzt auch betont wird, daß sie mit den vielbekämpften Türken ein und derselben Abstammung sind. In diesem jungen Falle ist eben eine historische Überlieferung vorhanden, die uns über die Herkunft der Bulgaren und ihre ethnische Zusammensetzung aufklärt. Ähnlich verhält es sich mit den Armeniern, die anthropologisch nichts anderes als indogermanisierte Alarodier, d. h. Urbewohner Kleinasiens sind, wie die heutigen Inder arisierte Tamilen vorstellen. Die wieder entdeckten einstigen Tocharer in Zentralasien haben nach Ausweis ihrer Sprache starke Mischungen mit altaischen Elementen erlitten, wie die Römer jahrhundertelang unter dem kulturellen und ethnischen Einflusse der Etrusker standen. Wir wissen nunmehr, daß die Griechen nur darum eine so bedeutende Kulturhöhe erklommen, weil sie in die Einflußsphäre uralter Kulturen (minoisch-kretische) gelangten und sich an den Grenzen ihres Verbreitungsgebiets mit der vorgefundenen Bevölkerung vermischten, während die in der Kultur zurückgebliebenen Stämme des Festlands (Dorer, Arkaden, Epiroten usw.) sich reiner erhielten. Die Kelten verschmolzen mit den in Spanien vorgefundenen Iberern zu dem Volke der Keltiberer, mit den Ligurern in Südfrankreich zu dem Mischvolk der Keltoligurer. Die Iren sind keltisierte Pikten oder Briten (der Name der Urbevölkerung ist nicht sicher zu bestimmen).

Wohin wir also auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen auch blicken, überall erkennen wir die sog. indogermanischen Völker als aus den Ergebnissen mannigfacher ethnischer Kreuzungen erwachsen. Für Nordeuropa fehlt es uns an historischer Kunde; aber wir dürfen aus Gründen linguistischer

und anthropologischer Art, die ich an anderer Stelle eingehend begründet habe, annehmen, daß auch die Germanen indogermanisierte Urbewohner ihres Gebiets sind. Wieviel sarmatisches und sonstiges Blut in den Slawen steckt, läßt sich schwer sagen; die Anthropologen unterscheiden aber drei bis vier verschiedene Komponenten der sog. slawischen Rasse.

Aus den vorangehenden Darlegungen erhellt, wie aussichtslos die Bemühungen bleiben müssen, von dem körperlichen Habitus der geschichtlichen indogermanischen Völker zur vermeintlichen rassenhaften Eigenart des Stammvolks vordringen oder ermitteln zu wollen, wieviel 'arisches' Blut in jenen noch steckt. Freilich versucht man einzelne Angaben bei klassischen Schriftstellern über die äußere Erscheinung von Völkern indogermanischer Sprache oder Individuen aus ihnen zu diesem Zwecke zu verwerten. Doch ist mit diesem Hilfsmittel nicht weiter zu kommen. Allerdings werden Germanen, Kelten und Thraker uns als blond oder rothaarig und blauäugig geschildert; aber das gleiche berichtet Herodot von den im Innern Rußlands wohnenden Budinen unbekannter Sprache. Die Alanen, ein skythisches Nomadenvolk des Altertums in der Steppe an den Grenzen Europas und Asiens, werden uns ebenfalls als hellfarbig geschildert; aber auch die Tataren und Kirgisen betrachten blaue Augen und rotes Haar als Kennzeichen ihres Stammes gegenüber den schwarzhaarigen und dunkeläugigen Chinesen. Wenn die Germanen überwiegend blond und blauäugig erscheinen, so sind es die Finnen, ihre östlichen Nachbarn, nicht minder. In den nördlicheren und mittleren Teilen Europas und Asiens wohnten also von uralter Zeit her hellfarbige Völker mit offenbar ganz verschiedenen Sprachen. Hellfarbige Typen erscheinen auch auf den Gemälden der Höhlentempel bei Turfan, die von der deutschen Expedition nach Ostturkestan ins Berliner Museum für Völkerkunde gebracht worden sind. Wir wissen nicht, welches Volk die blauäugigen und rothaarigen Männer darstellen sollen, da die Bezeichnungen fehlen. Es ist also nur eine Vermutung, wenn man indogermanische Tocharer in ihnen erblicken will. Eines aber steht fest: von jeher waren die nördlichen Teile und die Mitte des alten Kontinents ein Wohnsitz oder Tummelplatz hellfarbiger Völker, während die südlichen Teile die Domäne der dunklen Rasse sind. Darum erscheint, wie noch heute in Südeuropa, schon bei Homer helles Haar als Ausnahme: der Dorer Menelaos, der kretische Heros Radamanthys besitzen es z. B. als auszeichnendes Merkmal. Wenn der Römer Sulla hochblond und blauäugig war, so wird das von seinen Zeitgenossen viel bemerkt, fiel also offenbar auf, weil es nicht die Regel war.

Da die Indogermanen nun vermutlich in einer nördlichen Gegend ihr Stammland besessen haben, wie schon erwähnt, so gehörten sie wohl auch zu den dort überwiegenden hellfarbigen Völkern. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß sie etwa

eine reine und unvermischte Rasse, eine Art Urvolk gewesen seien. Davon kann in der jungen Zeit, wo die indogermanische Sprachbewegung der allgemeinen Annahme nach ihren Anfang nahm (2500—2000 vor Christi), gar keine Rede mehr sein. Sehen wir es demnach auch als wahrscheinlich — nicht etwa als bewiesen — an, daß die Indogermanen zumeist blondes oder rotes Haar und blaue Augen besaßen, weil die Völker ihrer ursprünglichen Ausgangsgegend überwiegend so aussehen, so ist damit ferner noch lange nicht gesagt, daß wir sie nunmehr mit einem bestimmten Menschentypus identifizieren können. Es gibt eine blonde und langschädlige Rasse in Nordeuropa und eine rot-, blond- oder gelbhaarige und rundköpfige Rasse in Mittel- und Osteuropa, die wider in verschiedene Varietäten zerfällt. Wenn also die Anhänger der nordeuropäischen Urheimat die Indogermanen ohne weiteres der germanischen Rasse gleichstellen, so ist das eine unbewiesene und unbeweisbare Behauptung. Sie wäre eher möglich, wenn wir etwa Skelettfunde von Indogermanen gemacht hätten, wie wir solche von Alemannen, Franken, Bayern und andern germanischen Stämmen besitzen. Das ist aber ganz unmöglich, weil wir die Ursitze des Stammvolks eben nicht kennen.

Aus diesem Grunde müssen alle Bemühungen der Prähistoriker, dem Indogermanenproblem mit Hilfe von Bodenfunden näher zu kommen, als aussichtslos erscheinen. Das hindert freilich manche Vertreter dieser jungen Wissenschaft nicht, die Lösung des Urheimatproblems mit ihrer alleinigen Hilfe zu versuchen, und der sprachlichen Archäologie, durch deren Initiative doch erst die Möglichkeit einer Indogermanenfrage geschaffen wurde, das Recht abzusprechen, bei ihrer Beantwortung überhaupt mitzureden. Solange sich die Prähistoriker noch auf realem Boden halten und die Indogermanen etwa mit Kulturkreisen der Stein-Kupferzeit in Mitteleuropa oder meinetwegen selbst in Norddeutschland identifizieren, kann man vom Standpunkt des Sprachforschers aus gegen die Mitarbeit der Vorgeschichte nichts einwenden, so sehr auch die damit erzielten Ergebnisse die wissenschaftliche Methode oft vermissen lassen. Aber in den letzten Jahren hat ein rühriger Prähistoriker die Indogermanen, deren Gemeinschaftsexistenz um die Zeit von 2500—2000 fällt, in die paläolithische Zeit zurückverlegt, überspringt also in kühnem Salto mortale einen Zeitraum von mindestens 10000 Jahren! Und auf welche Gründe gestützt, hat er die Indogermanen soweit verfolgen können? Man höre: er setzt als 'indiskutabel' voraus, daß das indogermanische Urvolk blond und langschädlig war. Einige Skelette mit langen Schädeln fanden sich nun auch in Südfrankreich in der Grotte von Crô-Magnon im Tale der Vézère (Departement Dordogne), deren Begleitfunde uns erlauben, sie in die quartäre Zeit unserer Erde zurückzuverlegen. Also: hier lange Schädel, dort lange Schädel; ergo: die Indogermanen sind die

Nachkommen der Crô-Magnon-Leute! Um die immerhin etwas lange Zwischenzeit auszufüllen, wird die Entwicklung stumpfnackiger zu spitznackigen Steinbeilen mit der Herausbildung der Indogermanen verknüpft, obwohl diese Werkzeuge weder mit den Crô-Magnon-Schädeln noch mit den Indogermanen etwas zu tun haben, selbst wenn die angenommene Stufenfolge beweisbar wäre. Diese eiszeitlichen Indogermanen läßt jener Prähistoriker in zwei Schüben nach Norddeutschland und nach dem Donautal auswandern; sie entwickeln sich daselbst zu Nord- und Südindogermanen und spalten sich wider in einzelne Gruppen, die mit steinzeitlichen Kulturkreisen (Megalith-, Schnur-, Band-, bemalte Keramik) zusammenfallen und mit den späteren indogermanischen Völkern der Germanen, Thraker, Hellenen, Arier usw. identisch sind, wie ein anderer Prähistoriker der gleichen Richtung 'bewiesen' zu haben glaubt.

Doch erwächst den beiden ein Wettbewerber in einem Kunstforscher auf prähistorischem Gebiet, der die paläolithischen Arier vielmehr von Spanien aus der übrigen Welt ihre Kultur bringen läßt. Einige mit Schriftzeichen (??) bemalte Kiesel aus einer Höhle bei Mas d'Azil in Südfrankreich, schriftartige Zeichen auf portugiesischen Dolmen und auf Renntierstäben aus paläolithischen Stationen werden kritiklos mit den viel jüngeren, aber ebenfalls undeutbaren Inschriften aus Kreta, ferner mit Runen, phönizischen und griechischen Buchstaben usw. zusammengebracht, und daraufhin wird den iberischen 'Urariern' gar die Kenntnis der Schrift zugewiesen, die sie nach Nord- und Südeuropa sowie nach dem Orient verbreitet haben! Daß bei dieser Art Kulturgeschichte die Pelasger, die natürlich auch 'Arier' sein müssen, nicht fehlen durften, war nur zu erwarten. Jeder Volksstamm, dem irgendeine Kultur zugeschrieben wird, ist überhaupt 'arisch'; die semitischen Völker lernen mittelbar durch die minoischen Kreter von den Ariern ihre Schrift!

Neben den Prähistorikern wissenschaftlicher Richtung findet sich eine noch größere Zahl dilettantischer Schriftsteller, deren Phantasie durch keine kritischen Hemmungen irgendwie eingeschränkt wird. Nicht selten werden bei ihnen an die Stelle der Arier die Germanen gesetzt, die in grauer Vorzeit die Kulturbringer der alten Welt sein sollen, obwohl die geschichtlichen Tatsachen dieser Annahme in jeder Hinsicht widersprechen. Um für ihre Theorien eine Art von Beweis zu geben, ziehen sie aus den vorgeschichtlichen Denkmälern, die für uns stumm sind und keinen Aufschluß über die Völker geben, denen sie ihren Ursprung verdanken, die ihnen zusagenden Schlüsse. Um ein Beispiel zu geben: Vorgeschichtliche, aus großen Steinen errichtete Denkmäler, sog. Megalithbauten, deren einstige Bestimmung bis jetzt nicht mit Sicherheit ermittelt ist (soweit sie nicht Grabkammern sind), finden sich im vorderen Orient, in Nordafrika, auf den Balearen und auf Sardinien, in den Küstenländern des Atlantischen

Ozeans, in Irland, Großbritannien, Norwegen, Südschweden, Dänemark und Norddeutschland. Wo der Ausgangspunkt der Sitte, solche Bauten zu errichten, sich einmal befand, ist völlig unklar. Noch weniger lassen sich aus ihrer Verbreitung irgendwelche Schlüsse auf prähistorische Völkerwanderungen ziehen. Und gar die Annahme, daß die Germanen die ersten Urheber der Megalithbauten und ihre Verbreiter waren, schwebt völlig in der Luft. Nicht minder die Behauptung, die Arier hätten sie von der Iberischen Halbinsel aus nach Norden und Osten verbreitet. Die ernsthafte Forschung kann über diese und alle derartige Fragen nur eine Antwort geben: wir wissen nichts darüber. Diese Erkenntnis ist freilich für die Verfechter der ursprünglichen Identität von Ariern und Germanen nicht vorhanden; sie kombinieren prähistorische und historische Tatsachen frisch drauflos, um ihren Theorien zum Sieg zu verhelfen; ihre Schriften lassen daher bei kritischen Lesern ein Gefühl des Unbehagens über die vielen zusammenhangslosen, durcheinander wirbelnden Beobachtungen zurück.

Wie kommt nun eine so seltsame Geistesrichtung zustande? Und wie ist es vor allem zu erklären, daß die Verfechter der erwähnten und ähnlicher Arierhypothesen eine nicht unbedeutende Anhängerschaft hinter sich haben? Es ist das zu Anfang dieser Zeilen erwähnte Bedürfnis des Menschen nach dem Mythos. Viele Jahrhunderte hindurch hat die Schöpfungssage der Bibel diesem Verlangen genug getan, bis der Glaube an die göttliche Offenbarung des heiligen Buches schwand. Zwar hat uns die moderne Wissenschaft an Stelle des Schöpfungsmythos der Bibel und deren Darstellung des Ursprungs der Menschen und ihrer Gliederung die Lamarck-Darwinsche Abstammungslehre und die Haeckelsche Urzeugungstheorie geschenkt und in der Kant-Laplaceschen Hypothese von der Entstehung der Sonnensysteme noch weitere Ausblicke in undenkbar ferne Urzeiten geboten; aber solche allgemeine naturwissenschaftliche Erklärungen bilden doch für den Ursprung des eignen Volkes, dessen Aufhellung uns am nächsten liegt, keine Handhabe. So galt es hier eine Lücke auszufüllen. Mit der unsern ältesten Vorfahren genügenden Herleitung von dem erdgeborenen Stammvater *Mannus* waren die späten Enkel nicht mehr zufriedenzustellen. Daher griffen die pseudowissenschaftlichen Mythenbildner zu dem ihnen von der Sprachforschung gebotenen Stammvolk der Indogermanen (Arier), das sie ihren eignen Vorstellungen entsprechend ausgestalteten.

Den mythischen Ariern werden von ihren Entdeckern alle ihnen schätzenswert erscheinenden Eigenschaften des Körpers und Geistes zugeschrieben: sie sind hochgewachsen, blond, blauäugig und haben lange Schädel — man kann sich nur schwer einen kleinen, schwarzen und kurzschädligen Arier vorstellen[1]) —;

[1]) Merkwürdigerweise aber werden in der einzigen uns überkommenen Nachricht aus älterer Zeit über das Aussehen eines indogermanischen Volkes,

sie sind die Alleinbesitzer von Intelligenz, Tapferkeit, Treue, Keuschheit; ihr gewaltiger Expansionsdrang führt sie von Nordeuropa bis Nordafrika und Südostasien; alle Kultur, die je auf Erden geblüht hat, ist von ihnen ausgegangen oder wenigstens befruchtet u. dgl. m.

Von der nüchternen sprachwissenschaftlichen Tatsache, daß einmal in vorgeschichtlicher Zeit in Europa und Asien eine Sprachenausbreitung begann, die man als die indogermanische — weniger mißverständlich wäre die Benennung 'indoeuropäisch' — bezeichnet, hat man sich mit derartigen Phantasien über die 'Arier' himmelweit entfernt. Und doch bietet die indogermanische Bewegung keinen Grund zu solchen Übertreibungen, denn sie ist weder einzigartig noch auffallend.

Ähnliche Vorgänge kennen wir von andern Punkten der Erde. Ihr genaues Gegenstück, die semitische Sprachenausbreitung, ist nicht minder umfassend und für die Menschheit ebenso bedeutungsvoll; in Ostasien, in Indonesien, in Afrika haben sich die gleichen sprachlichen Expansionen wie in unserm Erdteil abgespielt. Nur liegen sie unserer allgemeinen Kenntnis und unserm Interesse ziemlich fern, werden daher weniger von den Forschern beachtet und sind den Dilettanten der Linguistik und Prähistorie meist unbekannt. Die tieferen Gründe, weshalb gerade ein bestimmter Sprachstamm gesiegt hat, sind für uns nicht mit Sicherheit faßbar; es spielten vermutlich politische Machtverhältnisse, erwachter Expansionsdrang, günstige geographische Lage, glückliche Kriege, bedeutende Führer, überhaupt die gleichen Faktoren wie in jüngeren Zeiten die Hauptrolle. Wir dürfen dafür nicht, wie das so häufig geschieht, eine besondere körperliche oder geistige Veranlagung in Rechnung stellen. Denn abgesehen von den auf niederer Kulturstufe gebliebenen, an Leib und Seele verkümmerten Volksstämmen hatte und hat jedes Volk seine eigentümlichen Vorzüge und legt sich nicht selten noch größere als die tatsächlichen bei. Und doch gelangen nur einzelne zur Führerschaft in politischer und sprachlicher Hinsicht. So erlangte die englische und spanische Sprache eine weite Verbreitung über neue Kolonisationsgebiete, während das Deutsche, Französische und Italienische trotz reger Beteiligung ihrer Volksgenossen an der Besiedlung nicht durchzudringen vermögen. Sind die letzteren darum weniger intelligent und ist ihre Rasse minderwertiger, weil sie im Wettbewerb um neue Ländergebiete in die zweite Reihe gedrängt wurden? Ähnlich liegen die Verhältnisse auf kleinerem Schauplatz. Weshalb siegte das Hochdeutsche über das Niederdeutsche, das Nordfranzösische über das Provenzalische, das Toskanische über die andern italienischen Mundarten? Sind die Träger der verdrängten Sprachzweige

der Aufschrift der Siegessäule Tiglatpilesers IV. von Assyrien (8. Jahrhundert vor Christus), die Meder, also echte Arier, als die „dunkeln" bezeichnet.



kulturell und geistig minderwertig? Diese Frage wird keiner etwa für die Norddeutschen bejahen wollen.

Den gleichen Standpunkt müssen wir auch den Vorgängen in prähistorischer Zeit gegenüber einnehmen. Aus der Tatsache, daß die Abkömmlinge der indogermanischen Stammsprache und in gewisser Beziehung auch die indogermanische Kultur, besonders in rechtlicher Hinsicht, über so viele andere Sprachen und Kulturen den Sieg davontrug, dürfen wir keinen Schluß auf die körperliche und geistige Minderwertigkeit der Träger der unterlegenen Sprachen und Kulturen ziehen. Und umgekehrt kann man aus dem Sieg der indogermanischen Sprachen nicht die unübertrefflichen körperlichen und geistigen Eigenschaften ihrer Träger folgern, wie es von dilettantischer Seite geschieht. Eine derartige Behauptung hat keine wissenschaftliche Begründung zur Stütze, sie fällt in das Gebiet der Mythenbildung.

Mit den vorstehenden Ausführungen glauben wir den Nachweis von der Unhaltbarkeit der Arierlegende, wie sie neuerdings sich herausgebildet hat, erbracht zu haben. Die Indogermanen (Arier) sind keine reale Größe der Vergangenheit, so wie uns etwa die Germanen, die Römer, die Griechen, die Perser, die Inder usw. entgegentreten. Sie sind eine Abstraktion aus sprachlichen Tatsachen, und ihre Umrisse erscheinen uns nur in schattenhafter Ferne. Wohl entnehmen wir aus der Tatsache, daß es einmal eine indogermanische Stammsprache gegeben haben muß, aus der sich die einzelnen indogermanischen Sprachen herausbildeten (wie die romanischen Sprachen aus dem Lateinischen entsprangen), den Gedanken, daß diese Stammsprache von einem Volk gesprochen worden sein muß. Wir entnehmen auch mancherlei kulturhistorische Schlüsse aus dem durch Vergleichung gewonnenen Wortmaterial der indogermanischen Muttersprache, die wir mit mehr oder minder großer Sicherheit als feststehend ansehen dürfen. Aber vergessen wir niemals, daß viele dieser Schlüsse auf recht schwankendem Material aufgebaut und keineswegs von allen Forschern oder zu allen Zeiten gebilligt worden sind. Eine Vermehrung des ursprachlichen Wortvorrats durch neu zutage gekommene Quellen oder seine Verminderung durch eine schärfere Handhabung etymologischer Kriterien läßt die Zahl der als gesichert anzunehmenden Schlüsse auf die Urzeit der Indogermanen bald zu- und bald abnehmen, wie ich in meiner auf S. 422 an zweiter Stelle genannten Schrift 'Indogermanen und Germanen' gezeigt zu haben glaube. Die Möglichkeit, das indogermanische Urvolk in geographischer und anthropologischer Hinsicht jemals scharf umgrenzen zu können, erscheint gänzlich ausgeschlossen, denn keine geschichtliche Quelle leuchtet in die Gegenden und Zeiten hinein, wo sich in einer fernen Vergangenheit die Geschichte jenes Urvolks erfüllte. Kein Bodenfund wird uns jemals von seiner körperlichen Gestalt und seiner kulturellen Hinterlassenschaft Kunde bringen. Wir müssen uns damit begnügen,

unsere sprachlichen Urahnen in dem matten Dämmerlicht sprachlicher Rückschlüsse zu erblicken, und auf die Hoffnung verzichten, sie je vom hellen Glanze geschichtlicher Kunde beleuchtet zu sehen.

Platon und die Frauenbewegung

von

Willi Schink.

Nicht nur erkenntnistheoretische Probleme sind in der antiken Philosophie erörtert und im Prinzip sogar gelöst worden in einer für alle Zeiten gültigen Weise[1]), auch sozialpolitische Fragen, die heute besonders weite Kreise beschäftigen, wurden in Griechenland, der Heimat der wissenschaftlichen Philosophie, erstmalig in ihrer ganzen Tiefe aufgeworfen und in der Theorie zu einer Lösung geführt, die allen Zeiten als Schulbeispiel dienen kann. Das soll natürlich nicht heißen, daß jene Fragen nun in der Theorie nicht mehr aufzuwerfen und durchzudenken seien, daß die antike Lösung auf alle Zeiten und Verhältnisse einfach anzuwenden sei. Das dürfte bei philosophischen Problemen überhaupt nicht haltbar sein, erst recht nicht bei kulturphilosophischen Fragen, die sich ja aus der jedesmaligen Lage heraus ergeben. Es sind aber gewisse Grundsätze in der Antike aufgestellt worden, die über allem zeitlich Empirischen stehen.

Das moderne soziale Problem, an das hier gedacht wird, ist die Frauenfrage, und als ein Prophet der Frauenbewegung darf Platon gelten.

Bevor wir jedoch an Platons Ausführungen herantreten, müssen wir zur Vorbereitung auf einen tiefgehenden Unterschied zwischen der griechischen Bewegung und der unserer Tage hinweisen. Dieser Hinweis ist von Bedeutung nicht sowohl für die allen Zeiten als Paradigma dienenden Grundsätze — die sind ohne Hinweis jedem verständlich — als vielmehr für die platonischen Forderungen, die sich nur aus der kulturellen Lage erfassen lassen. Bekanntlich gab es im Griechenland des fünften und vierten Jahrhunderts eine recht ansehnliche Frauenbewegung. Doch von dieser alten unterscheidet sich die der Gegenwart rein äußerlich durch die Art der Beteiligung und infolge davon auch durch die Ausdehnung. Jene griechischen Vorkämpferinnen für die Gleichberechtigung der Geschlechter waren in der überwiegenden Mehrzahl nicht einheimische Bürgerinnen — wir denken natürlich in erster Linie an athenische Verhältnisse —, sondern

---

[1]) Br. Bauch, Die Diskussion eines modernen Problems in der antiken Philosophie. Logos Bd. V 1914 Heft 2.



geistreiche Ausländerinnen, die Hetären, die an Bildung und vor allem an Einfluß die griechische Hausfrau weit überragten. Es sei hier nur auf die bedeutendste dieser Vorkämpferinnen hingewiesen, Aspasia. Daß sie Einfluß auf Perikles, den größten Staatsmann des fünften Jahrhunderts, und somit auf die Geschicke ganz Griechenlands übte, wer wollte daran zweifeln? Die athenische Bürgerin aber hat nie eine öffentliche Rolle gespielt; schon ihre Bildung verwies sie in die Abgeschlossenheit des Hauses. 'Die Frau gehört ins Haus' — das ist wohl die Ansicht der Bürgerin selbst wie die ihres Eheherrn [1]).

Die so mehr aus der Ferne angebahnte Frauenbewegung war in Griechenland bald zum Stillstand gekommen, und das lag eben daran, daß sie nicht die griechische Bürgerin, die Hausfrau, ergriffen hatte, und infolge davon fehlte die Hilfe der Männer, ohne die das Werk nicht weitergeführt werden konnte. So war und blieb der Kreis, der sich Geltung zu verschaffen suchte, recht klein. Während heute der Teil der Frauenwelt, der etwa jenen griechischen Vertreterinnen entspricht, ganz abseits bei den Verhandlungen der Frauenrechtsfragen steht, ist in der Gegenwart gerade die Bürgerin, die Hausfrau, auf den Plan getreten. Frauen aus allen Kreisen und Ständen sind hervorgetreten, um durch Wort und Schrift (es gibt ja bereits eine Reihe Zeitschriften der Frauenfrage) zu den schon erwirkten Rechten neue zu erkämpfen. Millionen von Frauen stehen heute in der Front!

Ein wesentliches Moment ist zum Verständnis der ganzen Sachlage noch zu beachten: Sowohl die altgriechische als die heutige Bewegung ist erst zum Vorschein gekommen, nachdem die Bildung und Wissenschaft nicht mehr als Monopol weniger galt, sondern in weitere Kreise gedrungen war. Recht eigentlich hat die Bewegung überall erst begonnen nach und meines Erachtens infolge einer gewissen Popularisierung der Wissenschaft.

---

[1]) Das ist der Grundton, der durch Xenophons Oikonomikos klingt; wir kommen weiter unten auf diese höchst charakteristische Schrift zurück (bes. Kap. 7). Es seien hier in aller Kürze drei interessante literarische Belege zu obigen Ausführungen beigegeben; zwei aus hellenistischer und christlicher Zeit und einer aus dem fünften Jahrhundert. Mit dem letzten beginnen wir: Thukydides sagt in der Leichenrede — es ist die oft genannte Stelle II 45 —: *εἰ δέ με δεῖ καὶ γυναικείας τι ἀρετῆς, ὅσαι νῦν ἐν χηρείᾳ ἔσονται, μνησθῆναι, βραχείᾳ παραινέσει ἅπαν σημανῶ. τῆς τε γὰρ ὑπαρχούσης φύσεως μὴ χείροσι γενέσθαι ὑμῖν μεγάλη ἡ δόξα καὶ ἧς ἂν ἐπ' ἐλάχιστον ἀρετῆς πέρι ἢ ψόγου ἐν τοῖς ἄρσεσι κλέος ᾖ.* Offensichtlich ist Schillers Anlehnung an Thukydides, wenn er in dem Epigramm 'Der beste Staat' sagt: 'Woran erkenn' ich den besten Staat? Woran du die beste | Frau kennst — daran, mein Freund, daß man von beiden nicht spricht.' Schillers Stellung zur Frauenfrage ist weiter klar aus 'Macht des Weibes', 'Tugend des Weibes', 'Weibliches Urteil', 'Forum des Weibes' usw. Menander (342/291) schreibt: *ἱστοὶ γυναικῶν ἔργα, οὐκ ἐκκλησίαι* (Meineke IV 347). Und endlich der Apostel Paulus I. Korinther 14, 34/5: *ὡς ἐν πάσαις ταῖς ἐκκλησίαις τῶν ἁγίων, αἱ γυναῖκες ἐν ταῖς ἐκκλησίαις σιγάτωσαν· οὐ γὰρ ἐπιτρέπεται λαλεῖν, ἀλλὰ ὑποτασσέσθωσαν, καθὼς καὶ ὁ νόμος λέγει. εἰ δέ τι μαθεῖν θέλουσιν, ἐν οἴκῳ τοὺς ἰδίους ἄνδρας ἐπερωτάσωσαν· αἰσχρὸν γάρ ἐστιν γυναικὶ λαλεῖν ἐν ἐκκλεσίᾳ.*



Sicherlich hätte die Frauenbewegung niemals diese Ausdehnung angenommen und diese Fortschritte gemacht, wären nicht Männer für die Frauen eingetreten und ihre Mitkämpfer gewesen — es ist sogar gesagt worden, die ganze Bewegung wäre überhaupt nicht in Fluß gekommen, wenn nicht die Männer sich der Sache angenommen hätten! So viel steht fest, daß den Männern das größte Verdienst gebührt, die in der Gegenwart wie in klassisch-griechischer Zeit die Rechte des 'schwachen' Geschlechts in der Schrift begründet haben.

Und Platon ist der erste, der sich der Sache der Frauen angenommen hat. Mit tiefdringendem Blick hatte er erkannt, daß die schon im fünften Jahrhundert einsetzende Bewegung auf die Dauer nicht unterdrückt werden könne. In dem von ihm in vielem so hochgeschätzten und bewunderten Sparta hatten die Frauen (hier also die Bürgerinnen) sich bereits eine Stellung erkämpft, die dem Staatsgedanken nicht förderlich sein konnte. Öffentliche, politische Rechte waren ihnen dort allerdings nicht zugestanden, im stillen — d. h. durch Beeinflussung ihrer Männer — führten sie aber zeitweise wirklich ein Pantoffelregiment. Sollte die Bewegung also nicht ausarten, dann war es unerläßlich, sich mit den Forderungen der Frauen — und nicht zuletzt mit den Forderungen der *φύσις* — auseinanderzusetzen. Vielleicht hatte Platon, als er sich für das andere Geschlecht einsetzte, auch schon erkannt, daß eine Kultur mit rein männlichen Vorzeichen — eine solche war nicht nur die der Griechen und Römer (letztere hatten nicht einmal ein Wort zur Charakterisierung der Frau, auch für sie galt die virtus!), auch die unsrige ist es noch — dem menschlichen Wesen und seinem Verlangen nach voller Harmonie und Einheit — nicht Einseitigkeit — niemals gerecht werden und entsprechen könne. Platon darf als der erste Philosoph und Staatsmann gelten, der das Weib zu verstehen suchte, um auf Grund der gewonnenen Einsichten die berechtigten Forderungen zu unterstützen. Er tut das bekanntlich in dem Frauenbuche des Staates (V bis S. 466 d: *μετὰ ἀνδρεῖον δρᾶμα παντελῶς διαπερανθὲν τὸ γυναικεῖον αὖ περαίνειν*, 451 c), und zwar in einer Art, als ob er diese Gedanken zu allererst an die Öffentlichkeit bringe. Hat er ein Recht auf diesen Anspruch? Um hierauf die meines Erachtens einzig richtige Antwort geben zu können, muß man sich klar machen, worin das Verdienst des Philosophen besteht. Platons Größe und bleibendes Verdienst liegt darin, daß er in der volkstümlichen Bewegung des fünften Jahrhunderts, also in der gegegebenen kulturellen Lage, der Kulturbewegung, nichts anderes sah als das, was sie für jeden Denkenden, besonders also für einen Philosophen, nur sein kann und sein muß, nämlich ein Gegebenes, das von dem Denken zu bearbeiten ist, d. h. ein Aufgegebenes, eine Frage. Auf diese Frage versuchte der Philosoph eine Antwort zu geben, indem er das Wesenhafte der Bewegung heraushob und in ein Gedankenganzes (System) einbezog. Dies

Wesentliche war, daß das weibliche Geschlecht auf die Dauer nicht zurückgedrängt und ohne Einfluß auf die Kultur bleiben könne und dürfe.

Also, die volkstümliche Bewegung gibt dem Denker nur den äußeren Anstoß, seine Ursprünglichkeit wird dadurch nicht im mindesten angetastet, im Gegenteil: hier beginnt erst seine eigentliche Aufgabe, d. h. das, was er durch seine überragende Stellung der Menschheit zu leisten verpflichtet ist. So ist Platon wirklich ganz und gar im Rechte, wenn er hier die Priorität beansprucht. Und Platon ist sicherlich nicht der, welcher etwas für sich in Anspruch nimmt, was ihm nicht zusteht[1])!

Wer unbefangen und nicht voreingenommen die Bücher 1—5 des platonischen Staates durchliest, der wird zwar recht bald davon überzeugt sein, daß der hier geschilderte Staat nicht nur 'der alte naturwüchsige Agrarstaat mit seinen patriarchalischen Ordnungen'[2]) nicht ist — denn es ist deutlich und überall durchsichtig, daß dieser Staat durchaus die moderne, städtische Kultur zur Voraussetzung hat[3]) —; man wird vielmehr erkennen, daß — abgesehen von der eben genannten logischen Verfehlung — auch aus zahlreichen anderen Gründen eine empirische Verwirklichung unmöglich ist — Platon hat das selbst später gefunden: Gesetze! Dies negative Ergebnis des Ganzen wird aber bald zurückgedrängt durch die Einsicht, daß doch eine ganze Anzahl einzelner Gedanken, losgelöst von dem hier entworfenen System, nicht nur nicht utopisch sind, sondern sogar ewig gültig bleiben werden, wenn überhaupt Staaten wirklichen Bestand haben sollen.

Für die Lösung unserer Aufgabe ist es erforderlich, einige jener Grundforderungen herauszustellen. Durch die Entwicklung, welche die Kultur genommen hat, ist die platonische Abweisung jeglicher *πολυπραγμοσύνη* glänzend zur Anerkennung gekommen: jeder kann heute nur mehr auf dem Gebiete Wertvolles leisten, wo er Fachmann ist — Platon ist der erste gewesen, der den Gedanken der Regelung ausgesprochen hat, und das tat er in einer Schärfe, wie es später von keinem mehr versucht ist. Er gilt mit Recht als der philosophische Begründer des Berufes und

---

[1]) Das Verhältnis Platons zu Aristophanes hat M. Pohlenz in seinem Buche 'Aus Platons Werdezeit' S. 223 ff. behandelt. Es wird hier auf Grund der Annahme einer doppelten Ausgabe des Staates der Beweis geführt, daß die erste Ausgabe des Staates vor der Aufführung der Ekklesiazusen anzusetzen ist. Diese erste platonische Politeia muß nach Pohlenz um 390 vorgelegen haben. Leider ist da nur die Abhängigkeit des Komödiendichters vom Philosophen für die letzte der drei Weiberkomödien nachgewiesen. Wie aber verhält es sich mit der Lysistrate, die schon 411 an den Lenaeen aufgeführt wurde? Mir scheint hier klar zu sein, daß die volkstümliche Bewegung auch mit dem Amazonenmotiv arbeitete (die Frauen besetzen die Burg!). Platon hat dies Motiv später auch in seinem Staate verwertet. Diese äußere Anregung beeinträchtigt aber, wie oben gesagt ist, seine Selbständigkeit in keiner Weise. Hierüber weiter unten.

[2]) Ed. Meyer, Geschichte des Altertums Bd. V S. 367.

[3]) Ebenda.

der Stände. Der empirische wie der ideale Staat braucht einen Lehr- und einen Nährstand. Der empirische Staat bedarf dazu eines Wehrstandes. Während jene beiden Stände etwas Überhistorisches in sich haben, ist der letztere historisch-empirisch bedingt: sobald sich die Idee des ewigen Friedens erfüllt (eine Idee geht aber niemals restlos in der Wirklichkeit auf), ist der Wehrstand überflüssig! Noch nicht allenthalben durchgeführt ist die Forderung Platons, daß nicht nur an der Spitze des Staates, sondern in jeder höheren leitenden Stellung Philosophen stehen sollen; d. h. nicht Fachgelehrte, sondern Menschen, die das einzelne als Teil eines höheren Ganzen zu würdigen und diesem einzuordnen verstehen. Man beginnt aber allmählich Berechtigung und Wert auch dieser Forderung einzusehen.

Das sind einige der Hauptsätze des platonischen Staates, die auch in ihrer Ablösung von dem System, in welchem sie stehen, Gültigkeit haben für Staaten überhaupt.

Und nun wollen wir versuchen, aus dem Frauenbuche des Staates — indem wir auf eine Darstellung des Gedankenganges verzichten — solche Grundsätze herauszustellen, die den oben angeführten Sätzen an Wert und Geltungssphäre gleich sind; Sätze, die jenseits des platonischen Systems ihre Kraft behalten. Die von Platon für die Frauen beanspruchten Rechte wurzeln in der Grundüberzeugung von der Gleichberechtigung beider Geschlechter. Zwischen Mann und Weib besteht kein Unterschied der Art, sondern nur ein Unterschied des Grades: *οὐδένα ἄρα ἐστίν, ὦ φίλε, ἐπιτήδευμα τῶν πόλιν διοικούντων γυναικὸς διότι γυνή, οὐδ᾽ ἀνδρὸς διότι ἀνήρ, ἀλλ᾽ ὁμοίως διεσπαμένοι αἱ φύσεις ἐν ἀμφοῖν τοῖν ζῴοιν, καὶ πάντων μὲν μετέχει γυνὴ ἐπιτηδευμάτων κατὰ φύσιν, πάντων δὲ ἀνήρ, ἐπὶ πᾶσι δὲ ἀσθενέστερον γυνὴ ἀνδρός* (S. 455 d—e; auch 457 a).

Aus dieser Grundansicht vom Wesen der Geschlechter ergeben sich für die Stellung der Frau in der Gemeinschaft ganz selbstverständliche und unabweisliche Folgerungen: 1. Die Frau hat Anspruch auf die gleiche Bildung wie der Mann in der *μουσική*, d. h. in den Geisteswissenschaften, und in der *γυμναστική*, d. h. in der Ausbildung des Körpers. Die Erziehung muß eine gemeinsame für beide Geschlechter sein nicht nur vom Standpunkte der *φύσις*, sondern auch im Hinblick auf die späteren Aufgaben, die ja Mann und Weib in gemeinsamer Arbeit zu erfüllen haben[1]).

Sind die Frauen so auf Grund ihrer Wesensgleichheit in den Besitz der selben Bildung gelangt wie die Männer, nachdem

---

[1]) Es sei besonders erinnert an die für beide Geschlechter gemeinsamen Übungen in der *γυμναστική*. Alle unreinen Gedanken werden abgewiesen. Der beste Schutz der Nacktheit ist die innere Sittlichkeit, die Tugend. Platon steht mit seinen Forderungen der *φύσις* ungleich näher als Cicero de officiis I 129, der sich ganz besonders auf die natura als magistra beruft!



sie sich ebenfalls den zahlreichen von Platon den Männern vorgeschriebenen Prüfungen unterzogen, dann steht ihnen 2. auch das Recht zu, an der obersten Leitung des Staates teilzunehmen. Sie können also *ἄρχουσαι* werden; als solche sind sie den *ἄρχοντες* völlig gleich gestellt.

Das sind die Grundforderungen, die eine bleibende Bedeutung, eine über den Gedankenkreis des engen platonischen Staates hinaustreibende, eine überhistorische Kraft in sich schließen. Trotz dieser Gültigkeit oder besser, weil sie diese Gültigkeit in sich tragen, fügen sie sich auch dem Rahmen des von Platon entworfenen Staates ein; sie hängen sogar so organisch mit den Grundgedanken der Bücher 1—4 zusammen, daß die meisten Kritiker jene überragende Bedeutung übersahen und sie lediglich als unerläßliche Folgerungen aus jenen Büchern hinstellten. Bevor wir uns aber mit der an diesen Sätzen geübten Kritik näher auseinandersetzen — gerade die Widerlegung dieser Kritik wird in Platon den Propheten der Frauenbewegung erkennen lassen —, haben wir noch einige im Frauenbuche des Staates aufgestellte Forderungen herauszuheben, bei denen die historische, systematische Bedingtheit ganz klar hervortritt — ganz im Gegensatz also zu jenen.

Zur höchsten Stufe der *ἄρχοντες* können die Männer nur gelangen, nachdem sie sich als *φύλακες* bewährt haben. Es ist also ganz folgerichtig, daß auch die *ἄρχουσαι* zuvor *φυλακίδες* waren. Das bedeutet aber — Platon spricht nicht von einer anderen Ausbildungsordnung für die Frauen —, daß auch sie die gleiche Durchbildung des Körpers aufweisen müssen. Im Gymnasium finden sich die Vertreter des männlichen und weiblichen Geschlechtes zu gemeinsamer Übung ein: *καὶ ταῖς γυναιξὶν ἄρα τούτω τὼ τέχνα* (scil. *μουσικὴ καὶ γυμναστική*) *καὶ τὰ περὶ τὸν πόλεμον ἀποδοτέον καὶ χρηστέον κατὰ ταὐτά . . . γυμνὰς τὰς γυναῖκας ἐν ταῖς παλαίστραις γυμναζομένας μετὰ τῶν ἀνδρῶν* (452 a).

Die Frauen erlernen dort auch *τὴν τῶν ὅπλων σχέσιν καὶ ἵππων ὀχήσεις* (452 c). Als Zugehörige zum *φυλακικὸν γένος* müssen sie natürlich auch mit zum Kriege ausrücken — sogar die Kinder gehen mit ins Feld: *ἵνα . . . θεῶνται ταῦτα ἃ τελεωθέντας δεήσει δημιουργεῖν· πρὸς δὲ τῇ θέᾳ διακονεῖν καὶ ὑπηρετεῖν πάντα τὰ περὶ τὸν πόλεμον, καὶ θεραπεύειν πατέρας τε καὶ μητέρας* (467 a); diese letztere an die Kinder gerichtete Anforderung haben wir deshalb hier angeführt, weil sie sich in dem Weltkriege von 1914/5 schon als erfüllbar erwiesen hat. — Über die Teilnahme der Frauen am Kampfe selbst gibt Platon keine näheren Bestimmungen, wenn man nicht aus Glaukons Worten Schlüsse ziehen will: *εἰ δὲ καὶ τὸ θῆλυ συστρατεύοιτο, εἴτε καὶ ἐν τῇ αὐτῇ τάξει εἴτε καὶ ὄπισθεν ἐπιτεταγμένον, φόβων τε ἕνεκα τοῖς ἐχθροῖς καὶ εἴ ποτέ τις ἀνάγκη βοηθείας γένοιτο* (471 d).

Diese Forderung der Beteiligung am Kriege scheint mir lediglich eine Folgeerscheinung aus dem Ganzen des Staates zu

sein; allerdings ist auch sie gestützt auf den obersten Grundsatz von der Wesensgleichheit. Immerhin ist dabei, wenn im Ernst an die Verwirklichung dieser Folgerung gedacht werden soll, zu wenig jener doch unleugbare graduelle Unterschied beachtet worden, der in Anbetracht der Anstrengungen eines Feldzuges besonders beim weiblichen Geschlecht betont werden muß: eben jenes *ἀσθενέστερον*. Zum mindesten ist aber unwahrscheinlich, daß diese letztere Forderung in der Erfahrung jemals verwirklicht werden kann, wenn wir auch ab und zu in der Geschichte Frauen begegnen, die in der Front gekämpft haben. Daß Aristophanes in der Lysistrate solch streitbare Frauen vorführt, daß dann später Platon allen Ernstes die Teilnahme der Frauen am Kriege fordert, scheint mir darauf hinzudeuten, daß jenes alte Amazonenmotiv in den Debatten des fünften Jahrhunderts wider lebendig geworden war. Eine gewisse, allerdings von der platonischen abweichende Beteiligung der Frauen am Kampfe finden wir bekanntlich bei den Germanen (Tacitus Germania c. 7, dazu Histor. IV 18 und Caes. b. G. I 51).

Wenn sich die Forderung auch nicht im vollen Umfange erfüllen läßt, so hat doch unser Krieg gezeigt, daß auch die Frau am Kampfe — um von anderem zu schweigen — insofern wirklichen Anteil nimmt, als sie selbst bis in die Schützenlinien hinein mit vorgeht, um den Kämpfenden Erfrischungen zu bringen und die Verwundeten zum Verbandplatze zu geleiten. So können sie nicht ganz zu Unrecht auch *φυλακίδες* heißen.

Dafür, daß die Lage und das Recht der Frau noch nicht in allen Einzelheiten geklärt und gesichert ist — wenn auch, wie wir ja zeigen wollen, die Grundzüge des Frauenrechtes in apriorischer Weise festgelegt sind —, ergibt sich ein sehr wichtiger Beleg in dem Satze von der Frauen- und Kindergemeinschaft. Sie ist nach Platon: *τοῦ μεγίστου . . ἀγαθοῦ τῇ πόλει αἰτία* (464 b). Sie erst verbürgt die wirkliche Einheitlichkeit des Staates, auf dieser Einheitlichkeit beruht ja alles Glück: *ἔχομεν οὖν τι μεῖζον κακὸν πόλει ἢ ἐκεῖνο ὃ ἂν αὐτὴν διασπᾷ καὶ ποιῇ πολλὰς ἀντὶ μιᾶς; ἢ μεῖζον ἀγαθὸν τοῦ ὃ ἂν συνδῇ τε καὶ ποιῇ μίαν; Οὐκ ἔχομεν* (462 b). Hätte jeder eine eigene Frau und eigene Kinder (also ein *κτῆμα*), dann wäre Freud und Leid nicht mehr gemeinsam, und der einzelne richtete seine Gedanken notwendigerweise vom Glücke des Ganzen weg zu dem Glück in seinem Hause. Alle Einheitlichkeit und damit die Stärke des Wächterstandes und folglich auch des Staates wäre aufgehoben (464 d). Zur Verwirklichung der höchsten Aufgaben, des eigentlichen Daseinszweckes (der nur durch die Arbeit im Dienst des Ganzen zu erreichen ist), müssen nicht nur die *φύλακες* und *ἄρχοντες*, sondern auch die *φυλακίδες* und *ἄρχουσαι* frei sein von allem der hohen Bestimmung sie abspenstig machenden Kleinkram des Familienlebens. Dies Gemeinschaftsleben gilt natürlich bloß für den Wächter- und Herrscherstand, weil nur hier der Sinn dieser Forderung eingesehen werden kann (hier

muß also der Sieg der Vernunft über die Sinne ein vollständiger sein). In diesem höchsten Stande handelt es sich ja nicht um ein einfaches Fortpflanzen, sondern — wie auch Nietzsche es verlangt — um ein Hinaufpflanzen (deshalb natürlich die genaue Regelung der Zeugungen von Staats wegen, Bestimmung des Alters, Auswahl der Paare [Zuchtwahl!] usw. S. 460 d — 461 c, auch Timäus 18 d). Die Losung ist: *ἐξ ἀγαθῶν ἀμείνους καὶ ἐξ ὠφελίμων ὠφελιμωτέρους ἀεὶ τοὺς ἐκγόνους γίγνεσθαι* (461 a). Damit der Frau Kraft und Zeit bleibt für die Arbeit am Wohle des Ganzen, wird ihr die Sorge um die Kinder abgenommen (über die Säuglingsheime und Kindergärten S. 460 b – d).

Abgesehen davon, daß diese *κοινωνία τῶν γυναικῶν καὶ παίδων* in einem größeren Staatswesen, als es der platonische Stadtstaat ist, ganz undurchführbar wird, ist Platon hier auch nicht nur dem Wesen des Weibes in keiner Weise gerecht geworden, er hat dazu eine Quelle unendlicher sittlicher Kraft und höchsten Glückes einfach abgeschnitten. Dem Wesen des Weibes ist er nicht gerecht geworden: denn für ihn ist die Mission der Frau als solche eigentlich erledigt, sobald sie dem Staate Kinder gebracht hat. Die Gefühle der Mutter haben hier keinen Platz. Weiter: obschon die Frau auf Grund ihrer Wesensgleichheit dem Manne durchaus politisch gleichberechtigt ist, wird sie doch wider als Weib zur Sache herabgesetzt: sie ist ein *κτῆμα κοινόν*; sie wird nicht gefragt, wem sie sich hingeben und mit wem sie sich verbinden will. Wir können darin, daß die Frauen auf Grund des Satzes *κοινὰ τὰ τῶν φίλων* zu Gütern im materiellen Sinne werden, nichts als ein Zugeständnis an den polygamen Charakter des Mannes sehen. Es ist offenbar, daß wir es hier mit einem Zwiespalt in Platons Auffassung von der Frau zu tun haben: einmal steht sie gleichberechtigt neben dem Manne, dazu aber ist sie ein *κτῆμα κοινόν*! Es wurde bereits erwähnt, daß diese Forderung als eine Folgerung aus dem System des Staates zu denken ist. Diese Folgerung muß aber — das ist bei einem so tiefen Denker wie Platon selbstverständlich — einen Grund haben, der vor dem System des Staates liegt. Der Grund ist hier wohl ein kultur-historischer: Das Familienleben in Athen bot dem Manne nicht das, was es ihm bieten mußte, um den von Platon an den *φύλαξ* und *ἄρχων* gestellten Anforderungen zu genügen. In Athen war die Frau lediglich da zum Kindergebären, die Ehe war nur zum Fortpflanzen, an ein Hinaufpflanzen war nicht zu denken, da ja der Frau im Durchschnitt alles dazu fehlte. Es fehlte ihr eben die Tiefe der Bildung. So konnte natürlich die Ehe kein Jungbrunnen neuer Kraft und hoher Gedanken für den Mann werden, vielmehr mußte sie ein Hemmschuh für ihn sein. Was der Mann bei seiner Frau, in seinem Heim nicht finden konnte, das suchte und fand er bei den gebildeten Hetären, den Ausländerinnen. Da so das tiefe Familienleben fehlte, das Mann und Frau erst zur wirklichen Auswirkung ihrer Eigenart

führt, war es für Platon nichts allzu Unerhörtes, zur gänzlichen Aufhebung der Familie fortzuschreiten; für Athen scheint er damit nicht gar zu viel beseitigt zu haben!

Nachdem wir so das historisch Bedingte ausgeschieden haben, können wir uns zurückwenden zu jenen Forderungen, die Zeitüberlegenes in sich tragen und daher auch in ihrer Ablösung vom Idealstaat ihre Berechtigung und ihre Geltung haben und die Platon mit Recht zum Propheten der Frauenbewegung gemacht haben. Da wir oben die Grundsätze des Frauenrechtes aufgestellt haben, bleibt uns noch übrig, zu erweisen, daß es Platon wirklich ernst war mit jenen Sätzen. Zu dem Zwecke müssen wir uns mit den Gelehrten auseinandersetzen, die bis in die jüngste Zeit hinein es nicht wahr haben wollten, daß Platon der große Verkünder der Frauenrechte ist — trotzdem gerade die Entwicklung und Ausdehnung der Bewegung sowie die teilweise Durchführung der platonischen Forderungen deutliches Zeugnis ablegen für den weiten Blick des Philosophen.

Die antike und moderne Kritik setzt ein bei dem Satze, um den sich alles dreht, mit dessen Bejahung oder Verneinung gerade die Hauptfolge, das *συνάρχειν*, steht oder fällt; es ist der Satz von der Gleichberechtigung, die begründet ist auf der Behauptung, daß der Unterschied der Geschlechter einzig ein solcher des Grades, nicht aber der Anlagen ist. Hiergegen wandten sich schon Xenophon und Aristoteles. Da sie den Grundsatz ablehnen, machen sie natürlich auch die Folgerungen nicht mit. Aristoteles bringt seine Meinung klar zum Ausdruck in der Politik, wenn er sagt: *τὸ ἄρρεν πρὸς τὸ θῆλυ φύσει τὸ μὲν κρεῖττον τὸ δὲ χεῖρον, καὶ τὸ μὲν ἄρχον, τὸ δ' ἀρχόμενον* (1254 b I 2 § 12 u. ö., Immisch). Xenophon weist die Frau gänzlich ins Haus: *καὶ τὴν φύσιν .. εὐθὺς παρεσκεύασεν ὁ θεός, ὡς ἐμοὶ δοκεῖ, τὴν μὲν τῆς γυναικὸς ἐπὶ τὰ ἔνδον ἔργα καὶ ἐπιμελήματα, τὴν δὲ τοῦ ἀνδρὸς ἐπὶ τὰ ἔξω ἔργα καὶ ἐπιμελήματα. ῥίγη μὲν γὰρ καὶ θάλπη καὶ ὁδοιπορίας καὶ στρατείας τοῦ ἀνδρὸς τὸ σῶμα καὶ τὴν ψυχὴν μᾶλλον δύνασθαι καρτερεῖν κατεσκεύασεν· ὥστε τὰ ἔξω αὐτῷ ἐπέταξεν ἔργα· τῇ δὲ γυναικὶ ἧττον τὸ σῶμα δυνατὸν πρὸς ταῦτα φύσας τὰ ἔνδον ἔργα αὐτῇ .. προστάξαι μοι δοκεῖ ὁ θεός* (Oikonomikos c. VII § 23 u. 24, dazu das Folgende mit weiteren Beweisen). Wichtig ist noch § 28 *διὰ δὲ τὸ τὴν φύσιν μὴ πρὸς πάντα ταὐτὰ ἀμφοτέρων εὖ πεφυκέναι, διὰ τοῦτο καὶ δέονται μᾶλλον ἀλλήλων καὶ τὸ ζεῦγος ὠφελιμώτερον ἑαυτῷ γεγένηται, ἃ τὸ ἕτερον ἐλλείπεται τὸ ἕτερον δυνάμενον.* Die Frau ist einzig und allein *οἴκου φύλαξ* (§ 42).

Von den neueren Philosophen und Platonerklärern wendet Windelband sich besonders scharf gegen den Hauptsatz der platonischen Frauenverteidigung. Er hält es in seiner Platonmonographie (Frommanns Klassiker der Philosophie Bd. IX) für unmöglich, daß der Philosoph allen Ernstes an die natürliche Gleichheit der Beanlagung geglaubt habe (Platon betont ausdrücklich, daß das Kriterium jener an die Frauen gemachten Zuge-

ständnisse die *φύσις* ist: *οὐκ ἄρα ἀδύνατά γε οὐδὲ εὐχαῖς ὅμοια ἐνομοτεθοῦμεν, ἐπείπερ κατὰ φύσιν ἐτίθεμεν τὸν νόμον. ἀλλὰ τὰ νῦν παρὰ ταῦτα γιγνόμενα παρὰ φύσιν μᾶλλον, ὡς ἔοικε, γίγνεται.* 456 c). Windelband meint (S. 168), diese Gleichstellung sei nur 'ein theoretisches Postulat geblieben', das Platon 'auch in der Phantasie seiner Verfassungsentwürfe nicht völlig durchgeführt' habe. Es bedarf aber meines Erachtens gar keiner Einzelerörterung mehr, nachdem einmal die Grundzüge festgelegt sind, so wie es in B. V geschehen ist; das einzelne wird sich bei der Verwirklichung schon ergeben (solcher Aufschiebungen gibt es ja mehrere in dem angezogenen Werke). Vielleicht aber sollte auch der Neuheit der ganzen Forderung wegen nicht mehr gesagt werden, damit die Grundzüge um so schärfer hervorträten und erst einmal Klarheit hierüber gewonnen würde. Zur Begründung seiner Ansicht behauptet Windelband weiter, Platon habe nicht daran gedacht, jenes 'theoretische Postulat in die Praxis der Akademie zu übernehmen'. Denn die Überlieferung wisse nur von zwei Frauen (der Platons und der Speusipps), die seine Zuhörerinnen waren: 'zwei in den langen Jahren seiner akademischen Wirksamkeit'! (S. 168 A.)

Dies Beweisstück beweist gerade das Gegenteil von dem, was Windelband damit erweisen will! Es zeigt sich meines Erachtens gerade hierdurch, daß Platon willens war, die theoretische Gleichstellung in der Praxis zu erproben. Wir dürfen also das Beweisstück ruhig für uns in Anspruch nehmen; zweierlei könnte daraus zu ersehen sein: 1. die Frauen waren grundsätzlich zur Akademie zugelassen, 2. die ersten Hörerinnen waren Bürgerinnen, nicht Halbweltdamen (die ja längst über den Bildungsstand der athenischen Bürgerin hinaus waren). Daß es nur zwei Frauen waren, die sich beteiligten, ist nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, daß den griechischen Frauen dieses Hinaustreten aus ihrer häuslichen Zurückgezogenheit ganz neu war. Jedoch darf zur Zweizahl wohl bemerkt werden, daß von Diogenes Laertius in dem Bericht über Speusipp zwei andere Frauen als Schülerinnen Platons und Speusipps genannt werden: *ἐλέγοντο δὲ αὐτοῦ καὶ αἱ Πλάτωνος ἀκούειν μαθήτριαι, Λασθένειά τε ἡ Μαντινικὴ καὶ Ἀξιοθέα ἡ Φλειασία* (§ 2 der Ausgabe von Cobet und Ant. Westermann [1]). Ferner heißt es in dem *βίος Πλάτωνος* des Olympiodor: *πολλοὺς δὲ πάνυ πρὸς μάθησιν ἀφείλκετο καὶ ἄνδρας καὶ γυναῖκας ἀνδρείῳ σχήματι παρασκευάζων ἀκροᾶσθαι αὐτοῦ.*

Auf die Zahl der Hörerinnen kommt es aber gar nicht an; es genügt, daß die Überlieferung berichtet, daß überhaupt Frauen zu Platons Unterricht zugelassen waren. Der Philosoph hätte wohl die Strenge der modernen 'akademischen' Lehrer getadelt, die sich gewaltig gegen die Zulassung der Frauen zu den Vorlesungen sträubten — als *παρὰ φύσιν*!

---

[1]) Dazu im *βίος Πλάτωνος κατ' ἀνώνυμον: τούτῳ δ' ἐφοίτησαν οὐ μόνον ἄνδρες, ἀλλὰ καὶ γυναῖκες, Ἀξιοθέα τε ἡ ἐκ Φλιοῦντος καὶ Λασθένεια ἡ ἐξ Ἀρκαδίας.*

Ferner stützt Windelband sich auf Wendungen, in denen Platon 'in abschätzigem Sinne' von den Frauen redet. Ganz besonders fällt seiner Ansicht nach dabei jene bekannte Stelle im Timäus ins Gewicht (S. 42 b—c): die Seelen der Männer, die sich in ihrem irdischen Dasein schlecht geführt haben, sollen für das zweite Leben in Weiber fahren. Ist das nun wirklich unbedingt so wörtlich zu nehmen? Ich möchte da lieber Susemiehl beistimmen (Übersetzung Anm.) und mehr noch Ed. Zeller, der mit vollem Recht hervorhebt, daß diese Wanderung der Seele in ein Weib und selbst in einen Tierleib in einem Mythos vorgetragen wird. Ob das Platons wissenschaftliche Ansicht war, ist doch sehr zweifelhaft, zum mindesten sind hieraus keine schwerwiegenden Schlüsse über seine Stellung zur Frau zu ziehen. Erinnert Platon doch im gleichen Dialoge auch daran, was er im Staate betreffs der Frauen gefordert und festgelegt hat: *ὡς τὰς φύσεις τοῖς ἀνδράσιν παραπλησίας εἴη συναρμοστέον, καὶ τὰ ἐπιτηδεύματα πάντα κοινὰ κατά τε πόλεμον καὶ κατὰ τὴν ἄλλην δίαιταν πάσαις* (Timäus S. 18 c u. d).

Vor allem darf hier aber auf solche Frauen hingewiesen werden, die Platon in den Dialogen auftreten läßt. Es sei nur an zwei in aller Kürze erinnert, an Aspasia und Diotima. Des Sokrates Verhältnis zur Aspasia ist in der sokratischen Literatur bekanntlich sehr umstritten; es hat sich einwandfrei noch nicht feststellen lassen, welche Absicht Platon hatte, als er sie im Menexenos zu des Sokrates *διδάσκαλος ῥητορικῆς* machte. Pohlenz ist fest davon überzeugt, daß es sich nur um einen Scherz Platons handelt, daß das Motiv 'Sokrates lernt bei Aspasia' nur aufgegriffen ist, 'um zu zeigen, daß man so etwas nicht ernst nehmen kann, daß ein Sokrates, der von Aspasia lernt, nicht der echte Sokrates ist' (S. 262). Mag das für Sokrates gelten, man darf aber nicht vergessen, daß Platon selbst ihren Einfluß auf die Männerwelt hervorhebt: *ἥπερ καὶ ἄλλους πολλοὺς καὶ ἀγαθοὺς πεποίηκε ῥήτορας, ἕνα δὲ καὶ διαφέροντα τῶν Ἑλλήνων, Περικλέα τὸν Ξανθίππου* (235 e). Was Aeschines in seinem Dialog Aspasia, in dem er diese zur Lehrerin des Sokrates machte, letzten Endes zeigen wollte, 'daß auch das Weib imstande sei, den Mann *βελτίονα ποιεῖν*' (Pohlenz S. 260), das hat Platon natürlich nicht widerlegen wollen; nur daß ein Sokrates nichts von Aspasia zu lernen brauchte, sollte gezeigt werden.

Weit mehr Bedeutung kommt der Diotima zu, die den Sokrates in der Lebenskunst unterwies. Daß Diotima keine historische Persönlichkeit war, dürfte unzweifelhaft sein; es handelt sich hier, wie schon Hug in seiner Ausgabe des Gastmahls annimmt, um eine künstlerische Fiktion, über deren Gründe wir hier schweigen dürfen. Pohlenz mag recht haben, daß sie als 'Repräsentantin der *θεία μοῖρα*' gedacht ist; gleichwohl sind wir geneigt, herauszuhören, daß es ein weibliches Wesen ist, dem Platon die tiefe Kenntnis der Liebe zuschreibt. Dem weiblichen Geschlechte

als solchem in seiner Reinheit ist damit ein Denkmal gesetzt. Nachträglich finde ich, daß Kurt Hildebrand in der Einleitung zu seiner Übersetzung des platonischen Gastmahls sich im gleichen Sinne ausgesprochen hat (der philosophischen Bibliothek Bd. 81, S. 30ff.). 'Das Diotima, die Frau', heißt es da, 'unter Männern die bedeutendste Rede hält, sagt alles . . . In Diotima ist der Wert der Frau, ihr Verhältnis zum Göttlichen glänzend verbildlicht: Ihre Rede ist die höchste geistige Leistung im Kreise der Männer'. Soviel möchten wir den Einwänden Windelbands entgegenhalten. — Wir müssen uns nun noch mit einigen anderen Kritikern der platonischen Frauentheorie kurz auseinandersetzen. Ivo Bruns meint in der Schrift über die Frauenemanzipation in Athen[1]), es habe den Anschein, als ob Platon später an seiner ursprünglichen Ansicht irre geworden sei: 'in den Gesetzen widerholt er den kühnen Satz von der Identität der männlichen und weiblichen Beanlagung nicht. Die Folgerungen hält er aufrecht, aber ihre ursprüngliche Schroffheit hat er wesentlich gemildert' (S. 188). Es ist Platon kaum zuzutrauen, daß er Folgerungen ausspricht, ohne das anzuerkennen, woraus die Folgerungen gezogen sind. Nur wenn man bei den platonischen Bestimmungen über die Frauen scharf unterscheidet zwischen solchen Forderungen, die über den von Platon entworfenen Staat hinaus gelten können, und solchen, die sich nur aus dem System heraus erklären und erweisen lassen, dann allein ist es möglich, die Sätze über die Frauen in ihrer ganzen Bedeutung und Tragweite zu ermessen und Platons Größe zu erfassen. Dann ist aber auch unmöglich ein Urteil, wie Ed. Zeller und ganz im Anschluß an ihn Max Wundt (in seiner Geschichte der griechischen Ethik I Absch. 'Der Reformator' S. 494 ff.) und z. T. auch W. Pater (in 'Plato und der Platonismus') es über die der Frau von Platon zugewiesene Stellung gefällt haben. Wundts Kritik sei angeführt: 'An diesem Kommunismus nehmen auch die Frauen teil. Mit der Auflösung der Familie ist auch ihnen eine eigene Aufgabe genommen, es bleibt daher nichts übrig, als ihnen die gleiche Tätigkeit wie den Männern zuzuweisen. Sie sollen mit in den Krieg ziehen, die geeigneten selbst die Leitung des Staates mitübernehmen' (S. 502). 'Der Frau mußte eine neue Stellung angewiesen werden, da ihr der Beruf im Hause des einzelnen genommen war. Sie wird dem Manne einfach gleichgestellt, sehr charakteristisch für eine Zeit, in der die Frau schon entschiedener hervorgetreten war, und für eine Verfassung, die doch mit der Frau eigentlich nichts anfangen kann' (S. 503).

Das ist meines Erachtens ein etwas zu leichtes Verfahren einem so tiefen Denker gegenüber wie Platon! Wundt überschreibt den Abschnitt recht vielversprechend 'Der Reformator', doch wird er der Größe des Philosophen in der oben angeführten

---

[1]) Jetzt aufgenommen in der Sammlung 'Vorträge und Aufsätze' herausgegeben von Th. Birt, 1905.

Kritik nicht gerecht; als Reformator ist Platon da wirklich nicht erfaßt und gewürdigt, im Gegenteil: es wird ihm vorgeworfen, er habe, nicht auf tiefe Gründe gestützt, den Frauen jene Stellung zugewiesen, sondern lediglich deshalb, weil er mit mit den Frauen in dem neuen Staate nichts anzufangen wußte, haben sie solch außerordentliche Rechte bekommen — also rein zufällig! Wundt hat nicht beachtet, wie großen Wert Platon gerade auf die Grundlegung der Forderungen legte. Mit solcher Kritik, die sich rein an der Oberfläche hält, ist natürlich über allen Gedanken des Frauenbuches der Stab gebrochen und ihnen sämtlich nur für den Fall der Verwirklichung des Idealstaates — d. h. aber nie und nirgends — Geltung gelassen.

Die Geschichte aber spricht gegen alle, die den von uns besonders hervorgehobenen Hauptgedanken Verwirklichungsmöglichkeit absprechen. Die Geschichte hat — wenn auch spät — den platonischen Gedanken eine glänzende Rechtfertigung gegeben. Platon ist der Prophet der Frauenbewegung gewesen — das zeigt die Lage der Gegenwart allzu deutlich; es ist nur erstaunlich, daß da heute noch Urteile wie die oben angeführten möglich sind und von Philosophen gefällt werden.

MITTEILUNGEN

Die deutsche Weltkriegsdichtung

In der Dichtung eines Volkes zeigt sich dessen ganzes Denken und Fühlen, sein Wollen und Können, sein ureigenstes Wesen, seine Seele. Das gilt vom deutschen Volk ganz besonders in den Zeiten der Entscheidung an den Wendepunkten seiner politischen Entwicklung, in den Augenblicken, da es sich um Sein und Nichtsein handelt. So war es im Jahre 1813, so 1870, so ist es auch jetzt wider seit Ausbruch des gegenwärtigen Krieges, der über Deutschlands Schicksalsstunde entscheiden soll. Von neuem ist die patriotische Dichtung erwacht, stärker und umfangreicher als je zuvor; in Tagesblättern, Zeitschriften, auch in selbständigen Buchausgaben, in größeren und kleineren Heften ist sie für jedermann zu lesen. Unabhängig und fast ohne Zusammenhang mit der gesamten vorhergehenden Dichtung tritt sie plötzlich wider mit elementarer Wucht hervor. Alte und neue Dichter treten miteinander in Wettbewerb, und es erscheinen eine Menge von Dichternamen, von denen bisher niemand etwas wußte und die wahrscheinlich ohne den gegenwärtigen Krieg niemals bekannt geworden wären. Fast unbegrenzt ist ihre Zahl, und einer späteren Zeit bleibt es vorbehalten, sie zu sichten. Das war vor 100 Jahren nicht anders. Auch damals gab es weit mehr Dichter, als die Literaturgeschichte heute unter die Freiheitsdichter eingereiht hat. Selbst Namen wie Ernst Moritz Arndt, Max von Schenkendorf, Theodor Körner u. a., die uns heutzutage so geläufig sind, waren vor und in den Freiheitskriegen noch gar nicht oder nur wenig und in kleinem Kreise bekannt. So wird auch die Geschichte der deutschen Literatur erst nach Jahren die Namen derer, die als deutsche Dichter im Weltkrieg oder kurzweg als deutsche Weltkriegsdichter gelten, zum geistigen Allgemeingut des deutschen Volkes machen.

Kann man somit augenblicklich über die Namen noch streiten und ist eine rein objektive Sichtung noch nicht möglich, so liegt das Wesen der deutschen Weltkriegsdichtung bereits klar vor Augen und läßt sich nach ihren Hauptgesichtspunkten deutlich erkennen. Gewisse Grundzüge kehren, wenn auch nicht alle in jeder einzelnen Dichtung, stets wider, und was dabei verschieden ist, ist durchweg nur die Form, von der sie umgeben oder in die sie gekleidet sind.

Die Hauptgrundzüge der deutschen Weltkriegsdichtung zu zeichnen, soll die Aufgabe der folgenden Ausführungen sein. Wenn dabei dennoch

verschiedene Namen von Dichtern samt Stellen aus ihren Gedichten angeführt werden, so soll damit kein Werturteil über sie abgegeben, sondern nur das, was sich aus der gesamten Kriegsdichtung als ihr Wesen ergibt, durch Beispiele kurz erläutert werden.

I.

Der Hauptgrundzug, gleichsam das Fundament, auf dem sich die deutsche Weltkriegsdichtung aufbaut, ist der rein nationale. Alles Internationale, wenn man es als Gegensatz zum Nationalen faßt, jeglicher Kosmopolitismus, das sogenannte Weltbürgertum, ist verschwunden oder wenigstens bis auf weiteres ausgeschaltet. Es gibt keine Verbrüderung der Völker untereinander, von der vorher manche Literaten und Philosophen in ihrem überspannten Idealismus mit den vermeintlichen weltbeglückenden Gedanken träumten. Das Deutschtum tritt wider in seine Rechte, und wo dies seine Grenzen hat, da hat auch die deutsche Dichtung nichts mehr zu suchen. Damit sind ihr jedoch keine äußeren Schranken gezogen. Überall, wo Deutsche wohnen, in Deutschland selbst, in Österreich, in den nordischen Staaten, selbst jenseits des Ozeans ist der deutsche Gedanke und damit auch die deutsche Dichtung in schöner Blüte wider aufgelebt. Jetzt erkennt der Deutsche wider, welch ein Stolz es ist, Deutscher zu sein. Es ist, wie der bekannte Wiener Schriftsteller und Dichter Richard v. Kralik in seinem Gedicht 'Deutsches Wesen' sagt:

Deutsche, lernet deutsch zu werden,
Denn ihr findet hier auf Erden
Höh'res wahrlich nicht als euch.
Eure mächt'gen deutschen Eichen
Wird an Hoheit nicht erreichen
Alles sonstige Gesträuch.

Bedenke, daß du ein Deutscher bist! Dies Wort, das schon der Große Kurfürst sich und allen seinen Untertanen zur ernsten Mahnung machte im Kampf gegen alles Fremdländische und durch das in der Tat schon so oft in den Zeiten der Not das deutsche Volk wider gesundet ist, bewahrheitet sich auch jetzt wider. Die Weltkriegsdichtung, die ja im letzten Grunde nur den Geist des Volkes widerspiegelt, spricht es fast auf jedem Blatt in immer neuen Wendungen aus.

Wie aber das Deutschtum sich nicht ins weite Weltall verliert, so zersplittert es sich auch nicht durch einen engen Partikularismus. 'Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche,' dies große Wort des Kaisers bei Ausbruch des Krieges klingt auch in der deutschen Dichtung wider:

Und sieh! Da vereint ein einziger Tag
Millionen Herzen in einem Schlag
Für die große, gerechte Sache.
Ein Aufschrei gellt
Durch die deutsche Welt,
Ein einziger Schrei nach Rache.
Und weggefegt von dem Sturm der Zeit
Ist aller Hader und Zank und Streit

Und kleinliche Sorgen und Schmerzen:
Ein heiliger Mut,
Eine heilige Glut
Durchflammt die geläuterten Herzen.

Diese Worte aus Otto Sommerstorffs Gedicht 'Die deutsche Sturmflut' sind ein begeisterter Widerhall der deutschen Einheit in der gegenwärtigen Kriegszeit. So finden wir's in der gesamten Kriegsdichtung. Es gibt keine preußische, keine bayerische, keine süddeutsche oder norddeutsche, keine rheinische oder schlesische Weltkriegsdichtung an sich, es gibt nur eine deutsche. Sie ist überall in deutschen Landen gleich, mag sie auch in bayerischer oder sächsischer, pommerscher oder sonstiger Mundart, mag sie hoch- oder niederdeutsch sein; sie kennt nur das eine Ziel: das große deutsche Vaterland und den, der es regiert, den deutschen Kaiser. So heißt es z. B. in Hermann Kienzels Gedicht 'Deutschlands West- und Ostreich':

Einst trennten Kirchenglocken
Deutschland in Süd und Nord,
Des heil'gen Geistes Flocken
Zerstoben hier und dort.

Nun fließen sie zusammen,
Die Bäche aus deutschem Land,
Ob sie aus Steier stammen
Oder aus märkischem Sand.

Von dort, wo Rheinlands Weine,
Wo Schwabens Wiesen blühn,
Oder im Abendscheine
Die Gletscher Tirols erglühn.

Wehrt somit die deutsche Weltkriegsdichtung jeglichen Kosmopolitismus und Partikularismus ab, so muß man gerade für den gegenwärtigen Krieg einen Punkt allerdings besonders hervorheben, das ist der auch in der Dichtung oft ausgesprochene enge Bund zwischen Deutschland und Österreich, der letztlich auf gemeinsamer im wesentlichen deutsch orientierter Kultur beider Völker beruht. Wenn auch der österreichisch-ungarische Gesamtstaat aus einer großen Anzahl von Völkern verschiedener, selbst nicht germanischer Abstammung besteht, so liegt die Wurzel des Gemeinsamen zwischen ihm und dem Deutschen Reiche doch in dem deutschen Grundzuge der deutschen und österreichischen Nation, die ja auch geschichtlich ein und der selben Quelle entsprungen sind. Der österreichische Teil bildet aber seinerseits wider die Grundlage für das ganze österreichisch-ungarische Reich, sowohl geschichtlich als auch politisch. Spricht man doch heute nicht allein in den österreichischen, sondern auch in den ungarischen und den andern Landesteilen von dem großen Bruder, d. i. Deutschland. Und wenn der große deutsche Kanzler Otto von Bismarck immer von einer Stärkung des deutschen Elements in Österreich-Ungarn sprach, so tat er das nicht etwa rein willkürlich nur aus praktischen Gesichtspunkten zum Nutzen Deutschlands, sondern er folgte dabei eben der geschichtlichen Entwicklung des österreichisch-ungarischen Reiches als eines mit vorwiegend deutschem Charakter. Diese enge Verknüpfung von Deutsch und Österreichisch und damit auch des

Deutschen Reiches und der österreichisch-ungarischen Monarchie zu einem großen Bund kommt denn auch in der Kriegsdichtung der Gegenwart scharf zum Ausdruck. So sagt Ernst Thrasolt in seinem 'Deutschen Kriegslied 1914':

All Heil! Hoch steigt der stolze Aar,
Hoch Östreichs Doppelaar!
Östreich und Westreich immerdar
Ein deutsches Bruderpaar!
Hurra, hurra, die Flaggen wehn,
Schwarzgelb und schwarz-weiß-rot!
Gen alle, alle Welt wir gehn
Im Kampf zu Sieg und Tod.

Frz. Schrönghamer läßt in seinem Gedicht 'Das deutsche Herz' den tödlich verwundeten Leutnant zuletzt noch ausrufen:

Deutschland hurra! Heil Österreich!
Und über den Hügel sollen
Drei Salven zum Himmel rollen.

Der Hauptvertreter des deutsch-österreichischen Bundesgedankens aber ist der schon genannte Wiener Richard von Kralik. So endet z. B. sein Gedicht 'Östreichs Gruß an Deutschland' mit den Worten:

Östreichs und Deutschlands Aare,
Zu des Rechtes Hochaltare
Fliegt empor, mit Macht vereint!
Kämpfer für die höchsten Güter
Und gerechter Treue Hüter,
Werft ihr nieder jeden Feind!

II.

Das zweite Kennzeichen der deutschen Weltkriegsdichtung ist ihr volkstümlicher Charakter. Sie ist nicht das Vorrecht besonderer Klassen, nicht einmal besonders begabter und kluger Männer und Frauen. Nicht Gelehrsamkeit, nicht Weisheit, nicht schwungvolle Redekunst, nicht blendender Stil, nicht Geburt oder Stand, nicht Ehre, Ansehn, Reichtum, nicht Amt, nicht Handwerk, selbst nicht einmal das Geschlecht entscheidet, sondern einzig und allein die Empfindung eines echt deutschen Herzens, das Schwingen und Klingen der deutschen Volksseele, wie sie sich in der Brust eines deutschen Mannes oder einer deutschen Frau regt. So ist denn diese Dichtung durchaus ursprünglich, lebensvoll, kraftvoll, dabei nicht selten derb und in der Form bisweilen ohne die sonstige poetische Feinheit. Sie fließt nicht immer wie kristallklares Wasser, sondern gleicht oft dem Wogenschwall des brausenden Meeres.

So redet die Dichtung einerseits von dem, was den Krieger draußen auf dem Schlachtfeld, im Schützengraben, auf stiller, einsamer Wacht, am Abend und Morgen, des Tags und des Nachts, andrerseits, was daheim Gattin, Kinder, Eltern und Geschwister im tiefsten Herzen bewegt. Besonders hübsch ist hier Ilse Frankes 'Weihnachtsbrief aus dem Schützengraben', wo sie erzählt, wie der durch Schlachtenlärm gehärtete Krieger in stillen Stunden an die Heimat und die traute Jugend-

zeit zurückdenkt. Ist es doch aus vielen Feldbriefen bekannt, wie unsre Krieger in ihrer freien Zeit oft ganz in Erinnerung an die frühere Zeit leben:

Liebe Mutter, heut schießen wir nicht.
Heut schenken die Sterne uns Friedenslicht.
Der Tannenwald ist unser Weihnachtsbaum.
Für jeden hängt daran ein Heimattraum.
Von fernen Dörfern dröhnt Glockenton.
Heut bin ich kein Krieger, heut bin ich dein Sohn.
Ich denk an vergangenes Weihnachtsglück.
Lichtstrahlende Bilder kehren zurück.

Von der emsigen Arbeit der Jugend zu Hause berichtet uns Marx Möller in 'Pfadfinder und Wandervögel' V. 3:

Ob einer der Jungens heut Brücken bewacht
Und Quartier sucht für die Soldaten,
Ob er sich an die Ernte macht,
Die heuer so reichlich geraten:
Alle sollen gegrüßt uns sein!
Jeder soll Ehre gewinnen!
Unsre Männer ernten jetzt draußen ein,
Unsre Jungens ernten drinnen!

Ein ganz ander Bild gibt uns L. Kiesgen in dem Gedicht 'Die junge Witwe'. Ihr hat der Krieg den jungen Gemahl, ihren 'Lebensstern', genommen. Nun sieht sie in ihrem kleinen Jungen schon den zukünftigen Rächer:

Wenn wider sich ein Feind erfrecht,
Dann zieht er stahlbewehrt
Hinaus, daß er den Vater rächt
Und wird des Vaters wert.

Doch heute weiß ich nur einen Spruch,
Den sprech ich aus Herzensmacht:
Zermalme, dreimal heiliger Fluch,
Die diesen Krieg entfacht!

Die Tapferkeit der deutschen Frau, die ihre Sorge nicht allein auf Liebesarbeit für die Krieger, die Kranken und Verwundeten erstreckt, sondern auch oft in die Stellung des ins Feld gezogenen Mannes oder Sohnes eintreten muß, findet eine treffliche Darstellung in dem Gedicht 'Des deutschen Bauern Weib' von Martha Grosse:

Mann, Sohn und Knecht zieh'n fort ins Feld,
Die Frau die Hand aufs Herze hält,
Nicht klagen — nur nicht klagen.
Ein herzhaft Beten kurz und klar,
Ein Streichen über blondes Haar,
Ein Bürsten übern Kragen.

Ein Winken mit der Schürze weit,
Dann tiefes, hartverschwiegnes Leid.
Nicht Zeit ist's zum Verzuge.
Die Sense fliegt durchs reife Feld,
Und wenn's im Herbst kein Mann bestellt,
So gehn wir hinterm Pfluge.

Wie ganz natürlich, begleitet die Dichtung in den verschiedensten Akkorden die einzelnen Kriegsereignisse, redet von großen Männern und ihren Taten, von Zeppelinen, den blauen Jungen, den 'Zweiundvierzigern' und vielem andern. Hier mag besonders ein hübscher Zeppelinvers erwähnt werden, der sich allerdings in fast keiner Gedichtsammlung findet, sondern bei einem Truppentransport neben manchen andern Inschriften an einem Wagen stand und dem bekannten Kinderlied nachgebildet ist:

Zeppelin, flieg!
Hilf uns im Krieg!
Flieg nach Engeland,
Engeland wird abgebrannt,
Zeppelin, flieg!

Ein volkstümlicher Spruch ähnlicher Art hat sich über den durch den Weltkrieg weltberühmten Feldmarschall Hindenburg gebildet:

Ortelsburg und Gilgenburg,
Dazu als Sieger Hindenburg,
Das sind der Burgen drei;
Aber die vierte ist auch dabei,
Die macht der Feinde Tun zu Spott:
Ein feste Burg ist unser Gott!

Am schönsten in allen Dichtungen ist der Volkston wohl getroffen in 'Österreichisches Reiterlied' aus der österreichischen Armee-Zeitung:

Drüben am Wiesenrand
Hocken zwei Dohlen —
Fall ich am Donaustrand?
Sterb ich in Polen?
Was liegt daran!
Eh' sie meine Seele holen,
Kämpf ich als Reitersmann.

Drüben am Ackerrain
Schreien zwei Raben —
Werd' ich der erste sein,
Den sie begraben?
Was ist dabei?
Viel hunderttausend traben
In Österreichs Reiterei.

III.

Das dritte und wohl das schönste Merkmal der deutschen Weltkriegsdichtung ist der in ihr herrschende religiöse Geist. Die einzelnen Dichter sind zwar mehr oder weniger religiös gestimmt, aber bis zu einem gewissen Grade sind sie es alle. Sie sind in dieser Hinsicht die Träger der religiösen Grundstimmung des deutschen Volkes und sprechen das, was das Volk bei Ausbruch des Krieges empfand, in ihren Liedern aus.

Ein Gottesurteil ist es, was über die Völker hereinbricht. Deutschland ist dabei in die größte Not gebracht. Da wendet sich das Volk wider seinem alten Gott zu, mehr als es in den letzten Jahrzehnten geschehen. Die Not hat es wider beten gelehrt. In Demut und festem Gottvertrauen finden sich überall die Gemeinden zusammen, Gottes Wort

wird wider mächtig in aller Herzen, und die alten Glaubens- und Trostlieder erklingen überall von neuem. Deutsch und fromm wird zu einem Begriff, und diese echte deutsche Frömmigkeit spiegelt sich denn auch in den Liedern der Dichter wider. Da gibt's nichts Konfessionelles, nichts Sektenhaftes. Alle sind einig in dem einen Wort: Gott mit uns! Da gibts auch keinen Zweifel, kein Bangen und Sorgen. Gerade der einfache Kinderglaube, der noch keinen Zweifel kennt, ist fast der schönste. Er tritt z. B. in einem Gedicht hervor, dessen Verfasser unbekannt geblieben ist, in dem 'Soldatenkind':

> Ruth kniet im Bettchen — vier Jahr ist sie alt —
> Im weißen Hemdchen die kleine Gestalt.
>
> Zum Beten gefaltet die Hände fromm;
> Soll beten, daß Vater bald widerkomm'!
>
> 'Mutti,' sagt Ruth, 'ich glaube, heut, —
> Heut hat der liebe Gott keine Zeit!'
>
> Und mit froh lächelnder Zuversicht
> Die kleine Soldatentochter spricht:
>
> 'Der liebe Gott ist heut nicht zu Haus,
> Der ist mit unsern Soldaten aus!'

Wie des Kriegers Herz draußen auf dem Felde oder in der Schlacht an seinem Gott einen festen Halt sucht, das malt uns wohl keiner schöner als Leo Sternberg in seinem Gedicht 'Während der Schlacht':

> ... aufrecht stehn und auch in diesem Kampf nicht weichen,
> Der sich entscheidet in den Sternen.
> Das sind die Tage, wo wir beten lernen.

So ist das ganze deutsche Volk bereit, im Vertrauen auf Gott Gut und Blut einzusetzen, und zwar für eine gerechte, heilige Sache. Ja noch mehr, der religiöse Gesichtspunkt erweitert sich zu der Ansicht von einer weltgeschichtlichen Mission des deutschen Volkes, das sich als das Gottesvolk, als das Volk des Rechtes, der Sitte und des Glaubens beweisen soll. So spricht es z. B. der schon genannte Richard v. Kralik aus in seinem Gedicht 'In Gottes Namen':

> Herr Gott, wir stehen hier vor dir,
> Für Recht und Wahrheit kämpfen wir,
> Die Feinde aber streiten dort
> Für Hinterlist und Meuchelmord.
> Wir führen deine Sache,
> Es gilt gerechte Rache.
> So nehme denn das Recht den Lauf:
> In Gottes Namen drauf!

Nun ist die Stunde gekommen, wo das deutsche Volk gleichsam die Feuerprobe bestehen muß, durch die es, von alten Schlacken geläutert, seine Fähigkeit und Brauchbarkeit als Träger des Gottesgedankens in der Welt beweisen soll. So heißt es am Schluß des Gedichtes 'An den Kriegsmond' von dem schon mehrfach genannten Dichter Leo Sternberg:

Denn wie die Scheibe deiner goldnen Glut
Über den Finsternissen
Ist das deutsche Herz und möchte die Flut
Seiner Liebe über die blutende Erde gießen,
Bis wir den Feind, den wir besiegt mit den Waffen,
Auch mit der Seele besiegen und wider Frieden auf Erden schaffen.

Neubrandenburg i. M. Otto Vitense.

Der Weltkrieg im Unterricht[1])

Der Verlag von Friedr. Andr. Perthes hat eine Reihe von Mitarbeitern geworben mit dem Auftrage, darzustellen, erstens: wie der Weltkrieg schon jetzt sich im Unterricht widerspiegeln könne, und darüber hinaus zweitens: wie in Zukunft die Methode des Unterrichts den in der Kriegszeit gemachten Erfahrungen vermutlich sich anschließen werde. Da der Krieg noch nicht zu Ende, ja das Ende sich noch nicht absehn läßt, so haben verständigerweise die meisten Verfasser auf weitgreifende Vermutungen im Sinn der zweiten Aufgabe sich nicht eingelassen.

Friedr. Wilh. Förster steuert eine seiner sinnreichen Laienpredigten bei. Schlicht und klar handelt Rud. Wustmann vom Geschichtsunterricht. Einen Exkurs dazu stellen H. Wehbergs Bemerkungen über das Völkerrecht dar. Nicht ohne Beklemmungen, aber auch nicht mit sonderlicher Klarheit äußert sich Heinr. Spannuth über den Unterricht in der Religionslehre. Phil. Witkop stellt einmal die deutsche Lektüre auf das Thema Weltkrieg ein. Gerh. Hellmers bespricht den englischen und französischen Unterricht, wobei er dem französischen Wesen in bemerkenswertem Maße Gerechtigkeit widerfahren läßt. Gleich ausgezeichnet durch Klarheit und praktischen Verstand sind Felix Lampe über Geographie und Karl Umlauf über Mathematik und Naturwissenschaften. Mit Stillschweigen übergeht man am besten Karl Hönn über die alten Sprachen: Schlagsahne ist kein Nahrungsmittel, vollends in so ernster Zeit.

Das Ganze erscheint nur als ein Buchhändlerprodukt unter hastiger Ausnutzung der Konjunktur (Februar 1915). Die Schule sollte grundsätzlich den Tagesereignissen und Tagesgesprächen in einer etwas größeren Entfernung folgen. Wenn dann bei gegebener Gelegenheit das eben Erlebte in warmem Lichte oder mit elementarer Gewalt sich geltend macht, dann wird die Wirkung um so nachhaltiger sein. Und schließlich — 'ist der Krieg doch auch nicht das einzige auf der Welt', wie der Mathematiker des bunten Kollegiums einmal herzhaft einschaltet, als einen Nasenstüber für die allzu Kurzsichtigen. S.

---

[1]) Der Weltkrieg im Unterricht. Vorschläge und Anregungen zur Behandlung der weltpolitischen Vorgänge in der Schule. Gotha 1915. Friedr. Andr. Perthes. 224 S. 8. 2,80 ℳ.

ANZEIGEN

1) Jonas Cohn, 'Der Sinn der gegenwärtigen Kultur'. Leipzig, Felix Meiner. 1914. 8. 297 S. 8 ℳ, geb. 9 ℳ.

Die Aufgabe, die unserer Zeit von der Vergangenheit gestellt ist, sieht Cohn in der Erfüllung des Geistes, der in der vorausgehenden Epoche seine Befreiung von Bindung durch Autoritäten erkämpft hat, aber eben dadurch der Gefahr der Entleerung von wertvollem Inhalt und der Verarmung an zielgebenden Aufgaben verfallen ist. Worin diese 'Erfüllung' des Geistes zu suchen ist, das wird näher durchgeführt, indem der Mensch zunächst als einzelnes Ich und dann in seinem Verhältnis zur Gemeinschaft, zur Welt und zu Gott betrachtet wird.

Von dem überaus reichen Inhalt des Buches läßt sich auf knappem Raum doch keine anschauliche Vorstellung geben; ich versuche es darum hier gar nicht. Eine Ausstellung, die ich zu machen hätte, ist eine mehr formelle: Die Ausführungen über die 'lebenden Formen' des Gemeinschaftslebens (wie vor allem die Sprache) und über Kunst und Lebensgestaltung sind etwas gar zu breit ausgefallen und stören dadurch die straffe Architektonik des Ganzen.

Im übrigen aber kann ich dem Werke nur meine volle Anerkennung zollen. Es ist sichtlich aus einer eindringlichen, tief innerlichen Beschäftigung mit den bedeutsamsten Welt- und Lebensproblemen hervorgegangen. Es beweist allenthalben einen nicht nur sehr kenntnisreichen, sondern auch philosophisch abgeklärten Geist; es ist in einer einfachen, klaren Sprache geschrieben. Gerade den Lehrern, zu deren Aufgabe es ja gehört, die Jugend in den Geist der gegenwärtigen Kultur einzuführen, kann das gründliche Studium des Buches nur aufs angelegentlichste empfohlen werden.

2) Rudolf Eucken, Der Sinn und der Wert des Lebens. 4. umgearbeitete und erweiterte Auflage (15. bis 17. Tausend). Leipzig, Quelle u. Meyer. 1914. 8. 177 S. 2,80 ℳ, geb. 3,60 ℳ.

Seitdem Eucken im Jahre 1888 sein Werk 'Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit' hat erscheinen lassen, ist er bestrebt gewesen, dem selben Gedankengehalt eine immer klarere und wirkungsvollere Form zu geben. Eine Reihe von Büchern dienen dieser Aufgabe; das vorliegende dürfte das relativ gelungenste sein, obwohl auch hier noch an manchen Stellen die Darstellung allzu abstrakt bleibt und über vage Andeutungen nicht hinauskommt

Eucken ist als Verfechter einer idealistischen Lebensgestaltung mit Recht in weiten Kreisen geschätzt. Einen Grundmangel seiner Philosophie sehe ich allerdings darin, daß er mit seinem praktischen Idealismus eine sehr anfechtbare dualistische Metaphysik aufs innigste verquickt. Er bringt sie zustande dadurch, daß er die Begriffe 'Natur' und 'Geist', die ihm zunächst die Wertunterschiede eines naturhaft-egoistischen und eines idealen Kulturaufgabe gewidmeten Lebens bezeichnen, zu Seinsbegriffen umdeutet. Zur näheren Begründung dieser Kritik verweise ich auf meine 'Geschichte der Philosophie' III. Bd. (Leipzig 1913) S. 154ff.

3) Karl Marbe, 'Zur Psychologie des Denkens'. 'Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen' unter Mitwirkung von Privatdozent Wilhelm Peters herausgegeben von Karl Marbe, o. ö. Professor und Vorstand des Psychologischen Instituts der Universität Würzburg. III. Bd. 1. Heft. Leipzig, Berlin 1914. Verlag B. G. Teubner. 8. 42 S. 3 ℳ.

Seit einigen Jahren hat sich innerhalb der experimentellen Psychologie die Untersuchung der Denkvorgänge zu einem üppig wachsenden Zweig der Forschung entwickelt. Am Anfang der mittlerweile recht umfangreich gewordenen Literatur zur Denkpsychologie steht Marbes Buch 'Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Urteil' Leipzig 1901. In der vorliegenden Schrift setzt sich nun Marbe mit den wichtigsten einschlägigen Untersuchungen aus der Folgezeit kritisch auseinander. Kein Spezialforscher auf dem Gebiet der Denkpsychologie wird diese Schrift unbeachtet lassen dürfen; für eine pädagogische Zeitschrift dagegen verbietet sich ein näheres Eingehen auf den Inhalt.

Gießen. A. Messer.

Harvard Studies in Classical Philology. Vol. XXIV, Cambridge, Harvard University Press, 1913. 169 S. 6,50 ℳ.

Das Hauptstück des Bandes bildet eine sehr fleißige und sorgfältige Untersuchung von D. P. Lockwood, *De Rinucio Aretino Graecarum literarum interprete* (S. 51—109). Rinuccio Castiglione hat in der Mitte des 15. Jahrhunderts durch seine Übersetzungen aus dem Griechischen Bedeutung erlangt. — Von den übrigen Aufsätzen steht der von G. C. Fiske, Lucilius, The Ars Poetica of Horace, and Persius mit Recht an der Spitze (1—36); es ist ein Versuch, auf Grund von Horazens Ars und Persius sat. 1 die Komposition von Lucilius XXVI zurückzugewinnen. Die spärlichen Zeugnisse müssen freilich arg gepreßt werden. — Was C. N. Jackson über das Lateinische Epyllion (37—50) und C. R. Post über die dramatische Kunst Menanders (111 bis 145) vortragen, soll wohl nicht mehr sein als Skizze; Post scheint weder Legrand noch Wilamowitz zu kennen. — Als Dessert erhalten wir 13 Seiten von H. W. Litchfield über das *tamen* in Ciceros Worten *Lucreti poemata etc.*, mit dem Ergebnis, daß darin eine Anspielung auf die Geisteskrankheit des Lucrez liege.

Berlin. P. Maas.



1) Martin Schanz, Geschichte der römischen Literatur bis zur Gesetzgebung des Kaisers Justinian. IV, 1: Die Literatur des vierten Jahrhunderts. Zweite, vermehrte Auflage. München 1914. C. H. Beck. XV u. 572 S. gr. 8. Geh. 10 ℳ, in Hlbfrzbd. 12 ℳ.

Wenn Martin Schanz die erste Hälfte des IV. Bandes seiner in ihrem hohen Werte längst allseitig anerkannten römischen Literaturgeschichte jetzt in zweiter, vermehrter Auflage ausgehen läßt, so ist es eigentlich überflüssig, diesem hervorragenden Werke noch einmal ein besonderes Zeugnis auszustellen oder philologische Kreise eingehender darauf aufmerksam zu machen.

Die Einleitung, der eine sehr dankenswerte Zeittafel (S. XII—XV) voraufgeschickt ist, bietet zunächst Ausführungen über Heidentum und Christentum (S. 1—5), über den Gang der Literatur (S. 5/6) und die Gliederung des Stoffs (S. 6). Lehrreich sind sodann des Verfassers Mitteilungen über die Stellung der einzelnen Kaiser zur Literatur (S. 6—10). Den Abschluß dieses Bandes bildet ein Rückblick (§ 1000, S. 499—550, Nachträge und Berichtigungen S. 551/552), der in seiner Anschaulichkeit und Gründlichkeit den gesamten vielgestaltigen Stoff noch einmal übersichtlich vor unsrem Geistesauge vorüberziehen läßt.

Und nun dieser gewaltige, zwischen Einleitung und Rückblick vor uns entfaltete Stoff selbst! Ihn an der Hand eines so gründlich unterrichteten Führers wie Schanz zu durchwandern, dessen Scharfblick und tief eindringender Sorgfalt auch nicht die kleinste und unscheinbarste Regung schriftstellerischer Betätigung entgeht, ist ein hoher wissenschaftlicher Genuß, der jedem, und besonders dem zunächst in den Zeiten klassischen Schrifttums wurzelnden Philologen, den Blick zu weiten, die Kenntnisse zu mehren und das Urteil zu festigen oder von Einseitigkeit zu befreien vorzüglich geeignet ist.

Einzelheiten hervorzuheben wird man im Rahmen dieser Anzeige nicht erwarten dürfen. Wenn ich die Stücke nennen sollte, die ich mit besonderer Freude gelesen habe, so sind es aus dem ersten Teile des Bandes die Ausführungen über Ausonius (§ 786—790, S. 21—43), die Scriptores historiae Augustae (§ 794/5, S. 51—62), Ammianus Marcellinus (§ 807—809, S. 93—107), Symmachus (§ 816—820, S. 119 bis 129) und — aus dem Schwarm der Grammatiker als den meiner Meinung nach wichtigsten, weil zugleich Christ und Neuplatoniker (wie Synesios) und maßgebender Führer Augustins (Conf. VIII, 3. 5) hervorzuheben — C. Marius Victorinus (§ 828—831a, S. 149—161).

Aus dem zweiten Teile treten uns als wahre Glanzstücke lebendiger Schilderung und gerechter Würdigung, die auf genauester Kenntnis der gesamten Schriften ruht, die Abschnitte über Prudentius (§ 864—875, S. 233—276), Ambrosius (§ 908—947, S. 315—365) und Hieronymus (§ 972—999, S. 429—499) entgegen. In dem Abschnitt über Ambrosius' Hexaemeron, um nur diesen einen Umstand hervorzuheben, berührt zweierlei ganz besonders angenehm. Einmal ist es die in dem Quellennachweis verzeichnete, durch Gronaus scharfsinnige Untersuchung eben erst neugewonnene Erkenntnis, daß des Ambrosius Quelle Basilius in seinen Ausführungen nicht, wie man bisher annahm, auf Platon und Aristoteles, die Basilius sicher genauer kennt, als unmittelbare Gewährsmänner

zurückgeht, sondern daß er im wesentlichen von stoischen Quellen, in der Hauptsache von Posidonius und dessen Timäuskommentar abhängig ist. Sodann aber lobe ich hier an Schanz' Beurteilung das tiefe Mitempfinden und die Wärme, mit der er den ihm gewordenen eigenen Eindruck von jener wissenschaftlich hochbedeutsamen Predigtreihe des Ambrosius widergibt. 'Wir können uns denken,' sagt er (S. 322), 'daß diese Predigten einen großen Eindruck auf die Zuhörerschaft machten. Selbst bei der Lektüre treten noch ihre Vorzüge uns scharf und bestimmt entgegen. Wir ergötzen uns an den glänzenden Naturschilderungen, an den reichen Erzählungen aus dem Leben der Tiere, an den eingestreuten Sittenzügen; wir fühlen mit die warme Liebe, die der Bischof für seine Gläubigen hegt und die sich stets fern von dem Tone des Zeloten hält, ja sogar mitunter einen humoristischen Ton anschlägt. Eine wunderbare Harmonie ist über das Ganze ausgegossen, eine Harmonie, wie sie nur aus einer in sich gefestigten Seele hervorgehen kann.'

Nach den in diesem Bande vorliegenden Würdigungen der großen christlichen Schriftsteller des vierten Jahrhunderts darf man der des Aurelius Augustinus, des größten Schriftstellers, den das römische Volk hervorgebracht hat, die im letzten, das ganze Werk abschließenden Bande ihre Stätte finden wird, mit besonderer Erwartung entgegensehen.

2) Joachim Durel, Les Instructions de Commodien. Traduction et Commentaire. Paris 1912. XXI u. 209 S. gr. 8. 5 fr.

Joachim Durel, Commodien. Recherches sur la Doctrine, la Langue et le Vocabulaire du Poète. Paris 1912. 318 S. gr. 8. 6 fr.

Beide Schriften des selben Verfassers, der, ein Schüler der Toulouser Universität, als Professor am Lyzeum in Tunis wirkt, an dieser Stelle gemeinsam zu würdigen, empfiehlt sich, wie mir scheint, aus dem Grunde, weil dann die ihnen beiden gemeinschaftliche wissenschaftliche Grundlage nur bei der zweiten, für welche die erste gewissermaßen die Voraussetzung bildet, genauer geprüft zu werden braucht. Überdies tragen beide insofern ein verschiedenes Gepräge, als die Ausführungen der zweiten durchaus wissenschaftlich gehalten sind, die erstere Schrift dagegen von vornherein einen weiteren Leserkreis ins Auge faßt. *'Ce livre'*, verwahrt sich der Verfasser gleich im Anfang, *'n'est pas une édition, c'est surtout une traduction. Nous prions qu'on nous juge surtout sur ce que nous avons voulu faire: c'est savoir œuvre de vulgarisation. A un monde civilisé ou qui prétend l'être, nous voulons faire connaître un croyant farouche qui ne l'était ni le croyait l'être'*. In einem *Appareil critique* (S. XI—XXI) gibt Durel zunächst Rechenschaft über sein Textherstellungsverfahren. Er schließt sich im wesentlichen an die Wiener Ausgabe (Corp. script. eccles. lat. XV, 1887) von Dombart an, der von den drei uns erhaltenen Handschriften der *Instructiones:* Cod. Mediomontanus vel Cheltenhamensis (saec. XI), Cod. Paris. (saec. XVII) und Cod. Leid. (saec. XVII), mit Recht die älteste seinem Texte zugrunde legte. Dem lateinischen Texte der *Instructiones,* den auf der gegenüberstehenden rechten Seite eine französische Übersetzung begleitet (S. 1—140), folgt ein sorgfältig gearbeiteter Kommentar (S. 141—200). Was die Er-

klärung der vom Dichter seinen Versen eingewebten Anspielungen auf Zeitereignisse im besonderen betrifft, so dürfte die Vermutung ausgesprochen werden, daß diese von dem zu erwartenden Kommentar Brewers überholt sein werden, der, wie im folgenden noch weiter zu begründen sein wird, meiner Meinung nach, in das Wesen und die Zeit der Dichtungen des Commodianus einen weit tieferen Einblick als alle früheren Forscher getan hat.

Wenden wir uns Durels zweiter Schrift zu. Wenn er in deren erstem Teil (S. 17—112) *La Doctrine de Commodien* behandelt, so wird man mit vollem Grunde in erster Linie die Frage beantwortet zu sehen wünschen, auf Grund welches zeitlichen Ausgangspunkts und der durch ihn geschaffenen Bedingtheit eine solche Darstellung erfolgt. Denn es ist unzweifelhaft ein großer Unterschied, ob der, welchem wir bei einem derartigen Beginnen folgen, den Lehrbefund einer Schrift aus dem Rückblick auf eine verhältnismäßig kurze, vorhergegangene Entwicklungszeit erklärt, oder ob die sich aus der Überlieferung ihm aufdrängenden Tatsachen über den von ihm angenommenen Zeitpunkt hinausweisen und nur aus den Umständen einer späteren Zeit ihre volle Erklärung finden können. Die Nötigung zu einer solchen zeitlichen Grundlegung hat selbstverständlich auch Durel empfunden. Darum behandelt er in einem ersten Kapitel *La date, le lieu et l'esprit de l'œuvre* (S. 17—26). Das von ihm, nach Aufzählung der für seinen Zweck in Betracht kommenden Textausgaben der Schriftsteller, vorangestellte Verzeichnis der sonst von ihm benutzten Schriften weist fast ausnahmslos französische Verfassernamen auf. Von den drei deutschen Gelehrten, die er namhaft macht, Sittl, Thieling und Brewer, kommen die beiden ersten kaum in Frage, da des ersteren Untersuchungen sich auf die örtlichen Verschiedenheiten der lateinischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung des afrikanischen Lateins (Erlangen 1892), die des letzteren sich auf den Hellenismus in Kleinafrika (Leipzig 1911) beziehen. Brewers 'Commodian von Gaza' (Paderborn 1906) dagegen, der Durel allein hätte weiter führen können, wird auch nicht annähernd von ihm in seiner Bedeutung erkannt. Aber auch von den deutschen Forschern Teuffel-Schwabe, Schanz (Ebert und Dombart nennt er), Leimbach, Manitius, Bardenhewer, Krüger, die, auf die Arbeiten der von Durel nirgends verzeichneten älteren (J. Sirmond, Rigault, Pitra — diese beiden nur in der Einleitung der ersten Schrift erwähnt —, Cave, Dodwell, Lumper, Oudin, Cellier, Bunsen) gestützt, die Commodianfrage mit allen ihr anhaftenden Dunkelheiten eingehend behandelt haben, ist bei ihm an keiner Stelle die Rede. Und so haben, obwohl Harnack seinerzeit riet, die Abfassung der Werke des Dichters etwa bis 350 hinabzurücken, alle jene von Durel unbeachtet gelassenen und in der Folge dann er selbst samt seinen als Gewährsmänner aufgeführten Landsleuten unentwegt an dem, wie es bisher schien, unumstößlichen Ergebnis festgehalten, daß Commodian ein Zeitgenosse Cyprians war und daß seine Dichtungen dem dritten Jahrhundert angehören (S. 26: *‚Cette œuvre . . . fut écrite par un disciple de Cyprien; elle se localise fort exactement entre la persécution de Decius et l'édit de Valérien, c'est à dire entre les années 250 et 257'*). Aber durfte er, wenn er

Brewers Hauptwerk (und dessen weitere, noch vor der Herausgabe seiner beiden Bücher erschienene und darum zu berücksichtigende Veröffentlichungen [s. unten]) wirklich gelesen, sich mit dieser Erkenntnis begnügen?

Seinen Ausgang nimmt Durel von der bekannten, über Commodianus handelnden Stelle des Gennadius (XV, S. 77 ed. Herding), der um 467 bis 469 Hieronymus' *Viri illustres* fortsetzte. Wenn der Dichter sich in seinen *Instructiones* (II, 39) einen *Gazaeus* nennt, so bezeichnet er sich selbst damit ohne Frage als einen aus der Stadt Gaza stammenden Mann. An einer so klaren Tatsache hätte man nicht drehen und deuteln sollen. Die Bemühungen einiger von Durel erwähnter (S. 17/18) französischer Gelehrten, *Gazaeus* mit *gaza* (Schatz, Kirchenschatz) in Verbindung zu bringen und den Dichter als Almosenverteiler oder armen Almosenempfänger hinzustellen, sind als müßige Hirngespinste zu bezeichnen *('ce ne sont là que conjectures')*. Mußte nicht des Gennadius von Commodianus gebrauchte Ausdrucksweise *Tertullianum et Lactantium et Papiam auctores secutus* schon um des Lactantius willen es ratsam erscheinen lassen, den Dichter, wie schon Harnack meinte, in die Mitte des 4. Jahrhunderts zu versetzen? Und wie kommt Gennadius mit dem weiteren Inhalt seines Berichts zu seinem Rechte? Die Schilderung des Eindrucks, welchen er von den Dichtungen des Commodianus, der *Instructiones* sowohl wie des *Carmen apologeticum,* erfahren, weist doch unverkennbar auf unmittelbare Gegenwart; eine Beziehung auf etwas 200 Jahre früher Geschriebenes ist dagegen völlig undenkbar. Und wenn wir dann außer dem schon von Gennadius genannten Lactantius durch Brewer als weitere Vorbilder Cassianus, Augustinus und Paulinus von Nola nachgewiesen sehen, so sind wir doch damit weit über das 4. Jahrhundert hinausgewiesen.

Und nun vollends Durels im II. und III. Teil seines Werkes gegebener sprachlicher Nachweis (II: *La Langue de Commodien. Morphologie. Syntaxe. Les Mots invariables. Le vocabulaire,* S. 115—154; *Lexique,* S. 155—315)! Unzweifelhaft liegt hier eine um ihrer sorgfältigen und ausgedehnten Nachweisungen willen sehr wertvolle Arbeit vor, die aber von ihrer Bedeutung nur durch den Umstand verliert, daß die wie ein unverrückbarer Glaubenssatz an den Anfang gestellte Behauptung, daß Commodian ein Schüler Cyprians war und daß seine in Afrika entstandenen Dichtungen lehrreiche Zeugnisse von der Entwicklung des afrikanischen Lateins seien, dem Verfasser zum Ausgangspunkt der Untersuchung dient. Hier ist unglaublich viel vorausgesetzt. Die Beobachtung des Sprachgebrauchs, das muß besonders betont werden, leistet durchaus nicht den Beweis für das, was Durel gern bewiesen sehen möchte. Die Anführungen und Belegstellen, die auf frühere volkstümliche Sprachformen und Ausdrücke zurückgreifen, gehen von einem viel zu engen, mehr nach rückwärts gerichteten Gesichtswinkel aus, während die Fülle des aus Commodian beigebrachten sprachlichen Stoffes unbedingt mehr nach vorwärts weist, unmittelbar in jene Zeiten hinein, innerhalb deren sich in den der römischen Herrschaft mehr und mehr entgleitenden Ländern die Volkssprachen entwickelten. Gerade ohne eine solche, die unbefangene Forschung notwendig lähmende Annahme, wie sie für Durel von vorn-

herein bestimmend war, ist Brewer an die Dichtungen des Commodianus herangetreten. Zu seinem Versuch, als dessen Zeitalter und als Entstehungszeit seiner Werke die Mitte des 5. Jahrhunderts und als die für sie überall vorauszusetzende Örtlichkeit Gallien nachzuweisen, war ihm in erster Linie und ganz ausschließlich die Wahrnehmung Anlaß, daß die in ihrem Wortschatz, ihren Biegungen, Abwandlungen und syntaktischen Wendungen sehr stark romanisch gefärbte Sprache des Dichters der Zeit und Örtlichkeit Gregors von Tours — ich füge noch Dracontius hinzu — ganz erheblich viel näher steht als der des Tertullian und Cyprian. Und das hat er eingehend nachgewiesen. Wenn ich hier beiläufig noch den späteren Gebrauch des Wortes *iudex* als Amtstitel für kaiserliche Statthalter erwähne, sowie des Dichters Klage über die 'seit lange alle marternden tributa', seinen Hinweis auf die geringe Zahl und Armut der Götzenpriester, auf den freiwilligen Rückfall ins Heidentum und seine Bestrafung u. a., so haben wir hiermit tatsächlich die Grenzen des 4. Jahrhunderts abermals überschritten.

Um der Zeitfrage weiter nachzugehen, greife ich nochmals auf Durels erstes Kapitel zurück. Er sieht hier (S. 20) in der vom Dichter in seinem *Carmen apologeticum* V. 807 erwähnten siebenten Verfolgung *('Sed erit initium septima persecutio nostrae')* die des Decius. Das ist aber ein Irrtum. Brewers Nachweisungen zufolge gibt Commodian nicht, wie man bisher annahm, Augustins Zählungsweise der Verfolgungen wider, wonach die Beziehung des von ihm erwähnten Goteneinfalls allerdings auf die Zeit des Kaisers Decius und damit die Abfassung der Dichtung im Jahre 249 gegeben sein würde. Commodian zählt eben anders als Augustin. Der Urheber der siebenten Verfolgung ist bei ihm nicht Decius, sondern der als Nero bezeichnete Antichrist, welchem Augustinus den Ausbruch der elften Verfolgung zuweist *(CD. XVIII, 52 Plagas enim Aegyptiorum, quoniam decem fuerunt, . . . putant ad hunc intellectum esse referendas, ut novissima Antichristi persecutio similis videatur undecimae plagae)*. Diese Zählart der Verfolgungen führt aber bis an das Ende des 4. Jahrhunderts. Hier ist sie durch die Schrift *De mortibus persecutorum* (c. 1—6) sowie den *Prologus Paschae* vom Jahre 395 ausdrücklich bezeugt, und auch im 5. Jahrhundert zeigt sie sich im Gebrauch (Lib. geneal. v. J. 427). Besondere Beachtung verdient daher der von Durel offenbar nicht gekannte Nachweis Harnacks (Chronol. d. altchristl. Lit. II, 438), daß Zählungen aus der Verfolgungszeit selbst nicht bekannt und daß sie überhaupt selten sind. Den Anfang damit hat erst Ende des 4. Jahrhunderts Hieronymus gemacht, ihm folgen Sulpicius Severus (Chron. II, 29. 33), Orosius (VII, 7—25), Augustinus (Civ. Dei XVIII, 52), Prosper Aquit. (Chron. v. J. 433) und Leo I. Somit darf also jene Tatsache einer bestimmten Zählung in Commodians *Carmen apolog.* als ein sicheres Zeugnis für dessen Entstehung nicht vor Ende des 4. Jahrhunderts in Anspruch genommen werden.

Die bisher noch nicht berücksichtigten Kapitel in Durels erstem Teil seiner lehrgeschichtlichen Untersuchung (II. *Le Christianisme primitif, A. les démons,* S. 27ff. — III. *B. la catastrophe et le millenium,* S. 49ff. — IV. *C. la morale et la vie,* S. 61ff. — V. *La métaphysique*

néochrétienne: le problème de la Trinité, S. 74ff. — VI. *La dialectique allégorique,* S. 81ff. — VII. *Sur quelques caractères africains de l'œuvre de Commodien,* S. 90ff.) fallen sämtlich unter den selben Gesichtspunkt wie seine sprachlichen Ausführungen. Sie bieten viel Selbstverständliches, Überflüssiges und Unzutreffendes, sowie einmal der Standpunkt, von dem der Verfasser diese Dinge in Angriff genommen, sich als unhaltbar erwiesen hat. Um nur auf Kap. III, B mit einer kurzen Bemerkung zurückzugreifen, so haben wir in der von Commodian in seinen Dichtungen sich findenden Ankündigung der unmittelbar bevorstehenden Ankunft des Antichrists und des nahenden Weltendes offenbar nichts als persönliche Erfahrungen des Dichters zu sehen, die nur aus den Schrecken der in der Mitte des 5. Jahrhunderts in Südgallien sich vollziehenden Ereignisse sich verstehen lassen. Hier war es, wo in jenen Zeiten blutige Katholikenverfolgungen vorkamen (Canon 10/11. concil. Arelat. a. 452); hier war jener Sabellianismus verbreitet, den man dem Dichter zum Vorwurf macht[1]); hier lebte nach Cassianus (Coll. VIII, 21 vgl. Brewers Commodian von Gaza 252f.) noch die Idee von der Fleischessünde der Engel; hier wurden damals, was man früher immer nur für das 3. Jahrhundert anführte, gerade Cyprians Schriften fleißig gelesen; hier stoßen wir endlich, was auch Durels (von ihm nicht beachteter) Landsmann d'Alès (Commodien et son temps 1911) unumwunden anerkennt, auf die zahlreichen Analogien zu der Sprache des Dichters.

Durels lehrgeschichtliche Ausführungen büßen ihre hauptsächlichste Beweiskraft ein, wenn gezeigt werden kann, daß Commodians Anschauungen von Gewährsmännern abhängig sind, die einer weit späteren als der von ihm als sicher vorausgesetzten Zeit angehören. Und das ist tatsächlich der Fall.

Bisher hatte man in Commodians Trinitätslehre (Durel, Chap. V S. 74ff.) diejenige Fassung der selben zu erkennen geglaubt, wie sie, durch Sabellius zuerst vorgetragen — die eine Person Gottes in drei aufeinanderfolgenden Zeiten seines Wirkens nach außen in ebenso vielen Seinsformen oder Gestalten, πρόσωπα, sich entfaltend —, um die Mitte des 3. Jahrhunderts besonders in der libyschen Pentapolis verbreitet war. Die in den Dichtungen dagegen vorliegende Darstellung der Lehre gibt sich, Brewers scharfsinnigen Nachweisungen zufolge, nach Grundlage und Aufbau, wesentlich als ein Erzeugnis jüngerer Anschauungen zu erkennen. Ja die Tatsache, daß die Grundgedanken der in der Handschrift 113 von Laon überlieferten Schrift des Priscillianus *De Trinitate* und deren sprachlicher Ausdruck ganz die selben sind wie bei Commodian, läßt keinen Zweifel darüber, daß letzterer unmittelbar von jenem abhängig ist. Dadurch ist es abermals verwehrt, die Entstehung der Dichtungen vor den Ausgang des 4. Jahrhunderts zu setzen.

Dazu kommt ein zweites, gleichartiges Beweismittel. Zahlreiche

---

[1]) Sogar noch im Anfang des 7. Jahrhunderts war der Sabellianismus in Gallien so stark vertreten, daß König Chilperich (geb. 584), ein Enkel Chlodowigs, eine Abhandlung über die Dreieinigkeit schreiben konnte, in der er diese nach Greg. Turon. V, 45 rein sabellianisch faßte (Loebell, Gregor von Tours und seine Zeit, 2 Aufl. 1869, S. 31 und S. 284, Anm. 3).



von Brewer aus den Dichtungen ausgezogene Beispiele, deren Übereinstimmung mit den antisemipelagianischen Ausführungen Augustins auf der Hand liegt, zeugen für die auch schon von andrer urteilsfähiger Seite mit unumwundener Anerkennung begrüßte Tatsache, daß Commodian Augustins Lehre kannte und teilte, daß somit des Dichters Aussagen über Glaube, Gnade, Vorherbestimmung als unmittelbare Zeugnisse für die Abfassung seiner Werke in der Mitte des 5. Jahrhunderts angesehen werden müssen.

Während so Durels sprachliche Untersuchungen unter dem Banne der als feststehend angenommenen Abfassungszeit der Dichtungen Commodians im 3. Jahrhundert zu einer gewissen Wirkungslosigkeit verurteilt erscheinen, sind diejenigen Brewers umgekehrt der unmittelbare und von vornherein Erfolg verheißende Anlaß gewesen, unter diesem neuen Gesichtspunkt den in den Werken des Dichters zahlreich vorhandenen geschichtlichen Beziehungen weiter nachzuspüren. Durel entwickelt a. a. O. S. 21ff. ganz im Sinne der alten Anschauung die Zeit der Decischen Verfolgung mit ihrem Abfall der Gläubigen, ihren Kriegsbedrängnissen und Barbareneinfällen als die Zeit des Dichters, während der im *Carmen apologeticum* 807—812 erwähnte Goteneinfall von Brewer in zwingender Beweisführung als zwischen den Jahren 464 und 469 liegend erwiesen ist. Er erfolgte, wie der Dichter es darstellt, über die Donau in römisches Gebiet zu einer Zeit, wo das Reich keinen Kaiser hatte. Wenn man sich der zeitgenössischen, ganz allgemein verbreiteten Annahme der Gleichsetzung von *Gothi, Getae* oder *Scythae* (Hunnen) mit dem Gog und Magog der Apokalypse (20, 8) erinnert (aus der auch 9, 11 der Feldherr Apollyon stammt, V. 811: *Rex Apollyon erit cum ipsis* [d. h. Gothis V. 810] *nomine dirus*), so ist der einzige, zwischen 452 und 473 über die Donau erfolgte Einfall in römisches Reichsgebiet kein andrer als derjenige, welchen die Hunnen im Jahre 466 gerade zu einer Zeit, wo die weströmische Reichshälfte keinen Kaiser hatte, mit großen Streitkräften vom Don aus bis nach Thrakien unternahmen. Wenn so aus diesen in jenen Versen des *Carmen apologeticum* berührten Tatsachen auf dessen Vollendung im Jahre 466 geschlossen werden muß, so fügen sich eine ganze Reihe andrer von Commodian angedeuteter Verhältnisse und Vorgänge in diesen zeitlichen Rahmen passend ein. Um von weiteren, auf südgallische Verhältnisse aus jener festen Tatsache gezogenen Schlußfolgerungen hier zu schweigen, so zeigen die ursprünglich nur als ein Buch anzusehenden *Instructiones*, deren Abfassung nach dem *Carmen apologeticum* anzusetzen ist, in II, 10 Kenntnis von einer durch Papst Leo I. im Jahre 458 entschiedenen Angelegenheit, und die ebenda erwähnten kriegerischen Einfälle dürften sich auf die Raubzüge der Vandalen beziehen.

Wer war nun Commodianus? Durel antwortet: *Nous ne savons rien de l'homme que fut Commodien* (S. 26) . . . *nous ignorons la patrie, le rang, la famille* (S. 20). Brewer weiß uns mehr zu sagen. Wie er überzeugend darlegt, stammte Commodianus, dessen Lebenszeit etwa in die Jahre 400—475 fällt, zwar aus dem palästinischen Gaza, er hat aber den größten Teil seines Lebens in Südgallien, genauer ge-

sagt in Arles zugebracht. Nur hier an dem Sitze eines Archivs, das Papstbriefe und Synodalbeschlüsse barg, war Commodianus in der Lage, Akten einsehen zu können, von deren Benutzung die *Instructiones* mehrfach Zeugnis ablegen. Er war nicht Bischof (doctor), wie Boissier (Durel S. 18) vorschnell annahm, auch nicht Kleriker, sondern ein dem Laienstande angehöriger, in der Welt lebender Religiose, der vielleicht an seinem Teil mit Anspruch zu erheben berechtigt ist auf den Ruhm der im Archiv zu Arelate geschaffenen ersten abendländischen Kanon- und Dekretensammlung.

Nach diesen meinen Darlegungen wird man es nicht zu hart finden, wenn ich Durels beide Schriften über Commodianus, weil auf unzutreffenden Annahmen und unhaltbaren geschichtlichen Voraussetzungen beruhend, als rückständig bezeichne. Ich empfehle Durel dringend, Brewers die ganze Commodianfrage glänzend lösende Schriften: 1. Commodian von Gaza. Ein Arelatensischer Laiendichter aus der Mitte des 5. Jahrhunderts (Paderborn 1906); 2. Die Frage um das Zeitalter Commodians (Paderborn 1910) und 3. Geschichtliche Betrachtungen zu Commodian (ZfkTh. 1912, S. 641—650 u. 849—862) — gründlich zu lesen. Dann wird er, so hoffe ich, ebenso wie der angesehene katholische Forscher Gerhard Rauschen durch Brewers Gründe überwunden, sich zu dessen schönem, seinen Urheber nur ehrenden Urteil bekennen, 'daß P. Brewer seine These, Commodian sei ein Arelatensischer Laiendichter aus der Mitte des 5. Jahrhunderts, mit Erfolg durchgefochten und sich dadurch ein großes Verdienst um die patristische und philologische Wissenschaft erworben hat'.

Wandsbeck. Johannes Dräseke.

C. Bardt, Römische Charakterköpfe in Briefen vornehmlich aus Cäsarischer und Trajanischer Zeit. Mit einer Karte. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1913. 8. XVII u. 434 S. 9 *M*.

Wer Carl Bardt als Verdeutscher der Horazischen Sermonen (3. Aufl. 1907) oder der römischen Komödiendichter kennt, weiß von selber, wie feinsinnig dieser Gelehrte zu übertragen versteht. Nicht sklavisch steht er dem Original gegenüber; vielmehr versucht er, mit unsern sprachlichen Mitteln den Eindruck widerzugeben, den der antike Schriftsteller bei seinem Leser sich wünschen mochte. Diese schwere und feine Kunst bewährt er auch in dieser neuen Übertragung lateinischer Briefe, hauptsächlich des Cicero und seines Freundes, und des jüngeren Plinius. Schade eigentlich, daß nicht für Leser, denen es an Lust oder zeitweise an der Möglichkeit gebricht, den Urtext heranzuziehen, die lateinische Fassung zugleich mit abgedruckt ist; sie würde das Verfahren und die Kunst des Verf. in noch helleres Licht setzen. Antike Verse gibt er z. B. gelegentlich gereimt wider. Unsere Kollegen werden eine solche Vergleichung ja gern und mit Nutzen anstellen, und insbesondere möchte ich denen von uns, die Ciceros Briefe als Klassenlektüre der Primaner heranziehen, auf dies Buch als ein sehr nützliches, bequemes und lehrreiches Hilfsmittel aufmerksam machen. An sich freilich hat Bardt den Kreis solcher Gebildeten im Auge, die von den bedeutenden

Persönlichkeiten des Altertums aus eigener Kenntnis ein genaues Bild, wenn es ginge 'mit Porträtähnlichkeit', gewinnen möchten. Jeder von uns weiß, wie schwer das ist, wie Briefwechsel vergangener Zeiten mannigfaltiger Vorkenntnisse zu ihrem Verständnis bedürfen, wie uns trotzdem mancherlei Züge und Verhältnisse dunkel und verschleiert bleiben müssen, und wie es not tut, sich in die weit zurückliegende Zeit einzulesen und einzufühlen. All dies trifft in erhöhtem Maße auf antike Briefe zu; sie verlangen nach einem Führer und Erklärer. Ohne ihn würde ein Verständnis nur schlecht zu erzielen sein. Seine Auswahl der Briefe hat der Übersetzer deshalb auch in fortlaufender Verbindung gehalten, indem er bald auf die besonderen Zeitumstände näher eingeht, bald die Briefschreiber oder die Adressaten, denen die Nachrichten gelten, auf Grund unserer sonstigen Quellen eingehend und gebührend charakterisiert. Auch die chronologischen Übersichten dienen dem gleichen Zwecke und sind ebenso nützlich als das angefügte Register und die Karte. So zieht denn eine große Reihe von 'Charakterköpfen' am Leser vorüber, mannigfaltig voneinander verschieden, und doch Menschen, wie wir sie kennen und wie sie sich oft typisch in anderen Zeiten widerholen. Die Einheit des Buches aber ist dadurch gewahrt, daß es im wesentlichen zwei Zeitperioden gewidmet ist: Cicero steht im Mittelpunkte der einen, ein Mann, bei dem man das Mißverhältnis zwischen Wollen und Können wohl als tragisch bezeichnen kann — der jüngere Plinius als Ausdruck der anderen Zeit, ein Biedermann mit vielen Vorzügen, aber doch unmäßig eitel und selbstzufrieden, ein Mann 'nur groß im Kleinen'. Und diese beiden Perioden, die ausgehende Republik mit ihren Kämpfen und Träumen, und die konsolidierte Kaiserzeit mit ihrer gesättigten Ruhe wider als Gegensätze und doch sich ergänzend. Daß uns manche der Charakterköpfe (16) auch in Nachbildungen der Münzen vorgeführt werden, sei noch besonders erwähnt.

Zum Schluß und zum Dank für das Buch möchte ich nicht verfehlen, auf eine lebendige Charakteristik dieser lateinischen Briefe hinzuweisen, die sich an einer Stelle findet, wo man sie kaum vermuten wird. Annette v. Droste, die überhaupt achtbare Kenntnisse in lateinischer Literatur bis zu den Neulateinern herab besaß und mehr als einmal ihr feinsinniges Urteil darüber abgegeben hat, ist es, die zu einer vertrauten Freundin über Ciceros Briefwechsel plaudert. Der Brief, noch nicht sehr lange bekannt, ist aus ihren letzten Lebensjahren, geschrieben aus Rüschhaus 30. Juli 1846 — kurz vor der großen, ihr Leben verzehrenden Krankheit.

'Ich liege jetzt jeden Nachmittag auf der Harfe [1]), lese eine Menge älterer Bücher — Geschichtswerke — lateinische Klassiker, die sich seit zwanzig Jahren in dem unzugänglichen Schrank über dem Flügel braun und gelb geärgert haben; und es ist mir noch nie so klar geworden, wie die Menschen sich zu allen Zeiten so gleich gewesen sind, und namentlich die Verschiedenheit der Stände schon vor 1800—2000 Jahren ganz die selben Ansichten und Gesinnungen mit sich geführt hat. Ich bin jetzt eben in dem vertrauten Briefwechsel Ciceros. Welche Mokrie! Welche durchtriebene Intrigen! Und welche ungemeine Höflichkeit und Feinheit des Takts! Und welches scharmante

[1]) D. i. dem Sofa des Stübchens in Rüschhaus, wo sie zu 'hausen' pflegte.



Entgegenkommen und gegenseitige heimliche Verachtung der Geld- und Geburtsaristokratie! Sie dürfen nur das Alleräußerlichste und Nichtsbedeutendste ändern, statt Toga "Frack" — statt Senat "Parlament" — statt Sklaven "Domestiken" setzen, und Sie haben (soweit es den herrschenden Ton anbetrifft) Memoiren aus jeder beliebigen überfeinerten, verderbten Zeit. Man muß sich erst hineinlesen und allerdings die Kenntnis einer Anzahl kleinerer Beziehungen (gesetzliche und gebräuchliche) zu eigen machen, aber sobald man vollkommen au fait ist, gibt es kaum eine anziehendere Lektüre[1]).'

Aachen. Dr. Arens.

Paul Rabbow, Antike Schriften über Seelenheilung und Seelenleitung I. Die Therapie des Zornes. VI u. 198. Gr. 8. Leipzig, B. G. Teubner 1914. 6 ℳ.

Schriften über Seelenheilung und Seelenleitung setzen eine Diagnose, eine Erkenntnis und Ergründung der Krankheitserreger voraus. Damit braucht nicht gesagt zu sein, daß therapeutische Abhandlungen von diagnostischen Erörterungen getrennt gewesen sein müßten, wenn es in Wirklichkeit vielleicht auch meistens der Fall war. Schon die Entstehung dieser beiden Richtungen, die sich in der Literatur des Altertums deutlich verfolgen lassen, ist zeitlich verschieden. Älter ist die vom Standpunkte der Psychologie aus mehr auf die Ergründung des Ursprungs und des Wesens der Affekte gehende Richtung. Platon eröffnet die Reihe. Seine Auffassung der πάθη als naturgemäße Regungen wird von Aristoteles im allgemeinen noch geteilt. Ganz anders aber urteilt schon der Begründer der Stoa, so sehr er hinsichtlich des Ursprungs der Affekte, auch der Seelenvermögen, sich an Aristoteles anschließt. Der Streit zwischen Stoa und Peripatos entbrennt immer stärker. Theophrast greift nicht ohne Erfolg den Philosophen aus Kition an. Hieronymus von Rhodos setzt sich mit Chrysipp, doch auch mit Platon auseinander. Die Haltung der Epikureer in diesem Streite ist fast neutral, mögen auch ihre Sympathien im allgemeinen mehr der Stoa gegolten haben. Werden jedoch diese Sympathien, wie bei einem gewissen Nikasikrates, zu groß, so kommt es auch vor, daß sich aus dem eigenen Lager heraus Widerspruch erhebt, wie wir das an Philodem sehen. Eine Versöhnung auf breiterer Grundlage führt wie in vielen anderen Fällen Poseidonios herbei. Nicht zum wenigsten sieht er sich dabei zu seiner zwischen Platon, Aristoteles und Stoa vermittelnden Stellung durch die Kritik veranlaßt, die der Erzfeind des Dogmatismus, Karneades, hauptsächlich an der Lehre Chrysipps geübt hatte. Poseidonios' Meinung herrscht von nun an; selbst anders gerichtete Philosophen, wie Andronikos, schließen sich ihm an. — Neben dieser rein philosophischen Richtung steht eine mehr praktische, populäre. Sie sieht ihre Hauptaufgabe auf pädagogischem Gebiete: Abschrecken und Warnen vor den Affekten, besonders durch Schilderung der Nachteile, die sie mit sich bringen, Prophylaxe und Therapie. Mit der *descriptio* und *curatio* ist die fast in jeder dieser Schriften durchgeführte Disposition gegeben. Als typisches Beispiel nimmt man den Zorn. Diese zweite Richtung setzt die

---

[1]) Daß der Dichterin auch die Briefe des Plinius vollständig gelesen, geht aus einer beiläufigen Bemerkung ihres Biographen Kreiten (A. v. Droste, 2. Aufl. S. 151) hervor. Leider ist ihr Urteil darüber uns nicht aufbewahrt.

erste bereits voraus, sie macht sich auch deren wissenschaftliche Ergebnisse zunutze und gründet auf sie ihr Heilverfahren. Chrysipps θεραπευτικός steht wahrscheinlich an erster Stelle. Einflußreicher nach Form und Inhalt ist dagegen sicherlich Bions περὶ ὀργῆς gewesen. Im Garten Epikurs und in der Stoa wird diese Art populärer Schriften über die Affekte in gleichem Maße sehr gepflegt. Philodem und Sotion gehören in diesen Kreis. Auch Poseidonios' σύνταγμα περὶ ὀργῆς steht nicht fern; das zeigt die große Bedeutung, die der Therapie darin beigelegt wurde.

Rabbow hat sich nun in seiner Schrift die Aufgabe gestellt, die uns aus der Wende der Zeitrechnung erhaltenen Abhandlungen über den Zorn, Senecas drei Bücher De ira und Plutarchs περὶ ἀοργησίας, auf ihre Quellen hin zu untersuchen. Zweierlei mußte bei einer solchen Untersuchung von vornherein schon aus einer bloßen Lektüre dieser Schriften klar sein: 1. daß die Schriften Senecas und Plutarchs im allgemeinen in die zweite Klasse der Abhandlungen über die Affekte, d. h. in die popularphilosophische Richtung, gehören, und daraus folgend, daß man 2. nur in einem beschränkten Maße auf bestimmte Namen hinauskommen kann. Die Ideen der Diatribe lassen sich wohl einer besondern philosophischen Richtung zuschreiben, aber eine bestimmte Quelle dafür zu finden, ist bei den πολυθρυλήτοις ζητήμασι, die sie behandelt, vielfach unmöglich. Wenn es R. trotzdem ab und an gelungen ist, sich zu einer festen Stellung durchzuringen, so ist darin eine Folge seiner scharfsinnigen und umsichtigen Analyse zu sehen. R. geht dabei zumeist in der Weise vor, daß er vor allem in Senecas Abhandlungen eine Reihe von Dispositionsfehlern, Gedankensprüngen und anderen Ungenauigkeiten nachweist. Solche offenbar vorhandenen Mängel im Aufbau spricht R. als Beweise für eine Zusammenarbeitung aus mehreren Quellen an, und durch eine geschickte Heranziehung von Notizen, die uns besonders Galen über philosophische Abhandlungen über die Therapie des Zornes hinterlassen hat, sucht der Verf. weiter auch die einzelnen Abschnitte besonderen Schriften über Seelenheilung und Seelenleitung zuzuschreiben. — Den ersten größeren Abschnitt seines Buches hat R. einer Untersuchung von Seneca De ira II, 18 bis Schluß und des dritten Buches gewidmet. Nachdem Seneca in den ersten siebzehn Kapiteln von der Natur des Zornes gesprochen und sich in der Hauptsache dabei der Affekttheorie Chrysipps angeschlossen und mit dessen Waffen gegen Peripatetiker und auch gegen Poseidonios gekämpft hat, wendet er sich von Kapitel 18 an der Therapie des Zornes zu [1]). Seneca folgt hier formell, d. h. besonders

[1]) In diesem zweiten Buche haben wir also die zwei vorhin skizzierten Richtungen nicht getrennt. Für den ersten Abschnitt läßt sich die Quellenfrage stellen und auch beantworten, für den zweiten Abschnitt kommen wir dagegen tatsächlich nicht zu Ende. Hier verfließen die festen Linien. Übrigens hat, durch die von Poseidonios an Chrysipps Affektenlehre geübte Polemik veranlaßt, Antiochus Chrysipps Gedanken einer besonderen Redaktion unterworfen, um sie vor Angriffen zu schützen. Das Ergebnis liegt bei Cicero Tusc. III vor. R. hat das im einzelnen und mit vollem Rechte gegen Pohlenz (Hermes 41, 335 ff.) nachgewiesen; ich entsinne mich auch, daß Pohlenz selbst schon vor Jahren seinen früheren Standpunkt aufgegeben hatte.

im Aufbau — *ne in iram incidamus* (Prophylaxe) und *ne in ira peccemus* (Therapie) — Poseidonios' Einteilung. Das hat für die Kapitel 19—29 vor R. schon Pohlenz erkannt (Flecks. Jahrb. Supplbd. 24 [1898] S. 504ff.), hat aber vor zwei Jahren auch H. Ringeltaube in einer Göttinger Dissertation *(Quaestiones ad veterum philosophorum de affectibus doctrinam pertinentes)* bewiesen. Die Kontemplation des Zornes am Schluß der therapeutischen Gedanken (Kap. 35, 3ff.) soll Seneca dann aus Sotion genommen haben, doch so, daß er nach Rabbows Ansicht die in diese Betrachtung des Zorns eingewebte Schilderung der *vitia irae* einer dritten Schrift, nämlich Philodems περὶ ὀργῆς (oder dessen Vorlage) entlehnte. Für das dritte Buch ist die Zahl der von R. angenommenen Vorlagen noch größer. 'Den Stoff, aus dem Seneca das dritte Buch komponierte,' so sagt R. S. 138 in der Zusammenfassung der Ergebnisse, 'boten ihm die Schriften Philodems π. ὀργῆς (ihre Vorlage?) und Sotions π. ὀργῆς, die Urschrift π. εὐθυμίας und eine neue, stark rhetorisierte Bearbeitung seines zweiten Buches De ira, endlich, für einzelne Zusätze, seine Schriften De beneficiis (ihre Vorlage?) und De constantia'. Bei der Aufstellung dieser Einzelquellen bleibt R. stehen. Er überhebt sich also der Frage, ob Seneca nicht schon eine Vorlage benutzt haben könnte, in der mehrere dieser genannten Einzelschriften bereits zusammengearbeitet waren. Mir kommt es völlig unwahrscheinlich vor, daß Seneca aus solcher Anzahl verschiedener Schriften sein Werk zusammengesetzt haben soll. Dann könnte man schließlich auch mit dem selben Rechte und wohl auch dem selben Erfolge in Libanios' Schrift ψόγος ὀργῆς (Bd. IV S. 984ff. Reiske) oder in den Abhandlungen der beiden Kappadokier Basileios und Gregor von Nazianz (vgl. darüber Ringeltaube S. 76ff.) die einzelnen Quellen aufsuchen wollen. Wer den Quellen der Moralisten der Kaiserzeit nachgehen will, der darf nicht fragen, wenigstens nicht zuerst, ob dies oder jenes Wort schon für Chrysipp oder Hieronymus oder Poseidonios belegt ist, oder ob man durch Kombination oder aus dem Inhalte heraus auf die Benutzung eines bestimmten Philosophen glaubt schließen zu dürfen. Ausgehen muß man von der Form und dem Stil der Abhandlung. Und da zeigt gerade ein Vergleich zwischen Seneca und den rhetorisch aufgeputzten Sermones dieser drei Zeitgenossen handgreiflich, eine welche Fülle von Gedanken bei Seneca, die R. als aus Poseidonios, Sotion oder Philodem genommen anspricht, dem pathetischen Predigtstil der Diatribe angehören. Wer, sagen wir, die ersten zwanzig Kapitel vom dritten Buche Senecas hintereinander unbefangen liest, wer die Schilderung des *homo iratus* mit Libanios oder besser noch mit Gregor von Nyssia (Bd. 44, 1216; 1284 Mg.) oder Nazianz vergleicht, der merkt diesen jeder besonderen Farbe entbehrenden Tenor. Ringeltaube hat am Schluß seiner verdienstvollen Arbeit eine Zusammenstellung der in den erhaltenen Schriften gemeinsamen Gedanken gegeben. Da kann man zugleich sehen, was sich an Material durch die Jahrhunderte hindurch in den Schulen mitgeschleppt hat. Denn will man die Vorlage Senecas oder jeder andern hierher gehörigen Abhandlung nennen, so tut man gut, sie auf dem einfachsten Wege zu suchen, und der zeigt sich eben in der Schultradition. Wäre R. von diesem Gedanken aus-

gegangen, so hätte er wohl von selbst für Seneca etwas mehr Gewicht auf die Bedeutung Sotions, des Lehrers Senecas, gelegt. Daß sich eine verhältnismäßig große Anzahl Stellen auf ihn zurückführen lassen, hat Ringeltaube S. 62ff. gezeigt, und zwar sind diese Stellen nicht etwa in ein paar Senecakapiteln hintereinander nachzuweisen, sondern sind durch beide Bücher zerstreut. Es liegt nicht fern, in Sotion die Hauptquelle Senecas zu suchen. Auch die Plutarchs muß er gewesen sein; denn wie R. in einem zweiten Hauptabschnitte S. 56ff. übereinstimmend mit Ringeltaube nachweist, hat Plutarch die gleiche Vorlage mit Seneca benutzt. Auf Sotions Vermittlung geht auch z. B. das Vorkommen von Ansichten des Peripatetikers Hieronymus zurück. Ob Plutarchs Interesse an diesem Manne so groß war, daß er ihn selbst nachschlug, mag dahingestellt bleiben, es spricht sehr viel dafür, jedenfalls aber sieht man hier an einem Beispiele, wie der Stoff solcher Abhandlungen im Laufe der Zeit aus den mannigfachen Beiträgen von Philosophen verschiedener Richtungen anwuchs. Wenn weiter Übereinstimmungen zwischen Seneca und Musonios festzustellen sind (Ringeltaube S. 62f.), oder wenn Aussprüche des Sextius, des Lehrers Sotions, angeführt werden, so ist auch das ein Beweis dafür, daß von einzelnen Quellen, die Seneca benutzt haben soll, nur in beschränktem Maße die Rede sein darf.

Ich habe endlich noch ein Wort zu Rabbows Ansicht über die Dublettenfrage von Seneca II und III zu sagen (S. 110ff.). R. sieht in den Dubletten des dritten Buches einen Auszug aus dem zweiten Buche (S. 165). Er lehnt es ab, in Buch III eine doppelte Bearbeitung der selben Vorlage zu erblicken, nimmt vielmehr an, daß Seneca für sein drittes Buch das zweite einer Umarbeitung unterzog und es dadurch in neuer Form dem neuen Buche einverleibte. Der Zweck dieser Umarbeitung sei das Verlangen nach einer stärkeren Rhetorisierung gewesen. Ursprünglich sei das dritte Buch nicht als Fortsetzung vom zweiten gedacht, bei der Herausgabe sei jedoch der Zusammenhang durch III, 3, vielleicht von fremder Hand, künstlich hergestellt. Trennen wir zur klaren Beantwortung der Frage einmal das Sichere von dem Hypothetischen, so ergibt sich: den Dubletten zwischen II und III stehen ebenso viele Abweichungen gegenüber. Namentlich hat das dritte Buch eine andere, und zwar erweiterte Disposition, die aber die Disposition von II zum Teil mit in sich faßt. Ferner enthält das dritte Buch eine Betrachtung über die Heilung des ausgebrochenen Zornes sowie des Zornes anderer. Poseidonios' Ansichten über die Erziehung der Kinder (man solle ihnen die Gelegenheit nehmen zu zürnen und ihre Affekte mehr hindern als heilen), Ansichten, die auch ein Stoiker wie Chrysipp hätte teilen können, sind auch auf die Erwachsenen übertragen. Die Abweichungen bestehen also hauptsächlich in der wesentlichen Erweiterung und, man kann sagen, fast allseitigen Erschöpfung der Therapie. Die Schlüsse daraus sind einleuchtend: der Grund zur Abfassung des dritten Buches war der, daß in Buch II keine ausreichende Therapie gegeben war. Wie die Übereinstimmungen mit II, die fast gleiche Disposition, das Vorkommen von Gedanken Sotions uns weiter zeigen, ist das dritte

Buch keine Fortsetzung von II, 18ff., wohl aber eine Ergänzung aus der selben Vorlage. Dabei fällt auf, daß Seneca sich in III mehr der gemäßigteren Auffassung des Poseidonios zugewendet zu haben scheint. Vielleicht stand er bei der Abfassung von II noch auf Chrysipps Standpunkte, vielleicht bewog ihn aber auch zur Kürzung ein rein äußerlicher Grund — die Vorwegnahme des theoretischen Teiles, Kapitel 1—17. In der Annahme eines bei Herausgabe des dritten Buches von fremder Hand gemachten Zusammenhanges mit II scheint R. recht zu haben. Überhaupt zeigt sich, namentlich in vielen Einzelheiten, eine feine Beobachtungsgabe Rabbows. Äußerst angenehm empfindet man seine Bemühungen, auf Schritt und Tritt der Arbeitsweise eines Seneca oder Plutarch nachzugehen. Für das Verständnis der betreffenden Schriften ist viel dabei gewonnen. Auch für die Affektenlehre Chrysipps, Poseidonios' und der Peripatetiker bietet Rabbows Schrift manche wertvolle und neue Beobachtungen. Sehr zu begrüßen wäre es, wenn R. (vielleicht in einem zweiten Teile) sich auch den christlichen Schriften über Seelenheilung und Seelenleitung zuwenden würde. So gut wie er ist niemand darauf vorbereitet.

Braunschweig. Karl Gronau.

Wilhelm Ganzenmüller, Das Naturgefühl im Mittelalter. Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. Herausgegeben von Walter Goetz. Band 18. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner 1914. 304 S. Geh. 12 ℳ.

Noch zu keiner Zeit hat sich ein wohlgeartetes, auf einer gewissen Höhe des Kulturlebens stehendes Gemüt der Freude an der Natur, die einen jeden in den Bann zieht, entzogen. Trotzdem war es ein lange festgewurzeltes Vorurteil, dem Altertum und dem 'finsteren' Mittelalter habe ein irgendwie inniges Verhältnis zur Natur gänzlich gemangelt oder: nur der Germane sei, wie mit Gemüt und Humor, so auch mit der köstlichen Gabe des Naturgefühls von einer gütigen Vorsehung ausgestattet worden. Wer nun aber alte, auch mittelalterliche, entlegene Dichter und Schriftsteller auf diesen Punkt hin prüfte, war vielleicht zuerst erstaunt, überall Empfänglichkeit für Himmelsbläue und Sonnenglanz, für Vogelsang, Blumenduft und Bachesrauschen zu finden. Doch zweierlei tritt in der Entwicklung der Völker immer wider bei näherer Prüfung der Anfänge und der Steigerung dieser Gefühlsweise in die Erscheinung, wenn wir nicht nur einsam hochstehende Dichter und Philosophen, sondern auch die Durchschnittsgebildeten ins Auge fassen: entsprechend der Entwicklung des einzelnen Knaben zum Jünglinge und reifen Manne steigt ein Volk von der naiven Betrachtung der Natur unter dem Gesichtspunkte des Nutzens und der Fruchtbarkeit zu derjenigen ihrer Anmut und Lieblichkeit, die auch in Beziehung zur menschlichen Seele gesetzt wird, aufwärts, um zu gipfeln in dem Preise der Erhabenheit, ja wilden Größe. Und in dieser Entwicklung vom Naiven zum Sentimentalischen gelangt dann die Natur auch in der Darstellung zu immer größerer Selbständigkeit, so daß sie um ihrer selbst willen gesucht und geschildert wird.

Diese Grundgedanken ergaben sich mir, als ich es als erster —



vor 33 Jahren! — unternahm, die Entwicklung des Naturgefühls, von den Griechen bis auf die neueste Zeit in großen Linien, summarisch, zu zeichnen, wohl wissend, daß aus dem einen, schon buchhändlerisch eng umgrenzten Buche, das Mittelalter und Neuzeit umspannte, mit leichter Mühe auch zwölf oder zwanzig gemacht werden könnten. Und diese sind auch gemacht worden[1])! Es ist eben eine Frage, bei der jeder, der sucht, auch viel findet. Dissertationen in Hülle und Fülle sind entstanden und haben manches Schöne und Wertvolle ans Licht gefördert. Vielleicht verarbeite ich bei mehr Muße es noch in einer Neuauflage des schon lange vergriffenen Werkes. — Die umfang- und inhaltreiche, methodisch gediegene Arbeit Ganzenmüllers holt viel Material herbei, das bisher noch ungeprüft war. Er führt mit wesentlicher Beschränkung auf eine geschlossene Reihe lateinisch schreibender Schriftsteller, nach bestimmten Kategorien (Landschaften, Jahreszeiten, Pflanzen, Tiere), verständig und klug in die Empfindungswelt des Mittelalters ein, das von so verschiedenen Geistesmächten beherrscht wurde, wenn auch die christlich-kirchliche Grundanschauung den Sauerteig, der alles durchdringt, bildete. Es würde hier zu weit führen[2]) (was ich an anderer Stelle zu geben gedenke), den verschlungenen Wegen der Entwicklung nachzugehen: wie sich ineinander verflechten Antike und Christentum und Germanentum oder die spezifisch symbolische Naturbetrachtung, die in der Natur nur das große Bilderbuch geistlicher Wahrheiten sieht, und die auf das Nützliche und Fruchtbare und Liebliche gerichtete und die mehr persönlich-subjektive (die der Verf. irrtümlich 'pessimistisch' zu nennen liebt), die Anteil an der Natur nimmt und auch bei ihr voraussetzt. Das rein aszetisch-transzendentale Verhältnis durchdringt sich vielfach mit dem weltfreudigen. Lebensbejahung und Lebensverneinung gehen, mehr oder weniger vermittelt, nebeneinander her oder lösen einander ab. Nachdem die Einheitlichkeit der Kultur, die die Karolingerzeit auszeichnete, verloren ist, folgt eine Zwiespältigkeit, in der bald das Christliche die Antike, bald die Antike das Christliche beeinträchtigt, während wir bei Gestalten (wie z. B. bei Hrotsvith) eine Mischung der beiden Elemente beobachten können. Bei den Mönchen bricht vielfach eine herzliche Freude an der Schönheit der Gegend hindurch, neben dem

---

[1]) Vgl. meine Berichte in der Zeittschrift für vergleichende Literaturgeschichte N. F. VII, 311—40, XI 211—38 und zahlreiche Anzeigen in der 'Deutschen Literaturzeitung'. Vgl. auch meinen Aufsatz 'Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten' ('Pädagogik und Poesie' I. S. 280). Sehr übersichtlich findet man jetzt die Literatur zusammengetragen bei Friedr. Kammerer, Zur Geschichte des Landschaftsgefühls. Berlin, Calvary 1909.

[2]) Nur widerwillig folgt G. meinen Spuren und verkennt in der Anmerkung auf S. 3 völlig den Schluß meines Buches; wenn ich auch ein Geibelsches Wort zitierte, so war doch schon in den voraufgehenden Sätzen klar ausgesprochen, daß ich Mörike und Storm auch in der Naturlyrik hoch über Geibel stellte; ich war einer der ersten, der — schon 1883 — auf Mörike und Storm, gerade im Gegensatz zu Geibel, hinwies (vgl. jetzt 'Pädagogik und Poesie' I u. II) und widmete ich doch gerade jenes Werk Storm zum 70. Geburtstage! Ich brauche ferner auch nur noch auf meine 'Lyrische Dichtung' und meine' Deutsche Literaturgeschichte' hinzuweisen, die Ganzenmüller eines besseren hätten belehren können.

reinen Nützlichkeitssinn. Das transzendentale Naturerlebnis erhält in Franz von Assisi seinen idealsten Vertreter. Landschaftsschilderungen und Reisebriefe geben uns fesselnde Blicke in die Seelen von Menschen (wie Gottfrieds von Viterbo und Heinrichs von Isernia), die doch von der kirchlichen Auffassung noch beherrscht und ebenso in der Form an die Antike völlig gebunden waren. Ein weltfreudiger Zug des Wirklichkeitssinnes durchdringt die Carmina burana. — Für den deutschen Unterricht sind besonders die letzten fünfzig Seiten des Buches Ganzenmüllers fruchtbar zu machen, wenn auch gerade dieser Abschnitt nur skizzenhaft ist: Kap. XI Die ritterliche Dichtung (S. 241—294). Wertvoll ist der Nachweis der Verbindungslinien zwischen den Troubadours (bzw. Minnesängern) und den mittellateinischen Dichtern hinsichtlich des Naturgefühls. Als ein Dichtergenie für sich steht Walther v. d. Vogelweide da; aber auch er hat eine Entwicklung in sich durchgemacht. Aus der konventionellen Art Reimars, die, auf die sonst üblichen Natureingänge verzichtend, in paralleler und antithetischer Betrachtung sich kundgibt, geht er in die Weite allgemeinmenschlichen Empfindens und Dichtens über. In dem Rahmen der von dem Verf. aufgezeigten Entwicklung gewinnt selbst das Lied, das den höchsten Ausdruck von Walthers Naturempfinden darstellt (Under der linden), eine neue Beleuchtung.

Wenn also das Werk G.s auch nur einen engen Ausschnitt aus der vielverzweigten Geschichte des Naturgefühls uns bietet, so ist es doch in vieler Hinsicht aufschlußreich und dankenswert.

Frankfurt a. M. Alfred Biese.

---

1) Aus Frankreich. Übungsstücke zum Übersetzen ins Französische für die Oberstufe höherer Lehranstalten. Von Dr. J. Hengesbach. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1912. VII und 164 S. 8. Geb. 2 ℳ.

Wenn wir den Verf. nicht schon längst aus seiner in Gemeinschaft mit Bahlsen herausgegebenen neusprachlichen Schriftstellersammlung als einen Mann von gründlichem Wissen und geläutertem Geschmack schätzen gelernt hätten, so würde uns das vorliegende Buch dazu hinreichenden Anlaß bieten. Die wichtigsten Episoden aus der Geschichte, die bemerkenswertesten unter den Erfindungen und Entdeckungen, die eigenartigen Institutionen, Schilderung von Sitten und Gebräuchen, Bilder von Land und Leuten, bezeichnende Situationen aus dem Leben der Kriegs- und Geisteshelden wechseln in dem ersten auf die Grammatik zugeschnittenen Teil des Werkes miteinander ab, um dann im zweiten Teil in inhaltlich wohlgeordneter Folge unter den Rubriken: '*Aus der Geschichte Frankreichs. Aus dem Leben berühmter Männer. Aus dem gegenwärtigen Frankreich* (in Briefform). *Aus dem Alltagsleben* (Gespräche). *Aus der französischen Literaturgeschichte*' wertvolle und ausgedehnte Erweiterung zu erfahren. Ganz besonders das unter der letzten Überschrift vereinigte Material zeigt den Fachmann auf dem einschlägigen Gebiete, und nicht leicht hätte ein zweiter eine so trefflich orientierende und bis zu einem gewissen Grade vollständige Auswahl von Analysen klassischer französischer Literaturwerke geben können. *Das Rolandslied, Der Cid, Athalie, Figaro, Hernani, Der Schwiegersohn des Herrn*

Poirier und so fort bis zu den jüngsten Schöpfungen herab geben die Überschriften ab, die an der Spitze der diesen Teil bildenden Übungsstücke zu lesen sind. Wahrlich, Hengesbach hat die Forderung, die er nach dem Wortlaut der Vorrede an einen solchen Übungsstoff stellt, im höchsten Maße erfüllt: Der Stoff ist anziehend und wertvoll. Aber allerdings, sein Wert wird sich nicht auf dem Wege herausstellen, den der Verf. im Sinne hat. Er möge sich doch nur seiner eigenen Schulzeit erinnern und an die lateinischen und griechischen Übersetzungsbücher denken, aus denen er gewiß wie andere auch mit dem größten Interesse den Inhalt aufgesogen hat, während ein einziger Mitschüler, nämlich der zum Übersetzen Aufgerufene, mit der Form rang, ohne auch nur im mindesten an den Inhalt zu denken.

Wir können eben auch selbst mit einem so über alles Lob erhabenen Übungsbuch die Rückübersetzung nicht zu Ehren bringen, ja, man darf geradezu sagen, darauf allein berechnet wäre das Buch viel zu schade. Aber Hengesbach sagt auch gleich im Beginn des Vorworts: 'Es liegt mir nicht ob, zu untersuchen, welcher Wert dem Übersetzen beizumessen ist', und er teilt doch wohl mit mir die Ansicht, daß, wenn der Lehrgang von Dubislav-Boek nichts andres hervorbringt als die Fähigkeit, deutsche Übungsstücke zu übersetzen, er für die Erlernung des Französischen keinen Wert hat.

Betrachten wir aber nun einmal das Werk von diesem Standpunkte aus, so müssen wir es als einen Vorzug rühmen, daß der Verf. beinahe vier Fünftel des Ganzen aus französischen Quellen geschöpft hat, und es ist natürlich nicht zu verwundern, wenn das französische Gewand da und dort (so z. B. S. 21 *dieser Garten ist gegründet worden, um neue Tierarten einzuführen;* S. 22 *es kamen ihrer selbst aus Persien;* S. 24 *der vor einigen Jahren Franz zum Ritter geschlagen hatte* für *der einige Jahre vorher Franz zum Ritter geschlagen hatte;* S. 27 *dessen Rührigkeit durch den Reichtum erklärt wird* für *dessen Rührigkeit durch den Reichtum sich erklärt;* S. 32 *seid ihr es, der gesagt hat, daß ihr noch niemals die Hälfte eures Verstandes nötig hattet)* zum Vorschein kommt, am meisten vielleicht in Nr. 18 'Der Ausstand der Schmiede'. Nirgends jedoch geschieht das in dem Maße, daß man da von einer ungünstigen Beeinflussung des deutschen Stils sprechen könnte, wie es mit Bezug auf die landläufigen altsprachigen Übungsbücher so vielfach geschieht.

Daß die beiden Hilfsmittel am Schlusse des Buches, die Vorbereitungen (S. 104—125) und das Alphabetische Wörterverzeichnis (S. 126—164) mit der gleichen Sauberkeit wie der Text gearbeitet sind, versteht sich bei Hengesbach von selbst. Aufgefallen ist mir nur S. 2 die Angabe *enquêteur* als Übersetzung von *Oberaufseher,* während in den 'Vorbereitungen' dafür *inspecteur général* zu lesen ist. Die Hilfe *'der'* zu *Dienstmädchen* auf S. 21 in der siebenten Zeile von unten dürfte in einem direkt auf den Artikel zugeschnittenen Stück füglich wegbleiben. Der Ausdruck *Schutzsystem* S. 23, Zeile 10 von unten statt *Schutzzollsystem* ist doch wohl etwas ungewöhnlich, ebenso *zu zweit* S. 40, Zeile 6 von oben für *ferner.* Auf S. 48, Zeile 11 von unten scheint mir hinter *erschreckt* ein Komma durchaus vonnöten.

S. 36, Zeile 16 von unten empfiehlt sich die Umstellung: *er darf sich nicht in Regierungsfragen einmischen.*

2) Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Hermann Suchier und Prof. Dr. Adolf Birch-Hirschfeld. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. 1. Band in Halbleder geb. 10 ℳ. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. 333 S.

Wie es am Schluß der Geleitschrift heißt, die dem trefflichen Werke in seiner Neuauflage mit auf den Weg gegeben ist, in der selben Weise darf der Kritiker seine Besprechung beginnen: 'So hat das Werk in seiner neuen Auflage in jeder Beziehung wissenschaftlich gewonnen, ohne doch seiner Bestimmung, weitesten Kreisen gebildeter Laien als anregende und belehrende Lektüre zu dienen, im entferntesten untreu zu werden.' Fragen wir nun aber: Was hat es denn gewonnen? so belehrt uns darüber schon ein einfaches Durchblättern, das uns eine wesentliche Vermehrung der Illustrationen zeigt, und dies ist, auch abgesehen von Handschriften und deren oft rohem bildnerischen Beiwerk, doch dem wissenschaftlichen Benutzer dieses Buches selbst von hohem Wert. Schon ist ebenfalls im Begleitwort auf die wirkungsvolle farbige Reproduktion des Widmungsbildes der sog. 'Vivianusbibel', das Grabmal Joinvilles, das reizende Porträt Margaretens von Österreich und das figurenreiche Bild 'Georges Chastellain und Karl der Kühne' hingewiesen; aber da kommen noch die drei Siegel des Simon d'Autin, die dritte Planche der 'Neuf Preus', die Mailänderin Valentina Visconti, die Mutter Karls von Orleans, Froissard bei König Richard II. von England und König René beim Malen als höchst willkommene Zugaben in Betracht. Statt des in der ersten Auflage gebotenen Faksimiles der letzten Zeilen der französischen Übersetzung von Marbods 'Steinbuch' bringt die Neuauflage ein in Orleans aufbewahrtes Bruchstück aus einer Sammlung von Marienwundern. Eingeschränkt ist aus gutem Grunde die Zahl der aus dem 'Bestiaire' des Guillaume Le Clerc gespendeten Bilder um die Hälfte. Die Darstellung zum Prosatristan 'wie Marke den Tristan tötet' hat in der neuen Auflage eine unbedeutende Änderung erfahren. Vielfach auch haben die Illustrationen eine andere, zumeist bessere Stelle gefunden, so namentlich das Porträt Philipps de Commynes, das aus dem Kapitel über die burgundische Dichtergruppe, wo es in der ersten Auflage hineingeraten war, mit Recht in das Kapitel über die Prosa im Königreich Frankreich versetzt worden ist, und ebenso die Seite aus Bartholomäus Anglicus' 'Buch von den Eigenschaften der Dinge', die in der ersten Auflage nahezu zehn Seiten von der zugehörigen Textstelle entfernt zum Abdruck kam. Aber auch die Umstellung der beiden Tafeln, des Faksimiles aus den Predigten Bernhards von Clairvaux und der Bruchstücke aus Gregors Homilien über Ezechiel und aus einer Homilie Bernhards über das 'Missus est' verrät die bessernde Hand.

Daß der Text selbst Erweiterungen erfuhr, läßt sich schon rein äußerlich aus der Vermehrung der Seitenzahl schließen. Sieht man nun näher zu, welchen Teilen des Buches das Neueingefügte besonders

zugute gekommen ist, so sind da namentlich II_2 die ältesten erhaltenen Chansons de geste, III_1 der Abschnitt über Boëthius, V_1 das Kapitel über die Literatur im Reiche der anglo-normannischen Könige bis 1154, durch die Einfügung zweier lateinischer Romane des Robert de Torigny und V_4 die Dichtung im Königreich Frankreich bis 1204, durch die erheblich eingehendere Besprechung von Christian von Troyes' Perceval und seiner Fortsetzungen zu nennen. Ein wenig verkürzt erscheint II_4 die Geste Garin, und hier wie anderwärts haben die Verfasser einzelne kleinere Abschnitte umgesetzt. Natürlich ist ihrer Sorgsamkeit auch ein so sinnentstellender Druckfehler, wie er sich in VIII_1 des Inhaltsverzeichnisses findet, nicht entgangen, und es hat dort das *ligurische* Drama einem *liturgischen* Platz machen müssen. Anheimgeben möchte ich für die dritte Auflage die Änderung der vierten Zeile in der ersten Strophe des Arnaultschen Liedes (S. 75) in 'Sangesweisen durch die Nacht' statt der von den Verfassern gewählten wörtlichen, aber kaum verständlichen Übersetzung.

Die Zweiteilung des Suchier-Birch-Hirschfeldschen Literaturwerkes wird sich ja in Zukunft nicht mehr rückgängig machen lassen, um so weniger, als der Stoff des zweiten Teils naturgemäß sich von Auflage zu Auflage vermehren und den Verfassern womöglich sogar noch die Ausgestaltung eines gesonderten dritten Bandes nahelegen wird. Da möchte ich denn im Interesse der bequemen Benutzung des Buches vorschlagen, in dem Register des zweiten, bzw. später auch des dritten Bandes das ganze Material immer von neuem zu berücksichtigen. Ich glaube, die Benutzer dieses besten der vorhandenen Werke über die Geschichte der französischen Literatur werden den Verfassern für diese Maßnahme noch ganz besonders sich zu Dank verpflichtet fühlen.

Frankfurt a. M. Max Banner.

H. Beinhorn, Lehrbuch der Mathematik. Ausgabe B für Gymnasialanstalten. gr. 8. Geb. Erster Teil: Unterstufe. VIII, 274 S. m. 227 Abbildungen. Zweiter Teil: Oberstufe I. VI, 175 S. m. 126 Abbildungen. Dritter Teil: Oberstufe II. V, 211 S. m. 83 Abbildungen. Berlin 1915, Weidmannsche Buchhandlung. 3 ℳ, 2,20 ℳ u. 2,40 ℳ.

Die Reformbewegung auf dem Gebiet des mathematischen Unterrichts hat neben Neubearbeitungen älterer Lehrbücher die Abfassung einer ganzen Anzahl von neuen veranlaßt. Unter diesen Neuerscheinungen gehört das Lehrbuch von Beinhorn zu einer mittleren Gruppe, bei der die Reformgedanken zwar ausgiebig verwertet, aber nicht auf die Spitze getrieben sind. Der Verfasser hat drei Forderungen zu erfüllen gesucht: die praktische Geometrie zu pflegen, das Anschauungsvermögen auszubilden, das funktionale Denken zu üben. Indem er sich bei der Erfüllung dieser Forderungen von Übertreibungen fernhält, bemüht er sich, eine Darstellung zu geben, die dem Lehrer Freiheit gewährleistet und zugleich dem Schüler ermöglicht, Versäumtes aus eigner Kraft nachzuholen. Dies doppelte Ziel erreicht er in geschicktester Weise dadurch, daß er bei der uns vorliegenden Gymnasialausgabe den Stoff in eine größere Anzahl selbständiger Kapitel (Unterstufe 23 ohne die Arithmetik;

Oberstufe 18 ohne Arithmetik und Infinitesimalrechnung) zerlegt, die dem Schüler die eigne Arbeit erleichtern, während der Lehrer seine persönliche Auswahl treffen kann.

Wenn B. dringend empfiehlt, die Grundzüge der Infinitesimalrechnung durchzunehmen, so können wir ihm darin nicht beipflichten. Von anderen Gründen abgesehen, halten wir es für eine Versündigung an dem philosophischen Gehalt des mathematischen Unterrichts, wenn man auf die Beweise mancher Sätze Verzicht leistet, weil 'diese Beweise zu zeitraubend oder zu schwierig erschienen'. In diesem Fall gehört der Gegenstand eben nicht auf die Mittel-, sondern auf die Hochschule. Wenn aber ein Lehrer der Mathematik am Gymnasium anderer Ansicht ist, so wird er B. darin recht geben, daß die Infinitesimalrechnung möglichst früh (in Unterprima) zu behandeln ist, damit die Anwendungen auf die verschiedenen Zweige der Physik zur Geltung kommen können. Dann finden wir aber im Gegensatz zu B., daß diese physikalischen Anwendungen ebensogut in das Lehrbuch der Mathematik hineingehören, wie bei der Trigonometrie die Aufgaben und Anwendungen aus der Landesvermessung, Nautik und Astronomie — das gehört eben mit zu den oben gekennzeichneten Forderungen. Die Infinitesimalrechnung, obwohl im einzelnen durchweg klar und einwandfrei dargestellt, erscheint uns daher als der schwache Punkt des Lehrbuches; wir müssen sie als Zugeständnis an die etwas übertriebenen Forderungen der Reformbewegung ansehen. Im übrigen ist der Umfang des Werkes angemessen, abgesehen von zwei Ausnahmen. Die eine bezieht sich auf die Behandlung quadratischer Gleichungen mit mehreren Unbekannten, die von den preußischen Lehrplänen für O II vorgeschrieben werden; sie werden von B. in der Unterstufe (wohl des besseren Zusammenhangs wegen) auf nur zwei Seiten erledigt. Es ist nicht zu leugnen, daß das Lösen von Gleichungen schließlich Übungssache ist und wenig Verständnis verlangt. Aber irgendwie muß auch in der Mathematik geübt werden. Und wenn nun auf die ausführliche Behandlung solcher Gleichungen Verzicht geleistet werden soll, was uns durchaus nicht unsympathisch ist, dann sollte man sich wenigstens eine andere Gelegenheit zum Üben und Rechnen nicht entgehen lassen: die Anwendungen der Reihenlehre in der Zinseszins- und Rentenrechnung — dies ist die andere Ausnahme. Hier vereinigen sich alle wichtigeren Gebiete der Arithmetik, und die Aufgaben bieten eine ganz vorzügliche Gelegenheit zur Einfügung eines weiteren Anwendungsbereichs in den Unterricht, ganz abgesehen von der höchst erwünschten Gelegenheit, durch die Besprechung des Geldwesens Bürgerkunde mit den reiferen Schülern treiben zu können (wir verlangen dabei gar nicht die Behandlung und Benutzung von Sterbetafeln).

Wenn wir uns mit der Stoffauswahl nicht ganz einverstanden erklären können, so müssen wir dagegen die Behandlung des Stoffes durchaus loben. Einmal wird alles in einer klaren, man möchte sagen, natürlichen Sprache vorgetragen. Die Figuren sind übersichtlich, obwohl mit buntem Druck nicht ohne Berechtigung sparsam umgegangen wird. Ein neues Gebiet wird immer auf einer breiten Grundlage aufgebaut. Die vollständige Durchführung von Aufgaben ist höchst wertvoll.

Die Unterstufe bietet manches Neue. Zunächst fehlt die propädeutische Einführung, offenbar aus dem richtigen Gefühl heraus, daß sie Sache des einzelnen Lehrers, nicht die des Lehrbuches ist. Das IV. Kapitel bringt eine recht eingehende und originelle Behandlung des gleichschenkligen Dreiecks unter Einführung der Symmetrieachse und des Kongruenzbegriffs, während den Kongruenzsätzen erst das IX. Kapitel gewidmet ist. Dazwischen liegen 'Hilfskonstruktionen', 'Grundaufgaben', 'Konstruktionsaufgaben' und 'der Funktionsbegriff'; alles ist an Beispielen ausführlich und einleuchtend behandelt. Wenn bei den Konstruktionsaufgaben bereits die Begriffe Analysis, geometrischer Ort, Determination vorkommen, so liegt das an des Verfassers Bestreben, ein in sich abgeschlossenes Kapitel zu geben; man darf daraus nicht folgern, daß er diese Art der Behandlung bereits dem Quartaner zumutet, dem man nicht zuviel fremdartige Begriffe vorsetzen darf, wenn man ihm die früher so gefürchtete Mathematik nicht unnötig erschweren will. Die ersten neun Kapitel sind also besonders geeignet zu einer vertiefenden und zusammenfassenden Widerholung zwischen dem propädeutischen Quartaunterricht und dem schon mehr systematischen der Untertertia — vielleicht weist der Verfasser im Vorwort der weiteren Auflagen seines schönen Werkes auf diesen Punkt hin. Sehr ansprechend sind die Beweise für den Thales- und den Kreiswinkelsatz (§ 40, 46). Die Proportionen, allgemein genommen, gehören vom systematischen Standpunkt eigentlich in den algebraischen (besser: arithmetischen) Teil; praktisch ist allerdings ihre Behandlung im Zusammenhang mit Strecken (Kap. XVIII). Im Anschluß an die Ähnlichkeitslehre finden wir einen Anhang mit praktischen Anwendungen. Übungsaufgaben sind für die einzelnen Kapitel in ausreichender Zahl zusammengestellt, dazu kommen, auf drei Gruppen verteilt, 100 vermischte Aufgaben, die sich auf mehrere Kapitel gleichzeitig beziehen. Die Algebra ist kurz dargestellt, aber doch ausführlich genug, um dem Schüler ausreichende Hilfe zu bieten. Hier ist, wie auch für die Arithmetik auf der Oberstufe, jedenfalls an die Benutzung einer besonderen Aufgabensammlung gedacht. Bei den Gleichungen ist das graphische Lösungsverfahren eingehender behandelt, als der praktischen Verwendung entsprechen dürfte.

Die Oberstufe schließt sich in der Behandlung des Stoffes an bewährte Vorbilder an. Im Anschluß an die sphärische Trigonometrie behandelt ein besonderes Kapitel die mathematische Astronomie mit erfreulicher Ausführlichkeit. In der Planimetrie sind zunächst Maxima und Minima, ausgehend von Ungleichungen am Dreieck, die wir anderswo meistens schon im Quartastoff teilweise vorfinden, kurz behandelt; sie finden naturgemäß ihre Ergänzung in den Anwendungen der Differentialrechnung. Das Kapitel 'Negative Strecken' bespricht u. a. das Parallelenaxiom, und die 'Ähnlichkeitspunkte' finden ihren Abschluß im Problem des Apollonius. Die Stereometrie, die wohl dem Raumbegriff einige Worte widmen könnte, enthält ein Kapitel über das Zeichnen von Körpern, das uns für den Gymnasiasten besonders wertvoll erscheint. Bei der analytischen Geometrie sind die Kegelschnitte, deren physikalische Bedeutung in irgendeiner Form zur Geltung kommen müßte, in einem

eingeschobenen Kapitel recht passend zunächst synthetisch behandelt. Die Determinanten finden so wenig Verwendung, daß man darauf wohl verzichten kann. In der Arithmetik werden in sechs Abschnitten die Reihen, die höheren Gleichungen (leider unter Erwähnung und Benutzung des Fundamentalsatzes der Algebra), die komplexen Zahlen, die Kettenbrüche, der binomische Lehrsatz und die Kombinatorik mit Wahrscheinlichkeitsrechnung behandelt. Die Infinitesimalrechnung zerfällt in die Abteilungen: Differentialrechnung, Integralrechnung, Unendliche Reihen. Anhangsweise finden wir im letzten Band des Werkes eine Darstellung der Entwicklung der Arithmetik, bei der wir eine kurze Erörterung des Zahlbegriffs vermissen, ferner eine Zusammenstellung der Hilbertschen Axiome der Geometrie und schließlich eine knappe, aber inhaltreiche Übersicht über die Geschichte der mathematischen Disziplinen; einige kurze geschichtliche Angaben sind übrigens auch an anderen passenden Stellen schon gemacht worden.

Im Interesse des Schülers empfehlen wir dem Verfasser die Beifügung eines ausführlichen Registers in den späteren Auflagen, die dem geschickt angelegten und gut ausgestatteten Werk zweifellos beschieden sein werden.

Duisburg. Jos. Müller-Reinhard.

Eingegangene Bücher*)

Sammlung Göschen. Kl.-Okt. 90 ₰.

Lfrg. 4. Reeb, Russische Geschichten. 132 S.
„ 43. Hommel, Geschichte des alten Morgenlandes. 182 S.
„ 99. Hessenberg, Ebene und sphärische Trigonometrie. 169 S.
„ 117. Meltzer, Griechische Grammatik. I. Formenlehre. 152 S.
„ 142. Haußner, Darstellende Geometrie. I. Elemente. Ebenflächige Gebilde. 207 S.
„ 192. Bauer, Chemie der Kohlenstoffverbindungen. II. 117 S.
„ 253. Danneel, Elektrochemie. II. 154 S.
„ 264. Bauer, Geschichte der Chemie. I. 94 S.
„ 279. Jacob, Quellenkunde der deutschen Geschichte. I. 109 S.
„ 333. Brunswig, Die Explosivstoffe. 152 S.
„ 375. Gerber, Englische Geschichte. 164 S.
„ 394. Bauch, Neuere Philosophie bis Kant. 178 S.
„ 435. Wieleitner, Algebraische Kurven. I. 143 S.
„ 602. Spitta, Das deutsche Kirchenlied. I. 139 S.
„ 622. Diercks, Portugiesische Geschichte. 163 S.
„ 638. Ćorović, Serbokroatische Grammatik. 96 S.
„ 639. Ćorović, Serbokroatisches Lesebuch. 136 S.
„ 640. Ćorović, Serbokroatisch-deutsches Gesprächsbuch. 116 S.
„ 680. v. Smal-Stockyi, Ruthenische Grammatik. 139 S.
„ 681. v. Smal-Stockyi, Ruthenisch-deutsches Gesprächsbuch. 170 S.
„ 685. Kellner, Geschichte d. nordamerikanisch. Literatur. I. 114 S.
„ 686. Kellner, Geschichte d. nordamerikanischen Literatur. II. 93 S.

*) [Die steigende Betriebsamkeit in Herstellung von Schulbüchern und Kompendien aller Art nötigt uns zu einem Verfahren, gegen das wir uns bisher gesträubt haben, zu einer bloßen Registrierung neuer Eingänge. Die Herrn Verleger wollen darin eine Empfehlung sehn. Die Herrn Kollegen aber bitten wir, falls ihnen ein Buch solche Empfehlung nicht zu verdienen scheint, uns eine ausreichend begründete Beschwerde einzureichen, damit jedem das Seine werde.]



Lfrg. 694. Tolnai, Ungarisches Lesebuch. 137 S.
" 703. Knopp, Funktionentheorie II. 114 S.
" 708. Meißner, Die Keilschrift. 107 S.
" 713. Hillmann, Lateinisches Lesebuch. 137 S.
" 718. Neger, Die Laubhölzer. 154 S.
" 721. Smetánka, Tschechische Grammatik. 126 S.
" 722. Smetánka, Tschechisch-deutsches Gesprächsbuch. 154 S.
" 727. Naumann, Althochdeutsche Grammatik. 159 S.
" 729. Francillon, Französische Grammatik. 150 S.
" 734. Naumann, Althochdeutsches Lesebuch. 148 S.
" 736. Klebahn, Die Algen, Moose und Farnpflanzen. 134 S.
" 739. Tolnai, Ungarisch-deutsches Gesprächsbuch. 146 S.
" 742. Hansen, Die Pflanze. 99 S.
" 744. Migula, Pflanzenbiologie. II. 86 S.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Leipzig, B. G. Teubner. Kl.-Okt. Geh. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.
Lfrg. 7. Bruinier, Das deutsche Volkslied. 3. Aufl. 137 S.
" 24. Scheiner, Der Bau des Weltalls. 132 S.
" 30. Janson, Das Meer. 113 S.
" 35. Scheffer, Das Mikroskop. 98 S.
" 36. Rehmke, Die Seele des Menschen. 106 S.
" 113. Boehmer, Luther im Lichte der neueren Forschung. 170 S.
" 123. Weber, Von Luther zu Bismarck. I. 125 S.
" 124. Weber, Von Luther zu Bismarck. II. 136 S.
" 200. Verworn, Die Mechanik des Geisteslebens. 92 S.
" 431. Crantz, Ebene Trigonometrie zum Selbstunterricht. 97 S.
" 437. Auerbach, Die graphische Darstellung. 97 S.
" 452. Preuß, Die geistige Kultur der Naturvölker. 112 S.
" 453. Matthaei, Deutsche Baukunst im 19. Jahrhundert. 102 S.
" 458. Schmidt, Natur und Mensch. 105 S.
" 460. Müller-Freienfels, Poetik. 98 S.
" 461. Herrmann, Island. 113 S.
" 463. Keller, Die Freimaurerei. 145 S.
" 464. Nemitz, Die altdeutschen Maler in Süddeutschland. 69 S.
" 465. Roloff, Von Jena bis zum Wiener Krongreß. 116 S.

Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen. Kl.-Okt.
Wagner, Parsifal. Hrsg. von Golther. 123 S. 1 ℳ.
Wagner, Siegfried. Götterdämmerung. Hrsg. v. Golther. 210 S. 1,30 ℳ.
Wagner, Rheingold. Walküre. Hrsg. v. Golther. 192 S. 1,20 ℳ.
Reden der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Hrsg. v. Schierbaum. 108 S. 90 ₰.
Sealsfield, Das Kajütenbuch. Hrsg. v. Eigl. 184 S. 1,20 ℳ.
Calderon, Das Leben ein Traum. Hrsg. v. Goldreich. 130 S. 90 ₰.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.
Perrault, Les Contes de la mère l'oie. Hrsg. v. Standenath. 64 S. 85 ₰.
Racine, Phèdre. Hrsg. v. Lewent. 91 S. 1,20 ℳ.
Balzac, La maison du chat qui pelote la vendetta. Hrsg. v. Schatzmann. 89 S. 1 ℳ.
Laurie, Mémoires d'un collégien. Hrsg. v. Richter. 89 S. 90 ₰.
Dickens, Pickwick papers. Hrsg. v. Meindl. 133 S. 1,20 ℳ.
Shakespeare, King John. Hrsg. v. Blume. 149 S. 1,50 ℳ.
English History from 1199 to 1342. Hrsg. v. Madert. 119 S. 1,50 ℳ.
Shakespeare, The Tragedy of King Lear. Hrsg. v. Kohlmann. 128 S. 1,50 ℳ.
Marryat, Masterman Ready. Hrsg. v Lederer. 147 S. 1,50 ℳ.
Macleod, The Shakespeare story-book. Hrsg. v. Schild. 127 S. 1,20 ℳ.
Goldsmith, She stopps to conquer. Hrsg. v. Ellinger. 87 S. 85 ₰.
Shakespeare, King Henry V. Hrsg. v. Aronstein. 149 S. 1,60 ℳ.
" As you like it. Hrsg. v. Eigl. 110. S. 1,20 ℳ.

Französische und englische Schulbibliothek. Leipzig, Renger. Kl.-Okt.

Bd. 1. Burnett, Little Lord Fauntleroy. Hrsg. v. Wolpert. 101 S. 1,10 ℳ.
„ 2. Daudet, Le petit chose. Hrsg. v. Wetzlar. 119 S. 1,40 ℳ.
„ 3. Gardiner, Historical Biographies. Hrsg. v. Wolpert. 86 S. 1,30 ℳ.
„ 4. Shakespeare, Julius Caesar. Hrsg. v. Penner, Degenhart. 78 S. 1,80 ℳ.
„ 5. Duruy, Règne de Louis XIV. Hrsg. v. Müller, Steinmüller. 87 S. 1,60 ℳ.
„ 179. Turner, Two Tales for Beginners. Hrsg. v. Hackenberg. 84 S. 90 ₰.
„ 180. Henty, Under Drake's Flag. Hrsg. v. Huppertz. 88 S. 1 ℳ.
„ 181. Kerbrech, La guerre contre l'Allemagne. (1870—1871.) Hrsg. v. Albertus. 80 S. 90 ₰.

Voigtländers Quellenbücher. Kl.-Okt.

Bd. 33. Fehr, Aus deutschen Rechtsbüchern. 87 S. 70 ₰.
„ 34. Schillmann, Der Kampf Heinrichs IV. und Gregors VII. 118 S. 1 ℳ.
„ 36. Preuß, Deutsche Lutherbriefe. 88 S. 70 ₰.
„ 42. Preuß, Lutherbriefe. 60 S. 80 ₰.
„ 59. Kohl, Felix Platter. 195 S. 1,50 ℳ.
„ 65. Pantenius, Erlasse und Briefe des Königs Friedrich Wilhelms I. von Preußen. 118 S. 1 ℳ.
„ 66. Reißner, Historia der Herren Georg u. Kaspar v. Frundsberg. 154 S. 1,20 ℳ.
„ 73. Kühn, Luther und Wormser Reichstag 1521. 117 S. 1 ℳ.
„ 67. Gagliardi, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. 215 S. 1,50 ℳ.
„ 70. Credner, Sturm und Drang. 107 S. 1 ℳ.
„ 72. Geerds, Aus der Zeit der Demagogenverfolgungen. 105 S. 1 ℳ.

Graesers Schulausgaben klassischer Werke. Gr.-Okt. 50 ₰.

Heft 105. Gutzkow, Der Königsleutnant. Hrsg. v. Wahlheim. 84 S.
„ 106. Sophokles-Stowasser, Antigone. Hrsg. v. Fischl. 45 S.
„ 107. Wagner, Die Meistersinger von Nürnberg. Hrsg. von v. Komorzynski. 85 S.
„ 108. Hebbel, Agnes Bernauer. Hrsg. v. Nathansky. 70 S.

Ferdinand Schöninghs Ausgaben deutscher und ausländischer Klassiker. Kl.-Okt.

Bd. 11. Deutsche Briefe von Gellert bis zur Romantik. Hrsg. v. Heiligenstaedt. 201 S. 1,70 ℳ.
„ 47. Grillparzer, Des Meeres und der Liebe Wellen. Hrsg. v. Dieckmann. 1,20 ℳ. 103 S.
„ 49. Richard Wagners Werke. Hrsg. v. Braun. 184 S. 1,50 ℳ.

Aschendorffs Sammlung auserlesener Werke der Literatur. Kl.-Okt.

Minnesang. Hrsg. v. Scholastika. 131 S. 1 ℳ.
Die vaterländische Dichtung der deutschen Einigungskämpfe. Hrsg. v. Schmitz-Mancy. 156 S. 1.10 ℳ.
Kinkel, Otto der Schütz. Hrsg. v. Kreuzberg. 118 S. 90 ₰.

Gerhards Franz. Schulausgaben. Kl.-Okt.

Nr. 22. Mistral, Souvenirs de Jeunesse. Hrsg. v. Mühlan. 99 S. 1,60 ℳ.
„ 29. Sandeau, Mademoiselle de la Seiglière. Hrsg. v. Mühlan. 117 S. 1,60 ℳ.

Englische und französische Volks- und Landeskunde. München, R. Oldenbourg. Gr.-Okt.

Bd. 3. Ricken-Krüper, Livre de Poèsie Française. 135 S. 1,40 ℳ.
„ 4. Rhys, English Folk- and Fairy Tales. 100 S. 1,60 ℳ.

Sammlung Kösel. Kl.-Okt. 1 ℳ.
Bd. 66. Zach, Die Statistik. 214 S.
Französische und englische Schulbibliothek. Leipzig, Renger. Kl.-Okt.
Bd. 183. Margueritte, Simples Histoires. Hrsg. v. Lorenz. 76 S. 80 ₰
Bachems Volks- und Jugenderzählungen. Kl.-Okt. brosch. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.
Bd. 64. Aurbacher, Alte Historien. Hrsg. v. Mauel. 136 S.
„ 65. Aurbacher, Lebensweisheit. Hrsg. v. Mauel. 134 S.
„ 66. Kolping, Das Lindenkreuz und andere Erzählungen. Hrsg. v. Kiesgen. 128 S.
„ 67. Kolping, Ein Spielchen und andere Erzählungen. Hrsg. v. Kiesgen. 117 S.
Aus allen Zeiten und Ländern. Eine Sammlung von Volks- und Jugendschriften. Köln, J. P. Bachem. Gr.-Okt. brosch. 2,50 ℳ, geb. 3 ℳ.
Bd. 18. Dransfeld, Theo Westerholt. 151 S.
„ 19. von Garten, Der Dolch des Sejanus. 140 S.
„ 20. von Hartmann, In Feindesland. 152 S.
„ 21. Cüppers, Um eine Königskrone. 154 S.
Bachems illustr. Erzählungen für Mädchen. Gr.-Okt. brosch. 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ.
Bd. 9. von Pütz, Rosamund. 161 S.
„ 31. Hennes, Das Glück der kleinen Amy. 151 S.
Lipsius und Tischers Schullektüre. Französisch. Okt.
Bd. 2. Chefs-d'oeuvre de Contes modernes. Hrsg. v. Steinmüller. 55 S. 1 ℳ.
„ 4. Autour du Drapeau. Hrsg. v. Glöde. 53 S. 1,20 ℳ.
„ 6. Chefs-d'oeuvre de Contes modernes. II. Hrsg. v. Mühlan. 67 S. 1,10 ℳ.
„ 8. Dansac-Migné, Fleurs de l'histoire de France. 68 S. 1,50 ℳ.
„ 10. Contes et Récits pour la Jeunesse. Hrsg. v. Fourmestraux. 44 S. 90 ₰.
„ 14. Contes et Légendes de France. Hrsg. v. Neumeister. 45 S. 1 ℳ.
Lipsius und Tischers Schullektüre. Englisch. Okt.
Bd. 1. Gibbs, Founders of the Empire. Hrsg. v. Mohrbutter. 81 S. 1,40 ℳ.
„ 3. Dickens, Nell and her Grandfather. Hrsg. v. Bülte. 59 S. 1 ℳ.
„ 5. Mercer, With the Guns at Waterloo. Hrsg. v. Neumeister. 66 S. 1,20 ℳ.
„ 7. Pearls of English Humour. Hrsg. v. Mohrbutter. 77 S. 1,20 ℳ.
„ 9. Wood, Surviver's Tales of great Events. Hrsg. v. Sturmfels. 73 S. 1,20 ℳ.
„ 11. Tales of the Homeland. Hrsg. v. Glaser. 52 S. 1,20 ℳ.
„ 13. Selections from Dickens. Hrsg. v. Mohrbutter. 66 S. 1,30 ℳ.
Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben. Kl.-Okt.
Bd. 42. Stevenson, The Bottle Imp. Hrsg. v. Fischer-Foster. 43 S. 1,20 ℳ.
Bücher der Naturwissenschaft. Hrsg. v. Günther. Leipzig, Ph. Reclam jun. Kl.-Okt.
Bd. 18. 19. Hempelmann, Der Wirbeltierkörper. 185 S. 1,50 ℳ.
„ 20. Pahde, Meereskunde. 190 S. 1 ℳ.
„ 21. Leiser, Die Welt der Kolloide. 121 S. 80 ₰.
„ 22. 23. v. Brücke, Der Säugetierorganismus und seine Leistungen. 173 S. 1,75 ℳ.
„ 24. Halbfaß, Das Süßwasser der Erde. 189 S. 1 ℳ.
Neusprachliche Klassiker. Hrsg. v. Beck und Middendorff. Bamberg, C. C. Buchner. Okt.
Bd. 10. Molière, L'Avare. Hrsg. v. Bodart. 99 S.
„ 11. Scott, Ivanhoe. Hrsg. v. Lorz. 79 S.
„ 12. Tocqueville, L'Ancien Régime. Hrsg. v. Beck. 138 S.
„ 13. Byron, Selections. Hrsg. v. Richter. 89 S.

Bd. 14. Irving, Sketch-Book. Hrsg. v. Markert-Wright. 121 S.
„ 15. Hugo usw. Waterloo. Hrsg. v. Schoenwerth. 92 S.
„ 16. de Poli, Contes pour tous les Ages. Hrsg. v. Scholl. 75 S.
„ 17. Seeley, Expansion of England. Hrsg. v. Prosiegel. 81 S.
„ 18. Molière, Les Femmes savantes. Hrsg. v. Wimmer. 85 S.
„ 19. Daudet, Le petit chose. Hrsg. v. Beck-Bodart. 105 S.
„ 20. Shakespeare, As you like it. Hrsg. v. Wright. 112 S.
„ 21. Contes modernes. Hrsg. v. Heilmann - Bodart. 78 S.
„ 22. Thackeray, History of Henry Estmond. Hrsg. v. Middendorf-Wright. 107 S.
„ 23. Dickens, Christmas Carol. Hrsg. v. Dannheißer. 96 S.
„ 24. Edgeworth, Lame Jervas. Hrsg. v. Pohl. 74 S.
„ 25. Racine, Athalie. Hrsg. v. Beck-Bodart. 107 S.
„ 26. Scott, Lady of the Lake. Hrsg. v. Fauner-Blanfonten. 88 S.
„ 27. France usw., Souvenirs de France. Hrsg. v. Betz-Bodart. 74 S.
„ 28. Macaulay, Lord Clive. Hrsg. v. Lorz-Seither. 95 S.

Deutsche Schulausgaben von Ziehen. Dresden, L. Ehlermann. Kl.-Okt.
Borchard, Friedrich der Große. 136 S.
Woedtke, Jungdeutschland Hilfs- und Lesebuch. Kl.-Okt. 29 S.
Berlin und seine Universität. Kl.-Okt. 196 S. 1 ℳ.
Stolle, Der Harz und das Kyffhäusergebirge. Kl.-Okt. 354 S. 75 ₰.
Levrault, Le Genre pastoral. Kl.-Okt. 166 S.
Rex, Geschichte der antiken Literatur. Kl.-Okt. 124 S.

Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner. Kl.-Okt. 1 ℳ.
Bd. 41. Külpe, Die Philosophie d. Gegenwart in Deutschland. 152 S.
„ 289. Busse, Das Drama. 136 S.
„ 296. Bähnisch, Die deutschen Personennamen. 126 S.
„ 455. Geißler, Rhetorik. I. Teil. 110 S.
„ 456. Geißler, Rhetorik. II. Teil. 112 S.
„ 470. Weinstein, Der Untergang der Welt und der Erde. 107 S.

Collection Teubner. Kl.-Okt.
Molière, Precieuses Ridicules. Hrsg. v. Bornecque. Texte und Notes. 34 und 50 S.

Teubner's School Texts. Kl.-Okt.
John Ruskin Unto this Last. Hrsg. v. Holt. 50 S.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Okt.
Bd. 66. Contes du Pays de France. Hrsg. v. Schmid. 97 S. 1,20 ℳ.
„ 67. White, The Navy and its Story. Hrsg. v. Schild. 117 S. 1.40 ℳ.
„ 68. Finnemore, Historical Tales for the Youth. Hrsg. v. Gade. 114 S. 1,40 ℳ.

Französische und englische Schulbibliothek. Leipzig, Renger. Okt.
Bd. 7. Sandeau, Mademoiselle de la Seiglière. Hrsg. v. Steinmüller. 94 S.
„ 8. Macaulay, Lord Clive. Hrsg. v. Kreßner. 76 S.
„ 184. Stables, Westward with Columbus. Hrsg. v. Schild. 138 S.
„ 185. Conteurs Modernes III. Hrsg. v. Goyert. 102 S.

Aschendorffs Klassiker-Ausgaben. Okt.
Arrians Anabasis Alexandri. Hrsg. v. Dahme und Stein. 207 S. 1,50 ℳ.
Q. Curtius Rufus. Hrsg. v. Dahmen und Stein. 1,40 ℳ. 166 S.
Auswahl aus den Griechischen Lyrikern. Hrsg. v. Schunck. 142 S. 1,15 ℳ.
Plutarchs Perikles. Hrsg. v. Güthling. Okt. 79 S.
Plutarchs Themistokles. Hrsg. v. Güthling. 64 S. Okt.
Plutarchs Tiberius und Gajus Grachus. Hrsg. v. Pichlmayr. 59 S.

Hilfsbuch für den Geschichtsunterricht. I., II., III., IV. Teil. Okt.

Kaemmel, Rosenhagen, Becher, Zeittafeln zur Weltgeschichte. I., II. Teil. Okt. Meißen, H. W. Schlimpert. 1,20 ℳ.

Eine literarische Quelle zu Goethes Aufsatz: 'Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil'

von

Georg Rosenthal

Oskar Walzels Untersuchung 'Die Sprache der Kunst' im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 1914 berichtet über die starke Befruchtung, die auf das ästhetische Studium der Zeit Goethes ausging von dessen Schrift: 'Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil' (1788). Als köstliches, hochwichtiges Ergebnis seiner italienischen Reise wird mit Recht in allen Goetheschriften dieser Aufsatz gerühmt. Unzweifelhaft drängt auch die künstlerische Entwicklung, wenn man sie sorgsam nach den Briefen aus Italien an die Weimarer Freunde verfolgt, auf das dort ausgesprochene Ergebnis hin. Der Mensch wird für Goethe so ausschließlich das Objekt alles künstlerischen Strebens, daß dagegen jedes andere Ziel zurücktritt. Doch es lassen sich auch Spuren erkennen, daß er literarische Einflüsse erfahren hat. Der Mann, von dem dieser Einfluß ausging, war Raphael Mengs.

Am 1. März 1788 schreibt Goethe (J. A. XXVII 244): 'Nach diesen Betrachtungen ist die neue Ausgabe von Mengsens Schriften ins Haus gekommen, ein Buch, das mir unendlich interessant ist, weil ich die sinnlichen Begriffe besitze, die notwendig vorausgehen müssen, um nur eine Zeile des Werks recht zu verstehen. Es ist in allem Sinne ein trefflich Buch; man liest keine Seite ohne entschiedenen Nutzen. Auch seinen Fragmenten über die Schönheit, welche manchem so dunkel scheinen, habe ich glückliche Erleuchtungen zu danken.'

Auch Lessing ist nicht unberührt von Mengs geblieben. Nicht nur die eine Stelle im 'Laokoon' 18, wo er von den Draperien des großen Urbinaten spricht, zeugt von dem Studium der Schriften des R. Mengs. Lessing hat Goethe auf Mengs vorbereitet. Die Beziehungen der drei Männer[1]) werden am besten durch ein Stemma veranschaulicht:

[1]) Ich zitiere Mengs nach der bei Reclam erschienenen Ausgabe (1874), weil die Gesammelten Schriften (Bonn, 1843. 2 Bände) nicht leicht zur Hand sind. Der bei Reclam abgedruckte Teil beginnt in der großen Ausgabe I 199. — Dieser Teil erschien zum ersten Male 1762 in Zürich; bis 1776 hatte die Schrift sechs Auflagen erlebt.



Goethe	Lessing	Mengs
'Einfache Nachahmung der Natur. Wenn ein Künstler mit Treue und Fleiß die Gestalten der Natur, ihre Farben auf das genaueste nachahmte, sich niemals von ihr entfernte, ein solcher würde immer ein schätzenswerter Künstler sein. Denn es könnte ihm nicht fehlen, daß er in einem unglaublichen Grade wahr würde.' 'Diese Art der Nachbildung würde also bei sogenannten toten oder stillliegenden Gegenständen von ruhigen, treuen, eingeschränkten Menschen in Ausübung gebracht werden.' 'Die einfache Nachahmung leichtfaßlicher Gegenstände — wir wollen z. B. Früchte und Blumen nehmen, kann schon auf einen hohen Grad gebracht werden — und so werden die Wunderwerke eines Huysum, einer Rachel Ruysch entstehen.'	(Nachlaß C zum „Laokoon“, Blümner S. 441.) 'Die höchste körperliche Schönheit existiert nur in dem Menschen, und auch nur in diesem vermöge des Ideals. Dieses Ideal findet bei den Tieren schon weniger, in der vegetabilischen und leblosen Natur aber gar nicht statt. Dieses ist es, was dem Blumen- und Landschaftsmaler seinen Rang anweiset.' (Kollektanea, s. v. Hamburg:) 'Außerdem habe ich gesehen Blumenstücke von Rachel Ruysch . . .' ('Laokoon' 17): 'Die Zeilen Hallers können in Anschauung ihres Eindrucks mit der Nachahmung eines Huysum wetteifern.'	(Ausgabe Reclam S. 25.) Die Nachahmung ist der erste Teil der Malerei, also das Notwendigste, aber nicht das Schönste ... Darum ist der Maler, der mehr Idealisches hat, für größer als der, welcher die einfache Nachahmung besitzt, zu halten.' (14:) 'Wenn ich aber sage, daß es vollkommene und unvollkommene Teile gibt, so stelle man sich vor, daß die ganze Natur wie eine Gemeinde ist, wo jeder Mensch gleich hingehört, obschon einer dem anderen an Range vorgeht.' (16:) 'Deswegen hat die Natur vielerlei staffelweise Schönheiten erschaffen.' (Der Begriff 'staffelweise Schönheiten' erscheint noch auf den Seiten 15, 19, 28, 49.)
'Manier. Allein gewöhnlich wird dem Menschen eine solche Art, zu verfahren, nicht hinreichend.	('Laokoon' XI.) 'Es gibt sogar Fälle, wo es für den Künstler ein größeres Verdienst ist, die Natur	(26:) 'Hierher gehört noch eine Betrachtung, nämlich der Unterschied des Geschmackes eines

Goethe

Er erfindet sich selbst eine Sprache, um das, was er mit der Seele ergriffen, wieder nach seiner Art auszudrücken.'

'Wir sehen, daß diese Art der Nachahmung am geschicktesten bei Gegenständen angewendet wird, die in einem großen Ganzen viele kleine subordinierte Gegenstände enthalten. Diese letzteren müssen aufgeopfert werden, wie z. B. bei Landschaften der Fall ist, wo man die Absicht verfehlen würde, wenn man sich ängstlich beim Einzelnen aufhalten und nicht den Begriff des Ganzen vielmehr festhalten wollte.'

'Unterläßt ein solcher Künstler, sich an die Natur zu halten und immer an die Natur zu denken, so wird seine Manier immer leerer und unbedeutender werden.'

(Goethe über 'Georg Friedrich Schmidt' spricht gleichfalls von der weisen malerischen Unordnung Rembrandts.)

Lessing

durch das Medium der Nachahmung des Dichters nachgeahmt zu haben, als ohne dasselbe. Der Maler, der nach der Beschreibung eines Thomsons eine schöne Landschaft darstellet, hat mehr getan, als der sie gerade von der Natur kopiert.'

(Kollektanea s. v. Rembrandt.) 'Die Rembrandtsche Manier schickt sich zu niedrigen, possierlichen und ekelen Gegenständen sehr wohl. Durch den starken Schatten, welcher durch den Vorteil des unreinen Wischens oft erzwungen wird, erraten wir mit Vergnügen tausend Dinge, welche deutlich zu sehen, gar kein Vergnügen ist. Die Lumpen eines Rockes würden, durch den feinen und genauen Grabstichel eines Wille ausgedrückt, eher beleidigen als gefallen; da sie doch in der wilden und unfleißigen Art des Rembrandt wirklich gefallen, weil wir sie uns hier nur einbilden, dort sie aber wirklich sehen würden.'

Mengs

Malers von dem, was man Manierung nennt. Der Geschmack besteht in der Wahl, die Manierung ist aber eine Art Lügen, und ist zweierlei: eine, die durch Auslassung vieler Teile entstehet, die andere aber, welche gleichsam durch Erfindung neuer Teile entsteht.'

(37:) 'Durch Auslassung alles dessen, was nicht zum Hauptzwecke nötig war, erwarb Correggio den Geschmack der Holdseligkeit.'

(19:) 'Die Poesie ist nichts anderes als die gemeine Rede in eine abgemessene Ordnung gebracht... ebenso die Malerei. Durch die Ordnung und Auslassung des Unnützen und Unbedeutenden wird sie erst eine Kunst und empfängt eine höhere Kraft.'

(24:) 'Der große Geschmack besteht darin, daß man die großen und Hauptteile des Menschen und der ganzen Natur wählt, und die kleineren und

Goethe	Lessing	Mengs
		untergeordneten, wo sie nicht höchst nötig, versteckt.'
	(Nachlaß C zum 'Laokoon' Blümner S. 445.) 'Die Malerei muß sich eher *in den Teilen als in dem Ganzen vernachlässigen*, und es ist ihr ebenso erlaubt als zuträglich, unter diese Teile auch minder schöne und gleichgültige Teile zu mengen, sobald sie zu der Wirkung des Ganzen etwas beitragen können.'	(49:) 'Raffael wählte das Notwendigste, danach richtete er seine Haupansicht und diese machte er deutlich, alsdann *setzte er staffelweise alle Gedanken nach ihrer Würde, immer die notwendigeren vor den unnötigeren* ... (50:) 'Raffael hat alles Unbedeutende und Unnütze weggelassen, und wenn er es angebracht, so gemacht, daß es zum guten Geschmack ebenfalls so nötig geworden, wie das Wasser und Brot bei einem großen Gastmahle.'
'*Stil*. Gelangt die Kunst durch Nachahmung der Natur, durch Bemühung, sich eine allgemeine Sprache zu machen, durch genaues und tiefes Studium der Gegenstände selbst endlich dahin, daß sie die *Eigenschaften der Dinge und die Art, wie sie be-*	(Blümner S. 441:) '*Die höchste körperliche Schönheit existiert nur in dem Menschen, und auch nur in diesem vermöge des Ideals.* Vgl. hierzu Kant[1]), Kr. d. U. I. § 17: 'Nur der Mensch ist des Ideals der Schönheit, des Ideals der Voll-	(14:) '*Die Erkenntnis der Schönheit einer Sache kommt von der Übereinstimmung mit unserem Be*griffe her.' (20:) Die *Schönheit ist die gestaltete und sittliche Vollkommenheit* der Materie.'

[1]) Über den Einfluß Lessings auf Kant vgl. meine Arbeit 'Der Schönheitsbegriff bei Lessing und Kant' in Heft II der Kantstudien 1915.

Goethe

stehen, genau und immer genauer kennen lernt, daß sie die Reihe der Gestalten übersieht und die verschiedenen *charakteristischen Formen* nebeneinander zu stellen und nachzuahmen weiß, dann wird der *Stil der höchste* Grad, wohin sie gelangen kann, der Grad, wo sie sich den höchsten menschlichen Bemühungen gleichstellen darf.'

'Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Dasein und einer liebevollen Gegenwart beruht, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten fähigen Gemüt ergreift, so ruht *der Stil auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der* Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen.

(Italienische Reise[1]), Rom 28. Jan. 87): 'Ich habe eine Vermutung,

Lessing

kommenheit unter allen Umständen in der Welt allein fähig.'

'An der menschlichen Gestalt besteht das Ideal im Ausdruck des Sittlichen. Der sichtbare Ausdruck sittlicher Ideen, die den Menschen innerlich beherrschen ... Seelengüte oder Reinigkeit oder Stärke oder Ruhe in körperlicher Äußerung ... ist das Ideal der Schönheit.'

Mengs

(27:) 'Die Größten haben erkannt, was von der ganzen Natur das Würdigste war, und haben auf dieses ihren Fleiß gelegt: die Mittelmäßigen nur auf das Mittelmäßige.'

(32:) 'Zwei Wege sind es, auf welchen man zum guten Geschmack kommt, der schwerste ist, *aus der Natur selbst das Notwendigste und Schönste zu wählen* ... es gehört eine *Art philosophischer Verstand dazu*, um recht zu urteilen, *was in der Natur gut, besser und das Beste* ist.'

(39:) 'Raffael fand, daß die Alten nicht allgemein allen Kleinigkeiten nachgehangen, sondern daß sie nur das *Schöne der Natur* mit dem *Notwendigen gewählt* und das Überflüssige verworfen.'

(36:) 'Raffaels Schönheiten sind *Schönheiten der Vernunft* und nicht der Augen.'

(Ursprung, Fort-

[1]) Es verlohnt sich, in diesem Zusammenhange noch ein paar andere Zusammenstellungen aus der Italienischen Reise, der Emilia Galotti und Mengs' Schriften zu prüfen.

Goethe

daß die Griechen nach eben den Gesetzen verfuhren, nach welchen die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin. Nur ist noch etwas anderes dabei, das ich nicht auszusprechen wüßte'.

(Zweiter Aufenthalt in Rom 6. Sept.:) 'Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen' hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen: da ist die Notwendigkeit, da ist Gott.'

Lessing

(Emilia Galotti I 4, der Maler Conti spricht:) 'Die Kunst muß malen, wie sich die plastische Natur — wenn es eine gibt — das Bild dachte: ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht; ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft.' (Nachlaß C, Blümner S. 441.) 'Die höchste körperliche Schönheit usw.' s. ob.

Mengs

gang und Verfall der zeichnenden Künste) I 57: 'Die Schönheit an sich ist nichts anderes, als die Eigenschaft der Dinge, nach welcher wir durch die einfachsten Mittel von den guten und wesentlichen Seiten einen deutlichen Begriff erhalten.

I 59: 'Die Griechen deuteten nur die notwendigste und deutlichste Idee von jedem Glied und Teil des Körpers an, ohne sich auf Kleinigkeiten zu beschränken.'

(Über das je ne sais quoi in den schönen Künsten) I 241: 'Es bezeichnet die vollkommene Natur in allen ihren Teilen in Verbindung mit der Idealschönheit.'

(Reclam) S. 17: 'Der Zustand des Menschen schon im Mutterleibe, wenn er sich gestaltet, hängt von äußern Zufällen ab ... Kein Mensch ist frei von Leidenschaften, die teilweise oder gänzlich seine Gesundheit störten... also würde der Mensch, hätten ihn nicht Zufälle verstört, gewiß schön sein. Ich rede vom Menschen als demjenigen Teile

Mengs

der ganzen Natur; worin die Schönheit am meisten erscheint.'
Auch Mengs weist durch die 'störenden Leidenschaften' gleich Lessing und Kant auf die Macht des Sittlichen hin. Das ist für Lessings Schönheitsbegriff, die Bedeutung des Transitorischen in seiner Lehre von höchster Bedeutung.

Wir lernen aus der Übersicht, daß die Gedanken des Raphael Mengs unzweifelhaft in der Rangordnung der Künste oder Künstler, die Lessing und Goethe vorgenommen haben, widerkehren. Auf die z. T. wörtliche Übereinstimmung sei dabei gar kein Wert gelegt. Lessing erfährt in dieser Gemeinschaft eine gerechtere Beurteilung, als wenn man ihn zu seinem Nachteil fortgesetzt mit Winckelmann vergleicht. Auch Winckelmann hat aus Mengs' Schriften gelernt, aber nicht so sicher und philosophisch wie Lessing und Goethe. Ich habe schon früher auf die Verwandtschaft Goethescher und Lessingscher Gedanken hingewiesen ('Lessing und die niederländische Malerei' in den Neuen Jahrbüchern [Teubner] 1912. I Abt. S. 285 ff.), sehe aber nach dem Studium des Mengs das Verhältnis klarer. Interessant ist auch, daß der Gedanke der 'ästhetischen Negation' (Th. Lipps) bereits bei diesen drei Ästhetikern scharf ausgesprochen wird. Hoffentlich wird man danach auch Lessings Urteil über Rembrandt richtig zu würdigen wissen (s. 'Lessing u. d. u. M.' S. 290).

Die literarische Quelle zu Goethes Aufsatz ist erwiesen. Die tatsächlichen Übereinstimmungen werden durch den urkundlichen Hinweis Goethes erklärt. (Brief vom 1. März 1788; s. ob.). Es bleibt wunderbar, wie Goethe aus der Fülle der Beobachtungen des Raphael Mengs (ich weise hier noch besonders auf dessen Rede 'Über das je ne sais quoi in den schönen Künsten' Band I 251) in straffster Konzentration ein literarisches Kunstwerk geschaffen hat, dem im höchsten Maße 'Stil' innewohnt.

Fürstenwalde a. d. Spree. Georg Rosenthal.

Cäsars Bericht über sein erstes gallisches Kriegsjahr

von

Konrad Lehmann

Während man dem Eroberer Galliens bisher im allgemeinen auf Grund seiner eigenen Aufzeichnungen über den gallischen Krieg den Ruhm nicht versagte, sich bewußt einer großen weltgeschichtlichen Aufgabe gewidmet und sogleich bei Beginn des Krieges sich als vorzüglicher Feldherr bewiesen zu haben, trat Ferrero (Größe und Niedergang Roms. 2. Band: Julius Cäsar. Deutsch von Paanwitz. 1908) dieser Anschauung entgegen und sprach den Kommentarien die Glaubwürdigkeit ab. Überhaupt zeigt sein Werk allenthalben das Bestreben, die Heldenpersönlichkeit Cäsars in gedämpftem Lichte erscheinen zu lassen und ihn sozusagen dem menschlichen Durchschnitt näher zu rücken durch kritische Betrachtung seiner Leistungen und durch geflissentliche Hervorhebung angeblicher Schwächen und Mißerfolge. So vor allem in der Behandlung seines ersten Auftretens als Staatsmannes und Feldherrn.

Ferrero behauptet (S. VIII), 'die Eroberung Galliens sei nichts anderes als ein "Kolonialkrieg", den der Führer einer Partei eingeleitet und ausgeführt habe, um die Politik Italiens damit zu beeinflussen'. (S. 1 ff.) Er sei über die gallischen Verhältnisse völlig unorientiert, über die Vorbedingungen und den Umfang des Krieges unklar gewesen. Ohne klaren Plan und ohne genügende Kenntnis des Landes und seiner Bewohner, auf gut Glück sei er nach Gallien gekommen und habe den Krieg leichtsinnig und blindlings improvisiert. Erst an Ort und Stelle und von Fall zu Fall habe er seine Kriegsziele ins Auge gefaßt. Seine Kriegführung sei zu beurteilen als eine Folge glücklich abgelaufener Unbesonnenheiten und Waghalsigkeiten. Sein Zweck sei nur gewesen, jede Gelegenheit und jeden Vorwand zum Kriege zu benutzen, um sich zu bereichern und den Römern zu zeigen, daß er ein geschickter Diplomat und guter Feldherr sei. Daher sei er durch das Vorgehen der Helvetier trotz deren langer Vorbereitung ihres Zuges vollständig überrascht worden. Bei der Verfolgung der Helvetier sei er, ein Spielball häduischer Ränke, blindlings in eine ihm von der konservativen Partei der Häduer geschickt gelegte Falle gelaufen und habe einen der größten Fehler seiner politischen Laufbahn begangen. (S. 26 ff.) Erst nach dem Kampfe mit den Helvetiern scheine er zum ersten Male einen tieferen und umfassenderen Einblick in die politische Lage Galliens gewonnen zu haben und sich gleichzeitig klar geworden

zu sein über die wichtige Tatsache, deren Bedeutung ihm bisher völlig entgangen wäre, daß nämlich der wirkliche Gegner römischen Einflusses in Gallien nicht die Helvetier waren, sondern Ariovist. Jetzt habe er erst erkannt, daß zur Beherrschung Galliens die Besiegung des Ariovist nötig sei, daß also sein Angriff auf die Helvetier ein schwerer Irrtum gewesen sei und er sich dadurch nicht nur eines Verbündeten gegen die Germanenherrschaft beraubt, sondern unbewußt dem eigentlichen Feinde Vorspanndienste geleistet und überhaupt den Einfluß Roms in Gallien in Frage gestellt habe. Um es daher nicht auch mit der konservativen Partei Galliens zu verderben und nur um sich das Ansehen zu verschaffen, das er vom helvetischen Kriege erhofft hätte, habe sich Cäsar wider seinen Willen genötigt gesehen, ohne Zeitverlust gegen Ariovist zu ziehen und diesen seinen zweiten Feldzug, so gut es eben gehen wollte, verwegen zu improvisieren ohne Rücksicht auf die Stärke des Gegners, auf die Entfernung des Kriegsschauplatzes und auf das Fehlen einer sicheren Operationsbasis. Das Glück sei dem tollkühnen Spieler unerhört günstig gewesen.' (Weitere Ausführung dieser Gedanken S. 402 ff.)

Eine solche Auslegung und Umdeutung des einfachen Berichtes der Kommentarien war nur dadurch möglich, daß Cäsar selbst über seine Kriegsziele und seinen Kriegsplan nichts sagt. Aus der Tatsache, daß Cäsar ohne Darlegung der politischen und militärischen Lage bei Beginn des Krieges sogleich die Helvetier-Bewegung erzählt, folgert Ferrero, daß sein unmittelbares und alleiniges Ziel der Kampf gegen die Helvetier gewesen sei. Ferner nimmt er an, die politische Welt Roms habe von der Germanengefahr keine Ahnung gehabt und als Ziel des helvetischen Auswanderungsplanes die Gründung eines gallischen Völkerbundes unter helvetischer Führung angesehen, der auch für Italien habe gefährlich werden können, und Cäsar sei zweifellos in dem selben Vorurteil befangen gewesen, als er im Jahre 58 v. Chr. nach Gallien ging. Als Beweis dafür sieht Ferrero (S. 425 f.) die Ernennung des geheimen Verbündeten der Helvetier, des Häduerfürsten Dumnorix, zum Befehlshaber des gallischen Reiterkorps im römischen Heere und die nachträgliche Entdeckung seiner römerfeindlichen Umtriebe an. Offenbar jedoch ist dies kein zwingender Grund zu der Behauptung, Cäsar habe die helvetische Bewegung völlig falsch verstanden und von den gallischen Verhältnissen überhaupt keine Kenntnis gehabt. Auch seinen zweiten Beweis für die ungünstige Beurteilung von Cäsars Politik und Kriegführung, den Hinweis darauf, daß er selbst als Konsul die Anerkennung des Ariovist als Königs und Freundes des römischen Volkes veranlaßt habe und daß er sich solche ernstlichen Schwierigkeiten unmöglich bereitet hätte, wenn er den Kampf mit dem Suevenkönig vorausgesehen hätte, kann man unmöglich als stichhaltig anerkennen, um darauf ein so grundstürzendes Werturteil über Cäsar aufzubauen. Denn dafür sind doch noch andere Erklärungs-

möglichkeiten denkbar; und daß einer, der mit seinem Bundesgenossen zu brechen entschlossen ist, niemals um Vorwände verlegen zu sein braucht, dürfte ein Italiener, wenn er diese Kenntnis nicht schon aus dem Studium der Vergangenheit geschöpft haben mochte, wenigstens inzwischen aus der Zeitgeschichte seines eigenen Vaterlandes ganz genau erfahren haben. Recht hat Ferrero allerdings gewiß erstens mit der Grundauffassung, daß für Cäsar die Antriebe des persönlichen Ehrgeizes und Machtstrebens in allererster Linie bestimmend gewesen sind, zweitens mit der Behauptung, daß die helvetische Politik, wenn auch nicht ausschließlich, so doch auch gegen Ariovist gerichtet gewesen sein muß, wie auch schon Delbrück in seiner Geschichte der Kriegskunst (Bd. I, 2. Aufl. Berlin 1908) ausgeführt hat, nicht aber mit der Annahme, daß Cäsar nicht auch in der Bekämpfung der Germanengefahr von Anfang an eine seiner wichtigsten Aufgaben gesehen und erst allmählich nach unsicher tastenden Versuchen, Irrtümern und Mißerfolgen seine wahre Mission erkannt habe.

Überhaupt muß Ferreros Ansicht von vornherein als ganz unwahrscheinlich bezeichnet werden. Denn große Erfolge, noch dazu in beständiger Aneinanderreihung, pflegen nur den wirklich Tüchtigen, nicht aber leichtsinnigen Spielern zuzufallen, und zwar nicht als Improvisationen, sondern als das Ergebnis sehr gründlicher Vorbereitung. Ferner hätte Ferrero selber ob der Richtigkeit seiner Auffassung stutzig werden müssen, wenn er S. 407 f. zugeben muß: 'Wir sind nun also bis zu dem Zeitpunkte gekommen, wo der Bericht des Kommentars einsetzt. Bis dahin haben wir den Gang der Ereignisse ziemlich leicht verstehen können. Alles scheint klar zu sein. — — Aber hier wartet unser eine völlige Enttäuschung. Das 1. Buch des Kommentars stellt alles wider in Frage, was wir bisher als sicher oder sehr wahrscheinlich glaubten feststellen zu können, weil es die Grundlage unserer ganzen Erklärung über den Haufen wirft.' Denn wissenschaftliche Besonnenheit hätte ihm doch wohl sagen müssen, daß die Kluft zwischen Cäsars Bericht und des Kritikers Auffassung viel wahrscheinlicher auf einem Irrtum des Kritikers beruhen wird, zumal da Cäsars Gegnern unter seinen Zeitgenossen solche Verschleierung der historischen Wahrheit schwerlich entgangen wäre und irgendwie einen deutlichen Ausdruck gefunden hätte. Überdies sagt Cäsar in Wirklichkeit über seine Pläne in ausdrücklicher Form überhaupt nichts. Auf der anderen Seite ist es doch an und für sich viel wahrscheinlicher, daß es gewagt ist, einem Politiker wie Cäsar schwere grundsätzliche Irrtümer in den Hauptfragen seiner Zeit vorzuwerfen.

Wie waren denn die politischen Verhältnisse der keltischen Welt zu jener Zeit beschaffen? — Seit zwei Menschenaltern waren die Römer erobernd in das transalpinische Gallien vorgedrungen und hatten nach und nach den Südosten bis an die Garonne, die Cevennen und die mittlere Rhone in Besitz ge-

nommen. Es lag nahe, anzunehmen, daß die römische Eroberungslust auf die Dauer an dieser Linie nicht stehen bleiben würde, zumal da die römischen Kolonisten im tolosanischen Gebiet durch keinerlei natürlichen Grenzschutz vor keltischen Raubzügen gesichert waren. Zunächst hatten also die mittel- und ostgallischen Stämme mit der Gefahr einer Unterjochung durch Rom zu rechnen; doch lag vor Cäsars Prokonsulat noch kein Anlaß vor, diese Gefahr als unmittelbar drohend anzusehen. Inzwischen aber hatte eine andere Gefahr, wenigstens für Ostgallien, schon eine viel unheimlichere Form angenommen; ja, sie war schon Wirklichkeit geworden: die germanische. Seit dem Kimbern- und Teutonenansturm war die Bewegung im Germanenland nicht zur Ruhe gekommen. Seit dieser Zeit war das Germanentum erobernd nach Süden und Südwesten bis an die Donau und den Rhein vorgedrungen und hatte das Keltentum aus Mittel- und Süddeutschland verdrängt. Seit anderthalb Jahrzehnten war sogar eine starke Woge der germanischen Völkerflut über den Rhein gedrungen: Ariovist hatte mit seinen Suevenscharen das Sequanerland unterdrückt, die Häduer zur Zahlung eines Tributes gezwungen sowie durch Geiselgestellung und Verbot der Anlehnung an Rom in seine Gewalt gebracht, weitere Suevenstämme in bedrohlicher Menge über den Rhein kommen lassen und so in Wahrheit Ostgallien unterjocht. Dem weitblickendsten Politiker Roms, dem Neffen des Kimbern- und Teutonenbesiegers, können diese Veränderungen nicht verborgen geblieben sein; spätestens damals, als der Häduer Diviciacus nach Rom kam, um dort Hilfe zu erflehen und das Häduerland unter den Schutz der weltbeherrschenden Großmacht zu stellen, mußte er eine klare Kenntnis von der Lage der Dinge in Ostgallien und der germanischen Gefahr bekommen, die selbst für die römische Provinz dadurch heraufbeschworen wurde: eben das, was er I 33 wie eine erst nach dem Helvetierfeldzuge aus den Verhandlungen mit Diviciacus und den Vertretern Galliens geschöpfte neue Erkenntnis mitteilt: '— — Außerdem veranlaßten Cäsar noch andere Gründe, sich der germanischen Frage anzunehmen, besonders da er die Häduer, die doch der Senat so oft Freunde und Brüder genannt, in sklavischer Abhängigkeit von den Germanen sah und vernahm, daß Ariovist und die Sequaner Geiseln von ihnen hätten, was er bei der Großmachtstellung Roms für sich und seinen Staat als größte Schmach ansah. Auch erkannte er die Gefahr für Rom, die darin lag, daß die Germanen sich allmählich gewöhnten, über den Rhein zu ziehen und sich in Gallien ansammelten; denn er glaubte nicht, daß diese wilden Fremdvölker, wenn sie in dem Besitze von ganz Gallien wären, sich damit begnügen, sondern, wie ehedem die Kimbern und Teutonen, in die Provinz vorrücken und von da nach Italien eindringen würden, zumal da nur die Rhone die Provinz von den Sequanern trenne. Er hielt es also für gut, die schleunigsten Vorkehrungen dagegen

zu treffen; gingen doch Ariovists hochmütige Anmaßungen schon so weit, daß er ihm selbst kaum noch erträglich erschien.' Übrigens bestätigt gerade dieser letzte Satz, daß Cäsar nicht erst in diesem Augenblicke zur Germanenfrage Stellung genommen hat. Auch hat er bereits in seinem Konsulat, also ein Jahr zuvor, dem Ariovist auf sein Ansuchen beim Senat die Anerkennung als König und Freund verschafft, was selbstverständlich nicht als politische Übertölpelung eines Cäsar durch den Germanenfürsten aufzufassen ist; vielmehr muß beiderseits eine politische Absicht angenommen werden: Ariovist mochte bestrebt sein, Beziehungen zur römischen Republik zu bekommen und seine Rechte gegenüber den Häduern anerkennen zu lassen, Cäsar andererseits mochte wünschen, auf diese Weise durch diplomatische Bindung des Germanenkönigs dessen weitergehenden Machtbestrebungen, die auch Roms Interessen in Gallien bedrohten, einen Riegel vorzuschieben.

Wenn Cäsar also wirklich nicht schon damals, als sich der Triumvir das gallische Prokonsulat — nb. von vornherein auf fünf Jahre! — erwirkte, die Zurückdrängung des Germanentums über den Rhein als Ziel gesetzt haben sollte, so müßte er doch allerspätestens bei seinem Aufbruch von Rom nach der gallischen Provinz sich mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, daß er notwendig mit Ariovist einen Waffengang zu bestehen haben würde. Denn eine Eroberung Galliens war ohne einen Entscheidungskampf mit dem Germanenkönig gar nicht denkbar, ganz abgesehen davon, daß einem römischen Staatsmanne von tieferem Verständnis die Notwendigkeit der Zurückdrängung des Germanentums als ein ganz selbstverständliches Grunderfordernis der römischen Politik erscheinen mußte.

Wie waren nun die beiden Kriegsaufgaben Cäsars, die Eroberung Galliens und die Verdrängung der Germanen, anzufassen? — Es war klar, ein Vorgehen sogleich und unmittelbar gegen Ariovist war nicht möglich, da dieser zu weit von der Basis der Römer entfernt und Cäsar des gallischen Zwischenlandes noch in keiner Weise sicher war. Andererseits: die Unterjochung Galliens zu beginnen, solange Ariovists Macht noch unversehrt war, schien auch unratsam. Zweckdienlicher mußte es sein, zuerst sich der gallischen Sympathien zu vergewissern, indem der römische Feldherr sich ihrer als Retter vom germanischen Joch annahm, sich dadurch ihre Unterstützung sicherte und Gelegenheit fand, sie in irgendeiner Form sich zu verpflichten und von sich abhängig zu machen.

Nun bestand seit einigen Jahren eine nationalgallische Bewegung unter einem Teile des begüterten Adels der ostgallischen Stämme, die von Orgetorix, dem mächtigsten Helvetierfürsten, ausging und im Sequanerlande bei Casticus, dem entthronten Fürstensohne, sowie im Häduerstamme bei Dumnorix Anhang fand, dem reichsten und vor der politischen Anlehnung des Häduer-

stammes an Rom machtvollsten Großadelsherrn. Ihr Ziel war die Erkämpfung der gallischen Unabhängigkeit durch Abschüttelung des germanischen Joches aus eigener Kraft ohne römisches Eingreifen und die Aufrichtung einer Herrschaft des den Freiheitskampf leitenden Adels. Eingeleitet sollte diese Unternehmung werden durch eine vom Helvetierlande ausgehende Bewegung, die angeblich eine Auswanderung nach dem Garonnegebiet bezweckte. Daß dies natürlich nur ein Vorwand, nicht der eigentliche Zweck war, ist von Delbrück bereits klar erwiesen worden. Auch Ferrero wendet sich mit Nachdruck gegen die Auffassung, daß die Auswanderung der eigentliche Zweck der Helvetierbewegung gewesen sei, sieht ihn vielmehr in dem Befreiungskampf gegen die Germanen. Hinsichtlich dieses Punktes erwähnt Cäsar nur die Machtbestrebungen der ostgallischen Adelspartei; den Auswanderungsplan berichtet er nur als eingelaufene Meldung, ohne an der Zielangabe Kritik zu üben, und die Absicht der Befreiung vom germanischen Joch erwähnt er überhaupt nicht. Und doch ist, zumal bei der völligen Beherrschung des Sequanergebietes und der starken Abhängigkeit der Häduer von Ariovist gar nicht daran zu zweifeln. Auch läßt Cäsar nicht mit Sicherheit erkennen, seit wann und wieviel er von der geplanten ostgallichen Adelsunternehmung wußte, ehe er im Frühjahr 58 nach der mittleren Rhone eilte, um den Übergang der Helvetier über den Fluß zu verhindern. Immerhin scheint aus seiner eigenen Darstellung hervorzugehen, erstens daß er die Meldung, die Helvetier wollten nach dem Santonenlande ziehen, als zuverlässig beurteilt oder sie doch zum mindestens für seine feindselige Haltung gegenüber den Helvetiern als Rechtfertigung benutzt hat (vgl. I 10 f.), denn er rechnet dort mit den zu erwartenden Folgen einer Ausführung dieses Planes; zweitens, daß er von Dumnorix' romfeindlichen Umtrieben erst mitten im Helvetierfeldzug Kenntnis erhalten hat (I 18: 'Cäsar erfuhr auch bei dieser Untersuchung' . . . .). Andererseits wie sehr auch Dumnorix, Casticus und selbst Orgetorix (vgl. I 4, 1) ihre Absichten selbst vor der heimischen Gegenpartei geheimzuhalten bemüht waren, so viel konnte Cäsar ohne weiteres den Berichten des Diviciacus entnehmen, daß der Zug der Helvetier einen mit Roms Interessen nicht in Einklang zu bringenden Zweck verfolgte. Mit Recht stellte er sich ihnen daher zwar nicht von vornherein ausgesprochen feindlich, aber doch unverkennbar abweisend gegenüber. Ihm aber den Vorwurf nachlässiger Erkundung der gallischen Verhältnisse zu machen, ist darum keineswegs gerechtfertigt. War doch im voraus unmöglich zu erkennen, wieviel Anhang diese Nationalpartei in gallischen Landen sich bereits verschafft habe und welche Schwierigkeiten sich für ihn ergeben würden, wenn er den Helvetiern in das Gebiet des unabhängigen Galliens hinein folgte. Daraus erklärt sich auch, daß er den Helvetiern mit äußerster Vorsicht folgte und nur dann zuzugreifen wagte,

wenn er eines schnellen und vernichtenden Schlages sicher zu sein glaubte, grundsätzlich aber auch bereit war, sich mit ihrer freiwilligen Unterwerfung einverstanden zu erklären (freilich nur gegen Gestellung von Geiseln, vgl. I, 14).

Nachdem dann aber die Helvetier ihrerseits bei Bibrakte sich zum Angriff auf Cäsar entschlossen hatten und geschlagen worden waren, gewann in ganz Mittelgallien die romfreundliche Partei die Oberhand und bemühte sich um Anschluß an Cäsar, um mit römischer Hilfe die germanische Gefahr abzuwehren. Als gewandter Diplomat spielte Cäsar sich als bereitwilliger Retter Galliens auf, und ganz gewiß verlangte er, obwohl sein Bericht darüber vollständig schweigt, von den Galliern die üblichen Unterpfänder der Unterwerfung, wie sie ihm z. B. die Remer im Frühjahr 57 bei seinem Einmarsch in ihr Land sofort 'freiwillig' anboten (II, 3: 'Sie ergäben sich mit Hab und Gut der Großmut und der Gewalt des römischen Volkes . . ., sie wollten Geiseln stellen, alle seine Befehle ausführen, ihm ihre Städte öffnen und mit Getreide und anderem Bedarfe zur Hand sein'). So brachte ihm der Sieg über Ariovist zugleich die Verjagung der Germanen vom gallischen Boden und die Unterwerfung Mittelgalliens unter die römische Herrschaft.

Eines solchen Erfolges brauchte Cäsar sich wahrlich nicht zu schämen, wie er denn auch selbst am Schluß des 1. Buches kurz bemerkt: 'So hatte Cäsar in einem Sommer zwei sehr bedeutende Feldzüge durchgeführt.' Warum aber spricht er in seinem Bericht gar nicht von seinem Kriegsplan und dem Kriegsziel? Hätte er sich selbst darüber geäußert, so hätte man schwerlich Anlaß gehabt, Vermutungen darüber anzustellen, die mit seiner Darstellung nicht ganz im Einklang stehen. Ferrero hätte ihm nicht überhaupt jede Planmäßigkeit des Vorgehens bestritten und behauptet, daß Cäsar die helvetische Gefahr für Rom bedeutend überschätzt und die germanische völlig verkannt hätte und daß der eigentliche und alleinige Zweck der helvetischen Bewegung die Befreiung vom Germanenjoch gewesen sei. Und auch Delbrück hätte die von Cäsar als Hauptgrund der helvetischen Bewegung angegebenen Machtgelüste der nationalen Adelspartei schwerlich nur als Scheingrund und nur den Kampf gegen Ariovist als wirklichen Grund angesehen und erklärt, 'Cäsar verheimliche den Zwek des helvetischen Unternehmens; unter keinen Umständen habe er den gallischen Plan zur Ausführung kommen lassen wollen, da sein Plan gewesen sei, daß die Gallier nicht aus eigenen Kräften, sondern durch die Hilfe der Römer von dem Joche der Germanen befreit werden sollten, um dafür das römische auf ihre Schultern zu nehmen'. Denn falls die helvetische Bewegung keinen anderen Zweck gehabt hätte als die Vertreibung der Germanen, hätte der gewandte römische Politiker sich zweifellos zunächst als der rettung- und siegbringende Bundesgenosse angeboten, um sich dieser Kraft gegen den Hauptfeind zu bedienen,

und wäre nachher um einen Vorwand zur Unterdrückung des helvetischen Kampfgenossen nicht verlegen gewesen.

Cäsar braucht also mit seinen positiven Angaben durchaus nicht die Unwahrheit zu sagen, und doch fühlt man deutlich, daß seinem Bericht noch nicht das volle Lob historischer Objektivität und erschöpfender Darlegung zugesprochen werden darf: der Verfasser sucht dem Leser etwas zu verschleiern, eben den Kriegszweck und den Kriegsplan. Warum? — Der Kriegszweck war nicht nur der national-römische, sondern vor allem auch ein persönlicher, Cäsars Aufstieg zur machtvollen militärischen Führerstellung im römischen Staate als gefährlicher Nebenbuhler der Regierung und des Pompejus.

Durch Pompejus' Einfluß hatte er sich das gallische Prokonsulat verschafft, doch wird er ihm schwerlich bekannt haben, daß er auf diesem Wege sich eine selbst den kriegsgewaltigen Pompejus überragende militärische Machtstellung zu verschaffen gedenke. Nachdem er sie nun inzwischen tatsächlich sich erworben, fühlte er — schon seit dem Tode der Julia —, daß Pompejus gewillt war, von ihm abzurücken und mehr und mehr an den Senat Anlehnung zu suchen. Als er sich sodann nach dem Entscheidungskampf mit Vercingetorix entschloß, die Geschichte des gallischen Krieges zu schreiben, so folgte er damit gewiß einem schon lange empfundenen Antrieb seines persönlichen Ehrgeizes; ebenso ist das rein literarische Interesse unverkennbar; er wollte nicht nur einen kargen, streng militärischen Kriegsbericht, sondern ein kriegs- und kulturgeschichtliches Kunstwerk liefern, wie die geographischen und ethnographischen Exkurse erkennen lassen. Daneben aber hatte das Werk einen besonderen Zweck: in Rom Anhänger zu gewinnen für den ruhm- und erfolgreichen Verfechter römischer Staatsinteressen und Pompejus zu warnen vor einer ihm feindseligen Politik. In diesem Zusammenhang war es natürlich ausgeschlossen, in dem Berichte seine persönlichen Interessen offen als Hauptgrund des gallisch-germanischen Krieges auszusprechen, vielmehr durfte er hier nur die sachlichen Gründe, das Staatsinteresse, wirksam sein lassen.

So kommt es, daß bei ihm der gallisch-germanische Krieg nicht als römischer Angriffs-, sondern geradezu als Abwehrkrieg erscheint, und zwar sucht Cäsar der Forderung der historischen Wahrheit vor seinem römischen Publikum und der Kritik seiner zahlreichen Gegner dadurch gerecht zu werden, daß er sich begnügt, in historischer Folge lediglich die Tatsachen zu erzählen unter Fortlassung der inneren Verknüpfung und Begründung, soweit sie seine Person und sein Machtstreben betraf.

Den ersten Anlaß zum Eingreifen bot ihm — rein äußerlich genommen — die Helvetierbewegung und das Ansinnen der Barbaren wegen freien Durchzuges durch römisches Gebiet. Deshalb beginnt er sogleich nach der kurzen geographischen Einleitung mit der Erzählung der Umtriebe des Orgetorix. Ge-

flissentlich hebt er nur die Machtgelüste der national-gallischen Adelsgruppe hervor und läßt sich als herbeigerufener Helfer und Beschützer des römischen Gebietes und nachher als Verteidiger des römisch gesinnten Galliertums gegen die germanischen Bedrücker erscheinen, wobei er, freilich mehr beiläufig, auch die für Rom durch das Nationalgalliertum und Germanentum drohenden Gefahren mit Nachdruck hervorhebt [1]). Von Ariovist redet er daher erst bei der Einleitung des Kampfes mit ihm und flicht die Vorgeschichte dieses Krieges in die mit ihm und seinetwegen mit den Galliern geführten Verhandlungen ein.

Das herabsetzende Urteil Ferreros über Cäsar als Staatsmann und Feldherrn erweist sich also als unberechtigt. Auch kann man seinen Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Darstellung Cäsars in seinen Kommentarien nicht gelten lassen, soweit es sich um die von ihm berichteten Tatsachen handelt [2]). Der Erfolg gibt dem großen Römer recht, und die Vertiefung in den Zusammenhang läßt erkennen, daß er die Größe der Aufgabe von vornherein richtig eingeschätzt und sie zielbewußt, politisch klug und militärisch gewandt angefaßt hat. Ferreros Cäsarbild ist ein Zerrbild.

---

[1]) Die Notwendigkeit seines Vorgehens gegen die Helvetier und dann gegen die Germanen begründet er durch Hinweise auf die dem römischen Gebiete drohenden Gefahren, z. B. Kap. 7 (Besorgnis wegen unausbleiblicher Gewalttätigkeiten bei einem Durchzug durch die Provinz), 10 (Bedrohung des Gebietes von Tolosa), 28 (Gefahr eines Nachdrängens der Germanen nach Helvetien), 33 (Besorgnis wegen Widerholung germanischer Angriffe sogar auf Italien), 37 (Furcht wegen Meldung neuer Germanenhorden aus dem rechtsrheinischen Gebiete). Ferner betont er geflissentlich, zur Verteidigung des Galliertums moralisch und amtlich genötigt gewesen zu sein, z. B. Kap. 7, auch 12 und 14 (Hinweis auf das Recht Roms, an den Helvetiern Rache zu nehmen für die Niederlage unter L. Cassius 108 v. Chr.), 11 (und 33) (moralischer Anspruch der Häduer auf römische Hilfe), 31 ff. (dramatische Ausgestaltung der gallischen Bitte um Hilfe gegen Ariovist), 35 (Hinweis auf Senatsverordnung, wonach der jeweilige Statthalter von Gallien zum Eingreifen für die Schutzbefohlenen verpflichtet war).

[2]) In einigen untergeordneten Punkten kann man darüber streiten, ob man Cäsar bewußte Unwahrhaftigkeit oder wenigstens Ungenauigkeit vorwerfen darf; z. B. bei den ungeheuerlichen Zahlenangaben Kap. 26 und 29, auch 31. Vgl. ferner das Verschweigen der gallischen Geiselgestellung. Auch werden die Helvetier immer als Gesamtvolk behandelt, während der Auswandererschwarm doch nur ein Bruchteil gewesen sein kann, wegen Kap. 4. Ebenso darf man wohl die Empfindung nicht unterdrücken, daß Cäsars Sieg bei Bibracte (24—26) in Wahrheit nicht eine so einwandfreie taktische Meisterleistung gewesen sein mag, wie nach dem Bericht der Denkwürdigkeiten infolge Fehlens von Selbstkritik des Verfassers der laienhafte Leser vermuten könnte.

Die Biologie im humanistischen Gymnasium

von

Reinold von Hanstein.

In den Erörterungen über eine wünschenswerte Weiterbildung unseres höheren Unterrichtswesens werden oft zwei Fragen zusammengeworfen, die nicht unbedingt zusammengehören und ihrer Lösung vielleicht besser durch getrennte Behandlung näherzubringen sind: die Frage, welche Form der höheren Schulen, wie wir sie heut besitzen, dem Ziel harmonischer Jugendbildung am besten dient, und die hiervon zunächst ganz unabhängige Frage, ob das humanistische Gymnasium, unbeschadet seiner besonderen Eigenart, durch Erweiterung seines naturwissenschaftlichen Lehrbetriebes den Forderungen der Gegenwart Zugeständnisse machen kann, insbesondere, ob die Aufnahme der Biologie in den Lehrplan der oberen Gymnasialklassen innerhalb des humanistischen Lehrplans möglich und wünschenswert ist. Diese letztere Frage scheint um so eher einer ruhigen Erörterung bedürftig, je größer noch heute die Zahl der Freunde des humanistischen Gymnasiums ist. Auch wer, wie ich, neben dieser Anstalt eine zweite Schulform, die unter völliger Gleichberechtigung mit der älteren Schwester ihre Schüler unter stärkerer Betonung des naturwissenschaftlichen Bildungselementes zum Ziel führt, für unbedingt notwendig hält, kann sich daher der Erwägung dieser Fragen nicht entziehen. Wird doch jedenfalls noch für lange Zeit ein großer Teil der führenden Männer unseres Volks seine Schulbildung dem alten Gymnasium verdanken.

Die Eigenart des humanistischen Gymnasiums besteht darin, daß es seinen Schülern das Verständnis für das Leben der Gegenwart auf dem Wege der geschichtlichen Entwicklung erschließen will. Ausgehend von den Wurzeln des heutigen Kulturlebens, die im klassischen Altertum stecken, sucht es seine Zöglinge schrittweise zum Verständnis der Entwicklungsbahnen zu führen, die sich in ihren mannigfachen Verzweigungen und Verknüpfungen bis in die Gegenwart verfolgen lassen. Die altklassischen Sprachen dienen ihm durchaus nicht nur, wie dies vielfach gesagt wird, als Mittel zur logisch-begrifflichen Schulung, sondern namentlich auch zu dem praktischen Zweck, die Schüler durch Einsicht in die Quellenschriften einen unmittelbaren Einblick in das Kulturleben der antiken Völker gewinnen zu lassen. In unserer Schülerzeit beschränkte sich die Auswahl des altsprachlichen Lesestoffs auf geschichtliche, poetische und einige philosophische Schriften; in neuerer Zeit treten gerade die Führer der Altertumswissenschaft für eine Erweiterung auf diesem Gebiet durch Berücksichtigung

technischer und naturwissenschaftlicher Schriften ein, um den Primanern einen Überblick über die ganze Kulturarbeit der alten Völker zu ermöglichen. Diese Erweiterung ist namentlich auch deswegen von Wichtigkeit, weil sich dadurch Gelegenheit zu vergleichenden Ausblicken auf unsere heutige Kultur und zu Anknüpfungspunkten an das im mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht Gebotene bietet.

Selbstverständlich kann durch diesen Einschlag in den sprachlich-geschichtlichen Lehrstoff ein eigentlich naturwissenschaftlicher Unterricht nicht ersetzt werden; denn dieser setzt in all seinen Zweigen unmittelbare Anschauung, vielfach auch eigene praktische Arbeit des Lernenden voraus. Es ist ja daher schon lange auch am humanistischen Gymnasium den Naturwissenschaften ein, wenn auch beschränkter Raum zugebilligt worden. Seit der letzten Neuordnung der Lehrpläne von 1901 entfallen auf die biologischen Wissenschaften je zwei Stunden in den vier untersten Klassen und im ersten Halbjahr der Obertertia, während die zweite Jahreshälfte in dieser Klasse und die Sekunden und Primen die gleiche Stundenzahl der Physik vorbehalten. Da die Lehraufgaben dem physikalischen Unterricht auch die 'Anfangsgründe der Chemie nebst Besprechung einzelner wichtiger Mineralien' zuweisen, so ist dem Anschein nach Zeit und Raum zwischen der Biologie und den exakten Naturwissenschaften genau gleich verteilt. Der Erfolg aber ist auf beiden Seiten ein sehr verschiedener: Während das physikalische Wissen und Können der Gymnasialabiturienten dort, wo der Unterricht in der Hand eines tüchtigen Lehrers liegt, durchaus befriedigend ist, sind die Ergebnisse auf biologischem Gebiet, auch bei bestgeleitetem Unterricht, überaus gering. Es liegt dies sichtlich daran, daß dieser Teil der naturwissenschaftlichen Unterweisung ganz auf die unteren Klassen beschränkt bleibt und weiterhin keinerlei Fortführung findet. Der Grund dieses dem naturwissenschaftlichen Lehrplan unserer sämtlichen höheren Schulen anhaftenden Fehlers liegt wohl in der Auffassung, daß es die Biologie mit verhältnismäßig einfachen, der Anschauung des Knaben leicht zugänglichen Dingen zu tun habe, und keine schwierigen Denkprozesse notwendig mache, während die Physik vielfach der Unterstützung durch die Mathematik und durch ein schon besser geschultes Denkvermögen bedürfe. Solange der naturgeschichtliche Schulunterricht seine Aufgabe allein darin sah, den Schülern eine Anzahl von Tier- und Pflanzenarten kenntlich zu machen, sie in der 'Beschreibung' der vorliegenden Stücke zu üben, Bestimmungsübungen zu halten, Herbarien anzulegen und einen 'Überblick über das System' zu geben, mochte sich ein solcher Unterricht bis zur Tertia wohl ausführen lassen. Auch Erzählungen über das Leben einzelner Tiere, Unterweisungen über den Nutzwert oder die Giftigkeit einzelner Pflanzen lassen sich einem solchen Unterricht ein-

fügen, aber die ganze Betrachtungsweise bleibt natürlich eine elementare und erfährt späterhin keine weitere Ausgestaltung. Denn die Sache liegt durchaus nicht so, daß die Naturgeschichte etwa eine Vorstufe für die Physik bildete, daß sie für diese unentbehrliche Vorkenntnisse lieferte und daß der Physikunterricht das in der Naturgeschichtsstunde erarbeitete Wissen weiter fortführte. Gerade das Gegenteil trifft zu: der wissenschaftliche Betrieb der Biologie setzt physikalische und chemische Vorkenntnisse voraus. Wären die beiden Gebiete der Naturwissenschaft gerade umgekehrt verteilt, Physik auf die unteren und Biologie auf die höheren Klassen beschränkt, so würden die in den ersten Jahren erworbenen physikalischen Kenntnisse wenigstens zum großen Teil durch Anwendung auf biologische Vorgänge weiter befestigt werden. Nun hat sich aber die Biologie, und zwar durchaus nicht erst in der letzten Zeit, sondern schon seit lange, zu einem besonderen Zweige der Naturwissenschaft mit eigenen Zielen und Methoden entwickelt, und eine Schule, die das Verständnis der Grundlagen unserer Kultur vermitteln will, kann auf die Dauer nicht darauf verzichten, auch in die wichtigen Probleme, die die Biologie gegenwärtig beschäftigen, einen Einblick zu gewähren.

Nicht nur die Naturwissenschaft, sondern auch eine ganze Reihe anderer Forschungsgebiete sind nachhaltig beinflußt worden durch das Entwicklungsproblem, das namentlich seit der Zeit Darwins mehr und mehr unser ganzes wissenschaftliches Denken beherrscht. Anfangs verspottet, dann heftig bekämpft, hat sich die Entwicklungstheorie, zum mindesten in ihren Grundgedanken, allmählich auch bei den ursprünglichen Gegnern Anerkennung errungen, und ein Verständnis dafür, was diese Lehre eigentlich besagt, und auf welche Tatsachen sie sich stützt, ist für den Gebildeten heutzutage schlechthin unentbehrlich. Für den Schüler des Gymnasiums drängt schon die Tatsache, daß im klassischen Altertum sich Andeutungen und Anfänge der Abstammungslehre, wenn auch noch in unklarer Form, deutlich zeigen, zu einer Ergänzung und Weiterführung. Eine solche aber kann in wirklich sachgemäßer Weise nur der biologisch geschulte und auf diesem Gebiet gründlich unterrichtete Lehrer geben. Wenn Cauer[1]) mir vor einiger Zeit gegen diese Forderung eingewandt hat, daß der Entwicklungsgedanke sich auch recht wohl am Beispiel der Sprache erarbeiten lasse, so trifft das, wie ich schon an anderer Stelle[2]) ausführte, nur in beschränktem Maße zu. Wohl lassen sich auch in der Entwicklung der Sprache gewisse allgemeine Gesetze aufzeigen, und es ist von hohem Interesse, zu sehen, daß die Sprachentwicklung ganz ähnliche Erscheinungen zeitigt wie die Entwicklung der Organismen: den rudimentären, nicht mehr funktionsfähigen

---

[1]) Von der Naturforscherversammlung in Münster. — Aus der Natur IX, S. 81.
[2]) Zu Cauers Kritik der Münsterer Verhandlungen. Ebenda S. 151.

Organen der Tiere und Pflanzen entsprechen die 'rudimentären' Buchstaben, die nicht mehr gesprochen werden, also auch nicht 'funktionieren', sondern nur durch ihre Anwesenheit noch die Herkunft des Worts erkennen lassen, wie z. B. die beiden letzten Buchstaben von doigt, der erste, vierte und fünfte von knight usf.; das Verkümmern eines nicht funktionierenden Organs findet eine Parallele in dem Ersatz des s durch den Accent circonflexe (fenestra, fenêtre), die Umbildung eines Organs in ein neues durch Funktionswechsel ist vergleichbar der Lautverschiebung, die dem ursprünglichen Laut einen andern Klang, also auch gewissermaßen eine neue Funktion zuweist (habere — avere, avoir, wobei der völlige Schwund des h die letzte Stufe des 'Rudimentärwerdens' zeigt usf.). Ein Sprachunterricht, der auf diese genetischen Prozesse hinweist, wird jedenfalls die Schüler für das Verständnis des Problems der organischen Entwicklung wirksam vorbereiten, ganz kann er dies Verständnis aber nicht vermitteln; denn die Deszendenzlehre fügt doch der Lehre von der Sprachentwicklung wesentlich Neues hinzu. Daß die menschlichen Kultursprachen sich aus gemeinsamer Wurzel entwickelten, ist eine dem Schüler ohnehin naheliegende Vorstellung, daß aber gemeinsame Entwicklungsgesetze die gesamte organische Lebewelt beherrschen, das mußte sich auch den Naturforschern erst in Jahrzehnten eindringender Arbeit erweisen. Und gerade hier sich von kritikloser Übertreibung ebenso fernzuhalten wie von verständnisloser Abweisung, das ist geradezu ein Erfordernis unserer heutigen Zeit. Das kann aber nur erreicht werden, wenn der heranreifende, auch auf andern Gebieten schon an selbständiges Denken gewöhnte Schüler mit den tatsächlichen Grundlagen bekanntgemacht wird, auf denen diese Theorie beruht, so daß er das Für und Wider auf Grund dieser Tatsachen abwägen kann, und — bei aller Betonung ihres hypothetischen Charakters — die Abstammungslehre als eine vollauf berechtigte, aber auch nichts weniger als kultur- und moralfeindliche Anschauung kennen und würdigen lernt. Die Tatsachen aber kann nur der das Gebiet hinlänglich beherrschende Biologe seinen Schülern darbieten. Wie jede Hypothese, so berührt aber auch diese gleichzeitig das Grenzgebiet zwischen Biologie und Philosophie und bietet schon hierdurch weitgehende Gelegenheit zu fruchtbaren Verknüpfungen. Bei vorsichtiger Heranführung an die Grenzen, die jedem dieser Gebiete gezogen sind, wird es möglich sein, die Schüler vor jedem diese Grenzen überschreifenden Dogmatismus — mag er nun von der einen oder der andern Seite kommen — zu warnen.

Die Zeiten, wo solche Grenzgebiete wegen möglicher Konflikte sorgfältig umgangen wurden, sind doch wohl überwunden. Ich stehe in dieser Beziehung vollkommen auf dem Standpunkte Cauers, wenn er sagt: 'Die Verschiedenheit der Denkweisen, in die unsere Schüler lehrplanmäßig eingeführt werden, wollen wir nicht verwischen, nicht vor der Gefahr innerer Kämpfe, in die

dadurch ein junges Gemüt gestürzt werden könnte, den Kopf in den Busch stecken, sondern ihr offen ins Gesicht sehen. Nur so kann es gelingen, daß aus den Mauern der Schule Männer hervorgehen, die den wirklichen Konflikten, vor denen im Leben kein Aufrichtiger bewahrt bleibt, gewachsen sind[1]).'

Noch andere Fragen erheben sich allenthalben, auf die nur die Biologie antworten kann. So die Frage nach der Erblichkeit, deren mißverständliche Auffassung zeitweise die Literatur stark beeinflußt hat, die aber jetzt dank der planmäßigen exakten Forschung namentlich des letzten Jahrzehnts sich genauerer Analyse wohl zugänglich erweist. Vor allem aber ist das Leben selbst ein Problem, das seit dem Beginn wissenschaftlichen Forschens die Denker beschäftigt hat. Hier zu zeigen, wie die in ihren Beobachtungsmitteln beschränkte Forschung des Altertums das Problem wohl zu formulieren vermochte, wie aber erst der neuesten Zeit durch die Hilfsmittel des Mikroskops und der mikrochemischen Technik eine Klarlegung der Bildungs-, Wachstums-, Ernährungs- und Entwicklungsvorgänge möglich war, und wo auch heute unsere Erkenntnis noch ihre Grenze findet, ist eine Aufgabe, der sich eine Schule nicht entziehen darf, die gerade an der Vorbildung der führenden Männer ihren Anteil zu behalten wünscht. Auch hier ist eine wirklich sichere Grundlage aber nur durch Heranführung zu den elementaren Beobachtungstatsachen zu gewinnen.

Aber noch andere wichtige Arbeit hat die Biologie zu leisten, auf die gerade die gegenwärtige Zeit uns mit besonderem Nachdruck hinweist. Will das Gymnasium neben der allgemeinen Geistesbildung auch die Erziehung zum künftigen Staatsbürger im Auge behalten, so bedarf das, was Geschichte und Literatur — deutsche wie klassische — an wertvollem Bildungsstoff liefern, gleichfalls der naturwissenschaftlichen, insbesondere der biologischen Ergänzung. Die wichtigen Fragen der Volksgesundheit und der Volksernährung, die in unsern Tagen unser ganzes Leben beeinflussen, bedürfen zu ihrer sachgemäßen Lösung vor allem einer Grundlage an biologischen Kenntnissen. Wie sich eine verständige Gesundheitspflege nur aufbauen läßt auf einer hinreichenden Kenntnis vom Bau unseres Körpers und von den Arbeitsbedingungen seiner Organe, von den engen Wechselbeziehungen, die zwischen Muskelarbeit, Ernährung und Nervenleben bestehen, von dem Werte verständiger Übung und den Gefahren aller Überforderung der Organe, so beruht unsere gesamte Land-, Forst- und Gartenwirtschaft, Teichwirtschaft und Fischzucht auf der Anwendung biologischer Kenntnisse. An anderer Stelle[2]) habe ich

---

[1]) A. a. O. S. 85.

[2]) Welche neuen Gesichtspunkte ergeben sich für den biologischen Unterricht aus dem Kriege? Aus der Natur XI, S. 417; vgl. auch Ruska, Weltpolitik und Schulwissenschaft, ebd. XI, S. 524; Timerding, Die natur-

kürzlich näher zu begründen versucht, daß die Biologie, indem sie ein tieferes Verständnis für die Bedingungen all dieser Zweige der Volkswirtschaft erschließt und uns einen Einblick gewährt in ihr Zusammenwirken, in ihre gegenseitige Unterstützung, einen wichtigen Anteil an der staatsbürgerlichen Erziehung erhalten kann und muß und daß sie gerade dadurch, daß sie die Notwendigkeit und Gleichberechtigung all dieser Kulturzweige — Landbau, Viehzucht, chemische Industrie, Technik — klar erweist, ihrerseits dazu beitragen kann, das gegenseitige Verständnis der verschiedenen Berufsstände zu fördern und diese wichtigen volkswirtschaftlichen Fragen dem politischen Parteistreit zu entziehen.

All diese wichtigen Probleme lassen sich aber natürlich nur mit reiferen Schülern erörtern. In den unteren und mittleren Klassen können manche wichtige Tatsachen beobachtet, auch durch Ausflüge und planmäßige Versuche schon mancherlei Anschauungen gewonnen und so der Boden für eine spätere, von höheren Gesichtspunkten beherrschte Behandlung vorbereitet werden, aber ein wirkliches Eingehen auf die vorstehend kurz angedeuteten Fragen ist dort natürlich nicht möglich. Die Beschränkung der Biologie auf die unteren Klassen kann ja leicht dazu verführen, schon manches in Tertia vorzubringen, was dem Verständnis des Tertianers noch fernliegt. Mit Recht betonen aber die 'Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen von 1901', daß beim Unterricht 'alles zu vermeiden ist, was über das Verständnis der betreffenden Klassenstufe hinausgeht'. Da nun ein biologischer Unterricht in den oberen Klassen lehrplanmäßig zurzeit nicht besteht, so kann der wirkliche Bildungsgehalt der Biologie auch nicht zur Geltung kommen, und der durch den vorzeitigen Abschluß dem Verkümmern verfallende Unterrichtszweig hat wenig Wert für die Gesamtbildung. Die Erkenntnis, daß der Tertianer zum wirklichen Verständnis vieler hier in Betracht kommender Fragen noch nicht reif sei, hat auch wohl die auf S. 66 Nr. 4 der oben genannten 'Lehrpläne' gegebene Anregung bedingt, den anthropologischen Unterricht wenigstens zum Teil in Prima zu erteilen und die Zeit dafür durch eine kleine Verschiebung des physikalischen Unterrichts zu gewinnen. Soweit mir bekannt, hat dieser Vorschlag nicht an vielen Anstalten Beachtung gefunden, es hat auch die Zerlegung der Anthropologie in einen rein anatomischen und einen erst mehrere Jahre später folgenden physiologischen Teil sachlich ihre großen Bedenken, beides gehört untrennbar zusammen. Das aber muß ausgesprochen werden: ein biologischer Unterricht, der mit Obertertia abschließt, hat namentlich auf dem Gymnasium, wo kein anderes Fach in der Lage ist, die abgerissenen Fäden weiter zu führen — wie dies an den Realanstalten, die die Biologie bis Untersekunda

wissenschaftlichen Unterrichtsfächer und der Krieg, Neue Jahrb. f. Pädagogik XXXVI, S. 260; Timerding, Der Anteil der naturwissenschaftlichen Lehrfächer an der nationalen Erziehung, Monatsschr. f. höhere Schulen. XIV, S. 242.

führen, wenigstens zum Teil im chemischen Unterricht möglich ist —, so gut wie keinen Wert. Er könnte beinahe ebensogut ganz fortbleiben. Mit Recht aber sagte schon vor mehr als einem Jahrzehnt einer der namhaftesten Pädagogen, der übrigens persönlich ein Freund des klassischen Gymnasiums war: 'Die Schule, die auf den biologischen Unterricht Verzicht tut, verzichtet auf den interessantesten und wichtigsten Teil naturwissenschaftlicher Erkenntnis, den Teil, an dem die Naturwissenschaften am unmittelbarsten mit den letzten und allgemeinsten Fragen menschlichen Erkennens sich berühren. Sie verzichtet damit zugleich auf den Teil der Naturwissenschaften, dem das lebendigste und spontanste Verlangen der zum Nachdenken erwachenden Jugend entgegenkommt[1]).'

Wenn nun die Biologie sowohl wegen ihrer eigenartigen, großen Gesichtspunkte, die das gesamte Weltbild bereichern und vervollständigen, als auch wegen ihrer hohen Bedeutung für das Verständnis des heimatlichen Kulturlebens gewiß einen Platz im Lehrplan der oberen Klassen beanspruchen kann, so erscheint sie anderseits innerhalb des Organismus, den das humanistische Gymnasium darstellt, durchaus nicht als Fremdkörper. Sie fügt sich vielmehr weit mehr als manches andere Fach dessen Lehrplan organisch ein. Die Alten lebten viel mehr als der heutige Stadtbewohner in und mit der Natur und verstanden sie gut zu beobachten. Ihre Dichtungen sind reich an Bildern und Gleichnissen, die dem Naturleben entnommen sind und zu deren Verständnis eine gewisse Vertrautheit mit der Natur unentbehrlich ist, eine Vertrautheit, wie sie — ich spreche aus Erfahrung — bei dem philologisch geschulten Lehrer nicht immer vorhanden ist. Andere Beziehungen zwischen beiden Gebieten ergeben sich, wenn der Lehrer der Biologie auf die Bedeutung der wissenschaftlichen Tier- und Pflanzennamen eingeht, was bei Schülern, die Lateinisch und Griechisch lernen, ja wenig Schwierigkeiten bietet. Die Neigung der älteren Biologen, diese Namen vielfach der griechischen Mythologie zu entnehmen — Medusen, Hydra, Gorgo, Daphne —, gibt Gelegenheit zu Erörterungen, die beiden Teilen zugute kommen; bei der Besprechung der Korallen läßt sich auf Ovids poetische Deutung des nachträglich durch die Wirkung des Gorgonenhaupts erstarrenden Korallenstocks und auf den darin steckenden Beobachtungfehler hinweisen; viele Linnésche Pflanzennamen enthalten sinnige Hindeutungen auf Eigentümlichkeiten der Pfanzen, so 'Erigeron' (früh Greis) für das an seinen Früchten weiße Haare tragende 'Berufkraut', oder die auf den gleichen Umstand hindeutenden Namen 'Senecio' (von senex) für die Kreuzkräuter. Aber das sind schließlich Äußerlichkeiten, und dazu wäre kein Unterricht in den oberen Klassen nötig. Viel wesentlicher

[1]) Paulsen, Die Biologie im Unterrichte der höheren Schulen. Natur und Schule, I, S. 21.



ist der Umstand, daß auch die Biologie zum großen Teil eine geschichtliche Wissenschaft ist, und daß eine Anstalt, die die historische Entwicklung des menschlichen Kulturlebens als ihren Hauptgegenstand ansieht, ihrer Aufgabe doch am besten dann gerecht wird, wenn sie imstande ist, diese Entwicklung als einen Teil der gesamten Entwicklung der Lebewelt erkennen zu lassen; wenn die Biologie die Schüler mit den Erscheinungen des Tierlebens bekannt macht, die als einfache Formen des Gemeinschaftslebens, der gegenseitigen Verständigung durch Gebärden und Lautäußerungen ('Tiersprache') vielfach zum Vergleich mit den entsprechenden menschlichen Verhältnissen Gelegenheit geben, und einerseits die die gesamte Lebewelt, einschließlich des Menschen, beherrschenden Gesetze, andrerseits aber auch das, was innerhalb dieses Rahmens die Eigenart der menschlichen Kultur und Sprache darstellt, ins Licht stellen. Es ist schon oft betont worden, daß die Biologie ein verbindendes Glied bildet zwischen den restlos aus streng mechanischen Gesetzmäßigkeiten begreifbaren Erscheinungen, wie sie die Physik und Chemie erforschen, und der anscheinend ganz freien Tätigkeit des menschlichen Geistes. Die Kluft, die sich hier scheinbar zwischen zwei ganz verschiedenen Gebieten des Weltgeschehens auftut, wird ausgefüllt durch die zahlreichen Zwischenstufen, die die lebende Natur uns bietet, von den einfachsten 'Urwesen', deren Bewegungs-, Ernährungs-, Vermehrungs- und Bautätigkeit sich in weitgehendem Maß der mechanischen Analyse zugänglich erwiesen habt, bis zu den Äußerungen hochentwickelten psychischen Lebens, wie es uns bei vielen Insekten und Wirbeltieren entgegentritt.

Die gesamte Natur als Einheit zu begreifen ('Kosmos' der griechischen Naturphilosophie) und doch die besonderen Merkmale der Lebenserscheinungen nicht zu verkennen; den Menschen als Glied des Naturganzen, als eine Form aus der unendlichen Fülle lebender Organismen zu erkennen, und doch das Eigenartige seiner Stellung innerhalb der Lebewelt in der bewußten Erfassung des sittlichen Pflichtbegriffs nicht zu übersehen, das sollte die Schule ihren reiferen Schülern ermöglichen, und dazu bedarf sie der Mithilfe der Biologie gerade neben der Physik, die diese Aufgabe nicht erfüllen kann.

Erscheint so gerade die Biologie als der Zweig der Naturwissenschaften, der sich am besten dem Gymnasiallehrplan einfügt, so wird es sich nun darum handeln, ihm den nötigen Raum in den oberen Klassen zu schaffen. Es muß dabei zunächst betont werden, daß die Biologie, als Naturwissenschaft, nur durch eigene Beobachtung, zum Teil sogar durch eigene Selbstbetätigung des Schülers wirklich verstanden werden kann. Einzelne Vorträge, wie sie Paulsen[1]) für geeignet hielt, erfüllen diesen Zweck nicht. Daraus geht hervor, daß die Zeit nicht allzu

[1]) A. a. O. S. 23.

knapp bemessen sein darf, denn jeder demonstrative Unterricht, und noch mehr jede Schülerübung, braucht Zeit. Nun sollte ich meinen, daß der Charakter des humanistischen Gymnasiums eine Beeinträchtigung nicht erführe, wenn von den 15 dem altsprachlichen Unterricht in den oberen Klassen zur Verfügung stehenden Wochenstunden eine — es könnte ja abwechselnd in einem Halb- oder Vierteljahr eine lateinische, im andern eine griechische sein — dieser wesentlichen Ergänzung der Gymnasialbildung geopfert würde. Noch besser wäre es, statt in allen drei Klassen je eine lieber während je eines Semesters zwei Stunden hierfür abzutreten, während in den drei anderen Semestern alles beim alten bliebe. Diese drei Semester würden dann am besten die beiden Halbjahre der Unterprima und das erste der Oberprima sein. Es würde sich also in diesem Fall darum handeln, daß — das Schuljahr zu 40 Wochen gerechnet — von den $15 \times 120 = 1800$ altsprachlichen Stunden im ganzen 120 abgetreten würden. Sollte dies zuviel erscheinen, so müßte der Versuch gemacht werden, mit einem Jahr auszukommen. Wie gesagt, wer sich von dem hohen Wert biologischer Bildung überzeugt und sie als ein dem humanistischen Lehrplan sich wohl einfügendes Bildungselement erkannt hat, der dürfte wohl dies Zugeständnis nicht für zu groß halten. Sollte aber auch für diese mäßige Forderung ein Entgegenkommen nicht zu finden sein, so bliebe nur noch ein Vorschlag übrig. Wie schon oben angeführt, sehen die Lehrpläne von 1901 eine Verschiebung des anthropologischen Unterrichts auf ein Vierteljahr der Prima vor, während dann in Obertertia drei viertel Jahr dem physikalischen Unterricht zuzuweisen wäre. In Anlehnung an diese Eventualbestimmung der 'Lehrpläne' möchte ich den Vorschlag zur Erörterung stellen, den Physikunterricht schon in Untertertia, im zweiten Halbjahr, beginnen zu lassen und dafür in den oberen Klassen zwei bis drei Semester der Biologie zuzuweisen. Falls drei Semester gewährt würden, so wäredie Zeitverteilung zwischen Biologie und Physik wieder dieselbe wie früher (bis 1901) als die Physik erst in Untersekunda begann. Daß physikalischer Unterricht schon in Untertertia mit Erfolg erteilt werden kann, beweisen z. B. die Berliner Realschulen, die von dieser Klasse an neben der Biologie auch Physik in zwei Wochenstunden lehren. Ob dann die biologischen Semester in den oberen Klassen alle hintereinander, oder abwechselnd mit der Physik zu legen wären, ist eine weitere Frage. Daß aber kein innerer Grund vorhanden ist, die Biologie nur auf die unteren Klassen zu beschränken und der Physik die oberen Klassen ganz zu überlassen, dürfte aus dem Gesagten hervorgehen.

Immerhin wäre der Raum, den auf diese Weise die Biologie in den oberen Klassen gewinnen könnte, noch ein sehr beschränkter. Um so mehr müßte dafür gesorgt werden, daß diese beschränkte Zeit auch möglichst gut ausgenützt wird. Es dürfte also mit der Ausstattung für diesen Unterricht nicht gekargt werden.

Mehrere Mikroskope und wenn möglich ein Mikro-Projektionsapparat, der sehr viel Zeit spart, sowie hinlängliche Anschauungsmittel müßten zur Verfügung stehen. Noch wichtiger aber ist es, daß der Lehrer das Gebiet vollkommen beherrscht, daß er also die volle Lehrbefähigung für Biologie in den oberen Klassen erworben hat. Je kürzer die Zeit und je ungünstiger die Verhältnisse sonst für das Fach liegen, um so mehr bedarf es zur Lösung der Aufgaben eines tüchtigen Fachmanns, denn nur ein solcher ist imstande, seine Stoffauswahl den Umständen anzupassen. Dies gilt für den gesamten naturgeschichtlichen Unterricht, auch in den unteren und mittleren Klassen. Es muß demnach mit dem noch vielfach herrschenden Vorurteil, daß in der Naturgeschichte, als einem 'Nebenfach', auch ein Nichtfachmann — Mittelschullehrer oder in Biologie nur für die Mittelklassen geprüfter Mathematiker — unterrichten könne, durchaus gebrochen werden. Kann der physikalische und biologische Unterricht in einer Hand liegen — es gibt zurzeit eine Anzahl von Kandidaten, die in diesen beiden Fächern die volle Lehrbefähigung besitzen —, so ist das sehr gut; andernfalls aber bedarf es gerade am Gymnasium eines tüchtig vorgebildeten Fachmanns, der selbstverständlich auch das nötige Lehrgeschick und die nötige Begeisterung für seine Aufgabe besitzen muß. Nur dann kann es gelingen, auch in beschränkter Zeit den Schülern etwas zu bieten.

MITTEILUNGEN

Deutschland und der Weltkrieg[1])

Das so viel behandelte, weil fast ausschließlich jetzt interessierende Problem der Stellung Deutschlands im Weltkrieg wird im vorliegenden Werk ausführlich in 686 Seiten Großoktav besprochen. Das mag alle die, die nur aus den Zeitungen oder allenfalls aus Markbändchen ihre Weisheit schöpfen, abschrecken. Für den aber, der sich gründlich unterrichten will, wird hier eine durch Anmerkungen mit reichlichen Literaturangaben dokumentierte Darstellung geboten. Ihr Ziel ist, 'mit den Mitteln der Wissenschaft ruhig und objektiv die umstrittenen Hauptfragen des Krieges zu behandeln'. Damit soll den maßlosen Angriffen des Auslandes gegenüber deutsche Politik und Kultur verteidigt werden. Das geschieht, indem eine Anzahl hervorragender Vertreter deutscher Wissenschaft in einzelnen Abschnitten die Probleme behandeln.

Im ersten Hauptteil 'Deutschlands Stellung in der Welt' gibt O. Hintze eine Übersicht über Deutschland und das Weltstaatensystem, in der er hervorhebt, daß Deutschland nicht imperialistische Pläne gehabt habe, und zeigt, daß gewisse uns so viel vorgehaltene chauvinistische Literaturerzeugnisse gerade im Gegensatz zu der friedlichen Tendenz unserer amtlichen Politik entstanden seien. Sehr schön schildert dann Troeltsch den Geist der deutschen Kultur. Er kommt zu dem Ergebnis: 'Die deutsche Kultur hat nicht wie die französische den nationalistischen Zwang, sich allen Menschen als das wissenschaftlich allein Mögliche aufzudrängen und auch nicht wie die englische den angeblich moralischen Zwang, alle Zivilisation an die Herrschaft der englischen Institutionen zu binden. Sie hat keinen Drang zur Weltherrschaft. Sie be-

[1]) Deutschland und der Weltkrieg, herausgegeben von Otto Hintze, Friedrich Meinecke, Hermann Oncken und Hermann Schumacher. B. G. Teubner 1915.



deutet die Freiheit der Völkerindividualitäten nebeneinander. Daher kämpfen wir für den wahren und echten Fortschritt der Menschheit.' Daß wir auch auf materiellem Gebiet ebenso nur unsere Stellung in der Weltwirtschaft verteidigen, zeigt im folgenden Abschnitt Hermann Schumacher. Und wie wenig ehrgeizig, wie liberal und frei von 'Militarismus' unsere Kolonialpolitik gewesen ist, weist Staatssekretär Solf nach. Daß auch das deutsche militärische System weit mehr als das französische, russische und englische von wirklichem 'Militarismus' frei ist, zeigt Delbrück. Einen ungemein wertvollen geschichtlichen Abriß über Herkunft und Wesen der deutschen Institutionen gibt Schmoller. Stadtrat Luther, von Oberbürgermeister Wermuth benachwortet, zeigt, wie spezifisch deutsch unsere Selbstverwaltung mit ihrer unmittelbaren Beteiligung des Staatsbürgertums ist. Hier wäre vielleicht als Ergänzung die ganz freie Entwicklung des Gewerkschaftswesens, die neben Beamtentum und Selbstverwaltung von deutscher Organisierungskraft Zeugnis ablegt, zu behandeln gewesen.

Der zweite große Abschnitt behandelt Deutschlands Bundesgenossen. Tezner in Wien sucht die eigentümliche Struktur der österreichisch-ungarischen Monarchie verständlich zu machen. Nach ihm ist es Österreich gelungen, das Problem des Nationalitätenstaates durch Herstellung eines 'internationalen Nationalitätenrechtes' zu lösen, im Gegensatz zu Rußland, das die Nationalitäten unterdrückt. Bei der Darstellung der auswärtigen Politik Österreich-Ungarns zeigt O. Weber in Prag, daß man dieser Politik vielleicht Schwäche, aber sicher nicht kriegerische Tendenz nachweisen könne. Über die Türkei handelt Carl Becker. Er weist nach, welch großes Interesse Deutschland an der Erhaltung dieses Staates hat, namentlich aus wirtschaftlichen Gründen, während die übrigen Mächte seine Vernichtung wünschen müssen.

Im dritten Hauptabschnitt wird die Machtpolitik unserer Gegner geschildert. In weitausholender glänzender Darstellung weist E. Marcks nach, wie seit 1688 England von jeher für das europäische Gleichgewicht eingetreten sei, um die Weltherrschaft zur See zu erwerben (bis 1815) und seitdem zu behaupten, und wie seit 1874 und 1885 durch Annexionen von unerhörtem Umfang und Geltendmachen von noch weiteren Ansprüchen auf Persien, Arabien, Ägypten geradezu die Weltherrschaft auch zu Lande erstrebt werde. Ebenso suchte nach Darmstädter Frankreich vor allem seine politische Macht nach außen zu vermehren, nämlich durch Erwerbung von Kolonien, durch die Wiedererlangung von Elsaß-Lothringen, durch sein Streben, als lateinische Vormacht zu gelten und durch seine Mittelmeerpolitik. Auch diese Politik war durchaus aggressiv

und mußte zum Kriege führen. Endlich war auch Rußland, das Übersberger in Wien behandelt, bestrebt, Österreich zu vernichten, um auf der Balkanhalbinsel freie Hand zu bekommen und den Panslawismus, d. h. die Herrschaft Rußlands über alle Slawen, zu erreichen. Im Anschluß an die Darstellung der Politik der Großmächte wird von Hampe die Haltung Belgiens, von Übersberger die Serbiens, und von Franke Ostasien besprochen.

Im vierten Hauptteil gibt Oncken eine ausführliche Vorgeschichte des Krieges. Er bringt eine Fülle von Beweisen dafür bei, daß England die Revanchelust Frankreichs und die Ausdehnungspolitik Rußlands systematisch seiner Einkreisungspolitik dienstbar gemacht hat, stellt die Krisen von 1905, 1909, 1911 eingehend dar und weiß dem Leser die Überzeugung beizubringen, daß schließlich der Krieg trotz des deutsch-englischen Entspannungsversuches von 1912 unvermeidlich war. Nur aus dem Gange der Vorgeschichte heraus ist denn auch der Ausbruch des Krieges zu verstehen, den er sehr eingehend darstellt. Freilich hebt er selbst hervor, wie lückenhaft hier das Material noch ist. Besonders behandelt Schönborn noch die Neutralität Belgiens, deren Verteidigung England den Vorwand zum Kriege bot.

Endlich wird in einem fünften Abschnitt noch einmal der Geist des Krieges zusammenfassend dargestellt. Daß gerade von deutscher Seite aus die Gebote der Menschlichkeit im Kriege strengste Beachtung finden, zeigt A. Miethe. In einem besonders bemerkenswerten Aufsatz spricht F. Meinecke von Kultur, Machtpolitik und Militarismus. Hier zeigt er, wie seit hundert Jahren die Machtpolitik Friedrichs des Großen und der deutsche Geist einen engen Bund geschlossen haben. Seitdem verbinden unsere Ideale persönliche Freiheit und Hingabe an das Ganze miteinander. Das ist unser 'Militarismus'. Nach außen aber führt unsere Politik nicht zur Universalmonarchie, sondern zum lebensvollen Reichtum starker Nationen. Nachdem dann noch Zitelmann den Krieg und das Völkerrecht behandelt hat, schließt ein Artikel von Hintze über den Sinn des Krieges das Werk. Er ist Weltgleichgericht, nicht russische oder englische Universalherrschsucht!

Ich habe in dieser kurzen Übersicht versucht, eine Vorstellung von der Fülle des Gebotenen zu geben. Das Thema 'Apologie Deutschlands gegen die Vorwürfe des Auslandes' ist allseitig behandelt worden. Die Verteilung des Stoffes an einzelne kompetente Gelehrte bürgt dafür, daß alle Gesichtspunkte, die in Betracht kommen, ins Auge gefaßt werden. Freilich ist dabei die Gefahr der Wiederholung nicht ganz vermieden. Es ist natürlich, daß die Politik Rußlands

in dem Abschnitt über Österreich, in dem über Serbien und auch noch sonst berührt wird; ähnlich ist es mit England. Und dann wird das alles noch einmal zusammenfassend in der Vorgeschichte des Krieges dargestellt. Aber das ist auch ein Vorteil! In dem aufmerksamen Leser — und jeder Politiker und jeder Geschichtslehrer sollte ein solcher sein — wird gerade durch die von den verschiedenen Seiten auf ihn immer wider eindringenden Darlegungen die Begeisterung für die Gerechtigkeit unserer Sache entflammt, jene Begeisterung, die früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt.

Charlottenburg. Gottfried Koch

Die Behandlung von Renaissancebildern in der Schule

Da die preußischen Lehrpläne der höheren Lehranstalten bisher keinen eingehenden Unterricht in Kunst und Kunstgeschichte vorgesehen haben, kommt der Lehrer, der seinen Primanern ein reichlicheres Maß von Kenntnissen und Anregungen auf diesem Gebiet ins Leben mitgeben möchte, leicht mit den vorgeschriebenen Klassenpensen in Konflikt. Der beste Weg, dennoch das gewünschte Ziel zu erreichen, ist, von der Ausnutzung vereinzelter Vertretungsstunden abgesehen, die Einführung eines Privatissimums, das außerhalb der vorgeschriebenen Unterrichtsstunden liegt. Guter Beteiligung von seiten der Schüler kann man sicher sein, namentlich, wenn man ihnen, selbst auf Kosten der eigenen Behaglichkeit, die Stunden möglichst bequem legt.

Geeignetes Material in reichem Maße von guter Ausführung und erforderlicher Größe (Blattgröße 38 × 51 cm) findet man in Wilhelm Bodes Meisterwerken der Malerei, die vor mehreren Jahren im Kunstverlag von R. Bong erschienen sind. Ich beschränke mich in den folgenden Ausführungen auf die zweite Sammlung (alte Meister): vierundzwanzig Lieferungen zu je drei Blättern mit begleitendem Text, von denen nur vereinzelte für die Behandlung im Unterricht nicht geeignet sein dürften (z. B. Boucher: Diana nach dem Bade; Rembrandt: Danaë; Vermeer: Der Antrag). Die Auswahl führt über die Zeit der Renaissance hinaus bis an das Ende des 18. Jahrhunderts, so daß auch in dieser Beziehung der Lehrer weitesten Spielraum hat.

Einer ausführlichen kulturgeschichtlichen Einleitung bedarf es bei Betrachtung der Renaissancegemälde nicht, ebensowenig ausführlicher kunstgeschichtlicher Orientierungsvorträge über das, was da kommen soll. Man führe die Schüler sofort in medias res, wie sie es erwarten, lehre sie sehen und vergleichen und beschränke sich bei den von ihnen nicht verlangten Erläuterungen und Bemerkungen auf ein Mindestmaß, unterlasse es dagegen nicht, Fragen zur gemeinsamen Erörterung vorzulegen.

Ein natürlicher Ausgangspunkt sind Bilder, die entweder selbst oder wenigstens deren Urheber den Schülern bekannt sind, also etwa Michel Angelos Heilige Familie, Dürers Apostel (und Baumgartner?), Tizians Grablegung Christi, Leonardo da Vincis Bildnis der Bianca Sforza. Wer daneben die erste Sammlung zur Hand hat, wird Dürers Holzschnitzer, Raffaels Sixtinische Madonna, Leonardos Mona Lisa hinzuziehen. Sie können in beliebiger Folge vorgelegt werden. Zunächst ist jedes Bild eine in sich geschlossene Welt und soll es auch für die Schüler sein. In diese Welt sich hineinzuversetzen, das Bild zu genießen, ist die erste Aufgabe. Die zweite, sich zu üben, ein Bild bis in alle Einzelheiten genau zu betrachten und zu beachten, wie jede Einzelheit dem Ganzen dient. Damit wird unvermerkt von der rein ästhetischen zur kritischen und geschichtlichen Betrachtung der Kunstwerke übergeleitet oder dieser wenigstens vorgearbeitet, womit zugleich auch die Möglichkeit näher gerückt wird Bilder, die unmittelbar einen Genuß nicht auslösen wollten, zu verstehen und schließlich auch lieb zu gewinnen.

Der genannte kleine Kreis wird nun erweitert durch einige Bilder, die an sich bedeutend, aber vielleicht doch weniger bekannt sind. Um (unverbindliche) Beispiele zu nennen: Bazzi (Sodoma) 'Der heilige Sebastian', Bellini 'Der Leichnam Christi von zwei Engeln gehalten', H. und J. van Eyck 'Die singenden und musizierenden Engel', van der Goes 'Flügel des Altars der Anbetung der Hirten', Grunewald 'Die Verherrlichung Mariä', Hans Holbein d. J. 'Die Madonna des Bürgermeisters Meyer', Sarto 'Die Klage um den Leichnam Christi', Schongauer 'Anbetung der Hirten'. Hat man auch diese in der angegebenen Weise durchgesprochen, so ist damit die Grundlage für die nun einsetzende kritische und historische Betrachtungsweise gegeben.

Der Lehrer legt das bisher besprochene Material jetzt noch einmal vollzählig vor, indem er es in zwei Gruppen ordnet: die Bilder der italienischen Meister und die des Nordens. Auf die Frage, welche von beiden Serien besser gefalle, werden die Antworten wahrscheinlich geteilt sein, und je mehr man die Schüler zu einer Verteidigung ihrer Ansichten bewegen kann, um so lebhafter wird die Debatte sein, bis der Lehrer entscheidet, beide Parteien hätten recht und hätten ihre Sache gut vertreten: tatsächlich sorgten die Italiener in erster Linie für die Schönheit des Bildes und erst in zweiter für die Wahrheit der Durchführung, die Deutschen umgekehrt erst für die charakteristische Darstellung und nur daneben auch für die Schönheit. Die Italiener vertreten also durchgehends mehr den Idealismus in der Kunst, während im Norden ein gewisser Realismus deutlich sich auspräge. Dieses sei der wesentliche Unterschied zwischen beiden und durch das gesamte Material zu verfolgen. Wer sich also zu den realistischen Bildern unserer Vorfahren bekenne, verdiene dieselbe Anerkennung wie der zum Idealismus der Italiener Neigende. — Zur Vertiefung und Einprägung der erarbeiteten Erkenntnis werden die beiden Bilderreihen noch einmal durchgegangen, und jetzt findet sich mühelos noch reichlich Material, das vorher nicht beachtet war: Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglich-

keiten in Komposition und Stellung der Figuren usw. bei den Italienern, strenger Wirklichkeitssinn bei den Deutschen. Zur Übung legt der Lehrer dann ein paar neue Bilder vor, die die Schüler nun nach dem allgemeinen Eindruck dieser oder jener Gruppe zuzuweisen haben. Auf diese Weise ist das Verständnis für Dürers Madonna mit dem Zeisig vorbereitet, dessen Durchnahme am besten jetzt erfolgt. Die Schüler erklären das Bild für das Werk eines italienischen Meisters, finden aber doch von selbst, daß weder die Madonna noch die Kinder so 'schön' sind, wie man sie auf italienischen Bildern erwarten dürfte. Es ist eben eine Mischung von Deutsch und Italienisch, wie Dürer sie in seinem Aufenthalt zu Venedig übte. W. Bode urteilt darüber folgendermaßen: 'Wenn auch die Komposition stark von Bellini beeinflußt ist, wenn die Anordnung vor dem Teppich, der Ausblick auf die Landschaft zu den Seiten die venezianischen Vorbilder verraten, so sind doch die Gestalten durchaus deutsch. Maria und die lieben Kinder, die sie umgeben, sind echte heimische Typen; die sorgfältige Ausführung, die flüssige vertriebene Malweise, die helle, etwas glasige Farbe, die saubere, aber noch etwas eckige Zeichnung, die landschaftliche Ferne: alles das ist deutsch und echt dürerisch. Der Meister stand mit Bewunderung vor dem, was seine italienischen Kollegen in Venedig schufen, er sah mit offenen Augen und lernte von ihnen, aber er blieb der Alte und wollte es bleiben.'

Bei den italienischen Malern genügt eine Beschränkung auf die Florentiner und die venezianische Schule. An jene gliedern sich Sodoma und Solario an, an diese z. B. Moretto. Die Renaissance im Norden kann auf die Niederländer und die sog. deutsche Schule eines Schongauer, Dürer, Holbein beschränkt werden, denen höchstens noch der Tiroler Pacher beizufügen wäre.

Innerhalb der einzelnen Schulen braucht man sich nicht ängstlich an die Chronologie zu halten. Für den Lernenden ist es nützlicher, wenn man die einzelnen Höhepunkte herausgreift und das übrige um diese gruppiert.

Zu den Florentinern und doch nicht eigentlich in die Grenzen der Florentiner Schule gehört Lionardo da Vinci. Leider bringt von ihm unsere Sammlung nur das Bildnis der Bianca Sforza, die frühere noch das der Mona Lisa; aber das Abendmahl vermißt man in beiden. Und doch möchte man dies Bild nicht mit Stillschweigen übergehen, wenn man jemandem die erste Bekanntschaft mit diesem Meister übermittelt. Einen annehmbaren Ersatz findet man freilich in den vom Kunstwart herausgegebenen Meisterbildern; um einem größeren Kreise vorgelegt zu werden, ist es aber zu klein. Ist das Bild zunächst unabhängig von aller Kunsthistorie betrachtet — das bleibt nach wie vor die erste Aufgabe —, dann wird ein Vergleich mit dem Abendmahl des Florentiners Ghirlandajo überaus lehrreich sein und die Eigenart und überragende Größe eines Lionardo klar erkennen lassen. Aber auch hier ist man auf eine kleine Reproduktion, z. B. in der Kunstgeschichte von Lübke-Semrau, angewiesen. — Nun wird das Bildnis der Bianca Sforza noch einmal vorgelegt (daß bei dieser Methode jedes Bild nicht ein-, sondern

mahl verglichen. So verschieden sie auch sind, auffallende Züge haben sie doch gemeinsam: das Lebensvolle der Physiognomien und das liebevolle Eingehen auf die Nebensachen, dort auf den Haar- und Kleidschmuck, hier auf das Tafeltuch und das Tafelgeschirr. — Wie Lionardo Schule gemacht, läßt sich an zwei Bildern unserer Sammlung zeigen, an dem heiligen Sebastian des Gianantonio de Bazzi (Sodoma) aus Siena und dem Christus des Mailänders Andreo Solario. Legt man diese beiden Bilder neben die des Lionardo, so wissen Anfänger mit dieser Reihe zunächst wenig zu beginnen. Hält man nun aber neben den genannten Sebastian den des Piero Pollajuolo (Lübke-Semrau) und neben den Christus des Solario etwa den Leichnam Christi von Bellini (ein treffenderes Stück zum Vergleich ist in der Sammlung nicht vorhanden), so glaubt man plötzlich Lionardo in jenen beiden Bildern mit Händen greifen zu können. Vom Sebastian schreibt W. Bode: 'Überall, in den Formen wie im Ausdruck, in der Landschaft wie in den Jünglingsgestalten und den Reitern im Mittelgrund, im Helldunkel und in der tiefen Färbung verrät sich der Einfluß Lionardos, mit dem Sodoma in Mailand und später vielleicht auch noch in Rom und Toskana zusammengetroffen war.' Ganz entsprechend ist es mit dem Christusbild. Es würde zu weit führen, und ich würde auch nur Bekanntes vorbringen, wenn ich den Vergleich durchführen oder gar die Methode des Vergleichens hier schildern wollte.

Damit wäre diese Gruppe erledigt. Man könnte jetzt etwa zu Michelangelo übergehen. Man kehrt nochmals zu der im Anfang besprochnen heiligen Familie zurück. Von Lionardo kommend, spürt man die Kälte der Auffassung und sieht das Gekünstelte der Komposition viel deutlicher als zuvor. Die Genialität, mit der dieser Künstler die Rundform des Gemäldes behandelt hat, wird besonders klar durch einen Vergleich mit Vorläufern. Man könnte aus Lübke-Semrau heranziehen die Madonna mit dem Kinde von Fra Filippo Lippi und die Madonna mit den Engeln von Botticelli. Will man sonst noch etwas von Michelangelo behandeln — der Wunsch ist ganz selbstverständlich —, so ist man leider wider auf kleinere Reproduktionen des Kunstwarts oder der Handbücher angewiesen; wohl aber kann man auch diesen Künstler zu andern in Beziehung setzen: zu Andrea del Sarto (der jugendliche Johannes der Täufer) und zu Fra Bartolomeo della Porta (die Beweinung Christi), zu Letztgenanntem freilich nur unter dem von W. Bode hervorgehobenen Gesichtspunkt, daß sein Gemälde das malerische Meisterwerk dieser Art ist, wie Michelangelos Marmorgruppe der Pietà das plastische Hauptwerk der selben ist.

Raffael muß übergangen werden, weil unsere Sammlung keine Bilder von ihm bringt. Dieser Mangel ist aber für den Schüler nicht so empfindlich wie für den Leserkreis dieser Zeitschrift: wo von einzelnen Punkten aus ein Blick in eine weite herrliche Gegend gezeigt wird, darf fürs erste mancher malerische Punkt übersehen werden. Um so größer ist später die Freude des Wanderns.

Von diesen Höhepunkten kann man nun den Weg direkt in die Anfänge der Florentiner Renaissancemalerei nehmen. Neu und eigen-

mehrmals, und zwar unter immer neuen Gesichtspunkten den Schülern vorgelegt wird, halte ich für keinen Nachteil) und mit dem Abendartig wirkt der noch stark mittelalterlich anmutende Fra Giovanni da Fiesole (Angelico) mit seiner 'Krönung der Maria', Botticelli mit seinem 'Frühling', Filippino Lippi mit der 'Inspiration des heiligen Bernhard'. Diesen Bildern gerecht zu werden, ist schwer; deshalb sollten sie nicht früher herangezogen werden.

Die venezianischen Maler zeigen im ganzen eine ruhigere, einheitlichere Entwicklung. Aus unserer Sammlung stellen wir uns folgende Reihe zusammen: Giovanni Bellini 'Der Leichnam Christi von zwei Engeln gehalten' und 'Bildnis des Dogen Leonardo Loredano', Giorgio Barbarelli (Giorgione) 'Madonna von Castelfranco', Jacopo Palma (Vecchio) 'Der Sündenfall' — lange für ein Werk des Giorgione gehalten —, Sebastiano del Piombo 'Die heilige Dorothea' und Tizian 'Flora' und 'Grablegung Christi'; dazu etwa noch Alessandro Bonvicino (Moretto) aus Brescia 'Die heilige Justina von einem Stifter verehrt', weil er Ähnlichkeit mit Palma hat.

Nach Beendigung dieses Kapitels legt man das gesamte Material an Florentinern und Venezianern nochmals vor, je eine historisch geordnete Reihe bildend. Auf diese Weise lassen sich mehrere kunstgeschichtliche Tatsachen erarbeiten und Anregungen für weitere Beobachtungen geben, die in einem systematischen Vortrag vielleicht weniger Eindruck gemacht hätten. Auch jetzt kann man nicht besprochene Bilder der Sammlung zur Entscheidung vorlegen, ob sie mit den Florentinern oder Venezianern verwandt sind.

Für die Renaissance im Norden bietet die Sammlung folgendes Material: H. und J. van Eyck 'Die singenden und musizierenden Engel', Jan van Eyck 'Giovanni Arnolfini und seine Gemahlin', Hugo van der Goes 'Die Flügel des Altars der Anbetung der Hirten', Hans Memling 'Die Verlobung der heiligen Katharina', Martin Schongauer 'Anbetung der Hirten', Albrecht Dürer 'Die vier Apostel', 'Die beiden Baumgartner', 'Die Madonna mit dem Zeisig', Mattheus Grunewald 'Die Verherrlichung der Maria', Hans Holbein d. J. 'Die Madonna des Bürgermeisters Meyer'. Diese Bilder, die fast sämtlich schon einmal besprochen sind, sind jetzt noch einmal unter kunsthistorischem Gesichtspunkt zu betrachten; schließlich ist die nordische Renaissance in ihrem Gesamtverlauf mit der italienischen zu vergleichen.

Ist Zeit und Neigung vorhanden, so kann man die besprochenen Bilder nebst anderem in der Sammlung vorhandenen, aber hier nicht erwähnten Material nach Motiven durchgehen; z. B. kann man die Madonnen-, die Christusbilder, die Darstellungen der heiligen Familie, die Porträts, Landschaften, Städteansichten usw. zu Reihen zusammenstellen; man lernt bei derartigen Vergleichen an Bild und Meister wider neue Züge kennen.

Es war lediglich meine Absicht, auf die Reichhaltigkeit und Brauchbarkeit dieses Materials für eine Einführung in die Renaissancemalerei hinzuweisen. Die Bilder ästhetisch oder kritisch zu behandeln erübrigt,

um so mehr, als Literatur für jeden, der diese Studien mit Schülern treiben will, in reichem Maße und bequem zugänglich ist.

Düsseldorf. A. Laudien.

Die griechische Kunst an Kriegergräbern[1]).

Eine mit feiner Hand getroffene Auswahl von griechischen Bildern an Kriegergräbern; dazu ein erläuternder Vortrag, der gleichfalls aus dem Vollen schöpft. Die Anordnung ist nicht rein historisch, sondern nach Typen eingerichtet, was wohl zu billigen ist.

Wer sich in diese doch meist einer niederen Kunstübung entstammenden Bilder vertieft, dem kommt dabei die Trostlosigkeit unseres künstlerischen Grabschmuckes von neuem recht zum Bewußtsein. Aber warum sollen wir die Hoffnung aufgeben, daß gerade unser Krieg auch hier Wandel schaffe? Ansätze dazu liegen schon vor, selbst in der solch intimer Kunst ziemlich abholden Reichshauptstadt. S.

[1]) Ein Vortrag von Franz Studniczka mit 10 Abbildungen im Text und 24 Tafeln. (Der Ertrag ist den Hinterbliebenen gefallener Krieger gewidmet.) Sonderabdruck aus dem 35. Band der Neuen Jahrbücher. Leipzig und Berlin 1915, B. G. Teubner. 31 S. Gr. 8. 2 ℳ.

ANZEIGEN

1) Karl Joël, Antibarbarus. Vorträge und Aufsätze. Jena, Eugen Diederichs 1914. 8. 192 S. 3 ℳ, geb. 4 ℳ.

Der Hauptteil des Buches ist einer lebendigen Schilderung der Zeit vor hundert Jahren gewidmet. Daß wir bei allem wuchtigen Vorwärtsdrängen in unserer äußeren Kulturarbeit in den mehr innerlichen und geistigen Dingen uns nach jener Periode zurücksehnen und sie zu erneuern trachten, das muß nicht notwendig als ein Zeichen der Schwäche aufgefaßt werden. Es ist vielmehr in dem Fall Stärke, wenn die alten Formen sich mit neuem Geiste füllen. Schon mehrfach haben Zeiten, die selbst ihr tiefstes Trachten als Erneuerung von Altem auffaßten, tatsächlich Neues von hohem Werte geschaffen. Man denke nur an Renaissance und Reformation! Völlig Neues kann es unter Menschen gar nicht geben, es würden uns die Organe dafür fehlen. Alle geistige und seelische Aneignung, alle 'Apperzeption' vollzieht sich ja vermittelst älteren geistigen Besitzes.

Bei dem Kampf um den pädagogischen Wert der Antike muß beachtet werden, daß es dabei weniger geht um jenes kleine Volk vor zweieinhalb Jahrtausenden als um die 'Klassik', einen 'Stil', ein 'System von Formen, gleichsam von Gesten, die eine Haltung der Seele ausdrücken'. 'Könnte die bloße Nähe der Sprache und Denkmäler hellenisieren, so hätten ja die Türken die besten Klassizisten werden müssen. Doch sie blieben Barbaren, und die klassischen Formen blieben stumm, weil die suchende Seele fehlte, die allein sie reden machte [1]).'

Was die materielle Kultur angeht, so war die Zeit vor hundert Jahren im Vergleich mit der unseren geradezu armselig. In anschaulicher Weise wird uns das vorgeführt meist durch Schilderungen von Zeitgenossen.

Da erfahren wir Näheres über die Langsamkeit, die Beschwerden und Gefahren der Reisen, die Kosten und das Schneckentempo des Briefverkehrs, die steife Sitte, die schroffen Standesunterschiede, die Zustände im Heer, die niedrigen sittlichen Zustände, das Elend der Zeit, das die Kriege mit sich brachten, den Tiefstand der Bildung, die Verbreitung des Aberglaubens, die geistige Enge des damaligen bürgerlichen Lebens. 'Was gab es überhaupt', so schließt Joël diesen Abschnitt über

[1]) Die pädagogische Folgerung aus diesem Gedanken wäre freilich, daß man nicht solche zu klassischen Studien anhält, deren Begabungstypen nach ganz anderen Richtungen weisen!



das 'armselige' Zeitalter, 'von der ganzen Fülle technischer, ökonomischer, hygienischer, sozialer, pädagogischer und sonstiger moderner Lebensformen? Der Mensch etwa vom Jahre 1808 hätte sich ja vor dreitausend Jahren im alten Memphis leichter zurecht- und widergefunden als im Berlin oder Neuyork des Jahres 1908. Und in jene primitive Zeit vor hundert Jahren, da das Leben noch so armselig dahinsickerte, in allem beengt und bedrängt, da die Menschen gegen die heutigen wie eingeschneite Dörfler gegen fashionable Weltstädter sich ausnahmen, in diese Zeit sehnen wir uns zurück heute, da Bacons Programm der Neuzeit erfüllt ist von der Allmacht des Menschen über die Natur, heute im Zeitalter der menschlichen Magie, der wahren Übermenschheit?'

Indessen unsere Sehnsucht gilt nicht diesem äußeren Rahmen der damaligen Kultur, sondern ihrem Geiste. Im Jahre 1808 z. B. erschienen 'Fausts' I. Teil, Herbarts 'Praktische Philosophie', Humboldts 'Ansichten der Natur', Daltons chemisches System, Lamarcks 'Philosophie zoologique'. Zwar erscheinen heute jährlich zehnmal soviel Bücher, aber wird nur eines von ihnen nach hundert Jahren noch so fortleben wie jene von 1808?

Und dabei ist diese Periode nicht ausreichend charakterisiert, wenn man sie — wie üblich — lediglich als eine schöngeistige und wissenschaftliche kennzeichnet, nein, damals vor und in den Freiheitskriegen erlebte Europa den größten Willensaufschwung seiner Geschichte, seine stärkste Ermannung. Das gilt nicht nur für Männer des Staates und des Krieges, sondern auch für gar manche Vertreter der Poesie, der Wissenschaft, der Philosophie. Männer wie Fichte, Schelling, Hegel passen mit ihrer Persönlichkeit wie mit ihrem Philosophieren in jenes 'heroische' Zeitalter. Auch im klassischen Zeitalter des deutschen Geistes durfte man sprechen wie einst im klassischen Athen: *Φιλοσοφοῦμεν ἄνευ μαλακίας*. 'Ja, nie kam wohl Platons Traum von der philosophischen Staatsreform der Verwirklichung näher als damals, als die großen Praktiker Stein und Hardenberg ideal und universal genug dachten, um sich mit ihren philosophischen Mitarbeitern Schön und Altenstein zu verstehen. Sie brauchten sich gegenseitig, und aus einem wundersamen Ineinanderleben von Theorie und Praxis erstand als ihr gemeinsames Produkt die große Staatsreform, diese Neugeburt Preußens, bei der Kant, Fichte und Pestalozzi Pate standen.' Und welche Gegensätze vereinigte zugleich diese überreiche Zeit: sie war klassisch und zugleich bis ins Extrem romantisch, sie war in der Romantik national und universal, in ihren Idealen patriotisch und exotisch; sie führte 'die Liquidation des Mittelalters' herbei, und sie strebte dabei dessen Regeneration an.

Aber die Zeit strebte zugleich zu einer Versöhnung dieser Gegensätze, auf allen Gebieten suchte sie Einheit und Ganzheit, und weil gerade dies: die Einordnung des Besonderen, ja Gegensätzlichen in das Ganze das Wesen des Organismus und alles Lebens ausmacht, so darf diese Epoche auch als ein organisches Zeitalter charakterisiert werden. 'Das Glück der Einheit kosteten damals Universalgeister vom Schlage und Stil W. v. Humboldts, am höchsten aber Goethe.' Darum fand auch die weltpolitische Einheit, die Napoleon schaffen wollte, so viele An-

hänger. Aber diese Einheit forderte zu ihrer Durchsetzung die Unterdrückung der einzelnen; sie war geboren nur aus der Willkür des einen, und darum mußte sie fallen. Mit Erfolg dagegen strebten Männer wie Stein und Gneisenau durch den Staat hindurch die höhere Einheit der Nation an, und in Preußen und durch Preußen wirken sie für Deutschland. Aber den Besten der Zeit blieb die nationale Einheit nicht das Letzte. Hinter dem Nationalstaat stand ihnen das Weltbürgertum, und ihr Patriotismus war in universalen Humanismus eingetaucht. 'Im allgemeinen Drang nach "Totalität", der bis in die weiteste Raum- und Zeitferne die Arme streckte, erfaßte man damals, immer höher greifend, den Gedanken der Weltgeschichte, der Weltliteratur, aus Nord und Süd, aus Orient und Okzident zusammengeholt; die Romantiker sprachen längst von der Universalpoesie, die Philosophen vom Weltgeist, und die Klassiker schufen einen neuen größeren Humanismus, einen positiven, der über die leere Allgemeinheit der Aufklärung zu lebenerfüllter Einheit strebt.'

Aber nicht in der bloßen Erfassung der Einheit liegt die Größe und Eigenart der Kultur .vor hundert Jahren, nein, 'gerade die Durchdringung der Einheit mit der Vielheit, der bindenden Ganzheit mit der freien Einzelheit, des Universalen mit dem Partikularen und Individuellen war das Lebensprinzip jener Zeit, das sie zur klassischen macht in Philosophie und Wissenschaft, in Politik und Gesellschaft, in Kunst und Religion'. So will denn auch die Pädagogik jenes erziehungseifrigsten Zeitalters die Menschen zur Harmonie der Kräfte führen, zum Ausgleich des Einen und Vielen, zur Wahrung der Individualität und zugleich zur Hingabe ans Allgemeine.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wird nun vielfach statt des organischen Sinns der mechanische siegreich; er droht unser Leben, unsere Arbeit, unsere Weltanschauung zu beherrschen. Mehr und mehr sind wir jetzt zu der Selbsterkenntnis gekommen, und wir haben uns darauf besonnen, daß alles Mechanische im Grunde doch nur Mittel des Organischen ist und sein soll. Für eine organische Lebensauffassung und Lebensgestaltung aber können wir uns den Mut stärken an dem Heldenbild unserer 'klassischen' Zeit, die aus der Armseligkeit zur Erhebung, aus der Erstarrung zum Leben, aus der Zerrissenheit zur Harmonie, aus dem Chaos zum Kosmos, aus der Barbarei zur Kultur gelangte durch den organischen Sinn.

Die anschauliche, reiche und tiefgreifende Schilderung der 'Kultur vor hundert Jahren', die Joël vor dem Kriege verfaßt hat, hat durch den Krieg an unmittelbar praktischer Bedeutung noch in hohem Maße gewonnen. Gerade der Lehrer an den höheren Schulen wird aus dem meisterhaft gezeichneten Zeitbild die vielseitigste Anregung schöpfen; darum glaubte ich auch etwas ausführlicher darauf eingehen zu sollen.

Wesentlich kürzer kann ich mich fassen über die drei weiteren — viel weniger umfangreichen — Teile des Buches.

Der Aufsatz 'Geselligkeit und Geisteskultur' zeigt in fein-psychologischer Weise, wie für ein gesundes Geistesleben eine Synthese nötig ist von Einsamkeit und Geselligkeit. 'Wenn wir geistig leben wollen,

so brauchen wir unsere Stunde der Einsamkeit wie unsere Stunde der Geselligkeit, bis beide in der Tiefe des Geistes sich durchdringen und wir unsere Einsamkeit in unsere Geselligkeit tauchen, und unsere Geselligkeit in unsere Einsamkeit. So nur im Ringen, im wechselnden Hervortreten der Gegensätze bei steter Gefahr der Einseitigkeit wird jener Ausgleich gewonnen, aus dem alle Geisteskultur emporsteigt.'

In einem raschen Überblick über die europäische Geistesgeschichte bringt Joël Belege dafür bei. Vielleicht hätte er noch schärfer hervortreten lassen können, daß die Bedeutung der Geselligkeit für das Geistesleben doch in hohem Grade von der Art der Geselligkeit und der Auswahl der Personen abhängt.

Die nächste Abhandlung 'Gute Gesellschaft' bezieht sich nicht auf den Umgang mit Menschen, sondern mit Büchern. Joël beklagt hier lebhaft die Tatsache, daß wir vielfach nicht mehr die Zeit und innere Ruhe finden, um uns in die Meisterwerke der wirklich Großen zu versenken. Es hat sich um sie gleichsam ein hoher Schuttwall von Kommentaren und gelehrten Untersuchungen gelegt, und nur wenige dringen noch durch diesen Wall hindurch. Gewiß ist diese Klage nicht unberechtigt, aber jene einführende und erläuternde Literatur darf doch nicht in Bausch und Bogen verdammt werden. Wer könnte z. B. Hauptwerke Kants oder Hegels ohne jede Erläuterung und Orientierung über den geschichtlichen Zusammenhang mit innerem Gewinn studieren? Aber freilich darin stimmen wir Joël zu: der Umgang mit den schöpferischen Geistern selbst ist das Wichtigste: dazu müssen wir mit aller Energie unsere Jugend hinleiten; denn an diesem Umgang entzündet sich neues schöpferisches Geistesleben.

In der Schlußabhandlung über den 'Glauben der Atheisten' sucht Joël durch philosophiegeschichtliche Erörterung zu zeigen, daß es überhaupt keine reinen Philosophen des Atheismus gab. 'Die in den Jahrtausenden Atheisten gescholten wurden, waren es nicht, waren keine Gottesleugner, waren vielmehr Bestreiter nur eines geltenden Gottes oder einer Gotteserkenntnis. Die wenigen Denker aber, die wirklich — erst in der jüngeren Neuzeit — sich Atheisten nannten, waren im Grunde Antitheisten, waren nicht theoretische Bestreiter, sondern praktische Bekämpfer Gottes, und sie bekämpften in Gott Bindung und Grenze, Dogma und Autorität.

2) Zentralblatt für Psychologie und psychologische Pädagogik (mit Einschluß der Heilpädagogik) unter Mitwirkung mehrerer deutscher und ausländischer Gelehrter herausgegeben von W. Peters, Privatdozent an der Universität Würzburg. Würzburg, C. Kabitzsch. Jährlich 1 Bd. = 10 Hefte zum Preis von 8 ℳ.

Das gewaltige Anwachsen der Literatur auf dem Gebiet der Psychologie (besonders der experimentellen) und psychologischen Pädagogik hat die Gründung einer solchen Zeitschrift notwendig gemacht, die in knappen sachlichen Referaten — unter Verzicht auf Kritik — rasch über Ziel und Ergebnisse aller neuen Untersuchungen, über den Inhalt aller neuerschienenen Monographien und Gesamtdarstellungen orientiert.



Die mir vorliegenden beiden ersten Hefte zeigen, daß das Programm der Zeitschrift sachgemäß verwirklicht wird. Sie berichten auch über eine Reihe pädagogischer Neuerscheinungen.

Das Zentralblatt wird bald für alle, die sich auf den bezeichneten Forschungsgebieten 'auf dem laufenden' halten wollen, unentbehrlich sein.

Gießen. A. Messer.

---

1) E. Bernheim, Staatsbürgerkunde. 112 S.

2) G. Radbruch, Einführung in die Rechtswissenschaft. Zweite, durchgearbeitete Auflage. 159 S.

3) Ph. Zorn, Die deutsche Reichsverfassung. Zweite, verbesserte Auflage. 128 S., alle drei Leipzig 1912 und 1913, Quelle & Meyer, in der Sammlung 'Wissenschaft und Bildung'. Kl. 8. Geb. je 1,25 ℳ.

1. Bernheims Büchlein ragt aus der Sintflut recht verschiedenartiger Werke, die seit einigen Jahren zur Förderung der staatsbürgerlichen Bildung und Erziehung erschienen sind, als eine wirklich eigenartige, wertvolle Leistung hervor, weil es nicht den Weg deduktiver Erörterungen einschlägt, sondern induktiv das moderne Verfassungswesen zum inneren Verständnis zu bringen, Einsicht in die Bedeutung der Verfassungseinrichtungen, in die politische Tragweite der verschiedenen Bestimmungen zu verschaffen und zum selbständigen Urteil über diese Dinge anzuleiten sucht. Unter Vermeidung abstrakter Begriffserklärungen, aber in Anknüpfung an allgemein bekannte einfache Anschauungen führt die nicht für Schüler, sondern in erster Linie für Lehrer und Lehrerinnen jeder Stufe bestimmte Schrift allmählich in die verwickelteren Verhältnisse ein — und gerade dies ist es, was nottut, damit der Lehrer aus innerlicher Kenntnis heraus den Unterricht in geeigneten Fächern mit Bewußtsein verwertet, um solche Kenntnis von Anfang an, dem Verständnis der Altersstufen gemäß, fortschreitend anzubahnen. Bernheim benutzt die einzelnen Verfassungen und ihre Bestimmungen nur als 'Anschauungsmaterial', und zwar sind es besonders vier Verfassungen: die beiden französischen von 1791 und 1814, die belgische von 1831, die preußische von 1850. Die Verfassung des Deutschen Reiches als Typus eines Bundesstaates wird in einem besonderen, dem fünften, Abschnitte erörtert (S. 68—83). Die sechs anderen sind betitelt: Leitende Grundsätze; Die gesetzgebende Gewalt und ihre Organe; Die ausübende Gewalt und ihr Organ, der Monarch; Die richterliche Gewalt und ihre Organe; Bürgerrechte und Bürgerpflichten; Unterricht in politischer Bildung. In diesem letzten Abschnitte verweist der Verf., der nicht etwa die 'Bürgerkunde' zum Gegenstande besonderen Unterrichts gemacht wissen will, sehr zweckmäßig auf den mit einer sorgfältigen und umfassenden Übersicht über alle einschlägigen Schriften verbundenen Bericht hin, den Biereye für die Verhandlungen der Direktorenversammlung in der Provinz Sachsen 1911 erstattet hat (erschienen in der Weidmannschen Buchhandlung). Auch die sonstigen Literaturnachweise sowie das Register seien lobend erwähnt. Aufgefallen ist mir auf S. 89 Zeile 5 v. u. 'Amtsenthebung'; erst muß man doch das Amt bekleiden. Unzweifel-

haft wird die aus der Feder eines längst bewährten Universitätsprofessors stammende Arbeit — wie die etwas anders geartete des Prager Hochschullehrers Rauchberg — an ihrem Teile viel zur politischen Bildung beitragen können.

2. Das hauptsächlich für den 'angehenden Juristen im Stadium der Berufswahl' bestimmte Büchlein Radbruchs führt zwar in die Rechtswissenschaft ein, gibt aber selbst nicht eigentlich Rechtswissenschaft, sondern stellt das Recht in seinen Beziehungen zu anderen Kulturwerten, namentlich seine philosophisch-politischen Grundgedanken, dar. In der nach drei Jahren nötig gewordenen zweiten Auflage ist es um 24 Seiten vermehrt worden. Die Änderungen und Erweiterungen beziehen sich vor allem auf rechtsphilosophische Parteienlehre, Geltung des Rechts, Rechtssprache, monarchisches Prinzip, parlamentarisches Regime, Elsaß-Lothringen, Familie, Überzeugungsverbrecher, Todesstrafe, freirechtliche Bewegung, Irrlehrengesetz, völkerrechtliches Schiedsverfahren, psychische Wirkungen des Ordnungs- und Freiheitssinnes. In gewandter Darstellung, der nirgends ein trockener Ton anhaftet, erörtert der Verf. die Berufsverdrossenheit junger Juristen, die Entfremdung zwischen Recht und Volk sowie die Weltfremdheit bei Juristen und erörtert die Frage, worin die tiefe Abneigung gerade auch künstlerisch gerichteter und wissenschaftlich interessierter Geister gegen die Jurisprudenz beruhen möge. Die Literaturangaben, die den angehenden Juristen 'auf Lese- und Feiertagsbücher hinweisen wollen, an denen es doch auch der Rechtswissenschaft nicht völlig mangelt', finden sich jetzt in Anmerkungen. Beigegeben ist mit faksimilierter Unterschrift das Bildnis der beiden Männer, die 'in der goldenen Morgenfrühe des vergangenen Jahrhunderts' an den Pforten der modernen Rechtswissenschaft standen, der eine wie Schiller ein Titane, der andere ein Olympier wie Goethe: Feuerbach und Savigny.

3. Zorns Schrift ist besonders nach zwei Seiten hin verändert und verbessert worden. In § 24 wird die Neuordnung der staatlichen Verhältnisse in Elsaß-Lothringen auf Grund des Reichsgesetzes vom 31. Mai 1911 dargestellt, wodurch das Land, wenn nicht zum Einzelstaate erhoben, so doch jedenfalls 'in so weitem Umfange' den übrigen deutschen Einzelstaaten angenähert wurde, 'daß es für die Praxis des Reichsstaatsrechts heute als Einzelstaat anzusehen ist'. Zweitens finden wir in der nach sechs Jahren nötig gewordenen neuen Auflage ein $5^1/_2$ Seiten umfassendes, genaues und vollständiges (nach Stichproben zu schließen) Namen- und Sachregister, was gerade bei einem solchen Büchlein eine wesentliche Verbesserung genannt werden muß. Als inhaltlich und formell besonders bemerkenswerte Sätze seien folgende hervorgehoben: 'Seit das Reich mit starker gewappneter Faust dafür sorgt, daß nicht mehr fremde Eroberer den Partikularismus zum Schaden des Volkes ausbeuten können, ist, wenn ich recht sehe, dieser Partikularismus leider wieder mächtig ins Kraut geschossen' (S. 6). 'Die Hohenzollern haben dem deutschen Volke endlich den seinem Wesen entsprechenden Staat gegeben, das ist die Wahrheit der Geschichte, die vaterlandsloser Unsinn jüngst als "Hohenzollernlegende" zu bezeichnen sich erfrecht hat' (S. 10).

'Alle Schriftsteller von Bedeutung, abgesehen von Seydel, sind einig, daß das Reich souverän ist, die Einzelstaaten nicht mehr souverän sind' (S. 48). Für den Geschichtsunterricht in den höheren Lehranstalten bemerkenswert ist Zorns Forderung, ihn allenthalben auf die Grundlage der älteren brandenburgisch-preußischen Geschichte zu stellen; diese bilde das erste Kapitel unserer heutigen Staatsgeschichte, doch herrsche darüber 'auch in den gebildeten Kreisen unseres Volkes' oft eine erschreckende Unkenntnis, über die man staunen müsse, und die für die 'gesunde und rührige politische Weiterentwicklung' verhängnisvoll sei. — Nur an einer Stelle ist mir eine gewisse Unklarheit der Beziehung aufgefallen: S. 5 Z. 3 v. o. steht 'auf diesem Wege', vorher aber wird von 'mancherlei Ansätzen' gesprochen. — Dieses Bändchen wird nunmehr als erster Teil eines 'Deutschen Reichsstaatsrechts' bezeichnet, dessen Fortsetzung man begrüßen kann, wenn sie dem Anfange entspricht.

4) Hans Bauerschmidt, Lesebuch für staatsbürgerliche Bildung. München 1913, J. Lindauer. VI und 163 S. Gr. 8. Geb. 2,40 ℳ.

In drei Hauptabschnitte zerfällt das Lesebuch: Staat und Staatsformen (bis S. 8), Unser deutsches Vaterland (bis S. 80), Wirtschaftspflege; auch in diesem dritten Abschnitte (bis S. 134) steht Deutschland im Vordergrunde. Der Anhang enthält Auszüge aus den Verfassungsurkunden für das Deutsche Reich, für Preußen und für Bayern sowie kurze Bemerkungen zur Verfassung in den übrigen Bundesstaaten.

'Neben unmittelbaren Quellenstücken, deren Wert besonders auch für die staatsbürgerliche Bildung gerade in neuerer Zeit stark betont wird, habe ich aus anerkannt guten Werken Darstellungen (Abschnitte) ausgesucht, die nicht nur bürgerkundlichen Inhalt bieten und zunächst Wissen vermitteln sollen, sondern die auch ein starkes vaterländisches Empfinden auszulösen (welcher Wustmann erlöst uns endlich von diesem bei manchen Objekten geradezu widerwärtigen Modeworte!), zu ebensolchem Wollen und Tun zu begeistern und das staatsbürgerliche Gewissen zu schärfen imstande sind,' sagt der Herausgeber im Vorworte. Von den fünfzig Lesestücken sind nicht weniger als einunddreißig aus weitverbreiteten Sammelwerken entnommen, nämlich aus der Deutschen Bücherei 'Deutschland als Weltmacht', Heinze-Rosenbergs Quellen-Lesebuch, der Köselschen Sammlung 'Schaffen und Schauen', Schillings Quellenbuch und Schröters 'Deutschem Staatsbürger'. B. schöpft also zu sehr aus dritter Hand. Unmittelbare Quellenstücke bietet er in verhältnismäßig geringer Anzahl und spendet zuviel Leitungswasser, das nicht gerade erfrischt und erquickt. Unter jenen Stücken wüßte ich nur zwei zu nennen, die in diesem Lesebuche deshalb eine rühmliche Ausnahme bilden, weil sie sich in ähnlichen 'für die reifere Jugend zur Ergänzung des Unterrichts in der Geschichte und Muttersprache bestimmten' Sammlungen nicht finden: es sind Paulsens Ausführungen über Deutsche Bildung — Menschheitsbildung und Bülows Rede bei der Enthüllung des Bismarckdenkmals. Um vaterländisches Empfinden zu erwecken, dazu sollen besonders die Gedichte 'An Deutschland' von

Geibel und 'Das Lied vom Stein' sowie 'Der Waffenschmied der deutschen Freiheit' von Arndt dienen. Gustav Maier kommt fünfmal zu Worte, 'Einhart' ebensooft. Ohne seinem bekannten Standpunkte zu nahe treten zu wollen, halte ich seine Darstellung doch nicht für eine so 'anerkannt gute', daß gerade aus ihr Abschnitte über Stein und Scharnhorst, über den Zollverein und die sozialistische Bewegung entnommen werden mußten. Für Stein und Scharnhorst kommt in erster Linie Lehmann[1]) in Betracht, dessen Darstellung durch geschickte Auswahl schon für die höheren Lehranstalten geradeso nutzbar gemacht werden kann, wie Paulsens obenerwähnte Darlegungen. Aus Wolfs 'Angewandter Geschichte' werden dreimal Auszüge geboten. Über die Wirtschaftsstufen wäre besser aus Büchers klassischer, jetzt in achter Auflage vorliegender 'Entstehung der Volkswirtschaft' ein Abschnitt im Auszuge widergegeben als aus Moormeisters 'Wirtschaftlichem Leben' und aus Glocks 'Bürgerkunde', so verdienstlich diese beiden Schriften auch sind. Daß aus Gustav Freytags 'Soll und Haben' ein Abschnitt über den Landwirt aufgenommen worden ist, daran nehme ich meinerseits keinen Anstoß, wohl aber daran, daß gerade dieser Schriftsteller auch über — Moltke als Feldherrn zu Worte kommt. Da wäre doch z. B. Hans Delbrück entschieden weit besser am Platze gewesen. Auch hätte ich über die Versicherung statt des Lesestücks von Luise Bäntziger lieber einen Abschnitt aus den Schriften von Manes aufgenommen. Die Botschaften Wilhelms I. und die Erlasse Wilhelms II. finden sich in fast allen deutschen Lesebüchern und in vielen geschichtlichen Lehrbüchern, wenigstens im Auszuge, so daß sie hier wohl nicht nochmals abgedruckt zu werden brauchten. Dagegen vermisse ich ein Personen- und Sachregister.

---

[1]) Die Ergebnisse seiner Forschungen faßt für die Zwecke des Geschichtsunterrichts zusammen Paul Kalkoff in der kleinen trefflichen Schrift: Die Vorgeschichte der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen (Beilage zum Jahresbericht des Magdalenen-Gymnasiums in Breslau. 1913. Nr. 263. 26 S.), auf die ich die Fachgenossen, zumal im Jahre der Gedenkfeiern an die Befreiungskriege, gern hinweise. Die 'Enrollierung' der bäuerlichen Jugend ist als Vorläuferin der allgemeinen Wehrpflicht anzusehen und wird zuerst 1722 in einem Erlaß als schon bestehender Brauch erwähnt. Ihre Urheber sind, wie die Zeit der ersten Versuche, unbekannt. Ob Kalkoff recht hat, wenn er schreibt: 'Schwerlich sind gerade die Gutsbesitzer unter den Hauptleuten mit dieser Neuerung vorgegangen' (S. 14), scheint mir zweifelhaft; denn wenn die Enrollierten schon nach 15—18monatlicher Dienstzeit meist dauernd beurlaubt wurden außerhalb der Exerzierzeit, so fehlten den Gutsbesitzern nicht die nötigen Landarbeiter. Sicher ist nur, daß die Enrollierung nicht durch ein Gesetz (jenes fabelhafte Kantonreglement von 1733) ins Leben gerufen worden ist. Im Reglement von 1726 erlaubt der König die Enrollierung und verbietet daraufhin die gewaltsame Werbung im Lande bestimmt und rückhaltlos; die ausländische Werbung aber war und blieb ihm das unentbehrliche Mittel, sowohl die Untertanen zu entlasten als auch Handel und Wandel zu schonen und zu heben. 1733 erklärte Friedrich Wilhelm I. nur, daß er 'wegen der Enrollierten eine neue Disposition machen' wolle, und erließ dann Ausführungsbestimmungen. — Auf den nicht immer beachteten Unterschied zwischen den freiwilligen Jägern und dem Lützowschen Freikorps weist K. ausdrücklich hin, dagegen erwähnt er nicht Boyens Verdienst um das Krümpersystem. — Ein Druckfehler findet sich S. 5: Friedrich Wilhelm II. statt I.



5) Graf Hue de Grais, Staatsbürgerkunde. XII und 197 S. Gr. 8. Berlin 1913, J. Springer. Geb. 1,80 ℳ.

Der durch sein im gleichen Verlage erschienenes Handbuch der Verfassung und Verwaltung in Preußen und dem Deutschen Reiche (21. Auflage 1912) rühmlich bekannte Verf. will durch diesen in Anordnung und Einteilung des Stoffes an das Handbuch sich anschließenden Leitfaden in erster Linie den Lehrern an höheren, mittleren und Fachschulen sowie an Seminaren ein Hilfsmittel bieten, aus dem sie sich leicht und vollständig über unsere staatlichen Zustände Rat erholen können. 'Auch den vorgeschrittenen Schülern kann ein solcher Leitfaden als Ratgeber dienen, und das selbe gilt für die Studierenden auf den Universitäten und anderen Hochschulen.' Im Unterschied vom Handbuche behandelt diese Schrift (auf 46 S.) auch das bürgerliche Recht sowie das Strafrecht und wird dadurch zu einer Darstellung des gesamten vielgestaltigen und verwickelten Rechts- und Wirtschaftslebens. Die Einleitung (bis S. 10) enthält die allgemeinen Grundsätze über Staat, Recht und Wirtschaft, die folgenden neun Kapitel, übersichtlich in Unterabschnitte und Paragraphen (im ganzen sind es hundert) eingeteilt, zeigen, wie auf dieser Grundlage die Einrichtungen in Preußen und dem Reiche aufgebaut worden sind. Unter dem Texte werden in Anmerkungen alle wichtigeren Reichs- und Landesgesetze aufgeführt mit Angabe der Sammlungen, in denen sie veröffentlicht sind, und mit sonstigen näheren Hinweisen.

Überall zeigt der Verf. meisterhafte Beherrschung des Stoffes, und sein Leitfaden ist nicht ungeeignet, durch unbefangene Würdigung unserer staatlichen Einrichtungen in manchen Kreisen (Schüler werden ihn kaum anders als zum gelegentlichen Nachschlagen benutzen) auch die Freude an der Mitwirkung im öffentlichen Leben zu wecken oder zu erhöhen; dem Erfolge nach dieser Richtung hin schadet hoffentlich nicht die trockene Aufzählung mancher Tatsachen und die Anführung unendlich vieler Paragraphen. Darin geht die sonst sehr ähnliche Bürgerkunde von Hoffmann und Groth — um nur eine von zahllosen zu nennen — längst nicht so weit, sondern bietet mehr frische, lebendige Darstellung.

Von Einzelheiten, die mir aufgefallen sind, hebe ich hervor S. 15 Z. 16 v. o. ('Verfassung' fehlt) und S. 37 Anmerkung 2: Der erste Satz darin ist ungenau, der zweite sachlich unrichtig — in sehr vielen anderen Büchern findet sich die selbe Unrichtigkeit —, im dritten paßt 'ist' nicht zum Vorhergehenden, und 1867 gab es noch kein Deutsches 'Reich'. S. 7 steht Lasalle, S. 10 dagegen richtig Lassalle, ebenso im 'Sachverzeichnis', das übrigens auch Marx und Smith nennt.

6) Gustav Maier, Das Geld und sein Gebrauch. 126 S. Kl. 8. Leipzig und Berlin 1913, B. G. Teubner. Geb. 1,25 ℳ.

In der bekannten Sammlung 'Aus Natur und Geisteswelt' ist G. Maiers Schrift über soziale Bewegungen und Theorien bereits in vierter Auflage erschienen. Sein jetzt zur Besprechung vorliegendes Büchlein, das der selben Sammlung angehört, verdient ebenfalls weite Verbreitung. Denn es sucht durch ein geläutertes Verständnis die per-

sönliche und die soziale Wohlfahrt und Zufriedenheit zu fördern, die vom Gelde mehr beeinflußt werden als von irgendeinem anderen Dinge. 'Zwar regiert in Wahrheit das Geld die Welt nicht, aber wer da immer seinerseits das Geld zu regieren, d. h. richtig einzuschätzen, zu erringen und anzuwenden versteht, der ist es, der — ob hoch oder nieder — an der Weltregierung teilnimmt, weil er zunächst sich selbst zu regieren imstande ist.'

Unter den zwölf Abschnitten der Schrift kommen für die Gymnasialkreise außer den beiden ersten, die von der Entstehung und dem Wesen des Geldverkehrs sowie von dem Gelde in Deutschland handeln, besonders in Betracht die drei letzten (von S. 102 an), betitelt: Geld und Staat, Geld und Lebensführung, Geld und Persönlichkeit. Gerade in diesen Teilen verbindet das Büchlein sehr ansprechend klare Darlegung der Realität mit dem Bekenntnis zu einem bedächtigen Idealismus und lehrt die Wahrheit des Ausspruches erkennen: Reichtum ist die Klippe, Armut die Sandbank am Meere des Lebens, und der Glückliche segelt zwischen beiden hindurch. Wir lesen bei Maier z. B.: 'Die Erfahrung lehrt, daß diejenigen Ehen gemeinhin die glücklichsten sind, die neben einer ernst geprüften und tiefen gegenseitigen Neigung auch den äußeren Verhältnissen Rechnung tragen, freilich nicht allein nach der Seite von Geld und Besitz, sondern namentlich unter Berücksichtigung der Familie, von der die ererbten und anerzogenen Eigenschaften des Charakters wie die physischen und psychischen der Gesundheit abhängen.' 'Für die Familie wird bei dem Zweikindersystem der erstrebte Erfolg nicht erreicht, weil der vorübergehend gesicherte Wohlstand der nächsten Generation nur selten Dauer hat und weil, ganz im Gegenteil, erfahrungsgemäß bei diesem System die Familien rasch aussterben.' Die Urteile der drei Milliardäre Rhodes, Nobel und Carnegie über den Wert des Geldes werden in einer Anmerkung wörtlich mitgeteilt; sie klingen zwar etwas theoretisch, sind aber doch unzweifelhaft wertvoll. Nobel hat seine Söhne als einfache Schlosser erziehen lassen, und Rhodes erklärte, er würde, wenn er einen Sohn hätte, ihn 'ohne einen Sixpence' in die Welt hinausschicken. Warum hat der Verf. übrigens Moltke nicht erwähnt, der, neunzig Jahre alt, an seinen Großneffen schrieb: 'Wer seine Einnahme voll ausgibt, wird es zu nichts bringen, wer mehr ausgibt, wird ein Bettler oder Schwindler'?

Die übrigen Abschnitte enthalten alles Nötige und Wissenswerte über Papiergeld (den Unterschied zwischen Reichskassenscheinen und Reichsbanknoten kennen, wie die Erfahrung lehrt, viele nicht), Wertpapiere, Börse, Bankwesen, Kapitalanlage und Vermögensverwaltung, Depositenwesen, Scheck- und Giroverkehr. Durch verschiedenen Druck wird das Wichtige vom weniger Wichtigen unterschieden; in kleinen Lettern gibt der Verf. auch nähere Erklärungen, z. B. S. 39 über Zwangskurs, ein Ausdruck, mit dem selbst das gediegene Handwörterbuch der Volkswirtschaft noch in der dritten Auflage mißverständlich die den Reichsbanknoten verliehene Eigenschaft als gesetzliches Zahlungsmittel bezeichnet. — Leider fehlt ein Register.

Görlitz. E. Stutzer.



E. Stutzer, Lesebuch zur Deutschen Staatskunde. 4. verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Dresden, Berlin (o. J.) [1913]. L. Ehlermann. 170 S. 1,40 ℳ.

Da in dieser Zeitschrift die ersten beiden Auflagen von Stutzers Lesebuch zur Deutschen Staatskunde (von F. Kuntze, Jahrg. LXII, S. 694f. und von mir, Jahrg. LXIV, S. 231ff.) bereits angezeigt worden sind, so darf ich mich beim Erscheinen der vierten Auflage kurz fassen.

Daß das Buch seinen Zweck trefflich erfüllt, ist von allen Seiten anerkannt worden: bietet es doch wirklich, wie es im Vorwort heißt, 'in Ergänzung der meist nur ein Gerippe darstellenden Bürgerkunden Fleisch und Blut, d. h. die wissenschaftlichen Ergebnisse in zusammenhängender, sorgsam ausgewählter Darstellung'. In seinen drei Hauptteilen (A. Allgemeiner Teil, B. Das Deutsche Reich, C. Preußen) bringt es — meist mit geschickten Kürzungen und Auslassungen, wo es nötig ist, auch mit einleitenden und erklärenden Zusätzen — Abschnitte aus den Werken einer ganzen Reihe der angesehensten, besonders staatswissenschaftlichen und historischen Schriftsteller der Neuzeit (ich nenne vor allem Bornhak, Jellinek, Laband, Roscher, Sohm, Stier-Somlo; von Below, Hintze, Lamprecht, Lehmann, Meinecke, Paulsen) und fügt dann in einem Anhang das Nötige aus der Verfassung des Deutschen Reiches und Preußens, einiges über die Verfassung der außerpreußischen Staaten, dazu noch eine Anzahl von Aussprüchen Friedrichs des Großen und Bismarcks und eine Zeittafel hinzu.

Daß der Verfasser, wie er selbst betont, an diesem Buch mit besonderer Freude hängt, hat er auch bei der Bearbeitung dieser neuen verbesserten und vermehrten, an einer Stelle (Abschnitt 11: Staatliche Sozialpolitik) auch gekürzten Auflage bewiesen. Vermehrt ist sie einmal durch zwei neue Abschnitte: den 6. 'Macht und Recht' (verkürzt herübergenommen aus Jellineks Allgemeiner Staatslehre, S. 351ff.) und den 22. 'Die Sozialversicherung', der Stier-Somlos Artikel 'Die Reform der deutschen Sozialversicherung im Handbuch der Politik' (B. II S. 485ff.) entnommen worden ist und dem der Herausgeber eine Einleitung, eine Anzahl erklärender Anmerkungen und einen Zusatz am Ende beigegeben hat. Wünschenswert wäre es gewesen, die Stelle, wo der Text Stier-Somlos einsetzt (S. 103 o.), genau zu kennzeichnen. Was den Zusatz am Schluß betrifft, so sei mir die Bemerkung gestattet, daß die dort angeführten berühmten Worte Gneisenaus doch wohl lauten: 'Begeistre du das menschliche Geschlecht' usw. und nicht 'Begeistere das menschliche Geschlecht': so wenigstens führt Treitschke, Deutsche Geschichte, S. 289, die Stelle an.

Neu hinzugekommen sind fernerhin eine große Zahl — nicht weniger als 36 — Anmerkungen, die recht dankenswerte sachliche Erläuterungen zum Text geben, Fremdwörter und technische Ausdrücke erklären oder sonst das Verständnis erleichtern. Besonders erwähnt mag noch werden, daß, wie andere Vorbemerkungen des Verfassers zu einzelnen Abschnitten, so besonders die zu Teil B (S. 40ff.) nicht unwesentlich erweitert worden ist, so daß sie mit Recht nunmehr als eine — wenn auch kurze — Übersicht über die deutsche Verfassungsgeschichte bezeichnet werden kann.

Alle diese und noch andere Bereicherungen des Stoffes sind zugleich Verbesserungen; aber auch sonst ist die sorgfältig bessernde Hand des Verfassers überall deutlich zu erkennen, und geschickt ist oft mit wenig Worten die Darstellung klarer, richtiger und leichter verständlich gemacht worden.

Auch das Sachregister ist sehr erweitert und verbessert worden, und manches überflüssige Fremdwort hat wider weichen müssen.

Nach alledem brauche ich eine besondere Empfehlung dieser Auflage gar nicht mehr auszusprechen: sie empfehlt sich selbst. Auch ferner wird Stutzers Lesebuch, wenn es in der Weise benutzt wird, wie das Vorwort es wünscht, treffliche Dienste tun als ein Mittel zum Zweck der staatsbürgerlichen Vorbildung, als deren unermüdlichen Vorkämpfer sich Stutzer erst vor kurzem wider durch seinen ganz vorzüglichen 'Ausführlichen Lehrplan der deutschen Staatskunde' (Schriften der Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung, 11) erwiesen hat.

Berlin. Rudolf Lange.

---

1) Paul Torge, Aus Israels Propheten. Amos, Hosea, Jesaja, Jeremja, Deuterojesaja.
Karl Kautzsch, Die Philosophie des Alten Testaments (= Religionsgesch. Volksb. Heft 5 u. 6. 52 u. 56 S.). Tübingen 1914. J. C. B. Mohr. Je 50 ₰.

Die 'Religionsgeschichtlichen Volksbücher' haben nicht nur in den Kreisen der Gebildeten überhaupt großen Anklang gefunden, da sie in gemeinverständlicher, auf wissenschaftlicher Forschung aufgebauter Darstellung die großen Fragen der Entstehung, Entwicklung und Ausprägung der Religion als solcher wie insbesondere der alt- und neutestamentlichen Religion behandeln und in die wichtigen Probleme der Weltanschauung und Religionsphilosophie einführen, sondern sie sind auch manchem Religionslehrer ein wertvolles Hilfsmittel geworden. In der Tat kann man gerade für Religion der oberen Klassen an höheren Schulen vieles Brauchbare darin finden, und die Art und Weise der Behandlung gibt gute Fingerzeige dafür, wie man schwierige religiöse Stoffe im Unterrichte darbieten und zur Diskussion stellen kann. Dies trifft auch für die sechste Reihe, die praktische Bibelerklärung, zu. Sie will die für die Kenntnis der alt- und neutestamentlichen Religionsentwicklung wichtigsten Abschnitte hervorheben, und zwar sowohl in möglichst getreuer Übersetzung als auch durch kurzgefaßten Hinweis auf Inhalt und Bedeutung. Wenn man erwägt, daß in den Schriften des Alten und Neuen Testaments vieles für unsere heutigen religiösen Bedürfnisse Unwichtige enthalten ist, das den Überblick und Zusammenhang weitschweifig unterbricht, so werden wir es gutheißen, daß hier nur die Hauptsachen behandelt werden, die religionsgeschichtlich und praktisch dauernden Wert haben. Und wenn dabei die textliche Ordnung verlassen und der Stoff nach bestimmten Gesichtspunkten abgeteilt ist, so billigen wir auch dies ohne weiteres. Es kommt ja nicht auf eine Fülle von Einzelheiten an, sondern auf das Verständnis des Zusammenhangs und einen gesunden Überblick.

Die uns vorliegenden beiden Hefte behandeln das Wichtigste aus der prophetischen und der Weisheitsliteratur des Alten Testaments. Erstere

kann im Religionsunterricht nicht übergangen, letztere gelegentlich betrachtet werden. Die Hefte können dazu recht gut Verwendung finden. Von den Propheten Israels sind Amos, Hosea, Jesaja, Jeremja und Deuterojesaja behandelt, und ihre grundlegenden, ethisch wie religiös hochwertigen Idealgedanken werden in einer Auswahl der Hauptstellen vorgeführt. Damit wird ein lehrreicher Einblick in die Geisteswerkstatt der werdenden höheren Frömmigkeit gewährt, die zu Hinweisen auf die darauf fußenden christlichen Gedanken anregt. Die Weisheitsliteratur erscheint unter dem Stichworte 'Die Philosophie des Alten Testaments', wodurch ebenfalls Vergleiche dieser Lebensweisheit mit neueren philosophischen Gedankengängen nahegelegt werden. Die beiden Hefte sind demnach nicht nur in Einzelheiten, sondern auch im allgemeinen unterrichtlich zu verwerten. Kurzgefaßte Einleitungen zum Ganzen wie zu den einzelnen Abschnitten, die auch auf kritische Fragen eingehen, sind gleichfalls diesem Zwecke dienlich. Der Religionslehrer kann aus der Stoffbehandlung manche Anregung entnehmen.

2) Die Mischna. Text, Übersetzung und ausführliche Erklärung, mit eingehenden geschichtlichen und sprachlichen Einleitungen und textkritischen Anhängen herausgeg. von Prof. D.Dr. G. Beer (Heidelberg) und Prof. D. O. Holtzmann (Gießen). — 1. Seder (Zeraim), 4. Traktat: Kil'ajim (Verbotene Mischgattungen), von Dr. Karl Albrecht (Oldenburg). VI. u. 87 S. 4,80 ℳ (in Subskr. 4,20 ℳ). — 2. Seder (Moëd), 8. Traktat: Rosch ha-schana (Neujahr), von Lic. Paul Fiebig (Gotha). VII u. 127 S. 6,75 ℳ (in Subskr. 5,90 ℳ). — 4. Seder (Neziqin), 10. Traktat: Horajot (Entscheidungen), von W. Windfuhr (Hamburg). V u. 35 S. 2,15 ℳ (in Subskr. 1,90 ℳ). — Gießen, Alfred Töpelmann 1914.

Wider liegen drei neue Lieferungen des großzügigen Mischnawerkes vor, das wir in seiner Bedeutung für die Religionsgeschichte und das Verständnis des Neuen Testaments auch hinsichtlich der Zwecke des Unterrichts an höheren Schulen bereits gewürdigt haben. Was bis jetzt veröffentlicht worden ist, ist tüchtige Arbeit, die ihren Verfassern alle Ehre macht und das Werk empfiehlt. Eine kurze Charakterisierung der neu herausgekommenen Traktate möge hier folgen.

Kil'ajim will die nötigen Erläuterungen zu den Stellen Dt. 22, 9—11 und Lev. 19, 19 geben, die verbieten: 1. Feld oder Weinberg mit zweierlei Arten von Samen zu besäen, 2. zweierlei Tiere vor den Pflug zu spannen oder davon Bastarde zu züchten, 3. Kleider aus zweierlei Fäden, Wolle und Flachs, gewebt zu tragen. Die Schwierigkeit der Vorschrift lag darin, daß man unter Umständen nicht wissen konnte, ob und wann etwas von den genannten Gattungen als zweierlei zu betrachten war. So bot sich gerade hier ein ungeheuer weites Feld für kasuistische Unterscheidungen. Der Traktat befaßt sich zum weitaus größeren Teile mit dem Verbot der Saatenmischung und erörtert hier aufs eingehendste, welche Gewächse als zweierlei zu betrachten sind und welche nicht, wie Beete und Äcker neben und in Verbindung miteinander anzulegen sind, damit es nicht als Anpflanzung von Zweierlei zu gelten habe, wie der Weinberg gesetzmäßig angelegt sein soll, und vieles andere, was uns fast ein Bedauern abnötigt, daß die jüdischen Gelehrten ihre Geisteskraft in solchen kasuistischen Spielereien vergeudet haben. Auch die

Abschnitte über verbotene Tiermischung und Kleiderstoffmischung bieten vieles Auffallende. Immerhin ist die Abhandlung dadurch interessant und gewährt vor allem einen sehr instruktiven Einblick in den landwirtschaftlichen Betrieb der Juden. Die Abfassung des Traktats wird um 170—190 angenommen und auf Rabbi Juda Hannasi zurückgeführt; doch liegen anscheinend auch spätere Einschübe vor. Das Verbot der Mischungen ist wohl so zu motivieren, daß heidnischer Aberglaube dabei bekämpft werden sollte. — Rosch ha-schana aus dem Seder der Festzeiten behandelt das jüdische Neujahr. Der Bearbeiter hat eine ausführliche Einleitung vorausgeschickt, in der er außer den nötigen Angaben über Inhalt und Abfassungszeit (die einzelnen Stücke verteilen sich auf die Zeit seit der Geburt Jesu bis um 200 n. Chr.) eine höchst wertvolle Geschichte des jüdischen Neujahrsfestes und der Neumondfeier von den Anfängen bis zur Gegenwart bringt. Im Rahmen dieser geschichtlichen Entwicklung wird uns das Ganze erst recht verständlich. Der Traktat mußte, entsprechend der Bedeutung des Neumonds für die Bestimmung des Monatsanfangs, also auch des Jahres, zunächst eingehend über die Feststellung des vorhandenen Neumonds handeln; hierauf wurde der größte Wert gelegt, und wir erfahren dabei unter anderem, daß man den Anbruch des neuen Monats mit Feuersignalen und später erst durch Boten weiterverkündigte. Den zweiten Teil des Traktats bilden dann die Verordnungen über die feierliche Begehung des Jahresanfangs am 1. Tischri, bei der das Blasen des Schophar einen wichtigen Bestandteil bildete. Wir treffen auf Schritt und Tritt uralte religiöse Anschauungen und kulturgeschichtliche Eigenheiten. Auch für die Beurteilung des neutestamentlichen Judentums, zu dessen Zeit der Traktat entstand, ist dieser von Wert. — Horajot ist ein weniger bekannter Traktat. Sich stützend auf Lev. 4, das von Sühnopfern handelt, die bei unabsichtlicher Übertretung eines Gottesgebotes darzubringen sind, behandelt er die Frage, ob alle falschen Entscheidungen, die z. B. das Synedrium oder der Hohepriester treffen und wodurch sie eine unbeabsichtigte Gesetzesübertretung hervorrufen können, ohne weiteres ein Sühnopfer erfordern, um dann näher auf die Voraussetzungen für ein solches und verschiedene andere Punkte, die nur sehr lose mit dem eigentlichen Gegenstand zusammenhängen, einzugehen. Bei der überaus verwickelten Komposition läßt sich Herkunft und Abfassungszeit der einzelnen Stücke kaum feststellen. Auch dieser Traktat ist uns ein deutliches Beispiel für die Verflachung der religiösen und kultischen Anschauungen des Spätjudentums. — Was von der Übersetzung der Texte, der Anordnung derselben und den Anmerkungen zu sagen ist, haben wir in der Besprechung der ersten Lieferungen erörtert, so daß sich eine Widerholung erübrigt.

3) Biblisch-theologisches Wörterbuch der neutestamentlichen Gräzität, von D.Dr. Hermann Cremer. Zehnte, völlig durchgearbeitete und vielfach veränderte Auflage. Herausgeg. von D.Dr. Julius Kögel. 4.—6. Lfg. (Bg. 29—58), je 4 ℳ. Gotha, F. A. Perthes A.-G. 1913.

Bei Besprechung der ersten drei Lieferungen ist die Anlage und wissenschaftliche Bedeutung des Cremerschen Wörterbuchs genügend



hervorgehoben worden. Das Werk gibt eingehende Belehrung über die Entwicklung der biblisch-theologischen Begriffe der neutestamentlichen Schriften und kann als unentbehrlich für jeden bezeichnet werden, der den neutestamentlichen Lehrbegriff behandeln will, also auch für den Religionslehrer an höheren Schulen. Daß es einen bestimmten dogmatischen Standpunkt vertritt, hindert seine wissenschaftliche Benutzung nicht, da der Kenner des Stoffs das Individuelle von der Sache schon zu trennen versteht. Die neue Bearbeitung ist außerdem eine sehr ansprechende Arbeit, sowohl wegen der Gründlichkeit, mit der die einzelnen Begriffe erörtert werden, als auch wegen der weitgehenden Verwertung und Herbeiziehung der neueren biblisch-theologischen und exegetischen Literatur.

Das Wörterbuch ist jetzt gediehen bis zum Worte *πλήρης* und seinen Ableitungen, was indessen noch nicht abgeschlossen ist; der wichtige Begriff *πλήρωμα* ist noch behandelt. Von größeren Artikeln, die bei neutestamentlichen Studien vor allem berücksichtigt werden müssen, nennen wir aus den vorliegenden Lieferungen die über *ζωή*, *θεός*, *κόσμος*, *λόγος*, *νόμος*, *πατήρ*, *πίστις*, die sämtlich eingehende Sonderuntersuchungen darstellen. Aber auch die mehr nebensächlichen Wortbegriffe sind mit Sorgfalt bearbeitet. Wenn das Wörterbuch, wie zu erwarten, bald abgeschlossen ist, werden wir an ihm ein gern gebrauchtes Hilfsmittel haben.

Mülhausen i. Els. E. Herr.

---

1) Karl Heinemann, Die klassische Dichtung der Griechen. Leipzig 1912. (Verlag Alfred Kröner, 237 Seiten, kl. 8, in Leinwand gebunden 1,20 ℳ.)

'Es gibt nichts Größeres als die griechische Literatur, und ihr Kulturwert ist durch die Jahrtausende erprobt. Dieses Büchlein will ein auch für Laien verständlicher Führer sein durch die klassische Dichtung der Griechen und einen bei aller Kürze doch lesbaren Überblick geben über das, was jene große Zeit und die klassischen Dichter geschaffen haben. Es wendet sich an alle, die durch den Bildungsgang ihrer Jugend Freunde der griechischen Dichtung geworden sind, nicht weniger aber auch an die gebildeten Männer und Frauen, die, ohne die Sprache der Griechen zu verstehen, sich mit ihrer Poesie befreunden wollen.' (Aus dem Vorwort.)

Mit diesen Worten bezeichnet der Verf. trefflich Zweck und Eigenart seines Buches. Er gibt eine Darstellung der klassischen Dichtung der Griechen von Homer bis Aristophanes, in der üblichen Einteilung: Epos, Lyrik, Tragödie, Komödie. Dabei hält er sich gleichweit entfernt von dem Schema eines 'Leitfadens' mit trockener Aufzählung von Namen und Daten, wie von der Darstellungsweise unserer großen Literaturgeschichten, die mit dem Bericht über Philologenarbeit und über die Literatur über die Dichtungen bisweilen die Originale selbst fast vergessen. Heinemann gibt stets ausführliche Inhaltsangaben und reichliche Proben in guten Übertragungen. Ich nenne von den gewählten Übersetzern besonders die Namen: Arnim, Eskuche, Geibel, Goethe, Möricke,

Wilamowitz. Hervorzuheben sind auch die mehrfachen Hinweise auf Zusammenhänge und Parallelen mit der deutschen Literatur.

Vielleicht hätte bei der Betrachtung der Acharner auf den Doppelsinn des Wortes *'σπονδαί'* hingewiesen werden müssen, wodurch der Inhalt des Stückes erst recht verständlich wird. Da das Buch sich auch an Leser wendet, die nicht Griechisch verstehen, so ist es wohl nur ein Versehen, wenn im Text ein paar Worte in griechischen Lettern erscheinen (so auf S. 210 und 213).

Doch das sind nur belanglose Kleinigkeiten. Erfreulicherweise und entsprechend dem oben bezeichneten Zweck des Buches hat der Verfasser ein Eingehen auf philologische Streitfragen fast ganz vermieden, ohne jedoch die Zuverlässigkeit der Angaben zu beeinträchtigen. Vielmehr hat man überall den Eindruck einer guten wissenschaftlichen Grundlage. Dazu kommt als weiterer Vorzug die klare und lebensvolle Sprache, die sich stellenweise zu begeisterter Darstellung erhebt, dem großen Gegenstande angemessen. Man fühlt die persönliche Anteilnahme und die innere Ergriffenheit des Verfassers. Ich denke da besonders an die Abschnitte über Homer, Sappho, Pindar.

Das Büchlein ist mit warmem Herzen geschrieben und wird zum Herzen sprechen. Weiteste Verbreitung ist ihm zu wünschen, namentlich in Kreisen, die nach wahrer Bildung verlangen, ohne doch die Quellen und den wertvollsten Teil der europäischen Kultur in der Ursprache verstehen zu können. Aber auch der Philologe vom Fach, namentlich der Schulmann, wird das Buch gern zur Hand nehmen, wenn er sich einen Überblick verschaffen will über vertraute Schönheit und Größe.

2) Titus Maccius Plautus, Der Geizige und sein Schatz (Aulularia), übersetzt von Dr Anton Funck, Berlin 1914. (Weidmannsche Buchhandlung, 61 Seiten, kl. 8, 1,20 ℳ.)

Wir wissen, daß keine Übersetzung das Original vollkommen ersetzen kann. Und doch können gute Übersetzungen meines Erachtens mehrfache Zwecke erfüllen: Einmal können sie denen, die der Sprache des Originals unkundig sind, wenigstens einen Einblick in die alte Dichtung verschaffen. Sodann — und dies ist vielleicht das Wichtigere — werden sie wertvolle Dienste dem leisten, der zwar einige Werke im Urtext gelesen hat, ohne aber Zeit und Kenntnisse zu weiterer, eingehender Beschäftigung mit den Originalen zu besitzen. Hierauf können, wie ich glaube, unsre Gymnasien gar nicht eindringlich genug aufmerksam gemacht werden. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich aus seiner eigenen Gymnasialzeit mit besonderer Dankbarkeit solcher Lehrer, die die Mühe nicht scheuten, durch gelegentlichen Vortrag guter Übersetzungen das Bild zu vervollständigen, das man aus der Lektüre der Werke im Urtext gewonnen hatte.

Unter diesen Gesichtspunkten ist auch die vorliegende Übersetzung der Aulularia zu begrüßen. Funck bietet das Vorbild des Avare von Molière in einer leichtflüssigen Übertragung. Eine Nachahmung der plautinischen Metren ist zum großen Vorteil der Übersetzung vermieden. Statt dessen sind Knittelverse verwendet, je zwei durch Reim verbunden.

Der Schluß ist unter Verwendung der Argumenta angemessen ergänzt. Für mein Empfinden sind nur wenige Härten in der Übersetzung stehen geblieben. So z. B. der Reim von 'Dach' auf 'nach' (S. 19), oder die Verwendung des Wortes 'Chancen' bei der Übersetzung von *'post sero cupit'* (Vers 249, S. 27 bei Funck).

Um die Eigenart und den Wert der neuen Übertragung recht deutlich zu machen, ziehe ich die alte Übersetzung von Binder (in der Langenscheidtschen Bibliothek) zum Vergleich heran. So heißt es bei Binder (V. 40f.):

> 'Fort! Sag ich, fort! Marsch aus dem Haus, beim Herkules!
> Du Ringsumgafferin mit deinem Falkenaug.'

Dagegen Funck:

> 'Hinaus aus dem Haus! Fort! Hörst du denn nicht?
> Alle Winkel durchstöbert das Diebsgesicht!'

Und nun vergleiche man mit dem Original:

> *'Exi, inquam, age exi: exeundum hercle tibi hinc est foras,*
> *circumspectatrix cum oculis emissiciis.'*

Aus der Gegenüberstellung dieser wenigen Verse (die sich indes beliebig vermehren lassen), wird man das oben Angedeutete bestätigt finden: Funck verzichtet bewußt auf eine metrisch-nachahmende und 'wörtliche' Übersetzung und erreicht so einen leicht lesbaren Text in gutem Deutsch. Natürlich kann dabei nicht jede Wendung ganz genau nachgebildet werden. Indessen, wer den Wortlaut des Urtextes braucht, wer sich wissenschaftlich mit der Aulularia beschäftigen will, der wird selbstverständlich das Original benutzen. Wer aber den Wunsch hat, ein plautinisches Lustspiel in leicht verständlicher und ansprechender Form zu lesen, oder Kenntnisse zu vervollständigen, die er aus der Lektüre von Originalen bereits gewonnen hat, dem wird die Übersetzung von Funck die besten Dienste leisten.

3) Griechische Einakter, für Haus und Bühne verdeutscht von Gustav Eskuche, mit fünf Dichterbildnissen, Halle 1913. (Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, gr. 8, 270 Seiten, geh. 3,50 ℳ, geb. 4,50 ℳ.)

Unter dem zusammenfassenden Titel 'Griechische Einakter' verdeutscht Eskuche eine trefflich ausgewählte Reihe von Meisterwerken aus sechs Jahrhunderten griechischer Literatur. Er beginnt mit den Persern des Aeschylos; dann folgen Sophokles: Ödipus auf Kolonos und Ichneutai; Euripides: Alkestis und Kyklops; Aristophanes: Frösche; Menander: Die Schiedsszene aus den Epitrepontes; Plautus: Miles; Theokrit: Pharmakeutriai; Herondas: Lehrer, Schuster, die Frauen im Asklepiostempel; Lukian: Ein Rahmengespräch aus dem Philopseudes (mit dem Urbild des 'Zauberlehrlings'), Frau Gicht, Alektryon. Gute Abbildungen der Statuen von Sophokles und Menander sowie der Köpfe von Aeschylus, Euripides, Platon sind beigegeben.

Der Verfasser äußert sich selbst über die Grundsätze, die ihn bei seiner Übertragung geleitet haben (S. 265): 'Ehrfurcht und Liebe kämpfen im Herzen jedes redlichen Übersetzers einen schweren Kampf: die Ehr-

furcht vor dem Urbild wehrt ihm, etwas zu ändern oder wegzulassen, die Liebe zu dem Urbild mahnt ihn, den frommen Frevel zu wagen, weil er nur so das fremdsprachige Schriftwerk recht vielen seiner Landsleute nahebringen kann. Und die Liebe siegt. Soll uns Deutschen — nicht den wenigen Altphilologen, die trotz ihrer Kenntnis des Griechischen vielleicht auch nach einer Übersetzung greifen —, soll uns Deutschen eine Übersetzung gefallen, so muß es annähernd ein Deutsch sein, wie es Goethe uns gelehrt hat.'

Für das Buch von Eskuche gilt in noch höherem Maße das selbe, was bereits bei der Besprechung der Aulularia von Funck allgemein bemerkt wurde: Es handelt sich nicht um Übersetzungen mit ängstlicher Anlehnung an Versmaß und Wortlaut des Urtextes, sondern um Verdeutschungen im besten Sinne des Wortes. Die Übertragung will den Geist widergeben, nicht den Buchstaben. Daß hierbei das philologische Gewissen nicht verletzt wird, dafür bürgt schon der Umstand, daß 'jeder Zeile eine sorgfältige Wortübersetzung zugrunde liegt' (S. 265).

Die Sprache der Übertragungen ist schlechthin meisterhaft. Man kann es nicht genug bewundern, wie der Verfasser der feierlichen Erhabenheit eines Aeschylos und Platon ebenso gerecht wird wie der heiteren Kleinmalerei eines Herondas oder der tollen Laune eines Aristophanes. Um eine kleine Andeutung dieser vielseitigen Übersetzungskunst zu geben, will ich die ersten Verse der Perser und der Frösche einander gegenüberstellen:

Die Perser

Schauplatz vor dem Schloß in Susa. Morgendämmerung.

1. Edeling: Nach Griechenland zogen sie über das Meer,
die Knaben und Männer allzumal.
Wir Alten blieben daheim im Land,
von König Xerxes erwählt und bestellt,
des Reiches in Treue zu walten.

2. Edeling (zaghaft): Sie zogen hinaus, der Fürst und das Heer
in funkelnder Rüstung. -- Wann kehren sie heim?
so fragt hier drinnen das bangende Herz.
Kein Bote zu Fuß, kein Bote zu Roß
gelangte seither in die Heimat.
Sie zogen hier von Susa und fern
von Ekbatana aus, ganz Asiens Kraft!
Heerscharen zu Fuß und zu Roß und zu Schiff,
wie ein Strom sich wälzt durch die Lande.

Die Frösche

Xanthias (auf einem Esel reitend):
Erlaubst du, Herr, einmal 'nen Witz zu machen,
daß all die Leutchen dort darüber lachen?
(auf die Zuschauer zeigend)

Dionysos: Mal los, beim Zeus! Nur nicht: da beißt mich was.
Die Sorte hab ich satt. Die Witze laß!

Xanthias: Was Feinres dann?

Dionysos: Nur nicht: mich zwickt was hier.

Xanthias: Ich armer Kerl! Zu schleppen lädt man mir
den zentnerschweren Quersack auf den Rücken
und zwingt mich noch, 'nen Witz zu unterdrücken,
wie Phrynichos, der große Lustspieldichter,
sie macht und unser ganzes Kunstgelichter.

Schon in diesen wenigen Verszeilen empfinden wir einerseits die düstere Trauer, die kommendes Unheil verrät, andrerseits die gleichsam verhaltene und vorbereitende Andeutung jenes genialen Humors, der im Verlauf des Stückes alle Schranken überspringen wird. Auch die geschmackvolle Wahl des Metrums wird bereits an diesen kleinen Proben deutlich.

Zahlreiche szenische Anweisungen und regietechnische Bemerkungen fördern das Verständnis. Sie sind außerdem gedacht als Richtschnur für Aufführungen dieser Stücke. In der Tat haben die deutschen Bühnen hier eine ausgezeichnete Gelegenheit, ihrem Publikum etwas Wertvolles zu bieten. (Nur beim Kriton kann ich an Bühnenwirksamkeit nicht recht glauben.)

Man hat diese Übertragungen treffend ein 'deutsches Nachschaffen' genannt. Ihre Lektüre wird Fachleuten wie Laien reinen Genuß bringen. Ich wünsche dem Buch zahlreiche Leser aus allen Kreisen. Das möge geschehen, — ich benutze eine Wendung aus dem Vorwort der oben besprochenen Literaturgeschichte von Heinemann: 'Nicht um der Antike willen, denn ihrer Größe kann nichts genommen werden, aber um unseres Volkes willen'.

Leipzig. Ernst Roth.

---

1) W. H. Roscher, Die Hippokratische Schrift von der Siebenzahl in ihrer vierfachen Überlieferung (Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, herausgegeben von Drerup, Grimme und Kirsch). Band VI, 3./4. Heft. Paderborn 1913. 7 ℳ.

R. hat das Verdienst, durch Aufstellung einer kühnen These die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Hippokratische Schrift von der Siebenzahl gelenkt zu haben. Vor allem auf Grund einer Interpretation des c. XI hat er sie dem 6. Jahrhundert zugewiesen. Diels (D. L. 1911, 1862) und Boll (Die Lebensalter, Teubner 1913) sprechen sich gegen R. aus und sind für einen Ansatz zwischen 450—350. In seinem neusten Werk gibt R. zunächst einmal einen einigermaßen brauchbaren Text. Zur Verfügung stehen ein Pariser Faksimile (Parisin. gr. 2142) für den griechischen Text, zwei lateinische Kodizes (Ambros. lat. O 108. Parisin. lat. 7027) sowie eine arabische Handschrift in München, für die leider noch Harders nicht einwandfreie Übersetzung benutzt ist.

Zwar stehen nicht für alle Teile der Schrift diese vier Quellen zur Verfügung, und für Konjekturen und Emendationen bleibt außergewöhnlich viel Spielraum, aber es ist ein Verdienst R.s, die vier Überlieferungsquellen nebeneinander in übersichtlicher Form ediert zu haben. Diels hatte in seiner Besprechung von Roschers erster Schrift (Über Alter, Ursprung und Bedeutung der Hippokratischen Schrift von der Siebenzahl, Abhdl. d. sächs. Akad. d. W. Phil.-hist. Kl. XXVIII, Nr. V 1911) betont, daß die Schrift für die metaphorische Auslegung von c. XI, 3 *'Ionien als Zwerchfell'* keinen Anlaß biete, jetzt zeigt der Herausgeber, daß der arabische Pseudo-Galenkommentar zu c. 1—17 (Rh. M. 1893, 434ff.)

in der Tat auf eine Überlieferung zurückführt, die diese Auslegung rechtfertigt: *'Der dritte Teil von der Erde sind die Orte, die Ἰωνία genannt werden, und die Bewohner dieser Gegend sind ganz besonders verständig, einsichtig und weise.'*

Der Verfasser gibt aber weiteres Material, das besonders zur Bearbeitung der philosophiegeschichtlichen Probleme dienen soll. Deshalb sind der Ausgabe die hebdomadischen Bruchstücke aus anderen hippokratischen Schriften (*περὶ σαρκῶν, περὶ ἑπταμήνου*) sowie hebdomadischen Schriftstellern *(Hippon v. Metapont, Diokles v. Karystos)* beigegeben. Angefügt sind ferner eine Übersicht über die bisherige Behandlung der Schrift (Littré, Ermerius, Harder, Ilberg, Fredrich, Roscher, Helmreich, Boll, Philipp) sowie ein Auszug aus der deutschen Übersetzung des im Cod. arab. Monac. 802 überlieferten Pseudo-Galenkommentars zu Hippokr. *περὶ ἑβδομάδων* 1—17 von Bergstraßer.

R. verteidigt auch in dieser Schrift seine These gegen die Angriffe von Diels. Seine Hauptstützpunkte bieten die *geographischen Angaben in c. XI. 'Auch die ganze Erde zerfällt in sieben Teile. 1. Sie hat als Kopf und Gesicht den Peloponnes, den Wohnort hochgesinnter Männer; 2. den Isthmos, entsprechend dem Rückenmark; 3. Ionien als Zwerchfell (vgl. den Zusatz des Kommentars oben); 4. den Hellespont als Schenkel; 5. den thrakischen und kimmerischen Bosporus als Füße; 6. Ägypten und das ägyptische Meer als Bauch (d. h. den oberen Teil); 7. Pontos Euximos und Maiotis als unteren Bauch und longabo.'* R. will hier die Benutzung einer Weltkarte annehmen, die Sparta, Korinth und das altmilesische Handelsgebiet berücksichtige. Dies führt auf eine Zeit vor 500, dem ionischen Aufstand. Andrerseits ist schon von Diels darauf aufmerksam gemacht worden, daß an anderen Stellen der Schrift die Kenntnis der Kugelgestalt der Erde sowie der Antichthonen vorausgesetzt ist, was auf die Zeit nach Pythagoras führt, der die Lehre frühestens aufbrachte. Indes würde das noch nicht bis auf 450 hinunterführen, denn die Antichthonen sind die Folge der neuen Erdgestalt, Pythagoras aber muß des Fragments 40 wegen vor Heraklit (ἀκμή 502) gelebt haben. Andrerseits gibt auch Diels zu, daß auf Lehren Anaximanders angespielt wird, also recht archaische und um 450 längst antiquierte Weisheit vorgebracht wird. Nun hat aber die Ausnutzung jener 'Karte' ihre Bedenken. Nach welchen Gesichtspunkten wird verglichen? Ist alles als metaphorisch zu verstehen, wie § 1 und 3? Bietet die Länderform auf der natürlich noch arg verzeichneten Karte den Anlaß zum Vergleich, etwa wie man später die Peloponnes mit einem Platanenblatt verglich? Offenbar ist, daß nur von Griechen besiedelte Teile genannt werden sollen, die Länder der Barbaren sind nicht berücksichtigt. Bei Ägypten hat man dann abgesehen von dem Freihafen Naukratis und der Kolonie Cyrene an die griechischen Kolonien am Arabischen Meerbusen zu denken, die nur Plinius als alte Kolonien nennt. Was hat aber Korinth hier zu suchen, wenn die ionische Welt Milets genannt werden soll? Nach Roscher hat Perianders Bedeutung schuld. Ich muß sagen, daß mich, wenn ich die Karte ernst nehmen soll, die Zerrissenheit und Zusammenhanglosigkeit der einzelnen Gebiete

stört. Jene ägyptische Karte, auf die Boll und ich voneinander unabhängig hingewiesen haben, weist einen Zusammenhang im ganzen auf, diese 'Karte' gar nicht. Ich hatte mich in der Woch. f. kl. Phil. 1913, 665f. bemüht, einen Zusammenhang ausfindig zu machen, hatte daher anders erklärt als Roscher. An die Peloponnes schließt sich als Hals der Isthmus an (womit durchaus nicht Korinth gemeint sein muß, sondern Megara), es folgt Attika, das nach *Strabo IX 392, 397* den Namen Ionien führte. Dann folgt das Ägäische Meer bis zu den beiden Bospori: der Name Hellespont bezeichnete in der Tat das Meer von der Chalzidize an bis zum Bosporus, wofür a. a. O. die Belege erbracht sind. Indes nur so weit ist Zusammenhang in die 'Karte' zu bringen. Wollte man weiter gehen, würde man dazu kommen, daß das spätere Ionien überhaupt fehlt, müßte also annehmen, daß es zur Zeit der Karte nicht frei war. Auf keinen Fall ist der Nachweis erbracht, daß die Karte das Gebiet altmilesischer Kolonisation bringe. Ich muß aber jetzt sagen, viele Teile der Schrift und der Karte (Attika = Ionien, Hellespontausdehnung, ägyptische Kolonien) weisen auf eine Zeit vor 500, trotzdem scheint mir der Verfasser der Schrift diese Archaismen selbst nicht mehr verstanden zu haben, er hat künstlich archaisiert. Gewiß mag vieles auf Kosten der Überlieferung gehen, die viel verdorben und entstellt hat, aber schon der Verfasser hat das Material z. B. sinnlos verwendet und mit ihm gespielt. Als Grundsatz seiner Darstellung stellt der Verfasser c. 53 auf *'recte intelligere anteriora quam nova et falsa dicere'*. Ich meine daher, daß der Verfasser veraltete Weisheit bringt, weil er seiner Schrift künstlich ein altes Gepräge geben will. Er versteht das ihm zu Gebote stehende Material nicht mehr, benutzt gewißlich eine vor 517 (Hechtaeus) liegende Weltkarte, aber tut dies ohne Verständnis, so daß für uns ein sicheres Verständnis ebenfalls unmöglich ist. So, wie der Verfasser des c. XI die Landkarte gibt, ist sie für uns unverständlich und wertlos, da wir vielleicht einzelnes deuten können, erkennen, daß altes Gut vorliegt, aber einsehen müssen, daß der Verfasser dies alte Gut ohne Einsicht verwertet. Den 'neuen' Lehren ist der Verfasser nicht hold, deshalb imitiert er alte Lehren, wie sich dies aus den Anklängen an Anaximander und dem alten Kartenmaterial ergibt, in der Pathologie mag er dann bewanderter und deshalb originell gewesen sein. Die Schrift ist daher kein echtes Hippokratisches Erzeugnis, wird aber Hippokratisches Gut benutzen; ob wir ihre Entstehung mit Diels zwischen 450 und 350 setzen dürfen, kann ich nicht entscheiden, da ich aus eigener Erfahrung die Voraussetzung dieses Ansatzes durch Diels nicht bewerten kann. Sind auch die Nachweise Roschers für die Echtheit der Schrift nicht überzeugend, so ist es doch sicher, daß altes Gut benutzt ist. Nicht ganz wie Roscher, nicht ganz wie Diels meine ich, daß sich auf Grund eingehender Studien noch manch Einblick in diese alten Vorlagen ermöglichen läßt, die der zur Bewältigung gewisser Teile seiner Schrift unfähige Verfasser leider arg entstellt und entwertet hat. Dazu bietet Roschers neueste Schrift die Grundlage, wie ihm überhaupt das Verdienst gebührt, die Diskussion über eine arg vernachlässigte Schrift mit Erfolg eröffnet zu haben.

2) Corpus agrimensorum Romanorum recensuit C. Thulin. Vol. I fasc. 1. opuscula agrimensorum veterum. Adiectae sunt 48 tabulae phototypicae. B. G. Teubner 1913. Geb. 8 ℳ.

Die Kunst der Agrimensores, die Ars gromatica, erscheint den Römern als durch die Etrusker übermittelt: groma ist wohl etruskische Verballhornung aus *γνώμων*. Die Funde von Marzabotto haben gezeigt, wie gerade die Etrusker die Anlage mit cardo und decumanus bevorzugten, die Arbeiten von Schulten u. a. haben bewiesen, wie Reste dieser Flurteilung noch heute in der Gegend von Tunis und in Italien nachweisbar sind.

Die Grundlage unsrer Kenntnis dieser äußerst interessanten Disziplin bilden die Schriften der Agrimensores, die Lachmann, Blume, Rudorff und Mommsen 1848—1852 zuletzt edierten. Nach einer Reihe von Vorarbeiten hat nun Thulin die schwere Aufgabe einer dringend geforderten Neuedition gelöst. Über die handschriftliche Grundlage orientieren seine Arbeiten in den Abh. d. Ak. d. W. 1911 Berlin und 'Zur Überlieferungsgeschichte des Corpus agrim. Rom.' Göteborg 1911. Zu diesen Arbeiten, auf die Thulin auch in der Einleitung seiner Ausgabe verweist, kommt noch ein wichtiger Aufsatz aus dem Rh. M. 1911 S. 417ff. (Humanistische Handschriften des Corp. agrim. Rom.), der die Akademiearbeit fortführt. Im wesentlichen bilden die Grundlage zwei codd. Aceriani als Vertreter der I. Klasse (VI. s.), ein cod. Palatinus (IX. s.) als Vertreter der II. Klasse, dazu tritt eine Mischklasse, deren Vertreter einen vollständigeren Acerianus und einen älteren Palatinus benutzen. Auf Grund seiner ausgezeichneten Handschriftstudien ist der rühmlichst bekannte Verfasser in der Lage, einen wesentlich verbesserten Text zu geben. Nur wer mit den Agrimensores hat arbeiten müssen, weiß, wie schwierig hier früher das Textverständnis infolge der Textverderbnis und des manchmal fast romanisch anmutenden Lateins ist. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß Thulin im II. Band seiner Ausgabe eine Übersetzung zu edieren gedenkt. Behandelt sind im vorliegenden Band I_1 Frontins Schriften, Agennus Urbicus, Hyginus, Siculus Flaccus. Ganz besonderen Dank verdient der Verlag durch die Beigabe von mehr als 144 Figuren aus den Kodizes, die in der Tat für das Verständnis des Textes unerläßlich sind und auch der Topographie zugute kommen. Die neue Ausgabe der Agrimensores war langersehnt, fast so wie die noch immer ausstehende, in der alten Ausgabe längst vergriffene des Itinerarium Antonini, hoffentlich findet der Herausgeber recht bald die Zeit, seine schwierige Aufgabe mit gleicher Güte zu Ende zu führen.

Friedenau. Hans Philipp.

Inscriptiones Graecae collegit Otto Kern. Tabulae in Usum Scholarum editae sub cura Johannis Lietzmann. 7. Bonnae 1913, A. Marcus et E. Weber. 6 ℳ.

Dieser Band des unter H. Lietzmanns Leitung erscheinenden Tafelwerkes reiht sich seinen Vorgängern würdig an. Die Epigraphik ist als eine trockene Disziplin verschrieen, und es muß zugegeben werden, daß die schweren Bände der Corpora Inscriptionum niemanden zu an-

genehmer Lektüre einladen können. Der Kernsche Inschriftenband wird jeden, der einmal darin geblättert hat, immer wider anlocken und manchen, der der Epigraphik fremd gegenüberstand, zu näherer Beschäftigung mit diesem Zweig der Altertumswissenschaft führen. In der Tat sind die auf fünfzig Tafeln zusammengestellten Photographien von außerordentlicher Schönheit, ja in Anbetracht des mäßigen Preises des Werkes über jedes Lob erhaben. Wo ich nachprüfte, konnte ich fast immer feststellen, daß die Photographien bei Kern die der früheren Publikationen an Klarheit und Deutlichkeit übertreffen. Beispielsweise ist auf der Tafel Nr. 8 der Eindruck sowohl des Metallstückes als auch der daraufstehenden Schrift bedeutend besser widergegeben als in der ersten Publikation.

Die Inschriften reichen von der alten vielumstrittenen sog. Etruskerinschrift aus Lemnos bis hinab zu einem Vaterunser auf einem megarischen Tonscherben des vierten nachchristlichen Jahrhunderts. Daß die attischen Inschriften vorherrschen, versteht sich. Der Band enthält den Salamis betreffenden ältesten attischen Beschluß (Nr. 12), den A. Wilhelm dem Ausgang des 6. Jahrhunderts v. Chr. zuweist, die von A. Wilhelm in die Zeit vor 480 v. Chr. gesetzte Hekatompedosinschrift mit ihren wunderbar schön geschriebenen, gleichmäßig angeordneten Buchstaben. Wir verfolgen das Eindringen der ionischen Schrift (Nr. 15. 18) und lassen uns bis zu den Akten der Yobacchen des dritten nachchristlichen Jahrhunderts führen. Dabei kommen aber die andern Gebiete nicht zu kurz, ich hebe Arkadien, Thera mit seinen Inschriften von den auf Felsen gekritzelten Namen der ältesten Zeit bis zu den übertrieben eleganten Inschriften des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, Pergamon, hervor. Besonders hingewiesen sei noch auf folgende Tafeln: Nr. 26: das älteste System der Kurzschrift; auf der selben Tafel ein attischer Brief aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert, Nr. 33: drei Hände in einer Inschrift, Nr. 35: mit einer der Papyrusschrift ähnlichen Schrift, Nr. 41: eine kappadokische Inschrift mit ganz kursiven Buchstaben, Nr. 44: eine Bilingue, Nr. 19: mit ungleicher Zeilenlänge, Nr. 30: mit der Normalzeile von 33 Buchstaben.

Der besondere Wert aber eines Werkes, wie des vorliegenden, liegt darin, daß es auf jeder Seite darauf hinweist, wie die Schrift mit dem Stein, auf dem sie steht, mit dem Kunstwerk, unter dem sie angebracht ist und von dem sie ja auch einen Bestandteil ausmacht, auf das engste zusammengehört. Diese Zusammengehörigkeit kann nicht genug betont werden, um so mehr, als viele die Inschriften nur aus Sammlungen, wie denen Dittenbergers und Michels, kennen lernen, in denen nur die Texte in Minuskeln abgedruckt sind. Wer bei Kern den athenischen Volksbeschluß (Nr. 19) mit der darüber angebrachten Darstellung der zwei Göttinnen betrachtet, sieht, wie die Kunst des Bildhauers und des die Inschrift einmeißelnden Steinmetzen zusammengewirkt haben. Und es findet sich in Kerns Sammlung eine ganze Reihe bedeutender Kunstwerke. Die Tafel Nr. 6 bringt die älteste griechische Künstlerinschrift, Nr. 7 die erst 1905 gefundene Statue des Aiakides, des Vaters des Polykrates, Nr. 46 den Hermes des Alkamenes von

Pergamon, Nr. 47 eine Darstellung von Ephebenkämpfen, Nr. 24 athenische Grabstelen, man vergleiche auch Nr. 15, 19, 23, 41, 42, 45, 46, 48. Auch von der Mannigfaltigkeit des Materials gibt das Werk eine gute Vorstellung. Die Stele in verschiedenen Formen und mit verschiedener Verzierung, die Marmorplatte, die Basis, die Altarfläche, die Rundsäule, das Tempelepistyl aus Pergamon, mit Inschriften versehene Sitzplätze aus dem Dionysostheater in Athen, Tontäfelchen, Bleitäfelchen ziehen an unseren Augen vorüber. — Kerns Sammlung will die Entwicklung der Schrift veranschaulichen, sie enthält aber auch eine große Anzahl unter dem historischen Gesichtspunkt bedeutsamer Urkunden: Nr. 9 die Grabschrift der bei Salamis gefallenen Korinthier, Nr. 12 der älteste attische Volksbeschluß, Nr. 17 das älteste attische Proxeniedekret, Nr. 24 eine Weihinschrift der Teilnehmer des zweiten attischen Seebundes, Nr. 36 die sog. *Μαγνησίας Κτίσις*. Ich weise noch darauf hin, daß die verschiedensten Gattungen der Inschriften: Volksbeschlüsse, Proxeniedekrete, Verträge, Weihinschriften, Grabinschriften usw. bei Kern vertreten sind, und habe hoffentlich deutlich gemacht, wie reiche Anregung das treffliche Werk Kerns nach den verschiedensten Richtungen zu geben vermag.

Berlin-Halensee. F. Bleckmann.

Emil Thomas, Studien zur lateinischen und griechischen Sprachgeschichte. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1912. 143 S. Preis 4 ℳ.

Das hübsche Buch behandelt eine Reihe von Stellen vor allem aus lateinischen Schriftstellern wie Plautus, dem Philosophen Seneca, der Anthologia Latina usw. und sucht durch eindringende Behandlung der Überlieferung in den einzelnen Fällen eine Reihe neuer Wörter und Wortbildungen oder neuer Bedeutungen bei schon bekannten Wörtern zu gewinnen bzw., wo solche nur dürftig bezeugt waren, diese sicherzustellen. Das Ergebnis kommt in der Hauptsache der lateinischen Sprache, aber auch der griechischen zugute. Dabei handelt es sich meistens um Ausdrücke oder Wendungen der Volkssprache. Unsere Kenntnis des lateinischen Wortschatzes wird bereichert um die Wörter *flagrare* 'auspeitschen' von *flagrum* wie *flagellare* von *flagellum; refrigidire* bei Seneca, naturales quaestiones IVa, 2, 27, 'abkühlen', woher französisch *(se) refroidir; multacia* 'Mannigfaltigkeit' bei Petron 28, 6; *execrabiliter* in steigerndem Sinne bei Apulejus Metamorphosen II 2; *Auscularius* = *Aurarius* von dem bei Plautus Aulul. 385 gebrauchten Deminutivum *Ausculum* 'Weihrauch'; ferner um die Hybriden *apoculare* Petron 62, 3 und 67, 3 'sich entfernen', ein Zeitwort, das aus der präpositionalen Verbindung von *ἀπό* und *oculi* abgeleitet ist, und *babaecali* Petron 37, 10, zusammengesetzt aus der lateinischen Interjektion der Verwunderung babae und *καλός*. Ich hebe ferner hervor, was S. 56ff. über *servire aliquem* S. 56ff. gesagt wird; S. 60ff. über *siucerus* 'lauter, nichts als' im Sinne von *merus* in Verbindungen wie *nugas meras* usw. bei Porphyrio zu Horaz sat. 1, 6, 30; S. 72 über excipere 'mit Beifall aufnehmen' bei Petron 52, 7; S. 73 über

protegere ‘abwehren’ Anthologia Latina I 379, 4. S. 111 ff. wird das bei Petron 58, 7 überlieferte *qui te primus deurodefecit* gedeutet als δεῦρο δή fecit ‘der dir den Appell beigebracht hat’; S. 122 ff. bei Cicero Att. X 12 παραποπλευτέον zu παραποπλέω ‘heimlich abfahren’ hergestellt. Bemerkenswert sind auch die Erörterungen S. 102 ff. über *tangomenas* Petron 34, 7, bei dem der Verfasser Ellipse von *cenas* annimmt, und S. 29 ff. über den Gebrauch von Tierleibern und Teilen von Tierleibern zur Bezeichnung von Werkzeugen.

Zu einzelnen Ausführungen möchte ich folgendes bemerken: S. 17 wird vermutet, *multĭcius* ‘feingewebt’ könne durch syllabische Dissimilation aus **multi-lĭcius* entstanden sein, einer Ableitung aus *multi-lix* ‘vielfädig’. Aber hier syllabische Dissimilation anzunehmen, ist reichlich kühn, die Bedingungen sind bei diesem Worte einer solchen jedenfalls viel ungünstiger als in den bekannten Fällen. Salmasius hat *-ĭcius* in *multĭcius* mit *ĭcere* ‘schlagen’ verbunden, eine Erklärung, die jedenfalls dem Sinn des Wortes ausgezeichnet gerecht wird. Dagegen äußert Verfasser das Bedenken, daß Juvenal für das Schlagen der Fäden beim Webstuhl *percutere* anwendet. Aber dieser Einwand hält nicht Stich. Richtig ist, daß *ĭcere* in dieser Verwendung nicht belegt ist, allein es fragt sich, ob wir das erwarten können. Und da ist zu sagen, daß der Gebrauch von *ĭcere* früh eingeschränkt ist. Während es das alte Latein noch ganz frei in der Bedeutung von *ferĭre, percutere* kennt — vgl. die Belegstellen bei Nonius 123/124 —, hat die nachsullanische Zeit eigentlich nur das Participium Passivi *ictus* und die Redensart *foedus icere* beibehalten. Letztere steht neben *foedus ferire,* das von der gleichen Vorstellung ausgegangen ist, und beide kennt schon das alte Latein. Daß der ältere Plinius naturalis historia 2, 146 vom Blitz sagt *lauri fruticem non icit,* ebenso 15, 134 *laurus fulmine sola uon icitur* kann natürlich nicht für lebendigen Gebrauch des Wortes zeugen. Vermuten kann man, daß es aus euphonischen Gründen zurücktrat. Wenigstens wird dies dadurch nahegelegt, daß auch die Dichter das Wort seit Lucrez durchaus gemieden haben — bei Catull 116, 4 ist es nur Lesart der Itali —, immer mit Ausnahme des Partizipiums *ictus,* es nirgends bei ihnen als archaisches Sprachgut weitergeführt wird. So wird begreiflich, warum Juvenal für das Schlagen des Webstuhls *ĭcere* nicht verwendet, auch wenn es in alter Zeit einmal dafür im Gebrauch war. *multĭcius* wäre demnach ein possessives Kompositum, dessen zweites Glied ein verschollenes Nomen *ĭx* oder *ĭca* oder *ĭcus* ‘Schlag’ enthält, und das bedeutet: ‘bei dem viele Schläge angewandt, erfolgt sind’.

S 24 ff. behauptet Thomas, unter den Verben auf *āre,* die, soweit sie abgeleitet sind, denominativischen Ursprung haben, seien einige, die direkt aus primären Verben weitergebildet wären. Für eine ältere Periode der lateinischen Sprache ist ihm der Beweis nicht gelungen. Wenn *blaterare* ‘plappern’ neben *blatire* steht, so können onomatopoetische Wörter für solche Fragen nicht angeführt werden. Schwierig ist *tolerare* neben *tollo, lamberare* neben *lambere.* Aber die Annahme, daß aus dem Nebeneinander von *gen-erare* und *gen-ui* eine Endung *-erare* sich losgelöst habe und direkt an Verben angetreten sei, scheint mir nicht glück-

lich. *tolerare* kann vielmehr aus einem untergegangenen Verbaladjektiov *tole-ros* 'tragend' gebildet sein, das griechischem *τάλα-ρος* 'Korb' entsprach. Dabei stimmen *tole-ros* und *τάλα-ρος* zwar im Vokalismus nicht genau überein, aber das macht keine Schwierigkeiten, was ich hier nicht näher ausführen kann. Vielleicht kommt auch *lamberare* von einem einst zu *lambere* gebildeten Adjektiv *lamberos,* vgl. *lacerare* von *lacer* zu *lac-inia* 'Zipfel' usw., *lanc-ino* 'zerfleischen'. Anders Wackernagel, Festschrift für V. Thomsen 135 Anm.

S. 42ff.: In dem Verse des Grattius, Cynegetica 303 will Thomas das überlieferte *illa perinde suos, ut erit, delacta minores ad longam praestabit opem* halten. Er sieht *delactus* als ein Kompositum an aus *de* und *lac,* eine Bildung wie *exossus* usw. und übersetzt *perinde ut erit delacta* 'entsprechend der Milch, die sie abgegeben hat'. Aber *delactus* kann nur heißen entweder *qui de lacte est* 'der entwöhnte' oder *cui lac non est* = *delactatus* ἀπογεγαλακτισμένος, und zwar so, daß es als dauernde Eigenschaft beigelegt wird, einen Zustand bezeichnet, nicht aber so, daß es irgendwie verbale Kraft besitzt. *delacta* aber in dem Verse des Grattius aufzufassen als 'die, die keine Milch mehr hat, die Ausgemolkene', erscheint mir recht gezwungen. Dagegen gibt die von Vollmer aufgenommene leichte Verbesserung *de lacte* einen ausgezeichneten Sinn. *De* hat hier mehr instrumentale Bedeutung wie etwa Lucrez 2, 877 *nostro de corpore saepe ferarum augescunt vires.* Verfasser stellt *delactus* gleich *delictus,* über das Ehrlich, Zur indogermanischen Sprachgeschichte 65ff., gehandelt hat. Dann müßte *delictus* eine ältere Form sein, die noch von der Wirkung der Vokalschwächung betroffen wäre, und das ist wider lautlich nicht möglich, da aus *delactus* nur *delectus* hätte werden können.

S. 47 Anm. 1: Petron 62 § 4 liest Thomas in dem Satze *homo meus coepit ad stelas facere sed ego cantabundus* die letzten Worte: *facere se. dego cantabundus.* Letzteres wäre dann *τυγχάνω ᾄδων.* Einen solchen Gebrauch von *dego* kenne ich nicht, vielmehr entspricht *dego* διάγω, διαγίγνομαι, διατελῶ. Ebensowenig scheint mir ebenda § 8 berechtigt, das überlieferte *matavitatau* in *ma(c)tavi: tat! au* aufzulösen und *mactare* im Sinne von 'um sich hauen' ohne Objekt zu verstehen. Mir ist wenigstens ein Beleg für diese Bedeutung nicht bekannt. Zu *oclope(c)ta* Petron 35, 4 vgl. zuletzt Niedermann Glotta I 261 Anm. 3. Allerdings ist bislang bei dem Worte in dem Zusammenhang, in dem es bei Petron steht, noch nicht alles klar.

S. 75ff.: In dem Satze Petron 38, 9 *est tamen sub alapa et non vult sibi male* liest Thomas *subalapa* als ein Wort nach dem Vorgange von *Heräus,* der allerdings in *subalapo* ändern wollte, *Bücheler* und *Leo. subalapa* sei zusammengesetzt aus dem zu *alapari* 'prahlen' gehörenden *alapa* 'Prahler', das *Leo* beim älteren Seneca entdeckt hatte, und *sub,* es bedeute 'ein ziemlicher Prahlhans'. Es fragt sich, wie *alapa, subalapa* ihrer Bildung nach aufzufassen sind. Thomas gibt zwei Möglichkeiten an. Nach der ersten gehören sie zum Typus *scriba, incola* usw. Dagegen hat *Heräus* geltend gemacht, Maskulina auf *-a* bestünden nur neben Wurzelverben, und diesen Einwand hat Thomas nicht entkräften

können. Denn die zweiten Glieder von *fenui-seca, germini-seca, subadiuva* stehen zwar neben Verben der ersten Deklination, aber charakteristisch ist, daß diese eben als Wurzelverba durch ihre außerpräsentischen Formen gekennzeichnet sind, was man für *alapor* nicht behaupten kann. Im Gegenteil ist es eigentlich merkwürdig, daß auch in späterer Zeit diese Beschränkung streng festgehalten wird, wie das späte Wort *subadiuva* bezeugt. Danach gehört *collēga* nicht zu *lēgare,* wie es zu beurteilen ist, ist eine Sache für sich. Zweitens zieht Thomas in Betracht, daß *alapa* aus einem griechischen *ἀλαπᾶς* entlehnt, *subalapa* eine hybride Bildung sei. Das nur durch lateinisch *alapa* bezeugte *ἀλαπᾶς* sei Verbalnomen zu *ἀλαπάζω,* das neben *λαπίζω* 'prahlen' Gloss. Lat. II 14, 23 belegt ist. Aber diese Erklärung ist nicht frei von Bedenken. Zunächst kann es zwar keine Schwierigkeiten machen, wenn *ἀλαπάζω* neben *λαπίζω* mit dem Vorschlags-*α* versehen ist. Aber den Nachweis dafür, daß Verba auf *-άζω* und *-ίζω* gleichbedeutend nebeneinander stehn, macht sich der Verfasser etwas leicht. Wenn er *δωριάζω* neben *δωρίζω, αὐθαδιάζομαι* neben *αὐθαδίζομαι* nennt, so ist zu sagen, daß zwar *-ιάζω* neben *-άζω* häufig vorkommt, aber damit noch kein Zeugnis für *-άζω* neben *-ύζω* gegeben ist. Die Beispiele, die der Verfasser sonst nennt, sind nämlich unzureichend. *λιθάζω* und *λιθίζω* gehen in der Bedeutung ganz auseinander, *λιθάζω* heißt 'mit Steinen werfen', *λιθίζω* 'wie ein Stein aussehen'. Vgl. zu *λιθάζω* auch *λιθάς.* Obwohl im Griechischen Verba auf *-άζω* und *ίζω* von den selben Typen der Nominalstämme aus zahlreich gebildet werden, ist es doch so, daß sich die Sprache im konkreten Falle für eine von beiden Ableitungen entschieden hat, Verba auf *-άζω* und *-ίζω* von dem selben Grundwort mit der selben Bedeutung abgesehen von ganz später Zeit kaum nebeneinander bestehen. Mir ist als ältestes Beispiel bekannt mediales *νοσάζομαι* 'kranksein', Aristoteles Phys. ausc. 5, 5 neben *νοσίζω* 'krank machen' bei dem selben Probl. 1, 3, und hier ist *νοσάζεσθαι* in dem Satze *τὸ νοσάζεσθαι γὰρ τῷ ὑγιάζεσθαι . . . μὴ δὲ αὐτοῦ* offenbar durch sein Oppositum hervorgerufen. Dagegen *τροχίζω* 'im Kreise umlaufen, sich im Kreise drehen' Aristoteles Probl. 23, 39 gehört zu *τροχός* 'Rad', *τροχάζω* 'laufen, rennen' aber zu *τρόχος* 'Lauf', *τροχή, τροχάς.* Ebenso heißt es *σκοτίζομαι* 'finster werden', aber *σκοτάζω* 'dunkel sein', *σκοτάζω* und *σκοτίζω* in gleicher transitiver Bedeutung gehören einer viel späteren Zeit an. Neben *πυρρίζω* 'rötlich, feuerfarbig sein' der Septuaginta und Philos wird *πυρράζει* aus dem Evangelium Matthäi 16, 2, 3 angeführt (Vulgata: *rubicundum est, rutilat*). Aber daneben ist hier *πυράζει* überliefert, das, von *πῦρ* abgeleitet, im Sinne von 'sieht wie Feuer so rot aus' eine regelrechte Bildung darstellt und gut die ursprüngliche Lesart enthalten kann.

Ein *ἀλαπάζω* als Nebenform zu *λαπίζω* bedarf also stärkerer Stützen, als die eine lateinische Glosse sie bietet, noch dazu wo die Interpretation des lateinischen Glossenworts *alapa* Aus Gloss. II 14, 23 nicht über allem Zweifel erhaben ist. Crönert im griechischen Wörterbuch unter *ἀλαπάζω* sieht darin eine Ableitung zu *alapa* 'Ohrfeige'. Vgl. die spätlateinischen *alapare* und *alapizare* 'ohrfeigen'. Freilich hilft das für *ἀλαπάζειν* nicht viel. Damit will ich die Erklärung von Thomas nicht als unmöglich

abweisen. Wohl aber ist er im Unrecht, wenn er glaubt, von den griechischen Adjektiven auf *-αξ* aus Verba auf *-άζω* erschließen zu können, etwa von *πλουταξ* ein *πλουτάζω* usw. Schon das lange *ā* scheiden *λάβρᾱξ*, *νεᾱξ*, *πλούτᾱξ* von *λαβράζω*, *νεάζω* und *πλουτάζω*, abgesehen davon, daß den Bildungen auf *-ᾱξ* im allgemeinen deeriorative Bedeutung zeigen. Auch *λίθαξ* 'steinig' hat mit *λιθάζω*, das von *λιθάς* abgeleitet wird, nicht das geringste zu tun.

Ich will diese Ausstellungen, die ich zu machen habe, nicht schließen, ohne nochmals hervorzuheben, daß man mit Dank von der Lektüre dieses lehrreichen Buches scheidet.

Marburg. Hermann Jacobsohn.

Robert Koldewey, Das wiedererstehende Babylon. Die bisherigen Ergebnisse der deutschen Ausgrabungen. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1913. Geb. 15 *M*.

Ein Buch, das höchster Beachtung wert erscheint, weil es in mustergültiger Weise über ungemein wichtige Entdeckungen Bericht erstattet. Die Verdienste, die sich im verflossenen Jahrhundert eine Reihe namhafter Orientalisten (Rich, Layard, Oppert, Rassam u. a.) um die Erforschung der Ruinen Babylons erworben haben, werden dadurch vollkommen in den Schatten gestellt. Ihre Resultate können künftig nur noch historischen Wert ansprechen, sie sind durch die Entdeckungen Koldeweys und seiner Mitarbeiter völlig überholt.

Von klassischen Autoren handeln über Babylon Herodot I, 178—187, Diodor II, 7—10, Strabo XVI, 1, 5—7, Flav. Joseph. ant. X, 11 und Curt. Ruf. V, 1, 24—35. Sie erzählen Wunderdinge von der Größe der Befestigungswerke und der Pracht der babylonischen Bauten und Tempel. Man hat den obengenannten Gelehrten teilweise mit Recht den Vorwurf gemacht, sie seien zu eifrig bestrebt gewesen, die von ihnen gemachten Funde mit den Angaben der antiken Schriftsteller, namentlich denen Herodots, in Einklang zu bringen. Vieles, was diese berichten, wird indes durch die augenblicklichen Grabungen durchaus bestätigt. Wenn es nicht immer der Fall ist und manches von ihnen nicht erwähnt wird, so liegt darin nichts Auffälliges, da Herodot und Ktesias, der Gewährsmann Diodors, Babylon erst lange nach Nebukadnezars Regierung (604 bis 561 v. Chr.) kennen lernten, als das Stadtbild bereits tiefgehende Änderungen erfahren hatte.

Die unmittelbare Veranlassung zur Aufdeckung der Trümmer Babylons, das Koldewey 'die berühmteste Stadt des Orients, man kann fast sagen der Welt' nennt, war der Fund zahlreicher Bruchstücke emaillierter Ziegelreliefs, die der Verf. in den Jahren 1887 und 1897 an der Ostseite des Kasr, der Akropolis von Babylon, machte. Daraufhin nahm die Generalverwaltung der Königlichen Museen im Verein mit der unter dem Protektorat des Kaisers stehenden Deutschen Orientgesellschaft, zu deren Sendschriften Koldeweys Buch gehört, die Ausgrabungen im März 1899 in Angriff. Seitdem sind tagtäglich, Sommer und Winter, 200—250 Arbeiter damit beschäftigt, die Reste der Stadt zutage zu fördern. Gewaltige Schwierigkeiten sind dabei zu überwinden. Während



in anderen antiken Städten die Dicke der Mauern 3—6 m beträgt, erreichen sie hier nicht selten eine solche von 17—22 m. Oft lagern Schuttmassen von 12—24 m Höhe über der eigentlichen Fundschicht. Dazu kommt die Veränderung, welche die Erdoberfläche im Laufe der Jahrtausende namentlich durch die Verschiebungen des Euphratstromes erfahren hat, der als Alluvialfluß in des Wortes wahrster Bedeutung durch langsame, aber stetige Tätigkeit seinen Lauf beständig verändert. Bisher sind etwa 800 000 Tagelöhne für das große Reinmachen von Babylon ausgegeben worden.

Die Stadt, am linken Ufer des Euphrat gelegen, wurde im Osten von einer äußeren Ringmauer umgeben, die bekanntlich Verteidigungszwecken diente und nachmals durch die Beschreibung der griechischen Historiker berühmt geworden ist. Sie umschloß einen so gewaltigen Flächenraum, daß Babylon, als Festung betrachtet, d. h. was die Ausdehnung des ummauerten Wohngebiets betrifft, für Altertum und Neuzeit immer noch an der ersten Stelle steht. Im Norden reichte sie bis zum Hügel Babil, an welchem allein der antike Name (babilu, d. i. wahrscheinlich 'Tor Gottes') bis auf den heutigen Tag haften geblieben ist. Von hier aus hat man einen vorzüglichen Überblick über die gesamte Stadt. Wahrscheinlich lag auch auf ihm ein Palast Nebukadnezars. Die weiteren Ausgrabungen werden darüber Klarheit schaffen. Südlich davon erhebt sich unmittelbar am Euphrat der bereits erwähnte Kasr, der das Residenzschloß Nebukadnezars trug (El Kasr = das Schloß). Die riesenhaften Dimensionen des Bauwerks lassen vermuten, daß der König während seiner ganzen 43jährigen Regierungszeit daran gebaut und Erweiterungen vorgenommen hat. An der Nordostecke dieses vielgestaltigen Gebildes endigen zwei parallel nach Süden verlaufende Mauern, die eine breite auf das Ischtartor, 'die größte und eindruckvollste Ruine von Babylon', zuführende Straße begleiten. Von Nebukadnezar als Prozessionsweg für den Gott Marduk erbaut, führt sie in ihrem weiteren Verlaufe zu dessen Tempel Esagila. Auf beiden Seiten war sie mit je sechzig Löwen geschmückt, die in flachem Relief und glänzenden Emaillefarben die Ziegelwände bedeckten. Auch das Ischtartor war über und über mit den Darstellungen von Stieren und Drachen (Sirrusch) geziert. Prächtige Lichtdruckbilder vermitteln dem Leser eine Anschauung von diesem seltsamen Wandschmuck, der die Technik der Babylonier auf einer hohen Stufe der Vervollkommnung zeigt. 'Sirrusch' bedeutet eine 'gehende Schlange', und damit stimmt die künstlerische Bildung der Ungeheuer überein. Dieser Drache war dem Gotte Marduk heilig, der vermutlich schon lange vor Hammurabi (2250 v. Chr.) die erste Stelle im babylonischen Pantheon einnahm. Südöstlich vom Kasr lag das Heiligtum der Ninmach, der 'großen Mutter'. Es stellt den Typus des babylonischen Tempels dar, der vor den jetzigen Ausgrabungen gänzlich unbekannt war. Die künstlerischen Motive für die äußere Ausstattung sind der Festungsbaukunst entlehnt; Türme und Zinnen fehlten nicht, und in kriegerischen Zeiten konnten die Priester wohl ihr Heiligtum wie eine Feste verteidigen. Umgeben war der Tempel von einer starken Barnsteinmauer, die inschriftlich 'Kisu' genannt wird und von Nebukad-

nezar herrührt, während der eigentliche Bau aus der Zeit Sardanapals (668—626 v. Chr.) stammt, des letzten und mächtigsten Königs der Assyrer, der Babel im Jahre 648 eroberte. Der Gründungszylinder dieses Herrschers wurde noch im Vorraum der Zella, wo wahrscheinlich auf hohem Postament das Bild der Göttin thronte, entdeckt. Das Merkmal der Kultur des Euphratlandes, welches ihr für uns den Stempel aufdrückt, ist die Keilschrift. Ihre Entzifferung hat der Nachwelt erst wider die Geschichte und Geisteskultur der babylonisch-assyrischen Völker erschlossen. Daher möchte ich auch hier nicht unerwähnt lassen, daß in sämtlichen Stadtquartieren des widererstehenden Babylon, besonders zahlreich aber in der Südburg des Kasr, unzählige in Keilschrift abgefaßte Urkunden in Gestalt beschrifteter Ziegelstücke, Steinplatten usw. gefunden worden sind. In Form und Inhalt sehr verschieden sind es meist Gründungsprotokolle oder Weihinschriften Nebukadnezars und anderer babylonischer Könige. Neuerdings ist darüber eine besondere Publikation erschienen (St. Langdon, Neubabylonische Königsinschriften. Leipzig 1912), die der Verf. leider nicht mehr hat benutzen können. In der Südostecke des Kasr fanden sich die Reste eines Gewölbebaues, der in jeder Beziehung eine Ausnahmestellung unter allen Baulichkeiten der Burg, ja selbst der ganzen Stadt einnimmt. Es sind vierzehn gleichgroße Kammern zu beiden Seiten eines Mittelganges, die von einer starken Mauer umschlossen sind. Die Eigenart dieses bisher ohne Analogie dastehenden Gebäudes besteht darin, daß an ihm Haustein verwendet war, der sonst nur noch an der Nordmauer des Kasr vorkommt. In der gesamten Literatur über Babylon, einschließlich der Keilinschriften, ist aber nur an zwei Stellen von Haustein die Rede, nämlich bei der Erwähnung der Nordburg und der 'hängenden Gärten'. Aus diesen und anderen Gründen schließt der Verf., eine Vermutung, die sehr viel für sich hat, daß jener Gewölbebau mit dem 'κρεμαστὸς κῆπος' der griechischen Autoren (Diodor, Strabo und Josephus, der aus Berosus schöpft) und den 'pensiles horti' des Curtius Rufus identisch ist. Bekanntlich wurden diese hängenden Gärten, die man fälschlich mit dem Namen der Semiramis in Zusammenhang brachte, im Altertum zu den sieben Weltwundern gezählt. Was ihnen diesen Ruf eintrug, war die Anlage eines Gartens auf der Decke eines benutzbaren Gebäudes, denn die Ausdrücke 'κρεμαστός' und 'pensilis' hatten, worauf Koldewey mit Recht aufmerksam macht, für den antiken Baumeister durchaus nicht so viel Wunderbares als für uns, nannten doch die Römer ihre Balkone 'pensilia'. Südlich vom Haupthof des Kasr lag der Thronsaal der babylonischen Könige. Hier fand vielleicht jenes verhängnisvolle, aus Heines Gedicht bekannte Gastmahl Belsazars statt. Er ist 17 m breit und 52 m lang, also bedeutend größer als der Weiße Saal im Berliner Residenzschloß, welcher 16 × 32 m mißt. Die Hoffront war mit ornamentreichen Emailleziegeln geschmückt. Der Verf. beschreibt sie folgendermaßen: 'Auf dunkelblauem Grund standen gelbe Säulen mit hellblauen Kapitellen, die durch Palmettenranken miteinander verbunden sind, dicht nebeneinander. Darüber verlief ein von gelb-schwarz-weißen Quadratbändern begleiteter Fries aus weißen Doppelpalmetten.

Ein großer Teil der gefundenen Ziegel lag noch in der ursprünglichen Zusammensetzung. Auch in dem sog. 'Personenbau' wurden große Mengen emaillierter Kunststeine gefunden. Diese Ziegelemaillen, welche menschliche Darstellungen zum Gegenstande haben, sind offenbar die selben, die Diodor II, 8 beschreibt, selbst das weiße Frauenantlitz, in welchem Ktesias das Bild der Semiramis sah, wurde an dieser Stelle von den Forschern entdeckt. Das alte Babylon war übrigens, ähnlich wie Rom, eine Hügelstadt. Außer Babil und dem Kasr ist innerhalb des ummauerten Stadtgebiets ganz im Süden der Hügel Amran am bemerkenswertesten. Hier lag der berühmte Tempel des Marduk, mit Namen Esagila, und der noch berühmtere Turm von Babel, Etemenanki, der den Juden bekanntlich als der Inbegriff menschlicher Überhebung galt. Er ist bisher ebensowenig völlig freigelegt wie die ihn umgebende kolossale Ringmauer, von Koldewey 'Peribolos' genannt. Herodot I, 181 schildert ihn als einen 'massiven Turm', auf dem ein zweiter, dritter bis zu acht Türmen stand, oben darauf ein 'großer Tempel'. Er war also eine 'Zikurrat', d. h. ein Hochtempel. Die landläufige Anschauung, daß er ein abgestufter Terrassenbau gewesen sei, wird weder durch den herodoteischen Bericht, noch durch die bisherigen Ausgrabungsergebnisse bestätigt. Vielleicht wird die nähere Erforschung der besterhaltenen Zikurrat, die wir besitzen, der von Borsippa (Babylon gegenüber) über diese wichtige Frage nähere Aufklärung bringen. Die ursprüngliche Höhe des Turmes ist unbekannt und wird sich wohl auch nie feststellen lassen. Er diente offenbar Kultzwecken, daneben war sein Dach vielleicht zu einer Art Sternwarte für die babylonischen Astronomen hergerichtet. Die dicht an der Südseite des Peribolos entlang laufende Prozessionsstraße endete im Westen an der gleichfalls von Herodot I, 186 beschriebenen Euphratbrücke, von der bisher sieben Strompfeiler ausgegraben worden sind. Angelegt war sie von Nabupolassar, dem Vater Nebukadnezars. Ihre Länge betrug 123 m. Von dem südlich von Etemenanki liegenden Tempel Esagila (von Herodot I, 183 als *κάτω νηός* bezeichnet), der in einer Tiefe von 21 m unter der Oberfläche des Amran begraben liegt, sind bisher die wichtigsten Teile, darunter die Hauptzella des Gottes Marduk, noch nicht ausgegraben. Inschriftlich wird Esagila oft zusammen mit Etemenanki oder mit Babylon selbst genannt. Es war eben der Haupttempel der Stadt, nennt sich doch Nebukadnezar auf jedem seiner Millionen Ziegel den 'Pfleger von Esagila'. Eine Riesenfülle von Gold, Silber, Edelsteinen, Bronze, Zedernholz und allen erdenkbaren Kostbarkeiten war dort aufgehäuft (vgl. E. Schrader, Keilinschriftliche Bibliothek III, 2 S. 15 und 73). Nach Herodot a. a. O. befand sich darin ein großes Sitzbild des Zeus (Marduk), das nebst Thron, Schemel und Tisch aus Gold im Gewicht von 800 Talenten angefertigt war. Östlich vom Amran lag, in dem 'Ischin aswad' genannten Stadtteil, außer dem Heiligtum einer unbekannten Gottheit Epatutila, der Tempel des Ninib, nördlich davon der 'Merkes', die City von Babylon. Unter den spärlichen Ruinen aus der Partherzeit lagen hier dicht gedrängt 2—3 m tief die Häuser aus der Glanzperiode der Stadt unter den neubabylonischen Königen. Die engen Straßen verlaufen ziemlich geradlinig —

Herodot I, 180 nennt sie zutreffend ἰθέαι — und sind nicht gepflastert. Die Metropole Mesopotamiens muß damals eine der reichsten und bevölkertsten Städte der Welt gewesen sein. Bedeutend tiefer stieß man auf Schichten aus der Zeit der ersten babylonischen Könige, der Nachfolger Hammurabis. Besonders wichtig ist der Merkes wegen der hier gemachten Kleinfunde. Unter diesen nehmen die Tabletten und Terrakotten den größten Raum ein; von letzteren wurden über 6000 Nummern gefunden. Außerordentlich stark vertreten ist ferner die Keramik. Darunter befinden sich Gefäße der allerverschiedensten Art, Töpfe, Schalen, Becher, Flaschen usw. Auch Geräte aus prähistorischer Zeit fehlen nicht. Die Schmucksachen entstammen meist den zahlreich vorhandenen Gräbern. Babylonische Münzen gibt es nicht, die wenigen, die man fand, sind persisch-griechisch (Darius), auch die Zahl der Waffen ist verhältnismäßig gering. Inmitten von Häusern lag im nördlichen Merkes der Tempel der Ischtar von Agade, endlich wurden nordöstlich davon in der Nähe der inneren Stadtmauer auf der von den Arabern 'Homera' genannten Hügelgruppe die Reste eines ziemlich gut erhaltenen griechischen Theaters freigelegt, das nach der Weihinschrift ein gewisser Dioskurides gebaut hatte.

Es ist natürlich im Rahmen dieser Anzeige nicht möglich, noch ausführlicher auf den reichhaltigen Inhalt des fesselnd geschriebenen Buches einzugehen. Wir nehmen davon Abschied mit dem Wunsche, daß auch weiterhin ein glücklicher Stern über den dortigen Ausgrabungen leuchten und ihnen eine reiche, die Wissenschaft fördernde Ausbeute beschieden sein möge.

Insterburg. Richard Berndt.

---

v. Hagen, Die Indogermanen. Kulturbilder aus vorgeschichtlicher Zeit. Gütersloh 1914, C. Bertelsmann. 60 S. 80 ₰ geb. 1,30 ℳ.

Seitdem nach der aufsehenerregenden 'Entdeckung' des Urvolks der Indogermanen etwa ein Jahrhundert verflossen ist, sind besonders in letzter Zeit umfangreiche Werke erschienen, die uns einen unbeschränkten Überblick über die staunenswerte Kleinarbeit auf dem weiten Forschungsgebiet der indogermanischen Sprachwissenschaft und Altertumskunde (unter gleichzeitiger Verwertung der Ergebnisse der Ausgrabungen) zu geben imstande sind. Ich erinnere nur an das 573 Seiten umfassende Buch von S. Feist[1]), das 1913 bei Weidmann verlegt ist, mit seinem Nachtrag: Indogermanen und Germanen (Halle a. S., Niemeyer. 1914). Sollen aber diese weitverzweigten Kenntnisse für alle Zeit als Alleinbesitz nur den forschenden Gelehrten vorbehalten bleiben? — Durchaus nicht, auch die Oberklassen der Gymnasien haben ein Anrecht auf die hochinteressanten Ergebnisse dieser Wissenschaft, zumal schon die Untertertianer in der Geschichtsstunde[2]) mit dem Grundgedanken der europäischen Herkunft der Arier bekannt gemacht werden. So hat denn auch vor

---

[1]) Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen. Mit 36 Textabbildungen und 5 Tafeln. Berlin, Weidmann. 1913. 13 ℳ.

[2]) Neubauer, Lehrbuch der Geschichte. II. Teil (1913) § 6.

kurzem der Herausgeber der 'Gymnasialbibliothek', Prof. Hugo Hoffmann in Erfurt, es für zeitgemäß angesehen, in seine Sammlung ein Heft 'Die Indogermanen, Kulturbilder aus vorgeschichtlicher Zeit' von Gymnasialdirektor a. D. v. Hagen (in Neuhaldensleben) aufzunehmen[1]), und ich kann nur sagen, daß der Versuch im großen und ganzen vollauf gelungen ist. Der Schüler der Oberklassen, der ja durch die Lektüre der Homerischen Epen, der Tragiker, sowie des Nibelungen- und Gudrunliedes auf vorgeschichtliche Kulturverhältnisse geradezu hingedrängt wird, wird sein lebhaftes Interesse besonders durch die Abschnitte III und IV (§ 9—53 der Inhaltsübersicht, S. 14—49) befriedigt finden, und der Verf. hat recht, wenn er im Vorwort sagt, daß durch eine derartige Darstellung erst 'ein geschichtliches Verständnis der antiken und germanischen Kultur angebahnt und die rechte Einsicht in Homer und Tacitus' Germania vermittelt wird'. Durch diese enge Zusammenstellung der Beschreibung unserer germanischen Vorzeit mit den berühmten Homerischen Gedichten wird die Durchforschung unserer vaterländischen Vorgeschichte so recht als etwas überaus Wertvolles dargestellt (Vergils Aeneis und das erste Buch des Livius können viel weniger als vollgültige Schilderungen der Urzeit betrachtet werden), und so wird der Primaner, der ja schon von selbst für die 'Germania' ein lebendiges Interesse fühlt, um so mehr mit Freude und Stolz erfüllt werden, als ihm die enge Verwandtschaft seiner Vorfahren, der alten Germanen, mit dem steinzeitlichen Urvolk der Indogermanen, die — nach Südosteuropa abgewandert — dort Achäer heißen, so ganz deutlich vor die Augen geführt wird[2]). Denn v. Hagen schreibt S. 53 über die Urheimat der Indogermanen: 'Für ein Land mit nordischem Klima als Heimat spricht außer der Flora und Fauna die Vorliebe der Indogermanen für das Mark, ihre Pelzkleidung, das Vorhandensein von Gleichungen für Winter, Eis und Schnee und endlich die Tatsache, daß in mehreren Sprachen nach Wintern, nicht nach Sommern gerechnet wird (S. 34). Wir können also sagen: Vor der Trennung bewohnten die Indogermanen ein vielleicht ziemlich ausgedehntes Gebiet mit nördlichem Klima und einem der heutigen nord- und mitteleuropäischen sehr ähnlichen Pflanzen- und Tierwelt. Ihre östlichen Nachbarn waren finnisch-ugrische Stämme, mit denen eine entfernte Verwandtschaft besteht.' — Diese klare Stellungnahme des Verf. für die europäische Herkunft der Arier, die für die Wertschätzung des Germanenvolkes von so großer Wichtigkeit ist, wird aber vielleicht gerade den heftigen Widerspruch mancher Kritiker hervorrufen, und sie werden vielleicht die Anschaffung des Heftes für eine Schülerbücherei ablehnen. Steht doch die schon oben erwähnte neueste Arbeit über diese Frage, das Buch von Feist, auf dem entgegengesetzten

[1]) Gymnasialbibliothek; 56. Heft; 80 ℛ𝒿.

[2]) Den ununterbrochenen Zusammenhang zwischen den hauptumlockten Achäern (der blonde Menelaos!) und den blonden Völkern Nordeuropas vermittelten die Donauvölker, die (nach Xenophanes) ebenfalls blond waren (v. Hagen S. 57). Auch die achäische Keramik zeigt einen durchaus mitteleuropäischen Charakter, vgl. Dörpfeld in der 'Wochenschrift für klassische Philologie' 1912. Kritik der Schrift von Maurice Croicet 'Observations sur la legende primitive d'Ulysse' und Fünfter Brief über Leukas-Ithaka 1908 S. 31.

Standpunkt und verficht (S. 486—528, besonders S. 520) die Auswanderung aus Asien. Ich bin nun in der glücklichen Lage, der wissenschaftlichen Bekämpfung eines Buches, das in Hinsicht auf die Reichhaltigkeit des Stoffes ganz unübertrefflich ist, an dieser Stelle aus dem Wege gehen zu können; ich brauche mich nur an den sehr ausführlichen Bericht über beide Bücher Feists (s. oben) im 'Literarischen Zentralblatt' zu halten[1]). Dort (S. 632) schreibt Ernst Fränkel, Kiel: 'Was der Verf. zugunsten des asiatischen Ursprungs anführt, kann ich nicht für bewiesen halten' — und weiter unten (S. 633): 'Wir müssen uns mit der Annahme begnügen, daß die Indogermanen sich schon frühzeitig über ein nicht sehr kleines Gebiet ausdehnten, etwa von Mitteleuropa bis in die asiatischen Steppen. Diese Formulierung, die zuerst Kretschmer in seiner Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache gegeben hat, scheint mir auch heute noch die angemessenste zu sein.' — Demgemäß halte ich es für meine Pflicht, auszusprechen, daß wir im Gymnasialunterricht den Hinweis auf die von vielen Forschern vermutete mitteleuropäische Herkunft der Arier nicht unterlassen und umgehen dürfen; eine bloße Widerholung der seit hundert Jahren geltenden Ansicht von der asiatischen Urheimat ist nicht mehr zeitgemäß. Besonders hat es mich gefreut, daß der Verf. zu einer Lieblingsidee Feists: 'Die Germanen sind gar keine wirklichen Indogermanen' einen entschieden ablehnenden Standpunkt einnimmt[2]) und ebenso wie Ernst Fränkel scharf bekämpft. Fränkel schreibt (S. 632): 'Vor allen Dingen läßt sich durch das von Feist angeführte Tatsachenmaterial seine Theorie, daß die Germanen keine Indogermanen gewesen seien, sondern erst nachträglich, wenngleich schon in prähistorischer Zeit, eine indogermanische Mundart übernommen hätten, in keiner Weise sicherstellen.' Auch v. Hagen leugnet die besondere Stellung, die die germanischen Sprachen innerhalb der indogermanischen einnehmen, durchaus nicht (S. 54); die stark veränderten Verbalformen, die Betonung der Stammsilbe, die Lautverschiebung deuten auf eine weite Entfernung von der indogermanischen Ursprache. Er weiß aber einen viel stichhaltigeren Grund dafür anzugeben als Feist, der jeden Zusammenhang zwischen Germanen und Indogermanen zerstört: 'Die Sprachtrennung hat man sich nicht so vorzustellen, daß alle Völker gleichzeitig die Urheimat verlassen haben; — die erwähnten Eigentümlichkeiten des Germanischen erklären sich dann durch die Annahme, daß sich die Germanen zuerst von der Hauptmasse des indogermanischen Volkes loslösten und das bis dahin schwach besiedelte Norddeutschland und Skandinavien besetzten.' — Ich rechne es dem Verf. des Heftes hoch an, daß er den bewunderungswürdigen Mut besessen hat, den Germanen auf dem gewaltigen Gebiete der vorgeschichtlichen Kultivierung Europas die erste Stelle und die wichtigste Tätigkeit zuzuschreiben; nach dem alten, hundert Jahr auf Universitäten und Schulen gelehrten Wissenschaftsschlendrian war für die Germanen die letzte Stelle gerade gut genug, vielleicht noch zu gut — nach Art

[1]) 65. Jahrgang, Nr. 4 u. 18.
[2]) Auf S. 55—57

des in Schillers 'Teilung der Erde' beschriebenen, zu spät kommenden träumenden Poeten sollen sie ganz zuletzt aus der 'Wiege der Menschheit' in die eben erst nach der Eiszeit trocken gewordene, für alle anderen Arier unbewohnbare Norddeutsche Tiefebene eingewandert sein. Doch ist diese Behauptung v. Hagens nicht etwa nur ein Ausfluß seiner kerndeutschen Gesinnung, sie ist durch streng wissenschaftliche Beweisgründe gegen jede Einrede gesichert:

1. 'In dieser Zeit schufen oder entlehnten sie den ihnen eigenen Teil des Wortschatzes, und die Sonderbildung der Formen begann, während die anderen Völker infolge des örtlichen Zusammenhanges die alten Formen noch lange Zeit treu bewahrten.'

2. 'Hierzu stimmt sehr gut, daß sich im germanischen Norden Europas zwar eigentliche Rassenveränderung durch archäologische Funde nicht nachweisen lassen, vielmehr der germanische Typus ununterbrochen herrscht, daß aber doch Reste eines andersgearteten Volkes an der Küste von Norwegen und Dänemark und bei Schwerin in Mecklenburg gefunden worden sind. Aus der Sprache dieses alpinen Volkes dürften die germanischen Wörter, welche keine Entsprechung in anderen indogermanischen Sprachen besitzen, zumeist herrühren. Sie beziehen sich einmal auf Krankheiten, Tiere und Pflanzen, die in Deutschland heimisch sind (für die also ein Name erst hier geschaffen oder entlehnt werden konnte), andererseits namentlich auf das Seewesen.'

3. 'Wenn nun die Indogermanen, wie man neuerdings annimmt, das Meer nicht kannten, mußte es auch den Germanen, gerade weil sie zu ihnen gehören, unbekannt sein. Sie waren also in der neuen Heimat an den Küsten der Nord- und Ostsee genötigt, alle auf das Seewesen bezüglichen Ausdrücke neu zu bilden oder sich von der Urbevölkerung anzueignen. Hier entwickelte sich auch im Laufe langer Zeit die vorzügliche Seetüchtigkeit, die den Germanen im Gegensatz zu den übrigen Indogermanen eigen ist[1]).'

4. 'Auf der anderen Seite läßt das Vorhandensein des indogermanischen Hauses bei den Germanen, der Besitz von indogermanischen Opfer- und Rechtsgebräuchen, Sitten und Anschauungen und des indogermanischen Metrums, sowie namentlich die Gleichheit ihres Empfindens und Denkens mit dem der edelsten Indogermanen die Theorie von ihrer nichtindogermanischen Abstammung als höchst zweifelhaft erscheinen.'

Diese vier Beweisgründe, zu denen als fünfter noch die auffallende körperliche Ähnlichkeit mit den übrigen Indogermanen kommt (S. 57) (hoher Wuchs, helle Haut, blondes Haar, blaue Augen), reichen meines Erachtens vollauf hin, die Zugehörigkeit und noch mehr die bevorzugte Stellung der Germanen unter den indogermanischen Völkern nachdrücklich zu erweisen. Damit hat v. Hagen dem freien Studium der Primaner usw. einen ganz bedeutenden Dienst erwiesen. Nun kann der auf sein Deutschtum (besonders in diesem Weltkriegjahr 1914) stolze Schüler der Oberklassen mit einem Gefühl der Befriedigung seinen

[1]) In den letzten Jahren ist die Erkenntnis, daß wir Germanen seit Urzeiten ein seefahrendes Volk gewesen sind, immer mehr in den Vordergrund getreten, vgl. hierüber meinen Aufsatz in der 'Flotte' Januarheft 1908.

Siegfried an die Seite des (kurzlebigen) Achilles setzen, und die Bearbeitung eines Aufsatzthemas: 'Warum hat man die "Gudrun" eine germanische Odyssee genannt'? wird ihm, falls er im Besitz dieses v. Hagenschen Buches ist, besondere Freude machen. Denn dieses 59 Seiten umfassende Heft enthält in gedrängter Kürze so ziemlich alles, was sich auf das weitverzweigte Kulturleben der vorgeschichtlichen Jahrhunderte bezieht, die dem heroischen Zeitalter Homers und der germanischen Heldenzeit voraufgehen. Er findet ausreichende Aufklärung über die Eheschließung durch Raub (Raubehe, S. 36), sowie über die Stellung der Frauen im Gegensatz zur selbstherrlichen Gewalt des Hausherrn (S. 25), die eine sehr untergeordnete war, doch so, daß 'kluge Frauen' sich schon damals durch Heilkunde oder Wahrsagerei und als Priesterinnen Achtung und Ansehen zu verschaffen wußten, — kann sich also die Demütigung (Od. I, 356) der Penelope neben dem hohen Ansehen, das die Phäakenkönigin (VII, 145) Arete genoß (vgl. Tacitus Germ. Kap. 8 u. 19), andererseits die Leiden der Gudrun als verschiedene Entwicklungsstufen der fortschreitenden indogermanischen Kultur erklären. Ebenso sind auch die Abschnitte über Blutrache, Sippe und Gau, Gastfreundschaft und Rechtsleben usw. recht lesenswert. Die Bemerkungen über Metalle und Waffen, Wagen und Schiffe hätten noch ausführlicher sein können, da diese für Homer und die deutschen Epen nötig sind. Großes Interesse wird bei dem Primaner, der in der Ilias die Bestattung des Patroklos (Buch XXIII) gelesen hat, der Abschnitt S. 37—43 über die Totenopfer usw. erwecken, denn die Darstellung der 'Beigaben in den Gräbern' wird durch den Bericht über die neuesten Gräberfunde im russischen Taurien und die Aufdeckung des 'Grabmals des Soloch' bei Nikopolis besonders anschaulich gestaltet. Auch die Angaben über die Entstehung der Religion der Griechen und Römer sind besonders für einen deutschen Schüler von durchschlagender Bedeutung. Hatte er bisher nur mit Staunen zu den Marmorbildern der Athener emporgeblickt, so hört er hier, daß die echtgermanische Verehrung des lebenden Baumes, auf welche die Verehrung des Holzpfahls folgte (Irminsul = truncus ligni non parvae magnitudinis), geradwegs zu der Anbetung der hölzernen (später steinernen) Götterbilder führt. In der selben Weise erkennt er auch, daß der griechische Tempel mit seinem schrägen Dach durchaus nicht die urgeschichtliche Hauptsache bei der Gottesverehrung gebildet hat, sondern daß man Bergeshöhen und abgegrenzte Waldbezirkte (templum, τέμενος) als heilige Aufenthaltsorte der Götter ansah, ganz, wie es noch zu Tacitus' Zeit bei den Germanen der Fall war. Ausführlicher hätte S. 21 der Verf. auch auf die merkwürdige Verwandtschaft des griechischen Tempelhauses mit schrägem Dach (das zu den übrigen Wohnhäusern mit flachem Dach gar nicht passen will) mit den nordischen Holzhäusern aufmerksam machen können; diese Verwandtschaft ist durchaus einwandfrei erwiesen, und so hätte der Verf. einen neuen durchschlagenden Beweis gewonnen für die hervorragende Stellung, die die Germanen urzeitlich unter allen Indogermanen einnahmen; nur die von ihnen bei ihrem Vorrücken an die Meeresküsten (s. oben) angetroffenen endlosen Wälder ermöglichten es ihnen, im Holzbau so vorzügliche Leistungen

hervorzubringen, die noch heute in Skandinavien unsere Bewunderung erregen[1]).

Somit kann ich, unter Verzicht auf eine weitere ausführliche Besprechung der zahlreichen gutgelungenen Einzeldarstellungen, die Verwendung des Heftes für eine Gymnasialbibliothek durchaus empfehlen; wünschenswert wäre, daß es der Lehrer im Homerunterricht und bei der Lesung des Nibelungenliedes und der Gudrun im Urtext (Obersekunda) stets zur Hand habe, damit er den entsprechenden Abschnitt, der stets sehr knapp gehalten ist, zur Kenntnis der Schüler bringen kann, was ohne wesentlichen Zeitverlust möglich ist.

Brandenburg a. H. Herm. Muchau.

Dikaiomata. Auszüge aus Alexandrinischen Gesetzen und Verordnungen in einem Papyrus des Philologischen Seminars der Universität Halle (Pap. Hal. 1). Mit einem Anhang weiterer Papyri der selben Sammlung herausgegeben von der Graeca Halensis. Berlin, Weidmann 1913. X und 252 S. 8. 9 Lichtdrucktafeln. 20 ℳ.

Die hochbedeutsame Publikation, an die sich seit ihrem Erscheinen im vorigen Sommer bereits eine ganze, und zwar vorwiegend juristische Literatur angesetzt hat, trägt ihren Titel nach dem Pap. Hal. 1, dem 1911 durchs Deutsche Papyruskartell erworbenen Glanzstück der Papyri des Philologischen Seminars der Universität Halle. Weitere 21 seiner Texte, teils (Nr. 7—8) zusammen mit den Dikaiomata, teils (Nr. 2—6, 10) schon in den Jahren 1907 und 1908 erlost, größtenteils aber (Nr. 9, 11—22) aus dem nachgelassenen Privatbesitz von F. Blaß, dem verdienstvollen Begründer der ganzen Sammlung, geschenkt, geben sich allzu bescheiden als 'Anhang', wiewohl sie den Wert eines eigenen, nicht unansehnlichen Papyrusbändchens besitzen.

Mit diesem in unverdienten Schatten gestellten 'Anhang' zu beginnen, fühlt sich der Philologe, zumal in einer philologischen Zeitschrift, darum versucht, weil sich darin ein halbes Dutzend literarischer Nummern befindet (faksimiliert auf Tafel VIII Nr. 2, 3 und fr. XVIII, XX von Nr. 4). Nichts Besonderes bieten unter ihnen zwei Odysseepapyri (Nr. 5a, b). Bei anderem Wertvolleren erhebt sich die alte Klage, daß die trümmerhafte Erhaltung nur den Appetit reizt, ein wirkliches Verständnis dagegen verbietet. Das gilt vor allem von einem auf Sappho weisenden Fetzen (Nr. 3) mit rätselhaften Zeichen im Text, es gilt auch von dem helle-

---

[1]) Über die Verwandtschaft des germanischen Holzhauses mit dem griechischen Tempel vgl. mein Buch 'Pfahlhausbau und Griechentempel', 1909, Jena, Costenoble, 362 S. und Willy Pastor 'Die Kunst der Wälder', 1912, Wittenberg, Ziemssen. Auch die neuesten Tacitusausgaben weisen darauf hin, so nimmt die 'Germania' von Schweitzer-Sidler (7. Aufl. 1912 von Eduard Schwyzer) geradezu auf die bei Buch (nördlich von Berlin) von Dr. Kiekebusch entdeckten bronzezeitlichen Hausanlagen Bezug, um die Worte des Tacitus, der 'wirklich von einer Art Blockbau spricht', richtig zu erklären (vgl. meine Abhandlung [Brandenburg, Osterprogramm 1912] 'Die vorgeschichtliche Besiedelung der Mark Brandenburg durch die germanischen Semnonen [Sueben]' S. 55).

nistischen Epos (Nr. 2), das u. a. von den Arbeiten des Herakles redet und stark an Apollonios anklingt, es gilt endlich von den Resten einer philosophischen Schrift (Nr. 4), vielleicht einer naturphilosophischen Exzerptensammlung, wo möglicherweise auch ein Epikureer Philonides benutzt war. Befriedigt kann man sich durch die drei Bruchstücke der Timarchea des Aischines glauben (Nr. 6a—c). Sie waren ursprünglich, wie das so oft bei den ägyptischen Papyri begegnet, auf zwei verschiedene Kollektionen verstreut. Aber hier ist einmal der erfreuliche Fall zu verzeichnen, daß die eine, die von R. Münzel geleitete Stadtbibliothek Hamburg der andern, dem Hallenser Seminar, ihren Anteil (fr. b, c) als Geschenk überließ. Der im 2. Jahrhundert n. Chr. auf die Rückseite einer Urkundenrolle geschriebene Text zeigt die uns aus den literarischen Papyrusfunden bereits vertraute Erscheinung, daß seine Rezension zwischen den zwei mittelalterlichen Handschriftenklassen (B und M) die Mitte hält und darüber hinaus zahlreiche eigene neue Varianten, darunter mehrfache Bestätigungen moderner Konjekturen aufweist.

Noch größere Beachtung als dieser literarische verdient der nichtliterarische Teil unsres Anhangs (Nr. 7—22) mit seinen Ptolemäerurkunden des 3. Jahrhunderts, die sich, soweit sie aus der früheren Blaßschen Privatsammlung herrühren, d. h. in der überwiegenden Mehrheit als Faijûm-Texte und Ergänzungsstücke zu den Petrie-Papyri herausstellen. Die davon zu trennenden Nummern 7, 8 (abgebildet auf Tafel IX), zwei an einen Beamten im oberägyptischen Apollinopolis Magna (Edfû) namens Pythonikos gerichtete Briefe vom Jahre 232 bieten gemeinsam den Vorteil, daß sich mit ihrer Hilfe für die wahrscheinlich mit ihnen zusammen ausgegrabenen und im Apollinopolites verfaßten Dikaiomata als Fundort das noch südlicher gelegene Elephantine mutmaßen läßt. Im einzelnen erhalten wir überdies durch Nr. 7 neue Aufschlüsse über die ptolemäische Fußbotenpost der *βυβλιαφόροι* mit ihrem Gauleiter, dem 'Postkontrolleur' (*ἔφοδος*) und durch Nr. 8 Nachricht von einem wegen Nachtblindheit dienstuntauglich gewordenen und daraufhin offiziell zu untersuchenden Beamten. Das winzige Fragment 10 lehrt uns als erster Papyrus den *ἀρχιδικαστής* bereits für die Alexandrinerzeit kennen. Von den Blaßschen Faijûm-Papyri, unter denen sich die Widergabe der besonders schwierigen Schlußstücke (Nr. 16—22) auf 'Auszüge' beschränkt, führen wir nur das Allerwichtigste auf. Voran steht da Nr. 9, dessen Versokonzepten weittragende Auskunft über Charakter und Organisation des griechischen Zehnmännergerichtshofs der *χώρα* entlockt wird. Zu dem dabei benutzten und seinerseits erleuchteten Verhandlungsprotokoll P. Petr. III 21 g (= Nr. 21 der Chrestomathie von Mitteis) möchte ich nicht verschweigen, daß mir die für Z. 7f. vorgeschlagene Deutung: *κατὰ τὸ παρ' Ἀριστομάχου . . . γραφὲν αὐτῷ* (= *ὑπ' αὐτοῦ*, sc. *Ἀριστομάχου*!) *πρόσταγμα* im Zusammenhang sprachlich bedenklich erscheint. Das einer Kopialrolle entstammende Soldatentestament Nr. 11 (238 v. Chr.) liefert den Anlaß, diese *διαθῆκαι* nicht mehr als Syngraphophylax-, sondern als Notariatsurkunden zu betrachten, registriert von der metropolitanen, in den Dörfern durch Filialen vertretenen Agoranomie. Das *ὑπόμνημα* eines Kleon Nr. 12 ergibt den nun in der

'Kleon-Korrespondenz' näher zu verfolgenden Schluß, daß neben dem berühmten ἀρχιτέκτων jenes Namens gleichzeitig noch ein Homonymus als Beamter gewirkt hat.

Und nun zu den Dikaiomata selbst. Merkwürdig ist ihre Aufzeichnungsform, wie sie die Herausgeber durch sorgfältige Beobachtung der Faltungsflächen und der Klebungen klargestellt und durch die wohlgelungene Gesamtphotographie (Tafel I—VII) veranschaulicht haben. Der opisthographe Papyrus, 22,5 cm hoch und auf eine Breite von etwas über einem Meter zu veranschlagen, zeigt, außer dem Verluste zu Anfang, auch nach der nachträglichen Hinzulieferung eines Streifens durch den Händler, vor der Mitte noch eine ca. 10 cm breite Lücke. Zustande kam er durch sukzessives Aneinanderkleben von vier verschiedenen Stücken, wobei jeweils schon auf der Vorder- wie auf der Rückseite eine frühere anderweitige Skriptur stand, aber zwecks Neubeschreibung weggewischt wurde, nicht ohne mehr oder minder deutliche Spuren zu hinterlassen. Die gegenwärtige zweite Schrift, bei der man paläographisch zwei Gruppen, eine kursivere und eine unzialere, genauer nach der vorsichtigen Schätzung der Editoren sechs Hände unterscheidet, zeitlich in die Mitte des 3. Jahrhunderts, wahrscheinlich noch ans Ende der Regierung des Philadelphos gehörig, füllt sieben Kolumnen auf dem Rekto (von Kol. I nur Zeilenenden vorhanden) und daran anschließend auf dem Verso weitere vier (Kol. VIII—XI), mit Umkehr der Schriftrichtung nach der zweiten.

Den Inhalt des Papyrus trifft am besten der Untertitel der Ausgabe 'Auszüge aus Alexandrinischen Gesetzen und Verordnungen', und man muß gleich hinzufügen, daß diesen Exzerpten eine systematische Anordnung fehlt. Gegen den wegen seiner Kürze bequemen Obertitel Dikaiomata (strenggenommen: Dikaiōmata, um das ω deutlich wiederzugeben) lassen sich Bedenken nicht unterdrücken. Er fußt auf der Annahme, es habe ein Rechtsanwalt (συνήγορος) in seinem Bureau die vielerlei Paragraphen zusammenstellen lassen, um sie als Beweisurkunden (δικαιώματα) oder richtiger 'Rechtsdirektiven' (Mitteis) vor Gericht — neque enim *iura novit curia* — in mehreren, verschiedenen Prozessen zu verwenden. Wie demgegenüber von juristischer Seite bemerkt wird, wäre als Sammler der Belegstellen nicht der rein rhetorische Plädieranwalt selbst, sondern vielmehr dessen rechtskundiger Helfer, der πραγματικός ins Auge zu fassen. Davon abgesehen, muß die Hypothese der Herausgeber an sich als überaus wahrscheinlich gelten. Aber der Name δικαιώματα, welcher sonst überall neben abstrakten Rechtssätzen als mindestens gleichwertig 'konkrete, subjektive' Dokumente umfaßt, erscheint keinesfalls bezeichnend für den bedeutsamen Sondercharakter des Halensis, der uns ausschließlich und in seltener Fülle unmittelbares geltendes Recht gibt.

Die Edition der Dikaiomata zerfällt in zwei Teile. Als erster liefert 'Der Text' nach Erörterung der äußeren Vorfragen eine genaue Transskription des Originals. Teil B, der 'Kommentar', beginnt mit einer Einleitung über die 'δικαιώματα' und deren 'Vorlagen' (1. νόμοι; 2. διαγράμματα; 3. προστάγματα und ἐντολαί; 4. ψηφίσματα), endet mit

einem die Hauptresultate zusammenfassenden und einreihenden 'Schlußwort' und bringt im übrigen eine eingehende Erklärung zu jedem der zwölf in freierer Umschrift und mit deutscher Übersetzung widerholten sachlichen Abschnitte, in die der Papyrus der Reihe nach zerlegt wird. Die Ziffern dieser zwölf Abschnitte hätten im Interesse des Benutzers auch dem zusammenhängenden Gesamttext zu Anfang, etwa am Rand, beigefügt werden können.

Wir unsrerseits versuchen für die Auszüge im nachstehenden Referat, angesichts der Schwierigkeit des einzelnen mit aller Reserve, eine logische Ordnung, wobei wir in der Gruppierung nach Verwaltungsrecht (Nr. 1, 2), Privatrecht (Nr. 3—5) und Prozeßrecht (Nr. 6—12) dem Vorgang von Partsch folgen.

Auf Finanzverwaltung einer- und Militärverwaltung andrerseits beziehen sich zwei Stücke, welche uns gleichzeitig Beispiele königlicher *προστάγματα* bieten:

1. Abschnitt XII (Kol. XI 260—265). Apollonios, vermutlich der Finanzminister (*διοικητής*), teilt einem Zoilos mit, er habe, gemäß einem *πρόσταγμα* des Königs, bestimmte Berufsklassen (Elementar- und Turnlehrer, Dionysische Techniten, Sieger in gewissen Agonen) samt Nachkommen von der Salzsteuer entbunden.

2. Abschnitt V (Kol. VIII 166—185). Der König Ptolemaios selbst gebietet einem (Militärbeamten?) Antiochos, die Übergriffe, wie sie sich das Militär gelegentlich bei der Einquartierung erlaube, künftig zu verhüten und dabei vor allem für die Schonung des Dorfes Arsinoe bei Apollinopolis zu sorgen. — Ins 'bürgerliche Recht' gehört zunächst

3. der kurze Abschnitt VIII (Kol. X 219—221) mit seinem Verbot einer 'Versklavung' der Alexandriner als der *πολῖται*: die beiden letzteren Begriffe erweisen sich ja jetzt als identisch (noch immer einschränkend F. Zucker, s. u.). Wir vindizieren dieses Exzerpt nicht mit den Herausgebern einem besondern 'Staatsgrundgesetz' (*πολιτεία*), sondern mit Partsch dem allgemeinen *πολιτικὸς νόμος*, den wir nicht mit den Herausgebern territorial als *νόμος τῆς πόλεως (lex civitatis)*, sondern mit Partsch, von Hause aus wenigstens personell, als *νόμος τῶν πολιτῶν (= ius civile)* erklären: vgl. über das bisher nicht einhellig gelöste Problem neuestens Wenger, Sitzber. d. Münchn. Akad., philos.-hist. Kl., 1914, 5. Abh. S. 10ff. Anm. 1. — Ausdrücklich aus dem *πολιτικὸς νόμος* schreibt sich

4a. der Anfangs- und Hauptteil des Abschnittes II her (Kol. IV 79 bis V 105), der, mit deutlich direkter Herübernahme eines attischen Gesetzes des Solon, das Nachbarrecht in bezug auf Anpflanzungen, Bauten und Tiefgrabungen regelt.

4b. Die Schlußpartie (Kol. V 106—114) ordnet die Beitragspflicht der Angrenzer zur Anlage, Weiterführung und Reinigung von Gräben, wobei die Juristen von einer 'Flurgemeinschaft' oder noch genauer von einer 'Bewässerungszwangsgenossenschaft' reden. Partsch möchte den Passus nicht mehr auf das 'bürgerliche Gesetz', sondern auf ein eigenes Agrarrecht, etwa einen *γεωργικὸς νόμος* zurückführen.

5. Der ebenso aufschlußreiche wie beim Fehlen der rechten Seite



schwierige Abschnitt XI (Kol. XI 242—259) behandelt, wahrscheinlich widerum im Rahmen des *πολιτικὸς νόμος*, den Kauf von Grundstücken, Häusern und Hausstellen. Zur Sprache kommt erstens die vom Verkäufer wie vom Käufer für den Stadtgott Alexandros an die *ταμίαι* zu zahlende Verkehrssteuer, zweitens die ins einzelne normierte amtliche Registrierung der Verträge (durch eben jene *ταμίαι*?), drittens einiges, was die Perfektion des Kaufes betrifft: so die Rechtssitte des 'Grenzergeldes' *(ἀμφούριον)*, das zur Garantie für den Käufer vom Verkäufer die Nachbarn bekommen, so die Mittel, durch welche der Verkäufer die volle Zahlung des Preises erreicht. — Für die nun noch folgenden, in verschiedenartiger Weise Prozeß- und Strafrecht berührenden Auszüge ist im voraus zu betonen, wie schwer sie sich im speziellen unter moderne Rubriken subsumieren und wie schwer sich vorläufig ihre jeweiligen Vorlagen feststellen lassen. Die Editoren zogen in letzterer Hinsicht neben dem *πολιτικὸς νόμος* mehrfach das königliche *διάγραμμα* in Betracht.

6. Abschnitt IV (Kol. VI 124 bis VII 165) gibt eine Prozeßordnung für privilegierte Klassen, nämlich einmal für die vom König (zu militärischen Missionen?) abkommandierten Personen samt ihrem Personal *(ἀποσκευή)* und ihren Bürgern und zweitens für Heeresangehörige, die alexandrinische Neubürger sind. Bei der ersteren Gruppe handelt sich's mit festbegrenzten Ausnahmen um eine 'Prozeßimmunisierung', für welche Kohler an die 'völkerrechtliche Exterritorialität unsrer Gesandten und ihrer Angehörigen' erinnert. Die Mitglieder der zweiten sollen mit Soldklagen vor die *ξενικὰ δικαστήρια* kommen, deren Begriff jetzt endgültig klar wird.

7. Abschnitt X (Kol.. XI 234—241) erläßt mit Berufung auf den *ἀστυνομικὸς νόμος* und Erwähnung der *θεσμοφύλακες* Vorschriften betreffend die Pfändung (*ἐνεχυρασία;* nicht: 'Faustpfand').

8. Abschnitt IX (Kol. X 222—233), bei dessen Erklärung sich nicht einmal die Herausgeber einigen konnten, belehrt uns über die Ladung zum Zeugnis. Es nimmt sie die interessierte Partei in Gegenwart zweier *κλήτορες* vor. Entziehen kann man sich ihr nur durch feierliche *ἐξωμοσία*, doch darf das Zeugnis allenfalls partiell sein. Seinen schriftlich auf einer Tafel verzeichneten Inhalt muß der Zeuge als wahr 'vor dem Amt und vor dem Gericht' durch den *νόμιμος ὅρκος* beschwören. — Über eben diesen 'gesetzlichen Eid' erfahren wir Näheres durch

9. Abschnitt VII (Kol. X 214—218), vor allem, daß er auf dem Markt, und zwar bei den drei Gottheiten Zeus, Hera, Poseidon erfolgt.

10. Abschnitt I (Kol. II 24—III 78) bringt ausführliche Normen für die *δίκη ψευδομαρτυρίου*, die im Anschluß an einen Privatprozeß zu erhebende Klage wegen falscher Zeugenaussage. Als Beispiel der dabei zahlreich für uns abfallenden neuen und wichtigen Angaben erwähnen wir die beim Hauptprozeß unterschiedene Dreiheit der Instanzen: die *δικασταί* (*δικαστήρια*) mit ihrem *εἰσαγωγεύς*, die dem *νομοφύλαξ* unterstehenden *διαιτηταί* und die *κριτήρια* (*κριταί*), deren manche einen *γραμματεύς* haben. Die 'Falscheid'-Klage selbst kann nach dem Erhaltenen entweder von dem (verurteilten) Beklagten oder von dem (abgewiesenen) Kläger oder von beiden Teilen gleichzeitig ausgehen, in

welch letzterem Falle bei eventueller Bestrafung der beiderseitigen Zeugen das Ersturteil als solches (vorbehaltlich einer Berufung) in Kraft bleibt.

11. Abschnitt VI (Kol. VIII 186—IX 213) regelt eingehend die Ahndung von Injurien, wobei als Täter der Sklave vom Freien getrennt, die Beleidigung eines in der Ausübung seines Berufes begriffenen Beamten erschwerend behandelt und als Strafschärfungsgrund auch die Trunkenheit angeführt wird. Für die fraglichen Delikte erscheinen als Sonderarten Bedrohung mit gefährlichem Werkzeug (*σιδήρου ἐπάντασις*) und Schläge, schließlich als umfassender Oberbegriff, für den es eine gesetzlich festgelegte Buße nicht gibt (*ἄγραφα*), die *ὕβρις*. — Abschnitt III (Kol. V 115—123), den die Herausgeber als Ergänzung zu VI (Nr. 11) gleichfalls zu den 'Klagen wegen tätlicher Beleidigung' zählen, zerlegt sich, genau betrachtet, in zwei verschiedene Teile. Der erste

12a (Kol. V 115—120) bestimmt als Kalumnienbuße für Erheber von Klagen, die sich sicher im ersten und wahrscheinlich auch im schwereren zweiten Falle auf Hybris beziehen, ein Zehntel bzw. gar ein Fünftel des Streitwerts, wobei zur Vollstreckung subsidiär die Personalexekution in Betracht kommt. — Im zweiten Absatz

12b (Kol. V 120—123) scheint sich's um eine allgemeine 'prozessuale Ordnung über Klage und Widerklage' (Partsch) zu handeln. Wenn zwei Parteien gegeneinander Klagen bei zwei verschiedenen Gerichten einreichen, so wird aus diesen beiden durch jeweilig hälftige Erlosung ein neuer Gerichtshof mit Erlosung auch des *πρόεδρος* und der Reihenfolge der Verhandlung gebildet.

Unser gedrängter Überblick über den Inhalt des Papyrus gibt noch lange kein genügendes Bild von dem überreichen Gewinne, den ihm die Altertumsforschung verdankt. Zur vollen Lösung der neuen Probleme wird es noch langer Arbeit bedürfen. Wertvoll ist schon heute vor allem der Gesamteindruck, welchen das Alexandrinische Recht als eine der vielen bei aller Gemeinsamkeit der juristischen Denkformen partikularistisch differenzierten griechischen Ordnungen hervorruft. Tief unter der 'Kulturhöhe' Attikas stehend, welche etwa für die *ὕβρις* als 'frivolen Bruch des öffentlichen Friedens' die populare Strafklage bereithält, zeigt es sich (entsprechend der Ansicht B. Keils) in wesentlichen Punkten vom ionischen Vorbild Kleinasiens und der Inseln beeinflußt. Wie stark der Hellenismus auch rechtsgeschichtlich auf die römische Entwicklung gewirkt hat, kann man jetzt an manchem wie der 'Typologie der kaiserlichen Rechtsquellen' (z. B. *mandata* = *ἐντολαί*) und dem Injurienrecht, vor allem der schon von Hitzig richtig beurteilten *actio iniuriarum aestimatoria* deutlicher ermessen.

Zu diesen Einsichten wie natürlich vorab zum Einzelverständnis des Textes haben weitaus das meiste bereits die ersten Editoren geleistet. Wir können ja von ihnen lediglich im unbestimmten Plural einer wohl geradezu getadelten und jedenfalls zum Zitieren unbequemen *société anonyme* reden. Denn die sechs in der Graeca Halensis vereinigten Altertumsforscher der Universität Halle, F. Bechtel, O. Kern, K. Praechter, C. Robert, E. von Stern und G. Wissowa, zu denen sich als früheres Mitglied U. Wilcken gesellte, lassen das dem Andenken der zwei ver-

ewigten Kollegen F. Blaß und W. Dittenberger gewidmete Werk unter gemeinsamem Namen und gemeinsamer Verantwortung erscheinen.

Viele weitere Förderung erfuhr aber die Publikation auch noch nachträglich durch die zahlreichen von ihr veranlaßten kritischen Aufsätze, wie sie auch in dem vorliegenden Referat nach Möglichkeit dankbar benutzt sind. Es kommen hier nicht sowohl Äußerungen von Philologen und Historikern in Betracht — vgl. B. Haussoullier, Revue de l'instr. publ. en Belgique 1913 S. 107ff.; G. Lumbroso, Rendic. d. R. Accad. d. Linc XXII 1913 S. 69f. (beides mir nicht erreichbar); G. Plaumann, Deutsche Literaturztg. 1914 Sp. 438ff.; U. Wilcken, Archiv f. Papyrusf. VI 1913 S. 271ff.; F. Zucker, Wochenschr. f. klass. Philol. 1913 Sp. 1305ff., 1340ff. — als die zum Teil hochbedeutenden Stimmen der Juristen: A. Berger, Eos XIX 1913 S. 102ff. (polnisch, mir nicht zugänglich); O. Gradenwitz, Sitzb. d. Heidelb. Akad., ph.-h. Kl. 1913, 8. Abh.; J. Kohler, Zeitschr. f. vergl. Rechtsw. XXX 1913 S. 318ff.; P. Koschaker, Berl. philol. Wochenschr. 1914 Sp. 548ff.; L. Mitteis, Zeitschr. d. Sav.-Stiftung, R. A. XXXIV 1913 S. 456ff.; J. Partsch, Arch. f. Papyrusf. VI 1913 S. 34ff.; M. San Nicolò, (H. Groß') Archiv f. Kriminalanthropol. u. Kriminalistik LIII 1913 S. 342ff., LV 1913 S. 248ff., LVII 1914 S. 316ff.; E. Weiß, Lit. Zentralbl. 1913 Sp. 844f.; L. Wenger, Krit. Vierteljahrsschr. f. Gesetzgebung u. Rechtsw., 3. Folge, XV 1913 S. 339ff.

Dieser Sachverhalt führt auf die fast regelmäßig erhobene und öfter, einmal leider mit unbilliger Schärfe, verneinte Frage, ob die Herausgeber recht daran taten, auf die alsbaldige Zuziehung eines rechtskundigen Helfers zu verzichten. Unzweifelhaft lassen sich antike Rechtstexte nach Art der Dikaiomata nur durch vereinte Bemühung von Philologen und Juristen erschließen. Den Segen und die Freude des Zusammenarbeitens mit einem rechtshistorischen Mitforscher durfte ich selbst in reichem Maße genießen. Aber kann es nicht Fälle geben, wo statt einer sofortigen Verschmelzung die sukzessive Trennung der beiderseitigen Arbeitssphären mindestens berechtigt erscheint und wo vielleicht gerade die vorläufige Beschränkung den Meister erweist? Bei dem umfangreichen P. Halensis hätte zunächst die Gesamtbewältigung der Doppelaufgabe das dringende Erscheinen des Werkes bedeutend verzögert. Aber auch innerlich und sachlich hatte es sein Gutes, daß die philologisch-historischen Editoren fürs erste, auf die Gefahr kleiner juristischer Entgleisungen hin, ihr Riesenpensum einer Lesbarmachung und Ergänzung des Textes sowie seiner Interpretation im Lichte der schwer überblickbaren parallelen antiquarischen Überlieferungen rein zur Durchführung brachten, noch unbeeinflußt von spezifisch juristischer Auffassung und Deutung, wie sie ja auch ihrerseits der Meinungsverschiedenheiten mitnichten entbehrt und unter Umständen moderne Begriffe hereinträgt.

Um so ersprießlicher kann nun auf dem soliden Fundament dieser ebenso anspruchslosen wie bewundernswerten *editio princeps* die rechtswissenschaftliche Weiterforschung einsetzen, die jeweils wider philologisch überprüft werden muß. Wie dadurch die Erklärung vielfach ohne weiteres evident korrigiert wird, wie anderwärts die neuen Vorschläge vor der sprachlichen Forderung nicht standhalten, das sei noch

zum Schlusse an einigen Proben gezeigt. Von willkommener Berichtigung darf man reden, wenn Juristen (Partsch, San Nicolò) im Abschnitt VI (o. Nr. 11) dem von den Herausgebern zu eng gefaßten Begriffe der *ὕβρις* (Kol. IX 210) die notwendige Erweiterung geben und meines Erachtens auch, wenn ebenda Partsch das einleitende *μεθύων* (Kol. IX 194) von der disjunktiven Reihe (*ἢ—ἢ*) unabhängig macht, vor allem aber, wenn gleichzeitig Gradenwitz und Kohler im Abschnitt I (o. Nr. 10) den zweiten Fall der *ψευδομαρτυρίου*-Klage, statt vom freigesprochenen Beklagten, vom abgewiesenen Kläger verstehen (Kol. III 55—63), wiewohl hier selbst ein Lipsius die frühere Interpretation als sprachlich möglich bezeichnet. Das juristische Postulat (San Nicolò), der Zeugeneid im Abschnitt IX (o. Nr. 8) sei assertorisch, nicht promissorisch, erfüllt sich in bemerkenswerter Weise, sobald man dem fraglichen Satz (Kol. X 225—228), abweichend von den Editoren, die rechte Interpunktion zuteil werden läßt: *ὁ δὲ κληθεὶς μαρτυρείτω* (absolut) *ἐπὶ τῇ ἀρχῇ καὶ ἐπὶ τῷ δικαστηρίῳ, ἐφ' οἷς παρῆν ἢ εἶδεν, ὀμόσας τὸν νόμιμον ὅρκον, ἀληθῆ μαρτυρεῖν τὰ ἐν τῷ πινακίῳ γεγραμμένα, ἄλλην δὲ μὴ μαρτυρείτω*: 'indem er den gesetzlichen Eid schwört, er bezeuge den Inhalt des Täfelchens als wahr', d. h. der Zeugnisinhalt des Täfelchens sei wahr; vgl. die völlig analoge, nur umständlicher ausgedrückte Stelle Demosth. or. XLV 46: *τἀληθῆ ἐμαρτύρησα μαρτυρήσας τὰ ἐν τῷ γραμματείῳ γεγραμμένα.* — Dagegen geht es beispielsweise rein philologisch nicht an, im letztgenannten Passus aus dem deutlich koordinierenden *καὶ* zwischen *ἀρχῇ* und *δικαστήριον* (Kol. X 226) ein 'entweder — oder' zu machen (Kohler, San Nicolò) oder die *ἔγγυοι παραμονῆς* (Kol. II 46, 48) im Abschnitt I (o. Nr. 10), statt auf die Urteilsvollstreckung im Hauptprozeß (vgl. Kol. III 52f.), vielmehr auf die Durchhaltung des Zeugnisprozesses (so San Nicolò, vermittelnd Wenger) zu deuten oder endlich in dem wegen seiner Lückenhaftigkeit besonders schwierigen Schlußsatz des Abschnittes XI (o. Nr. 5) bei dem *αὐτῷ* am Ende (Kol. XI 259 *ἢ μὴ ἔστω αὐτῷ κομιδή*) an eine andere Person als das Subjekt des Eingangs (Kol. XI 256f. *ἐὰν δέ τι*] *τῆς τιμῆς μὴ κομίσηται*), d. h. anstatt an den Verkäufer an den Käufer (Koschaker) zu denken.

Czernowitz. G. A. Gerhard.

Friedrich Lübkers Reallexikon des klassischen Altertums. Achte vollständig umgearbeitete Auflage, herausgegeben von J. Geffcken und E. Ziebarth, in Verbindung mit B. A. Müller, unter Mitwirkung von W. Liebenam, E. Pernice, M. Wellmann, E. Hoppe u. a. Mit acht Plänen im Text. 1152 S. Leipzig, B. G. Teubner. 1914. Geb. 28 ℳ

Es kann kein Zweifel sein: trotz aller Feinde des Gymnasiums, trotz all der unsinnigen, auf keine Sachkenntnis gegründeten Vorstöße gegen die humanistische Bildung, wie wir sie von seiten Ostwalds oder von seiten halbgebildeter Anhänger eines ultranationalen Standpunktes immer aufs neue erleben — die klassische Altertumswissenschaft, als reine, von dem Gezänk des Tages unberührte, nur den ewigen Zielen nachgehende Wissenschaft — sie blüht heute herrlicher und mächtiger als je. Das hat verschiedene Ursachen. Einmal, daß eine Reihe von



Forschern ersten Ranges in dem letzten Menschenalter ihre ganze Kraft der Betrachtung des Altertums gewidmet hat oder noch widmet: die Namen Mommsen, Zeller, Usener, Bücheler, Erwin Rohde, Friedrich Leo und von den noch im Lichte der Sonne schaffenden Diels, Wilamowitz, Eduard Meyer, Heiberg, Cumont — sie sagen genug. Dann aber hat sich die klassische Philologie im letzten Menschenalter immer mehr in eine rein historische Wissenschaft gewandelt, die nach Überwindung der bis in die neunziger Jahre wirkenden klassizistischen Vorurteile kein Gebiet, auch des späten Altertums, der Forschung für unwürdig erachtet und überall nach einer Totalansicht der kulturellen Verhältnisse einer Epoche drängt. Dazu kommt die ungeahnte Fülle der Funde: Inschriften, Papyri, Ostraka, Vasen und Mosaiken, überhaupt die Monumente. Und noch ein anderes. Dank der modernen Verkehrsentwicklung ist auch die klassische Altertumswissenschaft wirklich international geworden: amerikanische, englische, französische, belgische, holländische, dänische, skandinavische, russische, italienische, neugriechische und andere Gelehrte stehen untereinander wie insbesondere mit den deutschen Vertretern der Altertumswissenschaft in engster gegenseitiger Verbindung. Was aber doch — mit durch all diese Faktoren hervorgerufen — das Wesentliche ist: das ist eine früher ungeahnte Vertiefung in die Betrachtung der Dinge, die frei von jeder Engherzigkeit — man möchte sagen: in philosophischem Geiste — überall auf den Kern der Sache geht, und zum andern die ungeheure Erweiterung des Gesichtsfeldes. Es sei nur an die großartige Entwicklung der religionsgeschichtlichen Forschung, der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, zumal dank den Papyri, andererseits an die Erforschung der Entwicklung der Einzelwissenschaften erinnert, die fast alle von den Griechen begründet und zu hoher Blüte geführt sind: von der Philosophie sich allmählich lösend die Meteorologie, die Erdbebenforschung, überhaupt die physikalische Geographie; die Astronomie und, seit dem dritten Jahrhundert immer enger mit ihr verbunden, die Astrologie; die Mathematik und Physik; die Medizin, Physiologie, Zoologie und Botanik, endlich die Alchemie, die Chemie und andere. Die Geschichte der Wissenschaften ist es, die gerade in unseren Tagen neben der Erforschung der Literatur und Kunst, der Religion und Philosophie, aber im engsten Zusammenhange mit dieser, eine Reihe der bedeutendsten Forscher beschäftigt, so daß wir gerade durch diese universale Betrachtung des geistigen Lebens der Antike ganz anders als früher einen Einblick in die gesamte Kultur eines Zeitalters gewinnen, nicht nur in ihrer Breite und Mannigfaltigkeit, sondern in ihren Tiefen. Was vor hundert oder vor sechzig Jahren nur einzelne Koryphäen erfaßten und betrieben, wie F. A. Wolf, Böckh und Welcker und auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften etwa die beiden Ideler — das ist seit dem letzten Menschenalter, man möchte sagen: das stillschweigende Programm der gesamten Altertumswissenschaft, in zahllosen Arbeiten bewußt in die Tat umgesetzt worden. Auch derjenige, der der klassischen Philologie ferner steht, braucht bloß einmal in der monumentalen 'Kultur der Gegenwart' die 'Darstellung der griechischen Literatur und Sprache' von Wilamowitz, Leo, Norden u. a., die der griechischen Philosophie von H. v. Arnim,

von 'Staat und Gesellschaft der Griechen und Römer' von Wilamowitz und Niese oder in dem Bande III 3 (Astronomie) die wahrhaft klassische Darstellung der 'Entwicklung des astronomischen Weltbildes im Zusammenhang mit Religion und Philosophie' von Franz Boll, andererseits etwa Eduard Schwartz' 'Charakterköpfe aus der antiken Literatur' oder sein Buch 'Kaiser Konstantin und die christliche Kirche' und daneben Wendlands 'Hellenistisch-römische Kultur im Zusammenhang mit Judentum und Christentum', oder Nordens und Reitzensteins literar- und religionsgeschichtliche Werke zu lesen, um mit Staunen zu erkennen, welch weltweiter Horizont, welch tiefgründige Tendenzen dem heutigen 'Philologen' — das Wort wahrlich im höchsten Sinne! — die selbstverständliche Voraussetzung seiner Forschungen bildet, welche Fülle tiefster und kostbarster Erkenntnis uns hier erschlossen wird.

Daß in Anbetracht solch fundamentaler Wandlungen, wie sie die Altertumswissenschaft im letzten Menschenalter erfahren hat, ein Buch wie der alte 'Lübker' nur noch dann Existenzberechtigung hatte, wenn er von innen heraus ganz neu aufgebaut wurde, liegt auf der Hand, und es sei gleich gesagt: was hier Geffcken und Ziebarth im Verein mit einer Reihe namhafter Mitarbeiter geleistet haben, ist in der Tat ein ganz neues Werk! Von dem 'alten Lübker', so löblich er für seine Zeit gewesen ist, ist kein Stein auf dem andern geblieben! Das Buch hat aber auch einen durchaus veränderten Charakter erhalten: zum 'Studium' für Gymnasiasten kommt es jetzt nicht mehr in Betracht [1]) — es sei denn für einzelne außergewöhnlich begabte Primaner, die nicht des Brotstudiums wegen Philologie studieren wollen. Es wendet sich jetzt in erster Linie an Philologen, d. h. zunächst an Studenten und vor allem an solche Oberlehrer, die aus mancherlei Gründen nicht in der Lage sind, die Fortschritte der Altertumswissenschaft auf all ihren weitverzweigten Gebieten im einzelnen zu verfolgen, sich aber rasch und zuverlässig über einen Gegenstand oder eine Frage nach dem heutigen Stande der Forschung fürs Erste unterrichten wollen. So wie das Buch jetzt ist, darf man zuversichtlich glauben, daß es tausenden in all den Ländern, wo deutsche Wissenschaft nach Gebühr gewürdigt wird, hochwillkommen sein wird, zumal nahezu jeder Artikel eine Reihe Literaturnachweise gibt, so daß man sich an Hand der zitierten Arbeiten leicht gründlicher informieren kann. So wird auch derjenige, der selbst seit Jahr und Tag in der Forschung steht, d. h. selbst quellenmäßig forschend neue wissenschaftliche Ergebnisse gewinnt, für manche Einzelheit eines ihm ferner liegenden Gebietes das Buch mit Dank und Nutzen zu Rate ziehen.

Ehe wir aber in eine nähere Besprechung des Ganzen oder einzelner Stücke eintreten, seien einige leitende Gesichtspunkte des neuen Unternehmens kurz hervorgehoben. 'Die einzelnen Artikel sollten, absehend von eigener Untersuchung, in knappster gedrungenster Form nur

[1]) Es war einst bei unseren Primanern ein beliebtes Buch. Bei dem auch heute noch vielfach starken Interesse vieler Gymnasiasten gerade für die 'Realien' des Altertums wäre es vielleicht ein aussichtsreiches Unternehmen, ein dem alten verwandtes, aber auf der neueren Forschung beruhendes Buch für die Primaner von heute und — von morgen zu schaffen. Sed inter arma ...

der Aufgabe dienen, dem Benutzer die nötigste Belehrung zu bringen und ihm sozusagen die erste wissenschaftliche Hilfe zu bieten.' Natürlich mußten in der Auswahl des Materials gewisse Grenzen gezogen werden. 'Der antike Orient konnte keine allzu eingehende Behandlung finden, Ägypten, Babylonien, Persien, Judäa mußten wesentlich nur im Hinblick auf ihr Verhältnis zu Griechenland und Rom gewürdigt werden. Auch die Fixierung einer gewissen Zeitgrenze nach unten war nötig. So sind denn geschichtliche Vorgänge sowie auch Persönlichkeiten der Literatur jenseits der Mitte des sechsten Jahrhunderts n. Chr. nicht mehr behandelt worden, es sei denn, daß diese wie ein Arethas, Suidas, Photios, Eustathios und andere noch unmittelbar mit der Antike zusammenhängen. Endlich konnte auch dem christlichen Schrifttum nur ein kleiner Raum zugebilligt, und vollends durfte über die Entwicklung der Kirche nur das Allernotwendigste gesagt werden.' Diese Grundsätze wird jeder Einsichtige billigen. Dagegen wird man, wie schon Diels ausgesprochen hat[1]), im Zweifel sein können, ob der Verzicht auf jede Abbildung das Richtige war. Daß es nicht leicht ist, gerade wenn man diese Frage bejaht, d. h. eine Reihe umsichtig ausgewählter Abbildungen für unerläßlich hält[2]), hier die rechte Grenze zu ziehen, liegt freilich auf der Hand. Und ob nicht auch die Zahl der beigegebenen Pläne — schon die jetzigen, z. B. von Delphi und Milet, sind dankenswert — bei einer neuen Auflage vermehrt werden sollte? Ich denke z. B. an Priene, Samos, Alexandreia, Numantia, an die Pläne gewisser Schlachtfelder (Kromayer) und anderes. — Die einzelnen Arbeitsgebiete wurden in der Hauptsache so verteilt: Geffcken übernahm die antike Literatur (mit Ausnahme der Ärzte, Grammatiker, Chronographen und Kunstschriftsteller), die griechische Mythologie und Religionsgeschichte sowie einige Artikel aus der alten Geschichte und Geographie; Ziebarth griechische Altertümer, griechisches Recht, Epigraphik, Papyruskunde, einen Teil der griechischen Geschichte und Geographie (Topographie); Liebenam römische Altertümer, Geschichte (Prosopographie), Mythologie, römisches Recht; Pernice die Kunst und das Privatleben der Antike; M. Wellmann die Ärzte und Medizinisches; B. A. Müller die Geographie und Topographie des römischen Reiches sowie dessen Wirtschaftsgeschichte, Kriegswesen, die griechisch-römische Grammatik, Persönlichkeiten der punischen Geschichte, dazu eine Reihe zusammenfassender Artikel; E. Hoppe die alte Mathematik, Astronomie und Naturwissenschaft; H. Abert die Musik; Thiele die Sternbilder. Einzelne Artikel wurden auch von Ed. Hermann, Eugen Oder, Däbritz, J. Kayser u. a. beigesteuert. — Daß solche Arbeitsteilung notwendig war, ist selbstverständlich; man möchte nur wünschen, daß sie für einzelne Gebiete noch weitergegangen und dafür noch eine Reihe spezialistischer Mitarbeiter herangezogen wäre. Lebhaft zu bedauern ist übrigens — gerade bei dem wissenschaftlichen Charakter des Buches —, daß die einzelnen Artikel nicht von ihren Verf. signiert worden sind. Es sprechen zuviel Gründe dafür, als daß man hiervon hätte absehen sollen.

---

[1]) In seiner Anzeige in der 'Deutschen Literaturzeitung' 1914 Nr. 13.

[2]) Man denke nur daran, daß die meisten Benutzer des Buches in Orten wohnen, wo archäologische Publikationen kaum zu beschaffen sind.

Um dem Leser dieser Zeitschrift einen Begriff zu geben, in welcher Art die Bearbeiter ihre Aufgabe angefaßt haben, sei hier einer der kleineren Artikel angeführt: Sumelocenna (Tab. Peut.; s. Holder), h. Rottenburg, keltischer Siedelplatz, in späterer Flavierzeit besetzt, Mittelpunkt des Tractus Sumelocennensis, einer kaiserlichen Domäne (s. Schulten, Bonn. Jbb. 103, 1898, 35), blühend um 200. Inschriften: CJLXIII 2, 1, 6358/75. Vgl. Zangemeister, CJL S. 214; E. Fabricius, Besitznahme Badens durch die Römer, 1905 pass.; R. Knorr, Die verzierten Terrasigillatagefäße von Rottenburg-Sumelocenna, 1910; Haug, Sixt, Goeßler, Römische Inschriften und Bildwerke Württembergs² 1912/13, 199/271. S. Agri decumates.

Bei der Neuschöpfung des Lübker war (nach Auswahl der Mitarbeiter) die erste und fundamentale Aufgabe die Aufstellung der Stichwörter. Hierfür wie für die einzelnen Artikel selbst bot die Realenzyklopädie von Pauly-Wissowa-Kroll, soweit sie damals schon in der Neubearbeitung vorlag, ferner das Dictionnaire des antiquités Grecques et Romaines von Daremberg, Saglio, Pottier, ferner Roschers Lexikon der Mythologie u. a. eine wertvolle Hilfe. Aber wenn man einmal methodisch und gestützt auf eigenes Zettelmaterial nachprüft, ob aus den einzelnen Gebieten alles Wesentliche aufgenommen ist, so zeigen sich doch noch starke und weitreichende Lücken, die ein ehrlicher Kritiker nicht verschweigen darf. So fehlen unter anderem aus dem Gebiete der alten Philosophie die Artikel: Materie, Hylozoismus, Materialismus, Homöomerien, Teleologie, Atom, Atomismus, Fluß aller Dinge, Theodizee[1]), Idee, Idealismus, Dualismus, Monismus, Optimismus, Pessimismus, Demiurg, Askese[2]), Affektenlehre[3]), Apathie[4]), Anthropomorphismus, Autarkie, Bohnenverbot, Diatribe[5]), Gottesbegriff, Gottesglaube, Güterlehre, Gütergemeinschaft, Kommunismus[6]), Sozialismus[6]), Humanität[1]), Idealstaat, Intellektualismus[2]). Es fehlen ferner: Naturrecht, Naturphilosophie, Kosmopolitismus, Metriopathie, Pneuma, Pneumatiker, Präexistenz, Quinta essentia, Rationalismus, Relativismus, Selbstmord, Sensualismus, Siebenzahl, Substanz, Symbole (der Pythagoreer und Platoniker. Unter *σύμβολα* steht davon nichts), Unsterblichkeitsglaube, Urfeuer, Urzeugung, Weibergemeinschaft, Weisenideal, Weltbürgertum, Weltseele, Willensfreiheit; Esoterisch, Exoterisch, Theorie (*θεωρητικὸς βίος*.

---

[1]) Vgl. Zur antiken Theodizee. Archiv f. Gesch. d. Philos. XX (1907) 173ff.

[2]) Altgriechische Askese. Neue Jbb. f. kl. Alt. 1910. S. 681ff. Artikel 'Asceticism' u. Body (Greek & Roman) in Hastings' Encyclopaedia of Religion and Ethics.

[3]) Vgl. z. B. Pohlenz, De Posidonii libris *Περὶ παθῶν*. Jbb. f. Philol. Suppl. 24 (1898) 537ff.

[4]) Pohlenz, Hermes 39 (1904) S. 15ff. Ztschr. f. wiss. Theol. 48, 72ff. Hermes 44, 37.

[5]) Vgl. bes. Wendland, Beitr. z. Gesch. d. griech. Philos. u. Rel. 1895. S. 3ff. Die Hellenist. röm. Kultur (1912) 75ff.

[6]) Vgl. insbes. Poehlmann, Gesch. d. antiken Kommunismus u. Sozialismus. 1912.

[7]) Reitzenstein, Werden und Wesen der Humanität im Altertum. Straßburg 1907.

[8]) M. Wundt, Der Intellektualismus in d. griech. Ethik. 1907.

Nichts davon unter Theoriai), Katharsis, καρτερία, Metakosmien, Prokoptontes, Tetraktys, Sympathie des Alls, Weltperioden, Weltwirbel, Physis, Wissenschaft, ferner Atheismus [1]), Philanthropie bzw. Nächstenliebe, Luxus, Nacktheit; von Personen z. B. Hipparchia (die Gattin des Krates), Ikkos von Tarent (Diels, Fr. d. Vorsork. I[3] S. 137). Aus der Religionsgeschichte und Ethik vermisse ich z. B. Alkoholfrage (z B. bei den Pythagoreern und Stoikern), Beschneidung, Enkratiten, Gewissen [2]), Haaropfer, Höhenkult, Höhlenkult, Sonnenkult, Nekyia, Seelenkult, Traumdeutung, Sintflut, Vegetarismus, Wetterzauber. Aus der Astronomie fehlen: Ekliptik, Geozentrisch, Heliozentrisch, Fixsterne, Gegenerde (ἀντιχθών), Sphären, Sphärenharmonie, Hebdomaden [3]), Zentralfeuer, Kometen, Präzession (der Äquinoktialpunkte), Erde bzw. Kugelgestalt, Gnomon, Himmelskreise, Horologium [5]), Horizont, Kidenas (Kidinnu [4]), Koluren, Mond (kunde), Finsternisse, Sonne, Stundeneinteilung, Sudines, Zonen, Orientierung (d. h. Einteilung des Horizonts), Protrygeter, Diodot ὁ ἀστρολόγος, Dioptra, Adrastos (der Mathematiker und Astronom), Astrolabium. Aus der Mathematik fehlt z. B. Delisches Problem; aus der Physik: Anaklasis (in der Optik), Brennglas, Katoptrik, Perspektive, Experiment. Von 'Optik' und 'Magnetismus' finden sich nur ein paar Zeilen in dem Artikel Physik. Aus der Meteorologie fehlen (außer dem Artikel Winde): Halos, Etesien, Passate, Typhon (= Wind- bzw. Wasserhose), Siphon, Wetterzeichen (Episemasien), Atabulus, Astrometeorologie, Grundwasserproblem [6]), Arrian (der Physiker [7]), Thrasyalkes von Thasos [8]). Aus der Astrologie fehlen z. B.: Aspekten, Dodekaoros, Nechepso, Petosiris. Aus der Geographie vermisse ich: Anschwemmungstheorie, Atabyris, Atalante (Insel), Argaios, Askanischer See, Chretes bzw. Chremetes, Dunax (Polyb. XXXIV 10, 15), Ebbe und Flut (bzw. Gezeiten), Erdteile, Erdbeben [9]) (die Verweisung auf Artikel Meteorologie ist illusorisch), Seismologie, Oikumene, Tropen, Tropenregen, Völkerkunde (nur ein ganz kurzer Artikel Völkerpsychologie vorhanden), Naphthaquellen, Solfataren, Pithekussen, Skombros, Promachos von Samos, Euthymenes von Massalia [10]) (trotz Jacobys glänzendem Artikel in der R. E. [1908]), Xenophon von Lompsakos. Aus der Medizin vermisse ich die Artikel: Atmung, Gehirn, Poren, Sektionen, Schröpfkopf; aus der Zoologie: Elefant, Giraffe,

---

[1]) Dagegen ist z. B. aufgenommen: Pantheismus (Verweis auf Stoa), Monotheismus, auch Elemente, Erkenntnistheorie. Hier vermißt man die Konsequenz.

[2]) Vgl. jetzt insbes. Pohlenz, G. G. A. 1913 S. 642ff.

[3]) S. jetzt vor allem Praechter, Byzantin. Ztschr. 1912 S. 25f.; Boll, Artikel Hebdomas in der R. E.

[4]) Vgl. jetzt Rehms ausgezeichneten Artikel in der R. E.

[5]) Vgl. z. B. Cumont, Astrology and religion amony Greek and Romans. Neuyork u. London. 1912. S. 62ff.

[6]) S. die ausgezeichnete Untersuchung zur Geschichte des Problems von Eugen Oder im Philol. Suppl. VII (1898) S. 231ff.

[7]) Hermes 40 S. 614ff. Dazu Wilamowitz, Hermes 41, 157f.

[8]) Hermes 48 (1913) 322, 1.

[9]) Erdbeben im Altertum. Neue Jbb. f. kl. Alt. 1908. S. 603ff.

[10]) Übrigens in dem Artikel Geographie fälschlich in die Zeit Alexanders gesetzt.

Hyäne, Kamel, Salamander, Wachteln, Artikel, die zum Teil auch in das Gebiet der Handels- und der Kulturgeschichte hineinreichen, ferner: Organ, Organismus. Aus der Botanik fehlt z. B. Menestor, der älteste griechische Pflanzenphysiologe[1]); aus der Chemie: Alkohol[2]). Ein Artikel 'Chemie' fehlt gleichfalls. Aus den Wissenschaften überhaupt vermisse ich Artikel wie: Problemata (zugleich als literarisches γένος seit Aristoteles), Kommentare (d. h. antike, z. B. zu Platon, Aristoteles u. a.), Instrumente; Laterculi Alexandrini. Aus der Technik fehlen: Goldprobe (obrussa), Kochlias (auch Schöpfrad), Asphalt (s. den Artikel der R. E.), Siegellack, Waid, sogar Mühle. An 'Varia' fehlen: Duenosinschrift, Epyllion, Handschriftenkunde, Paläographie, Unzial, Palimpsest; Feuerpost, überhaupt Signalwesen, Koralle, Pfirsich (V. Hehn), Metopen, Streitaxt, Streitwagen, Tätowieren (z. B. bei den Skythen), Todesstrafe, Urkunde, Prähistorie (der Mittelmeervölker), Schiffahrt; Frauenfrage (antike).

Diese 'Verlustliste' macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, geschweige denn die dabei gegebenen literarischen Nachweise. Aber sie erbringt den Beweis, daß hier noch mancher wichtige Artikel eingefügt werden muß. Eine zweite Auflage wird hier noch manches ergänzen können.

Sodann fehlen unter dem betreffenden Wort, stehen aber an anderer Stelle, ohne daß unter dem Wort darauf verwiesen würde: Alalia (unter Aleria), Bodensee (unter Brigantinus lacus), Dämonen (unter Daimon), Ätna (unter Aitna!), Äther (unter Aither!), Harmonie (unter Musik), Planeten (unter Astronomie), Trostschriften (unter consolatio), Milchstraße (unter Sternbilder 49, wo aber die antiken Erklärungen der Milchstraße gänzlich fehlen), Katadupa (unter Katarakte). — Unzureichend oder mit mehr oder weniger starken Unrichtigkeiten sind die Artikel: Mörissee, Papirius Fabianus (unter Fab. Pap.). Der Artikel 'Dioskuren' behandelt nicht ihre Erscheinung als St. Elmsfeuer. Für Alexander I. von Makedonien wird überhaupt keine Lebenszeit angegeben. Revisionsbedürftig, zumal betreffs der Literaturangaben, sind unter anderem die Artikel: Solinus[3]), Basileios (hier vor allem die Arbeiten von Gronau nachzutragen), Paradoxographische Literatur (hier fehlen insbesondere die Arbeiten von Landi)[4]), Damaskios (R. Asmus, Damaskios aus Damaskos, 1911), Daimon (hier fehlt jede Erwähnung der stoischen, neupythagoreischen, neuplatonischen Dämonenlehre), Orphik (hier fehlt sogar Diels' Edition der altorphischen Fragmente in seinen Fragmenten der Vorsokratiker II³ 163ff., auch die Untersuchung von O. Gruppe über die rhapsodische Theogonie, Jb. f. kl. Philol., Suppl. 17 [1890] S. 689ff.), Aither (hier fehlt ganz die altpythagoreische, aristotelische, neupythagoreische Lehre u. a.), Mani (hier fehlen die glänzenden Arbeiten

---

[1]) Philologus 69 (1910) S. 278ff.

[2]) Vgl. jetzt vor allem Diels, Die Entdeckung des Alkohols. Abh. Berl. Akad. 1913. Diels weist nach, daß diese in Alexandreia in einem der ersten Jahrhunderte n. Chr. bzw. schon um Christi Geburt gemacht ist!

[3]) Vgl. jetzt vor allem Schmekel, Isidor vor Sevilla. Berlin 1914. Auf Grund von Schmekels fundamentalen Ergebnissen wird der Artikel 'Solinus' und damit quellenverwandte Stücke umgearbeitet werden müssen.

[4]) Hierzu kommt jetzt besonders H. Öhler, Paradoxographi Florentini opusculum de aquis mirabilibus. Diss. Tübingen 1914. Vgl. meine Rezension B. ph. W. 1915 Sp. 929ff.

Cumonts). Der Artikel 'Mystik' ist unzureichend. Der Artikel Nymphaeum berücksichtigt die griechischen νυμφαῖα zu wenig. Im Artikel Okellos ist gar keine Rücksicht auf den von Diels in den Fragmenten der Vorsokratiker I³ S. 338f. aufgenommenen Okkelos genommen. (Vgl. übrigens G. G. A. 1914 S. 253.) Unter Kleomedes fehlt die wichtige Arbeit von Boericke, Quaest. Cleomedeae. Diss. Lips. 1905. Außerdem wird Kleomedes fälschlich in das erste Jahrhundert n. Chr. gesetzt. Der Artikel Uhren wird insbesondere auf Grund von Rehms ausgezeichnetem Artikel Horologium in der R. E. umgearbeitet werden müssen. Unter Botanik fehlt die Untersuchung zur Geschichte der griechischen Botanik, Philol. 69 (1910) S. 264ff. In dem Artikel Asphaltites lacus (Totes Meer), der überhaupt sehr dürftig ist, ist weder Strabo noch Poseidonios berücksichtigt. Der Artikel Meteorologie ist sehr oberflächlich, auch die Literaturangaben sehr lückenhaft. Unter Stephanos Byzantius wird überhaupt keine Ausgabe des Autors angeführt; selbst Geffckens Arbeiten zu Stephanos werden nicht erwähnt. — In dem Artikel Abdera fehlt Erwähnung der Abderiten als antiker Schildbürger, die nicht nur wegen Wielands 'Abderiten', sondern wegen ihres Vorkommens in der antiken Literatur gegeben werden mußte und auch in dem Artikel der R. E. gegeben ist[1]). Im Artikel Aidepsos fehlt die Erwähnung der Thermen und der Erdbeben; auch Neumann-Partsch ist nicht zitiert. Dagegen wird im Artikel Bäder für die Schwefelquellen von Aidepsos auf den Artikel Aidepsos verwiesen, wo nichts davon steht. Im Artikel Aleria wird die Seeschlacht der Karthager und Etrusker gegen die Phokäer (etwa 540 v. Chr.) gar nicht erwähnt. Unter Alexander von Aphrodisias mußte die Ausgabe seiner erhaltenen Kommentare in den Commentaria in Aristotelem Graeca der Berliner Akademie angeführt werden. Unter Ammian hätte die vorzügliche Arbeit von Scalas (Doxographische und stoische Reste bei Ammianus Marcellinus, in der Festschrift zu Ehren Büdingers. Innsbruck 1898 S. 117—150) angeführt werden müssen. Unter Ammonios von Alexandreia fehlt die Erwähnung seiner Kommentare zur Meteorologie und andern aristotelischen Schriften, die z. B. vielfach von Olympiodor zitiert werden. Unter Anthemius fehlt ganz Anthemius von Tralles, der den Wideraufbau der Sophienkirche vollendete. Reste seines Werkes über Brennspiegel bei Westermann, Paradoxographi S. 149ff. Unter Apameia (3) am Orontes mußte gesagt werden, daß es Heimat des Poseidonios ist. Unter Apex fehlt jede Erwähnung der apices als späterer Zahlzeichen. (Vgl. vor allem Cantor, Geschichte der Mathematik I³ S. 584 u. sonst.) In dem Artikel Astrologie werden die meisten Arbeiten Cumonts und Bolls nicht angeführt[2]), auch gar nicht erwähnt, daß der ἀρχηγὸς der Astrologie

[1]) Hirschfeld führt dafür schon u. a. an Cic. ad Att. (IV 17, 3. VII 7, 4), Martial X 25, hat aber den Briefwechsel Hippokrates - Demokrit (Epistologr. Gr. ed. Hercher S. 305ff.) übersehen.

[2]) So fehlt Boll, Zur Erforschung der antiken Astrologie. Neue Jbb. f. kl. Alt. 1903; Bezold und Boll, Reflexe astrologischer Keilinschriften bei griechischen Schriftstellern. Abh. Heidelberger Akad. 1911. Vgl. jetzt auch Cumont, Astrology and religion amony Greek and Romans. Neuyork und London 1912.

bei Griechen und Römern Poseidonios ist! — Zu dem Artikel Astronomie: Wenn der Artikel auch manches Wertvolle enthält, so ist er doch wissenschaftlich, zumal in betreff der Vorsokratiker, nicht befriedigend. Geminus wird hier noch nach der Ausgabe von Halma zitiert! — Unter Berosos fehlt jede Bemerkung über seine Astronomie und Astrologie. Mona wird u. d. W. = Anglesey, unter 'Druiden' = Man erklärt. — Unter Poseidonios durfte die Darstellung E. Oders (Philol. Suppl. VII 326ff.) auf keinen Fall unerwähnt bleiben, ebensowenig die Charakteristik in Wendlands Hellenist.-römischer Kultur. — Unter Lukianos fehlt die gegen Bernays' Übertreibungen gerichtete ausgezeichnete Schrift von Vahlen, Index Lect. Berol. 1882/83. Unter Aristoteles fehlen fast ganz die Verdienste der Araber um ihn. Auf S. 111 rechts unten fehlt die epochemachende Untersuchung von Partsch, Des Aristoteles Buch vom Steigen des Nil. (Abh. d. Sächs. Ges. d. Wiss., Philol. Hist. Kl. Bd. 27 (1909) S. 551ff.), ferner Bolchert, Aristoteles' Erdkunde von Asien und Libyen. Berlin 1908. Derselbe in den Neuen Jbb. f. kl. Alt. 1911, 150ff. Dazu kommt jetzt W. Capelle, 'Die Nilschwelle'. Neue Jbb. f. kl. Alt. 1914 S. 317ff. — Von der *Ἀϑηναίων πολιτεία* mußte die Ausgabe von Wilamowitz und Kaibel, von De anima die von Hicks erwähnt werden. — Unter Philoponos fehlt sein Kommentar zur Meteorologie (davon erhalten nur zu Bch. I). Im Artikel Zauberei S. 1133a vermisse ich Empedokles, weiter unten den Wetterzauber. — Hermes Trismegistos ist im Artikel Hermes S. 455 rechts unten gar zu kurz gekommen! Unter Eustathios fehlt, daß E. im Kommentar zu Dionysios Periegetes auch die verlorenen Schriften des Arrian (*Βιϑυνιακά* und *Παρϑικά*) benutzt hat. Vgl. auch Christ-Schmid II 586, 6. Der Artikel Determinismus (warum nicht 'Fatalismus'?) ist zu dürftig. Auch fehlt jede Erwähnung der ausgezeichneten Arbeiten Cumonts. In dem Artikel Straton und ebenso in dem Artikel Physik wird Diels' fundamentale Abhandlung (Das physikalische System des Straton. Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1893 S. 101ff.) nirgends erwähnt! — S. 354 unten wird irrtümlich E. Nestle statt W. Nestle zitiert.

Endlich ein Wort über die Wort- und Namenformen des neuen Lübker. Formen wie Herakleit (nicht etwa Herakleitos), Aitna u. a. sind unhaltbar. Und wer sucht Äther unter Aither? (so, nicht etwa *αἰϑήρ* geschrieben).

So zeigt sich, daß das neue Werk von dem 'idealen Nachschlagebuch' noch ziemlich entfernt ist. Denn hier handelt es sich wirklich nicht nur um Quisquilien. Insbesondere muß es ausgesprochen werden, daß die Artikel über griechische Naturwissenschaft, zum Teil auch die aus der Geographie, dem jetzigen Stande der Forschung vielfach nicht entsprechen. Und daß auch sonst noch an tausend Ecken und Enden zu bessern und insbesondere nachzutragen ist, das werden die Herausgeber selbst am meisten empfinden. Bei einer Neuauflage, die gewiß in absehbarer Zeit zu erwarten ist, wird sich hier noch vieles ändern lassen.

Andererseits muß aber gegenüber diesen Ausstellungen nachdrücklich anerkannt werden, daß, wenn man alles in allem nimmt, der neue Lübker hohe Bewunderung verdient, wegen der gewaltigen Arbeit, die darin steckt, wegen der Solidität seiner Artikel, von denen die meisten

auch in den Literaturangaben sehr sorgfältig sind. Die Knappheit und Klarheit der Fassung verdient uneingeschränktes Lob. Und wer sich einmal überzeugen will, welch ausgezeichnete Mitarbeiter an dem Werke mitgewirkt haben, der lese — um einzelne ganz vortreffliche Artikel zu nennen — doch z. B. einmal die Artikel Altar, Brief, Gemmen, Goldarbeiten, Terrakotten, Handel, Industrie, Landwirtschaft, Medizin, Post, Inschriftenkunde, Papyruskunde (diese beiden mit Angabe der bisher erschienenen Inschriften- und Papyruspublikationen), ferner z. B. Epikuros, Euripides, Hekate, Theon, Nabataeer.

Kurz, das Buch darf weder in der Bibliothek unserer Gymnasien, noch unserer Realanstalten (in diesen erst recht nicht) fehlen. Und auch unsere philologischen und archäologischen Seminare werden es sich ebenso anschaffen wie derjenige, der selbst forschend der Altertumswissenschaft dient. 'Wer vieles bringt, wird vielen etwas bringen.'

Aber nicht nur dem Philologen und Historiker, dem Theologen und Philosophen bietet das Werk mannigfachste wertvolle Belehrung, sondern überhaupt jedem wissenschaftlich gebildeten Freunde des Altertums, und sei er Jurist oder Mediziner, denn Gott sei Dank gibt es auch unter diesen selbst heute noch manch ernsthaften Freund der Antike, nicht nur unter den 'alten Herren', sondern in der Generation, die jetzt in der *ἀκμή* ist.

Die Ausstattung des Buches ist des Weltrufes der Verlagsfirma würdig.

Bergedorf b. Hamburg. W. Capelle.

Nachtrag.

Das Manuskript der vorliegenden Besprechung war vor Jahres Frist eingesandt worden, konnte aber erst jetzt gedruckt werden. Daher seien ein paar kurze Nachträge gestattet.

Zum Art. Aristonikos von Alexandreia: ferner schrieb er *Περὶ τῆς Μενελάου πλάνης* (Strabo I S. 38 c).

Art. Antiochos von Askalon: hier fehlt die wichtige Dissertation von Hoyer.

Zum Art. Antiochos von Syrakus, der übrigens gar zu dürftig ist: das Zitat aus Christ stimmt nicht mehr.

Art. P. Rutilius Rufus (S. 900 b): hier fehlt ganz, daß er auch eine römische Geschichte in griechischer Sprache geschrieben hat (Abh. IV 168 d).

Aus der Geographie vermisse ich u. a. noch die Artikel Kastolos, ferner Antiphanes von Berga[1]) (Strabo I 3, 1; auch Christ-Schmid I 309). Es fehlen ferner die Artikel: Lixos (Fluß in Afrika), Kalpe, Eudoxos von Kyzikos. Aus der Religionsgeschichte vermisse ich Artikel wie 'Carmen aureum', aus der späteren z. B. Eunomios von Kyzikos (Gegner des Basileios). Unter Clemens Romanus fehlt jede Erwähnung der ps. Clementinischen Rekognitionen. Aus der Geschichte der Wissenschaften fehlt auch Diodor von Alexandreia, Astronom, Schüler des Poseidonios (vgl. bes. Diels D. G. p. 19 ff.).

---

[1]) Daher *βεργαΐζειν* für 'schwindeln' s. Casaubonus z. Strabonstelle. Vgl. auch *Βεργαῖον διήγημα* (Strabon II 100 und dazu Casaubonus).

Bei Isigonos von Nikaia ist die Zeitangabe jetzt (nach Landi und vor allem nach Öhler) nicht mehr haltbar.

Endlich noch zwei Bemerkungen allgemeiner Art: Wäre es nicht praktischer, unter den vielen (gleichnamigen) Personen römischer gentes die einzelnen Nummern mit einer neuen Zeile beginnen zu lassen und die besonders bekannten durch Fettdruck auszuzeichnen? Wie lange sucht man z. B. unter Pompeius, bis man unter Nr. 20 den Sextus Pompeius findet! C.

---

1) Molière, Les Femmes Savantes. Comédie introduite et annotée par E. Gérard-Gailly. Neusprachliche Reformbibliothek. Herausgeber: Dr. B. Hubert und Dr. R. Kron. Band 44. Leipzig 1913. Verlag der Dykschen Buchhandlung. 76 S. Preis geb. 1,50 ℳ.

Die vorliegende Ausgabe der Femmes Savantes, von einem Franzosen mit französischen Anmerkungen versehen, zeigt in der bei diesem Stück so notwendigen Kommentierung, daß sich die deutsche und französische philologische Methode in diesem Punkt kaum nennenswert unterscheiden. Das Stück eignet sich recht gut zu dieser Art von Ausgaben, die in den Anmerkungen oft nur den Text in heutiges Neufranzösisch zu übersetzen brauchen. Dies hat zugleich vor einer leicht ins allzu Gründliche geratenden Erklärungsart, wie sie die deutsche Wissenschaft gern bietet, den Vorzug, daß nur das wirklich Nötige für die Anspielungen auf gewisse Zeitverhältnisse gegeben wird. Bei keiner der großen Komödien wird so schwer die Forderung, daß die Lektüre wenigstens einigermaßen dem Tempo der dramatischen Entwicklung folge, zu erfüllen sein wie hier, wo die Fremdheit der Interessen wissenschaftlicher oder künstlerischer Art dem Verständnis große Schwierigkeiten bereitet. In der schwerfällig schleppenden Klassenlektüre wird sich das Gesamtbild dieses Kunstwerkes ähnlich verschieben, wie es L. Fulda in seinen Übersetzungen, die das graziöse Original zum Teil ins Burschikose umbiegen, aus richtigem Interpreteninstinkt heraus getan hat. Wir werden uns begnügen müssen, wenn wir in dieser Weise dem Original etwas abgewinnen; zeigt doch die Vorrede der vorliegenden Ausgabe, wie weit wir Deutsche von der ästhetischen Würdigung, wie sie Frankreich seinem größten Dichter zuteil werden läßt, entfernt sind. Diese Introduction (abgesehen von dem sehr brauchbaren fünften Abschnitt über Economie de la pièce) wird kaum dazu dienen, das Stück unsern Schülern näher zu bringen, weil ihre Anspielungen ihnen nicht verständlich sind. Glücklicherweise bedeutet das keinen allzu großen Fehler, denn die Ausgabe verdient in ihrer sonstigen Ausführung bis auf die gute Ausstattung hin alles Lob.

2) Le Tour de la France par G. Bruno. Pages choisies avec des annotations par Dr. E. Köcher. Neusprachliche Reformbibliothek. Herausgeber: Dr. Bernhard Hubert und Dr. Rich. Kron. 42. Band. Leipzig 1913. Verlag der Dykschen Buchhandlung. 109 S. mit einer Spezialkarte von Frankreich. Preis geb. 1,50 ℳ.

G. Brunos Tour de la France erscheint hier zum erstenmal in einer Reformausgabe. Die Vorrede berichtet von dem großen Erfolge

des Buches in Frankreich, aber die Auflageziffern, die da genannt werden, lassen doch wohl noch die Frage zu, ob dem Buche eine, wenn auch beschränktere, Popularität in unserem Lektürekanon auch jetzt noch zu wünschen ist. Ich glaube die Frage verneinen zu dürfen: Die Erzählung, an deren elsaß-lothringischem Gefühlsinhalt wir keinen Teil haben, ist matt und bis auf die Rettung aus Schiffbruchsgefahr recht alltäglich. Die Personen sind kaum individuell gestaltet. Der Wert liegt in dem erziehlichen Ton, der das Ganze durchzieht. Aber diese französische Art der Erziehung redet und begründet für uns Deutsche zuviel. Alles Patriotische und Religiöse — das hat allerdings bei uns dem Buche auch mit zur Einführung verholfen — tritt völlig zurück, und doch ist wohl in Frankreich die Zeit dieses Indifferentismus endgültig vorbei. Trotz aller edlen Motive spielt der Geschäftsgeist dieser kleinen Burschen schon eine gewichtige Rolle. Aber das Buch ist gut geschrieben und überschreitet nirgends den Rahmen einer in maßvollen Grenzen gehaltenen Belehrung.

Die vorliegende Ausgabe, die sorgfältig gedruckt ist, gibt die Anmerkungen in französischer Sprache; am Ende der Seite muß der Verf., da das Buch nur für die mittleren Klassen zur Lektüre zu verwenden ist, jedesmal eine ganze Reihe von deutschen Vokabelübersetzungen bieten; dies widerspricht nicht allein dem Grundsatz der Einsprachigkeit der Ausgabe, sondern wird vielleicht überhaupt — wegen der Art, die französische Erklärung erst noch einmal zu erklären — die Benutzung der Ausgabe erschweren. Gerade bei dieser Erzählung ist zu wünschen, daß sich die Schüler schnell hineinlesen, und daß sie dann möglichst viel von ihr erledigen. Der Text bietet genug Stellen, die sich zum Nacherzählen und Umformen eignen. Aber diese Einwände sollen den Wert des Buches nicht schmälern; es verdient mit Recht neben den bisher bei uns benutzten Ausgaben warm empfohlen zu werden.

3) Böddeker-Bornecque-Erzgraeber. Französisches Unterrichtswerk. Elementarbuch für höhere Mädchenschulen von Dr. M. Bolling und Dr. R. Erzgraeber. I. Teil: Klasse VII. Leipzig 1913. Verlag von G. Freytag. 60 S. mit einer Münztafel. Preis geb. 1 ℳ.

Elementarbuch für Lyzeen und höhere Mädchenschulen von Bolling und Erzgraeber. II. Teil für Klasse VI und V. Mit einer Karte von Frankreich. 76 S. Preis geb. 1,30 ℳ.

Das vorliegende Buch ist als eine recht gediegene Leistung zu bezeichnen. Man hat den Eindruck, daß das Gebotene auf Schritt und Tritt in der Praxis erprobt ist. Es ist eine solche bedächtige Art in einem Lehrbuch nicht immer ganz einwandfrei; denn schließlich muß hier, wie in allen Dingen, einmal etwas Neues gewagt werden. Das soll nicht etwa heißen, daß die Anlage dieses Buches nicht mancherlei Selbständiges bietet. So ist in den Abschnitten mit der Überschrift 'Zum Nachdenken' (z. B. S. 35 in den 'Lautgesetzen') eine Reihe von grammatisch-sprachlichen Zusammenhängen gegeben; diese Art von Synthese wird der jetzt wider mehr geforderten sprachwissenschaftlichen Behandlung des Stoffes, wenn auch zunächst oft nur aus praktischen Erwägungen heraus und zu rein didaktischen Zwecken, von Anbeginn

des Unterrichts an gerecht. Auch daß die Lautschrift auf Anwendung von Einzelzeichen beschränkt bleibt, daß keinerlei Lautschrifttexte geboten werden, entspricht dem, was heute sich allgemein durchzusetzen beginnt. Wir fangen eben an, wider mehr der bloß akustischen Übermittlung der Laute zu vertrauen. Der nur visuell Begabte (für den die Lautschrifttexte besonders wichtig sind) muß schon bei Erlernung einer gesprochenen Sprache fühlen, daß ihn die Natur hierfür etwas stiefmütterlich ausgestattet hat, und daß es bedenklich wäre, auf die bei ihm vorhandene verminderte Aufnahmefähigkeit den Unterricht zuschneiden zu wollen. Diese Behandlung der Lautschriftfrage hindert die Verf. übrigens nicht, überall die Trennung von Laut und Schrift genügend zu betonen, was offenbar nicht das selbe ist wie das Nebeneinander von Lautschrifttext und historischer Schreibung.

Inhaltlich gehen die Stücke des I. Teiles nicht über die nächste Umgebung hinaus, erst Teil II bietet Erzählungen. Vielleicht wäre dann zu wünschen, daß mehr spezifisch französisches Tun und Treiben zum Ausdruck gekommen wäre; denn was der Anhang bietet, ist hierfür nicht allzu viel. Nebenbei bemerkt sei, daß es in II 20 den Anschein hat, als sei Saint-Saëns bereits tot.

Zur Einübung werden nicht nur eine Fülle von Umformungen, die sich ohne Benutzung der Muttersprache vornehmen lassen, geboten, sondern die Verf. legen auch von vornherein viel Wert auf die Forderung der Fertigkeit im Übersetzen aus dem Deutschen. In diesem Punkte ist wohl erst noch der rechte Mittelweg zu finden; denn die Fülle der Übersetzungshilfen, die hier gegeben werden, scheint mir noch immer aus dieser Übung eher eine Erschwerung des Lernens zu machen, statt daß sie die Aufgabe der bestätigenden Zusammenfassung hätte.

Gut ist das Vokabular mit Wörtern ähnlicher Stammformen durchsetzt; auf die Aussprache ist dabei nur durch stärkeren Druck dieses oder jenes Buchstaben hingewiesen worden. Recht praktisch sind auch die zahlreichen Vorübungen, die im I. Teil die Ausspracheschwierigkeiten der betreffenden Lektion vor der Behandlung erledigen. Die Aussprache selbst ist noch einmal zu Beginn der Grammatik systematisch zusammengestellt worden mit zahlreichen Beispielen (auch in lautschriftlicher Form). Daß das f von neuf stimmhaft zu binden sei, wird jetzt wider energisch bestritten.

Die Einteilung der Zeitformen (Gegenwart, Zukunft, Imperfekt von -er im ersten Jahr, die übrigen im zweiten) wird sich im Unterricht sicher als gut bewähren.

So bleibt nur übrig, dem sorgfältig und umsichtig gearbeiteten Buche auf seinem ersten Gange gute Reise zu wünschen; ein sicherer Führer inmitten des wider stark experimentierenden Unterrichts in den neuen Sprachen ist es jedenfalls.

4) Scribe, Le Verre D'Eau. Avec Notes et Vocabulaire par Dr. A. Krücke. Berlin 1912. Théâtre Français Collection Friedberg und Mode Nr. 1. 116 S. Preis 0,40 ℳ.

'Wer an diese Erzeugnisse mit hohen Ansprüchen herangeht, wird enttäuscht werden,' schreibt der Herausgeber der vorliegenden Ausgabe

des Verre d'eau über Scribes Theatermache. Ein Boshafter wäre versucht, diese Worte dem Herausgeber selbst für diese seine Arbeit nachzusagen.

Das Französisch des Herrn Scribe wäre ganz gut, wenn es nicht unter diesen Erklärungen in schlechtem Deutsch — und dabei sind sie inhaltlich gar nicht schlecht — litte. Man lese:

'Er wurde ein gemachter Mann
wegen Verrat von Staatsgeheimnissen,
Sie starb, bevor ihre mutmaßliche Absicht . . . verwirklicht wurde,
Scribe läßt die Königin beschränkter erscheinen als sie es wirklich war.'

Der Text ist sorgfältig gedruckt. Die Sammlung wird wegen ihrer Reichhaltigkeit stets ihren Wert behalten.

5) P. Roloff, Oberlehrer. In welchem Umfange und in welcher Weise läßt sich die Méthode Gouin im fremdsprachlichen Unterricht höherer Lehranstalten anwenden? Leipzig 1913. Verlag der Dykschen Buchhandlung. 45 S. Preis 0,75 ℳ.

Es ist eines der Verdienste der Reform neben der Analyse der fremdsprachlichen Form überall und von vornherein zur synthetischen Verwertung des Erarbeiteten angeleitet zu haben. Sie hat hiermit nur wider aufleben lassen, was dem altsprachlichen Unterricht in seinen besten Zeiten selbstverständlich war, nämlich die Nötigung zum Gebrauch der Fremdsprache selbst dann, wenn die Zahl der Ausdrucksmittel, die der Schüler beherrscht, nur erst gering ist. Die Gouinsche Reihenbildung knüpft an die psychologische Tatsache an, daß mit der vom Schüler vollzogenen oder mit der von ihm beobachteten Handlung das beste Denkmaterial für sprachliche Formulierung gegeben ist. Ihre Methoden laufen heute parallel mit den Bemühungen der Arbeitsschule und wohl auch mit dem, was die Erneuerer des Erlebnisaufsatzes wollen. Diese ganze Arbeit verdiente einmal psychologisch untersucht zu werden; denn mit dem bloßen Nebeneinandersetzen der verschiedenen Verwendungen des Arbeitsprinzips wird höchstens der Agitation zugunsten der einen oder der andern Methode Vorschub geleistet, aber nicht der Einsicht in die Sache selbst gedient.

Der Verf. der vorliegenden Schrift (die sich an seine Lectures pour les débutants 1913 Leipzig anschließt) gibt in begeisterten Worten ein reichhaltiges Bild von dem Verfahren nach Gouins Art, das er praktisch in einem wohlüberlegten Lehrgang ausprobiert hat. Es liegt mir fern, zu erörtern, wie er Wohlwollen oder Abneigung gegenüber der neusprachlichen methodischen Literatur verteilt und bemißt. Viel wichtiger ist es, angesichts der Bedeutung dessen, was er vertritt, das positiv Wertvolle der Methode hier zu kennzeichnen, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob ein Lehrgang, wie er ihn vorschlägt, an sich empfehlenswert wäre.

Die sprachliche Fertigkeit hängt wesentlich ab von der Beherrschung des verbalen Ausdrucks. Es ist schon viel, wenn hierauf von vornherein ein gut Teil Übung verwendet wird; denn die Gegenstände bieten sich von selbst, auch bei späterer Lektüre, leicht der äußeren und inneren Anschauung und sind daher leichter zu behalten als die

Ausdrücke des Handelns, die eine schärfere Beobachtung und ein durch Übung erworbenes Analysieren des Vorgangs erfordern. Man sieht es an unsern französischen Primaneraufsätzen, daß die Darstellung der einfachsten Geschehnisse oft ganz verlernt zu sein scheint, und man wundert sich, wie sich der Schüler nur zu oft auf schwerere Gedankenreihen versteift, für deren Darstellung seine Kenntnis der fremden Sprache nicht ausreicht. Man kann daher oft gar nicht anders, als, wie der Verf. S. 30ff. tut, ein solches Zerlegen schwieriger gedanklicher Gebilde in einfache Reihen mit den Schülern vornehmen; das ist sicher viel besser, als wenn ihnen aufgegeben wird, irgendeinen (selten wirklich passenden, d. h. dem Erzählungsvermögen der Schüler adäquaten) Abschnitt zum 'Nacherzählen' aufzugeben. Bei dieser Arbeitsart werden sich oft neben den trivialen Reihen die schwersten Abstraktionsserien einstellen, ganz so, wie es sich Verf. in seinem hiernach aufgebauten Lehrgange denkt. Daß der bisherige Unterricht Ansätze zu dem, was der Verf. empfiehlt, schon reichlich zeigt, wird ihm hoffentlich manchen Lehrer gewinnen helfen. Aber vergessen wir nicht: Es handelt sich hierbei stets nur um eines von den Mitteln, die der Erschließung des fremden Schrifttums gelten. Ich kann es daher nicht ohne weiteres mitmachen, wenn S. 8 und 32 aus der Reihenbildung die Möglichkeit der Behandlung von Schrifttum, Landes- und Volkskunde abgeleitet wird. Die auf S. 9 und 10 aufgeführten Schriften, die Gouins Ideen bei uns einzubürgern suchten, zeigen ja gerade, daß es noch ein weiter Schritt ist von der gleichsam nackten Reihe, zu deren Bildung oft kein rechter Anlaß vorliegt, bis zum höchsten Punkte der sprachlichen Darstellung.

Kattowitz O.-S. Rich. Bürger.

Fritz Friedrich, Stoffe und Probleme des Geschichtsunterrichts in höheren Schulen. Leipzig 1915, B. G. Teubner. IV u. 230 S. 8. Geh. 3,20 ℳ, geb. 3,60 ℳ[1]).

Wenn man einige Jahrzehnte hindurch Geschichtsunterricht erteilt hat und dann ein neues Buch über diesen Gegenstand von einem jüngeren Historiker in die Hände bekommt, so geht man mit einem gewissen Unbehagen daran. Teils denkt man, es ist einer von den Neusten, er wird sich grenzenlos erdreusten, teils fürchtet man, schon ganz antiquierte Ansichten zu haben und zum ältesten Eisen zu gehören. Da hat mich nun das vorliegende Buch aufs angenehmste enttäuscht. Fast durchweg habe ich mir gesagt: so habe ich's auch machen wollen. Denn daß ich's nur gestehe, nicht immer habe ich's so machen können, und ich stimme dem, was der Verfasser S. 26 sagt, vollkommen bei: daß er noch nie eine Geschichtsstunde gegeben habe, zu der er sich vollkommen hinreichend vorbereitet gefühlt hätte. Auch in der Ablehnung gewisser modernster Vorschläge bin ich mit dem Verfasser durchaus einverstanden. So glaubt er nicht an die alleinseligmachende Kraft der Quellenlektüre, ist gegen die Auflösung des Unterrichts in ein 'Fragetheater', will von bloßem Vorlesen nichts wissen, hält den zusammenhängenden Vortrag

[1]) Vor dem Erscheinen der Verfügung vom 2. September d. J. verfaßt.



des Lehrers nicht für entbehrlich, spricht sich sehr vorsichtig über die 'gemeinschaftliche Vorbereitung' aus. Seine eigenen methodischen Ansichten sind durchaus diskutierbar. So empfiehlt er, den Verlauf einer Stunde jedesmal von einem Schüler protokollieren zu lassen, will lieber nicht allstündlich widerholen, sondern immer größere Stoffmengen in der Weise repetieren, daß die Lösung bestimmter Fragen an der Hand der Tatsachen gefordert wird. Was er von der Abschlußprüfung sagt, bei der die 'Reife' zu sehr nach dem bloßen Buchwissen beurteilt werde, ist wohl auch zum Teil richtig.

So ist das, was der Verfasser in Kapitel 2 über Vorbereitung und Technik des Unterrichts sagt, fast durchweg zu billigen und bietet auch dem alten Praktiker manche wertvolle Anregung. Auch der in Kapitel 3, 'die Stellung der Geschichte im Lehrplan', erhobenen und ausführlich begründeten Forderung nach Verstärkung des Geschichtsunterrichts wird wohl jeder Historiker beistimmen. Während die Lehrpläne, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, dem Fach immer neue Aufgaben zuweisen, sind die Kurzstunden eingeführt, sind sechs Stunden im Semester der Erdkunde zugewiesen, nimmt ein frühzeitiges Abiturientenexamen oft fast das ganze letzte Vierteljahr weg. Welchem Fach man freilich etwas nehmen soll, das ist eine heikle Frage. Aber im Geschichtsunterricht wird unter allen Umständen auf Zeitersparnis zu sinnen sein. So läßt sich wohl einmal die Frage aufwerfen, ob denn überhaupt ein zweimaliger Geschichtskursus so unbedingt nötig ist. Wenn man in den Lesebüchern gute Geschichtserzählungen über alle Teile der Geschichte brächte, könnte der deutsche Unterricht, ohne sich zu schädigen, uns manches abnehmen. Gerade der Nichtfachmann gibt auf der Unterstufe den Geschichtsunterricht besser als der Historiker, der leicht mit zuviel Kritik die doch auf Erweckung der Vaterlandsliebe berechnete traditionelle Geschichtsdarstellung stört. Was aber soll der Geschichtsunterricht bringen? Der Verfasser behandelt diese Frage einmal im ersten Kapitel: 'Die Zwecke des Geschichtsunterrichts als Maßstab der Stoffauswahl', und dann in dem 'Besonderen Teil', der auf 160 von 229 Seiten die einzelnen Perioden ausführlich bespricht.

In bezug auf den Zweck des Geschichtsunterrichts lehnt der Verfasser die Forderung ab, 'Verständnis für ein höheres Walten in der Geschichte zu entwickeln', und ebenso will er von 'Erweckung der Vaterlandsliebe' als Hauptziel des Geschichtsunterrichts nichts wissen. Er formuliert vielmehr so: 'Zweck des Geschichtsunterrichts ist Einsicht in das Werden der uns umgebenden Welt, soweit sie das Erzeugnis menschlichen Geisteslebens ist.' Von dieser Voraussetzung aus kommt er nun zu einer sehr starken Betonung der Kulturgeschichte, für die er den breitesten Spielraum fordert. Zwar soll die politische Geschichte nicht vernachlässigt werden, 'soweit sie den Bildungszwecken des Unterrichts dient'; aber, das zeigt der besondere Teil, das Herz des Verfassers gehört der Kulturgeschichte.

Es ist natürlich nicht möglich, hier zu allen einzelnen Vorschlägen in der Stoffauswahl Stellung zu nehmen. Jedenfalls verdienen die Darlegungen des Verfassers die Beachtung jedes Geschichtslehrers. Für

Seminararbeiten bieten sich hier eine Fülle von Thematen! Ich gehe auf einige Punkte von allgemeinem Interesse ein.

1. Der Verfasser selbst sagt: Während sich die Hochschulprofessoren beklagen, daß wir ihnen immer mangelhaft vorgebildete Studenten zuführen, mehren sich die Bestrebungen, immer mehr Kapitel, die früher der Hochschule vorbehalten waren, dem Unterricht des Gymnasiums einzugliedern. Aber verfällt er nicht selbst in den gerügten Fehler? Meines Erachtens übersteigt sehr vieles von dem, was er behandelt, die Fassungskraft des Durchschnitts der Schüler. Im Grunde sind es vielfach recht schwierige Probleme der Politik und Philosophie, die besprochen werden sollen. Antike und moderne Demokratie, Sophistik als zentrale geistige Tatsache der Zeit, Charakter der Polis, Leistung der alten Philosophie, Zivilisation und Kultur, Orientalisierung des Abendlandes in der Kaiserzeit, der französische Kultureinfluß auf das mittelalterliche Deutschland, Mittelalter und Renaissance, 'Ist die Reformation die Fortsetzung der Renaissance?', Kirche und Staat, Toleranz und Intoleranz, der Merkantilismus, das konstitutionelle Staatsrecht usw. sind so einige dieser Themen. Ich glaube, den Hochschullehrern liegt viel mehr daran, daß die Studenten mit tüchtigen Kenntnissen auf die Universität kommen, als daß die jungen Leute glauben, sie hätten schon alle großen Probleme verstanden und könnten darüber reden. Es ist merkwürdig, daß gerade geistreiche Lehrer sich in dieser Beziehung so oft Illusionen machen. Sie erwecken bei zwei bis drei Schülern wirkliches Interesse, das Gros der Klasse aber sitzt stumpfsinnig da und versteht gar nicht, worum es sich handelt. Es werden auch bei der Besprechung dieser Probleme auf der Oberstufe Kenntnisse vorausgesetzt, die die Schüler erst erwerben sollen. 'Denn, daß die Schüler die erforderliche Tatsachenkenntnis von der Unterstufe her mitbrächten, ist eine Behauptung, die von der Erfahrung täglich und stündlich widerlegt wird,' sagt der Verfasser selbst S. 21.

2. Die Kriegsgeschichte wird von dem Verfasser doch gar zu wenig geschätzt. Man kann ihm ja darin beistimmen, daß wir früher zu viel Zahlen und Daten gelernt haben; aber sollen der Revolutionskrieg, der polnische, der österreichische und der bayrische Erbfolgekrieg wirklich völlig fortbleiben? Den gesamten deutschen Kriegen des neunzehnten Jahrhunderts widmet Friedrich eine Seite! Daß der Gesamtverlauf dieser Kriege von der Unterstufe her 'als bekannt gelten' muß, ist nicht richtig! Bekannt ist vielleicht der Gang einzelner Schlachten, also der taktische Verlauf, aber gerade das Strategische bedarf auf der Oberstufe gründlicher Behandlung! Auch ist die Wichtigkeit der Wehrverfassung für die geschichtliche Entwicklung von Delbrück und im Anschluß an ihn neuerdings von Rohrbach wider so deutlich gemacht worden, daß man daran nicht vorübergehen kann. Und der jetzige Weltkrieg zeigt doch wohl auch den enragiertesten Kulturschwärmern, daß der Krieg noch immer der Beweger des Menschengeschickes ist!

3. Die Persönlichkeit als solche kommt bei dieser Geschichtsbetrachtung, die alles in die Besprechung sachlicher Probleme auflöst, nicht zu ihrem Recht. Zwar erörtert Verfasser im allgemeinen Teil das

Problem, ob Geschichte der Massen oder Geschichte der Helden zu treiben sei, in verständig abwägender Weise. Er will weder 'eine bloße Reihe heroischer Lebensbilder', noch einen ausschließlich 'soziologischen' Geschichtsunterricht, auch wird die Beschäftigung mit den großen Persönlichkeiten empfohlen, um 'die Schüler zur teilnehmenden Beobachtung der in der menschlichen Seele wirksamen Antriebe' anzuregen und um die Jugend mit Idealen zu erfüllen, aber — im besonderen Teile wird dem Wirken der großen Männer nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. In der Geschichte des Altertums sind es die Gesamtvorgänge, an denen das Interesse des Verfassers haftet, während doch ein Alkibiades, Epaminondas, Philipp, Alexander, Scipio, Hannibal, Cäsar, Sulla auch an sich einer näheren Betrachtung wert sind. Und wenn das Auftreten des Pyrrhus als Episode bezeichnet wird — was mir übrigens nicht richtig scheint —, so ist doch Pyrrhus als Mensch von großem Interesse, auch der Vergleich mit Karl XII. ist lohnend! Ganz ausgeschaltet erscheint das persönliche Moment bei der Behandlung des Mittelalters, die ganz zur 'Besprechung einiger ausgewählter Probleme' wird. Und doch ist vieles nur aus dem Wirken der Persönlichkeit zu verstehen. Man denke an Karl den Großen, Gregor VII., Heinrich VI., Friedrich II., Bernhard v. Clairvaux. Und in der Neuzeit will der Verfasser Luther, Zwingli und Calvin 'nicht als menschliche Persönlichkeiten, sondern in ihrer historischen Wirksamkeit vergleichen'. Auch Cromwell, Richelieu, Ludwig XIV., Friedrich II., Napoleon, Bismarck kommen bei der Betrachtungsweise des Verfassers nicht zu ihrem Recht. Nun möchte der Verfasser die großen Menschen auf der Unterstufe dem jugendlichen Sinn vertraut und lieb machen! Aber täuscht man sich nicht überhaupt, wenn man das 'Biographische' der Unterstufe zuweist! Meist sind es doch nur einzelne Ereignisse, die dort erzählt werden, in denen sich der Held handelnd oder redend betätigt — eine Reihe von Anekdoten! Und dabei sind die meisten dieser Anekdoten erfunden! Das wahrhaft Biographische, die Entwicklung der Persönlichkeit, wie sie sich aus dem Zusammenwirken der Charakteranlagen und der Umwelt ergibt, muß doch der Oberstufe vorbehalten bleiben. 'Ein so kompliziertes Seelenleben wie das Ottos III. z. B. kann man Quartanern oder Untertertianern unmöglich nahebringen,' sagt Friedrich mit Recht. Wo es aber auf der Oberstufe zu behandeln ist, läßt sich aus der Disposition des Verfassers nicht ersehen.

4. Wenn in der Geschichtsstunde (doch wohl nur an Realschulen) nach den Vorschlägen des Verfassers antike Dramen gelesen werden sollen, so könnte man auch englische und französische, ja auch deutsche in Betracht ziehen! Eine solche Erweiterung des Geschichtsunterrichts, der ich an sich sympathisch gegenüberstehe, kann aber schließlich nur auf Kosten des sprachlichen Unterrichts geschehen, und ob Alt- und Neuphilologen sich das gefallen lassen, ist mir zweifelhaft.

5. Bei der Auflösung des Unterrichts in die Besprechung einer Anzahl von Einzelproblemen kommt eine der wichtigsten Seiten der geschichtlichen Belehrung zu kurz! Es ist der Charakter der 'Komplexität', den die geschichtlichen Ereignisse tragen. Das, was die ge-

schichtliche Entwicklung so spannend macht, ist gerade, daß man sie nicht voraussehen kann, und sie sich nicht in 'Gesetze' einzwängen läßt, weil immer wider ganz neue Faktoren wirksam werden, seien es die irrationalen aus der Spontaneität der Persönlichkeit und dem, was man Zufall nennt, sich ergebenden, seien es die, aus langsam wirkenden sozialen und kulturellen Veränderungen herrührenden, die sich nachträglich als rationell, d. h. notwendig, begreifen lassen. Auch 'damit unsere Schüler' eine Ahnung von der mannigfachen Bedingtheit der landläufigen politischen Werte und Wertmaßstäbe erhalten und mit Billigkeit und Unbefangenheit zu urteilen lernen', was der Verfasser wünscht, ist doch eine in sich zusammenhängende genetisch-entwickelnde Betrachtung nötig, wie sie nur der Lehrer durch Vortrag oder durch die Leistungen der Schüler zusammenfassende Leitung geben kann. Zu letzterem Punkt möchte ich noch bemerken, daß bei der auch von Friedrich gewünschten sogenannten 'Zusammenarbeit' der Schüler, indem jeder einzelne eine bestimmte Aufgabe bekommt und dann in der Stunde darüber berichtet, meines Erachtens für den Geschichtsunterricht selbst wenig herauskommt. Und wie lästig ist es für Lehrer und Schüler, stümperhafte Vorträge mitanhören zu müssen, die das, worauf es ankommt, zum Teil nicht treffen, und doch erst durch die Kritik des Lehrers nutzbar gemacht werden. Da wird recht viel überflüssige Arbeit getan. In der Hälfte der Zeit vermag der gut vorbereitete Lehrer das selbe viel besser zu leisten! Doch genug der Einwendungen! Sie sollen nur zeigen, wie außerordentlich anregend das Buch ist. Die große Belesenheit des Verfassers, die Berücksichtigung fast der gesamten neueren Literatur über den Gegenstand, das tiefe Eindringen in die Probleme, das maßvolle Urteil, die klare Sprache machen das Werk zu einem sehr wertvollen, ja fast unentbehrlichen Rüstzeug des Geschichtslehrers.

Charlottenburg. Gottfried Koch.

---

1) M. Mertens, Hilfsbuch für den Unterricht in der Alten Geschichte. Ausgabe B. Für Mittelschulen und verwandte Anstalten bearbeitet unter Mitwirkung von W. Bernhard. Freiburg 1913, Herdersche Verlagshandlung. 8. VI u. 130 S. Geb. 2 ℳ.

Das vorliegende Hilfsbuch für den Unterricht in der Alten Geschichte zeigt dieselben Vorzüge, wie ich sie an des Verfassers Hilfsbüchern für den deutschen Geschichtsunterricht in dieser Zeitschrift 1912 S. 759ff. hervorheben konnte: Klarheit des Ausdrucks, Durchsichtigkeit der Darstellung, verständige Gliederung des Stoffes nach Geschichten und in abgerundeten Bildern, Betonung der Persönlichkeit, Beherrschung des Stoffes, umfassende, doch vorsichtige Verwendung der neuesten Forschung. So kommt auch hier eine Leistung zustande, die zu lesen ein wahres Vergnügen ist und nach der zu unterrichten einen hohen Erfolg verspricht; deshalb ist es kein Wunder, wenn das Buch sich überall Bahn bricht und zu den verbreitetsten Hilfsmitteln seiner Art gehört. Man erkennt überall den erfahrenen Pädagogen, der dem manchmal spröden und fernerliegenden Stoff durch lebendige und mit modernen Vergleichen, sei es geographischer (z. B. S. 27 Attika an Größe gleich

dem Herzogtum Anhalt), sei es bürgerkundlicher (z. B. S. 30 unten über die Wehrpflicht), sei es noch anderer (z. B. S. 38 Anmerkung: Marathonläufer — heutiger Marathonlauf bei den olympischen Spielen) Art, gewürzte Darstellung Interesse abzugewinnen versteht.

Dem Buche sind zwölf Tafeln zur Veranschaulichung antiker Kunst und Kultur beigegeben; während ich mich sonst für Abbildungen im Lehrbuche selbst nicht erwärmen kann, mögen sie hier am Platze sein, da man einem Mittelschüler nicht zumuten darf, neben dem Lehrbuche sich auch noch einen Bilderatlas, wie das in der höheren Schule Erfordernis ist, zu halten; die 48 Bilder sind mit Verständnis ausgewählt und können, besonders auch unterstützt durch einen klaren und deutlichen Druck, trotz ihrer Kleinheit dem Schüler eine Ahnung von antiker Kunst und Kultur aufgehen lassen. Hoffentlich gibt es daneben an der Anstalt wenigstens noch einige größere Darstellungen. Die in der Zeittafel zusammengefaßten Zahlen, die schon im Texte am Rande bezeichnet waren, sind zum Festhalten der wichtigsten Ereignisse völlig ausreichend.

Wenn ich nun auch bei diesem Buche, trotz seiner anerkannten Vorzüge, mit einigen Ausstellungen nicht zurückhalte, so sollen sie keinen Tadel enthalten, sondern nur mein hohes Interesse bekunden.

Leider mußten, den Vorschriften entsprechend, die Anfänge der deutschen Geschichte, soweit sie der Völkerwanderung vorausgehen, dem Buche einverleibt werden. Dadurch ist der Stoff sehr angewachsen, und es ist fraglich, ob er in gleichmäßiger Behandlung erledigt werden kann; deshalb hat ihn der Verfasser sozusagen in zwei Gruppen zerlegt, indem in Partien mit größerem Drucke solche mit kleinerem eingeschoben werden; unter normalen Verhältnissen soll der durch gewöhnlichen Druck gekennzeichnete Stoff als ausreichend angesehen werden, während er bei besseren Jahrgängen durch Abschnitte aus dem Kleindruck ergänzt werden kann. Diese Scheidung ist mir nicht ganz sympathisch, am wenigsten für die Stufe, wo zum ersten Male eigentlicher Geschichtsunterricht erteilt wird; da sollte nur ein gleichartig fortlaufender Text sein; auch fürchte ich, daß jene Trennung sich nicht streng durchführen läßt, sondern daß auch in kurzen Schuljahren und bei wenig erfreulichen Jahrgängen nicht immer auf die Abschnitte zweiten Grades verzichtet werden kann, um harmonisch abgerundete Bilder, sei es von Ereignissen, sei es von Persönlichkeiten, zu gewinnen. Vielleicht wendet der Verfasser dieser Frage bei zukünftigen Auflagen seine Aufmerksamkeit zu.

Auch in Einzelheiten kann wohl hier und da noch die bessernde Hand angelegt werden. So ist ganz unverständlich, wenn Verfasser S. 9 Abs. 2 von den Amphiktionen sagt, daß sie sich gegenseitig weder im Frieden noch im Kriege zu schädigen verpflichtet waren; dann hätten sie überhaupt keinen Krieg miteinander führen dürfen, denn das tut man doch, um sich zu schädigen; verboten war nur, eine solche Stadt gänzlich zu zerstören oder ihr das fließende Wasser abzuschneiden, was natürlich auch nicht immer gehalten wurde, ebensowenig wie heutzutage die Vorschriften der Genfer Konvention oder der Haager Friedenskonferenz. — Die sogenannte dorische Wanderung einen Einbruch der Dorer in Griechenland zu nennen (S. 21), klingt merkwürdig; sie

wohnten doch auch schon vorher in Griechenland. — Auch die Pentakosiomedimnen, nicht nur die Ritter (S. 29 Abs. 4), dienten nach der Ordnung Solons zu Pferde. — Auch Amyntas von Mazedonien sandte dem Darius beim Einbruch in Thrakien die Zeichen der Unterwerfung (S. 35 Abs. 2). — Daß die Schlachten bei Platää und bei Mykale an demselben Tage stattfanden (S. 42 Abs. 5), dürfte wohl dem Gebiete der Sage angehören. — Da sich das Plateau der Akropolis von Athen nach Westen neigte, die Athena Promachos aber gleich hinter den Propyläen stand, so darf man nicht behaupten, daß sie auf dem höchsten Gipfel der Akropolis aufgestellt war (S. 45 Abs. 3). — Beim zweiten licinischen Ackergesetz hätte doch wohl ein Fragezeichen gesetzt werden müssen (S. 79 Abs. 4), denn manche neueren Forscher weisen es einer späteren Zeit zu, ohne freilich mit ihrer Beweisführung ganz überzeugend zu wirken. — Die Verträge, wonach es den Römern verboten war, den Tarentinischen Meerbusen zu befahren, dürfen nicht alt genannt werden (S. 81 Abs. 4); sie gehören den letzten 25 Jahren an. — Daß Hannibal auf dem Kleinen St. Bernhard die Alpen überstiegen habe, wird nur noch vereinzelt angenommen; die meisten Forscher haben sich jetzt für den Mont Cenis entschieden; also war vielleicht besser dieser mit Fragezeichen zu setzen (S. 88 Abs. 3). — Marius war auch im Jahre 100 Konsul, also wurde er nicht in den drei, sondern in den vier auf das Jahr 104 folgenden Jahren dazu gewählt (S. 102 Abs. 2). — Das Kolosseum hat seinen Namen nicht von seiner riesigen Größe, sondern von dem Kolossalstandbild des Nero, das davor errichtet war (S. 119 Abs. 2). — Über Pergamon und seine Kunst, die doch gerade für uns so wertvoll geworden ist, hat der Verfasser kein Wort; das ist sehr bedauerlich; auch durfte der Name eines Chammurabi oder der Frieden des Antalcidas als einer der bedeutungsvollsten für die griechische Entwicklung nicht unerwähnt bleiben. — Zuweilen bedarf der Ausdruck der letzten Feile: z. B. S. 86 Abs. 5 'einen Aufstand erheben', oder S. 89 Abs. 3 'der letztere'; 'freiheitliebend' (S. 121 Abs. 4) und 'freiheitsliebend' (S. 36 Abs. 1) dürfen nicht nebeneinander stehen, 'Paullus' wird besser mit einem l geschrieben.

Doch das alles sind Mängel so geringfügiger Art, daß sie den Wert des Buches nicht herabsetzen, vielmehr für seine Vortrefflichkeit sprechen; es wird sich sicher die Schulwelt weiter erobern.

2) M. Mertens, Hilfsbuch für den Unterricht in der Deutschen Geschichte. Ausgabe A. Für höhere Lehranstalten. In drei Teilen. Freiburg 1913, Herdersche Verlagshandlung. 8.

I. Teil: Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Ausgange des Mittelalters. 17. und 18. verbesserte Auflage. VIII u. 139 S. Geb. 2 ℳ.

II. Teil: Deutsche Geschichte vom Beginn der Neuzeit bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen. 15. und 16. verbesserte Auflage. 121 S. 1,70 ℳ.

III. Teil: Deutsche Geschichte von der Thronbesteigung Friedrichs des Großen bis zur Gegenwart, nebst einem Anhang. 13. und 14. verbesserte Auflage. 147 S. 2,20 ℳ.

Die vorliegenden neuen Ausgaben der Mertensschen Hilfsbücher für den Geschichtsunterricht auf der Mittelstufe höherer Lehranstalten

weisen nur ganz geringe Abweichungen von den früheren auf; es ist überhaupt beachtenswert, wie wenig an den Büchern trotz der vielen Auflagen vom ersten Erscheinen an hat geändert werden müssen; das ist der beste Beweis dafür, wie gelungen sie schon beim ersten Wurfe waren. In der Tat, es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man noch viele Worte über die Vorzüge der Mertensschen Geschichtsbücher machen, man könnte da nur oft Gesagtes wiederholen; auch ich habe mich eingehend darüber in dieser Zeitschrift 1912 S. 759ff. geäußert; zwar handelte es sich damals um die Ausgabe B, die, einem längst gefühlten Bedürfnis entsprechend, für die Mittelschulen bearbeitet war, sich aber in Wirklichkeit nach Ausdruck und Inhalt verhältnismäßig wenig von der Ausgabe für die höheren Schulen unterscheidet, so daß das dort Gesagte auch für die vorliegenden Ausgaben zutrifft. Ich kann mich deshalb im allgemeinen mit einem kurzen Hinweis darauf begnügen: mit einer fast nie versagenden, alles, was nur einigermaßen unverständlich erscheinen könnte, aufhellenden Klarheit des Ausdrucks und einer warmherzigen, von tiefem patriotischen Empfinden getragenen Darstellung, die, ohne den Stoff zu sehr zusammenzudrängen, die Ereignisse in knapper, aber immer zusammenhängender und dem Verständnis der betreffenden Klassenstufen durchaus angemessener Form vorträgt, verbindet sich eine anerkennenswerte Meisterschaft in der Anordnung des Stoffes. Mit vielem Geschick sind die führenden Persönlichkeiten, seit dem Großen Kurfürsten die preußischen Herrscher in den Mittelpunkt gestellt und dabei auch vielfach die kulturgeschichtlichen Erscheinungen erledigt, denen aber außerdem, ihrer Bedeutung entsprechend, noch besondere Abschnitte gewidmet sind. Einen eigenartigen Reiz erhält die Darstellung durch das Einflechten bekannter Aussprüche oder wichtiger Stücke von Reden oder von Verordnungen bedeutender, leitender Männer; so erlebt man die Geschehnisse gleichsam mit, man glaubt die handelnden Personen reden zu hören und nimmt den lebhaftesten Anteil an der Entwicklung der Vorgänge; nicht nur der Kopf, sondern auch das Herz ist bei der Sache, und so gehört es sich im Geschichtsunterricht, der nicht bloß Wissen vermitteln und die Urteilskraft üben, sondern auch Begeisterung schaffen soll. Jedenfalls habe ich kaum ein Lehrbuch kennen gelernt, das in gleich anschaulicher, verständlicher und fesselnder Sprache abgefaßt ist, und beim Lesen nur das eine Bedauern empfunden, daß nicht schon in der eigenen Jugend solch treffliche Bücher zur Verfügung standen.

Im besonderen bemerke ich noch, daß in wissenschaftlicher Beziehung auch diese Bücher auf der Höhe stehen; mit feinem Verständnis werden die gesicherten Resultate moderner Forschung verwertet; ist die Frage noch unentschieden, so wird das im Text angedeutet, wie das z. B. besonders wohltuend berührt bei der Angabe der Heimat der Indogermanen (S. 6) oder bei der Bezeichnung des zweiten Oberbefehls Wallensteins als 'fast' unumschränkt (S. 183).

Bei den heutigen Bestrebungen für bürgerkundliche Unterweisungen muß man jedes Lehrbuch daraufhin prüfen. Auch hier erfüllen unsere Hilfsbücher durchaus ihre Pflicht, nicht bloß in dem die jüngsten Zeiten

behandelnden Teil, wo zusammenhängende Aufklärung über die modernen Staatseinrichtungen selbstverständlich ist, sondern auch die älteren Teile geben, oft durch einzelne Stichworte, zahlreiche Hinweise, die Gelegenheit zu bürgerkundlichen Belehrungen bieten (z. B. gleichberechtigte Staatsbürger [S. 7], allgemeine Wehrpflicht [S. 8], Zivilliste [S. 38], Kontrollversammlung [S. 39], Reichsinsignien [S. 60], Matrikularbeiträge [S. 170] u. a. m.).

Der Verfasser ist Direktor des Gymnasiums in Brühl, also in einer dem Bekenntnis nach stark gemischten Gegend; auf diesem Boden sind die Unterrichtsbücher entstanden und für ihn zunächst bestimmt; es ist deshalb kein Wunder, wenn sich Mertens nicht nur bemüht, alles bei Andersgläubigen Anstößige zu vermeiden, sondern wenn er den lokalen und konfessionellen Verhältnissen seiner Heimatprovinz sogar einige Zugeständnisse macht. Soweit dieselben mit dem protestantischen Empfinden nicht im Widerspruch stehen, brauchen wir in Norddeutschland keinen Anstoß daran zu nehmen und der Verbreitung der Bücher in überwiegend protestantischer Gegend nicht hinderlich zu sein. Dazu rechne ich Bemerkungen folgender Art: Die Gebeine der heiligen drei Könige schenkte Friedrich seinem Kanzler Rainald (S. 91), Schlacht bei Worringen in der Nähe von Köln (S. 115), Die liebevolle Schilderung des päpstlichen Hofes (S. 165), Wachstum der Katholiken in Preußen (S. 245 u. S. 304), Joseph Görres, 'der genialste Rheinländer' (S. 310), Ordnung der Verhältnisse der katholischen Kirche in Preußen 1821 (S. 315), Beilegung des Streites mit der katholischen Kirche durch Friedrich Wilhelm IV., Reiterstandbild Friedrich Wilhelms III. in Köln (S. 317). An zwei Stellen freilich scheint der Verfasser in dem Streben nach Parität zu weit gegangen zu sein, indem er einmal von Luthers Tätigkeit und Bedeutung ein unvollständiges Bild entwirft (vgl. S. 146, 152, 153, 155, 156, 160, 177), und zweitens die Ursachen des Kulturkampfes im Anfang der siebziger Jahre, der doch auf, gelinde ausgedrückt, seltsame Forderungen der katholischen Kirche zurückgeht, verschweigt; ganz einseitig werden nur die Gesetze angeführt, die zum Schutze der Staatsgewalt gegen die katholische Kirche gegeben wurden (S. 367); in beiden Fällen hätte der Verfasser, bei aller Schonung der katholischen Gefühle, dem protestantischen Empfinden etwas mehr entgegenkommen können. Doch ist die Sache durchaus nicht tragisch zu nehmen, vielmehr wird hier der Lehrer die notwendigen Ergänzungen geben.

An einigen wenigen Stellen ist der Ausdruck verbesserungsfähig: z. B. Stifte (S. 168) neben Stifter (S. 175), Befriedigung finden in der 'Lesung' religiöser Bücher (S. 237), ebenso 'als' (S. 330), 'Die' Fahne des 61. Regiments ging bei Dijon verloren (S. 355) statt 'eine' Fahne, denn ein Regiment hat drei Fahnen. Das Wort 'Krümper' ist noch immer nicht erklärt (S. 290).

Vereinzelt dürfte eine Nachprüfung des Textes angebracht sein. Daß z. B. der Körnerbau Deutschlands in der neuesten Zeit weit hinter dem Bedarf zurückbleibt, ist zwar oft gesagt, aber nicht bewiesen; nach Berechnungen von landwirtschaftlicher Seite ist sogar im Roggen eine ganz erhebliche Überproduktion vorhanden, während allerdings der

Weizenbedarf, der sich durch den immer mehr zunehmenden Konsum von Weißbrot sehr vermehrt hat, nicht voll gedeckt wird; also wird Weizen eingeführt, dafür geht aber eine ganz erhebliche Menge Roggen ins Ausland; wenn sich die Landwirtschaft auf den wachsenden Weizenbedarf erst eingerichtet hat, wird er vermutlich auch gedeckt werden (vgl. S. 21 des Konservativ. Kalenders 1912). — Die Hundertschaft erwähnt Verfasser erst bei den Merowingern (S. 39) als Unterteil der Gaue oder Grafschaften; sie ist doch wohl älter und schon vor der Völkerwanderung anzunehmen (S. 8). — Die Veranlassung der Cimbernwanderung war zu erwähnen (S. 12). — Wallia ist der dritte Nachfolger Alarichs (S. 24) nur dann, wenn man Sigerich, der sechs Tage lang mehr als Parteihaupt denn als König auftrat, mitrechnet. — Wenn einmal die Folgen der Kreuzzüge ausführlich aufgezählt werden, dürfen auch die üblen Folgen — Erstarkung des Papsttums gegenüber dem Kaisertum und schließliche Auflösung des Reiches, außerdem Lockerung der Bande der Ordnung daheim während der Abwesenheit der Kreuzfahrer — nicht fehlen (S. 107). — Zu sehr ins einzelne gehen die Ausführungen über den Reichsfürstenstand (S. 108) und besonders über das geistige Leben unter den Staufern (S. 111—112); das würde für einen Leitfaden der Oberstufe ausreichen, für Untertertia ist es zu viel. — Heinrich VII. ist in Pisa nicht im Dome, sondern im Campo santo beigesetzt (S. 117). — Wenn Dürer der größte Künstler Deutschlands als Maler usw. genannt wird (S. 136), so durfte nicht in gleichem Atem zwei Reihen später Grünewald mit demselben Prädikat bedacht werden. — Da von der Entdeckung Amerikas und Ostindiens erst im zweiten Bande die Rede ist, brauchte sie nicht am Ende des ersten Bandes in der Zeittafel angeführt zu werden. — Die Lage Lepantos wird besser nach dem Golf von Korinth bezeichnet (S. 167). — Die Zusammensetzung der Generalstaaten aus den 'Gesandten' der Provinzen klingt mißverständlich (S. 170): es waren Abgeordnete, Deputierte, die von den Einzellandtagen der sieben Provinzen entsendet waren. — Moritz von Sachsen hat dem Schmalkaldischen Bunde nicht angehört, brauchte also nicht auszutreten (S. 160). — Die Bildung von Latifundienbesitz, besonders in Ostelbien, nahm wohl mehr noch nach dem großen Kriege als vorher überhand (S. 176). — Zur Zeit des sogenannten Falschen Waldemar darf man die Herrscher von Anhalt nicht mehr Grafen nennen, da sind sie längst gefürstet (S. 194). — Blüchers Niederlagen im Februar 1814 müssen, wenn auch kurz, erwähnt werden (S. 302). — Bismarck trat nicht am 24., sondern am 23. September 1862 ins preußische Ministerium ein (S. 329). — 1849 hat es keine preußische Nationalversammlung mehr gegeben (S. 329), die war am 5. Dezember 1848 aufgelöst, und Bismarck hat ihr nie angehört; die verfassungsmäßige preußische Volksvertretung war 1849 die Kammer. — Nicht bloß Westfalen und Brandenburger, auch die Garde stürmt am 18. April bei Düppel (S. 331); es sollten ja eben möglichst viel verschiedene Truppenteile an diesem Ehrentage teilnehmen. — Zur Elbarmee gehörte nicht das ganze 7. Korps, sondern nur eine Division (S. 334); demnach können als Gesamtstärke bei Königgrätz auch nur $8^1/_2$ Korps (nicht 9) angegeben werden (S. 335).

— Höchst bedauerlich ist die Nichterwähnung des Heldenkampfes der Division Fransecky (S. 335); er hat zum Erfolg der Schlacht nicht weniger beigetragen als die Erstürmung der Höhen von Chlum durch die Garde gegenüber Truppen, die durch Fransecky schon zermürbt und demoralisiert waren. — Die Zuaven dürfen nicht als afrikanische Horden bezeichnet und mit den Turkos auf eine Stufe gestellt werden (S. 342); vielmehr rekrutierten sie sich seit 1839 nur aus Franzosen, standen allerdings in Algier in Garnison. — Statt 'überbereit' als Übersetzung von archiprêt (S. 342) ist angemessener 'erzbereit'; man sagt doch auch nicht 'Überbischof' und 'Überherzog'. — Ein badisch-württembergisches Armeekorps hat es 1870 nicht gegeben (S. 342); es waren durchaus getrennte Truppenteile, die auf ganz verschiedenen Kriegsschauplätzen verwendet wurden. — 25000 Mann als Stärke eines Armeekorps ist ungenau (S. 343); soviel beträgt allein die Infanterie; richtiger rund 30000. — Eigenartig ist die Stellung Helgolands im Deutschen Reiche; wenn es auch von Preußen verwaltet wird, darf es doch bei der Aufzählung der Erwerbungen Preußens nicht mit Lauenburg, Hannover usw. auf eine Stufe gestellt werden (S. 381).

Jeder der drei Teile schließt mit einer Zeittafel; der dritte Teil besitzt außerdem noch einen Anhang, worin in zwölf Kapiteln übersichtliche und dankenswerte Zusammenstellungen geboten werden; für den Unterricht besonders brauchbar sind davon diejenigen Abschnitte, die sich mit dem Aufbau des preußischen Staates beschäftigen (VI—IX); eigenartig und durchaus praktisch ist auch der letzte (XII) mit den wichtigsten Gedenktagen; so sucht der Verfasser allen Anforderungen, und nicht zuletzt der eines angewandten Geschichtsunterrichts zu genügen.

Die Zahl der Druckfehler ist sehr gering; angemerkt habe ich mir Antwartschaft (S. 254), die falsche Seitenzahl 373 statt 374 in der Zeittafel (S. 377) hinter der Erwerbung Helgolands, ebenda die Seitenzahl 329 für das Ausscheiden Bismarcks eine Reihe zu tief und den fehlenden Akzent in Borodino (S. 294), während doch sonst bei selteneren Wörtern mit vollem Recht ein reicher Gebrauch davon gemacht wird; vielleicht ist auch das 's' in freiheitsliebend (S. 14) auf ein Druckversehen zurückzuführen.

Abgesehn von den erwähnten kleinen Versehen, die gewiß bei der nächsten Bearbeitung einer Prüfung unterzogen werden, sind die Bücher auch in der vorliegenden Auflage von tadelloser Güte; sie werden sich unzweifelhaft neue Freunde zu den alten erwerben.

Zerbst. G. Reinhardt.

---

1) Gustav Hergt, Fürst Blücher. 8. 30 S. Halle a. S., Waisenhaus 1913. 50 Pf.

Eine Kaisergeburtstagsrede, im Jubiläumsjahre 1913 gehalten in der Latina zu Halle, die sich nur in der Einleitung und im Schluß als Festrede zu erkennen gibt, sonst aber mehr den Charakter einer Geschichtslektion trägt. Die prächtige Persönlichkeit Blüchers hätte wohl etwas kräftiger und packender herausgearbeitet werden können. Sie wird mit reichlich viel historischen Tatsachen bepackt. Daß das Vorwärts in den Feldzügen von 1813 und 1814 von Blücher ausging, kommt gut zur Darstellung.

2) Friedrich Meyer, Freiheit und Vaterland. Eine Betrachtung über die Zeit der deutschen Erhebung. 8. 24 S. Halle, Waisenhaus 1913. 50 ₰.

Ebenfalls eine Kaisergeburtstagsrede von 1913, die dem Leser eine genußreiche Viertelstunde bereitet. Sie gibt in großzügiger Weise ein vortreffliches Bild von der Entstehung des preußischen Staates und von seinen Mängeln in der nachfriderizianischen Zeit, die in der Beurteilung damals führender Geister gekennzeichnet werden. Daran knüpft sich, in scharfen, wuchtigen Strichen gezeichnet, ein zweites Bild von der Widergeburt des preußischen und deutschen Volkes. Daß die von den großen Männern der großen Zeit geschaffenen neuen Ideen von Freiheit und Vaterland uns die Siege von 1866 und 1870/71 erfochten und die Weltmachtstellung errungen haben, zeigt der warmherzig geschriebene Schluß.

3) W. Franz, Der Wert der englischen Kultur für Deutschlands Entwicklung. Lex. 8. 23 S. Tübingen, Mohr 1913. 90 ₰.

Die Schrift enthält das sehr beachtenswerte Urteil eines gründlichen Kenners von England und zugleich eines deutschen Patrioten. Wir können viel daraus lernen. Ist doch der Zweck des Buches, auf die Möglichkeit einer Mehrung und Steigerung der Kultur- und Machtmittel unserer Nation hinzuweisen, aber beileibe nicht der, unseren Vettern jenseits des Kanals Artigkeiten zu sagen. Im Gegenteil, des Verfassers Standpunkt ist der, daß England als Freund zu uns kommen muß und wird, sobald es die militärische Macht, die Finanz- und Kulturkraft Deutschlands so einschätzt, daß an der unumgänglichen Notwendigkeit einer engeren politischen Verbindung mit uns kein Zweifel mehr bestehen kann.

Diese Einschätzung Deutschlands England zu erleichtern, muß eine unserer vornehmsten Aufgaben in der nächsten Zukunft sein. (Das dürfte am besten unser Sieg im Weltkriege bewirken). Zu diesem Zwecke vergleicht der Verfasser prüfend deutsche und englische Unterrichtsart und Erziehungsprinzipien: 'an Bildung und Wissen stehen wir Deutschen über den Angelsachsen, aber nicht an Kultur, die das Geheimnis birgt, Menschen sich dauernd zu verbinden und zu beherrschen.' 'Lassen wir die Kultur des vornehmen Britanniens herein mit all ihrer Kraft und ihrem männlichen Wollen, mit ihrer gesunden Schönheit, ihrem großen und schönen Menschentum, damit die deutsche Schule und Familie in steigendem Maße einen Menschentypus hervorbringe, der selbstbeschränkt, stark und frei die engen Grenzen deutschen Machtgebietes hinausschiebe weithin in fremdes Volkstum', wo neben und mit England neudeutscher Kultur eine Sphäre friedvoller und erfolgreicher Entwicklung beschieden sei.

4) R. Augst, Bismarck und Leopold von Gerlach. Ihre persönlichen Beziehungen und deren Zusammenhang mit ihren politischen Anschauungen. 8. 108 S. Leipzig, Quelle & Meyer 1913. Preis geb. 3.50 ℳ.

In schlußkräftigem Aufbau zeigt Verfasser erstens, wie der Widerspruch sich erklären läßt, daß sich Bismarck anfangs zur Partei Gerlachs bekannte, obwohl er innerlich nicht zu der Partei des romantischen Legitimisten gehörte; zweitens, in welchem Zusammenhange die ver-

trauten persönlichen Beziehungen der beiden Freunde mit ihren politischen Anschauungen stehen.

Verfasser weist überzeugend nach, daß die Ziele der Bismarckschen Realpolitik sich anfangs mit den staatlichen Idealen des doktrinären Legitimisten Gerlach deckten, indem beide die geschichtlichen Realitäten einer kräftigen preußischen Monarchie von Gottes Gnaden, einer starken Ritterschaft und eines wohlgeordneten Ständetums gegen die Ideen der Revolution verteidigten. Auch auf dem Gebiete der deutschen Politik waren beider politische Anschauungen zunächst identisch. Beide waren für einen Bund mit Österreich, aber als preußische Partikularisten Gegner der Radowitzschen Unionspolitik und des Eintritts Österreichs in den Zollverein. Der grundsätzliche Gegensatz in ihrer Staatsanschauung schlummerte lange, da er durch ihre Entwicklung in ähnlichen Lebenskreisen und Lebensauffassungen verhüllt und verdeckt wurde.

Unter Zurückweisung entgegenstehender Ansichten von Lenz und Meinecke macht es der Verfasser wahrscheinlich, daß Intimität, herzliche Offenheit und ehrliche Überzeugung allezeit zwischen den beiden Freunden obgewaltet haben und daß der staatsmännische Verkehr zwischen dem Realpolitiker Bismarck und dem preußischen Legitimisten Gerlach abgebrochen wurde, sobald man sich auf beiden Seiten der Unmöglichkeit gemeinsamer politischer Aktion bewußt geworden war. Dadurch blieben die persönlichen Beziehungen beider ehrlich, groß und edel. So konnte Bismarck, den Gerlach lange als seinen politischen Zögling betrachtete, das politische System des alten Generals in Trümmer schlagen, ohne die treue Liebe und Verehrung für die Person seines alten Gönners aufzugeben.

5) R. Schwemer, Die Reaktion und die neue Ära. 2. Aufl. 8. 103 S. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 101. Leipzig, Teubner 1912. 1 ℳ, geb. 1,20 ℳ.

6) R. Schwemer, Vom Bund zum Reich. 2. Aufl. 8. 112 S. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 102. Leipzig, Teubner 1912. 1 ℳ, geb. 1,20 ℳ.

Beide Bändchen bilden die Fortsetzung des bereits in dritter Auflage erschienenen 37. Heftes der bekannten Sammlung. Infolge ihrer anschaulichen Darstellung, in der die leitenden Ideen gebührend in den Vordergrund treten, haben diese Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart schnell ihre Leser gefunden.

Band 101 nimmt den Faden des 37. Bändchens mit dem Jahre 1848 auf und führt in den fünf Kapiteln (Die Reaktion der Macht, Die Reaktion der Idee, Der Prinz von Preußen und Otto von Bismarck, Die neue Ära und ihr Scheitern, Wirtschaftliche Wandlungen und handelspolitische Krisen) den Leser in großen Zügen bis zur Erneuerung der Zollvereinsverträge ohne Österreich und schließt mit einer Besprechung der sozialen Entwicklung in den Jahren 1863 und 1864.

Band 102 spinnt den Faden in ebenfalls fünf Kapiteln weiter bis zur Kaiserproklamation in Versailles. Die Ergebnisse der neuesten Literatur sind geschickt und zutreffend zur Erweiterung und Berichtigung der älteren Anschauungen benutzt. Immer werden die Wirkungen der Tatsachen, die Bedeutung der Entwicklung klar, knapp und oft packend zur Geltung gebracht. So wird der Inhalt der Kapitel: Der Beginn der

Aktion der Macht, Vor der Entscheidung, Der Deutsche Krieg, Luxemburg und Hohenzollern, Der Sieg der Deutschen Idee, manchem eine zuverlässige und erfreuliche Erweiterung seines Wissens, dazu aber auch patriotische und politische Anregung bringen.

Hannover. A. Rohrmann.

Theodor Mommsen, Gesammelte Schriften. 8. Band. Epigraphische und Numismatische Schriften. 1. Band. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung 1913. X und 626 S. 18 *M*.

Mit dem vorliegenden Bande ist die Sammlung der Aufsätze Mommsens, dieses *Monumentum aere perennius* eines überragenden und vielseitigen Geistes und einer mehr als menschlichen Arbeitskraft und Arbeitslust, zu dem Gebiete vorgerückt, an dessen wissenschaftlicher Begründung Mommsen den entscheidenden Anteil gehabt hat, zur Epigraphik. Er selbst sagt von sich (S. 395): *Nobis non in votis quidem, sed in fatis fuit, ut aetatem exigeremus in parando magis quam utendo apparatu epigraphico.* In zwei Bänden, von denen der erste hier vorliegt, soll die Summe all der mühe- und entsagungsvollen Kleinarbeit allgemein zugänglich gemacht werden, in der Mommsen Fälscher entlarvt, schwierige Inschriften oder wichtige neue Funde erklärt oder für römisches Rechts- und Staatsleben nutzbar macht, kurz die Arbeit, die allen Bänden des C. I. L. zugute gekommen ist. Nun liegt es im Wesen aller epigraphischen Studien, daß die aus dem vorhandenen Material gezogenen Schlüsse durch spätere bessere Lesung oder durch neue Funde leicht modifiziert oder widerlegt werden. Auch Mommsen ist das natürlich oft widerfahren; aber es ist im höchsten Grade bewundernswert, wie sicher sein Urteil auch bei unzulänglicher Grundlage ist, wie oft es durch spätere Funde glänzende Bestätigung erfahren hat; aber auch da, wo er geirrt hat, ist es zugleich reizvoll und lehrreich, ihm auf seinem Wege zu folgen. Die Aufsätze des Bandes sind in zwei Gruppen eingeteilt: kürzere, Deutsch geschriebene 'epigraphische Analekten' aus früherer Zeit und die umfangreicheren lateinischen 'Observationes epigraphicae'. Aus dem reichen Inhalt des Bandes — zusammen 76 Aufsätze — sei das Wichtigste hervorgehoben. Die Grundlage der Epigraphik betreffen Aufsätze über Fälschungen und literarische Überlieferung: über den Anonymus Einsiedlensis (an. 13—15), die Rottenburger Fälschungen (an. 18), Aegidius Tschudi (an. 19), Ligoriana im C. I. G. (an. 23), de fide Leonhardi Gutenstenii (obs. 3). Heerwesen, Staatsverwaltung, Provinzialverfassung erfahren vielseitige Beleuchtung usw. Daran schließen sich die Erläuterungen einzelner wichtiger Inschriften: die Inschrift von Thorigny (an. 22), Crescens auriga (obs. 28), Ius iurandum in C. Caesarem Augustum (obs. 37), Senatus consultum de sumptibus ludorum gladiatoriorum minuendis factum a. p. Ch. n. 176—177 (obs. 41). Endlich das Haupt- und Schlußstück des Ganzen, der umfangreiche und grundlegende Kommentar zu den Acta ludorum saecularium quintorum et septimorum, in dem an der Hand der inschriftlichen Reste alle Fragen, die sich auf die Säkularspiele des Augustus beziehen, behandelt werden, eine schon für die Horazlektüre unentbehrliche Arbeit. — Die Herausgabe des Bandes hat in musterhafter Weise H. Dessau besorgt, dem

wir ja die vortreffliche, nach sachlichen Gesichtspunkten geordnete Auswahl der Inscriptiones Latinae selectae verdanken. Er hat sich nicht damit begnügt, die Aufsätze Mommsens einfach zum Abdruck zu bringen; sondern hat gänzlich Veraltetes ausgelassen, neuere Literatur, richtige Lesungen und abweichende Erklärungen in Anmerkungen nachgetragen und, was ihm viele danken werden, bei den angeführten Inschriften auch die Nummer seiner Auswahl angegeben. Einige Kleinigkeiten seien angemerkt: S. 448 [1]) ist C. VI 2725 = Dessau 2034; zu S. 519 [1]) Kornemann Klio I S. 51—146; in den Acta ludorum saecularium ist in den Ergänzungen Z. 90 inmolavit, Z. 95 Quiritibus nach dem sonstigen Brauche der Inschrift zu setzen; hinter sacrum fiat wechselt die Zeichensetzung ohne Grund (Z. 93, 106, 142); S. 583 hätte zu Febr. 17 auf S. 589 verwiesen werden müssen; S. 603 [2]) aenatores jetzt auch in der neuen Festusausgabe von Lindsay; S. 613 Z. 124 hätte an die Anmerkung S. 601 [1]) erinnert werden dürfen.

Düsseldorf-Oberkassel. Willemsen.

R. v. Wettstein u. Gen., Organische Naturwissenschaften (= Hinneberg, Kultur der Gegenwart III 4). Bd. 1, 2, 4. Berlin und Leipzig 1913—15, Teubner. 8. Geb. 23, 30 und 22 ℳ.

Von der auf vier Bände veranschlagten biologischen Abteilung des groß angelegten Sammelwerkes sind bisher drei zur Ausgabe gelangt. Für den ersten, die allgemeine Biologie behandelnden Band hatten Chun und Johannsen, für den zweiten (botanische und zoologische Morphologie und Entwicklungsgeschichte) Strasburger und O. Hertwig, für den vierten (Abstammungslehre, Systematik, Paläontologie, Biogeographie) R. v. Hertwig und R. v. Wettstein die Leitung übernommen. Leider sind zwei von diesen, Strasburger und Chun, vor Beendigung der betreffenden Bände gestorben; von den übrigen Mitarbeitern hat auch ein Dritter, der schwedische Biologe Lidforß, den Abschluß des Werkes nicht erlebt. Alle drei haben aber an der Feststellung des Gesamtplans noch mitgewirkt, Strasburger und Lidforß auch eigene, sehr wertvolle Beiträge geliefert.

Über drei starke Bände, deren jeder eine Reihe gehaltvoller Einzeldarstellungen aus der Feder von im ganzen 35, zum Teil sehr namhaften Forschern enthält, im knappen Rahmen eines Referates zu berichten, ist nicht leicht. Mit einer einfachen Übersicht über die Titel der einzelnen Kapitel ist dem Leser nicht gedient, und ein Eingehen auf Einzelheiten ist nicht möglich. Für ein Werk von so umfassendem Inhalt, das außerdem auf jedem Einzelgebiet unbedingt Zuverlässiges bringen soll, war die Arbeitsteilung das einzig Mögliche; naturgemäß kommt aber hierdurch eine gewisse Ungleichmäßigkeit in die Darstellung hinein. Nicht nur die Darstellungsweise der einzelnen Bearbeiter ist verschieden, sondern auch ihr wissenschaftlicher Standpunkt. So kommt es, daß ein und die selbe Frage in verschiedenen Kapiteln in abweichendem Sinn beantwortet wird, so manche die Struktur des Protoplasmas betreffenden Fragen, die Vererbung erworbener Eigenschaften, die Bedeutung des biogenetischen Grundgesetzes, des Selektionsprinzips u. a. m. Wird dadurch dem Leser, dem das Gebiet der Biologie fernliegt, das Eindringen etwas erschwert, so wird er andererseits auf diese Weise unmittelbar in

den lebendigen Fluß der Forschung eingeführt, er erkennt, was gesicherter Gemeinbesitz und was noch Gegenstand wissenschaftlichen Streits ist. Eine ganz leichte Arbeit wird das Buch dem Laien naturgemäß überhaupt nicht bieten, denn bei der sehr geringen biologischen Vorbildung, die unsere Schulen heutzutage geben, muß das Verständnis für die hier zur Erörterung stehenden Fragen erst allmählich beim Lesen gewonnen werden. Einige Abschnitte hätten durch etwas größere Einschränkung des Gebrauches von Fachausdrücken an leichter Lesbarkeit gewinnen können. Es wird aber dem, der diese kleinen Schwierigkeiten nicht scheut, ein reicher Gewinn daraus hervorgehen durch die Einsicht in die Fülle von Problemen, mit denen sich die Biologie unserer Tage zu beschäftigen hat. Gerade jetzt, wo die Bedeutung der Biologie für den Schulunterricht so vielfach erörtert wird, ist ein Werk, das in so mustergültiger Weise den ganzen gewaltigen Umfang dieses Forschungsgebietes übersehen läßt, von größtem Wert.

Soll aus der großen Fülle des Gebotenen einzelnes genannt werden, so sei z. B. auf die in vorzüglicher Art einander ergänzenden Beiträge von Wolfg. Ostwald, Roux, Lidforß und Hartmann hingewiesen, die, jeder von anderem Standpunkt aus, die Lebenserscheinungen des Protoplasmas und dessen charakteristische Eigentümlichkeiten beleuchten; ferner auf die meisterhafte Darstellung der pflanzlichen Zellen- und Gewebelehre von Strasburger, die der Altmeister der botanischen Zellenforschung unmittelbar vor seinem Tode noch fertigstellte; den Überblick über die Zellen und Gewebe des Tierkörpers von Poll, den die allgemeinen Grundzüge der Abstammungslehre behandelnden Beitrag von R. v. Hertwig, die Biogeographie von Brauer, die Paläozoologie von Abel. Vorzüglich durchgearbeitet, wenn auch vielleicht dem Laien etwas schwerer verständlich sind die 'experimentellen Grundlagen der Deszendenzlehre' von Johannsen, die vergleichend morphologischen und entwicklungsgeschichtlichen Beiträge von Benecke, Heider, Keibel und Gaupp, sowie die phylogenetischen von Boas, Heider und Wettstein.

Erwähnt sei noch, daß im ersten Bande auch die Arbeitsmethoden der Biologie kurz besprochen werden, und daß die Begriffe der Homologie und der Zweckmäßigkeit in besonderen Kapiteln erörtert werden. Der erste Band bringt außer den schon erwähnten Beiträgen u. a. noch Abschnitte über Fortpflanzung und Regeneration, jedesmal von einem zoologischen und einem botanischen Mitarbeiter, über Entwicklungsmechanik, über die Gliederung der Organismenwelt in Tiere und Pflanzen und über die zwischen beiden Organismenreichen bestehenden bionomischen Wechselbeziehungen. Der Inhalt der übrigen Bände wird durch ihre Sondertitel hinlänglich bezeichnet.

So dürftig die vorstehende Übersicht notgedrungen ist, so dürfte aus ihr doch hervorgehen, in wie umfassender Weise Herausgeber und Mitarbeiter ihre Aufgabe zu lösen suchten. Kein Lehrer der Biologie wird versäumen, sich mit dem reichhaltigen Inhalt des ausgezeichneten Werkes bekannt zu machen. Insbesondere aber ist zu wünschen, daß recht zahlreiche Leser, deren Tätigkeit auf anderem Gebiete liegt, das Buch zu einem Einblick in die Forscherwerkstatt der Biologen benutzen.

Berlin-Dahlem. R. v. Hanstein.

Eingegangene Bücher*)

Sammlung Göschen. Kl.-Okt. 90 Pf. Berlin-Leipzig 1915.

Lfrg. 143. Haußner, Darstellende Geometrie. II. Perspektive ebener Gebilde. Kegelabschnitte. 186 S.
„ 97. Glaser, Stereometrie. 193 S.
„ 256. Bauer, Geschichte der Chemie. II. Von Lavoisier bis zur Gegenwart. 133 S.
„ 726. Kalitsunakis, Neugriechisches Lesebuch (Schrift u. Volkssprache m. Glossar). 140 S.
„ 756. Thumb, Grammatik der neugriechischen Volkssprache. 118 S.
„ 757. Helbing, Auswahl an griechischen Inschriften. 133 S.
„ 754. Dietel, Deutsche Literaturdenkmäler des 17. u. 18. Jahrhunderts bis Klopstock. III. Drama. 127 S.
„ 743. Stange, Landeskunde von Chile (Republica de Chile). 116 S.
„ 69. Weiser, Englische Literaturgeschichte. 184 S.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Teubner, Berlin-Leipzig 1915. Kl.-Okt. Geh. 1 M. geb. 1,25 M.

Lfrg. 462. Ichak, Das Perpetuum mobile. 103 S.
„ 356. Cauer, Das Altertum im Leben der Gegenwart. 131 S.
„ 482. Wettstein, Die Schweiz. 114 S.
„ 487. Heilborn, Allgemeine Völkerkunde. I. 136 S.
„ 488. Heilborn, Allgemeine Völkerkunde. II. 116 S.
„ 485. Pfannkuche, Staat und Kirche. 118 S.
„ 472. Sandfeld-Jansen, Die Sprachwissenschaft. 124 S.
„ 484. Braunshausen, Einführung in die experimentelle Psychologie. 111 S.

Dyks Neusprachliche Schul-Ausgaben. Dyksche Buchhandlung, Leipzig 1914. Band 3. Kl.-Okt. 1,40 M.

Lfrg. 3. Dickens, David Copperfield's Early Boyhood. Hrsg. v. Dr. Emil Feila 94 S.
„ 1. Anderson-Graham, The Victorian Era. Hrsg. v. Kron. 88. S.
„ 4. Bruno, Te tour de la France. Hrsg. v. Köcher. 109 S.
„ 2. La Guere 1870/71. Hrsg. v. Mühlan. 94 S.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig 1915.

Fletcher, In The Days of Drake. Hrsg. v. Meier, be. v. Kretzschmar. 77 S. 1 M.
Shakespeare, Much Ado aboutNothing. Hrsg. v. Kohlmann. 104 S. 1 M.
Marryat, Peter Simple. Hrsg. v Lederer 135 S. 1 M.
Irving, Christopher Columbus. Hrsg. v. Pesta. 155 S. 1 M.
Töpffer. Nouvelles Genèvoises. Hrsg. v. Roesing. 73 S. 80 Pf.
Balzac, Eugénie Grandet. Hrsg. v. Schickedanz. 108 S. 1,20 M.
Auswahl aus Prosper Mérimée. Hrsg. v. Leykauff. 73. S. 80 Pf.
Souvenirs De Jeunesse, Jugenderinnerungen hervorragender Franzosen. Hrsg. v. Fuchs. 108 S. 1,20 M.

Französische und Englische Schulbibliothek. Kl.-Okt. Rengersche Buchhandlung, Leipzig 1915.

Lfrg. 182. Thomas, Personal Power. Hrsg. v. Weyrauch. 65 S. 70 Pf.
„ 6. Molière, Les Femmes Savantes. Hrsg. v. Wihrler. 74 S. 1,30 M.
„ 65. Prosper Mérimée, Colomba. Hrsg. v. Leitritz und Montaubric. 137 S. 1,30 M.
„ 186. Taine, Napoléon Bonaparte. Hrsg. v. Pariselle. 96 S.

---

*) [Die steigende Betriebsamkeit in Herstellung von Schulbüchern und Kompendien aller Art nötigt uns zu einem Verfahren, gegen das wir uns bisher gesträubt haben, zu einer bloßen Registrierung neuer Eingänge. Die Herrn Verleger wollen darin eine Empfehlung sehn. Die Herrn Kollegen aber bitten wir, falls ihnen ein Buch solche Empfehlung nicht zu verdienen scheint, uns eine ausreichend begründete Beschwerde einzureichen, damit jedem das Seine werde.]

Schöninghs Textausgaben alter und neuer Schriftsteller. Paderborn. Kl.-Okt.

Lfrg. 74. Auswahl aus Heines Gedichten. Hrsg. v. Breme. 61. S. 40 ₰.

„ 73. v. Droste-Hülshoff, Die Judenbuche. Hrsg. v. Dr. Funke und Dr. Schmitz-Mancy. 56 S. 30 ₰.

Meisterwerke der Literatur, Verlag Julius Klinckhardt Leipzig 1914/15. Kl.-Okt. Preis der Bände 60 ₰ bis 1,20 ℳ.

Lfgr. 1. Schiller, Wilhelm Tell. Hrsg. v. Hartmann. 118 S.

„ 2. Schiller, Die Jungfrau von Orleans. Hrsg. v. Gall. 144 S.

„ 4a. Schiller, Wallenstein. Wallensteinslager. Die Piccolomini. Hrsg. v. Hartmann. 132 S.

„ 4b. Schiller, Wallenstein. Wallensteins Tod. Hrsg. v. Hartmann. 134 S.

„ 5. Goethe, Götz von Berlichingen. Hrsg. v. Richter. 112 S.

„ 6. Goethe, Hermann und Dorothea. Hrsg. v. Rittner. 100 S.

„ 7. Goethe, Iphigenie auf Tauris. Hrsg. v. Hartmann. 84 S.

„ 8. Goethe, Egmont. Hrsg. v. Jantzen. 120 S.

„ 10. Goethe, Dichtung und Wahrheit. Hrsg. v. Felsberg. 196 S.

„ 23. Deutsche Lyrik seit Goethe. Hrsg. v. Kesseler. 80 S.

„ 11. Lessing, Minna von Barnhelm. Hrsg. v. Hartmann. 85 S.

„ 13. Uhland, Ernst, Herzog von Schwaben. Hrsg. v. Stegemann. 73 S.

„ 16. Kleist, Prinz von Homburg. Hrsg. v. Brinker. 99 S.

„ 17. Grillparzer, Sappho. Hrsg. v. Le Mang. 80 S.

„ 20. Sophokles, Antigone. Hrsg. v. Meinshausen. 46 S.

„ 17. Ilias und Odyssee. Hrsg. v. Hartmann. 232 S.

„ 18. Das Nibelungenlied und das Gudrunlied. Hrsg. v. Neumann. 96 S.

Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Bielefeld-Leipzig 1915. Kl.-Okt.

Lfrg. 150. Gotthelf, Uli. Der Knecht. Hrsg. v. Weichardt. 1 ℳ. 157 S.

„ 151. Wagner, Die Meistersinger von Nürnberg. Hrsg. v. Lohman. 124 S. 1 ℳ.

„ 152. Alexis, Die Hosen des Herrn von Bredow. Hrsg. v. Grabert. 168 S. 1 ℳ.

„ 153. Die Frankfurter National-Versammlung 1848/49 und unser Verhältnis zu Österreich. Hrsg. v. Seidenberger. 128 S. 90 ₰.

„ 154. Shakespeare, Der Sturm. Hrsg. v. Lederer. 83 S. 70 ₰.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Leipzig-Bielefeld 1915. Kl.-Okt.

Lfrg. 1448. Grey, Little Boy Georgie. Hrsg. v. Hildebrandt. 67 S. 60 ₰.

„ 145b. Howes, The Suns Babies. Hrsg. v. Kaysel. 94 S. 90 ₰.

„ 146b. Selected Chapters from Carlyle's Works. Hrsg. v. Lehmann. 111 S. 1,20 ℳ.

„ 147b. Goldsmith, The Stoops To Conquer. Hrsg. v. Bube. 102 S. 1,10 ℳ.

„ 200b. Jouffroy, Melanges Philosophiques. Hrsg. v. Roll. 136 S. 1 ℳ.

„ 201b. Dumas, Contes Simples. Hrsg. v. Werneke. 25 S. 75 ₰.

„ 202b. Französische Briefe. Hrsg. v. Klincksieck. 115 S. 1,20 ℳ.

„ 204b. Choix De Nouvelles Modernes. Hrsg. v. Petzold. 90 S. 90 ₰.

„ 203b. General Cuny, Souveniers D' Un Cavalier 1870/71. Hrsg. v. Erichsen. 91 S. 1 ℳ.

Graesers Schulausgaben klassischer Werke. Teubner, Leipzig-Berlin. Okt.

Lfrg. 109/10. Tieck, Tod des Dichters. } Camoens, Bruchstücke a. d. Lusiaden } Hrsg. v. Loehr. 219 S. 1 M.
„ 111. Wagner, Parsival. Hrsg. v. Komorzynski. 40 S. 50 Pf.
„ 112. Die Gruppe des Laokoon, Winkelmann, Lessing, Hirt, Goethe, Brunn, Justi. Hrsg. v. Castle. 78 S. 50 Pf.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Tübingen 1915. Verlag Mohr (Paul Siebeck). Kl.-Okt. Einf. Nummer 50 Pf, geb. 80 Pf; Doppelnummer 1 M, geb. 1,30 M.
Lrfg. 17/18. Titius, Unser Krieg. Ethische Betrachtungen. 84 S.
„ 15/16. Eißfeldt, Krieg und Bibel. 84 S.
„ 7. Praktische Bibelerklärung, Die Apostelgeschichte in Auswahl v. Aner. 56 S.
„ 19. Koehler, Der Weltkrieg im Lichte der deutsch-protestantischen Kriegspredigt. 56 S.
„ 20. Bertholet, Religion und Krieg. 35 S.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Kl.-Okt. Teubner, Leipzig. Geh. 1 M, geb. 1,25 M.
Lfrg. 31. Kirchhoff, Mensch und Erde. 100 S.
„ 68. Volbehr, Bau und Leben der bildenden Kunst. 92 S.
„ 5. Blochmann, Luft, Wasser, Licht und Erde. 110 S.
„ 38. Hassert, Die Polarforschung. 131 S.
„ 426. Kraepelin, Die Beziehungen der Tiere und Pflanzen zueinander I. 107 S.
„ 427. Kraepelin, Die Beziehungen der Tiere und Pflanzen zueinander II. 99 S.
„ 147. Daenell, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. 126 S.

Neusprachliche Klassiker. Bamberg 1915. Buchners Verlag. Geb. 1 M und 1,25 M.
Lfrg. 30. Lafontaine, Fables. Hrsg. v. Beck. 70 S.
„ 31. Scribe, Le Verre D'Eau. Hrsg. v. Mühlan. 111 S.
„ 32. The Essays of Thomas Babibgton Macaulay. Hrsg. v. Middendorff. 108 S.
„ 33. Goldoni, La Locandiera. Hrsg. v. Pohl. 99 S.

Biblische Zeit- und Streitfragen. Verlag Edwin Runge. Berlin-Lichterfelde 1915. Okt.
Lfrg. 2. Rüegg, Die Christian Science in biblischer Beleuchtung. 86 S. 60 Pf.
„ 1. Köberle, Das Rätsel des Leidens. 32 S. 50 Pf.
„ 6. Jacob Böhmes Deutsches Christentum. Hrsg. v. Elert. 36 S. 50 Pf.
„ 11. v. Walter, Die Sklaverei im Neuen Testament. 39 S. 50 Pf.

Verlag Alfred Hölder Wien 1914. Kl.-Okt.
C. Sallustius Crispus. Hrsg. v. Dorsch. 171 S. 1 K 40 h.
O. Cornelii Taciti Germania. Hrsg. v. Fritsch. 52 S. 84 h.
C. Sallustii Crispi Bellum Iugurthinum. Hrsg. v. Dorsch. 98 S. 84 h.
Griechiches Lesebuch. Hrsg. v. Aprissnig. 131 S.

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben. Frankfurt a. M. 1915. Kl.-Okt.
Lfrg. 46. Diary of a Pilgrimage. Hrsg. v. Fritz. 70 S. 1.40 M.
„ 50. War-Skotches. Hrsg. v. Mellin. 58 S. 1,25 M.

Methode Schliemann. Verlag W. Violet. Stuttgart 1914. Okt. 1 M.
1. Brief, Einführung in den Selbstunterricht nach der Methode Schliemann. 1.—2. Lernstück. 32 S.
2. „ 3.— 6. Lernstück bis S. 56 usf. bis 10. Brief (32. 248).

Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen. Leipzig 1914. Tempsky, Wien 1914. Kl.-Okt.
Shakespeare, Julius Cäsar. Hrsg. v. Hruschka. 112 S.
Goethes Gedankenlyrik. Hrsg. v. Matthias. 121 S. 85 ₰.
Kröners Taschenausgabe. Alfred Kröner Verlag Leipzig 1914. Kl.-Okt. 245 S. 1,20 ℳ.
Die klassische Dichtung der Römer. Hrsg. v. Heinemann.
Alges Sprachbücher unter Benützung von Hölzels Wandbildern für den Anschauungsunterricht. Okt. St.-Gall, Librairie Fehr, 1913. Verlag, Brandstetter, Leipzig.
Alge et Rippmann, Nouvelles Leçons de Français 266 S. 2 ℳ.
Sammlung Schubert II. Verlag Göschen, Berlin-Leipzig 1915. Okt.
Bohnert, Grundzüge der ebenen Geometrie. 223 S. 2,80.
Aufgaben aus klassischen Dramen, Epen und Romanen. Verlag Wartig (Ernst Hoppe), Leipzig 1914.
Aufgaben aus 'Hebbels Nibelungen'. Hrsg. v. Heinze. 63 S. 1 ℳ.
Anzeiger der österreichischen Mittelschulprogramme. Schuljahr 1913/14. Hrsg. v. Simon. Okt. 63 S. Brünn 1914. Verlag Carl Winiker.
Verlag Ferdinand Hirt. Breslau 1915. Kl.-Okt.
2. Aufl. Alte und neue Kriegslieder. Ges. v. Radtke. 80 S. 30 ₰.
Verlag Teubner, Leipzig-Berlin. Kl.-Okt. 1913.
2. Aufl. Tittel, Kriegsspiele. 90 S. 1,20 M.
Verlag Hermann Kampen, Hamburg. Kl.-Okt. 1914. 16 S. 10 ₰.
Löns, Neun Soldatenlieder, komp. v. Göhler. Hrsg. v. d. Vereinigung Deutscher Lehrergesangvereine.
Buchners Verlag. Bamberg 1914.
2. Aufl. Vierhundert lateinische und griechische Denksprüche. Hrsg. v. Vogel. 15 S. 20 ₰.
Quellensammlung zur Deutschen Geschichte. Verlag Teubner, Leipzig-Berlin 1915.
Quellen zur Geschichte der Mittelalterlichen Geschichtsschreibung.
I. Geschichtsschreiber des Frühen Mittelalters (von Eusebius bis zu Regino von Prüm) von Fritz Kern. 89 S. 1,80 ℳ.
Verlag Herzog. Meerane u. Leipzig 1914. Kl.-Okt.
Guthrie, Die Muttersprach-Methode. 48 S. 60 ₰.
Herdersche Verlagsbuchhandlung. Freiburg im Breisgau 1914. Kl.-Okt.
Hoffman, Werde ein Mann. 220 S. 2 ℳ.
Verlag Edwin Runge. Berlin-Lichterfelde 1915. Kl.-Okt.
Mit Bismarck daheim und im Felde. Kernworte aus seinen Briefen und Reden zusammengestellt v. Kohl. 112 S. 1 ℳ.
2. Aufl. Schmidt, Mannhaftes Christentum. 90 S. 80 ₰.
Verlag Mittler & Sohn. Berlin 1915. Kl.-Okt.
Fitschen, Der Spatenkrieg. 32 S. 20 ₰.

Druckfehler:

S. 351 Z. 19 muß es heißen: den Lehrern wird bei Strafe aufgegeben, statt: den Lehrern wird die Strafe aufgegeben.

Die Lehre vom Schönen bei Plotinos.

von

Hermann Friedrich Müller

In dieser Zeitschrift Jahrgang 1914 Heft 2/3 habe ich ein Charakterbild des Plotinos entworfen und den Herren Kollegen zu freundlicher Beachtung vorgelegt. Sollte der eine oder andere dadurch Lust bekommen haben, etwas von Plotin selbst zu lesen, so empfehle ich Enn. I 6 *περὶ τοῦ καλοῦ*, ein inhaltreiches Büchlein, das mit dichterischer Phantasie, ja religiöser Begeisterung geschrieben und verhältnismäßig leicht zu verstehen ist. Wir müssen aber, um dem Philosophen gerecht zu werden, noch Enn. V 8 *περὶ τοῦ νοητοῦ κάλλους* hinzunehmen. Kein geringerer als Goethe hat beiden Büchern sein lebhaftes Interesse geschenkt, weil ihm vieles darin kongenial war[1]). Es lohnt sich auch sonst der Mühe, sie kennen zu lernen. Denn Plotins Lehre vom Schönen und von der sittlichen Schönheit hat auf die führenden Geister des 18. Jahrhunderts nicht unerheblich gewirkt, und zwar durch Shaftesbury, der ein Kenner des Plotin war und ihm grundlegende Gedanken über *beauty, moral grace, inward forms* u. a. verdankt. Wieland und Herder, Goethe und Schiller: sie alle sind von Shaftesbury und somit von Plotin wenigstens indirekt beeinflußt oder doch angeregt worden. Die 'sittliche Grazie' und der Begriff der schönen Seele, wie ihn Schiller in 'Anmut und Würde' entwickelt, wurzeln in Shaftesbury und seinem Neuplatonismus.

Ein Sachverständiger hat Plotins Lehre vom Schönen mit Recht die Höhe der antiken Ästhetik genannt[2]). Ich muß aber, um Mißverständnissen vorzubeugen, betonen, daß Plotin keine Ästhetik im modernen Sinne, keine Theorie der Kunst bietet. Nach echt hellenischer Anschauung von der Kalokagathie als dem sittlichen Ideal steht seine Lehre vom Schönen im Dienste der Ethik. Schön und gut stehen im innigsten Zusammenhang und sind fast Wechselbegriffe. Es ist grundfalsch, zu sagen, Plotins Ästhetik kranke an der Ethik und seine Ethik an der Ästhetik[3]).

[1]) Vgl. meinen Aufsatz 'Goethe und Plotinos' in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift Heft 1 Jahrg. 1915. Ebenda ist Heft 7 ein Beitrag zum Begriff der schönen Seele erschienen. — Über Plotins Gedanken zur ästhetischen Erziehung habe ich in den Neuen Jahrbüchern für Pädagogik Jahrg. 1915 Heft 2 berichtet.

[2]) Richard Volkmann, Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Stettin 1860.

[3]) Emil Brenning, Die Lehre vom Schönen bei Plotin im Zusammenhang seines Systems dargestellt. Göttingen 1864.



I.

Das Schöne, so beginnt Plotin, beruht größtenteils auf den Wahrnehmungen des Gesichts und des Gehörs, aber doch nicht ausschließlich. Schön nennen wir auch Eigenschaften und Zustände, Taten, Wissenschaften und vornehmlich die Tugend, die an sich schön ist, während die Körper es nur durch Teilhaben an der Schönheit sind. Vielleicht gibt es auch noch eine höhere Schönheit. Was aber ist Grund und Wesen des Schönen? Die Symmetrie der Teile eines Ganzen, wie viele meinen, kann es nicht sein. Bestände das Schöne lediglich in der Symmetrie, so brauchten die Teile selbst nicht schön zu sein. Es ist aber nicht abzusehen, wie aus nichtschönen Teilen ein schönes Ganze herauskommen soll. Wie kommt es dann, daß z. B. ein Gesicht, ohne daß die Symmetrie der Teile geändert wird, bald schön erscheint, bald nicht? Ferner alle einfachen, der symmetrischen Zusammenfassung nicht bedürfenden Dinge wie die Farbe, das Sonnenlicht, der Blitz in der Nacht, der einzelne Ton würden nicht in den Bereich des Schönen fallen. Endlich schöne Beschäftigungen und Reden (*ἐπιτηδεύματα καὶ λόγοι*), Gesetze und Wissenschaften, überhaupt alle geistigen Tätigkeiten (*θεωρήματα*) und alles Schöne in der Seele fügen sich, da sie keine Größen noch Zahlen sind, einem symmetrischen Verhältnis der Teile nicht.

Diesem indirekten Beweise kann der direkte erst im Laufe der Untersuchung folgen.

Plotin stellt an die Spitze den Satz: Die Seele erfaßt das Schöne in den Körpern als etwas ihr innerlich Verwandtes. Aber woher die Schönheit des Körpers wie der Seele? Durch Teilnahme an der Form und Idee (*μετοχῇ εἴδους*). Die Idee formt die ungestaltete und darum häßliche Materie. Die Idee hat nicht sowohl ontischen als genetischen Charakter. Ist das zu Gestaltende ein aus vielen Teilen Zusammengesetztes, so tritt die Idee heran und faßt es zu einer Einheit zusammen, führt es zu einer realen Zweckbestimmtheit und macht es zu Einem durch innere Übereinstimmung. Ist das zu Gestaltende schon ein Ganzes, von Natur eins und aus ähnlichen Teilen Bestehendes (*ὁμοιομερές*), so teilt sich die Idee dem Ganzen mit. Wie wird nun das Schöne erkannt? Durch die *δύναμις ἐπ' αὐτὸ τεταγμένη*, d. i. durch das Vorstellungsvermögen oder die Einbildungskraft, die Phantasie, die in der Mitte steht zwischen der Natur und dem Denken[1]). Sie ist geistiger Natur und eine Betätigung der Seele. Ohne Hinzutreten der seelischen Mitwirkung ist überhaupt kein Wahrnehmen möglich, viel weniger ein Auffassen des Schönen. Ferner muß noch hinzutreten die weitere Wirksamkeit der Seele, um das von der Phantasie (dem *φανταστικόν*) überlieferte Bild (*ὅραμα*) für das geistige Leben zu verwenden. Ja gerade sie urteilt darüber, ob das Gesehene schön sei, indem sie es an der ihr innewohnen-

[1]) Vgl. Enn. IV 3, 26. 29ff. IV 4, 13.

den Idee mißt, wie der Baumeister das Haus an der Idee des Hauses in seinem Geiste. Denn ein schöner Körper ist in seiner Schönheit nichts anderes als die erscheinende und trotz ihrer scheinbaren Teilung durch die vielfach gegliederte Masse dennoch ungeteilte Idee. Absolut rein erscheint sie nur in den allergrößten Kunstwerken. Beispiele relativer Reinheit sind die Farbe, das Feuer in seinem leuchtenden Glanze, die Harmonie der Töne.

'Soviel von dem Schönen, das auf den Sinneswahrnehmungen beruht, das aber freilich nur ein Abbild ist, ein Schattenriß, der sich gleichsam in die Materie verlaufen hat, sie indes doch schmückt und uns bei ihrem Anblick mit Entzücken erfüllt.'

Höher als die sinnfällige steht dem Plotin die Schönheit der Seele, jenes Schöne, das nicht mehr mit leiblichen Organen wahrgenommen, sondern mit dem Auge des Geistes geschaut wird. Schauen wird es aber nur der, dem es zum Erlebnis geworden ist. Menschen ohne Erfahrung reden davon wie die Blindgeborenen von der Farbe. Sie wissen nicht, wie schön die Wissenschaften und andere geistige Tätigkeiten sind; sie haben das leuchtende Antlitz der Tugend, der Gerechtigkeit und maßvollen Selbstbeherrschung nie erblickt, das doch heller glänzt als Morgen- und Abendstern. Wie anders die, welche an der körperlichen Schönheit nicht hängen bleiben, die wahren Erotiker, die von Stufe zu Stufe zum Übersinnlichen emporsteigen! Dort schauen sie dann die Schönheit und sinken in Verwunderung und liebliches Staunen, in Sehnsucht, Liebe und freudiges Entzücken.

Nun sagt uns aber, ihr Erotiker: 'was empfindet ihr bei den sogenannten schönen Einrichtungen, schönen Sitten, maßvollen Charakteren, überhaupt bei den Zuständen und Werken der Tugend und bei der Schönheit der Seelen? Was empfindet ihr, wenn ihr euch selbst als schön in euerm Innern erblickt? Wie kommt es, daß ihr da in Jubel ausbrecht und in heftige Bewegung geratet; daß ihr euch sehnt, von den Banden des Körpers befreit in Liebesverkehr mit euch selbst zu treten? Denn das ist in der Tat die Empfindung derer, die in Wahrheit von Liebe ergriffen sind. Was ist aber der Gegenstand eines derartigen Verlangens? Keine Gestalt, keine Farbe, keine Größe, sondern die Seele, die selbst farblos ist und das reine, farblose Licht der Weisheit und der übrigen Tugenden an sich trägt, wenn ihr entweder an euch selbst oder einem andern Hochherzigkeit, gerechte Gesinnung, lautere Weisheit erblickt, Tapferkeit mit ihrem ernsten Angesicht, würdevollen Anstand und züchtiges Wesen, das emporblüht an einer ruhigen, von keiner Woge der Leidenschaft bewegten Stimmung, über dem allen aber die gottgleiche Vernunft *(τὸν θεοειδῆ νοῦν)* hervorleuchten seht.'

Auf diese Fragen antwortet Plotin: wir lieben das Schöne, weil es das wahrhaft Seiende ist. Dann fragt er weiter: was ist

es in seinem wahrhaften Sein? Durch welchen Zug seines Wesens macht es die Seele so liebenswürdig? Antwort: durch Lauterkeit und Reinheit. Wie das Häßliche in der Seele entsteht und besteht durch ihre Verbindung und Mischung mit dem Körper, so das Schöne durch ihre Loslösung und Trennung vom Körper. Erst wenn die Seele für sich allein und frei von Lüsten und Begierden ist, tritt ihre ursprüngliche und wahre Natur zutage, dem Golde vergleichbar, das auch erst aus der Schlacke herausgeschmolzen werden muß, um in seinem echten Glanze zu leuchten. Alle Tugend, sagt Platon, ist eben Reinigung (*καθαρμός τις καὶ κάθαρσις*). Was wäre auch wohl die wahre Besonnenheit anders, als die Gemeinschaft mit den sinnlichen Genüssen zu verschmähen, sie als unrein und eines reinen Menschen unwürdig zu fliehen? Die Tapferkeit ist Furchtlosigkeit vor dem Tode, der Tod aber die Trennung der Seele vom Körper; und davor fürchtet sich der nicht, der seine Freude daran findet, allein zu sein. Die Seelengröße ist das Hinwegsehen über das Irdische. Die Weisheit ist das Denken in seiner Abwendung von der Welt hier unten, ein Denken, das die Seele zu dem Höheren hinaufführt. Ist die Seele geläutert, so wird sie zur Idee, zur reinen Vernunft, schlechthin unkörperlich, geistig und ganz vom Göttlichen durchdrungen, dem die Quelle des Schönen und alles dessen, was ihm verwandt ist, entströmt. Der Nus und was von ihm ausgeht, ist die der Seele ursprünglich eigene Schönheit; und dieses Urschöne ist identisch mit dem Guten, beide geeinigt in dem Seienden. Von hier aus wird in absteigender Klimax der Nus unmittelbar schön, vom Nus die Seele, von der Seele die Taten und Beschäftigungen und die Körper.

Damit sind wir in der übersinnlichen Welt angelangt und stehen vor der intelligiblen Schönheit, die sich indes mehr schauen und erleben als schildern oder gar definieren läßt. Es lebt jedoch in uns ein Trieb zur Erhebung über die vergängliche Welt, ein Verlangen nach dem Guten und Schönen als einem ewigen Besitztum. Selig, wer es erlangt hat; unselig wem es entgeht! Nicht der ist unselig, der um den Anblick schöner Farben und Körper kommt, der weder Macht noch Ehre noch Kronen erwirbt, sondern wer dies eine nicht erlangt, um deswillen man auf alle Kronen und Reiche der ganzen Erde, auf dem Meer und im Himmel verzichten muß. Aber wie sollen wir es ergreifen? Wie sollen wir die unsagbare Schönheit sehen, die gleichsam im innersten Heiligtum bleibt und nicht herauskommt, so daß auch ein Ungeweihter sie zu sehen bekäme? Wer in das Allerheiligste eindringen will, muß sich reinigen und die Kleider ablegen. So gehe denn und kehre ein in sein Inneres, wer es vermag. Er lasse draußen, was sein leibliches Auge schaut; er sehe sich nicht um nach dem, was ihm vormals als Glanz schöner Leiblichkeit erschien, sondern flüchte sich zu dem Urbild, dessen Schemen und Schattenbilder ihn hier draußen umgeben. Hüten

wir uns, ein solches Bild umfangen zu wollen, damit es uns nicht gehe wie dem Narkissos. ‘Laßt uns ins liebe Vaterland fliehen[1].’ Odysseus vergaß auch bei der Kalypso und Kirke die Heimat nicht, obgleich sein Auge im Anblick der Lust schwelgte und sinnliche Schönheit vollauf genoß. Vaterland aber und Vater sind für uns dort, von wannen wir gekommen sind. Wer dort landen will, braucht sich nach einem Gefährt nicht umzusehen; er muß vielmehr sein Auge schließen *(οἷον μύσαντα)* und ein anderes dafür eintauschen und öffnen, das alle besitzen, dessen sich aber nur wenige bedienen. Dieses innere Auge muß man nun freilich erst allmählich durch Betrachtung einer schönen Lebensführung, schöner Werke trefflicher Männer usw. an das helle Licht der Schönheit gewöhnen. Vor allem ziehe dich in dich selbst zurück und beschaue deine Seele, ob sie schon rein und schön und tugendhaft ist. Suche dein Leben zu einem Kunstwerk zu gestalten und höre nicht auf, an deinem Bilde zu zimmern, bis an dir der göttliche Glanz hervorleuchtet und bis du die Besonnenheit erblickst, die auf heiligem Grunde wandelt. Nur eine reine Seele kann das Reine schauen, *τὸ γὰρ ὁρῶν πρὸς τὸ ὁρώμενον συγγενὲς καὶ ὅμοιον ποιησάμενον δεῖ ἐπιβάλλειν τῇ θέᾳ. οὐ γὰρ ἂν πώποτε εἶδεν ὀφθαλμὸς ἥλιον ἡλιοειδὴς μὴ γεγενημένος οὐδὲ τὸ καλὸν ἂν ἴδοι ψυχὴ μὴ καλὴ γενομένη* (c. 9).

Wär’ nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt’ es nie erblicken;
Läg’ nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt’ uns Göttliches entzücken?

‘Darum werde ein jeder zuerst gottähnlich und schön, wenn er das Gute und Schöne sehen will. Zunächst wird er bei seinem Emporsteigen zum Nus kommen und wird dort als schön alle Ideen schauen, und er wird sagen, daß die Ideen das Schöne sind. Denn alles ist durch sie schön, durch die Schöpfungen und das Wesen des Nus. Was darüber hinausliegt, nennen wir die Natur des Guten, die das Schöne als Hülle vor sich hat, so daß sie, um es kurz zu sagen, das Urschöne ist. Macht man einen Unterschied im Intelligiblen, so werden wir das intelligible Schöne die Welt der Ideen nennen, das darüber hinausliegende Gute Quelle und Prinzip des Schönen; oder aber wir werden das Gute und Urschöne als identisch setzen; jedenfalls wohnt dort das Schöne.’

II.

Der intelligiblen Schönheit forscht Plotin im achten Buche der fünften Enneade weiter nach. Goethe hat das erste Kapitel übersetzt und am 1. September 1805 seinem Freunde Zelter geschickt. Dieser erwidert am 5. September ganz begeistert von dem Tiefsinn des alten klaren Mystikers:

[1] Jl. II 140 *φεύγωμεν σὺν νηυσὶ φίλην ἐς πατρίδα γαῖαν.*

Er gehört in jedem Falle zu den Unseren, und ich bin begierig auf seine nähere Bekanntschaft. Dieses kleine Fragment enthält den Grund aller Kunst und Künste und ist bestimmt genug ausgesprochen. Die Übereinandersetzung der Begriffe von Kunst, Künstler und Kunstwerk, woraus der Zusammenhang von oben nach unten einleuchtet: daß die Kunst über dem Künstler, der Künstler über dem Werke und das Werk über der Materie stehe, enthält den Grund aller sinnlichen und übersinnlichen Erscheinung und den einigen sicheren Beweis des Zusammenhangs des Unendlichen mit der Materie. Hier ist kein toter Raum, um den herum sich Philosophen und Empiristen abjagen können, und wer hätte denken sollen, daß endlich der beste Beweis vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit aus der Kunst hervorgehe, die Kant in Künste zerstückeln und Linnéisch klassifizieren wollen, weil ihm dieses Kriterium abgeht? Man sieht hier deutlich, was der Mensch und seine Bildung ist ohne die Kunst. Ohne diese kann sein dürstender Geist ewig in dem Unendlichen herumschweifen und nichts finden, weil er nicht suchen, nicht sehen gelernt hat. So fällt auch der Vorwurf, daß die Künste die Natur bloß nachahmen, von selbst in seine Nichtigkeit zurück, indem diese Nachahmung nichts weiter sein kann und darf als ein Anknüpfen des Göttlichen an die Materie, wo eben der tote Raum lag und nun die Kunst, die natürliche Vereinigung des Geistes und Sinnes mit der Materie, als Werk einer und der selben Schöpfung und als Schöpfungskraft erscheint.

Goethe ist weder mit Zelter noch mit Plotin ganz einverstanden. Doch lassen wir das und hören den Plotin.

Was ein Kunstwerk zustande bringt, ist allerwege die Idee, sei es die im Geiste des schaffenden Künstlers oder die im Schoße der produzierenden Natur. Je vollständiger die Idee in dem Stoffe ausgeprägt ist oder, mit Schiller zu reden, die Form den Stoff vertilgt hat, desto vollkommener ist das Kunstwerk. Natur und Kunst ahmen beide nach, insofern beide die Idee der Materie einzubilden suchen. Einerseits hat die Natur den Vorzug, denn ein lebendiges Antlitz leuchtet in höherem Glanze der Schönheit als ein noch so symmetrisch gebildetes Gesicht einer Marmorstatue (VI 7, 22); andererseits erhebt sich der Künstler über die Natur, indem er aus seinem Eigenen etwas herzubringt und die Idee in vollkommenerer Weise als die Natur gestaltet. Der Künstler ahmt die Natur nicht nach, noch weniger konterfeit er ihre Produkte ab. ‘Pheidias hat den Zeus nach keiner sichtbaren Vorlage gebildet, sondern so wie Zeus aussehen würde, wenn er einmal vor unsern Augen erscheinen wollte.’

In der Natur haben wir am farbigen Abglanz die Schönheit der Idee, sie selbst wird nur erkannt durch die Seele, wenn diese zuvor schon rein und schön geworden ist. Wir bewundern die formende und zeugende Kraft der Idee in der Bewältigung der Massen wie in den kleinsten Organismen; es gibt aber auch eine

innere Schönheit, der die äußere Erscheinung nicht konform ist, und die erkennt widerum nur eine schöne Seele. Ihrerseits empfängt die Seele alle Schönheit von dem Geiste, dem ewig-schöpferischen Nus, der sie urbildlich zugleich mit dem Sein aus dem Einen und Ersten hat und als seines Wesens Kern im Innersten hegt. Plotin hat sich viel Mühe gegeben, das Leben des Nus und die intelligible Schönheit dem Verständnis nahezubringen; er findet auch viele treffliche Worte, Bilder und Gleichnisse, die aber, wie er wohl weiß, der Sache nicht genug tun. Ich kann unmöglich alles übersetzen, muß vielmehr dem Leser überlassen, sich den Genuß durch eigene Lektüre zu verschaffen. Doch seien aus dem Folgenden einige Gedanken hervorgehoben.

Alle Produkte der Kunst und der Natur bringt eine tiefe Weisheit hervor, die Werkmeisterin der schaffenden Tätigkeit ist überall die Weisheit[1]). Nur das Vorhandensein dieser Weisheit macht die Kunst möglich. Aber der Künstler wendet sich immer wider zur Weisheit der Natur, der er seine Kunst verdankt. Diese Weisheit besteht nicht aus Lehrsätzen, sie ist eine ursprüngliche Einheit, nicht aus vielen Stücken zu einer Einheit zusammengefaßt, vielmehr eine Einheit zu einer Vielheit aufgelöst. Ursprüngliche und erste Weisheit, stammt sie von keinem andern ab, ruht sie in sich selbst allein. Als solche ist sie identisch mit dem Nus, der alle Ideen in sich befaßt, d. h. die substantiellen Formen und lebendigen Typen alles dessen, was in der sichtbaren Welt existiert. Erkannt und völlig begriffen wird übrigens die Weisheit nicht durch diskursives Denken, sondern durch intellektuelle Anschauung. So etwas wie ein intuitives Erkennen scheint auch den ägyptischen Weisen vorgeschwebt zu haben, wenn sie in ihrer Bildersprache statt der Worte symbolische Zeichen zur Entzifferung der Dinge verwandten. Doch das nebenbei. Die Weisheit ist es, welche die innern Formen schafft (*εἴδη*, bei Shaftesbury inward forms). Alles ist Form und durch Formen gebunden, von den elementaren und niedrigsten fortschreitend bis zu den höchsten und letzten. Das Schaffen aber vollzieht sich geräuschlos und mühelos, sinnvoll ohne Überlegung, zweckmäßig ohne Zwecksetzung. Die Weisheit ist, was sie denkt und will, sie trägt den Grund und Zweck ihres Seins in sich. Wer wollte nach dem Grund des Grundes und nach dem Zweck des Zweckes fragen!

Der *κόσμος αἰσθητός* ist dem *κόσμος νοητός* nachgebildet, eben darum schön und gut. Plotin tadelt gewisse Philosophen, die Porphyrios in der Überschrift zu Enn. II 9 Gnostiker nennt, weil sie die Welt und ihren Schöpfer verachten und verlästern. Sie hätten aus Platons Timaios lernen sollen, daß Himmel und

[1]) Sprüche Salomonis 8, 22ff. ruft die Weisheit: Der Herr hat mich gehabt im Anfang seiner Wege; ehe er etwas schuf, war ich da. Als er den Grund der Erde legte, da war ich die Werkmeisterin bei ihm, und hatte meine Lust täglich und spielte vor ihm allezeit. Vgl. die Weisheit Salomonis 6—9.



Erde so gut und schön sind als sie sein können. Wir müssen aus der Vereinzelung und individuellen Beschränktheit heraus und selber ein Ganzes werden (Goethe: im Innern ist ein Universum auch), um die Welt als ein Ganzes betrachten zu können[1]). Erstaunlich ist das Urschöne, die Schönheit des Urbildes und der Idee, und zwar ist es ein Ganzes und überall ganz. Was aber zuerst und ursprünglich in die Erscheinung tritt, dadurch daß es Form und Anschauung der reinen Vernunft wird, ist eben dadurch auch wundervoll anzuschauen. Doch geht bei einem jeden Gegenstand unserer Bewunderung, der nach einem andern gemacht worden, die Bewunderung auf dasjenige zurück, wonach er gemacht worden ist. Wenn uns dies selbst nicht zum Bewußtsein kommt, so ist das kein Wunder. Wissen ja auch die Liebenden, die Bewunderer irdischer Schönheit, nicht, daß es um jenes Urbildes willen geschieht, und doch geschieht es eben deshalb. Wohlan denn, laßt uns diese Welt in unsern Gedanken als ein Ganzes auffassen, indem wir die wechselnden Erscheinungen etwa von dem Rande einer durchsichtigen Kugel umschlossen vorstellen, in der Sonne, Mond und Sterne, Erde und Meer und alle Kreatur auch wirklich zu sehen wären. Diese Vorstellung halte fest, darauf nimm ein anderes Bild, von dem du alles Räumliche und Materielle abstreifst, und dann rufe Gott, den Schöpfer der Welt, die du vorstellst, an und bitte ihn zu kommen. ‘Er wird kommen in seiner Pracht mit allen Göttern, die in ihm sind, als ein einiger und alle umfassend, wie auch jeder einzelne alle in sich befaßt zu einer Einheit; verschieden nur sind sie in ihren Kräften und doch wider eins in jener einen großen Kraft, oder vielmehr der eine ist sie alle zusammengenommen. Denn er selbst erfährt keine Verminderung, wenn alle jene erzeugt werden; zusammen sind sie alle und doch wider jeder für sich . . . Das Eine und Göttliche ist Macht schlechthin und erstreckt sich mit seinen Wirkungen ins Unendliche . . . Die göttliche Kraft zerstört nicht und wird nicht zerstört, sie entsteht nicht, aber sie zeugt von Ewigkeit her. Die Kraft dort oben hat ausschließlich das Sein und das Schönsein. Denn wo wäre das Schöne, des Seins beraubt, zu finden? Wo das Schöne aufhört, da hört auch das Sein auf. Darum ist auch das Sein begehrenswert, weil es das selbe ist wie das Schöne, und das Schöne liebenswert, weil es das Sein ist . . . Um diesen ungeteilten in-

---

[1]) Die von Plotin angeführte Stelle aus Platons Phaidros 246 B C lautet: *πᾶσα ἡ ψυχὴ παντὸς ἐπιμελεῖται τοῦ ἀψύχου, πάντα δὲ οὐρανὸν περιπολεῖ, ἄλλοτ᾽ ἐν ἄλλοις εἴδεσι γιγνομένη· τελέα μὲν οὖν οὖσα καὶ ἐπτερωμένη μετεωροπορεῖ τε καὶ πάντα τὸν κόσμον διοικεῖ.* Plotin schreibt: *εἰ ἡμεῖς ἀρχέτυπα καὶ οὐσία καὶ εἴδη ἅμα καὶ τὸ εἶδος τὸ ποιοῦν ἐνταῦθα ἦν ἡμῶν οὐσία, ἐκράτησεν ἂν ἄνευ πόνων ἡ ἡμετέρα δημιουργία, καίτοι καὶ ἄνθρωπος δημιουργεῖ εἶδος αὑτοῦ ἄλλο ὃ ἐστι γενόμενος. ἀπέστη γὰρ τοῦ εἶναι τὸ πᾶν νῦν ἄνθρωπος· παυσάμενος δὲ τοῦ ἄνθρωπος εἶναι ‘μετεωροπορεῖ’, φησι, ‘καὶ πάντα τὸν κόσμον διοικεῖ’· γενόμενος γὰρ τοῦ ὅλου τὸ ὅλον ποιεῖ* (c. 7). Ob die im Text gegebene Deutung richtig ist?



telligiblen Kosmos zu schauen, bricht darum Zeus auch zuerst auf, sie aber folgen dem Führer, die andern Götter, Dämonen und Seelen, die solche Dinge zu sehen vermögen.' Und nun reproduziert Plotin den bekannten Mythos im Phaidros auf seine Art. Durch den ganzen Abschnitt geht ein echter Klang der Mystik.

> Darein ich mich versenke,
> Das wird mit mir zu eins:
> Gott ist, wenn ich ihn denke,
> Wie ich der Grund des Seins.

Erkennen heißt Einswerden mit dem Erkannten, Gott erkennen also Einswerden mit Gott. Suche ihn aber nicht außer, sondern in dir, wo er allein zu finden ist. Ziehe dich von allem zurück und räume alles hinweg, was nicht zu deinem wahren Selbst gehört. Versenke dich in das eigene Innere und dringe hinab in die Tiefen deines Wesens. Schöpfe aus und in deinem Geiste, denn dort und sonst nirgends fließen die Quellen aller Weisheit und Schönheit; dort ist die Welt des Intelligiblen, du bringst es ewig selbst hervor.

Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen, heißt es in Jesu Bergpredigt. Dem Unreinen ist es verwehrt, das Reine zu berühren, sagt Platon. Immerfort predigt Plotin, daß jede Tugend Reinigung sei und Gott nur in einem reinen Herzen wohne. Hier fragt er nun weiter: 'was meldet uns ein Mensch, der Gott geschaut hat? Er verkündet, daß er einen Gott gesehen habe, der mit einem schönen Sohn kreiste und in sich alles erzeugte. Denn froh über seine Sprößlinge und voll Bewunderung für seine Kinder trägt er alles in sich und freut sich über seinen und ihren Schönheitsglanz; er aber *(ὁ τόκος)*, während schön sind und schöner die in ihm verharren, tritt allein von den andern als Sohn *(παῖς)* nach außen hervor. An ihm als dem letzten Kinde ist auch wie aus einem Spiegelbilde zu sehen, wie groß jener Vater und die bei dem Vater bleibenden Brüder sind. Er behauptet aber nicht umsonst vom Vater gegangen zu sein, denn nunmehr gebe es eine andere Welt, die schön geworden sei als Ebenbild *(εἰκών)* des Schönen[1].' In der Sprache metaphysischer Spekulation heißt der Vater das absolute und transzendente Eine *(ἐπέκεινα οὐσίας, ἐπέκεινα πάντων)*, der Sohn *νοῦς* als das aktuell seiende und denkende *ἕν*, die daheimge-*τὸ καλὸν* geschlossen hatte, so schließt er hier (V 8) mit den Worten *ἐκεῖ οὖν κἀκεῖθεν τὸ καλόν*. Es gibt im Himmel und auf Erden keine Schönheit als da, wo der Glanz von oben hereinbricht und das Licht der Idee leuchtet.

---

[1]) Platon im Timaios 34 B von dem Weltgebäude: *οὗτος δὴ πᾶς ὄντος ἀεὶ λογισμὸς θεοῦ περὶ τόν ποτε ἐσόμενον θεὸν λογισθείς . . . εὐδαίμονα θεὸν αὐτὸν ἐγεννήσατο.* Auch Plotin nennt diese Welt einen Sohn Gottes und zweiten Gott. Zuweilen liebt er es, mit dem Worte *κόρος*, das bekanntlich auch Sättigung heißt, zu spielen, z. B. *κόρον ἔχειν = κεκορέσθαι.*



bliebenen Brüder die Ideen. Der *νοῦς* übermittelt die ihm eingeborene Schönheit an die Seele, und diese, die Allseele (*ἡ ψυχὴ ἡ τοῦ παντός*) ist es, die sie in unsere Seelen gießt und in der Welt ausbreitet, so daß nun ein sichtbares Bild der unsichtbaren Schönheit entsteht. Prinzip und Archetypon aller Schönheit ist der *κόσμοσ νοητός*, das mit den Sinnen wahrgenommene Schöne nur eine Nachahmung (*μίμημα*), ein Schein- und Schattenbild (*εἴδωλον*). Wie Plotin gegen Ende unsers ersten Buches (I 6) sich zu dem Ideenreich erhoben und mit den Worten *πλὴν ἐκεῖ*

Zusatz.

Genau wie Plotin hat G. G. Fichte das Wesen des Schönen in der neunten Vorlesung der Anweisung zum seligen Leben. Er sagt dort S. 238/239 Bd. V der Ausgabe von Fritz Medicus:

Gottes inneres und absolutes Wesen tritt heraus als Schönheit... Da reden sie wohl von Verschönerung der umgebenden Welt oder von Naturschönheiten u. dgl., als ob das Schöne jemals an dem Vergänglichen und Irdischen sich vorfinden und auf dasselbe übergetragen werden könnte. Aber die Urquelle der Schönheit ist allein in Gott, und sie tritt heraus in dem Gemüte der von ihm Begeisterten. Denken Sie sich z. B. eine heilige Frau, welche, emporgehoben in die Wolken, eingeholt von den himmlischen Heerscharen, die entzückt in ihr Anschauen versinken, umgeben von allem Glanze des Himmels, dessen höchste Zierde und Wonne sie selbst wird, welche — allein unter allen — nichts zu bemerken vermag von dem, was um sie vorgeht, völlig aufgegangen und verflossen in die eine Empfindung: Ich bin des Herren Magd, mir geschehe immerfort, wie er will; und gestalten Sie diese eine Empfindung in dieser Umgebung zu einem menschlichen Leibe, so haben Sie ohne Zweifel die Schönheit in einer bestimmten Gestalt. Was ist es nun, das diese Gestalt schön macht? Sind es ihre Gliedmaßen und Teile? Ist es nicht vielmehr ganz allein die eine Empfindung, welche durch alle diese Gliedmaßen ausgegossen ist? Die Gestalt ist hinzugekommen lediglich, weil nur an ihr, und durch ihr Medium, der Gedanke sichtbar wird; und mit Strichen und Farben ist sie aufgetragen auf die Fläche, weil er nur also mitteilbar wird für andere. Vielleicht hätte dieser Gedanke auch im harten und gefühllosen Steine oder in jeder andern Materie ausgedrückt werden können. Würde denn dadurch der Stein schön geworden sein? Der Stein bleibt ewig Stein, und ist eines solchen Prädikats durchaus unempfänglich: aber die Seele des Künstlers war schön, als er sein Werk empfing, und die Seele jedes verständigen Beschauers wird schön werden, der es ihm nachempfängt; der Stein aber bleibt immerfort nur das das äußere Auge Begrenzende während jener inneren geistigen Entwicklung.

Der hundertjährige Geibel
(Zum 17. Okt. 1915)

von

Richard Groeper

Wäre Geibels hundertster Geburtstag nicht in den Weltkrieg gefallen, die Ehrung wäre gewiß prunkvoller und umfassender, aber keineswegs gerechter ausgefallen. Solange das neunzehnte Jahrhundert und die geschichtlich übersehbare Zeit mit der Tat Moltke-Bismarcks schloß, war der Lübecker Lyriker, besonders wenn man seine patriotischen Töne in Anschlag brachte, eine feierliche, sieggewohnte Erscheinung, und man betonte seine deutschen Verdienste um so nachdrücklicher, als mit der Eingruppierung in die 'Epigonen der Klassiker' oder die 'Münchener Dichterschule' nicht viel für die Persönlichkeit zu gewinnen war. Im übrigen schätzte man den Dramatiker weniger als den Lyriker. Als solcher wurde er gern behandelt, wie es z. B. auch in dieser Zeitschrift A. Hildebrand[1]) eingehend und anregend getan hat. Wenn Geibel aber von seinem Biographen Leimbach[2]) zum 'neuen Propheten des deutschen Volkes' erhoben wird, so teilen wir heute dieses Urteil nicht mehr. Der Dichter ist uns entrückt, ist eine historische Erscheinung geworden und kein eigentlich lebendiger Faktor mehr. Unter die bahnbrechenden Wortführer, die im Leben als Verkannte gesteinigt und im Grabe als Erkannte verherrlicht werden, ist er nicht zu rechnen. Er ist der Schlußakkord einer Epoche, die ihm die Töne geliehen hat, er ist Exponent, während die Geschichte die Grundzahl ist.

Von vornherein möchte man den Sohn der norddeutschen Erde für den Heroldsrufer des werdenden und gewordenen Deutschen Reiches prädestiniert erscheinen lassen. Allein ein so fest umrissenes landschaftliches Gepräge wie etwa Hamann, Herder oder Hebbel hat Geibel nicht besessen. Er hat zwar seine Wiege, die alte Hansa- und freie Reichsstadt, sich auch als Grab gewünscht und erhalten, er hat über dem Rhein nie die Firste und Türme des großen Handelsplatzes vergessen, sogar unter dem Himmel Griechenlands ist ihm die Sehnsucht nach der heimatlichen Lübecker

---

[1]) Sokrates 1914. S. 504 ff.: Geibel als Lyriker.

[2]) Em. Geibels Leben, Werke und Bedeutung für das deutsche Volk. 2 Aufl. bes. v. Trippenbach. Wolfenbüttel 1894.

Bucht ins Herz geschlichen. Eigentlich bodenständig im Norden ist er aber darum nicht gewesen, und der Dichter hat empfunden, daß leichteres Blut in seinen Adern pulste:

Denn kam ich auch am Ostseestrand
Das Licht der Welt zu suchen:
Mein Stammhaus steht in Frankenland
Im Dorf zu Wachenbuchen.

Erst meinen Vater trieb sein Stern
Zur Hansastadt im Norden,
Wo er im Weinberg dann des Herrn
Ein rüst'ger Winzer worden.

Und Ruh noch Rast nicht hat mein Sinn,
Bis ich im Kreis der Zecher
Geküßt die schönste Winzerin,
Geleert den vollsten Becher.

Mehr nach Süden weist auch der Stammbaum der Mutter, die mütterlicherseits auf eine französische Emigrantenfamilie zurückging. Ihr ererbtes schmiegsames, lebhaftes, nach innen und außen honettes Wesen hat auch bei dem Sohn unverkennbare Spuren hinterlassen, obgleich dessen frohe Ausgelassenheit in der Jugend später gesetzter Ruhe und im siechen Alter schwerfälliger Verbitterung Platz machte. Das Steife, Herbe, Kantige, Spitzige des deutschen Tiefländlers hat er so wenig gekannt wie das Grübelnde und Gedankenschwere des Nordeuropäers. In seiner ehrenfesten Gradheit und unerschütterlichen Vaterlandsliebe ist er ein ganzer deutscher Mann, in seiner frohen Empfänglichkeit für Land und Kunst der anderen Kulturnationen neigt er dagegen etwas zur südländischen Leichtigkeit des Romanen. Auch sein Gesicht hat in der Mund- und Kinnpartie einen fremden Zug, während das blaue Auge, der trotzig-feurige Blick und die hohe Stirn den Sproß des freien Germanenvolkes kennzeichnen. Nach Jensen hielt seine Erscheinung die Mitte zwischen einem Landsknecht und einem französischen Marquis. Im ganzen aber fehlen seinem Aussehen, Leben und Dichten stark persönliche Züge.

Darin deckt er sich fast geradlinig mit Paul Heyse, ja dem ganzen Münchener Dichterkreis[1]), unter dessen Gliedern einer immer vom andern mehr erwartete, ohne daß ein wirklicher Messias aus ihrer Mitte hervorging. Von Maximilian II. war Geibel zehn Jahre nach Vollendung der Studien und Reisen 1852 als Literaturprofessor wegen des starken Erfolges seiner ersten Gedichte nach München berufen worden, nicht etwa wegen seiner durchweg anerkannten Größe oder gar politischen Stellung zur deutschen Frage. Die akademische Jugend begrüßte den Eintritt des Dichters in die Professorenreihe mit derselben jubelnden Freude, wie es einst Jena gegenüber Schiller tat, aber die Altmünchener gossen die scharfe Lauge ihres Spotts über das 'Nordlicht' unter Führung der 'Allgemeinen Zeitung' reichlich aus. Ja hätte man am Hofe den innersten Kern des neu zu Berufenden klar erkannt, wer weiß, ob man die Hand so verlangend nach Norden ausgestreckt hätte.

Ob sich Geibel damals selbst über seine dichterischen Auf-

[1]) Sokrates 1914. S. 305 ff.: Paul Heyse.

gaben und Ziele klar war, ist sehr zweifelhaft. Daß er sein Leben dem Dienst der Musen zu widmen habe, hat er in schwärmerischer Jugendträumerei zusammen mit Ernst Curtius unzweideutig bekannt; nach dem Dichterlorbeer strebte er in Bonn, Berlin und Griechenland. In den verschiedensten Stellungen, an allen Orten seines Schaffens, als Ehrenpensionär des preußischen Königs, in den Stürmen der Revolution 1848, in der sonnigen Huld des Bayernkönigs, stets hielt er an seiner Kunst mit männlicher Würde und sicherem Stolz fest, allen gefährdenden Lockungen selbstbewußt entsagend. Für einen Dichter waren die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein harter Boden. Nicht bloß Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Schiller, Goethe hatten alles abgeerntet, die Originalitäts- und Individualitätssucht der Stürmer und Dränger hatten die verfeinerten Romantiker, nur durch den Olympier vor fratzenhaftem Spuk bewahrt, von neuem gemustert und ihre Ausläufer hatten alle Wege so gründlich ausgetreten, daß ihr genialster Vertreter, Heine, sich schließlich zum literarischen Proletarier erniedrigte, um Aufsehen zu erregen und Geld zu verdienen. Grillparzer konnte als ein Eigener bei den Klassikern stehen bleiben, weil er die große, ruhige Form durch süddeutsche Gemütsinnigkeit vertiefte und von sich aus mit starkem österreichischen Nationalbewußtsein verband. Kleist und Hebbel waren ihrer Zeit so weit voraus, daß sie erst am Ende des neunzehnten Jahrhunderts geschichtlich eingereiht werden konnten. Und Geibel? Er schuf nicht aus dem dunklen Sehnsuchtsdrang nach einer neuen Kunst. Er gefiel sich ganz in dem 'alten Wahren', das gefunden und anerkannt war, und das er durch Widerholung nur als lebensberechtigt bestätigen wollte. In dem berühmten Selbsturteil, das er nach einem auf ihn gemünzten Vergleich mit Goethe gefällt hat, äußerte er: 'Ich bin anspruchsvoll genug, hinter keinem der lebenden Dichter zurückstehen zu wollen, aber das ist eine Stelle, die mir nicht zukommt. Goethe stand als bahnbrechender Genius am Anfang einer glänzenden Epoche, in frischester Ursprünglichkeit und die verschiedensten Tonarten lediglich aus eigener Fülle schöpfend; ich bin der letzte einer langen Reihe bedeutender Lyriker, der, wenn auch bei eigentümlich gefärbter Individualität, doch nur die Töne seiner Vorgänger noch einmal in gediegenster und durchgebildetster Form zusammengefaßt (hat). Zu unseren großen Meistern verhalte ich mich nicht anders wie eben Mendelssohn zu Mozart und Beethoven.' Der Kern ist hier richtig getroffen, der Dichter hat in die klassischen Bahnen eingelenkt, und man muß sich nur klar machen, was für eigentümliche Färbungen seine Individualität gehabt hat.

Zur bloßen Doppelgängerei der Klassik hat er sich nie hergegeben. Eine so unpersönliche Nachahmung, wie sie W. Schlegels 'Ion' gegenüber Goethes 'Iphigenie' darstellt, wäre für Geibel ein künstlerisches Unding gewesen. Für ihn war die Höhe unserer Literatur in ihren vornehmsten Vertretern zu sehr Erlebnis geworden,

als daß er die Inhalte seines Dichtens nicht der eigenen geschichtlichen Erfahrungswelt entnommen hätte. Konnte er sein Selbst nicht geben, dann übersetzte er lieber als zu vervielfältigen. Und wenn er mit Curtius die 'Klassischen Studien', Übersetzungen griechischer Dichtungen, herausgab, mit Heyse ein 'Spanisches Liederbuch' veröffentlichte, mit Schack die Romanzen der Spanier und Portugiesen seiner Kunst nutzbar machte, endlich mit Leuthold 'Französische Lyrik' übertrug, so schürfte er in allen diesen Bodenschichten, um einmal sein formales Talent bis zur Meisterschaft zu steigern, um dann aber die Allgemeingültigkeit der Goetheschen Kunstnormen vor sich zu erweisen. Leider war der Jünger nicht reich genug, um dem großen Schönheitsbildner auch nur an formaler Mannigfaltigkeit gleichzukommen. Wie unterschätzte Geibel z. B. die Kunst der Prosa! Die Novelle gehörte seiner Meinung nach nicht zur Dichtkunst, und so trägt er mit die Schuld dafür, daß der Sinn für gute Prosa den Deutschen im neunzehnten Jahrhundert fast verloren ging. Wenn Goethe sich immer wieder an der Natur orientierte, die Schönheit an der Wahrheit maß, so war diese ausgleichende Lebenskünstlerschaft den ganzen Münchener Epigonen nicht gegeben, sie waren für Klang, Rhythmus, Vers, kurz für die Sinne, soweit sie sich auf ein Schönheitsprinzip einstellen lassen. Auch ihr Schlachtruf war 'l'art pour l'art', und sie wollten München zum neuen Weimar machen. Den Vollmenschen mit seinem Weh und Ach, seinen Höhen und Tiefen, seiner innersten Wesenhaftigkeit, die alle Kunsttheorien so leicht sprengen kann, konnte die 'Kleindichterbewahranstalt' (nach Hebbels Ausdruck) künstlerisch nicht widerspiegeln, auch Geibel nicht. 'Brunhild' und 'Sophonisbe' — den 'König Roderich' hat der Dichter selbst bei der Gesamtausgabe seiner Werke verleugnet — sind wohllautende Lesedramen, denen der dramatische Nerv fehlt, die Handlung, die sich aus Charakteren ergibt. Ohne die Anklänge an Sage und Geschichte hätten beide Werke nicht so viel Akte. Wie widerspruchsvoll ragen die fremden Steine in den Bau hinein, den die eigene künstlerische Phantasie errichten will! Der gesuchte historische Rahmen stellt die Blößen in der Charakterzeichnung und inneren Einheit nur zu offen aus[1]. Auch im Lustspiel 'Meister Andrea' ist die Renaissanceepoche so äußerlich markiert, daß es Fuldas 'Zwillingsschwester' im örtlichen

[1] Hebbel äußerte über die 'Brunhild': 'Geibel hat ganz einfach mit dem Mythos gebrochen und alles, was an ihn erinnert, über Bord geworfen; dieser Ausweg scheint uns jedoch der unglücklichste von allen. Zunächst gelingt das Manöver nicht ganz, der Lindwurm und die Tarnkappe werden zwar beseitigt, aber die Brunhild mit ihrer Riesenkraft bleibt übrig und nimmt sich ungefähr so aus, wie ein Walfisch unter Blumen und Schmetterlingen, während er doch mit dem Robben oder dem Hai spielen müßte. Dann aber vernichtet das Manöver geradezu den Stoff. . . Von Hagen erträgt man's nicht, wenn er über Zurücksetzung klagt und sich mit einem alten Hunde vergleicht, der aus der Tür gejagt wird. . .' Vgl. auch unter Hebbels Epigrammen 'Einsprache gegen das Obige' (Nibelungenlied).



und zeitlichen Kolorit nicht schlechter tun konnte. Breite historische Bilder, aus denen scharf umrissene Individuen heraustreten, sind Geibels Sache nicht. Auf kleinem Raum kann er malen und Episoden zum Erlebnis machen. Deswegen stellen epische Gedichte die Höhe seiner Kunst dar, und auch im launigen Idyll regt sich eigene Kraft, wie eine Schnurre, betitelt 'Die Seeräubergeschichte', sprechend beweist. Von ernsteren Werken dieser Art ist der 'Tod des Tiberius' am bekanntesten, der 'Judas Ischariot' ist das ergreifende Seelengemälde eines ringenden Menschen, wie es dem Dichter zum zweitenmal in so abgerundeter Vollendung nicht gelungen ist, und wie es überhaupt für die Luft, welche die Münchener atmen, eine Seltenheit ist.

Geibel griff doch gelegentlich das Leben beim Schopfe und hielt es fest. Neben dieser historisch-wirklichen Kleinmalerei kam bei ihm noch ein romantisch-volkstümlicher Zug durch, der bald an Uhland, bald an Eichendorff gemahnt. Aus dieser Sphäre stammen die einfachen Töne, die er in seinen verbreitetsten Liedern angeschlagen hat: 'Der Mai ist gekommen', 'Und legt ihr zwischen mich und sie', 'Fern im Süd das schöne Spanien', 'Fahr mich hinüber, schöner Schiffer', 'Ich weiß einen Helden seltner Art', 'Am Rhein, am grünen Rheine' und 'Kein Tröpflein mehr im Becher'. Alles taufrisch und jung und darum unvergänglich, solange es ein deutsches Volkstum geben wird.

Volkstümlichkeit also und epische Gegenständlichkeit in der lyrischen Dichtung, die verhalfen Geibel in der im ganzen etwas eintönigen Poetengemeinschaft der Isarstadt zu einer charakteristischen Stellung. Darum aber löst sich für ihn nicht der Zusammenhang mit den gleichgestimmten Seelen; der glatte, abgeklärte Formensinn, hinter dem sich die leise Scheu vor warmer Glut oder gar heißer Leidenschaft und das sachte Unvermögen künstlerischer Gestaltung geheimster Seelenvorgänge verbirgt, ist das gemeinsame künstlerische Ziel, dem gehuldigt wird. Die anerkannte Vollendung der Kunst soll nicht verloren gehen. Es handelt sich dabei nicht um irgendwelchen Kampf, sondern um die Behauptung des Sieges.

Um Bleibendes und Sicheres war es Geibel in der Kunst zu tun und nicht weniger im Leben, in der Geschichte. Das Vergangene war ihm wertvoll, und so bestimmte ihn für die Reichsidee des neunzehnten Jahrhunderts am meisten der Glanz des mittelalterlichen Staufertums, den er wideraufleben sehen wollte. Natürlich war es mit der Schwärmerei allein nicht getan, um diesen Traum rankte sich das ganze Wesen des Mannes von seiner frühesten Entwicklung an, so daß das geschlossenste Stück seiner Wirksamkeit daraus hervorging. Sein vaterländisches Empfinden, verdichtet zu einer warmherzigen Vorliebe für Preußen, brachte ihn ja 1868 auch in Konflikt mit seiner bayrischen Professur, obgleich der Bruch mehr dem Königshause als dem Kunstgeist Münchens galt.

Der Blick für die nationalen Bedürfnisse Deutschlands war ja bereits dem Kinde im Welthandel treibenden Lübeck aufgegangen. Nicht als ob die Traverepublik nach den Freiheitskämpfen so sehr an der unerfüllten Reichshoffnung gekrankt und unter der Reaktion vom Geiste Metternichs geseufzt hätte, vielmehr wurde die Bürgerschaft durch jeden kostbaren Besitz aus der Vergangenheit an die machtvolle Blüte der Hansa erinnert, und der Wunsch nach einer ebenso starken deutschen Zentralgewalt wie einst wird auch die romantisch gestimmte Jünglingsseele in Schwingung versetzt haben. Damit war etwa kein Tendenzprogramm festgelegt. Bis 1840 sangen des Dichters Lieder lieber von Lenz und Liebe als vom neuen Deutschen Reich. Erst die Rheingier der Franzosen im Jahre 1840 wandelte die Träumereien des kunsttrunkenen Griechenjüngers auf hellenischem Boden in geschichtliches Urteil und politische Erkenntnis um. Ahnungen einer großen Gefahr für Deutschland durchzuckten sein Inneres und gaben seinen Gedanken fürs Vaterland Festigkeit. Wegweiser und Bahnbrecher war er auch da nicht, den festen Boden unter den Füßen wollte er nicht verlieren. Er war einfach zu schlicht und zu fromm, um von Revolution oder Radikalismus etwas zu erwarten. Gewaltschritte wie die Viktor Hugos und Byrons wären seiner sonntäglichen Natur widerwärtig gewesen. Die Parteiwut, die Heine, Herwegh, selbst Freiligrath und Hoffmann von Fallersleben[1]) vergiftete, schnürte Geibels volles Herz nicht zu. Wie Strachwitz war ihm an Gesinnungstüchtigkeit und Überzeugungstreue gelegen. Sein nationales Pflichtgefühl verbot ihm, den politischen Heißsporn zu spielen und Großsprecherei für die erlösende Tat zu halten. Ein Vierteljahrhundert hat er den Glauben an die notwendige Entwicklung zur deutschen Einheit unentwegt vertreten und die mitlebende Generation dazu erzogen; in dieser so gar nicht aufdringlichen Erziehung lag seine spezifische Bedeutung. Das Heroldsamt, das er 1870 übernahm, verkündete nur die von Bismarck vollzogene Tatsache. Wie das Werk im einzelnen zustande gekommen war, ließ ihn gleichgültig. Daß Barbarossa sich wider die Krone aufs Haupt gesetzt hatte, das schmetterte die Heroldstrompete ins deutsche Land.

Die vaterländische Poesie Geibels steht auf demselben Niveau wie seine gesamte Lyrik: Teilgefühle, Stimmungsbilder, Sentimentalität, Musik, nicht Vollgefühle, Entwicklung, Ursprünglichkeit, Plastik. Er ist der Formkünstler einer ermattenden Zeit, der durch Glätte und Harmonie stets gewinnt und nicht zum Widerspruch reizt. Wie man rückwärts gewandt Licht und Schatten der deutschen Lyrik beobachten kann, indem man etwa Goethes 'Musensohn' (Durch Feld und Wald zu schweifen) mit Geibels 'Spielmannslied' (Und legt ihr zwischen mich und sie)

[1]) Vgl. B. Litzmanns Bonner akademische Rede vom 3. August 1915: 'Emanuel Geibel'. Kölnische Zeitung 1915, Nr. 781, 783, 784.



vergleicht, so kann man vorwärts gewandt auch die aufsteigende Linie künstlerischen Ausdrucks der Moderne verfolgen, indem man Geibels 'Sanssouci', Fontanes Menzelehrung 'Auf der Treppe von Sanssouci' und endlich Liliencrons 'Genius' gegeneinander ausspielt. Beim ersten ein sommerlich warmes, breitgesponnenes Idyll, in dem der König, ganz unhistorisch, nach dem verherrlichenden Sänger seiner Taten ausschaut. Die Verse wirken wie Flötenspiel. Daneben der gemächlich schlendernde Dichter der Mark, der mit minutiöser Ziselierkunst durch das Medium Menzel die Fritzengröße vor unser Auge stellt und ihr den weltgeschichtlichen Platz anweist. Endlich die gewitterschwüle Nacht des Impressionisten, aus der uns wie ein greller Blitz das steinerne, spottumzuckte Antlitz des einsamen Adelsgeistes entgegenstarrt. Für das, was Geibel nicht hat haben wollen, das Unschöne, die Wirklichkeit, die Erde, dafür haben uns die Späteren sehend gemacht. An Glanz und Schimmer haben wir dabei verloren, aber an Wahrheit und Echtheit gewonnen. Und so ist uns Geibel im jetzigen Weltkrieg nimmer das, was uns Liliencron ist. Die Leier des einstigen Herolds ist auf den Ton einer überwundenen Zeit gestimmt, die formal Goethe sein wollte, ohne über den entsprechenden Inhalt zu verfügen. So sympathisch die Weichheit, Reinheit und Feinheit ist, so wertvoll die Übereinstimmung von Leben und Poesie bei ihm ist, seine Lebensstimmung hat für uns keine befreiende Macht. Sein Feuer wird uns immer erwärmen, aber als neue Menschen einer großen Zeit fühlen wir in Geibel, der ja selbst für seine letzte Beurteilung nicht blind war, die fesselnden Bande einer nachschaffenden und nacherlebenden Epoche.

O Fluch, dem diese Zeit verfallen,
Daß sie kein großer Puls durchbebt,
Kein Sehnen, das, geteilt von allen,
Im Künstler nach Gestaltung strebt.
Das ihm nicht Rast gönnt, bis er's endlich
Bewältigt in den Marmor flößt,
Und so in Schönheit allverständlich
Das Rätsel seiner Tage löst!

Wohl bänd'gen wir den Stein und küren
Bewußt berechnend jede Zier,
Doch, wie wir glatt den Meißel führen,
Nur vom Vergangnen zehren wir.
O trostlos kluges Auserlesen,
Dabei kein Blitz die Brust durchzückt!
Was schön wird, ist schon dagewesen,
Und nachgeahmt ist, was uns glückt.

Der Kreis der Formen liegt beschlossen,
Der einst der Griechen Geist beseelt;
Umsonst durchtasten wir verdrossen
Ein Leben, dem der Inhalt fehlt.
Wo lodert noch ein Opferfunken?
Wo blüht ein Fest noch, das nicht hohl?
Der Glaub' ist, ach, dahingesunken,
Und toter Schmuck ward sein Symbol.

(Der Bildhauer des Hadrian.)

MITTEILUNGEN

Jahresabschied 1915

Ungefähr nach Jahresfrist sind nun von der Ersten Brandenburgischen Direktorenversammlung die Verhandlungen im Druck erschienen[1]. Am ersten Tage stand zur Beratung die Frage: 'Wie sollen wir uns zu der Individualität unsrer Schüler verhalten? Welche besondern Schwierigkeiten bietet in dieser Hinsicht die Großstadt, und wie können sie überwunden oder doch verringert werden?' Eine zeitweis als revolutionär gemiedene Frage, von einer Staatsbehörde zur Beratung gestellt, sollte man meinen, müßte als ein historisches Ereignis empfunden werden, — wenn man nicht in Preußen wäre, wo es zwar, zum Heile für Ordnung und Recht, eine formal strenge Bürokratie gibt, selbständige Köpfe indes ziemlich unbehelligt für ihre Ideale wirken können. 'Wir müssen nicht zu sehr Beamte sein, sondern freie Erzieher bleiben,' so erscholl es nicht etwa in Auflehnung gegen einen 'Individualitäten mordenden Staat', sondern aus dem Munde des Vertreters der obersten Staatsbehörde, des Geheimrats Reinhardt. Den Kern der Frage formulierte ein Redner, Dir. Louis, treffend so: 'Soll man die objektiven Werte in den Vordergrund rücken? oder soll man davon ausgehen, daß die Einzelwesen die lebendigen Träger alles geistigen Lebens sind? Doch leider muß gesagt werden: Die ebenso klaren als tiefen Darlegungen des Referenten, Dir. Goldbeck, die, allen extremen Lehren abhold, ein feines Abwägen forderten (nach den Ausführungen S. 19 auch zeitlich gemeint, damit man anders Kinder und Knaben behandle, anders den werdenden Mann) und die dann in der wundervollen Synthese gipfelten: 'Wir kennen keine andern überindividuellen Werte als solche, die einmal durch individuelle Eigenart hindurchgegangen sind,' oder: 'Die ganze, aber große Kunst wird darin bestehen, daß man den einzelnen diese Gebote wider in sich erleben läßt,' dann endlich die feine Ausführung über ein liebevolles und liebeweckendes Eindringen in das innere, dem bloßen Verstande nicht zugängliche Leben jedes wahrhaft lebensvollen Gedankens oder Gebildes — alles das schien ziemlich un-

[1] Berlin 1915, Weidmann, 70 S. 4, käuflich nur zusammen mit den Verhandlungen dreier andrer Provinzen. 8 ℳ.



gehört zu verhallen; ebenso auch die von ernster Sorge eingegebne Mahnung des genannten Ministerialrats, die weit verbreitete Spannung zwischen Schule und Schülern doch nicht zu stark werden zu lassen. Wenn man weiß, wie verschieden 'der Wechsel der Zeiten', von dem die 4. These spricht, verstanden und danach dann jedesmal beurteilt wird, so kommt man doch von einem Bedauern nicht los darüber, daß der Vortragende, als er merkte, wie wenig Anklang er mit seiner gewiß nicht alltäglichen Auffassung fand, sich nicht etwas mitteilungsfreudiger und liebevoller dem Bedürfnis seiner Hörer angepaßt hat. So aber konnte man von dieser Verhandlung über das große Thema nur sagen: Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht! — In den Einzelerörterungen ward u. a. die militärische Vorbereitung der Jugend berührt, die sich im Laufe des Krieges zu einer ganz neuen Aufgabe ausgewachsen hat. — Einen Lichtpunkt bildeten die von mehreren Seiten kräftig empfohlenen 'größeren freien Arbeiten' in der Prima, die nach einem verheißungsvollen Wort des Vorsitzenden geeignet sind, die Kluft zwischen Schule und Universität zu überbrücken. Hier regte sich doch statt des Entzückens über einen gleichmäßigen Frontmarsch so etwas wie eine Freude über eine selbständiger vorgehende freiwillige Erkundungsmannschaft, und damit auch eine unsrer Zeit würdige Unterscheidung zwischen dem strammen Schulmeister und dem echten Sokratiker, ein Widerhall der These (23), die womöglich jedem Lehrer und jeder einzelnen Schule eine 'schöne und starke Eigenart' zu pflegen vergönnt. — Fast ganz unter den Tisch fiel der zweite, die Großstadt betreffende Teil; der Referent ist ein Großstädter, der von den Gefahren der Großstadt wie von den Vorzügen kleinerer Orte in gleichem Maße unberührt geblieben ist. Hier hätte ein Korreferent glücklich ergänzend eintreten können. Überhaupt aber ist es sichtlich der frischen Gedankenentwicklung des Referenten mehr hemmend als fördernd gewesen, daß ihm die Sisyphusarbeit zugemutet ward, sich durch die hundert und aberhundert Thesen sämtlicher Lehrerkollegien der Provinz hindurchzuarbeiten; es scheint ratsam, es in Zukunft dabei bewenden zu lassen, daß die Direktoren, bewaffnet mit den Thesen ihrer Kollegien, sich in die Versammlung begeben, der Referent aber, der gelegentlich wohl auch aus der Reihe der Schulräte zu nehmen wäre, lediglich mit seinen eignen Gedanken hervorträte. Woher hat denn der 'Referent' seinen Namen? Doch nicht von *relata refero*, sondern von *referre ad senatum*, d. h. 'dem Rat eine Vorlage machen'. Endlich erscheinen so tiefgreifende Fragen doch nicht recht geeignet für eine so große Versammlung, selbst wenn es ein Parterre von Königen ist. Viel ergebnisreicher waren denn auch die

Verhandlungen des zweiten Tages (Dir. Julius Koch) Über die Auswahl der lateinischen Lektüre im Realgymnasium, und (Dir. Mittag) Über das Extemporieren im fremdsprachlichen Unterricht.

Zweifellos durch die Erfahrungen des europäischen Krieges hervorgerufen ist die im Laufe des Sommers vom Unterrichtsministerium ins Auge gefaßte Neuordnung des Geschichtsunterrichtes, als deren Hauptgedanke sich bezeichnen läßt: stärkere Betonung der neueren Geschichte, und für deren Geist bezeichnend sind: erstens ein großes Maß von Bewegungsfreiheit und zweitens sichtliche Scheu, die eine Wissenschaft zu heben auf Kosten anderer nicht minder wichtiger. Die Verweigerung eines namhaften Stundenzuwachses ist nur den Fachpartikularisten unerwünscht; erscheint aber sehr wohlgetan, wenn man bedenkt, daß in den Klassen, wo mit Übernahme dessen, was man jetzt Deutschkunde nennt, der Deutschlehrer den Geschichtslehrer wirksam entlasten kann, d. i. in den Tertien, am ehesten die Germanisten mit Aussicht auf Erfolg einen Anspruch auf Stundenvermehrung anmelden werden. — Bewegungsfreiheit ist nichts für solche Naturen, denen am wohlsten ist, wenn ihnen befohlen wird, was sie zu tun haben, damit sie dann Feierabend machen können. Die stärkere Betonung der neuen und neuesten Zeit aber ist in der Tat zweischneidig. Wie soll man historisch behandeln, was uns noch zu nahe steht, um historisch zu sein? was auch im Reintatsächlichen noch eine ganze Weile ungeklärt bleiben wird? Aber vielleicht waren wir im Geschichtsunterricht wirklich ein wenig zu historisch kühl uud zu akademisch vornehm. Hier wird heute wohl jeder herzhafte, den Wirklichkeiten des Lebens nicht abgestorbne Geschichtslehrer die harte Notwendigkeit zugeben, den Blick schon der Jugend in einem bisher ungewohnten Maße für die Fragen der Weltpolitik zu schärfen. Aber daß hier Gefahren lauern und Konflikte nicht ausbleiben werden, liegt auf der Hand. Das Verlockendste an der Bewegungsfreiheit ist, daß Schulen mit geringem Abgang aus Untersekunda, — dem einzig wünschenswerten, leider unerwünscht seltnen Zustand, — wider wie früher einen vierjährigen Oberkursus haben dürfen. Die dann nötige Sichtung des sehr viel umfangreicher gewordnen Stoffes für den dreijährigen Mittelkurs ist freilich eine Aufgabe, die gelöst sein will. Nach drei Jahren werden wir hierin klüger sein.

Die Frage des Abgangs aus Untersekunda hängt indessen auf das engste zusammen mit der von allen Freunden des höheren Schulwesens als ein schwerer Übelstand empfundenen Einjährigenberechtigung.

Es wird nicht vielen mehr erinnerlich sein, daß der uns noch bis gegen Ende vorigen Jahrhunderts vergönnt gewesene vierjährige Oberkursus ein s. Z. nur vergeßnes Überbleibsel war des bis um die Mitte des Jahrhunderts (1859, Wiese I 618) herrschenden Zustands, wonach erfolgreicher Besuch schon der Obertertia zum Einjährigendienst berechtigte. Warum sollen wir aber nach dem Kriege nicht hier eine Befreiung erhoffen? Sind doch auch die sechsjährigen Realschulen gewiß noch nicht das letzte Wort in der Regelung des mittleren Schulwesens. Wenn die Heeresverwaltung dereinst noch kräftiger sich der schulentlaßnen Jugend und der militärischen Jugendvorbereitung annimmt, so werden wir ihr getrost auch die Einjährigen- und Reserveoffiziersfragen überlassen können, um desto ungestörter uns den Aufgaben zu widmen, die uns 'das Ministerium des Geistes' stellt. Hat doch jener böse, mit dem zusammengehalten, was wir unsern Abiturienten beim Abschied zu sagen pflegen, in schroffem Widerspruch stehende 'Abschluß' von außen her, allmählich erst, sich mitten in unsre Sekunda eingeschoben. Ein innerlich erstarkter Organismus pflegt jedoch Fremdkörper und dergleichen kräftig abzustoßen: handeln wir darnach! Ebenso sollte dann das Militär durch die staatlich abgestempelte, aber immer doch recht mäßige 'wissenschaftliche Befähigung' sich nicht gebunden erachten, sondern lieber die sich meldenden jungen Leute einige Wochen selbst beobachten: — die ausbildenden Offiziere würden sich vermutlich dann weniger über 'die Einjährigen' zu ärgern haben.

Was der Weltkrieg auch im zweiten Kriegsjahr dem deutschen Volk an Verjüngung und sittlicher Kräftigung gebracht hat, ist unermeßlich; wie sollte davon die Schule, die durch tausend Kanäle mit dem innern Leben der Nation verbunden ist, nicht auch Gewinn ziehen? Aber unser Volk wie unsre Kultur bluten auch, und zwar je länger je mehr, aus tausend Wunden: wie sollte die Schule, die ihre wehrhaften Männer von der Schulbank und vom Katheder zu Tausenden hergegeben hat, nicht auch in Mitleidenschaft gezogen werden? Doch das ist unvermeidlich, und ist schön und groß. Aber nicht bloß in den unmittelbar betroffnen Kreisen, der fachmännischen wie der elterlichen Jugenderziehung, wünschte man unnütze oder gar verhängnisvolle Schädigungen von der Zukunft unsres Volkes möglichst ferngehalten zu sehn; hat doch schon der preußische Kriegsminister in einem durch die Zeitungen bekannt gewordnen Briefe seine warnende Stimme erhoben, weil er von einer allzu großen Erleichterung des Übertritts aus der Schule ins Heer einen Rückgang des deutschen Geisteslebens befürchtete. Wer dem inneren Leben

der höhern Schule ferner steht, dem wird die Gewichtigkeit eines andern Bedenkens vielleicht nicht ohne weitres einleuchten, des Bedenkens gegen die wohlgemeinte und im Anfang auch unbedingt wohltuende Maßregel, einen größern Sieg dadurch zu feiern, daß an einem Tage, nach einer kurzen Andacht, der gesamte Unterricht ausfiel. Wenn im Anfange Jung und Alt sich fast außerstande fühlen mochte, bei so berauschenden Erfolgen unsrer Waffen im Nordwesten und Nordosten sofort die Alltagsarbeit wideraufzunehmen, auf die Dauer ebbt doch mit Naturnotwendigkeit die Hochstimmung ab, und, vollends bei der innern Unergiebigkeit des zunächst allein bekannt gewordnen Ergebnisses stellt sich mit der Zeit eine gewisse Leere ein, die wohl die Allerwenigsten gedeihlich auszufüllen wissen, — man frage die Mütter! —, nicht zu reden von der empfindlichen Unterbrechung namentlich solcher Lehrgänge, die auf zwei Wochenstunden angewiesen sind, z. B. des jetzt mit Recht hochgeschätzten Geschichtsunterrichtes. Die, wie wir hoffen, nicht allzu gelichtet und nicht allzu spät aus dem Felde zurückkehrenden Kollegen mögen wohl erschrecken, wenn sie das von ihnen vorher so kunstgerecht und so intensiv bestellte Feld widersehn; es wird ihnen Bilder ins Gedächtnis rufen aus dem eben erlebten Graus.

Etwas ganz Neues hat uns die Kriegszeit beschert in dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, als deren Kern wohl gelten darf die Zentralstelle für naturwissenschaftlichen Unterricht. In diesem Jahre hat sich nun angeschlossen eine Ausstellung 'Schule und Krieg' — mit allerhand von solchen Ausstellungen untrennbarem Tand —, und eben jetzt gibt es dort Vorlesungen über Pädagogik und Schulbetrieb, über deutschen und naturwissenschaftlichen Unterricht, dazu 'Berliner Abende', geleitet meist von Berliner Museumsdirektoren, und 'Deutsche Abende', meist abgehalten von auswärtigen Germanisten, — einer kommt aus Basel. Hier scheint der Anfang vorzuliegen zu einer Organisation, die für das geistige Leben unsrer höheren Schulen von großer Bedeutung werden kann. Als Kristallisationspunkt für alle wissenschaftlichen Vereine und Bestrebungen der Gymnasiallehrer — dies Wort im weitesten Sinne genommen —, und als beratende und gutachtliche Instanz für alle Fragen der Erziehung und des höheren Unterrichts könnte das erweiterte Institut neben der Universität, in deren Nachbarschaft es ja auch dereinst eine Stätte finden soll, wohl einmal anbahnen helfen, was wir bei Fragen der nationalen Jugendbildung oft genug schmerzlich vermißten: statt der Fülle begehrlicher Wünsche und statt der Hitze törichter Fehden, Klarheit der Erkenntnis und einheitlich zusammengefaßtes Wollen. Auch

wer sich scheut, über ungelegte Eier zu frohlocken und große Worte, wie etwa von einem Aufleben Humboldtischer Pläne, gern meidet, wird sich freuen zu sehn, daß während des Krieges auch hinter der Front nicht bloß geduldig doppelt und dreifache Last getragen wird: weit vorschauend werden neue große Aufgaben erkannt und mit frischem Mut angefaßt; die heimkehrenden Feldgrauen sollen uns doch nicht gar zu sehr beschämen.

Gymnasialapologie betreibt unsre Zeitschrift weniger mit Verteidigungsreden, unter Herbeischaffung von Entlastungszeugnissen oder gar Beachtung gemeiner oder herostratischer Angriffe, als durch möglichste Verbesserung des Betriebes, insbesondere durch Beiträge zur Hebung des wissenschaftlichen Geistes. Aber zwei Ausnahmen seien diesmal gestattet; erstens, um aus der Berliner Erklärung vom 19. September d. J. zwei Sätze festzuhalten, deren Wahrheit wohl verkannt, aber von keinem Einsichtigen bestritten wird: 'Neben der Entwicklung des Christentums ist es vor allem der befruchtende Zustrom antiker Gedanken, der das hervorgebracht hat, was wir heute deutsche Art nennen. Ihnen eine Pflegestätte zu sein, ist das Verdienst des humanistischen Gymnasiums.' Und: 'Letzten Endes wird der gegenwärtige Krieg um die deutsch-nationale Kultur geführt, die ihren besondern Einschlag der Pflege der Antike verdankt. Wer auf Verkümmerung oder Vernichtung des humanistischen Gymnasiums hinwirkt, raubt ihr eine ihrer wesentlichen Lebensbedingungen.'

Im selben Sinne, nur noch deutlicher, hat sich, in seiner Antrittsrede, der zweite Kriegsrektor der Berliner Universität geäußert: 'Das Hellenentum ist nun einmal die gemeinsame Grundlage aller Kultur.' Und: 'Wer den Reichtum unsrer tief gegründeten, auf das Ganze und Ewige gerichteten Bildung preisgeben will, wer in der Beschränktheit oder besser Borniertheit nationalen Dünkels die Ideale unsrer Väter zertrümmert, der will uns in Wahrheit unser Deutschtum rauben, grade weil er auf den Namen pocht.'

Damit ist nicht bestritten, daß durchschnittlich dem Deutschen, auch in solchen Schichten, die in der Lage sind, auf einer älteren Universität zu studieren oder alljährlich eine größere Reise zu machen, sein Vaterland, die Geschichte seiner Heimat, ihrer Sprache, ihrer Sitten, ihrer Kunst, allzuwenig vertraut zu sein pflegt. Doch wie von jeder Art epigonenhafter Hingabe an das Hellentum theoretisch uns die von den Hellenen in die Weltkultur eingeführte Wissenschaft selbst befreit hat, und durchgreifender noch die Literaturentwicklung von Goethes Faust bis

zu Hebbel und Ibsen, so bewahrt uns vor romantischen Anwandlungen einstweilen wohl ein ganz neues, im Laufe des zweiten Kriegsjahres nur gesteigertes Kraftgefühl, das zu mäßigen und zu läutern indessen wahrhaft großer Vergangenheit entnommene Maßstäbe uns helfen sollen, damit wir in dem nachwachsenden Geschlecht uns nicht schließlich unsre eignen 'Epigonen' großziehn.

Krieg und Schule

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Reden aus der Kriegszeit, 4. Heft: IX. Beim Antritt des Rektorates der Berliner Universität, X. In den zweiten Kriegswinter. Berlin, 1915. Weidmannsche Buchhandlung 45 S. 8. 50 ℔ (Der Ertrag dieser wie der früheren Reden ist Kriegern und Kriegerfrauen zugedacht.)

Zwei neue Reden des ergiebigsten Kriegsredners. Die zweite, intimeren Charakters, ist eine ungemein schlichte Ansprache des Bürgers von Charlottenburg an seine lieben Mitbürger, während die andre die monumentale Kundgebung eines Mannes darstellt, der vor vielen berufen ist, dem Auslande, nebenher auch gewissen 'echt deutschen Leuten', im Namen deutschen Geisteslebens einige aus Beschränktheit oder auch böswillig verkannte Wahrheiten vorzuhalten. 'Deutsch wollen wir sein und bleiben, so wie es uns die Geschichte vorgezeichnet hat.' Wer wissen will, was das auf sich hat, der lese die Rede.

Herm. Jantzen, Von deutscher Schule und Erziehung, Berlin 1915, Weidmannsche Buchhandlung. 63 S. 8. 1 ℳ.

Eine reichlich mit Trivialitäten gesättigte dröhnende Rede zur Hebung des Deutschtums auf unsern höheren Schulen: wir werden in den nächsten Jahren derlei wohl viel zu lesen bekommen. Eine Stilprobe: 'Wir müssen uns allgemein bewußt werden, daß alle unsre nationalen Güter und Werte in jeglichem Zusammenhange, in jeder Streitfrage, ganz besonders aber in unsern künftigen Beziehungen zum Auslande bedingungslos die erste[1]) Stelle einnehmen müssen, daß alles[1]) andre erst in zweiter und dritter Reihe kommen darf — selbst wenn es sich um einen englischen *gentleman*, um französischen *esprit*, um die Vornehmheit eines schweizerischen Pensionats oder um die griechische Sprache handelt.'

Schule und Krieg. Sonderausstellung im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin. Ausführliche Beschreibung mit 49 Abbild. auf Tafeln und im Text, Berlin 1915, Weidmannsche Buchhandlung. 206 S. 3 ℳ.

Dies ist weit mehr als ein Führer durch eine dem Augenblick dienende Ausstellung. In einundzwanzig Aufsätzen erhalten wir einen Überblick über Bestrebungen auf dem Gebiete des gesamten Schulwesens, die durchweg einen neuen Geist verraten und dazu berufen sein mögen, unter Zuziehung von Gelehrten und Ungelehrten, Behörden und freiwilligen Mitarbeitern ein wirkliches Zentrum zu werden, das frei von allen bürokratischen Schranken so etwas wie den pädagogischen Herzschlag Deutschlands darstellen kann. Einstweilen haftet dem Ganzen noch allerlei Triviales und Allzu kindliches an, das historisch-philologische Element fehlt ganz, mit gutem Grunde, da es ja zunächst nur galt, die Einwirkungen des gegenwärtigen Krieges auf das innere Leben der Schüler anschaulich zu machen.

---

[1]) Vom Verfasser gesperrt.

Deutsche Kriegslieder, herausg. von **Anna de Lagarde** geb. Berger und **Mathilde Berger**. Leipzig 1914, W. Heims. 83 S. 50 ℛ𝓅.

Eine schon vor dem Kriege unter dem Einfluß der vaterländischen Hochstimmung von 1913 von zwei sinnigen Schwestern in Steinschrift hergestellte, dann beim Kriegsanfang in Druck gegebne Sammlung ältrer Kriegslieder, darunter auch einige mit Unrecht in Vergessenheit geratene.

Rich. Weißenfels, Deutsche Kriegslieder und vaterländische Dichtung. Erweiterte Vorträge mit Lieder-, Sach- und Personenverzeichnissen. Göttingen 1915, Vandenhoeck nnd Ruprecht. 84 S 8. 1,20 ℳ.

Eine Wanderung durch die Kriegslieder der Reformation, der Staatskriege, der Volkskriege und des Weltkriegs, mit besondrer Rücksicht auf die am häufigsten widerkehrenden Motive. Unter den Dichterpersönlichkeiten tritt aus früherer Zeit besonders Heinrich von Kleist, aus der Gegenwart Rud. Al. Schröder gebührend hervor. Manch Eintagsgewächs war wohl zu entbehren. Angenehm berührt das Fehlen jedes Haßgesangs.

Walter Brecht, Deutsche Kriegslieder sonst und jetzt. Berlin 1915, Weidmannsche Buchhandlung. 47 S. 60 ℛ𝓅.

Eine mit kluger Hand aus großem Vorrat getroffene Auswahl, leider im Urteil etwas rasch. Die Antithese 'England rechnet, Deutschland dichtet' ist unhaltbar, wenn man weiß, wie auch in England hunderte sich auf dem Kriegspegasus versuchen, wobei die Verhöhnung unseres obersten 'Kriegsherrn' als Kriegsgott eine große Rolle spielt. Interessant ist der Hinweis auf ein Gedicht 'Österreich über alles' von H. J. von Collin aus dem Jahr 1809; Hoffmann selbst, in seiner vortrefflichen Bibliographie Volkstümlicher Lieder erwähnt den Vorgänger nicht.

Lieder der Deutschen aus den Zeiten nationaler Erhebung (1806 bis 1815, 1840—1871, 1914—1915), zusammengest. und erl. von **Otto Ed. Schmidt**, 3. Aufl. Leipzig 1915. B. G. Teubner 135 S. kart. 1,20 ℳ.

Unter den Kriegs- und Vaterlandsliedern der drei Perioden nationaler Erhebung nehmen die der Befreiungskriege mit Recht den größten Raum ein; die des Weltkriegs werden mit der Zeit hier und da wohl eine Auswechslung erfahren müssen. Das Ganze beweist in Auswahl und Erklärung, daß man ein hervorragender Cicerokenner und zugleich ein herzhafter Deutscher sein kann.

E. Küster, Vom Krieg und vom deutschen Bildungsideal (= Deutsche Kriegsschriften 5. Heft). Bonn [1915] Marcus und Weber. 27 S. 60 ℛ𝓅.

Eine nicht grade tiefschöpfende Predigt über Alkohol, Persönlichkeit, Freiheit, Allgemeinbildung, Objektivität, Vaterland und Wandern.

Ernst Schultze, Groß-Borstel, **Die Mobilisierung der Seelen** (= Deutsche Kriegsschriften 16. Heft) Bonn. [1915]. Marcus u. Weber. 103 S. 1,40 ℳ.

Hier redet ein überaus wohlmeinender Humanitätsapostel über Politik und Moral, über Lüge und Völkerhaß, über Stolz und Liebe: ein hübsches Gedicht dieses Themas von Friedr. Lienhard macht den Schluß.

Sellmann, Ein lauernder Feind hinter der Front! Feldpostbrief an die Kameraden draußen und daheim. — 'Meine Kräfte gehören dem Vaterlande!' (Kaiser Wilhem I.) Witten a/Ruhr 1915 Verlag 'Eckart'. 32 S. in illustr. Umschlag. 15 ℛ𝓅.

Ein von schwüler Frömmigkeit und starrer Tugendstrenge freier und darum, sollte man meinen, jedem rechtschaffenen deutschen Mann unmittelbar ans Herz greifender Mahnruf zur Enthaltsamkeit grade in dieser ernsten Zeit. Und wen die Worte nicht ernst stimmen, darunter Walthers von der Vogelweide:

Wer gutes Weibes Minne hat,
Der schämt sich aller Missetat, —

den mag wohl das ein oder andre der Bilder rühren, darunter eins von Ludw. Richter. Das Büchlein eignet sich zum Versand in Tausenden von Exemplaren.

Sitzungsberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1915

Zu dem Berichte über das Jahr 1914 ist nachzutragen, daß das Nähere über den Vortrag, den Herr Meister in der Maisitzung hielt, in einer Anmerkung des ersten Heftes seines Buches 'Lateinisch-griechische Eigennamen' ausgeführt ist. Die grammatische Interpretation der den Adressaten von Cicero de re publica betreffenden Stelle rechtfertigt es nicht, die Überlieferung zu verwerfen, nach der die Schrift dem Attikus gewidmet war.

Der Festvortrag des Herrn Corßen bei der 45. Stiftungsfeier im Dezember 1914 über den Charakter der perikleischen Politik im Lichte der Darstellung des Thukydides ist inzwischen im 'Sokrates' abgedruckt worden.

Die erste Sitzung des Jahres 1915 fand am 11. Januar statt. Der stellvertretende Vorsitzende gedachte eines verstorbenen Mitgliedes, des Oberlehrers Dr. Fritz Kahle, der einer im Kriege erlittenen Verwundung erlegen ist. Dann folgte ein Vortrag des Herrn Adam: *Πλάτωνος Ὅροι*, ein Beitrag zur Geschichte der Definition. Der Vortrag zerfiel in drei Teile. Im ersten Teile wurde eine kurze Übersicht über die Entwicklungsgeschichte der Definition von Homer bis auf die älteren Stoiker gegeben, wobei unter Definition ganz allgemein jeder logische Satz verstanden wurde, der zur Verdeutlichung eines Begriffes dient. Erst Sokrates machte die Definition zur Grundlage einer jeden wissenschaftlichen Untersuchung. Das von ihm angewandte induktiv-analytische Verfahren ergänzte Platon durch die deduktiv-synthetische Methode, auf die er nicht nur durch die mathematische Grundrichtung seines Denkens, sondern auch durch seine Theorie der *εἴδη* geführt wurde. Die von Mutschmann bei Teubner herausgegebenen platonischen *Διαιρέσεις* vertreten diese spätere Stufe der Entwicklung, welche erst eine exaktere Formulierung und genauere Abgrenzung der einzelnen Definitionen ermöglichte. Im Gegensatz hierzu ist das Unfertige, Unsystematische unserer *Ὅροι* wohl darauf zurückzuführen, daß sie noch nach dem sokratischen Induktionsverfahren entstanden sind. Schon die älteren Stoiker verbinden Definition und Einteilung, indem sie erst die Begriffe nach Gattungen und Unterarten zusammenstellen und dann auf dieser Grundlage die Einzeldefinitionen feststellen. Ein typisches Beispiel dieser Art sind die unter dem Namen des Andronikus erhaltenen ethischen Definitionen.

Im zweiten Teile wurde die Frage der Abfassungszeit und Autorschaft behandelt. Der Vortragende schließt sich der Ansicht von Diels an, der sie in seinem Buch Elementum, Leipzig 1899 S. 33 als 'die akademischen *Ὅροι*' bezeichnet, indem er dabei an die ältere Akademie denkt. Auf der selben Spur finden wir die antiken Philologen, die in Platons Neffen und Schulnachfolger Speusipp den Verfasser sehen (*τοὺς Ὅρους, οὓς εἰς Σπεύσιππον ἀναφέρουσιν*: Proleg. c. 26 u. die Titelüberschrift: *Ὅροι Σπευσίππου τοῦ Πλάτωνος*: rec. cod. C). Ob nun aber Speusipp oder ein anderer Platonschüler der Sammler war, es handelt sich um platonisches Gut, das hierdurch der Vergessenheit entrissen werden sollte. Der Redaktor hat nicht aus Platons veröffentlichten Schriften geschöpft, sondern aus Vorträgen und Übungen der Akademie. In die Nachschrift, die man entweder mit einem Kollegheft oder einem Sitzungsprotokoll vergleichen mag, konnten auf diese Weise Definitionen geraten, die Platon zwar nicht selbst billigte, aber als beachtenswerte Einwürfe von seinem Standpunkte aus gelten lassen konnte. — In Platons Akademie lagen die Keime aller späteren Philosophenschulen. Es ist hier sicher mancher Gedanke vorweggenommen worden, der im weiteren Verlaufe der Entwicklung zu einem Fundamentalsatz späterer Systeme geworden ist. Es wäre daher voreilig, aus der einen oder andern peripatetisch oder stoisch klingenden

Wendung auf eine spätere Interpolation schließen zu wollen. Die Sammlung der *Ὅροι* besteht zwar sicher aus einem älteren Kern und mehreren späteren Nachträgen. Wie weit aber diese Nachträge voneinander oder dem ursprünglichen Kern zeitweilig abliegen, wird sich kaum feststellen lassen. Der Vortragende ist der Ansicht, daß alles noch bei Lebzeiten Platons niedergeschrieben worden ist.

Über den Terminus post quem wird leichter eine Einigung zu erzielen sein. Platons Terminologie stand damals bereits in allen wesentlichen Punkten fest. Die dialektischen, ethischen, politischen Theorien, die wir in den Dialogen entstehen sehen, liegen bereits fertig zur Verwendung vor. Nur von der pythagoreisierenden Richtung, der sich Platon in seinem höchsten Lebensalter ergeben hat, sind in den *Ὅροι* noch keine Spuren zu entdecken. Da aber die *Ὅροι* in der von ihnen repräsentierten Entwicklungsstufe die Lücke ausfüllen, die zwischen den Schriften Platons und den uns erhaltenen aristotelischen Schriften klafft, da sie gerade am meisten Anklänge an die aristotelische Topik zeigen (in der wir Aristoteles noch ganz auf dem Boden der Akademie finden, von der er ausgegangen ist), so werden sie ungefähr in der Zeit niedergeschrieben sein, in der Aristoteles in die Akademie eintrat (d. h. um 367 v. Chr.).

Im dritten Teile des Vortrags wurden einige Vorschläge zur Textverbesserung gemacht.

Indem gerade hier eine lebhafte Beteiligung der anwesenden Mitglieder einsetzte, traten sofort die außerordentlichen Schwierigkeiten hervor, die dieses Schriftchen selbst den vorsichtigsten Deutungs- und Verbesserungsversuchen entgegenstellt. Eine scharfe Trennung der zu den einzelnen Begriffen gegebenen Definitionen ist nicht ratsam; der Redaktor liebt es zuweilen, die ursprüngliche Definition durch ein unvermittelt angehängtes Merkmal zu ergänzen oder auch zu berichtigen. Nicht nur Platon selbst, sondern auch Aristoteles und die Stoiker bieten eine reiche Fundgrube von Parallelstellen dar, die auf den Sinn einzelner Stellen Licht zu werfen vermögen. Die neuste Ausgabe von Burnet bedeutet einen erheblichen Rückschritt gegenüber der von Hermann-Wohlrab. Burnet wendet das bedenkliche Verfahren an, die Schwierigkeiten zu umgehen, zu deren Hebung er nichts beizutragen vermag. Als das wünschenswerte Endziel einer Beschäftigung mit den *Ὅροι* erschien den Teilnehmern an der Debatte eine sinngemäße deutsche Übersetzung.

S. 411 E. *σωφροσύνη . . . εὐταξία ψυχῆς λογιστική* las auch Albinus 29, der die *σωφροσύνη* definiert als *τάξις περὶ τὰς ἐπιθυμίας καὶ ὀρέξεις καὶ . . . τὴν εὐπείθειαν αὐτῶν περὶ τὸ ἡγεμονικόν, τοῦτο ἂν εἴη τὸ λογιστικόν*. Das darauffolgende *ὁμιλία ψυχῆς περὶ καλῶν καὶ αἰσχρῶν* findet seine Parallele Leg. 9. 861 E, wo *ὁμιλία* = *κοινωνία* gebraucht wird.

S. 413 D. *δίκη ἀπόφασις κυρία περὶ ἀμφισβητουμένου πράγματος, νόμῳ* (überliefert: *νόμος*) *ἀμφισβήτησις περὶ τοῦ ἀδικεῖν ἢ μή*. (Gericht) 1. als Rechtsentscheidung = rechtsgültiger Ausspruch in einem dem Zweifel unterworfenen Rechtshandel (nach d. Übers. v. Müller), 2. als Prozeß = gesetzlicher Streit über Recht oder Unrecht. *καθ' ἑκάστην πολιτείαν κυρία ἐστὶν ἡ τοῦ κυρίου ἀπόφασις*: Ar. Rhet. 1. 8. 1365 a 6. = *κρίσις τοῦ δικαίου καὶ ἀδίκου*: Ar. Eth. N 5. 10. 1131 a 31. *ἐπειδὴ ἡ ἀπόφασις ἦν τῆς δίκης*: Ps. Dem. 1153, 4.

S. 414 C. *αἴσθησις ψυχῆς φορά· νοῦ κίνησις* (letzteres aber strengplatonisch gleichbedeutend mit *λογισμός*: Leg. 10. 897 C; 898 A). *ψυχῆς διὰ σώματος εἰσάγγελσις* (*πάθος ψυχῆς διὰ σώματος ἀπαγγελτικόν*: Albin. 4. *αἱ αἰσθήσεις πολλὰς εἰσαγγέλλουσι διαφοράς*: Ar. *π. αἰσθήσ.* 1. 437 a). *ὅρασις ἀνθρώπων* (cod. A von erster Hand *ὥρας*, von zweiter Hand *εἰς ὥρας*), *ἀφ' ἧς γίνεται ψυχῆς ἄλογος δύναμις γνωριστικὴ διὰ σώματος. αἰσθητά* = *ὁρατά . . . τὰ ὁρώμενα*: Hesych. *αἴσθησις πᾶσα δύναμίς ἐστι γνωριστικὴ διὰ σώματος*: Jambl. Protrept. 7. 124. *ἄλογος δέ γέ ἐστιν ἡ ὅρασις*. Sext. Emp. 7. 297. Dagegen *αἴσθησις* = *κίνησίς τις διὰ σώματος τῆς ψυχῆς*: Ar. nat. quaest. 8. 2. 244 b 14. Ähnlich Tim. 43 C, 45 C, 67 B u. Phil. 34 C.

S. 416 in. liest Burnet richtig: *ὄκνος φυγὴ πόνων· δειλία ἀντιληπτικὴ ὁρμῆς*. Dann als neue Definition *ἀρχὴ πρώτη τοῦ εἶναι αἰτία*. In den

Handschriften ist *ἀρχή* vor *δειλία* geraten. pigritiam = metum consequentis laboris: Cic. Tusc. 4. 8. 19. *ὄκνος* = *φόβος μελλούσης ἐνεργεσίας* stoisch bei Andronicus. *δειλίας ἔκγονος ἔν γε ἡμῖν ἀργία*: Leg. 10. 901 E. *ἀντιλαμβάνεσθαι* = sich widersetzen: Soph. 251 B u. Sext. Pyrrh. 1. 69: *τῶν ἑαυτοῦ παθῶν ἀντιληπτικός τέ ἐστι καὶ παραμυθητικός*.

In der zweiten Sitzung am 15. Februar sprach Herr Norden über das Schlußkapitel des II. Annalenbuches des Tacitus, das er einem größeren Zusammenhange einzureihen suchte. Dabei wurden auch Stellen des I. Buches einer Analyse unterzogen, insbesondere durch Vergleich mit entsprechenden Stellen des Dio Cassius. Auch ein längerer Abschnitt aus der Archäologie des Josephus wurde zur Erkenntnis gewisser schriftstellerischer Eigentümlichkeiten des Tacitus verwertet. Hinsichtlich der Worte *caniturque adhuc barbaras apud gentes* kam der Vortragende am Schlusse zu dem Ergebnisse, daß die von manchen Forschern, bisher auch von ihm selbst geleugnete Beziehung auf 'Heldenlieder' keineswegs in Abrede gestellt werden dürfe. Der Vortragende sprach die Absicht aus, seine Darlegungen anderen Ortes genauer zu begründen.

In der dritten Sitzung am 8. März hielt Herr Stengel einen Vortrag über *λουτρά, χέρνιβες, χοαί, λοιβαί, σπονδαί*. Das Wichtigste davon bringt ein Aufsatz im 'Hermes'.

Die vierte Sitzung am 12. April beschäftigte sich mit Tacitus' Historien und kleinen Schriften. Der Vortragende, Herr Andresen, wies zunächst, anknüpfend an den oben genannten Vortrag des Herrn Norden, darauf hin, daß die von Herrn Norden offen gelassene Frage, ob Cluvius Rufus oder der ältere Plinius als die Hauptquelle der Historien des Tacitus zu gelten habe, sich durch ein zuverlässiges argumentum ex silentio entscheiden läßt. III 28 nennt Tacitus in einer Streitfrage, die er nicht zu entscheiden vermag, nur Messala (den Verfasser einer Monographie über den Krieg zwischen den Flavianern und den Vitellianern) und Plinius als seine Gewährsmänner, nicht aber den Cluvius, den er, um die Streitfrage zu entscheiden, ohne Zweifel genannt haben würde, wenn dessen Werk ihm vorgelegen hätte. Warum er ihn III 28 nicht genannt hat, ergibt sich aus den Worten ut fama fuit und den folgenden III 65. Denn diese Worte zeigen, daß Cluvius' Geschichtswerk den Krieg der Flavianer mit den Vitellianern nicht mitumfaßt hat; vielleicht schloß es mit dem Jahre 68, d. h. es reichte bis zu eben dem Zeitpunkt, mit dem Tacitus' Historien beginnen. Da nun Messalas Werk, weil es eine Monographie war, als Hauptquelle der Historien des Tacitus nicht in Betracht kommen kann, so bleibt als solche nur das Werk des Plinius a fine Aufidi Bassi libri triginta unus übrig.

Der Vortragende schloß sich in diesen Ausführungen dem grundlegenden Werke von Philippe Fabia (Les sources de Tacite dans les Histoires et les Annales, Paris 1893) an und fand die Zustimmung der Versammlung.

Darauf legte er der Beurteilung der Versammelten einen Teil der textkritischen Erörterungen vor, die er unter der Überschrift 'Zu Tacitus' in mehreren Aufsätzen in der 'Wochenschrift für klassische Philologie' 1915 veröffentlicht hat. Einige der Vorschläge fanden Beifall; die von dem Vortragenden verdächtigten Worte *multa cum strage* nach *prosternerent* H. III 27 erklärten einzelne für nicht bedenklich; dem Vorschlag, II 70 *sortis*, das aus dem zwei Zeilen vorher stehenden *sors* entstanden sei, in *mortis* zu ändern, wurde widersprochen, und ebenso der Behauptung, daß III 5 *impune* für sich allein dem Bedürfnis des Zusammenhangs durchaus genüge und *et usui* ein störender Zusatz sei. Endlich erwähnte der Vortragende die neue Deutung, die Reitzenstein den Worten *urgentibus iam imperii fatis* Germ. 33 gegeben hat: es sei ein dem imperium Romanum gegebenes fatum gemeint, das die Römer vorwärts treibe und sie mahne, endlich in Germanien ganze Arbeit zu machen.

Reitzensteins Auffassung wurde von der Versammlung abgelehnt und zugunsten der alten Deutung teils auf *iam*, teils auf die livianischen Parallelstellen, in denen stets von einem drohenden Unheil die Rede ist, teils darauf hingewiesen, daß in der Ger-

mania die Tendenz, den Krieg gegen die Barbaren als notwendig hinzustellen, nicht zu finden sei.

Am 17. Mai sprach Herr Schroeder über den neuen Aeschylus von Wilamowitz. Er charakterisierte die Stellung des Herausgebers zu dem bisher noch vorherrschenden Einhandschriftendogma und illustrierte kurz den Gewinn aus der Heranziehung der unverächtlichen Nebenüberlieferung. Mit besonderm Nachdruck schilderte er, was die neuen 'Interpretationen' von den üblichen Kommentaren unterscheidet, eingehender bei den Hiketiden verweilend, und besonders beifällig die von Wilamowitz angenommene kyrenäische Herkunft des Danaidenepos begrüßend. Als Handlung des zweiten Stückes der Trilogie, der *Αἰγύπτιοι*, denkt er sich nach den Andeutungen der Hiketiden vornehmlich staatsrechtliche Erörterungen mit dem bekannten, für die heiratslustigen Vettern zunächst günstigen Ergebnis, wobei gewiß manche bisher vom Dichter absichtlich im Halbdunkel gehaltenen Fragen ihre (uns leider unbekannte) Lösung finden sollten. Den Gedanken, dem dritten Stück, den *Δαναΐδες*, mit Hilfe von Pindars Pythien IX einen versöhnlichen, aber aeschyleisch vertieften Abschluß zu geben, hält der Vortragende für überaus glücklich. Gegen die dramaturgischen Ausführungen äußerte er hier und im Prometheus einige Bedenken, während er sie bei den 'Sieben' besonders fruchtbar fand.

Der Behandlung einzelner Stellen schickte er einen kurzen Seitenblick voraus auf eben erschienene 'Studien zu den Dramen des Aeschylus' von Ed. Scheer, dem künftigen Bearbeiter des lange erneuerungsbedürftigen Textes von Heinr. Weil (Teubner).

Hiket. 60: gegen Wilam., *κιρκηλάτας ἀηδόνος*, 141 = 151, desgl., *σπέρμα ματρός* die Hiketiden selber, Pers. 255 *⟨ἤδη στενάζειν καὶ δακρύεσθαι πάρα,⟩ Πέρσαι κτλ*, 283 *ἔκτισαν* st. *ἔθεσαν* (sc. die Perser), Sieb. 89 *βοᾷ ⟨ξὺν μακρᾷ δ'⟩*, 149 *⟨κλῦθι δὲ πο-λυ⟩στόνων αὐτᾶς*, 374 *οὐκ ἀπαρτίζει πόδα = ἀρτίζει*, d. h. *ἀρτίως καὶ καιρίως νωμᾷ τὸν πόδα*, 772 *θεοὶ [καὶ] ξυνέστιοι*, 935 *νομαῖσιν* (st. *διατομαῖς*, ebenso Wilamowitz selber vor Jahren, jetzt verschmäht?) *οὐ φίλαις* (*νομή· διαίρεσις μερισμός* Hesych), 999 b *⟨ἰὼ ἰώ, βίαιε Πολύνεικες πρόμων δαΐων ὀδαγέτα⟩*, Choeph. 152 *κλύε δέ μοι σέβας, κλύ' ὦ δέσποτα*, gegen Wilam., dann aber, mit ihm, *ἐξ ἀμαυροῦ φρενός* erklärt durch *ἀκούοντί ποι χθονίᾳ φρενί* Pind. Pyth. V 101; Choeph. 161 das Wilam. noch 1896 neben *ἐν χεροῖν* kaum glaubliche, jetzt aber geduldete *ἐν ἔργῳ* verteidigt durch die prägnante Bedeutung von *ἔργον* bei den Tragikern, Soph. El. 1398, Eur. El. 799, Heraklid. 672. Anderes im Lit. Centralbl. 1915, 485—486.

In der sechsten Sitzung am 21. Juni behandelte Herr Corßen den Schluß der Sieben. Er ging aus von den Einwendungen Wundts im Philologus LXV 1906 gegen die an dem Schluß der Septem geübte Kritik und suchte diese Einwendungen einzeln zu widerlegen. Im Unterschied von Wilamowitz hält er aber daran fest, daß das Schwesternpaar nicht erst von dem Überarbeiter eingeführt ist und der ursprüngliche Schluß v. 1004 ist. Hier ist der Bearbeitung nichts zum Opfer gefallen, der innere Abschluß mit den letzten Worten erreicht (analog der Schluß der Perser). Es liegt ein doppelter Schluß vor, 861—1004 von Aeschylos, 1005—1078 von einem späteren Überarbeiter. Der Überarbeiter hat die ganze lyrische Partie zum Zweck einer späteren Aufführung, vielleicht weil die alte Musik nicht mehr gefiel, gestrichen und dafür einen neuen Schluß gedichtet. Die Alexandriner haben beides nebeneinander überliefert.

Beweis: Der Chor deutet v. 847 in keiner Weise an, daß er einen Zug mit den Leichen der beiden Brüder kommen sieht. Sie sind da, man weiß nicht wie. Das Wie? veranschaulichte die Darstellung: das Innere des Palastes öffnete sich, man sah in dem Vorraum die Brüder aufgebahrt. Was folgt, ist der Klaggesang bei der *πρόθεσις* im Hause, ein Wechselgesang zwischen den Frauen des Hauses, den Schwestern, die der Dichter dabei gar nicht entbehren konnte, und den Klageweibern, deren Amt der Chor übernimmt. Deutlich wird dazu V. 855ff. aufgefordert.

Der Überarbeiter ließ den Herold in dem Augenblick auftreten, als der Chor zum Klagegesang auffordert, um die Leichenfeier, soweit sie Poly-

neikes zuteil wird, zu verhindern. So hat das Verbot der Probulen in der Form, in der es ausgesprochen wird, einen Sinn, den es verliert, wenn die ἐκφορὰ bereits halbwegs vollendet war. V. 1024 wird vorausgesetzt, daß die ἐκφορά noch nicht begonnen hat.

Der Überarbeiter hat also den Charakter des Schlusses V. 861 bis 1004 noch ganz richtig verstanden und dem Stück mit Überlegung eine andere Wendung gegeben. Der Widerspruch mit der Absicht des Dichters, wonach beide Brüder an der Seite ihres Vaters ihr Grab finden sollten (besonders deutlich V. 1003f.), tritt unter der angenommenen Voraussetzung nicht mehr so kraß hervor, auch V. 1014 ἔξω βαλεῖν gewinnt nun einen guten Sinn. Ismene brauchte der Überarbeiter nicht mehr, da er den Klagegesang wegfallen ließ; sie ist bei ihm also auch nicht als anwesend zu denken.

Auf die großen Schwierigkeiten der Einzelinterpretation von V. 861—1004 einzugehen, mußte der Vortragende verzichten.

Am 17. Juli verschied nach längerer Krankheit der Vorsitzende Geheimer Regierungsrat Dr. Carl Bardt, nachdem er fünf Jahre an der Spitze des Vereins gestanden hatte. In der siebenten Sitzung am 30. August widmete der stellvertretende Vorsitzende dem verdienten Manne Worte ehrenden Gedenkens und übergab die Leitung unter allgemeiner Zustimmung an Bardts Vorgänger im Amte des Vorsitzenden, Herrn Schroeder, der dem Verein von 1907—1910 vorgestanden hatte, dann, weil er Berlin verließ, zum Ehrenvorsitzenden ernannt worden war, infolge seiner Rückkehr aus Naumburg aber wider in der Lage ist, das Amt zu versehen. Hierauf sprach Herr F. Hartmann über neuere Arbeiten zur Erforschung der Aktionsarten im Lateinischen. Der ursprüngliche Ausgangspunkt sind die Darlegungen Miklosichs in der Vergleichenden Grammatik der slawischen Sprachen; etwa gleichzeitig haben dann Delbrück in der Vergleichenden Syntax und Meillet in der Revue de philologie 21 die Frage kurz behandelt. Die Anregungen Meillets haben später zwei seiner Schüler, Mario Barone Sui verbi perfettivi in Plauto e Terenzio und Barbelenet aufgenommen; letzterer hat 1902 in einer Festschrift für Meillet unter dem Titel Questions d'aspect einige hübsche Beobachtungen veröffentlicht, kürzlich ist er mit einem umfangreichen Werk De l'aspect verbal en latin ancien et principalement dans Térence, Paris 1913 VI, 478 S. hervorgetreten. Barone und Barbelenet bleiben fast ganz in dem Gedankenkreise Meillets stecken. Dieser folgt der Theorie Varros von der Teilung des Verbums in ein Verbum infectum und perfectum, die er sich aber für seine Zwecke eigenartig zurecht macht. Perfektiv nennen er und seine Schüler das mit Präpositionen zusammengesetzte Verbum. Barbelenet bemüht sich eifrig, eine Anzahl von Verbalgruppen, so namentlich die Iterativa, nach slawischem Vorgange, als solche auszusondern, bei denen die Präposition nicht perfektivierend wirke, außerdem unterbleibt diese Wirkung nach seiner Ansicht auch da, wo die Präposition ihren eigenen Sinn bewahrt. Alles das hilft aber nicht über die Schwierigkeiten weg, die sich der Theorie oder besser der Forderung entgegenstellen, daß die zusammengesetzten Verbalformen perfektive Bedeutung erhalten. Sie widerstreitet namentlich der Tatsache, daß nahezu jedes, auch jedes nichtzusammengesetzte Perfektum aoristische und also perfektive Bedeutung besitzt. Das ganze Buch ist nichts als ein fortwährendes Lavieren und Herumdeuteln an den zahllosen Einzelstellen, die sich dem System nicht fügen wollen, und das Ergebnis ist daher, daß die Theorie der französischen Schule als Ganzes abzulehnen ist. Das schließt nicht aus, daß einzelne Beobachtungen zu weiterer Forschung anregen. So scheint, wenigstens im älteren Latein, tatsächlich das Imperfektum nichtzusammengesetzter Verba beträchtlich häufiger als das der Komposita vorzukommen; auch beim Supinum scheint eine ähnliche Bemerkung zuzutreffen. Wenn auch die Darlegungen des Verfassers, daß das Aktionsartensystem jeder Einzelsprache eine besondere Feststellung des Begriffs der Perfektivität verlange, gewiß im Prinzip anzuerkennen ist, so ist doch mit dem Begriff, den er

für das Lateinische zu erweisen sucht, offenbar wenig anzufangen, wie das ganze Verfahren zeigt, durch das er seine Ansicht den Belegstellen aufzuzwingen sucht.

In der achten Sitzung am 20. September hielt Herr Stengel dem verstorbenen Vorsitzenden Carl Bardt die Gedenkrede, die in den Jahresberichten des Vereins 1915 S. 271 ff. abgedruckt ist.

In der neunten Sitzung am 8. November sprach Herr Corßen über Ort und Zeit der Entstehung des Weihnachtsfestes. Die Beweisführung Useners, daß das Weihnachtsfest im Jahre 353 in Rom eingeführt sei, ist nicht stichhaltig. Es wurde sicher schon vor 335 gefeiert. Auch ist Useners Ansicht, daß Epiphania in Rom vor dem Weihnachtsfest als Geburtstag des Herrn begangen sei, nicht aufrecht zu erhalten. Epiphania ist, wie die römische Kirche behauptet, erst nach dem Weihnachtsfest in Rom eingeführt. Der 25. Dezember ist als Geburtsfest des Herrn in Rom wahrscheinlich in dem letzten Drittel des 3. Jahrhunderts festgesetzt worden.

Bei der 46. Stiftungsfeier am 18. Dezember hält Herr Schroeder den Festvortrag über Pindar.

Berlin-Lichterfelde.

Otto Morgenstern.

ANZEIGEN

---

1) Jahrbücher der Philosophie. Eine kritische Übersicht der Philosophie der Gegenwart. Herausgegeben von Max Frischeisen-Köhler. 2. Jhrg. Berlin 1914. E. S. Mittler u. S. 8. V u. 240 S. 6 ℳ.

Von den Jahrbüchern der Philosophie, deren 1. Jahrgang wir in dieser Zeitschrift 1913, S. 514 ff. anzeigten, liegt nun der zweite vor. Er ist der praktischen Philosophie gewidmet. Die Grundlagen der Werttheorie stellt Oskar Kraus (Prag), die Freiheit des Willens Otto Braun (Münster), die Ethik Max Scheler (Berlin), die Soziologie Othmar Spann (Brünn), die Pädagogik Rudolf Lehmann (Posen), die Bedeutung der Psychologie für einige Disziplinen August Messer (Gießen) dar.

Eine eigentümliche Schwierigkeit des Unternehmens, nämlich die notwendige Objektivität auch Meinungen gegenüber zu wahren, die denen des Referenten nicht entsprechen, hält der Herausgeber mit Recht nicht für unüberwindlich. Daran kann freilich nicht gezweifelt werden, daß die Betrachtung durch eine fremde Brille notwendig einige Trübungen oder Verschiebungen der Bilder mit sich bringen muß. Das hohe Maß an philosophischem Verständnis aber, das diese Berichte ohnehin voraussetzen, läßt so viel Kritik bei den Lesern erwarten, daß solche Anomalien verhältnismäßig leicht ihre Korrektur finden, ja sogar mitunter der Lektüre einen gewissen Reiz verleihen können. Die Grenze des Erlaubten scheint uns bei dem Aufsatz von Kraus 'Über die Grundlagen der Werttheorie' überschritten. Es mag noch hingehen, daß neben den Ansichten des Referenten, die auf Franz Brentano 'Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis' zurückgehen, denen anders gesonnener Denker zumeist eine wenig erfreuliche Figur machen. Zurückzuweisen ist der Ton, in dem gewisse Ansichten von Wundt und Vaihinger (S. 31 u. 35) bestritten bzw. erwähnt werden.

Daß die Abhandlungen des Buches sich inhaltlich hier und da berühren oder überdecken, liegt in der Natur der Sache; immerhin ist es etwas befremdlich, wenn wir nach einer Lektüre von 32 Seiten über die Freiheit des Willens bei Braun das selbe Problem in dem nächsten Artikel von Scheler in der Ethik aufs neue behandelt finden und noch dazu die selben Bücher einer neuen Besprechung unterworfen sehen.

Sehr wünschenswert wäre es auch, wenn der Herausgeber seinen Mitarbeitern die Gruppierung ihrer Artikel um einen oder mehrere Hauptgesichtspunkte näher legen wollte. In mustergültiger Weise ist das bei Rudolf Lehmann geschehen, der seine Besprechung der jüngsten Päda-

gogik im wesentlichen an die Frage 'Sozial- oder Individualpädagogik' anschließt. Bequem ist auch die Anordnung, die Braun getroffen hat, der von den Arbeiten älteren Stils alle die abzusondern bemüht ist, die neue Bahnen einschlagen. Ohne solche zusammenfassenden Gesichtspunkte sinken die Referate leicht zu einer lockeren Zusammenstellung aneinandergereihter Bücherbesprechungen herab. Diese behalten selbstverständlich einen Wert, lassen aber eine Hauptforderung unerfüllt, die durchaus gestellt werden darf, daß nämlich in der gegenwärtigen Entwicklung die inneren vorhandenen Zusammenhänge aufgezeigt werden. Diese aufzuzeigen, muß dem verhältnismäßig leicht werden, der als Spezialist fortwährend mit der ihn betreffenden Problemgruppe beschäftigt ist.

Recht interessant ist in Spanns Soziologie der Versuch, mittelalterliche und indische Mystik, die chinesische Gesellschaftstheorie, sowie auch die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen in den Kreis der soziologischen Betrachtung hineinzuziehen. Auch sonst aber bringt der neue Band eine solche Fülle von Anregungen und Überblicken, daß wir dem jungen Unternehmen nur den besten Fortgang wünschen müssen.

Berlin. Ernst Goldbeck.

---

1) Oskar Kühnhagen, Notstände unserer Rechtschreibung und Anregungen zu ihrer Beseitigung. Berlin. Friedberg u. Mode. 1913. 16 S. 20 Pf.

Der Verf. gibt eine kurze Übersicht über die oft hervorgehobenen Mängel unserer Rechtschreibung und macht Vorschläge zu ihrer Beseitigung. Nach dem Grundsatz: 'Für jeden Laut nur ein Zeichen' sollen z. B. v und ph neben f, q, c und ch neben k wegfallen. Für die so verschiedenen Bezeichnungen der s-Laute muß man mit drei Zeichen auskommen. Das enge i (z. B. mir, ihr, vier, sieht) ist einheitlich zu bezeichnen. Das beste Mittel, um alle Schwierigkeiten der Vokalbezeichnung zu beseitigen, ist die Einführung getrennter Typen für enge und weite Vokale. Ei kann neben ai, y neben i fortfallen.

Manche von diesen Vorschlägen sind beachtenswert, die Schreibung wird dadurch folgerichtiger und leichter. Aber Neuerungen können nur allmählich eingeführt werden, und man muß nicht zu weit gehen. Man mag z. B. die Sitte, die Hauptwörter oder, besser gesagt, die Dingwörter groß zu schreiben, als Willkürlichkeit ansehen, aber trotzdem möchte ich aus Zweckmäßigkeitsgründen trotz Grimm nicht von dieser Sitte abgehen.

2) Heinrich Vockeradt, Das Studium des deutschen Stils an stilistischen Musterstücken. Ein praktisches Handbuch in Regeln und Beispielen für die oberen Klassen der höheren Lehranstalten, 4. Auflage, besorgt von Oberlehrer W. Vockeradt, Paderborn. Ferd. Schöningh. 1913. 219 S. 2 M.

Ich bin grundsätzlich dagegen, daß Schüler gedruckte Anleitungen zur Anordnung von Aufsätzen benutzen, weil solche Bücher in ihrer Hand fast immer zu Eselsbrücken werden. Anders denke ich über das

vorliegende Buch. Es bietet 22 Musterstücke von anerkannten Meistern des deutschen Stils und gibt unter Beobachtung der S. 1—12 aufgestellten Regeln jedesmal verständnisvolle und geschickte Anleitung, den Grundgedanken und die Anordnung zu erfassen und Sprache und Stil des Stückes zu studieren. Die Leser werden darüber aufgeklärt, welche stilistischen Mittel angewendet sind, um den Inhalt zum Ausdruck zu bringen, welches die Eigenart des betr. Schriftstellers ist, und welchen Gewinn sie aus jedem Stücke für die eigenen Aufsätze ziehen können.

Wird das Buch von Primanern verständig benutzt, so kann es ihrer stilistischen Bildung sehr förderlich sein.

3) Heinr. Vockeradt, Praktische Ratschläge für die Anfertigung des deutschen Aufsatzes auf den mittleren Klassen der höheren Lehranstalten in Regeln und Beispielen. 4. verbesserte Aufl., besorgt von Oberlehrer Vockeradt, Paderborn, Ferd. Schöningh. 1913. 139 S. 1,40 ℳ.

Der erste Abschnitt enthält Regeln über das Aufsuchen und Anordnen des Stoffes und praktische Winke zur Vermeidung von Sprach- und Stilfehlern, der zweite Teil gibt 32 ausgeführte Beispiele von Erzählungen, Beschreibungen und Abhandlungen mit Bemerkungen über die Stoffsammlung und den Gedankengang, meistens auch mit dem Plan der Anordnung. Aufsätze in Chrienform anfertigen zu lassen, halte ich für verkehrt, weil die Chrie in unlogischer Weise Unwesentliches und nur zur Verbrämung Dienendes mit dem Wesentlichen (dem cur) auf gleiche Stufe stellt, zu viele Teile hat und der organischen Gliederung entbehrt.

Obgleich das Buch im ganzen recht geschickt gemacht ist, halte ich es doch für entbehrlich. Denn ich meine, daß die Anleitung zum Anfertigen von Aufsätzen den Schülern vom Lehrer in der Klasse gegeben werden muß, namentlich bei Gelegenheit der Vorbereitung und der Rückgabe der Arbeiten.

4) Werner Schmeitzner, Die deutsche Sprache und ihre Verbesserer Harden und Wustmann. Leipzig, Herm. Beyer. 30 S.

Der Vf. beginnt mit allgemeinen, zum Teil recht unzulänglichen Ausführungen über Sprache und Volksgeist und spricht dann von der deutschen Sprache, ihrer Geschichte und Gliederung, wobei er ungemein viel Gewicht auf die Bedeutung einer einheitlichen Rechtschreibung legt, die doch eigentlich mit der Sprache nichts zu tun hat. Ein folgender Abschnitt tadelt zum Teil treffend, aber nicht ohne persönliche Ausfälle den Stil Maximilian Hardens, während an Wustmanns 'Allerhand Sprachdummheiten' einiges Gute gelassen wird. Weshalb das wohl aus einem Vortrag hervorgegangene Schriftchen gedruckt ist, bleibt ein Rätsel.

5) Deutsche Texte für Reifeprüfungszwecke. Ausgewählt von L. und W. Kohler. Wien, Graeser 1913. 241 S. 3 ℳ.

Das Buch enthält 200 Gedichte und Prosaabschnitte von 77 deutschen Dichtern und Schriftstellern des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Aus-

wahl ist ganz selbständig; die meisten Stücke finden sich in den bisherigen österreichischen Lesebüchern für Mittelschulen noch nicht. Reichlich vertreten sind namentlich Goethe, Schiller, Grillparzer, diese drei besonders mit dramatischen Szenen, Platen und Ferdinand v. Saar, der letztere mit zwölf Nummern. Daß viele österreichische Dichter berücksichtigt sind, ist in einer für österreichische Schulen bestimmten Lesesammlung recht und billig; außer Grillparzer und Saar nenne ich Anzengruber, v. Bauernfeld, Karl Beck, Egon Ebert, Marie v. Ebner-Eschenbach, Moritz Ginskey, Anastasius Grün, Friedrich Halm, Hugo v. Hofmannsthal, Moritz Hartmann, Leopold Kompert, Lenau und Betty Paoli. Was z. B. von Uhland und Theodor Storm geboten wird, reicht zur Kennzeichnung beider nicht aus Ganz vermißt werden z. B. Wilh. Raabe, Fritz Reuter, Rosegger, Richard Wagner, Gerhardt Hauptmann, Börries v. Münchhausen.

Manches bezieht sich auf die österreichische Geschichte. Aber auch der deutsche-nationale Gedanke kommt zu seinem Rechte. Zu begrüßen sind z. B. Bürgers 'Herzensausguß über Volkspoesie', Chamissos Berlin, Annette von Drostes Dichter, M. v. Ebner-Eschenbachs Zwei Gräber, Eichendorffs Heimat, Fontanes Swend Gabelbart, Phantasus von Arno Holz, Bothwell und Sanssouci von Geibel, das 'Wiegenlied aus dem Dreißigjährigen Kriege' von Ricarda Huch, die Stelle über Napoleon aus Heines Reisebildern, die Gaukler von C. F. Meyer. Warum ist aber z. B. das Auflehnung predigende Gedicht 'Der Bauer' von Bürger und das grelle 'der Priester' von Hebbel abgedruckt? Börne ist doch wohl für die Jugend nicht so wichtig, daß das Becksche Gedicht 'Börnes Tod' Aufnahme verdiente.

Balladen und eigentliche lyrische Gedichte finden sich nicht viele. Maßgebend war im wesentlichen der literaturgeschichtliche Gesichtspunkt; viele Gedichte und Prosaabschnitte sind biographisch wertvoll oder bringen das Charakteristische einer literarischen Strömung oder das Eigenartige einer bestimmten dichterischen Persönlichkeit zum Ausdruck. Eine Würdigung Goethes oder einzelner von seinen Werken bieten z. B. S. 15 (von Dehmel), S. 21 (von Eckermann), S. 31 (von Fontane), S. 115 (von Paul Heyse), S. 146 (von Lessing), 215 (von Schiller), S. 222 (von Charlotte v. Stein), S. 237 (von Wieland), S. 239 (von Zedlitz). Anderes bezieht sich auf Klopstock, Lessing, Schiller, Voß, Jean Paul, H. v. Kleist, die Romantiker, die Dichter der Befreiungskriege, Uhland, Grillparzer, Platen, Hauff, Chamisso, Wilh. Müller, Lenau, Herwegh, Auerbach, Stifter, Scheffel, Raimund, Storm, M. v. Ebner-Eschenbach, Beethoven u. a. So haben wir hier wenig Vollblutpoesie, aber ungemein viele Gedichte, die man lehrhaft nennen kann.

Der Absicht der beiden Herausgeber entsprechend eignet sich die Sammlung also fraglos zum Gebrauche bei der in den österreichischen Gymnasien oder Mittelschulen üblichen mündlichen Reifeprüfung im Deutschen. Daß es aber zweckmäßig sei, das Buch 'auch im Unterricht zur Ergänzung heranzuziehen', möchte ich bezweifeln. Soll es wirklich den Schülern in die Hand gegeben werden, dann wäre ein Anhang mit ganz kurzen biographischen Bemerkungen über die einzelnen Schriftsteller

wünschenswert, wenn er auch nur die Angabe enthielte, wann und wo die Betreffenden geboren und gestorben sind.

6) J. W. Bruinier, Minnesang. Die Liebe im Liede des deutschen Mittelalters. Aus Natur und Geisteswelt.' Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 404. Bändchen. Leipzig, Teubner 1913. 130 S. 1 ℳ.

Das Büchlein ist nicht so anziehend wie das desselben Verfassers über das Volkslied (Bd. 7 derselben Sammlung). Dies liegt am Stoffe. Denn wenn sich auch mancher Uneingeweihte unter dem Minnesang den Gipfel der Poesie vorstellen mag, so ist er doch im ganzen keine erfreuliche Erscheinung. Es fragt sich, ob sich seine Behandlung — natürlich abgesehen von Walther von der Vogelweide — in der Sammlung 'Aus Natur und Geisteswelt', d. h. für weitere Kreise überhaupt lohnt.

Der Verfasser geht zuerst sehr ausführlich auf das althochdeutsche winileod, auf das Mailied und auf das immerhin frische Liebeslied der Frühzeit nach Kürenbergs Weise ein und schildert dann die Entwicklung des deutschen Minnesangs selbst mit seiner Abhängigkeit von den Dichtungen der provenzalischen Troubadours, mit seinem ungesunden Frauendienst, mit seinem häufigen Mangel an Natur und wahrer Empfindung, mit der würdelosen Selbsterniedrigung des Mannes.

Die folgenden, überall auf den Ergebnissen der Wissenschaft fußenden Ausführungen suchen uns an der Hand ausgewählter Belegstellen ein Bild von der Persönlichkeit und der dichterischen Eigenart der einzelnen Dichter zu geben. So werden gekennzeichnet der höfische Friedrich von Hausen, der sinnige Veldeke, der selbständige und zum Teil leidenschaftliche Heinrich von Morungen, der schulgerechte, etwas gespreizte Reimar von Hagenau, der durch Tiefe der Weltanschauung, unmittelbare Wärme und deutsche Gesinnung allen überlegene Walther von der Vogelweide, der natürliche Neidhart von Rauenthal, durch den das Tanzlied vertieft und veredelt wurde, und manche andere.

Die Einteilung der Morungenschen Dichtungen in sechs Gruppen ist ansprechend, während die Abgrenzung von drei verschiedenen Liederkränzen Friedrichs von Hausen zweifelhaft bleibt.

Die Darstellung ist recht breit und im ganzen zu fachmännisch gehalten, um gemeinverständlich zu sein. Daß die mitgeteilten Gedichte in mittelhochdeutscher Sprache geboten werden, ist an sich zu loben, muß aber dazu beitragen, daß sich das Buch vermutlich über den Kreis von Studierenden hinaus nicht weit verbreiten wird.

Wetzlar. Heinrich Gloël.

Euripides, Iphigenie in Aulis. Für den Schulgebrauch erklärt von N. Wecklein. Leipzig 1914, Teubner. XVII, 93 S. 8. 1,50 ℳ.

Mit unermüdlichem Eifer kommentiert Wecklein für die Sammlung der Teubnerschen Schulausgaben eine Tragödie des Euripides nach der anderen. Als zwölftes Bändchen ist nunmehr die Iphigenie in Aulis erschienen, die, wie dem Ref. aus eigener Erfahrung bekannt ist, dem Herausgeber wegen ihres zweifelhaften Textes erhebliche Schwierigkeiten



bereitet. Die Einleitung Weckleins behandelt in drei Abschnitten den Mythus, das Drama des Euripides und die Geschichte des Textes. In seiner Ansicht über den ursprünglichen Charakter der Iphigenie und über die Bearbeitung der Fabel durch Euripides stimmt W. im großen und ganzen mit meinen Ausführungen überein; nur vermisse ich eine Angabe darüber, wie er sich das Eintreten der Göttin Iphigeneia in die Atridensage denkt, denn die Notiz Herodots (IV, 103) genügt natürlich nicht zur Erklärung dieser Verbindung. Nicht unwahrscheinlich ist die S. VII geäußerte Vermutung, daß für den Kriegerchor in der Iphigenie des Ennius nicht die Iphigenie des Sophokles maßgebend gewesen sei, sondern die Klage des Achilleus über die Ungeduld seiner Myrmidonen in dem euripideischen Stück (814ff.).

Auch in der Frage nach der Echtheit oder Unechtheit der einzelnen Teile des Stückes steht W. im allgemeinen auf dem Standpunkt, den ich in meiner Ausgabe einnehme. Er unterscheidet S. XIV sieben größere Partien, die nicht vom älteren Euripides herrühren: die anapästische Partie vor dem eigentlichen Prolog, die Schlußpartie jedenfalls von 1532, wenn nicht — meines Erachtens richtiger — von 1510 an, die vermittelnden Partien 413—441, 619—637, 1115—1123, sowie andere Verse, in denen der Knabe Orestes eingeführt wird, den zweiten Teil der Parodos 232—302 und die Verse 773—783. W. nimmt für diese Teile — abgesehen natürlich von dem sicher erst aus byzantinischer Zeit herrührenden letzten Teil der Exodus und von einzelnen anderen Versen — den jüngeren Euripides, den Neffen des großen Tragikers, als Verfasser an; ich glaube auch jetzt noch, daß viele und auch ausgedehntere Interpolationen des Stückes erst einer weit späteren Zeit ihren Ursprung verdanken. Jedenfalls aber sind die Anfangsverse 1—48 der Redaktion des jüngeren Euripides zuzuweisen; sie dürfen daher nicht, wie dies noch Murray getan hat, hinter den jambischen Prolog gestellt werden. Diese anapästischen Anfangsverse erinnern an den Anfang des Rhesus, der, wie W. S. XVI hervorhebt, auch noch andere sachliche und sprachliche Anklänge an die Iphigenia aufweist. W. ist deshalb geneigt, in dem jüngeren Euripides den Dichter des Rhesus zu sehen, eine Vermutung, die ja auch schon von Boeckh, Hartung u. a. geäußert ist. Unter den sicher oder vielleicht auf die Iphigenie zurückgehenden Werken der bildenden Kunst, die W. S. XV nach meinem Vorgang erwähnt — das Relief vom Marmoraltare des Kleomenes ist auf einer Tafel der Ausgabe beigefügt —, könnte jetzt noch die lebensgroße Marmorgruppe der Ny-Carlsberg-Glyptothek genannt werden, welche Artemis darstellt, wie sie die Iphigenie mit der Hindin vertauscht. Vgl. den Anzeiger des archäologischen Jahrbuches 1904 S. 224f.

Was nun den Text im einzelnen anlangt, so weichen unsere Ausgaben an nicht wenigen Stellen voneinander ab, obgleich auch ich W.s kritische Ausgabe zugrunde gelegt hatte. Bei den meisten Abweichungen halte ich auch jetzt an der von mir gewählten Lesart fest. So läßt sich V. 7 das von Theon von Smyrna ausdrücklich als Adjektiv bezeugte σείριος, für das u. a. Vahlen op. acad. I, 415 eintritt, schwerlich dadurch als unrichtig erweisen, daß Theon, dem es ja nur auf das Wort

σείριος ankommt, den Anfang des vorhergehenden Verses unrichtig zitiert. Den astronomischen Irrtum, daß der Sirius in der Nähe der Plejaden steht, möchte ich auch dem jüngeren Euripides nicht zuschreiben. V. 22 erscheint mir die Verbesserung Naucks πρότιμον für φιλότιμον (τὸ φιλότιμον die Handschr.) als notwendig; denn nicht der Ehrgeiz, sondern die Ehre selbst, das ἐν τιμαῖς εἶναι bereitet nach dem Zusammenhange Freude und Leid. In V. 57 liegt kein Grund vor, für das überlieferte ἄριστα das von Hesych aus der Iphigenie notierte ἄθραυστα einzusetzen; dies wird, wie schon die — freilich unrichtige — Erklärung ἀπρόσκοπα zeigt, eher in dem verlorenen Schluß seine Stelle gehabt haben. V. 72 ersetzt W. ὅδ' ὡς ὁ μῦθος durch βοτήρ, ὡς μῦθος, aber ὅδε läßt sich in der Bedeutung 'der bekannte' auch sonst belegen und das substantivierte κρίνων wirkt sarkastischer. 122f. liest W. εἰς ἄλλας ὥρας γὰρ δεῖ παιδὸς δαῖσαί μ' ὑμεναίους für εἰς ἄλλας ὥρας γὰρ δὴ παιδὸς δαίσομεν ὑμεναίους, unnötig; vgl. zur Form des Dimeters meine Anmerkung. V. 172 lese ich nach Markland ἠϊθέων, W. behält ἡμιθέων bei; es ist aber unwahrscheinlich, daß der Chor in jedem Krieger des Griechenheeres einen Halbgott gesehen hätte. 215 wird ἐρίζων für ἑλίσσων geschrieben, aber vgl. meine Erklärung der Überlieferung. Während sonst die Ausgabe mit Änderungen nicht gerade sparsam ist, wird 234 das unmögliche μείλινον im Texte gelassen; besser als das in der Anmerkung empfohlene μέλιτον ist μελίφρον' (England), weil dies Wort auch sonst vorkommt. In V. 251 paßt zu ἁρματήλατον (so W. für ἅρμασιν θετὸν) das τε hinter dem folgenden εὔσημον nicht; dieser Anstoß wird durch meine Lesart ἅρμασιν, φίλον beseitigt. Die von W. getilgten Verse 363f. lassen sich halten, wenn man für μάλιστά γε mit L. Dindorf κάλλιστά γε schreibt; durch den ironischen Ausruf wird die Gedankenverbindung mit 365 hergestellt. Diese Stellen aus dem ersten Teil des Dramas mögen genügen; eine Aufzählung aller Abweichungen W.s, mit denen ich nicht einverstanden bin, würde zu weit führen. Für richtig halte ich im Gegensatz zu meinem Text besonders folgende Lesarten: 281 οὓς Ἐπειὸν ὠνόμαζε πᾶς λεών (C. Conradt für οὓς Ἐπειοὺς ὠ. πᾶς λεώς), weil dadurch reine Trochäen hergestellt werden, ferner 670 οἰκεῖς (W. für οἰκίζεις), 1522 Ἄρτεμιν θεὰν ἄνασσαν f. Ἄ. θεῶν ἄνασσαν (Hennig); auch 1344 ist vielleicht W.s Text οὐ σεμνότητος ἔργον, ἣν ὀνώμεθα (ἣν δυνώμεθα die Handschr.) der von mir aufgenommenen Verbesserung Weils οὐ σ. ἔ. ἀνδυώμεθα vorzuziehen. Wünschenswert wäre ein übersichtliches Verzeichnis der Abweichungen vom Text der kritischen Ausgabe gewesen.

Der Kommentar trägt den bekannten Charakter der W.schen Schulausgaben. Während ich mich bemüht habe, vor allem den Gedankengang des Dialogs, der Reden und Lieder, wo es erforderlich schien, klarzulegen, zeigt W. seine große Kenntnis der Dichtersprache durch Anführung zahlreicher Parallelstellen aus griechischen Dichtern, namentlich aus den Tragikern. Im übrigen stimmen seine sachlichen und sprachlichen Erläuterungen vielfach dem Sinne nach mit denjenigen meines Kommentars überein. Mitunter findet sich freilich eine verschiedene Auffassung einer Stelle. Wenn W. V. 120f. die Worte πρὸς

τὰν κολπώδη πτέρυγ' Εὐβοίας Αὖλιν ἀκλύσταν erklärt: 'Das auf einem in den Euripus vorspringenden Hügel liegende und fast mit Euböa zusammenhängende Aulis kann von Süden aus gesehen wie ein Flügel Euböas erscheinen,' so würde dies passen, wenn von Chalkis die Rede wäre; aber der kleine, jenseits des Euripus liegende Vorsprung von Aulis kann schwerlich als Flügel Euböas bezeichnet werden, zumal hier durch *κολπώδη*, falls es zu *Αὖλιν* gehörte, der Hafen von Aulis und nicht der Landvorsprung betont wird. Ich verstehe unter *κολπώδη πτέρυγ' Εὐβοίας* den durch Chalkis busenförmig gemachten südwestlichen Teil der Insel, so daß also zuerst das allgemeine Ziel, dann mit *Αὖλιν ἀκλύσταν* der bestimmte Ort genannt wird. Zu 455 *ποῖον ὄμμα συμβαλῶ;* wird bemerkt: 'in welche Lage werde ich mein Auge bringen?' Dabei kann man sich nichts Rechtes denken, und die gleichzeitig angeführte Erklärung Marklands: *'quomodo meam uxorem aspiciam contra oculis?'* ist jedenfalls vorzuziehen; der Begriff *τῷ δάμαρτος ὄμματι* ist zu ergänzen. Das Wort *κύριος* in V. 703 bezieht W. wohl richtiger auf Nereus, den Vater der Thetis, als ich es auf Zeus bezogen habe. 958 übersetzt W.: 'Trifft er's oder trifft er's nicht, er ist auf und davon', indem er mit Hartung *δ' ὅταν τε* für *ὅταν δὲ* schreibt. Ebensogut kann man *τυχὼν* zum vorhergehenden Verse ziehen und *ὅταν δὲ μὴ τύχῃ, διοίχεται* verstehen: 'wenn ihn der Zufall nicht begünstigt, so ist er vernichtet, so kümmert man sich nicht mehr um ihn'. 1117f. *οἶσθα γὰρ πατρὸς πάντως ἃ μέλλει.* 'Der Gen. *πατρὸς* ist von *ἃ μέλλει* wie von *τὰ βουλεύματα* abhängig.' Ich glaube eher, daß *πατρὸς* als Gen. der Beziehung (= *περὶ* mit Gen.) nach homerischer Weise direkt zu *οἶδα* gehört; vgl. Ameis-Hentze zu *Λ* 657. 1484f. *ὡς ἐμοῖσιν, εἰ χρεών, αἵμασι θύμασί τε θέσφατ' ἐξαλείψω.* 'Weder scheint *εἰ χρεὼν* dem Zusammenhang zu entsprechen, noch ist es glaubhaft, daß *ἐξαλείφειν θέσφατα* oraculum explere (gleichsam mit Blut die Schrift des Orakels auslöschen) bedeuten kann.' An *εἰ χρεών*, d. i. 'wenn es einmal sein muß, wenn es das Schicksal so will', ist ebensowenig etwas auszusetzen wie an *ἐξαλείφειν θέσφατα.* Der Ausdruck bedeutet einfach 'das Orakel unwirksam machen, es aufheben', nämlich durch die Erfüllung; mit ähnlicher Übertragung steht *ἐξαλείφειν* Iph. Taur. 698 von dem Hause Agamemnons.

Als einen Mangel der Ausgabe muß ich es bezeichnen, daß von den Versmaßen der lyrischen Partien mit keinem Worte die Rede ist. Ich habe mich in meiner Ausgabe bemüht, die Chorlieder metrisch zu analysieren, eine Arbeit, die später durch O. Schroeders Ausgabe der Cantica des Euripides S. 156ff. ergänzt und in vielen Fällen berichtigt ist. Zu diesem Buche hätte W. Stellung nehmen, und wenn er anderer Ansicht über die festzustellenden Maße war, diese näher begründen müssen.

Der Druck ist korrekt; an Versehen habe ich nur bemerkt: V. 394 Anm. *αγέντας* für *παγέντας*, 607 Anm. ist 647 gedruckt, 615 Anm. Symizese, 1145 Text *προσλαβαῖν.*

Leer. K. Busche.



Lothar Volkmann, T. Lucretius Carus, der Jünger Epikurs. Gütersloh 1913, Verlag C. Bertelsmann. (Gymnasialbibliothek, Heft 55.) Geh. 1 ℳ, geb. 1,50 ℳ.

Das Büchlein ist in der wohl allgemein bekannten Gymnasialbibliothek erschienen, die in langsamem, aber geschicktem Ausbau gediegene und dabei volkstümlich geschriebene Abhandlungen aus der Antike bringt, die, zunächst für reifere Schüler und Studierende geschrieben, auch in dem weiteren Kreis der Gebildeten lebhafte Beachtung verdienen. Wirkliches Edelgut findet sich darunter, und wenn der Kundige dieses neue Heft zur Hand nimmt, wird er erstaunt sein über die Anschaulichkeit und das Geschick, mit dem der Verfasser an sein Thema herantritt und es durchführt. Man spürt sofort den gereiften Pädagogen. Der auf das geistige Leben übertragene Parallelismus von Phylogenese und Ontogenese ist nichts Neues mehr, aber es ist eine Freude, diesen Gedanken in solcher Anschaulichkeit zu lesen wie hier (S. 15); hübsch ist auch die Parallele Demokrit — Epikur (S. 24): 'Es geht eben auch hier, wie es öfter gegangen ist: Kolumbus entdeckt die neue Welt, aber ihren Namen trägt sie nach ihrem ersten Schilderer, Amerigo Vespucci.' Und wir möchten hinzufügen: leider; denn man darf in der Tat den Epikureismus als eine 'Verwässerung Demokrits' (Vorländer) auffassen, während Demokrits Bedeutung erst in den letzten Jahren (gefördert durch Diels' Fragmentensammlung) sowohl an sich, als in seinem Nachleben (Galilei!) eingehender gewürdigt wurde (Marburger Schule, Vorländer). Es ist nun eine ebenso lockende wie dankbare Aufgabe, Lukrez zu behandeln, die eine Hauptquelle des Epikureismus und sein heute jedenfalls glänzendster Vertreter. Wir gewinnen damit um so eher ein treues Bild von Epikurs Lehre, als (seit Useners Standwerk *Epicurea* und Heinzes tiefschürfendem Kommentar) feststeht, daß Lukrez Epikurs Lehre rein überliefert hat. V. hat diese Aufgabe gelöst. Der Gang der Darstellung folgt im ganzen Lukrezens Einteilung in seinem Lied vom Weltall, ohne sich aber irgendwie sklavisch daran zu binden. Der Darstellung der Physik folgt die Lehre vom Menschen und seiner Seele, wobei wir dem Verfasser gern beipflichten, wenn er bei dieser Veröffentlichung mit einem Satz über die subtile Frage des *ἄλογον* (anima) und *λογικόν* (animus) hinweggeht, wie ja bei den Epikureern selbst alle psychologischen Fragen rein theoretischer Natur für unwesentlich galten. Ihr Ziel war ja dabei nur, die Menschheit zu erlösen durch die frohe Botschaft *ὁ θάνατος οὐδὲν πρὸς ἡμᾶς*. Und so war auch in der Stufenleiter Ethik—Physik—Kanonik die letztere, die die erkenntnistheoretische Grundlage hätte sein sollen, just das schlechteste Stück, und wir verstehen, wenn der Verfasser in Rücksicht auf den Zweck seines Buches die gedrängte Besprechung dieses Teils durch ein persönliches Bekenntnis seiner Stellung zum Materialismus unterbricht. Nach der Betrachtung der übrigen Abschnitte des Gedichts wendet sich V. dem letzten Teil und dem eigentlichen Gipfelpunkt, der Ethik, zu, entsprechend dem Gedicht des Römers die praktische Seite besonders herausarbeitend. — Man hätte vielleicht, wenn man das Ganze überblickt, eine größere Geschlossenheit darin finden mögen, die Kanonik als Versuch einer Erkenntnis-

theorie an die Spitze zu stellen und nach der Physik mit der Ethik zu schließen, wobei man den Vorzug gehabt hätte, vom Schlechten zum Guten aufzusteigen, doch das sind Geschmacksachen, über die wir nicht rechten wollen, am wenigsten bei einem selbst nicht geschlossenen Ganzen, wie es die epikureische Lehre ist. Im einzelnen nur einige kleine Bemerkungen: Ob man die willkürliche Abweichung der Atome eine 'physikalisch bessere' Erklärung nennen darf (S. 36 A), erscheint mir recht zweifelhaft, da wir selbst unter der Voraussetzung der (auch von Gomperz, Windelband, Lortzing, Vorländer angenommenen) Theorie Briegers dort wenigstens überhaupt einen Begründungsversuch haben, mag er auch vor der modernen Physik nicht bestehen können. Zur Verdeutlichung der Bewegungen im Innern der scheinbar leblosen Materie könnte man jetzt treffend auf die Wunder hinweisen, die uns das Ultramikroskop (im Münchner Deutschen Museum z. B.) erschließt; zu der Behauptung, daß der Körper im Augenblick des Todes nichts an Gewicht verliert, kann man jetzt auf die überraschende gegenteilige Feststellung der modernen — wenn ich mich recht erinnere amerikanischen — Medizin aufmerksam machen. Endlich noch ein Wort zur Problemstellung: Mit feinem Geschick führt der Verfasser zu seinem Problem Demokrit—Epikur—Lukrez heran, zumeist unter Herbeiziehung von Anaxagoras. Hier aber hätte meines Erachtens das (überhaupt in der Fachliteratur kaum gewürdigte, von Gomperz direkt geleugnete) Verhältnis Eleaten—Atomisten präziser herausgearbeitet werden müssen, da es fruchtbarer, wichtiger ist, als das zu Anaxagoras.

Doch blicken wir noch einmal zurück! Das Büchlein macht uns durch die Anschaulichkeit, Klarheit und Wärme seiner Schilderung den Verfasser liebenswert; unaufdringlich sind über die Seiten reiche Lesefrüchte, gelegentlich auch persönliche Bekenntnisse verstreut, das literarische Ziel, den Epikureismus in Lukrez dem modernen gebildeten Leser nahezubringen, ist erreicht.

In diesem Zusammenhang sei auch auf die so gut wie unbekannte Abhandlung über Lukrez von Dilthey, dem Unvergeßlichen, hingewiesen, sie steht in dem bisher allein erschienenen Band II seiner gesammelten Werke, die sein Schüler Misch pietätvoll herausgibt.

Hildburghausen i. Thür. Oskar Metzger gen. Hoesch.

---

1) O. Kübler, Griechisches Vokabularium, nebst einer Zugabe von Lesestücken und Einleitungen zur homerischen Wort- und Formenlehre. 16. vermehrte Aufl. Besorgt von F. Petri, Berlin, Wiegand u. Grieben 1914. VI, 69 S. Geb. 70 ℛ︀.

Die große Anzahl der Auflagen des 1855 zum erstenmal erschienenen Buches beweist seine Brauchbarkeit. Wenn aber der neue Herausgeber im Vorwort bemerkt: 'Das Buch ist aus dem Unterricht erwachsen zu einer Zeit, da man den Besitz eines ausreichenden Wortschatzes, der nur durch regelmäßiges Auswendiglernen zu erwerben ist, als ebenso notwendig für den Sprachunterricht ansah wie grammatische

Sicherheit', so tut er der Gegenwart jedenfalls Unrecht. Denn auch heute muß man den Besitz eines ausreichenden Wortschatzes für durchaus notwendig halten. Ref. hat sogar in der Vorrede zu seiner 'griechischen Lautlehre auf etymologischer Grundlage' Halle 1907 behauptet: 'Für die Lektüre fremdsprachlicher Schriftsteller ist dreierlei als notwendige Voraussetzung zu bezeichnen: Sicherheit in der Formenlehre, Kenntnis der Hauptregeln der Syntax und ein fester Besitz eines umfangreichen Wortschatzes. Das zuletzt Genannte scheint mir das Wichtigste zu sein; denn die Beziehungen zwischen den einzelnen Satzteilen und Sätzen, wie sie durch die Flexionsendungen einerseits und durch die Präpositionen und Konjunktionen andererseits ausgedrückt werden, lassen sich leichter aus dem Zusammenhange schließen als die Bedeutung eines einzelnen Wortes.' Es fragt sich nun, ob dieser umfangreiche Wortschatz 'nur durch regelmäßiges Auswendiglernen zu erwerben ist', wie der Herausgeber meint. Ref. behauptet, daß das 'mechanische' Auswendiglernen nicht genüge, sondern daß zur Übung des Gedächtnisses das Verständnis hinzukommen müsse. Dieses Verständnis sucht Ref. dadurch zu erreichen, daß er stets auf etymologische Verknüpfung der neu zu lernenden Wörter mit bereits bekannten Wörtern der selben Wortfamilie, mit urverwandten Wörtern aus anderen, dem Schüler bekannten Sprachen, mit Lehn- und Fremdwörtern Wert legt. Deshalb kann Ref. die etymologische Anordnung in dem vorliegenden Buche im Prinzip nur durchaus gutheißen.

Es entsteht nun die Frage, ob das Büchlein, wie der Herausgeber meint, als Übungsbuch (neben einer Grammatik) ausreicht. Ref. glaubt diese Frage verneinen zu müssen. Zunächst sieht Ref. nicht ein, weshalb in dem 'Vorkursus' die Vokabeln nicht nach Deklinationen geordnet sind, wie es in den gebräuchlichen Übungsbüchern geschieht, sondern nach dem Akzent! Ferner dürfte es ohne deutsche Sätze für häusliche Präparation oder Widerholung nicht abgehen. Ref. ist der Ansicht, daß der grammatische Lehrgang fortlaufend von einer nicht zu kleinen Anzahl von allmählich schwieriger werdenden Einzelsätzen begleitet werden muß, die nach Beendigung eines Abschnittes von zusammenhängenden Stücken unterbrochen werden können. Ref. kann nicht erkennen, wie der Verf. sich die Benutzung der beigegebenen Lesestücke denkt. Die Zugabe eines Vokabulars für den Anfang der Homerlektüre (gehört Ilias I auch zum Anfang?) hält Ref. für überflüssig. Für die Homerlektüre ist dem Schüler nach des Ref. Ansicht ein Spezialwörterbuch zu empfehlen, das ihm bei schwieriger zu erkennenden Verbalformen Hilfe leistet (etwa Autenrieth-Kaegi oder Harder). Desgleichen hält Ref. den Abriß der homerischen Lautlehre für unnötig, da die gebräuchlichen Schulgrammatiken einen solchen bieten.

Was nun das Vokabular angeht, so hält Ref. eine ganze Anzahl von Wörtern für überflüssig, wenn ihre feste Einprägung in Frage kommen soll, z. B. *ἀμβλύς, ἀρρενικός, ἀρτοποιός, ἀρύτω, αὐχμηρός, ἕρμαιον, ζέω, ἡλικιώτης θεράπαινα, θιγγάνω, θρύπτεσθαι* und Ableitung, *κοιλαίνω, κυλίω, κυρόω, εὐλάβεια, βλάξ, γεωμέτρης, μηκύνω, ὀφλισκάνω, τραπεζίτης, σφαγεύς, τριβή, ἀγρυπνία, φαντάζεσθαι, φειδωλός, φορτικός,*

φορτίον, φωρᾶν, φθέγμα, φρενόω, σωφρονεῖν und σωφρονίζειν, ἀφνής, χοῦν, χειμάζω, δυσχεραίνω u. a. Entweder kommen die Wörter nur vereinzelt in der Schullektüre vor oder sind ganz leicht als Ableitungen bekannter Grundwörter, die fest einzuprägen sind, zu erkennen; wenn z. B. σώφρων fest gelernt ist, macht die Bedeutung von σωφρονίζω und σωφρονεῖν gar keine Schwierigkeit (über das Verhältnis der transitiven und intransitiven Ableitung von -ίζω und -εῖν vgl. οἰκίζω : οἰκέω, εὐδαιμονίζω : εὐδαιμονέω).

Es ist dem Ref. aufgefallen, daß in der Anwendung des Sperrdrucks, der doch den Beginn einer neuen Wortfamilie bezeichnen soll, nicht immer sorgfältig verfahren worden ist, so daß in manchen Fällen Irrtümer entstehen können, soll z. B. πέτομαι und πέτρα zu πετάννυμι gehören? Oder πυκνόρ zu πυγμή? Oder χειμών zu χέω? — Andrerseits durfte κύριος nicht gesperrt werden, da es zu κυρόω gehört, ebenso πέραν, da es zur Sippe der √per gehört, deren erstes Wort in περί angeführt wird (das gesperrt werden müßte). Nicht μῦθος, sondern μύειν müßte gesperrt werden. μνήμη und κανών dürfen nicht gesperrt werden. νέμεσις mußte gleich hinter νέμω gestellt werden, ἐκκλησία hinter καλεῖν, nicht hinter κλέος. Warum ist ἀπόρρητος nicht zu ῥήτωρ gestellt? An unrichtigen oder zweifelhaften Etymologien sind dem Ref. aufgefallen: ἡγεῖσθαι nicht zu ἄγω (sondern = sāgio u. nhd. suchen: Jägerausdruck vom Spürhund, der das Wild wittert, aufspürt und den Jäger führt); αἰχμή nicht zu √ακ-; βακτηρία nicht zu βαίνω, βῆμα; βασιλεύς Etym.? ; γυνή nicht zu γεν; ὁμιλέω nicht zu εἰλέω, sondern urv. m. mīles ('der in Scharen geht'); ἕρκος nicht zu εἴργω; εὐνή nicht zu καθεύδω; ὄψον nicht zu ἕψω, sondern zu ψῆν = 'was dazu (o-) gegessen wird'; ἥκειν nicht zu ἱκανός; στάδιον ist wahrscheinlich Umbildung von σπάδιον (urv. spatium) nach √στα-; κωφός nicht zu κόπτω; μόλιρ und μόγις sind zu trennen; ob ναῦς zu νεῖν gehört, ist zweifelhaft; ξύλον nicht zu ξέω; Suffix -ωδης eher zu ὄζω; πλεύμων nicht zu πνέω, sondern mit lat. pulmo zu πλέω 'die Schwimmende' wegen der Leichtigkeit; gr. πνεύμων ist volksetym. Umbildung nach πνέω; πλήν nicht zu πλανάω, sondern zu πλησίον Bois.; ἀσπάζομαι nicht zu σπάω, sondern zu ἐννέπω; ταμίας zu τέμνω?; φαιδρός nicht zu φαίνω; φύλλον nicht zu φύω, sondern mit folium und Blatt zu √bhel 'schwellen'; χειροῦσθαι wohl nicht zu χείρ; sondern zu χείρων. Aus dem homer. Wörterverzeichnis: αἴσυλος nicht zu αἶσα Bois.; ἄν-ωγα nicht zu ἄναξ, sondern zu ἦ < *ἡκτ, wozu nach φημί ein Präs. ἠμί gebildet wurde; urv. lat. āio (<*agjō), prōd-igium; ἑκηβόλος und ἑκατηβόλος werden jetzt nicht mehr zu ἑκάς, sondern zu ἑκών gestellt. 'Der nach seinem Willen Treffende'; μίμνω nur im weiteren Sinne zu μένος, zunächst zu μένω (vgl. Walde, Lat. etym. W., s. o. maneo, Bois. s. o. μένω; βροτός nicht zu μόρος (!), sondern < *μροτός zu √mer in morior, nhd. Mord. νέμεσις müßte zu νέμω gestellt werden; eig. 'das Zuteilen' (vgl. δαίμων : δαίομαι 'der Zuteiler', μόρος und μοῖρα 'das Zuteilen, das Zugeteilte' : μέρος); ὀπάζω zu ἕπομαι? Bois.; χώομαι nicht zu χόλος, da das λ in χόλος zu der Wurzel gehört, vgl. fel und nhd. Galle; Grdb. der √ ist 'das Gelblich-Grüne', vgl. holus, helvus, χλόη, χλωρός, nhd.

gelb, Gold; *οὐ χραισμέω* gehört zu *χρή* usw., es wäre also der Grdb. entsprechend zu übersetzen: 'nichts nützen'.

Was die Beifügung von lateinischen Wörtern angeht, so ist ganz willkürlich und ungleichartig verfahren: in einzelnen Fällen ist das lateinische Wort urverwandt, z. B. avis bei *ἀετός* (was aber der Schüler aus dem 'vgl.' nicht entnehmen kann), ebenso salio, artus, angere, sal u. a., in anderen Fällen ist das lateinische Wort Lehnwort aus dem Griechischen, z. B. aer, nauta, coma, pompa u. a. (was aber wider nicht angegeben ist); andere Wörter sind Bedeutungsparallelen contionāri : *ἀγορεύειν*; ducere : *ἡγέομαι*; prandium : *ἄριστον*; habitus : *σχῆμα* u. a.; andere sind lediglich lateinische Übersetzungen der griechischen Wörter turpis : *αἰσχρός*; cuspis : *αἰχμή*; cena : *δεῖπνον*.

In diesem Falle empfiehlt es sich, durch den Druck oder durch kurze Zusätze, wie 'urv., L. F. Bp.' (Bedeutungsparallelen), die Sache dem Schüler klar zu machen. Welchen Zweck aber die Angabe der lateinischen Übersetzung, z. B. '*ἐλπίς* Hoffnung spes' in einem griechischen Vokabular haben soll, kann Ref. nicht verstehen; der dadurch eingenommene Raum konnte besser verwertet werden, z. B. bei *ἐλπίς* konnte hom. *εἰλαπίνη* (das übrigens im hom. Vokabular fehlt, obwohl es Od. 1, 225 vorkommt) und das urverwandte voluptas hinzugefügt werden, bei *ἐλπίζω* konnte bemerkt werden (< *ἐλπιδ-γω*, damit sofort die Ableitung von *ἐλπίς ἐλπίδ-ος* deutlich würde. Bei *σχολή* konnte statt ōtium angegeben werden: (> L. schola > L. Schule). Bezüglich der Angabe der urverwandten lateinischen Wörter konnte noch viel mehr getan werden; die deutschen urverwandten Wörter sind überhaupt nicht kenntlich gemacht. Warum wird z. B. bei *ἀγρός* nicht ager hinzugefügt und durch Druck oder Bezeichnung angegeben, daß 'Acker' urverwandt ist? Nicht einmal, daß *ἀγρός* zu *ἄγω* gehört (wie Trift : treiben), erfährt der Schüler. Durch diese Angaben würde er lernen, daß der Acker, das bestellte Feld, aus der Viehweide hervorgegangen ist, daß also die Kulturstufe der Viehzucht dem Ackerbau vorausgeht, daß aber auch die Indogermanen schon Ackerbau getrieben haben, was aus der Urverwandtschaft der Wörter zu entnehmen ist; außerdem lernt er die ursprüngliche Bedeutung von 'Acker' kennen, was er aus dem Deutschen nicht erfahren kann, da das zu 'Acker' gehörige Verbum im Neuhochdeutschen nicht erhalten ist (vgl. des Ref. kleine Schrift 'Die Etymologie im Sprachunterricht der höheren Schulen' Halle 1906).

Zu loben ist die Beifügung von Fremdwörtern, die aus dem Griechischen stammen; vielleicht könnte in diesem Punkte noch mehr getan werden, z. B. *ἄριστος* (Aristokratie); *ἀγαπᾶν* (Agapen); *ἀγαθός* (Agathe); *ἀδελφός* (Philadelphia); *ἀθλητής* (Athlet); *αἵρεσις* (Häresie); *ἀκούειν* (Akustik); *ἀλλότριος* (Allotria); *ἀνδρεῖος* (Andreas); *ἁρπάζω* (Harpyien); *ἄσκησις* (Askese); *αὐλή* (> L. aula > Aula).

Wünschenswert wäre es, daß bei Wörtern, die nicht echt griechisch sind, sondern L. oder F. aus andern Sprachen, dies bemerkt würde, damit der Schüler einen Blick tue in die Beziehung der Völker untereinander; allerdings sind in dem Vokabular nur wenig Fremdwörter er

wähnt, z. B. βίβλος (ägypt. W.) und κανοῦν, κανών, die auf ein sumerisch-akkadisches Wort zurückgehen, σίδηρος kaukasisch.

Seine Ansichten und Wünsche für die Einrichtung etymologischer Vokabularien hat Ref. in seiner Besprechung eines ähnlichen Büchleins (Uhle, 'Griechisches Vokabular in etymologischer Anordnung') in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1913 S. 132ff., dargelegt.

Zum Schluß möchte Ref. das vorliegende Büchlein, das zwar noch in mancher Hinsicht verbesserungsfähig ist, doch für ein recht brauchbares Mittel zur Einprägung und Widerholung des notwendigen Wortschatzes erklären und der Beachtung der Leser empfehlen.

2) P. Dettweiler, Didaktik und Methodik des lateinischen Unterrichts; 3. umgearbeitete Auflage von D. Dr. Fries. München 1914. Beck. 265 S. 5 ℳ, geb. 6 ℳ.

Kein Berufenerer konnte die Neuherausgabe des Dettweilerschen Werkes übernehmen als Geheimrat D. Dr. Fries, der bekannte Direktor der Franckeschen Stiftungen und langjährige Herausgeber der 'Lehrproben und Lehrgänge', der Zeitschrift, die sich um die Methodik aller Unterrichtsfächer am meisten verdient gemacht hat. Es ist deshalb von vornherein für den Leser zu erwarten, daß er in dem neuen Buche etwas Vortreffliches finden wird. Über seine Stellung zu den strittigen Fragen des Lateinunterrichts bemerkt der Verf. auf S. III des Vorworts, sie sei 'mehr eine vermittelnde, wobei man das gute Neue als wirklichen Fortschritt unbefangen würdigt, andrerseits aber Altbewährtes nicht ohne weiteres abgetan sein läßt'. Und wirklich tritt diese Stellung in dem ganzen Buche hervor, besonders aber in der Frage der Wertschätzung der Übersetzung ins Lateinische und aus dem Lateinischen. Der Verf. hält für das Gymnasium 'an der Hinübersetzung als unentbehrliche Ergänzung und Stütze der Herübersetzung' fest, betont aber mit Recht, daß ,letztere mehr gepflegt zu werden verdient, als es früher geschehen ist und wohl noch jetzt geschehen mag'. Und es kann selbstverständlich keine Frage sein: solange die Unterrichtsbehörde als Zielleistung bei der Reifeprüfung das lateinische Skriptum beibehält, müssen die Schüler dafür herangebildet werden; ob aber diese Zielforderung in der Gegenwart noch eine Berechtigung hat und ob sie nicht vielmehr durch Wertvolleres ersetzt werden müßte, das ist eine andere Frage, die hier natürlich nicht erörtert werden kann.

Es würde den Rahmen dieser Besprechung sprengen, wollte Ref. alle die zahlreichen vortrefflichen Winke, die uns der bewährte Schulmann gibt, auch nur andeutend berühren. Nur einige Punkte seien hervorgehoben.

Zunächst war es dem Referenten erfreulich — was hier pro domo bemerkt werden möge — zu sehen, daß der Verf. eine wenn auch vorsichtige, so doch im ganzen freundliche Stellung einnimmt zu der Forderung, daß der grammatische Unterricht durch die Einführung der historischen und vergleichenden Betrachtungsweise vertieft werde. Ref. ist in diesem Punkte der Ansicht, die Behörde möge durch Gestattung der Einführung von einschlägigen, sprachwissenschaftlich orientierten

Lehrbüchern, vorausgesetzt, daß diese die Ergebnisse der Sprachwissenschaft richtig widergeben — was bei dem Niepmannschen Buche leider nicht immer der Fall ist — eine Probe machen lassen, ob nicht doch auch schon der Sextaner manche sprachwissenschaftliche Erklärung verstehen kann, die ihm förderlich sein könnte, die ihm aber heute von den meisten Lateinlehrern vorenthalten wird, weil diese, was leider offen ausgesprochen werden muß, — selbst keine Ahnung davon haben, daß durch solche Erklärungen das Verständnis vertieft werden könnte. Ref. ist überzeugt: wenn diese Methode unter Benutzung guter Hilfsmittel erprobt werden könnte, würde sie sich auch bewähren.

Ferner möchte Ref. den Leser noch auf die Abschnitte hinweisen, die ihm mit das Wertvollste an dem Buche zu sein scheinen, das ist die Forderung, daß die Selbsttätigkeit der Schüler schon von der untersten Stufe angeregt werden solle durch die Stellung von solchen Hausaufgaben, die nicht bloß eine rein gedächtnismäßige Widerholung des in der Schule Durchgenommenen verlangten. Auf S. 113 heißt es: 'Da hat der Schüler nach gehöriger Anleitung z. B. aus dem gegebenen Sprachstoff Partizialkonstruktionen und Akkusative mit dem Infinitiv in selbständige Sätze bzw. in entsprechende Nebensätze deutsch und lateinisch zu verwandeln und umgekehrt jene Konstruktionen zu bilden. Mehr inhaltlicher Natur sind Aufgaben wie Durchmusterung eines Lesestücks oder auch einer Gruppe von Einzelsätzen nach den darin vorkommenden Personen, Orten und Zeiten; Versuche, ein größeres Ganze in ganz kleinem Umfange widerzugeben, deutsch und lateinisch (letzteres geschieht natürlich nur nach längeren Vorübungen, ist aber eine vortreffliche, erfrischende Leistung); Urteilsbildung durch das Gelesene, so daß etwa gesucht wird, welche Eigenschaften der betreffende Held vorzüglich betätigt hat, und wie diese Eigenschaften lateinisch ausgedrückt werden.' Vgl. für die mittleren Klassen S. 153, 163 und besonders 173, für die oberen Klassen S. 220, 228 f. — Daß bei dem Herausgeber der Lehrproben die Konzentration, die Verknüpfung des lateinischen Unterrichts mit andern Fächern nicht zu kurz kommt, bedarf wohl kaum der Erwähnung. — Mit den Vorschlägen für den Lektürekanon kann man durchaus einverstanden sein.

Ref. möchte sein Urteil über das Buch dahin zusammenfassen: Wenn alle Lateinlehrer von Sexta bis Prima die Vorschläge des Verf.s beherzigten und in die Wirklichkeit umsetzten und umsetzen könnten — denn der Verf. verlangt nicht wenig von dem Lateinlehrer —, dann würde der Lateinunterricht wider zu einer Blüte gelangen, die dem Gymnasium (ebenso dem Realgymnasium und Reformgymnasium) in der Achtung der Nation, in der es augenblicklich — ob mit Recht oder Unrecht, das kann hier nicht untersucht werden — stark gesunken ist, seinen alten ehrenvollen Platz widergewinnen müßte.

3) R. Dietrich, Lateinische Sprüche. 2. vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig 1914. C. A. Koch. 93 S. 8. 1,60 ℳ, geb. 2 ℳ.

Ein reizendes kleines Buch, das dem Leser viel Freude machen und ihm reiche Anregung für Verstand, Gemüt und Willen geben wird.

Das Büchlein enthält 886 Sprüche, die in folgende Abschnitte gegliedert sind: de temperantia (bis 22), de silentio (bis 76), de amicitia (bis 124), de Deo (bis 253), de iustitia (bis 352), de schola (bis 478) und Varia (bis 886). Bei Sprüchen, die aus Schriftstellern entnommen sind, werden die Stellen zitiert, bei historischen Aussprüchen die Urheber, die Zeit und die Veranlassung, bei Inschriften der Ort, wo sie sich finden, angegeben. Sehr anziehend werden die Sprüche dadurch, daß Parallelen aus andern Sprachen wie dem Griechischen, Französischen und Englischen oder deutsche Sprichwörter, gereimte Übertragungen, auch Dichterstellen hinzugefügt sind.

Ref. möchte das Büchlein nicht bloß allen Kollegen empfehlen, die sich ein paar angeregte Stunden machen wollen, sondern er hält es für recht geeignet für Schüler der oberen Klassen, die daraus eine Menge von Lebensweisheit in klassischem Gewande lernen können (wobei der oft in den Übertragungen hervortretende Humor nicht das Schlechteste ist), abgesehen von den vielen geflügelten Worten, die jeder Gebildete kennen muß. Der Lehrer kann das Büchlein aber auch schon in den unteren Klassen verwenden, sei es, daß er in Vertretungsstunden nach dem Vorschlage des Verf.s die im Anhange angeführten Sprüche durchnimmt, sei es, daß er regelmäßig einzelne Sprüche als Wahlsprüche für Tage oder Wochen an die Wandtafel schreibt, den Schülern erklärt und zum Einprägen aufgibt.

4) A. Luis, Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht auf der Sexta. Münster i. W. 1913. Aschendorf. 8. 32 S. 0,70 ℳ.

Der Untertitel 'Deutsche Vorübungen für die schwierigsten Kapitel der Wort- und Satzlehre' gibt die Absicht an, die der Verf. mit dem Büchlein verfolgt. Es sind in dem Heftchen zusammengestellt: 1. Belehrungen über den Satzbau, die wichtigsten Wortarten, das Bestimmen von Subjekt und Prädikat; 2. Muster und Einübungsstoffe für die Deklination und Konjugation; dabei ist auf das Bestimmen der Formen und das Unterscheiden ähnlicher Formen das Hauptgewicht zu legen. 3. Da das unrichtige Bestimmen der Satzteile oft auf verdorbenes Sprachgefühl zurückzuführen ist (z. B. Dativobjekt), so sind Übungen zur Berichtigung und Stärkung des Sprachgefühls angefügt. Wenn diese Übungen in der Lateinstunde nicht herangezogen werden könnten, dann sollten sie in den deutschen Stunden vorgenommen werden, damit dem lateinischen Unterricht vorgearbeitet werde.

Ref. hält das Büchlein für recht zweckentsprechend; natürlich müßte es den Schülern in die Hand gegeben werden; denn ein Diktieren der Aufgaben würde zuviel Zeit erfordern.

Am leichtesten wäre der Gebrauch, wenn Deutsch und Latein, wie es ja überhaupt empfehlenswert ist, in der Hand eines Lehrers lägen. Dann könnten die Übungen in deutschen Stunden vorgenommen werden und den lateinischen Unterricht stufenweise vorbereiten. In den Latein-

stunden selbst alle Übungen durchzuarbeiten, wäre zwar gut, aber nach des Ref. Meinung doch zu zeitraubend.

Weilburg. F. Stürmer.

---

1) Henri Bornecque et Benno Röttgers, La France moderne. Histoire, géographie, littérature etc. Braunschweig und Berlin, Georg Westermann, 1913. — Gr.-Okt. VIII, 187 S., 2 ℳ.

Die Absicht der Verfasser ist, ein Werk zu bieten, das in unseren Schulen neben der Lektüre französischer Schriftsteller als Nachschlage- und Ergänzungsbuch dienen kann. Der Stoff ist in fünf Gruppen eingeteilt: 1. Geschichte Frankreichs, 2. Frankreich und seine Kolonien, 3. Paris, 4. Der französische Charakter und die französische Familie, 5. Französische Literaturgeschichte. Im ersten Abschnitt werden die Ereignisse bis auf Heinrich IV. nur knapp behandelt; ebenso beschränkt sich der fünfte, was das Mittelalter angeht, auf das Allerwichtigste. Dem systematischen Teil der vier ersten sind ergänzende Abschnitte aus Werken hervorragender französischer Schriftsteller angefügt. Der fünfte ist durch eine Reihe von Inhaltsangaben wichtiger Literaturwerke bereichert. Ein 'Index alphabétique pour l'histoire de la littérature' stellt die chronologischen Angaben für ihn zusammen. Weiter folgt eine Liste der Herrscher und republikanischen Präsidenten. Daran schließen sich Anmerkungen zum Text, ein alphabetisch geordnetes Inhaltsverzeichnis und ein Wörterbuch. Endlich ist ein Plan von Paris und eine politische Karte von Frankreich mit Departementseinteilung beigegeben. Im Text befinden sich 43 Bilder.

Das Ganze macht einen durchaus günstigen Eindruck. Nur meine ich, die Anmerkungen auf S. 118—136 sind unpraktisch. In einem Nachschlagebuch wünscht man alles Zusammengehörige auch möglichst beisammen zu finden. Was von dem Inhalt der Noten wirklich wichtig ist, hätte daher entweder in den Text oder in das Wörterbuch mit hineinverarbeitet oder in Gestalt von Fußnoten geboten werden sollen. Vieles darin aber ist überhaupt überflüssig. Über die Lage von Orléans oder Reims (Anm. zu 2, 46) muß jeder, der das Buch benutzt, orientiert sein; will er das Département wissen, in dem jede der beiden Städte liegt, so mag er auf der beigefügten Karte nachsehen. Zwecklos für den Leser ist auch, um ein weiteres Beispiel anzuführen, was zu 6, 22 über Roßbach gesagt wird. Ganz besonders aber gilt unser Einwand von einer großen Reihe der chronologischen Angaben. Über Luthers Lebenszeit ist wohl auch ein mäßig Gebildeter im klaren. Warum also zu 3, 14 die Note: Luther (1483—1546)? Daß andererseits ein Leser gerade auf Geburts- und Todesjahr des Generals Chanzy (zu 20, 15) Gewicht legt, ist schwerlich anzunehmen. Also fort mit der Bemerkung: Chanzy (1823—1883)! Das wirklich wertvolle chronologische Material der Anmerkungen wäre meines Erachtens samt dem des 'Index alphabétique pour l'histoire de la littérature' am besten am Rand des Textes geboten worden. Die Linienbezeichnung konnte dann auf die Innenseite gerückt werden.

Der Abschnitt über die Landes aus Taines 'Voyages aux Pyrénées'

entspricht wohl nicht mehr ganz den gegenwärtigen Verhältnissen. Vgl. Professor Charlétys Darstellung in 'La France et les Français' von Kühn (S. 181 f.). — Für das Departementsverzeichnis auf der zweiten Karte dürfte sich die alphabetische Anordnung sehr empfehlen. — Das Wörterbuch ist, soweit der Text in Betracht kommt, zu loben. Vermißt habe ich nur marmaille 57, 21 und extorqué 85, 13. Dagegen scheinen die in den Noten enthaltenen, z. T. nicht eben geläufigen Worte gar nicht in Betracht gezogen zu sein. So fehlt zu 18, 2 frais (Subst.) und embaucher, zu 38 complément, impropre, retentissant, sonnette, pépin, exceptionnel, déité. Auf die Grundsätze der streng direkten Methode können sich die Verfasser hier nicht berufen. — Die Aussprachebezeichnungen in Zweifelsfällen kommen dem Schüler z. T. sehr weit entgegen — so für compter —, andererseits vermißt man sie z. B. für contact und indemnité. — Der Druck ist sorgfältig. Fehler habe ich nur 104, 43 (couleur), 73, 15 (Zeichensetzung!) und 70, Überschrift (Le famille) bemerkt.

Die Hauptfrage für eine Beurteilung des Werkes im 'Sokrates' ist nun: Empfiehlt sich seine Benutzung an humanistischen Anstalten? Ich glaube die Frage bejahen zu müssen. Es ist wohl selbstverständlich, daß die höheren Schulen dieser Richtung danach streben, ihren Schülern Aufklärung über die Hauptströmungen der französischen Literatur in den letzten drei Jahrhunderten zu geben, z. T. als Einleitung zu der Lektüre der einzelnen Schriftsteller, in Prima auch in systematischem Überblick. Ich bin ferner der Meinung, daß in einem der beiden letzten Schuljahre eine etwas eingehendere Beschäftigung mit Paris unumgänglich notwendig ist, wenn der französische Unterricht seinen Zweck erfüllen soll. Im Anschluß an die Erwähnung des Palais Bourbon und des Palais du Luxembourg läßt sich dabei auch das Wichtigste über die Verfassung des Landes einflechten. Auch wird man wünschen, daß die wichtigsten Haupterscheinungen der Geschichte unseres Nachbarvolkes und endlich auch einiges aus der Landes- und Volkskunde abgesehen von der Hauptstadt je länger je mehr zu festem Besitz der Schüler wird. Ganz besonders gilt dies für die Reformgymnasien, für deren Tertien sich, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe, vor allem eine Einführung in die Geographie Frankreichs und in seine ältere Geschichte bis auf Heinrich IV. eignet. Geben wir von Unter- oder auch Obersekunda an das Buch von Bornecque und Röttgers den Schülern an die Hand, so werden wir für einen Teil der hier angedeuteten Aufgaben das in der Klasse Neudurchzunehmende unmittelbar an den von den Verfassern dargebotenen Stoff anlehnen können; andere Stoffe werden uns bei widerholenden Zusammenfassungen von Material, das die Originalschriftsteller geboten haben, wirksame Dienste leisten. Noch anderes können wir zum Zweck von Sprechübungen als Ergänzungsstoffe zur häuslichen Vorbereitung aufgeben oder auch der Privatlektüre überlassen, soweit diese an humanistischen Anstalten für das Französische eingeführt ist. Endlich mögen die Schüler, besonders die strebsameren und zumal die angehenden Neuphilologen, das Werk als willkommenes Nachschlagebuch in die Hand nehmen; manche tuen es wohl auch über die Schulzeit hinaus.

2) Paul et Victor Margueritte, Zette (Histoire d'une petite fille), für den Schulgebrauch herausg. von E. Müller, Oberlehrerin am Städt. Lyzeum zu Stettin, Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller, Wien-Leipzig, 1813. Text 60, Anm. 14, Wörterbuch 47 S. Text und Anm. 60, Wörterbuch 30 ℔.

Die beiden Verfasser sind Söhne des tapferen Reitergenerals M., dessen Division durch ihren Durchbruchsversuch in der Schlacht bei Sedan Wilhelm I. den Ausruf entlockte: 'Ah! les braves gens!' Das Büchlein enthält Szenen aus der Entwicklungsgeschichte eines Töchterchens aus reicher Familie, und zwar vom ersten Babyalter bis zur Pforte der Jungfräulichkeit. Als Knabenlektüre ist es ausgeschlossen, an Mädchenanstalten wird der geistvolle Plauderton der mit der Kinderseele wohlvertrauten Verfasser gebührenden Beifall finden; auch der Kinderfreund wird das Werkchen gern lesen. Die Anmerkungen und das Wörterbuch verraten gründliche und sorgfältige Arbeit. Manche Übersetzungshilfe wird dem Lehrer, der dem Scharfsinn seiner Schüler gern möglichst viel zutraut, überflüssig erscheinen, so die zu 9, 5; 25, 19; 31, 30; 32, 20.

3) Leo Wroblewski, Französische Skizzen, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1913. 42 S., Okt., 1 ℳ.

Die Schrift, die gleichzeitig als wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Kaiserin-Augusta-Gymnasiums in Charlottenburg erschienen ist, enthält zwei inhaltlich von einander sehr verschiedene Abhandlungen. Die erste ist betitelt 'Strömungen in der modernen französischen Literatur'. Sie beschäftigt sich, von dem Romantizismus Hugos und dem Naturalismus Balzacs ausgehend, in anregender Weise besonders mit dem französischen Drama und Roman seit Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. S. 13 unten ist zu lesen Salammbô, S. 19 Mitte Margueritte. Der zweite Teil der Schrift gibt farbenreiche Bilder aus Algerien und Tunesien.

4) Poésies modernes, choisies et annotées par Max Friedr. Mann XVIII, 82 S., geb. 1,40 ℳ. Prosper Mérimée, Les Mécontents, annotés par Georg Goyert (Witten-Ruhr), VI, 48 S., geb. 1,10 ℳ. Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben, herausg. von Prof. Max Friedr. Mann (Frankfurt a. M.). 1. Bd. 35 u. 2. Bd. 39. — Frankfurt a. M., 1913.

Über die Eigenart der direkten Methode, wie sie in den Noten der beiden Bändchen hervortritt, zu streiten, ist hier nicht der Ort. Wir nehmen sie als etwas Gegebenes. Wenn ich aber in dieser Beziehung die Anmerkungen der beiden Herausgeber miteinander vergleiche, glaube ich in Mann den gewiegten und erfahrenen Praktiker zu erkennen, während Goyert doch zu oft unbefriedigt läßt. So heist es zu 18, 20 der Mécontents: *'vous m'avez ensorcelé: vous m'avez jeté un sort.'* Wir fürchten, der Schüler wird durch diese Bemerkung nur irregeführt; denn daß 'jeter un sort' geradezu unser Behexen, Bezaubern ist, wird ihm schwerlich bekannt sein. Ein anderes Beispiel! Zu 32, 20 lesen wir: 'exhale: répand'. Ist durch répandre der Sinn von exhaler wirklich

erschöpfend erklärt oder gewöhnen wir durch derartige Erläuterungen unsere Schüler nicht geradezu zur Oberflächlichkeit in der Erfassung des Wortsinns?

Die 'Poesie modernes' enthalten eine Anthologie der französischen Lyrik seit etwa 1850. Im allgemeinen wird man es ja vorziehen, eine Gedichtsammlung auszuwählen, die auch den älteren hierher gehörigen Dichtern gerecht wird, wie Chateaubriand, Hugo, Béranger, auch Lafontaine und anderen. Aber wenn diesen anderweitig ihr Recht in den unteren und mittleren Klassen wie in der Obersekunda geworden ist, so liegt kein Hindernis vor, in der Prima einen längeren Zeitraum auf das Studium der modernen Lyrik, wie sie hier dargeboten wird, zu verwenden. Jeder, der diese Absicht hegt, wird an Manns Bändchen seine helle Freude haben. Vorausgeschickt ist eine recht beachtenswerte Charakteristik der in Betracht kommenden literarischen Richtungen. Ihr Verfasser ist der Bretone Anatole de Braz, Professor an der Universität Rennes. Dann folgen Proben von 32 neueren Lyrikern, — wenn wir dem Geburtsjahre nachgehen, von Leconte de Lisle (1818) bis auf Abel Bonnard (1883). Am reichsten vertreten sind Paul Verlaine mit zehn und Henri de Régnier mit neun Proben. Etwa ein Viertel der Gedichte sind, wie der Herausgeber angibt, bisher in keiner Schulsammlung abgedruckt. Die Anmerkungen bringen Notizen über Leben und Werke der einzelnen Verfasser und einen 20 Seiten umfassenden Abriß der französischen Verslehre, der selbstverständlich ebenfalls in französischer Sprache geschrieben ist. Den Schluß bildet ein Glossar zu den Noten.

Der 14 Szenen umfassende, aus dem Jahre 1830 stammende Einakter 'Mécontents' spielt in der Zeit des ersten Kaiserreiches und versetzt uns in die Nähe der Vendée. Anhänger des Ancien Régime, die meisten Adlige etwa von der Art des Marquis de la Seiglière, an ihrer Seite aber auch ein derber alter Königskämpfer namens Bertrand ('dit Sans-Peur') fassen den hochtrabenden Plan, eine Verschwörung gegen Napoleon I. zu stiften, für welche die Geschicktheit und die schönen Augen der Komtesse des Tournelles, der Seele des Ganzen, auch ihren Vetter, einen eben aus Deutschland zurückkehrenden kaiserlichen Leutnant, gewinnen. Die Furcht, entdeckt zu sein, die sich jedoch sehr schnell als eitel erweist, und das ihr auf dem Fuß folgende, unverdiente Aufgehen der kaiserlichen Gnadensonne lassen das ganze Unternehmen wie eine Seifenblase in nichts zergehen. Der historische Hintergrund erinnert, wie bereits angedeutet wurde, an Sandeaus 'Mademoiselle de la Seiglière', doch ist dies Lustspiel, wie wohl schon aus unserer kurzen Inhaltsangabe hervorgeht, dem Mérimées an innerem Werte weit überlegen. Das letztere eignet sich wohl vor allem für Hauslektüre; für diese empfiehlt es sich besonders auch wegen des leichtverständlichen Französisch, in dem es geschrieben ist. Dem Text vorauf geht eine recht lesenswerte Einleitung über den Verfasser des Stückes. Die Anmerkungen sind weit überwiegend Worterklärungen; zu sachlichen bot der Text verhältnismäßig wenig Veranlassung. Auch hier schließt sich

an die Anmerkungen ein Glossar an. Auf Seite 23 derselben ist eine Reihe literarischer Hilfsmittel angegeben.

Solingen. Willi Thamhayn.

---

1) Th. Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Achter Band. XII u. 461 S. Gr. 8. Stuttgart und Berlin 1914, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Geh. 5,50 ℳ. geb. 7 ℳ.

Nach einer längeren, durch sachliche und persönliche Gründe herbeigeführten Unterbrechung ist dem im 65. Jahrgange (1911) dieser Zeitschrift S. 532 ff. angezeigten sechsten und siebenten Bande der achte gefolgt. Er enthält vier Bücher mit neunundzwanzig Abschnitten, deren erster das Werden des neunzehnten Jahrhunderts behandelt und besonders deshalb zum besseren Verständnis dieses Jahrhunderts als einleitender Umriß vorangestellt ist, weil es zweckmäßig schien, die Weltgeschichte seit 1815 innerhalb des Ganzen dieses umfassenden Werkes als eine selbständige Einheit zu behandeln und auch gesondert erscheinen zu lassen unter dem Titel: Weltgeschichte der letzten hundert Jahre. Nach Lindners Ansicht soll eine Weltgeschichte nicht nur die politischen Vorgänge darstellen, sondern auch wenigstens einige Kenntnis geben von allen den menschlichen Tätigkeiten, die, ineinander greifend und sich gegenseitig bedingend und ergänzend, mit den politischen Ereignissen zusammenwirken und diese mit bestimmen, wie sie selbst von ihnen beeinflußt werden. Daher erörtert er in den auf jenen ersten Abschnitt folgenden fünf andern des ersten Buches (bis S. 102) die Grundlagen des europäischen Geisteslebens, wie es um 1815 beschaffen war und sich in der nächsten Zeit entwickelte; die Kultur — sie bedeutet für den Verfasser den Gesamtbegriff des allgemeinen menschlichen Lebens — war im ganzen einheitlich, doch zeigt Lindner im einzelnen die 'Zusammengesetztheit' ihrer Bedingungen, die sich in verschiedener Weise geltend machten.

Das zweite, in sieben Abschnitte geteilte Buch (S 103—206) führt den Titel Europa bis zur Julirevolution und beginnt mit einer Übersicht über die allgemeine politische Lage, wobei der Verfasser besonders darauf hinweist, daß die — von revolutionären Störungen abgesehen — bis 1854 währende vierzigjährige Friedenszeit, wie eine solche in Europa seit Jahrhunderten nicht mehr geherrscht hatte, von reichem Inhalt und Segen für die innere Entwicklung der Völker war, ein Umstand, der bei der allgemeinen Würdigung der Epoche nicht außer Anschlag bleiben darf. Das dritte, die Abschnitte vierzehn bis zweiundzwanzig umfassende Buch (S. 207—316) ist betitelt Europa von der Julirevolution bis zur Februarrevolution. Der sechzehnte Abschnitt behandelt Deutschland bis 1840 und weist nach, daß 'in dem wundersamen Deutschland eben alle Probleme unendlich schwieriger waren als anderwärts'. Sehr interessant wird vielen gerade jetzt, wo eine über vierzig Jahre währende Friedenszeit plötzlich zu Ende gegangen ist, der kurze zwanzigste Abschnitt sein, der den Wettkampf der europäischen Politik um das Mittelmeer darstellt.

Das vierte Buch (S. 317—423) befaßt sich mit der Revolution und Reaktion sowie mit dem Übergange zu unserer Zeit 1848—1859, zerfällt in sieben Abschnitte und schließt mit einem Hinweise auf die unermeßliche Vervielfältigung des Lebens: durch die Wunder des Verkehrs gelangt die Welt zum ersten Male zu einer wirkungsvollen Einheit, und Europa, das bis dahin die andern Erdteile beeinflußt hat, ohne von ihnen Einwirkungen zu empfangen, erfährt jetzt solche in steigendem Maße. Diese Umgestaltungen auf dem ganzen Erdballe und in einem Umfange, wie sie die Menschheit vorher noch nicht erlebt hatte, soll der Schlußband darstellen, der mit einer der Einleitung zu diesem Bande entsprechenden Übersicht über die Vorgeschichte der außereuropäischen Erdteile anheben wird, um dann in das neunzehnte Jahrhundert und in die Verflechtung mit Europa hinüberzuführen. —

Unter Hinweis auf die früher in dieser Zeitschrift veröffentlichten fünf ausführlichen Besprechungen des Werkes begnüge ich mich jetzt damit, festzustellen, daß seine Eigenart auch in diesem Bande in jeder Beziehung sich geltend macht: die oben noch einmal kurz gekennzeichnete weltgeschichtliche Auffassung, bei der die Wechselwirkung der Ideen und der einzelnen Persönlichkeiten, deren Bedeutung hoch eingeschätzt wird, klar und scharf hervortritt; das maßvolle, auf gründliches Studium gestützte Urteil, die bei aller Kürze und Ruhe doch im ganzen eindrucksvolle Darstellung, bei der die neuesten Forschungen verwertet werden, während die Probleme nicht näher hervortreten (vgl. S. 326f. und 362, wo nur die Verschiedenheit der Ansichten festgestellt wird), endlich die ausführlichere Berücksichtigung der intellektuellen, die weniger eingehende der materiellen Kultur. Unter den in diesem Bande erwähnten Persönlichkeiten wird Friedrich Wilhelm III. noch immer verschieden bewertet, wie sich 1913 wider zeigte; über ihn heißt es bei Lindner S. 300: 'Er war kein großer Fürst, aber Großes wurde in seiner Regierungszeit vollbracht, und nicht ganz ohne sein persönliches Zutun, obgleich das Beste die trefflichen Berater und das Volk getan hatten', ein durchaus unbefangenes Urteil, dem unbedingt beizupflichten ist, ebenso wie die Schilderung des Verhaltens, das Preußen in der von ihm erst vorwärts geführten schleswig-holsteinischen Sache 1850 einschlug: als 'helle Schande' wird es S. 361 gekennzeichnet. Dagegen scheint mir der Verfasser etwas übertrieben zu haben S. 342 bei der Charakteristik Schwarzenbergs. Bezeichnend ist der Tadel, der S. 362 deshalb ausgesprochen wird, weil das geeinte Deutschland 1898 die fünfzigjährige Widerkehr der Eröffnung des Frankfurter Parlaments zu feiern unterlassen hat; 'andere Völker wissen besser die Gedenktage ihres nationalen Werdens zu würdigen'.

An der Ausdrucksweise hätte ich einiges auszusetzen, z. B. die Zusammensetzung 'staatlich-politisch' S. 167, die Schreibweise 'von Stein' S. 307 (geradeso schon VII S. 494), den Satzbau mit 'um zu' S. 325 Zeile 5 von unten. Über die Literaturangaben im Anhange sowie über das Personen- und Ortsverzeichnis kann das Urteil widerum lauten: nichts Wichtiges fehlt. S. 432 ist bei Meinecke das Jahr des Erscheinens nicht angegeben, was sonst stets sich findet. Von den wenigen Druck-

fehlern will ich nur den S. 12 stehengebliebenen erwähnen: Zeile 8 von oben muß statt Ostpreußen natürlich Westpreußen gelesen werden.

Die Verheißung des Verfassers, daß der Schlußband 'alsbald' erscheinen wird, erfüllt sich hoffentlich.

2) Verhandlungen der ersten deutschen Konferenz für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung. Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner. IV und 100 S. Gr. 8. 2 ℳ.

Diese Schrift, die zwölfte in der Reihe der von der Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung veröffentlichten, ist mir mit der Bitte um 'kürzere' Besprechung zugegangen; daher hebe ich daraus nur das hervor, was mir für die Leser des 'Sokrates' besonders wichtig zu sein scheint. Das ist der auf Anregung des Oberregierungsrates Dr. Negenborn gehaltene Vortrag des Seminardirektors Bär in Delitzsch über die Behandlung von Gegenwartsfragen im Geschichtsunterricht (S. 58 bis 74) und die sich daran anschließende freie Aussprache. Bär stellt nicht nur theoretische Erörterungen an, sondern zeigt auch an Beispielen aus der Praxis, wie solche Gegenwartsfragen zu behandeln sind. Damit die Schüler die jetzt geltenden Ordnungen und Einrichtungen unseres Staates aus der Vergangenheit kennen lernen, wird auf die Geschichte des Zollvereins zurückgegriffen; daß dessen leitende Ideen in die Reichsverfassung übergegangen sind, das haben die Schüler aus den betreffenden Artikeln selbst nachzuweisen. Ebenso können sie aus den Bestimmungen der preußischen Verfassung über den Anteil des Monarchen an der Gerichtsgewalt darlegen, was sich aus ältester Zeit erhalten und was sich geändert hat. Die Gegenwart ist ein Gewordenes, aber auch ein Werdendes. Daß auch dieses Werdende, das sich vor unseren Augen vollzieht, was auch unsere Jugend mehr oder weniger bewußt miterlebt, zum Gegenstand des Geschichtsunterrichts gemacht werden kann, zeigt Bär an der Wehrvorlage sowie an den Reden des Reichskanzlers und des Kriegsministers vom 7. April 1913. Dabei unterscheidet er als erstes Ziel die ruhige, rein sachliche Auffassung der Texte, das Einarbeiten, als zweites die Erkenntnis der Zusammenhänge zwischen Zweck und Mittel, Idee und Folgerung, Nach- und Nebeneinander, und als drittes Ziel: das Ereignis der Gegenwart muß in den großen geschichtlichen Zusammenhang hineingestellt werden, die Schüler müssen es als ein Glied einer geschichtlichen Entwicklung auffassen. 'Gegenwart sehen und kennen, Künftiges ahnen und verlangen und die Vergangenheit betrachten im Hinblick auf Gegenwart und Zukunft, das erweckt und pflegt in unserer Jugend das politische Wollen.'

Wie der Referent, so ist auch Bär der Ansicht, daß die selbsttätige Mitarbeit der Schüler in Form von Vorarbeiten, Berichten, freien Vorträgen und Diskussionen fleißig in Anspruch zu nehmen ist, daß aber das Wichtigste der Geist des Lehrers bleibt. 'Ist in unseren Geschichtslehrern aller Schulgattungen die Idee der Nation ein bewußter, aktiver, schöpferischer Wille geworden, ausgerüstet mit tiefer und reicher Erkenntnis unserer Geschichte und unseres Staates, dann wird diese pflichtbewußte Staatsgesinnung des Geschichtslehrers, des bin ich gewiß,

auch alles für erfolgreiche Arbeit nötige technische Beiwerk schaffen und mit Hingebung an der Erziehung einer staatskundigen und staatsfrohen Jugend arbeiten.'

Lassen sich nun Bärs Vorschläge in der Praxis durchführen? Teilweise oder vereinzelt sicherlich. Sehr beachtenswert ist, was in der freien Aussprache (S. 74—85), bei der die verschiedensten Richtungen zu Wort gekommen sind, ein bewährter Fachmann, der Gymnasialdirektor Koch in Grunewald, geäußert hat. 'Wenn keiner von den Herren Fachgenossen auf die Idee gekommen ist, zu sagen, wir wollen gerne den äußeren Wünschen Rechnung tragen, aber wo soll die Zeit hergenommen werden, so ist das wunderbar. Falls das, was Herr Seminardirektor Bär über den Zollverein in fünfzehn Minuten vorgetragen hat, in der Schule gelehrt werden soll, so würde das eine volle Stunde kosten. Eine Schulstunde hat aber seit einem Jahre nicht mehr sechzig Minuten, sondern nur fünfzig Minuten. Der Vortrag über die Heeresverfassung hat bei ihm etwa fünfundzwanzig Minuten gedauert, was bei uns zwei Stunden beanspruchen würde. Wenn wir nun hunderte solcher Fälle in dieser Weise behandeln wollten, so möchte ich Sie fragen, wo wir denn die ganze Unterrichtszeit hernehmen sollen. Für den Geschichtsunterricht stehen in den Oberklassen nur drei Stunden zur Verfügung, und es ist gar keine Aussicht vorhanden, daß noch irgendeine andere Stunde dazu genommen werden kann. Darüber darf man sich aber gar keiner Illusion hingeben. Ich komme nun mit einem Vorschlage, der eine ganz radikale Forderung enthält. Man muß durchzusetzen versuchen, daß bei dem Abiturientenexamen die Prüfung in Geschichte wegfällt. Das wird die Fachgenossen vielleicht verwundern, daß ich als Direktor, der auch schon als Königlicher Kommissar bei Prüfungen fungiert hat, der ein begeisterter Geschichtslehrer ist und selbst ein Lehrbuch der Geschichte geschrieben hat, eine solche Forderung aufstelle. Die ganze Geschichtsprüfung ist wertlos und auch überflüssig, weil sie immer in einem Abfragen von Gedächtnisfragen (soll wohl heißen: gelernten Tatsachen) bestehen wird. Haben wir erst diese Erlaubnis, so sind wir gern bereit, Ihren Wünschen näherzutreten. Sie haben ja in dieser Korona eine günstige Gelegenheit, kräftig nach oben zu wirken. Es ist die Examensangst, die dazu zwingt, bis zum fünfzehnten Februar zu Ende zu kommen und im letzten Teil des Schuljahres den Kopf durch Widerholungen mit nutzlosem Gedächtniskram zu belasten. Wenn wir diese zwei Monate beim Geschichtsunterricht sparen können, dann ist Gelegenheit gegeben, etwas zu erreichen, das tausendfach wertvoller ist als das "Genügend" in der Geschichte.' Daß am humanistischen Gymnasium das mathematische Lehrziel der Oberstufe zugunsten der Erdkunde (dieses armen Aschenbrödels!) und der Geschichte etwas herabgesetzt werden kann, ist von manchen schon oft betont worden. Bei der freien Aussprache hat auch Fräulein Helene Lange das Wort ergriffen. Nach meinen Erfahrungen kann ich ihrer Klage über die 'Nervosität der Aufsichtsbehörden' ebensowenig beipflichten, wie dem Verfahren des Oberrealschuldirektors Blencke, der mit seinen Primanern in die Sitzungen der Stadtverordneten gegangen ist, nachdem der Ober-

bürgermeister den Schülern einen 'stundenlangen' Vortrag gehalten hatte. Mir scheint bei alledem die vielberufene Aktualität bedenklich übertrieben zu werden, wohlgemerkt, nach meinen Erfahrungen.

Außer einer Eröffnungsansprache enthält das Heft noch vier Vorträge. Der Universitätsprofessor Rauchberg aus Prag sprach über staatsbürgerliche Bildung und Erziehung als staatliche Notwendigkeit und (an Stelle seines durch Krankheit verhinderten Berliner Kollegen Bernhard) über Staatsbürgerkunde an den deutschen Universitäten. Justizrat Waldschmidt aus Berlin legte die Bedeutung der staatsbürgerlichen Bildung und Erziehung für die Volkswirtschaft dar, und Rechtsanwalt Weck aus Charlottenburg sprach (an Stelle des Chefredakteurs Vollrath) über Presse und staatsbürgerliche Erziehung. An alle Vorträge schloß sich eine freie Aussprache; daß Seite 43 der Name eines Redners nicht genannt ist, muß auffallen. — Zwei Druckfehler habe ich bemerkt: Seite 62 bei den (statt beiden) und 76 westdeutschen (statt westfälischen).

Da die Konferenz von mehr als sechshundert Teilnehmern besucht war, so ist für das Jahr 1915 eine zweite in Aussicht genommen, die hoffentlich eine ebenso lebhafte Aufmerksamkeit finden wird.

Görlitz. E. Stutzer.

---

1) Ernst Bernheim, Quellen zur Geschichte des Investiturstreits I. 2. Aufl. Teubner, Leipzig u. Berlin, 1913. 126 S. Kartoniert 1,50 ℳ.

Von Bernheims Quellen zur Geschichte des Investiturstreites (Quellensammlung zur deutschen Geschichte im Verlage von B. G. Teubner) ist das erste Heft nun in zweiter Auflage erschienen. Ist die Sammlung auch in erster Linie für die Übungen der historischen Seminare an den Universitäten bestimmt, so ist sie doch auch zur Vertiefung der Vorbereitung für den geschichtlichen Unterricht in Prima sehr förderlich, zumal wenn in der Klasse die in dem gleichen Verlag in deutscher Sprache erscheinenden Quellenhefte benutzt werden. Dies Heft bringt auf 121 Oktavseiten Materialien zur Geschichte Gregors VII. und Heinrichs IV. von Kardinal Humberts Streitschrift gegen die Simonisten und Nikolaus' II. Papstwahldekret an bis zum Schreiben Gregors über die Wahl eines neuen Gegenkönigs vom Jahre 1081, das zweite im Anschluß an dieses Quellen zur Geschichte des Wormser Konkordats. Natürlich sind das alles nur Abdrucke aus den Monumenta Germaniae, Jaffés Bibliotheca rer. Germ. und anderen kritischen Ausgaben, aber zur Benutzung doch eben viel handlicher als diese; wertvoll sind auch die in den Anmerkungen gegebenen Hinweise auf die neueste Literatur.

2) Helmolt, Weltgeschichte, hrg. von Armin Tille. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. I. Band (Einleitung, Vorgeschichte, Ostasien, Hochasien und Sibirien, Indien, Indonesien, Der Indische Ozean). Leipzig und Wien. Bibliogr. Inst. 1913. Preis 12,50 ℳ.

'Helmolts Weltgeschichte' — diesen abgekürzten Titel trägt das Werk außen — hat in zweiter Auflage begonnen zu erscheinen, nicht mehr unter der Leitung des Begründers, doch mit Recht unter Voran-

stellung seines Namens, da der Grundplan des ganzen Werkes, das eine Geschichte der gesamten Menschheit in geographischer Anordnung und ethnographischer Betrachtungsweise geben will, von ihm herrührt und seine völlig neue Auffassung vom Wesen der Weltgeschichte sich in der verhältnismäßig kurzen Zeit seit dem Erscheinen der ersten Auflage die allgemeine Anerkennung erobert hat. Rein praktische Erwägungen haben, wie der neue Herausgeber betont, zu einer etwas veränderten Einteilung des Stoffes geführt, die ohne weiteres aus sich selbst verständlich ist. Während die erste Auflage im I. Bande nach der Vorgeschichte mit Amerika beginnt, im II. mit Ostasien fortfährt und im VIII. mit dem Atlantischen Ozean endet, im IX. aber Nachträge und Rückblicke sowie sehr reichhaltige Literaturnachweise und Register folgen läßt, will die zweite Auflage in neun Bänden den Leser von Asien über Afrika nach Europa und zuletzt erst nach Amerika und Australien führen, im X. aber einen Überblick über das geistige Leben der Kulturvölker bringen, die bibliographischen Angaben dagegen auf die einzelnen Bände verteilen.

Der I. Band der zweiten Auflage entspricht daher nur mit einem Stück (Vorgeschichte der Menschheit von Joh. Ranke) dem I., sonst dem II. der ersten Auflage. Neu hinzugetreten ist eine Einleitung aus der Feder des neuen Herausgebers, die einen Überblick über die Geschichte der Weltgeschichtsschreibung bietet. Dagegen scheinen die drei ersten Stücke des I. Bandes, Der Begriff Weltgeschichte von Hans F. Helmolt, Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit von J. Kohler und Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde, jetzt ganz wegfallen zu sollen. In der Tat sind sie jetzt wohl entbehrlich, was sie 1899 gewiß nicht waren. Im ganzen genommen weist das neue Buch bei äußerlicher Betrachtung zwei augenfällige Verbesserungen auf. Erstens hat der Verlag den bildlichen Schmuck gegen früher mindestens vervierfacht (in einem Bande 12 Karten gegen 3, Farbendrucktafeln 8 gegen 4, schwarze Beilagen 35 gegen 16 und dazu 170 in den Text eingestreute Abbildungen), und Auswahl und Ausführung verdienen alles Lob, nur wird bei manchen Karten durch den allzu reichen Inhalt die Klarheit ein wenig beeinträchtigt. Für die andere Neuerung gebührt der Dank dem Herausgeber: durchweg sind erläuternde Einzelheiten, die für den Gedankengang des Ganzen nicht wesentlich sind, durch kleinere Lettern unterschieden, wodurch sie auf den ihrer Bedeutung angemessenen Raum zusammengedrängt werden, zugleich aber die äußere Gleichförmigkeit längerer Abschnitte eine dem Auge wohltuende Unterbrechung erleidet. Auch durch Einführung einer gleichmäßigen, dem deutschen Schriftgebrauch entsprechenden Schreibung der fremden Eigennamen und durch Beifügung von Jahreszahlen hinter den Namen der im Text erwähnten Forscher hat der Herausgeber sich verdient gemacht. Im einzelnen vermisse ich in Tilles Einleitung, der dankenswerten Übersicht über die bisherigen Weltgeschichten, die neueste und gewiß nicht unbedeutendste Erscheinung, Ullsteins Weltgeschichte, die um so weniger mit Stillschweigen übergangen werden durfte, als Helmolts Weltgeschichte den Vergleich sicherlich nicht zu scheuen braucht. Abschnitt I, Joh. Rankes 'Vorgeschichte der Menschheit', zeigt, mit der ersten Auflage verglichen,

Schritt für Schritt Berücksichtigung der neueren Funde und Forschungsergebnisse. Abschnitt II, 'China, Japan, Korea uud neueste Geschichte Ostasiens' von M. v. Brandt, stellt sich als eine sorgfältige Neubearbeitung dar; der gesonderten Betrachtung der drei Länder, unter denen jetzt China vorangestellt ist, bis 1894 folgt eine lichtvolle Darstellung der neuesten Geschichte von da an bis zur Gegenwart. Abschnitt III, 'Hochasien und Sibirien' von H. Schurtz, ist, da der Verfasser inzwischen verstorben, von V. Hantzsch durchgesehen und, nachdem auch diesen ein früher Tod an der Vollendung der Arbeit gehindert hat, von E. v. Baelz ergänzt worden, wobei namentlich die Grabungen von Grunewald, Stein und Leqoq Verwertung gefunden haben. Abschnitt IV, 'Indien', ist nach dem Tode des Verfassers Em. Schmidt von Rich. Schmidt neu bearbeitet worden. Die Neubearbeitung des gleichfalls von H. Schurtz verfaßten Abschnittes V, 'Indonesien', hat V. Hantzsch noch vollenden können; als Bearbeiter des von K. Weule verfaßten Abschnittes VI, 'Die geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans', wird K. Wegerdt genannt, doch habe ich hier keine nennenswerten Veränderüngen gefunden.

Man darf der Fortsetzung des Werkes mit froher Erwartung entgegensehen.

Berlin. F. Kurze †.

Oskar Jaeger, Geschichte der Römer. 10. Aufl. Gütersloh 1913. Bertelsmann. 694 S. Geb. 7 ℳ.

Jaegers, des bekannten Schulmanns, Buch ist für ältere Schüler und gebildete Laien geschrieben. Es hat begreiflicherweise großen Anklang gefunden, denn leicht und flüssig gleitet der Schreibstift des Verfassers hin. Und jeder, mag er der wissenschaftlichen Werke große Zahl durchgangen und durchgearbeitet haben oder der philologischen Wissenschaft ferner stehen, wird mit Vergnügen sich in die Arbeit Jaegers vertiefen. Und das ist doch wohl die Hauptaufgabe solchen Buches, zu packen, den Leser in Atem zu halten bis zum Schluß.

Demgegenüber fallen Einzelheiten weniger ins Gewicht, und wenn einmal Besserungen vorgenommen werden, so ist zu hoffen, daß es mit Vorsicht geschehe, daß das Kunstwerk — denn ein solches ist das Buch — nicht zerstört werde.

Über die älteste römische Geschichte kann man verschiedener Meinung sein; ob es richtig ist, Rom aus einer altlatinischen Gemeinde auf dem Palatin und einer altsabinischen auf dem Quirinal entstehen zu lassen, erscheint mir fraglich; bestimmt wird dann die bekannte Meinung ausgesprochen, daß später ein dritter Volksstamm, die Luceres, hinzugetreten sei. Für ältere Schüler, aber auch für gebildete Laien kann und muß man eigentlich doch auch die Ergebnisse der neuesten Forschung berücksichtigen.

Wenn wir von den zahlreichen Kulten der Römer, ihrem religiösen Sinn hören und betont wird, daß trotz mannigfachen Aberglaubens die politische Tätigkeit des Volkes nicht erlahmte, so hätte dieses Rätsel leicht gelöst werden können, wenn man daran denkt, daß gerade nüchterne, phantasielose Menschen und Völker zum Aberglauben neigen, also na-

türlich auch ein Volksstamm, der wie die Römer vorwiegend aus Bauern bestand. Ob und inwieweit die Erzählungen von den sieben Königen auf historische Ereignissen fußen, scheint mir schon von B. Niese richtig beantwortet zu sein; vor allem die Persönlichkeiten der Könige, der eponyme erste Herrscher, dann der fromme Numa, dem wieder der kriegerische Tullus Hostilius folgt, bis zum letzten Tarquinius Superbus, dem Tyrannen, der durch seinen Frevelmut den Untergang des Königtums herbeiführt, tragen deutlich den Stempel der Erfindung an der Stirn. In neuerer Zeit ist von mehreren Gelehrten darauf aufmerksam gemacht worden, daß auch in der Überlieferung über diesen Zeitabschnitt sich griechischer Einfluß bemerkbar macht, daß z. B. der Tyrann Tarquinius Superbus dem Tyrannen Hippias in Athen nachgebildet ist. Wie durch ihn, so endete in Rom durch den Tod des Tarquinius die Alleinherrschaft. So hätte vielleicht durch das ganze Werk hin der griechische Einfluß auf die römische Kultur hervorgehoben werden sollen. Selbst auf Gebieten, die man bisher den Römern vorbehielt, wie der Jurisprudens, erkennt man immer schärfer, wie das Griechentum die Führung gehabt hat. In neuester Zeit wird die Frage geklärt, inwieweit die römische Architektur von hellenistischen Vorbildern abhängig ist. Alle solche Fragen müssen, auch in einem populären Werk, wenigstens gestreift werden, damit nicht der Leser ein falsches Bild vom römischen Volke erhalte. Überhaupt hätte die Kunst eingehender behandelt werden müssen; im wesentlichen hat der Verfasser nur geographische und antiquarische Bilder beigefügt. Wo er einmal darüber hinausgeht, z. B. bei dem Titusbogen, Colosseum, begnügt er sich eigentlich nur damit, ein Bild des Bauwerks zu geben.

Es würde zu weit führen, das ganze Werk Seite auf Seite durchzusprechen, obwohl manche Stelle dazu lockt, so die Frage der 'Servianischen Verfassung'; deshalb möchte ich nur einiges hinzufügen. Der Ständekampf ist nach den neueren Forschungen umzudatieren und umzuarbeiten, eine der letzten Arbeiten über dieses Gebiet ist von K. J. Neumann in Gercke-Nordens Einleitung in die Altertumsw. III (S. 395 ff.) verfaßt, der sich auch mit der Königszeit befaßt.

Hervorheben möchte ich, daß im wesentlichen richtig B. Niese in seinem Grundriß der römischen Geschichte den Ständekampf datiert und dargestellt hat. Ob aber, wie Neumann (S. 393) meint, Rom eine etruskische Gründung ist und die etruskischen Herren aus Politik oder Mitgefühl latinische Geschlechter in den oder das Patriziat, wie man nun sagen will, aufgenommen haben, erscheint mir recht zweifelhaft.

Aus der Folgezeit möchte ich nur ganz kurz zwei Hauptperioden hervorheben, Zeit des Hannibal und des Cäsar und Pompeius. Zwei Meinungen über Hannibal stehen sich neuerdings gegenüber. Die einen greifen den Strategen, die andern den Staatsmann an. Wie konnte es geschehen, daß Hannibal nichts vom Herannahen seines Bruders Hasdrubal hörte, warum zog er ihm nicht über Canusium hinaus entgegen? Hat er ihn doch selbst aufgefordert, durch die beiden Gallien ihm zu Hilfe zu ziehen. Warum verhielt er sich nach der Schlacht von Kannä so untätig? Die Furcht vor Rom reicht nicht aus, dies zu be-

gründen. Ist dies darauf zurückzuführen, daß seine Truppen zusammengeschmolzen und keine Nachschübe zur See von Karthago geschickt wurden oder geschickt werden konnten? Auch diese Fragen müßten in einem Buch aus dem Jahre 1913 geklärt werden; denn davon hängt es ab, wie man die Person Hannibals einschätzt; ich glaube, er ist einer der wenigen wahrhaft großen Männer der Geschichte. Andere, wie Beloch, bezweifeln seine staatsmännischen Eigenschaften: er hätte Italien nicht angreifen dürfen, er habe die Widerstandskraft Roms unterschätzt. Das sah er nicht. Richtig hat er eingesehen, daß die Gallier und Samniten sich ihm anschließen würden; daß Rom außergewöhnliche Ausdauer und Festigkeit entwickeln würde, konnte er nicht voraussehen, ebensowenig wie Napoleon den Opfermut der Preußen 1813. Außerdem harrt wie oben bemerkt die Frage der Lösung, warum Hannibal nach Kannä untätig war.

Cäsars Werdegang hat das größte Interesse für die Neuzeit; aus dem Anarchisten, dem Gesinnungsgenossen des Catilina (trotz v. Meß, Cäsar S. 21, 23 ff.), zum Monarchen wie Miquel in neuerer Zeit vom Kommunisten zum Minister (vgl. die Briefe Miquels an Marx und Engels)! Von neueren Arbeiten über Cäsar und Pompeius möchte ich unter anderem das lebensvolle Buch von Th. Birt, Röm. Charakterköpfe, nennen. Es herrscht, abgesehen von Beloch, das Streben der Historiker vor, die Persönlichkeit des Pompeius gegenüber Cäsar gerechter und günstiger zu beurteilen. Natürlich ließe sich noch vieles zu dem Gesagten hinzufügen, aber alles dies kann nichts an dem günstigen Urteil, das ich eingangs fällte, und an dem Wunsche ändern, daß das Werk noch viele Auflagen erleben möchte.

Berlin-Nieder-Schönhausen. Herm. Quaatz.

Schenk-Koch, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten gemeinsam für alle Schularten neu bearb. v. Julius Koch, VII. Obersekunda, Geschichte des klassischen Altertums. 3. Aufl. B. G. Teubner, Leipzig, 1913. VII, 239 S. Geb. 2,60 ℳ.

Abgesehen von dem an sich nicht erfreulichen, aber vom buchhändlerischen Standpunkt verständlichen Verzicht auf gesonderte Ausgaben für Gymnasium und Realgymnasium ist an der bisherigen Einteilung und Reihenfolge festgehalten und inhaltlich da gebessert worden, wo es wissenschaftliche Erkenntnis und Erfahrung im Unterricht erfordert hat. Namentlich die Abschnitte über die Vorgeschichte, die kretisch-mykenische und die älteste griechische Kultur sowie überhaupt die zusammenfassenden Betrachtungen, darunter die Schilderungen des Geisteslebens, besonders der Philosophie, haben zum Teil eine starke Umarbeitung erfahren. Von diesen Abschnitten wird nicht erwartet, daß sie erlernt werden, sie sind dazu bestimmt, den Schüler der Oberstufe anzuregen. Hier ist in der Tat mancherlei Brauchbares geboten, nur tritt der landschaftliche Hintergrund der griechischen Geschichte etwas stark hervor. Alles läßt sich nicht aus natürlichen Ursachen erklären. Am Schluß der Ausführungen über das griechische Klima steht der doch

recht anfechtbare Satz: 'Die Natur erzog den Griechen wie zum Maßhalten und zur Selbstbeherrschung, so auch zur Klarheit in Auffassung und Darstellung, zum Verständnis und zur Pflege des Schönen.'

Die Geschichte des Orients, die in diesem Lehrbuch der griechischen Geschichte vorangeht, hat der Verfasser, entgegen dem Rat eines Fachgenossen, sie in einen Anhang zu verweisen, mit Recht an der alten Stelle gelassen. Seitdem Eduard Meyer in seiner Geschichte des Altertums Ägypten und Babylonien als Schauplätze der Weltgeschichte mit ganz anderen Augen gesehen hat, als es einst Ranke vermochte, ist es für den Geschichtslehrer nicht mehr geraten, mit der griechischen Geschichte zu beginnen und nur gegebenenfalls auf das Leben am Nil und am Euphrat hinzublicken. Dem Schüler muß eine Ahnung davon aufgehen, daß die Griechen als ein junges Volk in eine alte Welt mit reichen geschichtlichen Erinnerungen eingetreten sind und daß ihr Land vor den Riesenreichen des Orients fast verschwindet; dann wird vielleicht für die neue Menschensitte, die die Griechen in die Welt gebracht haben, der richtige Maßstab gewonnen werden.

Charlottenburg. Franz Fröhlich.

---

1) E. Weber, Der Weg zur Zeichenkunst. 80 S. 8. Mit 82 Abbildungen und einer Farbtafel. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1913. (Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 430) geb. 1,25 ℳ.

Das Büchlein ist in erster Linie für solche Lehrer geschrieben, 'die während ihrer Bildungszeit und später in Amt und Würden keine Gelegenheit fanden, sich zeichnerisch zu schulen, und die doch den neuzeitlichen Anforderungen gern entsprechen möchten. Dann aber auch für alle jene — wes Standes und Alters sie auch sein mögen —, die keine andere Hilfe erreichen können, sich künstlerisch zu vervollkommnen, als einen literarischen Wegweiser.'

Der Inhalt ist in zwei Hauptteile, 'Theorie' und 'Praxis', geteilt. Der erste enthält fünf Abschnitte, deren Überschriften lauten: Der Bildungswert des Zeichnens, Der Zeichenunterricht einst und jetzt, Die zeichnerischen Darstellungsweisen, Der rechte Weg, Der rechte Stoff. Der zweite Hauptteil behandelt in drei Abschnitten die Vorstufe, die anschauungsmäßige Darstellung (flächenhafte, körperhafte, farbige Darstellung) und das künstlerische Vorbild.

82 geschickt ausgewählte und tadellos widergegebene Abbildungen unterstützen sehr wirkungsvoll die flott geschriebenen textlichen Darlegungen. In diesen ist eine außerordentlich große Fülle von Material auf engstem Raum zusammengedrängt. Das war natürlich nur dadurch zu erreichen, daß die Sprache so knapp wie irgend möglich gewählt wurde. Leider hat dies an sich löbliche Streben nach Knappheit den Verfasser hin und wider zu einer nicht hinreichend klaren Ausdrucksweise verleitet, z. B. (S. 49) in dem Satze, 'daß alle wagerechten Linien über Augenhöhe abwärts, alle wagerechten Linien unter Augenhöhe aufwärts zu laufen und sich in einem Punkt zu vereinigen scheinen, . . .'; das trifft doch selbstverständlich nicht für alle wagerechten Linien zu,

sondern nur für solche, die zueinander parallel sind. — Mit Rücksicht auf die Anfänger und Autodidakten, die außer der vorliegenden Anleitung kein weiteres Buch zur Hand nehmen, hätte dafür gesorgt werden sollen, daß häßliche Druckfehler (z. B. Amon Comenius, Fedor Flinger u. a.) vermieden wurden. Doch lassen sich diese äußerlichen Mängel bei der nächsten Auflage leicht abstellen.

Wir wünschen dem Büchlein eine recht weite Verbreitung. Es wird allen, für die es geschrieben ist, ein zuverlässiger Wegweiser sein. Auch unseren Schülern kann es sehr gute Dienste leisten.

2) H. Fenkner, Arithmetische Aufgaben. Ein Lehr- und Übungsbuch der Mathematik. Ausgabe A, Teil IIa. 5. Aufl. 234 S. 8. O. Salle, Berlin, 1913. Geh. 3 ℳ, geb. 3,40 ℳ.

Das Buch erscheint jetzt zum ersten Male in einer Gestalt, die den geäußerten Wünschen nach Schaffung einer besonderen Gymnasialausgabe gerecht wird. Dabei ist das Pensum der drei obersten Gymnasialklassen zu einem Bande, eben dem vorliegenden, vereinigt worden. Gegen die früheren Auflagen und Ausgaben sind hier hauptsächlich die Abschnitte über arithmetische und geometrische Reihen, Zinseszins- und Rentenrechnung, Kombinatorik und Wahrscheinlichkeitslehre vermehrt, die Rentenrechnung noch besonders durch einen neuen Paragraphen: 'Aufgaben aus dem Gebiete der Versicherungsrechnung'; neu ist auch der Abschnitt: 'Grundbegriffe der Differentialrechnung'. Die dem Buche beigegebenen 36 Figuren sind durchweg recht gut; freilich wären von den ersten 13 unter ihnen (graphische Lösungen von Gleichungen) nach meinem Dafürhalten die allermeisten entbehrlich und besser vom Schüler selbst herzustellen. Der Wert der graphischen Methoden wird in durchaus maßvoller Weise, aber doch hinreichend deutlich betont. Dieser wohltuenden Berücksichtigung der Bestrebungen, die auf eine Reform des mathematischen Unterrichts abzielen, steht nun aber leider eine nicht geringe Anzahl auffälliger Mängel gegenüber, die ich hier besprechen muß, weil durch die meisten von ihnen die Reformbestrebungen, denen der Verfasser dienen will, in Mißkredit geraten könnten.

1. In Abschnitt IV, § 12 fehlt der Name 'diskontierte Zahl der Lebenden', so daß der Schüler gar nicht weiß, warum diese Zahl gerade mit 'D' bezeichnet wird; ein Hinweis wäre um so einfacher gewesen, als auf S. 93 der Begriff des Diskonts ausdrücklich eingeführt wird. Aus der Versicherungsrechnung werden behandelt: die Erlebensversicherung durch eine Mise und durch dauernde Prämienzahlung, sowie die Versicherung einer Leibrente durch eine Mise; alles in allem 17 Aufgeben. Wegen einer so geringen Anzahl von Aufgaben lohnt es sich doch wirklich nicht, einen Apparat von sieben Druckseiten aufzubieten. Zu bemängeln ist aber besonders, daß die in der Praxis bei weitem verbreitetste Versicherungsart, die gemischte Versicherung, überhaupt nicht erwähnt wird. 2. Auf S. 133 wird aus dem Satze $\binom{n}{r} = \binom{n}{n-r}$ und aus $\binom{n}{n} = 1$ 'gefolgert', daß $\binom{n}{0} = 1$ ist. Diese Verwechslung

zwischen neuer (erweiterter) 'Definition' und 'Folgerung' wird mathematisch empfindende Gemüter mit Grausen erfüllen. — 3. Der Verfasser schreibt im Vorwort, daß 'der Begriff der Stetigkeit der Funktionen schärfer gefaßt' worden sei. Ich kann nicht zugeben, daß die jetzt gewählte Fassung billigen Ansprüchen genügt. Der auf S. 161 gesperrt gedruckte 'Satz' (in dem übrigens mehrmals unter dem Limeszeichen die Bedingung $\delta = \varepsilon = o$ fehlt) ist gar kein Lehrsatz, sondern eine Definition; dem ersten Absatz des Abschnittes 7, § 12 kann ich den Charakter einer Definition nicht zuerkennen, er hat höchstens den Wert einer Beschreibung oder Erläuterung. 4. Die Einführung der Differentiale auf S. 165 ist sprachlich unscharf und erscheint auch sachlich bedenklich, nicht zum wenigsten deshalb, weil sie völlig entbehrlich ist. Daß der Verfasser den Gefahren, die eine solche Einführung der Differentiale mit sich bringt, selbst nicht entgangen ist, erkennt man auf S. 171, wo bei der Differentiation der Funktionen von Funktionen ($y = f(z)$, $z = \varphi(x)$) aus den Gleichungen $\frac{dy}{dz} = f'(z)$, $\frac{dz}{dx} = \varphi'(x)$ der Wert $\frac{dy}{dx}$ durch Elimination (!) von dz hergeleitet wird. 5. Auf S. 166 tritt das Wort Differentiation, auf S. 167 das gleichbedeutende Wort Differenzieren auf, ohne daß diese beiden Begriffe ausdrücklich definiert worden wären. Es hätte auf S. 165 gesagt werden müssen, daß die dort vorgenommene Operation 'Differenzieren' oder 'Differentiation', das Ergebnis dieser Operation 'Differentialquotient' oder 'Ableitung' genannt wird. 6. Das auf S. 179 gesperrt gedruckte 'Ergebnis' ist nicht ohne weiteres als richtig anzuerkennen, vielmehr nur die Umkehrung. 7. Den § 4 des Abschnitt IX würde ich entweder ganz streichen oder vor den Abschnitt VIII setzen, denn in dem genannten Paragraphen ('Methode von Schellbach') lernen die Schüler etwas, das sie vorher sehr einfach ausgeführt haben, auf viel umständlichere Weise machen. 8. Die Angabe (S. 207), daß die Bezeichnung 'i' für $\sqrt{-1}$ von Gauß herrühre, ist irrtümlich; sie stammt von Euler, und zwar aus dem Jahre 1777. 9. Im § 2 des Anhangs wird das kommutative Gesetz der Addition für negative Zahlen 'bewiesen'. Diese Darlegungen enthalten eine Petitio principii.

Landeshut i. Schl. P. Zühlke.

---

1) Friedr. Vogel, 400 lateinische und griechische Denksprüche nach Klassen geordnet. 2. Aufl. Bamberg 1914, Buchner, 15 S. 16°. 20 ₰ (in Partien zu 10 Stück 10 ₰).

Man kennt die Freude junger wie gereifter Humanisten an einem klassischen *acute dictum*, daher denn auch in Elementarbüchern seit jeher solche Unterbrechungen des trockenen Tones beliebt sind. Vogels Taschenbüchlein mag mit seinem edlen Naschwerk besonders unter jüngeren Schülern Freunde finden. In den oberen Klassen macht man sich seine Auszüge und Sammlungen wohl am liebsten selber und bleibt nicht bei kurzen Denksprüchen stehen.

2) An den frühen Gräbern unserer Helden. Stimmen der Klage und Erhebung aus Dichter- und Denkermund. Ein Trostbrevier, gesammelt von Hermann Gilow. Berlin 1915, Weidmann, 55 S. 12°. 50 ℛ𝒻.

Eine anspruchslose kleine Sammlung von Sprüchlein aller Art über den Tod, insbesondre des jungen Kriegers, in vier Gruppen: I. Rasch tritt der Tod den Menschen an (schrieb Schiller, 'er muß vor seinem Richter stehn'?), II. Das Glück eines kurzen Erdenlaufs, III. Kein sel'grer Tod als auf grüner Heid! IV. Schau empor! Das Titelblatt des Umschlags schmückt ein ovales Bildchen von Thorwaldsens Luzerner Löwen.

3) 'Das Neue Deutschland', Wochenschrift für konservativen Fortschritt, Jahrg. III, Herausgeber Dr. Adolf Grabowsky (1915). 18. Kriegsnummer, Verlagsanstalt 'Politik', Berlin W 57.

Die 18. Kriegsnummer des Neuen Deutschland ist ganz Erziehungs- und Bildungsfragen gewidmet. Über die höheren Schulen während des Krieges entwirft Dr. K. Töwe (Gelsenkirchen, auch unser Mitarbeiter) ein anschauliches Bild ohne Schönfärbung. Für Hebung des deutschen Unterrichts bricht eine etwas rosig angehauchte Lanze Dr. Julius Richter (Frankfurt a. M.). Die 'Lücken in der Erziehung der männlichen Jugend' gedenkt Dr. W. von Hauff (Steglitz) bei den Volksschülern durch Neugestaltung des Innungswesens und allgemein durch Einführung pflichtmäßiger Kriegsübungen der Schüler auszufüllen. Danach schwelgt er in der Vorstellung 'überflüssig gewordener Wirtshäuser, Gefängnisse, Rettungs- und Krankenhäuser'. Gegen *Coeducation* erhebt der bereits genannte K. Töwe Bedenken, denen sich der Herausgeber in schärferer Tonart anschließt. Ein Buch von Oskar Schmitz, Die Weltanschauung der Halbgebildeten, empfiehlt D. Dr. Hermann Schwarz (Greifswald).

4) K. Reisert, Griechisches Schönschreibheft mit Schriftvorlagen. 5. Aufl. Würzburg o. J., Emil Bauer, 40 S. 4°.

Dies griechische Schönschreibheft mit seiner immer noch verschnörkelten, in Grund- und Haarstrich schwelgenden Schrift, mit kleinen Querstrichen nach Art unserer lateinischen Druckschrift (Σ), mutet etwas vorsintflutlich an. Sollten uns die Papyrusfunde des letzten Menschenalters nicht von solchen Stillosigkeiten, die auch dem Schüler unnötige Mühe machen, endlich befreit haben?

5) Friedr. Soennecken, Fraktur oder Antiqua im ersten Unterricht? Ein Vortrag, mit 50 Abb. Bonn 1913, Soennecken, 52 S. Gr. 4°.

Die im Thema des Vortrags noch offengelassene Frage ist für Preußen inzwischen durch Ministerialerlaß zugunsten der Fraktur entschieden worden. Während des Krieges hat nun eine mächtige Bewegung eingesetzt zu möglichster Verdrängung der älteren Schrift, die allmählich zur Weltschrift geworden ist. Haben sich die Wogen erst ein wenig geglättet, dann wird man vielleicht die Ruhe finden, den maßvollen und sachkundigen, auch mit manchem geschichtlichen Irrtum aufräumenden Ausführungen Soenneckens einige Aufmerksamkeit zu schenken.

JAHRESBERICHTE

DES

PHILOLOGISCHEN VEREINS

ZU

BERLIN

EINUNDVIERZIGSTER JAHRGANG

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1915

INHALT

JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

Seite

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Horatius

1. Ausgaben und Kommentare

1) Q. Horatii Flacci Satirae. Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von K. O. Breithaupt (Bibliotheca Gothana), Dritte Auflage. Erste Abteilung: Text; IV u. 61 S. Zweite Abteilung: Kommentar; 114 S. Gotha 1913. Perthes. 8. 1,80 ℳ.

Diese dritte Auflage weist gegen die zweite vom Jahre 1903 (vgl. JB. XXX S. 34 f.) nicht viele, aber fast lauter zweckmäßige Änderungen auf. Wir heben folgende hervor. I 4, 35 *excutiat, sibi non, non cuiquam.* — I 5, 14. 'Das Froschkonzert zeigt, daß die Reise im Frühling stattfand' (vgl. JB. XXIX S. 43). — II 3, 318 *maior dimidio, num tantum? = cum dimidio maior facta esset* (vgl. JB. XXXVIII S. 117 f.). — II 5, 90 f. *ultra 'non' 'etiam' sileas.* — II 6, 3 *'Super his* "über diesen". Haus, Garten und Quelle sollten nach Horazens Wünschen am Fuße eines bewaldeten Berghanges liegen' (vgl. JB. XXXIII S. 83). — II 6, 108 *'Ipsis officiis,* wozu aus *verniliter* der Genetiv *vernae* hinzuzudenken ist, "die eigentlichen Berufsgeschäfte (eines solchen)", humoristisch von den Näschereien der Haussklaven, die bei ihnen so häufig vorkommen, daß es scheinen könnte, als hielten sie diese, nicht das Auftragen der Speisen u. dgl. für ihren eigentlichen Beruf' (vgl. JB. XXXVII S. 121 f.). — II 7, 49 f. *caudae clunibus* (vgl. JB. XXXVI S. 139 ff.); in der Schule wird diese Stelle allerdings nicht gelesen werden. — II 7, 63 *'tamen* "dennoch", obgleich du dich um ihretwillen so großer Gefahr aussetzest' (vgl. JB. XXXVI S. 142 und XXXVII S. 122; zu diesem *tamen* läßt sich Epist. I 14, 26 vergleichen).

Dagegen halte ich für falsch die Erklärung zu I 9, 26: 'Horaz will an diese Frage, falls der Schwätzer sie bejaht, einen Hinweis auf irgendeine Gefahr für Leben oder Gesundheit, der jener sich bei weiterem Mitgehen aussetzen würde, anschließen.' Ich setze noch einmal das im JB. XXXVII S. 134 f. Gesagte her: Es gab bei den Alten und gibt bei uns einen Volksaberglauben, daß, wer gar sehr tugendhaft oder vortrefflich ist, früh stirbt; siehe die Erklärer zu Sat. II 7, 3. Dieser Gedanke war schon so abgenutzt und trivial, daß ein Horaz ihn nicht einfach zitieren, sondern nur in irgendeiner eigenartigen Form auf ihn hindeuten durfte; so macht er es denn sowohl Sat. II 7, 3 als auch Sat. I 9, 26 f. Vgl. auch JB. XXXVIII S. 116. Diese Auffassung ist schon ziemlich alt, neuerdings auch von Lejay adoptiert, sonst aber noch wenig durchgedrungen.

Einige neuere gute Funde sind noch nicht verwertet. I 2, 121 *'Galli* sind die Priester der Cybele, die sich selbst zu entmannen pflegten.' Vielmehr Einwohner von Gallien, vgl. Prinz, Wiener Studien XXXIV (1912) S. 227ff. (JB. XXXIX S. 87). — II 2, 122 'Die Feigen wurden gespalten, so getrocknet und dann wieder zusammengedrückt.' Aber vgl. die Erklärung von Galiani (JB. XXXVII S. 131) und Sjögren (JB. XXXIX S. 87f.).

2) Die Gedichte des Q. Horatius Flaccus, herausgegeben von Gustav Schimmelpfeng. Vierte Auflage, besorgt von Georg Schimmelpfeng. Text, mit einer Karte, einem Plane und Namenverzeichnis. Leipzig und Berlin 1913. B. G. Teubner (B. G. Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller). 319 S. 8. 3,80 ℳ.

Die dritte Auflage des Textheftes ist im JB. XXXVI S. 78f. angezeigt. Die kleinen Ausstellungen, welche Ref. dort an der dritten Auflage gemacht hatte, sind in der vierten berücksichtigt. Die sonstigen Änderungen sind nicht zahlreich; erwähnt sei, daß Sat. I 9, 69 jetzt zwischen *tricesima* und *sabbata* ein Komma gesetzt ist. Griechische Worte in den Überschriften der Gedichte sind mit Rücksicht auf Benutzer, die kein Griechisch können, durch deutsche oder lateinische ersetzt, oder es ist ihnen die Übersetzung beigefügt. 'Die Frankesche tabula chronologica ist ersetzt durch eine kurze Übersicht der für die Abfassungszeit Horazianischer Gedichte mit Sicherheit festgestellten Daten' (aus dem Vorwort); hierbei hat der Herausgeber sich löblicher Vorsicht befleißigt: nur 53 Gedichte sind datiert.

3) L'arte poetica di Q. Orazio Flacco, commentata da G. B. Bonino. Seconda edizione in gran parte rifatta (Ristampa). (Aus der Collezione di classici greci e latini con note italiane.) Torino 1913. Ermanno Loescher. XXVIII und 75 S. 8.

Die zweite Auflage vom Jahre 1907, von der jetzt ein Neudruck vorliegt, findet man bereits im JB. XXXIV S. 106f. angezeigt.

4) Präparation zu Q. Horatius Flaccus Oden von H. Ludwig. Zweites Heft: Buch III und IV. Zweite Auflage, neu bearbeitet von Schall. Leipzig und Berlin 1913. B. G. Teubner (Schülerpräparationen zu lateinischen und griechischen Schriftstellern). 32 S. 8. 60 ℔.

Eine Besprechung der ersten Auflage siehe im JB. XXX S. 32f. Die Gesamtanlage ist unverändert geblieben; es fehlen somit die Oden III 7. 10. 11. 12. 14. 15. 19. 20. 26. 27. 28. IV 1. 6. 10. 11, 13, darunter also auch z. B. das Proömium zum Säkularliede: *Dive, quem proles Niobea magnae.* Die Präparation selbst ist vollständig umgearbeitet; ich hätte das nicht für notwendig erachtet; indessen ist es selbstverständlich ein Recht des neuen Herausgebers, sich das Buch wie eine Wohnung nach seinem Geschmacke einzurichten. Manches ist ja dabei auch gebessert. Od. IV 2, früher C. Julius Antonius, jetzt Jullus Antonius. Od. III 9, 20, früher: *'Lydiae* Genit. (nicht Dat.)', jetzt keine Anmerkung; die ausdrückliche Erklärung als Dativ wäre doch erwünscht. Mitunter ist Unrichtiges konserviert, so Od. IV 14, 36, in beiden Auflagen: 'die leere Königsburg, weil Kleopatra sich selbst getötet hatte'; das war damals noch nicht geschehen. Auch der mißliche Ausdruck *Sabinum*

findet sich in beiden Auflagen zu Od. III 1; vgl. Kießling-Heinze zu Od. II 18, 14.

Die etymologischen Bemerkungen haben noch zugenommen; ich meine, das lenkt die Aufmerksamkeit von der Hauptsache, dem Inhalte, ab. Einige Proben: Od. III 2, 10 *'sponsus (spondĕre;* Gespons, il sposo)'; lies lo sposo. Od. III 6, 17 *'saeculum (se-ro).'* Od. III 16, 37 *'importunus* (*πορεύομαι*, vgl. Furt).'

Noch sei angemerkt, daß Od. III 4, 10 jetzt die beiden Lesungen *limina Pulliae* und *limen Apuliae* berücksichtigt sind.

5) Q. Horatius Flaccus, erklärt von Adolf Kießling. Dritter Teil: Briefe. Vierte Auflage, bearbeitet von Richard Heinze. Berlin 1914. Weidmann. 365 S. 8. 3,60 ℳ.

Wie in der dritten so hat auch in dieser vierten Auflage Heinze durch viele Änderungen und Zusätze an immer weiterer Vervollkommnung der trefflichen Ausgabe gearbeitet; den Zusätzen halten die Tilgungen von Bedenklichem oder Entbehrlichem so ziemlich die Wage, so daß die Seitenzahl fast die gleiche geblieben ist. Zwei Äußerlichkeiten: die Jahreszahlen sind jetzt nur nach der christlichen Ära, nicht mehr auch nach Jahren der Stadt, gegeben, in Übereinstimmung mit den letzten Ausgaben der Oden und Satiren; und von den Druckfehlern der dritten Auflage ist eine erhebliche Menge beseitigt, viele freilich sind geblieben, von denen einige wenige unbequeme unten mit erwähnt werden mögen. Einzelnes hat Heinze in Übereinstimmung mit den Einwendungen geändert, die Ref. bei der Anzeige der dritten Auflage (JB. XXXV S. 48ff.) erhob; darüber siehe unten. Inbetreff derjenigen strittigen Punkte, bei denen der Herausgeber an seiner Ansicht festgehalten hat, verweise ich auf jene Anzeige; es sind folgende: I 1, 13; I 2, 13; Abfassungszeit von I 7; I 10, 37; Abfassungszeit von I 13; I 15, 12f.; I 16, 49; I 18, 105; I 18, 111; I 20, 19. Nun einige Bemerkungen, die sich bei Durchsicht der neuen Auflage ergaben.

I 2, 2. Bisher: *'Homerum declamare* homerische Dichtung zu Deklamationen verarbeiten'; jetzt wird mit Krüger, Orelli-Mewes, Wickham u. a. *declamare* absolut gefaßt; vgl. die Anzeige der dritten Auflage. — I 2, 23. In der dritten Auflage: *'nosti,* nicht aus der Lektüre der Dichtung, sondern aus der Erfahrung des Lebens'; in der vierten: *'nosti,* aus der Lektüre der Dichtung.' Eine Besserung; auch in meinem Kommentar (1899) heißt es: 'Du kennst diese homerischen Erzählungen, so daß ich mich ohne weiteres auf sie beziehen kann.' — I 2, 25. In der dritten Auflage stand das Komma hinter *excors,* wozu allerdings die Anmerkung: *'et excors vixisset* gehört zusammen' nicht paßte. Jetzt ist das Komma vor *turpis* gesetzt: 'Das asyndetische zweite Satzglied kann nicht mit dem indifferenten *vixisset* anheben.' Eine gefällige Neuerung. — I 2, 31. Die von Heinze (in beiden Auflagen) und anderen für *cessatus* = *qui cessavit* angeführten Belege aus Ovids Fast. IV 617 und Met. X 669 scheinen mir für die Horazstelle nicht sehr beweiskräftig: *arva cessata* sind Felder, die man hat liegen lassen, *tempora cessata* die versäumte Zeit, während wir bei Horaz den Sinn verlangen, den Bentleys *cessantem*

ergibt. — I 2, 56. In der dritten Auflage übersetzte Heinze *certum voto pete finem:* 'Strebe danach, deinem Begehren eine bestimmte Grenze zu ziehen, ihm ein festes Ziel zu setzen', in der vierten Auflage: 'Richte dein Wünschen nicht ins Ungemessene, sondern auf ein bestimmtes Ziel', ich in meiner Anzeige der dritten Auflage: 'Erstrebe mit deinen Wünschen ein bestimmtes Ziel.' Denn *voto* ist nicht mit vielen für den Dativ, sondern für den Ablativ zu halten; vgl. Curt. III 8, 19 *quod omni expetierat voto,* VII 10, 6 *mortem, quam fortes viri voto quoque expeterent,* IX 9, 4 *adesse finem laboris omnibus votis expetitum.* — I 5, 27. In der dritten Auflage: '*cena prior* eine auf eine frühere Stunde lautende Einladung'; jetzt richtig: '*prior* ... den Vorrang bezeichnend.' — I 6, 51. In der zweiten Auflage wurden noch nach Kießling die *pondera* als Gewichte gedeutet und jede andere Erklärung als 'abgeschmackt oder mindestens gesucht' bezeichnet; in der dritten hieß es: 'entweder die Gewichte ... oder, wahrscheinlicher, die Schrittsteine.' Ich bemerkte dazu: 'Vielleicht bleiben in einer vierten Auflage die Gewichte ganz fort'; dies ist genau eingetroffen und damit die seit CIL I 570 = X 3789 völlig gesicherte Interpretation in ihr Recht eingesetzt. — I 7, 60. *Scitari,* welches in der dritten Auflage als eine von Vergil aufgebrachte Form betrachtet wurde, wird jetzt aus Plautus belegt. — I 7, 62. In der dritten Auflage: '*quid multa?* Resultat seines Überlegens'; in der vierten richtig: 'Statt die Verhandlungen zwischen den beiden und die Überlegungen Menas ausführlich wiederzugeben, beschränkt sich der Erzähler auf den endgültigen Bescheid.' Vgl. Sat. I 6, 82. — I 7, 72. In der dritten und vierten Auflage: '*ventumst* "man kam", denn es sind natürlich auch noch andere Tischgäste da.' Liegt das in *ventumst?* Vgl. Sat. II 6, 33. — I 8, 9. In der dritten und vierten Auflage: '*Fidi medici* sind die Bücher, wenn man will die Verfasser derselben.' Warum die Bücher? Vgl. dagegen Orelli-Mewes und Sat. II 3, 147. — I 10, 5. Die dritte Auflage setzte hinter *pariter* einen Punkt, hinter *columbi* keine Interpunktion, die vierte hinter *pariter* ein Komma, hinter *columbi* ein Kolon. Damit ist Ref. ganz einverstanden (vgl. die Anzeige der dritten Auflage), nicht so, wenn es in den Anmerkungen der vierten Auflage noch heißt, der Vergleich habe nur Sinn in Verbindung mit dem folgenden, nicht als Ergänzung zu *adnuimus.* Ich setze das, was ich in der Anzeige der dritten Auflage sagte, noch einmal in etwas deutlicherer Fassung her: Der Vergleich mit den Tauben, der mit dem zweiten der parallelen Sätze *quidquid negat alter, et alter, adnuimus pariter* einsetzt (*pariter* meint dabei *iisdem rebus*, obwohl die Tauben in Wirklichkeit einander zunicken), hilft zunächst zur Illustrierung der weitgehenden Gleichheit der Anschauungen, bildet dann aber die Brücke zu etwas Neuem. Denn der weitere Gedankengang würde in prosaischer Breite lauten: so wenig es nun bei den Tauben der Eintracht schadet, daß die eine auf dem Neste bleibt, während die andere aufs Feld fliegt, ebensowenig wird unsere Freundschaft durch die verschiedene Neigung zum Stadt- oder Landleben gestört. — I 12, 15ff. Zu den in der dritten und vierten Auflage angeführten Parallelstellen läßt sich noch aus anderen Ausgaben Verg. Georg. II 475ff. hinzufügen. — I 12, 28f. In der dritten Auflage:

'seit 723/21'; in der vierten: 'seit 21'; richtig: seit 31. — I 14, 9. In beiden Auflagen fehlt in dem Tacituszitat hinter *natura* das Wort *tua*. — I 14, 43. In beiden Auflagen: '*piger* grammatisch zu *bos* gehörig (= *quem piget arandi*)', statt *arare*. — I 15, 12. In beiden Auflagen: '*laeva stomachosus habena,* eigentlich "ärgerlich über den Zügel".' Vgl. hiergegen die Anzeige der dritten Auflage. Meines Erachtens gehört der Ablativ *laeva habena* nicht zu *stomachosus,* sondern zu *dicet*; ein aus zwei Worten bestehender Ablativ gehört ja bei Horaz oft zu dem eingeschlossenen Adjektiv, aber doch keineswegs immer: vgl. Od. I 5, 13 *tabula sacer votiva,* Od. I 35, 23 *mutata potentes veste,* Od. II 5, 12 *purpureo varius colore*, Od. II 10, 7 *invidenda sobrius aula*, Epod. 9, 23 *Iugurthino parem bello,* Epod. 17, 34 *iniuriosis aridus ventis,* Epist. II 2, 141 *abiectis utile nugis*. — I 16, 43. Beide Auflagen geben bei dem Zitate aus Ovid *sed* statt *sub,* und XIII 109 statt XIII 190. — I 16, 55. In beiden Auflagen *triticus*, statt *triticum*. — I 18, 100. In beiden Auflagen: '*doctrina,* also ob die Tugend lehrbar sei, wie Sokrates und Platon gelehrt' usw. Aber vgl. den Menon und den Protagoras. — I 19, 2. In der dritten Auflage: '*diu*, neben *placere* recht müßig, ist zu *vivere* zu ziehen' usw.; in der vierten Auflage; '*diu* auch zu *placere* zu ziehen verlangt die Stellung,' usw. Gewiß richtig; vgl. L. Müller. — I 19, 48 f. Zu der von Heinze gegebenen Parallelstelle möchte ich noch hinzufügen Epicharm bei Athen. 36 d: *ἐκ κώμου δ' ἐγένεϑ' ὑανία· ἐκ δ' ὑανίας δίκα [τε καὶ μάχα καὶ καταδίκα], ἐκ δὲ καταδίκας πέδαι τε καὶ σφαλὸς καὶ ζαμία*. — I 20, 7. In der dritten Auflage: '*et scis* ist noch von *ubi* abhängig'; in der vierten Auflage: '*et scis* kann aber weder von *ubi* abhängen' usw. Zweifellos. Neu ist mir das Fragezeichen, das Heinze jetzt hinter *amator* setzt, 'da ja das Buch so schlimme Erfahrungen noch nicht gemacht hat'; vielleicht richtig. [Nachtrag bei der Korrektur: Herr Professor W. Heraeus macht mich freundlichst darauf aufmerksam, daß das Fragezeichen schon von Dziatzko, Untersuchungen über ausgewählte Kapitel des antiken Buchwesens, 1900, S. 169 A. 1 vorgeschlagen ist.] — I 20, 23. In der dritten Auflage: '*belli domique* gehört zu *primis urbis*'; in der vierten Auflage: 'Man muß also *belli domique,* wie es auch die Wortstellung verlangt, mit *placuisse* verbinden.' Für Letzteres ist auch Ref. mehrmals eingetreten (so im JB. XXXVIII S. 134), sowohl wegen der Wortstellung als auch weil, wenn es sich nicht auch um militärische Tüchtigkeit des Horaz handelt, die Scheidung seiner Gönner in Militärs und Zivilisten unmotiviert erscheint. — II 1, 75. In der dritten Auflage wird *ducere* als 'vorführen' gedeutet, in der vierten als 'herausreißen'; letztere Bedeutung ist offenbar die vom Zusammenhange geforderte. — II 2, 31. In beiden Auflagen: '*summe munito,* also auf einer hohen Bergspitze gelegen'; richtiger wohl L. Müller: '*summe* = *maxime*'. — II 2, 51. Kießling hatte *audax* auf Horaz bezogen; Heinze[3] äußerte sich dahin, *audax* werde 'vielleicht besser' mit *paupertas* verbunden. In der Anzeige der dritten Auflage vermutete ich, die vierte Auflage werde entschiedener reden, und wirklich ist in ihr das 'vielleicht' gestrichen. Die Sache ist nicht zweifelhaft. — Zu II 2, 61 in beiden Auflagen: '*sal nigrum*'; besser in beiden zu V. 60: '*sal niger*'. Horaz hat *salem*

Sat. I 5, 46. — II 3, 63. In der dritten Auflage: 'Melancholisch deutet Horaz auf die Riesenwerke hin, welche Julius Cäsar geplant hatte'; in der vierten Auflage, wo diese ganze Anmerkung umgearbeitet ist: 'ganz gewiß aber will er nicht an die gewaltigen Pläne erinnern, die man Cäsar unter vielen anderen zuschrieb.' — II 3, 65. In der dritten Auflage: 'Die sehr auffällige Verkürzung ist vielleicht durch die Umstellung *palus diu* zu beseitigen.' In der vierten Auflage ist dieser Gedanke fallen gelassen. — II 3, 104. In beiden Auflagen heißt es in der Anmerkung zu diesem Verse: *'male mandata',* aber in der Anmerkung zu V. 112: *'si male loqueris ridebo.'* — II 3, 135. Ob hinter *lex* Punkt oder Komma zu setzen sei, ist bekanntlich eine Streitfrage. Kießling setzte einen Punkt, Heinze[8] ein Komma; in der vierten Auflage steht versehentlich gar kein Zeichen. — II 3, 178. In der dritten Auflage: *'semper* gehört zu *adiunctis et aptis,* nicht zu *morabimur'*; in der vierten Auflage: *'semper* gehört zu *morari'*; daß Letzteres richtig ist, hat Prinz, Ztschr. f. d. österr. Gymn. LX S. 212ff., gezeigt. Interessant ist dann folgende Ausführung der vierten Auflage: 'Das nur von einer alten Hds. gebotene *morabimur* ist, wie es scheint, Konjektur für *morabitur,* das die sonstige Überlieferung gibt, und das allerdings ein Subjekt vermissen läßt; aber auch *morabimur* befriedigt nicht, denn niemals gibt Horaz eine Vorschrift so, daß er sich in der 1. Pers. Plur. Fut. mit dem Angeredeten einschlösse: und zu Beginn dieses Abschnitts hat er sich noch dazu mit *ego et populus* ausdrücklich zum Publikum geschlagen. Man wird also vielleicht *morabitur* beizubehalten und Ausfall eines Verses anzunehmen haben, in dem der *scriptor* als Subjekt eingeführt und zum Ausgangspunkt der Erörterung zurückgekehrt wurde; außerdem mag darin ein Zusatz zu *aevo* im Sinne von *cuique* gestanden haben, den man ungern vermißt.' Aber die Annahme einer Lücke hat doch wohl wenig Zwingendes; denn auch wenn man (wie neuerdings Vollmer) *morabitur* liest, ist eine Ergänzung von *poeta* durch zahlreiche Parallelen aus Cicero und Quintilian zu belegen, und an dem bloßen *aevo* wird auch kein Anstoß zu nehmen sein. — II 3, 205. Die Anmerkung ist jetzt ganz umgestaltet, namentlich wird *nondum,* zu welchem in der dritten Auflage *erat utilis* ergänzt wurde, jetzt mit *spissa nimis* verbunden; vgl. Prinz a. a. O. — II 3, 304. In beiden Auflagen fehlt in dem Zitat aus Plut. X orat. p. 838e hinter ἀκόναι das Wort αὐταί. — II 3, 326. In beiden Auflagen: *'longis rationibus* geht auf die umständlichen Zinsexempel, bei welchen in griechischer Weise nach Prozenten, *centesimae,* gerechnet wird. Zu diesem Behuf muß in jedem Falle das Kapital, *as,* erstlich mit Hundert dividiert — *in partis centum diducere* — und, falls ein Rest überschießt, der betreffende Bruch in Zwölftel bzw. Vielfache derselben umgewandelt werden, da die römische Rechnung keine anderen Brüche als Zwölftelbrüche kennt.' Das ist wohl eine der gelehrten Spitzfindigkeiten des um den Horaz hochverdienten Kießling, die ausgemerzt werden sollte, wie es schon mit anderen geschehen ist. Wenn hier so komplizierte Rechnungen gemeint wären, wie würden dazu die nachfolgenden simplen Beispiele passen? *Longis rationibus* und *in partes centum* sind eben scherzhaft. Richtig meines Erachtens

L. Müller: *'centum,* für eine beliebig große Zahl', Wickham: *'centum', as the edd. point out, stands as a round number, 'into any number of fractional parts.'* — II 3, 335. In beiden Auflagen: *'cito dicta* ist wahrscheinlich zu verbinden.' Aber vgl. Epist. II 1, 262: *discit enim citius meminitque libentius illud* etc.

2. Übersetzungen

6) Wielands Übersetzungen. Vierter Band. Plinius, Horaz, Lucrez. Herausgegeben von Paul Stachel (Wielands gesammelte Schriften; herausgegeben von der Deutschen Kommission der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Zweite Abteilung: Übersetzungen. Vierter Band). Berlin 1913. Weidmannsche Buchhandlung. 710 S. gr. 8. 13,60 ℳ.

Die Übersetzung der Briefe und Satiren des Horaz füllt S. 15—697 dieses Bandes. Im Hinblick auf die unten anzuzeigende Bardtsche Übersetzung sei auch hier zwecks lehrreicher Vergleichung (vgl. JB. XXXVIII S. 122) der Schluß von Epist. I 18 hergesetzt:

'„Laßt mir nur, was ich hab', und wärs auch minder,
und was ihr etwa noch von Lebenszeit
mir zugedacht, laßt mich mir selber leben!
Laßt mirs an Büchern nicht, auch nicht an Vorrath,
was auf ein Jahr vonnöthen ist, gebrechen,
damit die ungewisse Zukunft im Genuß
des Gegenwärt'gen mich nicht stören müsse!"
Es ist genug, um Dinge, die er giebt
und wieder nimmt, den Jupiter zu bitten:
er gebe Leben nur und Nothdurft mir,
ein ruhig Herz will ich schon selbst mir schaffen!'

7) Die Sermonen des Q. Horatius Flaccus, deutsch von C. Bardt. Vierte Auflage. Berlin 1914. Weidmann. 258 S. 8. 4 ℳ., geb. 5 ℳ.

Als ich im Jahre 1901 die zweite Auflage dieser Übersetzung oder vielmehr Nachdichtung in den JB. XXVII S. 66 anzeigte, schrieb ich: 'Ein vortreffliches Buch, das geläuterten Geschmack, durchgebildetes Sprachgefühl und richtige Berechnung der psychologischen Wirkung bekundet. Es bereitet, meine ich, jedem Horazkenner einen hohen Genuß und ist geeignet, auch den Laien eine Anschauung von dem Werte und Wesen des alten Dichters zu vermitteln.' Seitdem ist eine dritte (vgl. JB. XXXIV S. 110ff.) und nun eine vierte Auflage gefolgt, das Buch hat sich immer mehr durchgesetzt, hat von vielen Seiten Lob und Anerkennung gefunden und ist in weiten Kreisen bekannt: da ist jedes weitere Wort über seine Meriten zwecklos. Lieber setze ich für solche, denen dieses Buch doch noch unbekannt geblieben ist, als Probe den Schluß von Epist. I 18 (vgl. oben Nr. 6) her.

'Was ich besitze, Götter, bleibe mein!
Wird's kleiner. will ich auch zufrieden sein.
Laßt mich der Jahre Rest mir selber leben,
Wenn's euch gefällt, noch ein'ge mir zu geben.
Laßt Bücher mich die Hüll' und Fülle haben,
Gewährt des Feldes und des Weinstocks Gaben!
Und laßt des Herzens bängliche Gedanken
Nicht zwischen Furcht und Hoffnung rastlos schwanken!

Doch nein! nur das erflehe mein Gebet,
Was ganz allein in Jovis Händen steht;
Gib Leben, gib mir täglich Brot für morgen!
Für gute Laune will ich selber sorgen.'

Die vierte Auflage weist nicht viele Änderungen gegen die dritte auf; davon seien folgende hervorgehoben. Sat. II 5, 90f., bisher: 'Allein auch der stößt an, der gar nicht spricht'; jetzt nach Samuelssons überzeugender Lesung: 'Beschränke lieber dich auf ja und nein.' — Die Verse Epist. II 1, 55f., die in der dritten Auflage ausgelassen waren, sind jetzt mit übersetzt. — In der schwierigen Stelle Epist. II 1, 173 hieß es bisher: 'Ganz recht, doch welche schlottrige Figur Macht er, der wandelt in Menanders Spur!' jetzt: 'So scharf umrissen jegliche Figur — So lüderlich des Bühnenstücks Struktur! Um Anstand unbesorgt und guten Ton Spricht der Poet den feinern Sitten Hohn.' — Einige Druckfehler sind beseitigt: so ist das 'ahnungslose' Regiment des Servius Sat. I 6, 9 zu einem ahnenlosen geworden, und auch sonst ist dem Leser hier und da die Gelegenheit zu einer glücklichen Konjektur genommen.

Da dem Buche wohl in absehbarer Zeit eine fünfte Auflage beschieden sein wird, möchte ich die Gelegenheit dieser Anzeige dazu benutzen, einige in der dritten und vierten Auflage (die älteren sind mir nicht zur Hand) übereinstimmende Stellen kurz anzuführen, an denen mir eine Änderung wünschenswert scheint.

Sat. I 2, 42f. *Fugiens hic decidit acrem praedonum in turbam* 'Der suchte Schutz bei Mördern und bei Dieben.' Er fällt ihnen sehr wider seinen Willen in die Hände. — Sat. I 2, 121. *Illam . . . Gallis* 'Die also redet, gönn' ich den Eunuchen.' Es ist (zwischen Bardts dritter und vierter Auflage) von Prinz in den Wiener Studien XXXIV S. 227ff. (vgl. JB. XXXIX S. 87) nachgewiesen worden, daß es sich um Gallier handelt. — Sat. I 4, 14. *Crispinus minimo me provocat* 'um kargen Preis.' Was Horaz mit *minimo* gemeint hat, darüber soll hier nicht debattiert werden; aber ich fürchte, daß der Ausdruck der Übersetzung dem Leser unklar bleibt. — Sat. I 4, 35. *Dummodo risum excutiat, sibi non, non cuiquam parcet amico* 'Der beste Freund ist ihm willkommne Beute, Sobald satirisches Gelüst ihn kitzelt.' Bardt legt offenbar noch nicht die von Meiser in den Blättern für das Gymnasialwesen 1904 S. 696f. (vgl. JB. XXXI S. 99) gefundene richtige Lesung zugrunde. — Sat. I 6, 114f. *Inde domum me ad porri et ciceris refero laganique catinum* 'Da wartet mein ein Mahl von Lauch und Linsen Und auch mein Leibgericht, 'ne Schüssel Plinsen.' Ullman hat (zwischen Bardts dritter und vierter Auflage) in Classical Philology VII 1912 S. 442ff. (vgl. JB. XXXIX S. 87) gezeigt, daß hier drei Ingredienzien eines einzigen Gerichtes gemeint sind. — Sat. I 6, 130f. *Ac si quaestor avus pater atque meus patruusque fuisset,* in der dritten Auflage: 'Als wenn mein Ohm, mein Vater und mein Ahn Betreten schon der Ämter saure Bahn', in der vierten Auflage: 'Als hätten schon mein Vater, Ohm und Ahn Zurückgelegt der Ämter saure Bahn.' Die Übersetzung wird dem Sinne des Textes nicht ganz gerecht; vgl. Kießling-Heinze: 'Beißender Hohn ist

es, daß solche Glieder der guten Familien sich darauf etwas zugute tun, daß Großvater, Vater und Oheim es wirklich bis zur untersten Stufe des cursus honorum, bis zur Quästur, gebracht haben.' — Sat. I 9, 26f. *Est tibi mater, cognati, quis te salvo est opus?* 'Hast du Geschwister, Eltern noch zu Hause, Die, sollte dir was Menschliches passieren, Die nächsten sind zum Pflegen und Kurieren?' Die meines Erachtens richtige Auffassung siehe oben zu Nr. 1. — Sat. II 3, 166. *Naviget Anticyram* 'So muß er doch nach Anticyra hin.' Betonung des Eigennamens? — Sat. II 2, 223. *Hunc circumtonuit gaudens Bellona cruentis* 'Ist rasend wie der Maa entmenschte Horde.' Kann eine Kenntnis der Ma bei den Lesern vorausgesetzt werden? — Sat. II 6, 108f. *Nec non verniliter ipsis fungitur officiis, praelambens omne quod adfert* 'Kredenzt und kostet wie am Königstische.' Vielmehr benimmt sich die Stadtmaus wie ein naschhafter Haussklave. — Epist I 2, 27. *Nos numerus sumus* 'Wir selbst sind oftmals jenen Freunden gleich, Die also lebten in der Circe Reich.' Aber nicht mit den im Vorhergehenden erwähnten Gefährten des Odysseus, die zu unreinen Hunden und kotliebenden Schweinen wurden, stellt Horaz sich und Seinesgleichen auf eine Stufe, sondern nur mit den nachfolgenden Freiern der Penelope und den Phäaken. — Epist. I 6, 51f. *Trans pondera dextram porrigere* 'Dann gilt's dich übern Warentisch zu bücken, Dem Hökersmann die schmutzge Hand zu drücken.' Daß mit *pondera* die Schrittsteine gemeint sind, steht schon seit geraumer Zeit fest.

Noch ein paar Kleinigkeiten (wohl Druckfehler), die die neue Auflage mindestens mit der vorhergehenden gemein hat. Sat. I 2, 116. *Pavonem rhombumque* 'Bütt' und Pfau.' Den Fisch kenne ich nur unter dem Namen Butt oder Butte. — Sat. II 3, 102. Hinter 'Schritte' muß statt des Kommas ein Punkt stehen. — Epist. II 2, 4. 'Vom hübschen Wuchs', statt 'von hübschem Wuchs.' — Epist. II 3, 105f. 'Dem Ausgelaßnen ziemt Üppigkeit, Dem Ernsten würdge Gemessenheit.' Es fehlt je eine Silbe. Dergleichen ließe sich noch manches anführen, auch das Namenregister läßt an Ordnung und Vollständigkeit zu wünschen: man möchte eben ein so klassisches Werk gern in der korrekten äußern Form vor sich haben, die wir bei unseren Klassikerausgaben gewohnt sind.

Möchten diesem schönen Sermonenbande auch fürderhin günstige Fata beschieden sein; daß er *tineas pascat taciturnus inertes,* ist nicht zu befürchten.

8) Le opere di Orazio, tradotte in prosa italiana dal Dott. Pietro Larizza. Con figure numismatiche e note. (Edizione die 300 esemplari.) Roma 1914. Tipografia del Senato. XX und 301 S. 8.

Prosaische Horazübersetzungen sind im Auslande keine seltenen Erscheinungen; ich nenne Wickhams englische Übersetzung der Gesamtwerke (vgl. JB. XXXI S. 69f.), die französische Übersetzung der Satiren von Desportes (vgl. JB. XXXV S. 46ff.), die italienische Übersetzung der Satiren von Giardelli (vgl. JB. XXXIV S. 110); dazu gesellt sich nun das vorliegende Buch.

Als Probe diene der Anfang von Od. III 8: *O dotto nel sermone*

dell' una e l' altra lingua, con stupore interroghi ciò che io faccia, essendo celibe, il primo marzo, che denotino i fiori e il recipiente pieno d' incenso e il carbone deposto su virente zolla. Io avevo votato a Bacco un lauto simposio e un capro bianco, essendo stato sul punto di essere ammazzato dalla caduta di un albero. — Benutzt ist ein antiquierter lateinischer Text: vgl. Sat. II 5, 90f.: *non bisogna neppur tacere fuor di proposito.* Auffällig ist auch Od. III 9, 9: *Cloe da Creta.* — Ein Mißgeschick ist dem Übersetzer bei Od. I 23, 11f. begegnet: *orsù lascia la mamma, è tempo ormai di seguire un uomo!* — Die *Note* sind unbedeutend. — Eine fremdartige Beigabe sind die Abbildungen römischer Münzen: S. 272—276 und Taf. 1—4.

9) Friedrich Heußner, Ein vergessener Übersetzer des Horaz und sein Werk (Friedrich August Eschen). Im Sokrates II (1914) S. 524—531.

Eschen hat im Jahre 1800 bei Orell, Füßli und Co. in Zürich eine Übersetzung der lyrischen Gedichte des Horaz erscheinen lassen. Da er für würdig gehalten ist, nach mehr als einem Jahrhundert ausgegraben zu werden, so mögen auch hier zwei Strophen von ihm Platz finden, Od. I 9.

'Du siehst, wie hell herblinke mit hohem Schnee
Sorakte, wie arbeitend die Wälder kaum
Die Last noch tragen, und des Winters
Schneidendem Froste die Flüsse starren.

Die Kälte scheuchend, leg' auf des Herdes Glut
Des Holzes Meng' und reichlicher spendend nimm
Vom Bord den Wein des vierten Jahres
O Thaliarch, im Sabinerkruge.'

3. Abhandlungen

10) The Classical Papers of Mortimer Lamson Earle. New York 1912. The Columbian University Press. 8. S. 177—195 Horace.

Die in diesem Buche enthaltenen Horazarbeiten des im Jahre 1905 verstorbenen Verfassers sind in diesen Jahresberichten bereits sämtlich besprochen. Es sind folgende: S. 177—183. On the first ode of Horace. Aus The Classical Review XVI (1902) S. 398—401 (vgl. JB. XXX S. 42f.). — S. 183—185. Notes on Horace. Aus The Classical Review XVIII (1904) S. 391—392 (vgl. JB. XXXII S. 53). — S. 185—186. Note on Horace, Carmina I 3, 1—8. Aus den Proceedings of the American Philological Association XXXIV (1903) S. XXIIf. (vgl. JB. XXXVI S. 106). — S. 187. Horatianum. Aus der Revue de philologie XXIX (1905) S. 37 (vgl. JB. XXXIII S. 68). — S. 187—190. De carmine quod est inter Horatiana IV 8. Aus der Revue de philologie XXIX (1905) S. 306—309 (vgl. JB. XXXIII S. 68f.). — S. 191. Ad Horatii sermonem I 1, 15 sqq. Aus der Mnemosyne XXX (1902) S. 347 (vgl. JB. XXX S. 39). — S. 191—193. De Horatii sermone I 1. Aus der Revue de philologie XXVII (1903) S. 233—235 (vgl. JB. XXXI S. 82f.). — S. 193—195. De Horatii satira prima. Aus der Revue de philologie XXIX (1905) S. 35f. (vgl. JB. XXXIII S. 68).

11) Tadeusz Sinko, Za spojrzeniem Horacego. In der Eos XIX (1913) S. 46—64.

Über den Inhalt kann ich wegen mangelnder Kenntnis des Polnischen leider nicht berichten.

12) Casimirus Morawski, Horatiana. In der Eos XIX (1913) S. 129—133.

1. Der Liebende weine bei Horaz, abweichend von andern Dichtern, mehr aus Zorn und Eifersucht als aus Weichheit; eine Ausnahme sei Od. IV I, 33 ff.

2. In den Epoden zeige sich die Jugendlichkeit des Horaz im Gebrauche kräftiger, schrecklicher Vorstellungen; so würden Wölfe achtmal erwähnt. Dem stehe gegenüber das gänzliche oder fast gänzliche Fehlen von Worten wie *lenis, leniter, lenire* (nur 5, 8), *mitis* (nur 2, 17), *placidus, temperatus.*

13) Ettore Stampini, La metrica di Orazio, comparata con la greca e illustrata su liriche scelte del poeta; con una appendice di carmi di Catullo, studiati nei loro diversi metri. Nuova trattazione. (Ristampa.) Torino 1913. Ermanno Loescher. XLVIII und 104 S. 8.

Die im Jahre 1908 erschienene Ausgabe dieser Metrik, von der hier ein Neudruck vorliegt, ist schon im JB. XXXV S. 78 f. angezeigt.

14) John Sargeaunt, Horace, Carmina IV 10, 2. In The Classical Review XXVII (1913) S. 265 f.

Sargeaunt schützt die Überlieferung *pluma* gegen die Änderungsversuche. Für *pluma* spreche, daß auch das griechische *πτίλον*, das englische *down* und das italienische *piúma* sowohl von weichen Federn als auch vom sprossenden Barte gebraucht würden. — Man kann das deutsche *Flaum,* das französische *duvet,* das russische *puch, puschok* und wahrscheinlich noch vieles aus anderen Sprachen hinzufügen.

15) A. W. Verrall, Collected Studies in Greck and Latin scholarship, edited by M. A. Bayfield and J. D. Duff. Cambridge 1913. University Press. VI und 372 S. 8.

Auf Horaz beziehen sich in dieser Sammlung fünf Abhandlungen, von denen nur eine, die dritte, vorher noch nicht gedruckt war.

1. S. 231—242. The Latin Sapphic; aus The Classical Review XVII (1903). S. 252—256; vgl. JB. XXXI S. 85, wo ich folgenden befremdlichen Gedanken heraushob: *Suppose it known to Horace by experiment, that, whatever he intended, many would take the stanza 'säepius véntis ägitatur íngens etc.' to have naturally the rhythm here given, and would read it so as a matter of course . . . In such circumstances the 'Romanae fidicen lyrae' might well think that, until the 'Aeolii modi' should become generally known to his countrymen, the best way to get a hearing for Sapphics was to write them so that people who did not know Sappho, and had no natural disposition for the 3-time rhythm, might at any rate be able to read them.*

2. S. 306—324. The name *Lamia* in Horace; aus Studies in Horace, 1884. Der Lamia in Od. III 17 sei ein Sklave des Horaz; *the appellation Aelius is part of the jest; the slave's name is Lamia, and Lamia only.* Er sei identisch mit dem Lamia in Epist. I 14, 6, *and this Lamia was no other than the 'vilicus' or steward at the poet's own farm. 'Lamiae pietas'* sei *an equivalent for 'pietas tua'.* — Zu Od. I 36: *I do not think it honest to suppress my belief that this Lamia simply is what her name implies, a 'meretrix', the mistress of Numida when a lad.* — Zu Od. I 26: *If the Lamia for whom Horace twines the lyric wreath must be a real person, I see no reason why he may not be the only real Lamia — as I have tried to show — to whom Horace introduces us, his slave and (the Epistle justifies the word) his friend, the Lamia in his own household.*

3. S. 325—344. A vexed passage in Horace. Es handelt sich um die Schlußstrophe von Od. I 6. Unter Berufung auf Ovid Fast. 6, 230 meint Verrall, *that to Roman ears a 'virgo sectis in iuvenem unguibus,' 'a maiden when her nails are cut for a young man,' could not mean anything but a bride,* und auf Grund einer Vergleichung mit Prop. II 1, 13 und 45 ist er der Ansicht, *that the 'proelia virginum sectis in iuvenes unguibus acrium' are simply the pleasures of the wedding-night.* — Zu V. 17. *Without laying stress on the point, which is of no importance to the general question, I think it worth while to suggest that there may be in 'convivia' an error of one letter for 'convicia', which would of course be joined, as well as 'proelia', with 'virginum'.* — Zu V. 20. *Leves* sei 2. Pers. Konj. (vgl. *levat aura cycnum* Od. IV 2, 25); also: *'We are not to be lifted beyond' (or 'above') 'our wont,' literally 'you cannot lift us'.* — Zu V. 19. *'Vacui sive quid urimur' = 'when unoccupied or when something galls us.'*

4. S. 345—353. An Interpolation in Horace, Carm. IV 8; aus Journal of Philology XVII (1888) S. 145 ff. (vgl. Wartenberg, JB. XVI S. 275). Verrall streicht die Verse 15—20, setzt hinter *bonis* einen Punkt, hinter *tuleris* ein Fragezeichen und übersetzt: *Not what the people can grave upon marble is the means whereby the good return to breathing life. If paper tell nothing of thy good deeds, wilt thou have had thy reward?*

5. S. 354—357. *'Stare'* in Horace, Sat. I 9, 39; aus Journal of Philology XIII (1884) S. 56—58. Für *'stare'* vermutet der Verfasser *''sta re = ista re.' It does not seem unlikely that even in the time of Horace pronunciations like ''sta' for 'ista' were often to be heard in careless speech, and they would be likely to hold their place especially in set phrases frequently required, such as the 'nil valeo 'sta re' of our hypothesis. And if this was the pronunciation, there could be no reason why Horace, when trying, like Plautus, to reproduce the language of ordinary life, should not do as Plautus did, and write what was actually said.*

Eine Kritik an obige Ausführungen Verralls zu knüpfen, liegt nicht in der Absicht des Berichterstatters.

16) Otto Morgenstern, Zu Hor. Od. III 14, 11. In den Sitzungsberichten des Philologischen Vereins zu Berlin im Jahre 1913, S. 3.

Morgenstern vermutet *vicem* statt *virum* 'ihr, die ihr schon den Wechsel des Geschicks erfahren habt.' Diese Konjektur liegt nach der gleichen Richtung wie die ältere *vicum* (mir bekannt aus Stowassers Lateinisch-Deutschem Schulwörterbuch, 1900, S. 1057a) 'die Schicksalswechsel erfahren haben.'

17) Heinrich Müller, Zu Hor. Sat. I 6, 14. In den Sitzungsberichten des Philologischen Vereins zu Berlin im Jahre 1913, S. 5—7.

'Mit *iudice quo nosti populo,* entgegengesetzt dem *persuades hoc tibi vere,* muß der neue Gedanke beginnen, der in der Überlieferung durch *notante* in einer diesen natürlichen Gedankenfluß störenden Weise dem Laevinusbeispiel angehängt ist.' . . . 'Der Fehler steckt in *notante,* und zu schreiben ist *notatum,* scil. *Laevinum.* Was hat denn Mäcenas aus der Geschichte gelernt? Daß es schon vor dem Könige ohne Ahnen viele gegeben hat, die erstens zwar *nullis maioribus orti* (nicht hochgeboren), zweitens doch *vixerunt probi* (ehrenwerte Männer) und drittens darum *amplis honoribus aucti* (durch Ehrenämter ausgezeichnet) waren während Laevinus erstens zwar *Valeri genus* (vom ältesten Adel), zweitens doch *ullius'* (? Ref.) *'non unquam pluris licuit* (darum nicht um einen Heller mehr wert, nämlich als nichts, d. h. ein ganzer Taugenichts und Tunichtgut) und drittens darum *notatus* (mit der *nota* gezeichnet, d. h. ausgeschlossen von allen Ehrenämtern) gewesen ist. Denn Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte ist die politische Folge des *notari.'*

Wie der Verfasser zu *notatum* kommt, ist mir nicht recht klar; sucht man in *notante* ein zu *Laevinum* gehöriges Partizipium, so würde, möchte ich meinen, eher *notandum* in den Gedankengang der Satire hineinpassen.

18) Eduard Stemplinger, Horatius. In Pauly-Wissowa-Krolls Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft VIII Sp. 2336—2399. Stuttgart 1913. J. B. Metzler. Gr. 8.

Das ist die wohlgelungene Arbeit eines dazu Berufenen. Bei knapper Fassung bietet sie einen überaus reichen Inhalt; es dürfte kaum eine den Horaz betreffende Frage unberücksichtigt geblieben sein. Überall hat man die Empfindung, daß Stemplinger, dessen gewaltige Belesenheit aus seinen früheren Publikationen bekannt ist, aus dem Vollen schöpft; auch an dem ruhigen, gesunden Urteil, das die Arbeit bekundet, mag man (unbeschadet einzelner Meinungsverschiedenheiten) seine Freude haben.

Sp. 2337—2344 Leben. Sp. 2344 Äußeres. Sp. 2344—2352 Charakter. Sp. 2352—2375 Werke. Sp. 2375—2390 Technik der Horazianischen Dichtung, und zwar Sp. 2375—2379 Metrik, Sp. 2379 bis 2385 Sprache, Sp. 2385—2390 Imitatio. Diese letzten beiden Abschnitte, Sprache und Imitatio, sind mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit gearbeitet und bieten eine große Menge interessanter, lehr-

reicher Zusammenstellungen. Sp. 2391—2394 Textrecension. Sp. 2394 bis 2398 Fortwirken der Horazischen Dichtung; dieses Gebiet ist bekanntlich Stemplingers besondere Domäne. Sp. 2398—2399 Ausgaben.

Nun noch einige einzelne Bemerkungen. Sp. 2338 Z. 16ff. 'Hier ging der Knabe in die von einem gewissen Flavius ... geleitete Elementarschule ... Als aber der Knabe der Elementarschule entwuchs, entschloß sich der Vater ... nach Rom überzusiedeln.' Aber Sat. I 6, 72ff.: *noluit in Flavi ludum me mittere ... sed puerum est ausus Romam portare.* — Sp. 2340 Z. 13ff.. 'Während aber Freunde des Horaz, wie Pompejus Grosphus (c. II 7) zu Sex. Pompejus nach Sicilien sich begaben' usw. Lies: Pompejus Varus. — Sp. 2341 Z. 8ff. 'Aber nach neun Monaten — sollte man hier nicht eine Schrulle des Mäcenas vermuten, der auch die Frucht seiner Freundschaft ausreifen lassen wollte wie ein Kind im Mutterleib? — lud ihn der Gönner wieder zu sich.' Ohne Not soll man dergleichen von niemand glauben. — Sp. 2341 Z. 30f. '... so schenkte der Gönner dem Dichter H., der im Jahre 30 sein 1. Satirenbuch herausgegeben hatte, ... im Jahre 32 das Sabinum.' Dagegen auf Sp. 2375 die richtigen Jahreszahlen. — Sp. 2342. Die Hypothese, daß Horaz bei Aktium zugegen gewesen sei, wird nicht erwähnt; aber sie war und ist doch so verbreitet, daß es sich wohl empfohlen hätte, sie ausdrücklich abzulehnen. — Sp. 2349 Z. 14ff. '... so waren auch dem H. diese Lydia, Leuconoe, Neobule usw. "Namen, die in sein Silbenmaß, Charaktere, die in seine jetzt gewählte Situation paßten, vielleicht Griechinnen, die er nie gesehen hatte, geistig aber sah und darstellte", wie schon Herder richtig bemerkte.' Beifallswert und nicht unnötig. — Sp. 2350 Z. 36ff. 'Seine Kost ist die denkbar einfachste, zumeist Pflanzenkost. Begegnete er sich hier mit der zeitgenössischen Lehre der Sextier, die grundsätzlich das Vegetariertum aus Humanitäts- und Utilitätsgründen predigten? Oder zwang ihn seine rheumatische Anlage hierzu?' Ich meine, das Vorwiegen der Pflanzenkost war nach den Landesverhältnissen ohne weiteres die Folge der Einfachheit. — Sp. 2352 Z. 49ff. 'Wer einmal Erlebnis und Dichtung bei verschiedenen antiken Poeten zusammengestellt hat, wird in diesem Carmen' (Od. I 34) 'nichts anderes wie ein augenblickliches Stimmungsbild finden.' Aber vgl. JB. XXXVIII S. 105. — Sp. 2371 Z. 63ff. 'Die ältesten Lieder sind II 13 (Frühjahr 30), I 30 und I 26 (Herbst 30).' Also haben die neueren Versuche, einzelne Oden höher hinauf zu datieren, auf Stemplinger keinen Eindruck gemacht. — Sp. 2372 Z. 23ff. 'Im zweiten Buch vereinigt H. 20 Lieder, im dritten Buch 30. Das Dekadensystem ist deutlich. Nun enthält aber das erste Buch 38 Lieder. Die Lieder 2—9 sind als "Paradeoden" zu betrachten. Dann ergeben sich wiederum 30 Lieder analog dem ersten' (lies: dritten) 'Buch. Auch dieses Verhältnis deutet H. damit an, daß er das zehnte Lied in gleichem Versmaß wie das zweite verfaßt und an den Schluß der zweiten Ode (V. 41ff.) anknüpfend die zehnte Ode zur Hymne auf den Sohn der Maja gestaltet.' Zu manchen früheren ein neuer Versuch, die Zahl 38 auf eine durch zehn teilbare zurückzuführen. — Sp. 2373 Z. 12ff. 'Gemäß seinem Grundsatz, alles *παρὰ τὰ πάτρια ἔθη* (mon. Anc. Gr. 3, 18) zu er-

ledigen.' Doch wohl 'nichts' statt 'alles'. — Sp. 2384 Z. 56ff. 'Dazu kommen Wortspiele (*deducte-duce* c. II 7, 2, *curas-cras* c. I 7, 31f.).' Die letztere Vermutung erscheint zu gesucht. — Sp. 2393 Z. 55. Über die Klassifizierung der Handschriften: 'Alle vier genannten Hypothesen leiden an Schwächen . . . Wirklich auffällige und durchgreifende Korruptelen finden sich in allen Hss. wenig; die meisten Fehler beruhen auf Versehen verschiedener Art und Mißverständnissen der Horazischen Ausdrucksweise; sie sind nicht derart, daß man auf ihnen Systeme begründen könnte. Auch Beobachtungen bei anderen Autoren haben gelehrt, daß sich vielfach eine Stammbaumformel nicht finden läßt.' Das ist meines Erachtens sehr richtig gesagt. Die gewaltige Arbeit, die von so vielen Gelehrten auf die Klassifizierung der Handschriften verwendet ist, dürfte schließlich nur das Resultat ergeben, daß zwar diese und jene Handschrift einen Vorrang einnimmt und einige Gruppen sich zusammenstellen lassen, auf einen wirklichen Stammbaum aber verzichtet werden muß. — Sp. 2399. Unter den Ausgaben hätten bei aller Knappheit doch L. Müller und Orelli-Hirschfelder-Mewes Erwähnung verdient.

Die Benutzung dieser trefflichen Arbeit würde wesentlich gefördert werden, wenn der Verleger sich entschlösse, sie als Separatheft in den Handel zu bringen.

19) F. Jacoby, Eine vergessene Horazemendation. Im Hermes Bd. 49 (1914) S. 454—463.

Es handelt sich um Epod. 4, 16, wo Jacoby mit italienischen Ausgaben aus den Jahren 1477 und 1478 *contento* für *contempto* lesen will. Die scharfsinnige Erörterung des Verfassers kann nicht verfehlen, Interesse zu erregen, auch wenn man dem Resultate nicht zustimmt. Ist die Überlieferung, wie Jacoby annimmt, wirklich unhaltbar? Im Anschluß an andere meine ich die Stelle so deuten zu sollen: der Parvenu vereitelt Othos Absicht, Minderwertige von den ersten Sitzreihen auszuschließen. Daß Horaz diesen Gedanken nicht sehr klar zum Ausdruck gebracht hat, ist zuzugeben; aber solche Mängel sind gerade in den Jugendgedichten des Horaz nicht selten, vgl. JB. XXXVII S. 157ff. Vor der Konjektur *contento* hat die Überlieferung *contempto* den Vorzug, daß in ihr gegen den Parvenu ein Hieb enthalten ist, der bei der Konjektur wegfällt. Der Verfasser allerdings sagt u. a.: 'Kein Lob Othos, auch kein noch so abgeschwächtes, kann in den Worten stecken. Was wir erwarten, das ist im Gegenteil auch hier' (wie Epist. I 1, 57ff.) 'der Ausdruck des Tadels und der Verachtung für einen solchen Gesetzgeber.' Ein eigentliches Lob Othos braucht man nun ja wohl in der Überlieferung nicht zu finden; der vom Verfasser erwartete Gedanke aber bringt meines Erachtens einen fremden Zug in den Gesamtinhalt des Gedichtes.

20) Georg Wissowa, Zu Horaz Sat. I 10, 5a. Im Hermes Bd. 49 (1914) S. 479f.

Wissowa verbindet *multum* adjektivisch mit dem von Reisig konjizierten *puerum*, faßt also *multum puerum* als kollektiven Singular. Das sieht zunächst gewiß sehr gefällig aus, und wenn ich einige Bedenken äußere,

so geschieht es in der Hoffnung, sie widerlegt zu sehen. Erstens, wäre dann nicht eher *essent* und *possent* als *esset* und *posset* zu erwarten? Zweitens (den Hinweis hierauf verdanke ich einer brieflichen Mitteilung Carl Wageners), sind Wörter wie *puer, adulescens, iuvenis, senex* in kollektivem Sinne nachweislich? Drittens: für kollektives *multus* finde ich bei einiger Umschau folgende Beispiele (ich beschränke mich auf diejenigen mit lebenden Wesen), im Nominativ: Verg. ecl. 1, 33, Verg. Aen. I 334, Ov. fast. 4, 772, Ov. am. III 5, 4, Sil 2, 547, Luc. III 707, Mart. IX 56, 1, im Ablativ: Hor. Epod. 2, 31, Hor. Od. I 15, 6. Begegnen auch andre Kasus? Und wenn nicht, ist das Fehlen lediglich als Zufall aufzufassen?

21) Jos. Kroll, Horazens sechzehnte Epode und Vergils erste Ekloge. Im Hermes Bd. 49 (1914) S. 629—632.

Wie Skutsch (N. Jahrb. XII 1909 S. 23—35, vgl. JB. XXXVI S. 124f.) gezeigt hat, daß Vergil in der vierten Ekloge auf Horazens sechzehnte Epode Bezug nimmt, so weist Kroll das gleiche für die erste Ekloge nach. Sein Beweis gründet sich namentlich darauf, daß der Vergilvers 50 *nec mala vicini pecoris contagia laedent* sich als Produkt einer nicht recht geschickten Verpflanzung des Horazverses 61 *nulla nocent pecori contagia* erkennen lasse. Da die erste Ekloge zwischen Mitte und Ende des Jahres 41 verfaßt sei, so müsse die sechzehnte Epode noch etwas älter sein.

Krolls Deduktion erscheint wohlgelungen; sie und die von Skutsch, eine jede schon an sich überzeugend, stützen einander noch in erwünschtester Weise.

22) E. Schweikert, Strittige Interpunktionen in den Gedichten des Horaz. Im Rhein. Museum Bd. 69 (1914) S. 191—204.

Es sind in der Tat großenteils recht strittige Stellen (vielfach handelt es sich dabei um die Entscheidung, ob Fragezeichen oder Punkt), die der Verfasser, die Meinungen, der Scholiasten und Herausgeber sorgsam zusammenstellend, hier behandelt; nicht nur daß die Herausgeber unter sich uneins sind: es begegnet auch mehrmals, daß ein Herausgeber die Sache in verschiedenen Ausgaben verschieden auffaßt. Der Verfasser legt hier und da Erwägungen und Parallelstellen in die eine oder andere Wagschale; namentlich aber gewinnt man durch seine Darlegungen einen guten Überblick über den Stand der Debatte. Es seien von den behandelten Stellen angeführt: Epod. 16, 15; Epist. II 1, 50ff.; Od. I 9, 1; Od. III 28, 1ff.; Od. IV 1, 1ff.; Od. III 23, 17ff. ('ansprechender ist der Vorschlag von Ed. Philipp, Wien. St. 1909 S. 311, nach *mica* ein Fragezeichen zu setzen'; aber vgl. JB. XXXVII S. 139f.); Epist. II 2, 126ff.; Epist. II 2, 1—19; Sat. I 6, 43 ('eine Nötigung, das Komma zu versetzen' [d. h. es hinter *magna* zu stellen] 'liegt also nicht vor'); Epist. I 16, 5ff. Zu V. 5 der letztgenannten Stelle, *continui montes, ni dissocientur opaca valle,* möchte ich auf Curtius VII 8, 30 verweisen: *Bactra, nisi dividat Tanais, contingimus.*

23) Th. Stangl, *Exprobare* und andere Kleinigkeiten aus Suetons Horazvita. In der Wochenschrift für klass. Philol. 1914 S. 1019—1022.

Stangl mit der besseren Überlieferung *exprobasset*, gegen *exprobrasset* der Vulgata. — In *ni* . . *iam* habe *iam* die gleiche Bedeutung wie in *si iam* 'wenn nachgerade, wenn ja, wenn wirklich'. — Stangl schützt *fieri possit*. — Desgl. *appellat*. — Desgl. *mentionem habitam*. — Desgl. *disposita, ut*, ohne Einschub. — Desgl. *ei imago*. — Kurz vorher vermutet Stangl *scort⟨e⟩a* = 'die Unzucht betreffend' (? Ref.).

Zu Od. I 32, 1. Stangl verlangt *poscimur*, für dessen absoluten Gebrauch er auf C. F. W. Müller, Syntax des Nom. und Akkus., 1908, S. 150, verweist. 'Als Objekt erhellt aus dem Zusammenhange sofort *Latinum carmen Lesbio* (Tonwort am Strophenbeginn!) *primum modulatum civi*.'

24) J. C. Naber, Ad Hor. Epist. I 1, 64 (Veröffentlicht von J. J. Hartman). In der Mnemosyne XXXXII (1914) S. 103.

Pretiosissimam mihi gemmam paucis ante obitum diebus servandam Naberius commisit, quam nunc publici iuris facio. Naber hat vermutet: *Muribus et Curiis et decantata Camillis*. Aber die Überlieferung bedarf wohl keiner Änderung.

25) Petrus Rasi, Ad Hor. Epist. I 1, 64. In der Berliner Philol. Wochenschrift 1914 S. 1053f.

Rasi lehnt Nabers Konjektur (vgl. die vorige Nummer) ab: *quid opus est emendatione*. Gegen *Muribus* wendet er noch ein: *Mures, quod sciam, nusquam nominantur a scriptoribus honoris causa, sed potius Decii*.

26) Paulus Fossataro, Schedula Horatiana (Sat. I 7). Im Bollettino di filologia classica XX (1914) S. 183f.

Zu den Gründen, die Sabbadini für die Ansetzung der Abfassung dieser Satire bald nach der Schlacht bei Philippi vorgebracht hat, fügt Fossataro namentlich noch folgende hinzu: 1. *Libere nulloque adhibito velamine iocus traditur in mortem Caesaris a Bruto patratam*. 2. Der Ausdruck *lippis notum et tonsoribus* lasse auf einen geringen Zeitabstand zwischen dem Ereignis und seiner poetischen Darstellung schließen.

Dies ist jetzt die herrschende Ansicht; vgl. z. B. Skutsch (N. Jahrb. XII S. 32), Krüger[16], Lejay, Cartault (Journal des Savants 1912 S. 361). Dagegen Kießling-Heinze[4].

27) Vincenzo Ussani, Nuove spigolature Oraziane. In der Rivista di filologia e di istruzione classica XLII (1914) S. 33—48.

Od. I 17. Mit dem Namen Tyndaris bringt Ussani die Verse des Cercidas (Mel. II 13ff.) in Verbindung:

> ἁ δ' ἐξ ἀγορᾶς Ἀφροδίτα
> καὶ τὸ μηδενὸς μέλειν, ὁπανίκα λῇς, ὄκα χρῄζῃς
> οὐ φόβος, οὐ ταραχά, ταύταν ὀβολῷ κατακλίνας
> Τυνδαρέοιο δόκει γαμβρὸς τόκ' ἦμεν.

Diese Verse seien vielleicht dem Horaz bekannt gewesen; *Orazio dunque godendo le grazie della citharistria potè nel suo humour riputarsi Τυνδαρέοιο γαμβρός e chiamare lei la sua Tindaride.* Aber auch ohne einen solchen Zusammenhang konnte eine Hetäre diesen *nom de guerre* führen oder von einem Verehrer so genannt werden.

Od. III 21. Ussani meint, mit Unrecht finde Norden (vgl. JB. XXXX S. 10) hier Spuren von Parodie; die Amphora sei kein *corpus vile.*

Sat. I 4, 35. Aus dem pseudakronischen Scholion zu V. 82 sucht Ussani eine Bestätigung für die Lesung *non, non* zu gewinnen: . . . *con ogni verisimiglianza lo scolio Kelleriano si compone di due parti mal fuse insieme. Il testo originario della nota al v. 82 era semplicemente questo:*

qui non defendit] sicut superius: Dummodo risum etc.

e il richiamo ai v. 33. 34: Dummodo etc. ha fatto sì che sia stata qui trasportata la nota che là non si legge più:

sibi non] sunt quidam, qui dum volunt se urbanos haberi, quasi per facetias lacerent.

Nel qual modo 'lacerent' viene a trovare il suo oggetto, 'se', che nella redazione attuale manca e la lezione 'non non' un altra riprova della sua esistenza in un' età che se fosse quella della recensio amplissima del Keller (600—650) risalirebbe assai più alto di quella dei codici FLR.

Sat. I 6, 19—21. Ussani faßt *censor Appius* als Apposition zu *populus* und übersetzt: *sia pure: il popolo preferirebbe conferire le grandi cariche a un Levino piuttosto che a un Decio, uomo nuovo, e, assuntasi la censoria severità di Appio, caccerebbe me dal senato.* Auch vermutet er V. 21 *cum* für *si.*

Sat. I 6, 45—48. Der Verfasser übersetzt: *Ma io ritorno a me figlio di liberto, a cui tutti or mormorano figlio di liberto, perchè sono tutto di casa tua, o Mecenate, come in avvenire farebbero quando, tribuno, comandassi una legione* (? Ref.). Im folgenden sei dann hinter *honorem* ein Komma zu setzen, hinter *quivis* nicht.

Sat. I 10, [1—8]. *Io ritengo che i versi in questione sostanzialmente possano risalire ad Orazio stesso . . . Se supponiamo che Orazio abbia scritto i versi, mentre il vecchio grammatico preparava una edizione che poi, impedito dalla morte, non fece, questo spiegherebbe benissimo così il 'parat' del principio come la suppressione del passo nel rifacimento.* In V. 5f. vermutet er: *'Quoi' (= 'cui', dativo di agente) 'multus puer et loris et funibus udis exoratus'.* Der Sinn sei also dieser: *Orazio a Valerio Catone, che innamorato del suo poeta, ma implicitamente riconoscendo giusti i biasimi mossigli, si apprestava a curarne una ragionevole revisione, contrappone un altro grammatico ammiratore fanatico che aveva tirato su a suon di nerbo tutta una folla di scolari, che difendessero a dritto e a rovescio la poesia antica contro il discredito in cui essa era tenuta dalla scuola nuova.* Über *multus puer* vgl. oben Nr. 20.

Sat. II 2, 43. Ussani schlägt vor: *stomachum. Tum.* Eine ältere Konjektur ist *quin*; aber beide dürften entbehrlich sein.

Sat. II 3, 51. Für *variis* vermutet Ussani *varis*. Indessen scheint die Überlieferung unanstößig zu sein, und ein Ausdruck wie *varae partes* im Sprachgebrauche keine Stütze zu finden.

Sat. II 3, 275. Ussani schreibt: *'Adde furorem stultitiae atque ignem gladio scrutare modo, inquam.' Il 'furor' è un grado ulteriore della 'stultitia' o 'insania'.* Diese Konjektur sei zur Beachtung und Prüfung empfohlen.

28) Adolfo Gandiglio, *Oculis inunctis* (Orazio Sat. I 3, 25). In der Rivista di filologia e di istruzione classica XLII (1914) S. 114—116.

Gandiglio faßt *inunctis* im Sinne von *non unctis* und gibt den Sinn folgendermaßen: *Perchè, mentre vedi i tuoi difetti con l' acutezza d' occhi che ha un cisposo che non abbia voluto sapere di ricorrere ai medicamenti (lasciando così invecchiare il suo male), hai poi una vista d' aquila quando si tratta di scovare i diffetti degli amici?*

Aber nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, dem sonst auch Horaz folgt (vgl. Epist. I 1, 29 *lippus inungui,* Sat. I 5, 30 *lippus illinere*), kann niemand auf eine solche Deutung verfallen, durch die überdies in die vorliegende Stelle ein gekünstelter, ungehöriger Nebengedanke hineingetragen würde.

29) Pietro Rasi, Di un nuovo presunto ἅπαξ λεγόμενον in Orazio (Sat. I 3, 25). In der Rivista di filologia e di istruzione classica XLII (1914) S. 300—304.

Rasi spricht sich gegen Gandiglios (siehe Nr. 28) Auffassung von *inunctis* aus und sagt unter anderm: *Orazio non vuol dire, nè più nè meno, se non questo, che gli uomini vedono i propri difetti 'con la veduta corta d' una spanna', cioè li vedono con la miopia di un 'lippus', il quale, per giunta, abbia gli occhi tutti impistricciati di medicamenti.*

30) Paolo Bellezza, A proposito di *inunctus* = non unto. In der Rivista di filologia e di istruzione classica XLII (1914) S. 305—312.

Vergleiche die beiden vorhergehenden Nummern. Dieser Aufsatz beginnt: *L' interpretazione proposta dal Gandiglio è tanto più probabile in quanto ad 'in-', positivo e negativo a volta a volta, fanno riscontro altri prefissi e preposizioni colla stezza duplice funzione, quali 'de-, ex-, ve-, dis-, ad-, ab-'.* Auch andere Sprachen zieht Bellezza heran.

Alles dies ist für den Sinn der Horazstelle natürlich nicht entscheidend.

31) Adolfo Gandiglio, Ancora *oculis inunctis* (Orazio Sat. I 3, 25). In der Rivista di filologia e di istruzione classica XLII (1914) S. 582—591.

Gandiglio nimmt sich gegen Rasi (siehe Nr. 29) seiner Deutung von *inunctis = non unctis* nochmals an: *a me non sembra che si possa trovare nel luogo della satira, ancorchè lo si consideri in sè e per sè, cosa alcuna che escluda categoricamente nemmeno la interpretazione*

particolare, da cui non esce punto cambiato il senso del complesso, 'oculis inunctis = oculis incuratis.' Siehe dagegen oben zu Nr. 28.

Für den negativen Sinn von *inunctus* beruft er sich auf Mart. VII 78, 2. Ob mit Recht? Wir können dies auf sich beruhen lassen, da das Urteil über die Horazstelle davon nicht abhängt.

32) P. Fossataro, La prima satira del secondo libro d'Orazio, considerata come documento biografico. In Atene e Roma XVII (1914) S. 164—172.

Der Inhalt ergibt sich aus dem Titel. Anhangsweise behandelt Fossataro den Vers 86, in welchem er *tabulae* so wie Erman (vgl. JB. XXXI S. 60 und S. 101) und Lejay auffaßt: *le tavolette incerate in cui era scritta la 'formula' del 'praetor'. Io poi ritengo che qui 'solvi' significhi il passar dallo stato rigido al rilassato.*

Ref. hält an seiner Konjektur *malae* (vgl. JB. XXXVII S. 157) fest.

33) Charles E. Bennett, Notes on Horace. In The Classical Quarterty VIII (1914) S. 145—150.

Zu Od. I 3, 1 ff. Bennett empfiehlt die Deutung, die er schon in seiner Ausgabe (1901) gegeben hat: *by regarding 'reddas' as a jussive subjunctive explanatory of 'sic' 'guide thee thus, viz. bring him save to Attic shores!'* Er vergleicht Cato, de agric. 70, 2, und namentlich Martial IX 91, 1 ff. *Sic in gramine* etc. Die Auffassung scheint doch zu gezwungen.

Zu Od. I 12, 45. Bennett vermutet, wie schon im Jahre 1901, *occulte.* Aber das nackte *aevo* hat wenig Lockendes. Auch Epist. I 1, 80 will er *occulte* einsetzen, ohne Not.

Zu Od. I 16. 8. Gegen die Verbindung *aeque ut,* welche sich bei der Lesung *si* ergibt, bemerkt Bennett nach Prüfung der im Thesaurus dafür angeführten Stellen, daß es *most hazardous* wäre, sie bei Horaz anzunehmen.

Zu Od. II 18, 8. Bennett hält die Interpretation *trail their purple robes* für die einzig mögliche. Denn *trahere* bedeute 'krempeln', nicht 'spinnen' (vgl. Varro fr. 190 B; Juv. II 54; Ov. Met. XIV 264, XIII 511, II 411, Heroid. III 75); *purpurae* werde aber nicht von der Wolle gebraucht, sondern von der Farbe oder dem fertigen Kleide; auch hätten die Römer die Wolle erst nach dem Krempeln gefärbt. Die Sache verdient Nachprüfung; vielleicht ergibt sich dabei doch, daß die Deutung auf das Anfertigen von Kleidern durch den Sprachgebrauch nicht, wie Bennett meint, ausgeschlossen wird; dem Sinne nach erscheint sie wie vielen andern so auch mir ebenso passend wie die Deutung auf das Tragen von Schleppen unpassend.

34) R. Philippson, Die Abfassungszeit der Horazoden II 6 und III 29. Im Rheinischen Museum Bd. 69 (1914) S. 735—741.

Seit vielen Jahren bin ich in diesen Jahresberichten für die schon ältere Ansicht eingetreten, daß Od. II 6 und Epist. I 7 der gleichen Zeit

und der gleichen Situation angehören: vgl. JB. XXIV S. 65, XXVII S. 79; XXXVIII S. 106 und S. 134. Es ist mir eine große Freude, hierin Philippson als Mitkämpfer begrüßen zu können. Nachdem er einen Satz von mir (JB. XXXVIII S. 134) angeführt hat: 'Es ist nicht abzusehen, weshalb man nicht beide Gedichte der gleichen Zeit, etwa den Jahren 25 oder 24, zuweisen sollte', fährt er fort: 'In der Tat, diese Annahme löst alle Fragen, zu denen die Ode Anlaß gibt. Wir verstehen vor allem, wie Septimius dazu kommt, dem Freunde Reisen in die Ferne vorzuschlagen. Er hatte natürlich Kenntnis von dessen Absicht, seine Freiheit von Mäcen zu fordern, er wußte, daß Horaz diese Lösung von allem, was er liebte, aufs tiefste erschüttern mußte; da schienen ihm Reisen wohl das beste Zerstreuungs- und Heilmittel.' 'Wir verstehen nun auch, warum er sein Gut nicht unter die Orte zählt, an denen er seinen Lebensabend verbringen möchte: er weiß nicht, ob er es behalten darf' (vgl. JB. XXVII S. 79: 'Daß Horaz in beiden Gedichten das sabinische Landgut nicht als angenehmen Aufenthaltsort statt Tiburs und Tarents oder neben ihnen erwähnt, hat seinen Grund darin, daß er infolge eines Zwistes mit Mäcenas bereit war, dasselbe zurückzugeben').

Hilft Philippson in betreff Od. II 6 und Epist. I 7 in dankenswerter Weise eine ältere, noch nicht hinreichend durchgedrungene Auffassung zu Ehren zu bringen, so wandelt er in zwei anderen Fragen auf eigenen Pfaden.

Erstens sucht er die Ode II 6 in Beziehung zu setzen mit der Epistel I 9, deren Adressaten er, wie es auch andere tun, mit dem Septimius der Ode identifiziert, und sagt u. a.: 'Ja es läßt sich denken, daß Ode und Empfehlungsbrief in einem inneren Verhältnisse stehen, dieser der Dank ist für das liebevolle Anerbieten des Septimius, auf das die Ode antwortet.' Ich meine, es werden zwischen den beiden so viele Freundschaftsbezeigungen herüber und hinüber stattgefunden haben, daß kein Anlaß vorliegt, zwischen den wenigen, von denen wir wissen, einen speziellen Kausalzusammenhang anzunehmen. Auch hat der hier vermutete Kausalzusammenhang nach meinem Empfinden etwas Mißliches.

Zweitens — und dies scheint mir sehr beachtenswert — zieht der Verfasser auch die Ode III 29 in diesen Kreis, indem er auf die Ähnlichkeit der Gedanken in Epist. I 7 (namentlich V. 34 *cuncta resigno*) und Od. III 29 (namentlich V. 54 *resigno quae dedit*) hinweist. 'Ich denke mir daher die Ode als Gegeneinladung auf eine Aufforderung Mäcens, endlich nach Rom zu kommen. Als Mäcen dann, doch wohl mit einem Hinweise auf seine Unabkömmlichkeit in Rom, seine Aufforderung dringender wiederholt, folgt Epistel I 7. Gehören aber beide Gedichte zusammen, so ist es das Wahrscheinlichste, ihre Abfassungszeit dem August 25 zuzuweisen. Und die Septimiusode wird in dieselbe Zeit gehören.' Welchen Platz die Ode III 29 in dieser Gruppe einnimmt, das läßt sich vielleicht nicht genau bestimmen; aber daß sie hineingehört, dürfte Philippson durch seinen Hinweis wahrscheinlich gemacht haben.

Was die während des Krieges ausgebliebenen ausländischen Zeitschriften anlangt, so sind mir nicht einmal die Titel der etwa darin enthaltenen Arbeiten über Horaz bekannt geworden. Außerdem waren mir folgende Publikationen noch nicht zugänglich:

Horace, The odes and epodes. With translation by E. Bennett. Heinemann. 450 S. 12.

Horaz, Lyrische Gedichte, Oden und Epoden, übertragen von K. Doll. München 1914. C. H. Beck.

Q. Orazio Flacco, L' arte poetica, con introduzione e commento di Antonio Cima. Seconda edizione, interamente rifusa, nuova tiratura. Firenze 1913. G. C. Sanso (G. Carnesecchi e figli). 65 S. 8.

Orazio, Il carme secolare cantato il 21. aprile, natalizio di Roma, nella festa della Dante Alighieri. Pubblicato per cura della Dante Alighieri e dell' Atene e Roma. Milano 1912. Tip. Bonetti. 6 S. 8.

Gast. Boissier, Nouvelles promenades archéologiques. Horace et Virgile. Ouvrage contenant deux cartes. 8e edition. Paris 1913. Hachette et Cie. 381 S. 8.

Zehlendorf bei Berlin. H. Röhl.

Lateinische Syntax und Stilistik

In den rund 40 Jahren, die seit der letzten Übersicht über Erscheinungen auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik in diesen Jahresberichten verflossen sind[1]), hat die Forschung bedeutende Fortschritte gemacht. Die zur Zeit Draegers und Kühners vielfach noch dürftigen und lückenhaften Kenntnisse des tatsächlichen Sprachgebrauchs sind durch systematische Durcharbeitung der einzelnen Autoren namentlich auf Anregung Wölfflins, zahlreiche Einzeluntersuchungen über grammatische Fragen, treffliche Speziallexika, dazu durch die Vorarbeiten zum Thesaurus, die z. T. in den inhaltreichen 15 Bänden des Wölfflinschen Archivs niedergelegt sind, endlich durch den Thesaurus selbst gewaltig gefördert. Wie viel da freilich auch noch geschehen mußte, zeigt am schlagendsten das Beispiel Ciceros, dessen Sprachgebrauch, obwohl er bisher fast als die einzige Norm und Richtschnur galt, erst durch Lebreton in seinen trefflichen Études (1901) und andere in vielen Einzelheiten richtig gestellt ist; oder das des Plautus, für den bis auf Lindsay (Syntax of Plautus 1907) und Bennett (vgl. Nr. 34) noch immer das ungeordnete und unzuverlässige Werk von Holtze als Grundlage dienen mußte.

Wesentlich für diese Untersuchungen waren die neueren kritischen Ausgaben, die allmählich einen zuverlässigen Text für die meisten lateinischen Autoren gebracht haben; aber naturgemäß wurden auch diese Ausgaben wider nicht wenig gefördert durch die genauere Kenntnis des Sprachgebrauchs, und zwar wesentlich in konservativem Sinne. Früher hatte man sich gewöhnt, das, was man als den gewöhnlichen Sprachgebrauch erkannt hatte, nunmehr als unverbrüchliche Norm anzusehen, und war leicht geneigt, etwa abweichende Stellen zu verbessern und so mit der Regel in Einklang zu bringen (so z. B. in ausgedehntem Maße auch Madvig). Jetzt kam man zu der Erkenntnis, das manche ungewöhnlichen, scheinbar bedenklichen Konstruktionen sich öfter fanden und so sich gegenseitig stützten; man suchte auch eigenartige Wendungen und Abweichungen mit gutem Recht und Erfolge psychologisch zu erklären; man kam endlich zu der Einsicht, daß die klassische Sprache

[1]) Der letzte Jahresbericht über lateinische Grammatik wurde in diesen Blättern 1877 veröffentlicht, und zwar von P. Harre. Der vorliegende Bericht berücksichtigt naturgemäß nur die letzen Jahre, besonders seit 1911; für die Periode von 1875—1900 bietet einen guten Überblick über die ganze Entwicklung W. Kroll, Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert, 1905, S. 340—49.



Cäsars und namentlich Ciceros nur eine kunstvolle Schriftsprache einer dünnen Oberschicht war, daß dagegen die lebendige Umgangssprache, die gesprochene Sprache gar vieles zuließ, was nicht zu der klassischen Regel stimmte. So wurde man vorsichtig in der Ausmerzung vermeintlicher Fehler und Verderbnisse; in dieser Beziehung haben Gelehrte wie Gaffiot, Löfstedt, W. A. Baehrens unleugbare Verdienste. Freilich hat es dabei, wie es zu gehen pflegt, auch nicht an Übertreibungen gefehlt; man hat die Gefahr nicht immer vermieden, das Ungewöhnliche und Regelwidrige schon an sich zu bevorzugen und geradezu unmögliche Wendungen durch gekünstelte Deutungen zu erklären. Nicht ganz mit Unrecht, wenn auch mit reichlicher Schärfe hat daher J. M. Stowasser (vgl. diese JB. 1911, S. 258) gesagt, die jetzt beliebte Methode, die allen und jeden Unsinn der Handschriften alsbald für einen vulgären Sprachgebrauch erklärt, sei haltlos.

Wie man in der Formenlehre schon früher anfing, nicht bloß die vorkommenden Formen zu registrieren, sondern auch ihre Entstehung zu erklären, so ist man neuerdings auch auf dem Gebiete der Syntax bemüht, nicht nur den tatsächlichen Sprachgebrauch festzustellen, sondern auch klarzustellen, wie die einzelnen Konstruktionen entstanden sind und sich entwickelt haben. Dafür ist wichtig einmal die psychologische Betrachtungsweise, wie sie H. Ziemer in seinen Junggrammatischen Streifzügen mit Geschick angewandt hat; sodann die Verwertung der Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft, wie sie Delbrück angebahnt hat und andere sie weiter geführt haben; in dieser Richtung wirkt auch besonders die Zeitschrift 'Glotta'. Immerhin bleibt auf diesem Gebiete noch viel zu tun übrig; es ist noch vieles unsicher und umstritten[1]).

Auch an der Schulgrammatik sind diese Jahre nicht spurlos vorübergegangen. Allgemein herrschend war vor 30—40 Jahren die Grammatik von Ellendt-Seyffert, die nicht nur auf dem Standpunkte des strengsten Ciceronianismus stand und den Sprachgebrauch Ciceros durch möglichst viel Regeln und Ausnahmen verklausulierte, sondern oft noch klassischer zu sein suchte, als der große Redner selbst, und dem Schüler vieles verbot, was Cicero sich unbedenklich, manchmal sogar nicht selten, erlaubt hatte. Für die Richtigstellung der Regeln hat damals P. Harre viel getan; um die Beseitigung unnötiger, den Schüler belastender Beschränkungen und Zusätze glaubt sich auch Ref. etwas verdient gemacht zu haben. Jedenfalls hat er die Genugtuung, daß viele neue Fassungen und Vereinfachungen von Regeln, wie er sie in seiner Schulgrammatik gegeben und in mehreren Aufsätzen in den Neuen Jahrb. und sonst begründet hat, in fast alle neueren grammatischen Lehrbücher übergegangen sind. Als allgemeine Grundlage der Schulgrammatik gilt auch jetzt noch der klassische Sprachgebrauch, aber lange nicht mehr in der alten ängstlichen Beschränkung und Engherzigkeit.

In neuester Zeit ist nun aber eine andere Frage in den Vordergrund getreten, die noch immer der Gegenstand eines lebhaften Meinungs-

---

[1]) Vgl. für diese ganzen Fragen auch Kretschmer bei Gercke-Norden, Einl. in die Altertumswissenschaft I, S. 511 ff.



austausches ist, nämlich die Frage, ob und inwieweit die Ergebnisse der historischen und vergleichenden Sprachwissenschaft auch schon für die Schule verwendet werden können und sollen. Die Forderung, daß das geschehen müsse, ist schon früher widerholt aufgestellt, so von Lattmann und Ziemer; neuerdings von Cauer in seiner Grammatica militans, von Meurer und Niepmann in den trefflichen 'Richtlinien für den grammatischen Unterricht im Lateinischen' (Bonn 1907) u. a.; zuletzt mit besonderem Nachdruck und Erfolg von K. Brugmann (Der Gymnasialunterricht in den beiden klassischen Sprachen und die Sprachwissenschaft, Straßburg 1910), der u. a. sagt: 'Höchst bedauerlich ist es, wenn die ungeheure Arbeit, die am Gymnasium auf die Einprägung und Einübung der Tatsachen der lateinischen und griechischen Grammatik verwandt wird, nicht auch für andere Zwecke ausgenutzt wird, denen sie dank dem gegenwärtigen Stande der Sprachwissenschaft leicht dienstbar gemacht werden kann. Es kann nämlich hier vor allem so gut und so leicht wie in keinem anderen geisteswissenschaftlichen Unterricht und noch besser als bei der Unterweisung, die der Schüler des humanistischen Gymnasiums in den modernen Sprachen erfährt, das Verständnis eröffnet werden für das Gesetzmäßige der geistigen Vorgänge, für gesetzmäßiges geschichtliches Werden. Es gibt keinen Zweig der Kultur, bei dem sich die Bedingungen der Entwicklung im ganzen wie im einzelnen mit solcher Sicherheit erkennen und mit solcher Leichtigkeit demonstrieren lassen als bei der Sprache, eine Eigenschaft, wodurch die Sprachwissenschaft als eine nähere Verwandte der historischen Naturwissenschaft erscheint.' Br.'s Mahnungen haben weiten Widerhall gefunden; zahlreiche Abhandlungen in Zeitschriften, Programmen u. a. zeugen davon, ebenso die Lehrbücher, die den neuen Anforderungen entsprechen wollen (vgl. Nr. 45/47). Eine treffliche Übersicht über die einschlägige Literatur gibt P. Linde in drei instruktiven Programmabhandlungen (Die Fortbildung der lateinischen Schulgrammatik nach der sprachwissenschaftlichen Seite hin, Königshütte 1911—13), die jedem zu empfehlen sind, der sich über die wichtige Frage näher orientieren will.

Ohne Frage hat die Forderung Brugmanns etwas Bestechendes; und soweit es ohne Schädigung der sonstigen Ziele des Lateinunterrichts und ohne Überspannung der Kraft des Schülers geschehen kann, sollte ihr zweifellos Rechnung getragen werden. Es fragt sich nur, für welche Gebiete und für welche Klassen das möglich ist. Auf dem Gebiete der Formenlehre[1]) (und demgemäß auch der Lautlehre) handelt es sich zunächst um die Frage, ob schon im Anfangsunterricht der unteren Klassen die Ergebnisse der Sprachwissenschaft in größerem Umfange heranzuziehen sind. Da kann zunächst bedenklich stimmen die Tatsache, daß die Grammatiken von Lattmann und Ziemer, die diesen Weg beschritten haben, keinen sonderlichen Erfolg gehabt haben; das letztere

[1]) Da es sich, wie Brugmann a. a. O. S. 28 sagt, 'immer klarer herausgestellt hat, daß die Probleme der Formenbildung und die syntaktischen Probleme überall innerlich so enge verbunden sind, daß sie nur im engsten Zusammenhange miteinander behandelt werden können', so muß der Bericht an dieser Stelle auch kurz auf die Behandlung der Formenlehre übergreifen

Buch (von 1893) hat, soviel ich weiß, keine zweite Auflage erlebt, und Lattmanns sonst so hervorragende Grammatik ist in ihrer Verbreitung gerade durch die Gestaltung der Formenlehre, an der der Verf. hartnäckig festhielt, in erster Linie beeinträchtigt. Meines Erachtens ist das leicht begreiflich; was für den griechischen Anfangsunterricht paßt, ist nicht ohne weiteres auch für den lateinischen geeignet. Im Griechischen liegen klare, durchsichtige Formen vor, deren Entstehung und Ableitung der Schüler ohne Mühe erkennen kann, zumal es sich hier um die schon reiferen Tertianer handelt. Im Lateinischen dagegen ist die sprachwissenschaftliche Erklärung weit schwieriger und verwickelter, so daß sie, für den Sextaner und Quintaner wenigstens, nach meiner Meinung keine Erleichterung, sondern nur eine Erschwerung bringt. Dabei weiß doch jeder Lateinlehrer, daß schon jetzt die Bewältigung der Formenlehre in den unteren Klassen die Kraft der Schüler in vollem Maße in Anspruch nimmt, so daß eine Steigerung der Schwierigkeiten auf keinen Fall ratsam ist. Freilich behaupten die Anhänger der neuen Richtung, daß im Gegenteil durch ihre Methode die sichere Aneignung positiver Sprachkenntnisse gefördert werde; namentlich will man an dem unter Niepmanns Leitung stehenden Gymnasium in Bonn diese Erfahrung gemacht haben. Mag sein, daß die Methode bei den geistig regen, früh entwickelten rheinischen Jungen der größeren Stadt Erfolg hat; aber für die meisten Gymnasien, deren Schüler sich aus kleinen Städten und vom Lande rekrutieren, bei dem schwerfälligeren und langsameren Schülermaterial nördlicher Landstriche scheint sie mir nicht anwendbar. Im allgemeinen müssen doch wohl solche Erörterungen den mittleren und hauptsächlich den oberen Klassen vorbehalten werden, wenn auch der Unterricht schon in den unteren Klassen so zu gestalten ist, daß er nirgends den wissenschaftlichen Ergebnissen widerspricht[1]). Vgl. auch A. Hillebrandt, Das Gymnasium, seine Berechtigung und sein Kampf in der Gegenwart, 1914 S. 22, wo es heißt: 'sie (d. h. die vergleichende Sprachwissenschaft) ist nichts für die unteren, auch nichts für die mittleren Klassen, weil man erst die Erscheinungen der Grammatik besitzen muß, um sie zu erklären; aber dem reiferen und intelligenteren Primaner kann man wohl einen Einblick in die Entwicklungsgeschichte geben, in die Biologie der Sprache.' Ähnlich Scheindler (s. Nr. 55).

Anders liegt die Frage für die Syntax; hier kann dem reiferen Schüler ein ganz anderes Verständnis für die sprachgeschichtliche Entwicklung zugemutet werden. Manches, was hierher gehört, ist denn auch schon in die meisten neueren Lehrbücher aufgenommen, so die Erklärung der Konstruktion der Ortsbestimmungen auf die Frage: wo?

---

[1]) Derartige Bedenken sind auch sonst schon verschiedentlich geäußert, so besonders auch im Vorwort zur 27. Auflage der Schultzschen 'Kleinen Lateinischen Sprachlehre' von A. Führer, der freilich vielleicht etwas zu einseitig an dem alten Standpunkte festhält. Aber jedenfalls ist er nicht widerlegt von W. Janell (Neue Jahrbb. 1914, S. 135ff.), der bei Gelegenheit einer Besprechung des Lateinischen Unterrichtswerks von Niepmann u. a. nach ein paar gegen Führer gerichteten Sätzen siegesgewiß hinzufügt: 'also mit den Einwendungen Führers ist es nichts.'



aus dem ursprünglichen Lokativ, die synkretistische Natur des Ablativs, die Entstehung der Hypotaxe aus der Parataxe, die Konstruktion der verba timendi und impediendi u. a. m. Nur muß man auf diesem Gebiete, wo noch so vieles unklar und unsicher ist, mit Vorsicht vorgehen; man darf nicht mit Werner Gramm. (s. Nr. 45) § 187 die Entstehung der Relativsätze erklären durch die 'Entwicklungsreihe' (übrigens nach Schmalz Synt. § 287): Labienus Caesari litteras remisit — quae litterae? (zu erwarten wäre übrigens doch wenigstens: *quas litteras?*) — eum certiorem fecerunt *de rebus — quae res? — in Eburonibus gerebantur;* denn diese Entwicklung war doch immer nur eine Hypothese, die neuerdings durch Kroll widerlegt ist (vgl. Nr. 9), freilich unter Widerspruch von seiten Gustafsons. Sicher ist auch noch nicht die Erklärung von *refert,* wenn auch Skutsch mit seiner Herleitung aus *res fert* wahrscheinlich das Richtige getroffen hat. Will man solche Sachen den Schülern vorführen — und gewiß darf man das —, so darf man sie jedenfalls nicht als Tatsachen hinstellen; die Schüler der oberen Klassen dürfen erfahren, daß hier Probleme vorliegen, deren sichere Lösung noch nicht gelungen ist.

A. Abhandlungen über bestimmte Fragen der Syntax und Stilistik

1) L. Becker, Numerum singularem qua lege in sententiio collectivis praetulerint Romani. Diss. Marburg 1913. J. A. Koch. 99 S. 8.

Die Arbeit sucht die von Anz und Lebreton aufgestellten Regeln über die Kongruenz des Prädikats bei mehreren Subjekten zu ergänzen und z. T. richtig zu stellen; aber trotz der aufgewandten Mühe und Sorgfalt ist das Ergebnis nicht bedeutend. Verf. meint, im Altlatein, besonders bei Plautus und Ennius, sei der Plural in solchen Fällen noch die Regel gewesen; seit Terenz und dem auctor ad Herennium sei dann der Singular durchaus vorherrschend geworden, und zwar unter dem Einfluß des Griechischen, das auch den Singular sehr bevorzugt habe. Aber der von ihm konstruierte Gegensatz zwischen dem älteren und späteren Latein ist hinfällig. Denn einmal findet sich der von ihm ganz abgeleugnete Singular des Prädikats bei Plautus nicht nur in den von ihm verglichenen zehn Stücken öfter (Pseud. 1097 *epistula atque imago me certiorem facit.* Bacch. 251. Mil. 225. Stich. 519), sondern auch Aul. 276. 732, vgl. Bennett, Syntax of Early Latin S. 1 u. Kühner[2] III, 1, S. 49 a. E.; die vom Verf. S. 57 gegebenen sieben Stellen mit Plural aber erklären sich leicht durch die persönlichen oder persönlich gedachten Subjekte oder durch die Stellung des Prädikats. Die beiden Stellen aus Ennius (je eine für Sing. u. Plural) entscheiden natürlich nichts. Bei Cicero ist der Plural sodann doch viel häufiger, als aus B.'s Angaben hervorgeht; das hätte er aus Anz und Lebreton (die er beide leider nicht eingesehen zu haben scheint) erfahren können. Auch die Angabe über Varro S. 5 ist ungenau; Krumbiegel spricht an der zitierten Stelle nur von s a c h l i c h e n Subjekten. Wenn endlich bei

den Dichtern der Singular stärker bevorzugt wird als in Prosa, so haben da wohl mehr metrische Rücksichten gewirkt als der Einfluß des Griechischen. Auch im einzelnen ist manches zweifelhaft, so S. 15 die Bemerkung, daß die ein Geräusch ausdrückenden Verba immer im Plural stehen; wenn es wirklich so ist, so ist das natürlich nur ein Zufall. Gezwungene und unnatürliche Erklärungen stehen S. 59 Fußn. 2 (Ter. Ad. 76) u. S. 61 Fußn. 1 (Cat. R. R. 68, 1). Im übrigen sind die Stellensammlungen namentlich aus den Dichtern dankenswert; ob sie vollständig sind, wäre freilich noch festzustellen.

2) G. Schink, De Romanorum plurali poetico. Diss. Jena, Neuenhahn, 1911. 158 S. 8.

Die vorausgeschickten, in recht lesbarem Latein geschriebenen allgemeinen Auseinandersetzungen (S. 1—25) bieten wenig Neues. Wesentlich im Anschluß an P. Maas (Archiv XII, S. 479 ff.), abgesehen von ein paar kleineren, wohl berechtigten Berichtigungen (S. 17—22), wird noch einmal festgestellt, daß der poetische Plural sich vom Singular in der Bedeutung gar nicht unterscheidet, daß vielmehr durchweg äußere Rücksichten für seine Wahl maßgebend waren, namentlich Rücksichten auf Metrum, Konzinnität und Wohllaut. Es wirkte dabei mit die Analogie der griechischen Dichtersprache, der zahlreichen lat. Pluralia tantum u. a. m.; ebenso schon Slotty, Bednara u. a. Den Hauptteil (S. 26 ff.) bildet ein alphabetisch geordneter Index sämtlicher bei den lat. Dichtern vorkommenden poetischen Plurale, ohne Frage eine wertvolle Fundgrube für jede Einzeluntersuchung auf diesem Gebiete; die Vollständigkeit der mühsamen Zusammenstellung läßt sich freilich schwer kontrollieren, doch machen die Listen einen zuverlässigen Eindruck.

3) K. Brugmann, Der sog. Akkusativ der Beziehung im Arischen, Gotischen, Lateinischen, Germanischen. Indog. Forsch. 1910 (27), S. 121—150.

'Der obige, fälschlich auch acc. graecus genannte Sprachgebrauch kann im Lateinischen höchstens in seiner starken Kultivierung, namentlich durch die Dichter, als ein Gräzismus bezeichnet werden; an sich ist er seinem Ursprung nach echt lateinisch. Nach Analogie von *literas docetur, sententiam interrogatus, illud admonitus* etc. werden passivische Wendungen gebildet wie *induor vestem, indutus vestem,* wo das Verb allerdings im Aktiv nicht den doppelten Akkusativ regierte, aber doch in der deponential-passivischen Form von alters her zugleich passivischen und medialen Sinn hatte. In weiterer Analogie entstanden neben *vestem indutus* auch *corpus indutus, caput velatus, nudatus pedem* u. a., und weiter im Anschluß an Adjektive *nudus pedem* usw.'

4) R. C. Flickinger, The Accusative of Exclamation in Plautus and Terence. Amer. Journ. Philol. XXIX (1908), S. 303—15.
ders., The Accusative of Exclamation in Epistolary Latin. Amer. Journ. Phil. XXXIV (1913), S. 276—299.

Die beiden sorgfältigen und gründlichen Abhandlungen beschäftigen sich besonders mit der Frage, welche Interjektionen zu dem Akkusativ

des Ausrufs treten. Verf. stellt (unter Ausschluß von *ecce, em, pro*) fest, daß Plautus *edepol* (20 mal, darunter 4 mal *eu edepol*), *hercle* (9, darunter 5 mal *eu hercle*), *ecastor* (2), *pro di inmortales* u. a. (4), *o* (13), *heu* (2), *euge* (1), *vae* (1) verwendet; 25 mal steht der Akk. ohne Interjektion. Dagegen hat Terentius schon 26 mal *o*, 4 mal *heu*, 2 mal *ah*, je 1 mal *edepol, hercle, eheu* und *vah* (Andr. 589), 8 mal andere Ausdrücke, 22 mal den bloßen Akkusativ. Seit Cicero tritt dann *o* immer mehr in den Vordergrund; er hat es an 79 von 116 Stellen, auch beim Personalpronomen, wo es die Komiker noch nicht kennen. Dagegen findet sich der bloße Kasus 32 mal, und zwar nicht bloß bei Personen (mit Einschluß der Personalpronomina), sondern auch bei Sachnamen, wo C. F. W. Müller diesen Gebrauch ganz leugnete und deshalb z. T. durch Emendation beseitigte; denn die Handschriften haben ihn (z. T. freilich unsicher) Att. 2, 14, 2. 7, 18, 2. 7, 25. 8, 5, 1. 13, 6, 4. 13, 22, 2. 13, 33, 1. Noch mehr drängt sich *o* in den Briefen des Seneka und Plinius vor (17 mal zusammen gegen fünf einfache Akkusative).

Auf Grund der ersten Abhandlung hätte bei Kühner-Stegmann I S. 273 *heu hercle* für die Komiker gestrichen und *vah* zugesetzt werden sollen; auch Schmalz Synt.[4], S. 360 durfte *edepol* nicht auf Plaut. beschränken und *hercle, ecastor, euge* nicht ganz beiseite lassen.

5) W. Havers, Untersuchungen zur Kasussyntax der indogermanischen Sprachen (Untersuchungen zur indogermanischen Sprach- und Kulturwissenschaft, hrsg. von K. Brugmann und A. Thumb 3). Straßburg 1911, Trübner. XIX u. 335 S. 8. 11 ℳ.

In Ausdrücken wie *ad pedes Caesaris se proicere, femur Voluseni traicere, in conspectu hostium esse, legatum esse alicuius* u. a. kann statt des Genitivs der Person (für den bei Personalpronomina des pron. possessivum eintritt) nicht selten auch der Dativ stehen (so in den obigen Beispielen *Caesari, Voluseno, hostibus, alicui*). Mit diesem Dativ, der sich in allen indogermanischen Sprachen findet, beschäftigt sich H. in dem obigen Buche; er nennt ihn *dativus sympatheticus,* weil 'er die innere Anteilnahme der von dem Verbalbegriff betroffenen Person ausdrückt, weil er subjektiver, wärmer und innerlicher ist als der Genitiv, der einfach objektiv ein Besitzverhältnis konstatiert.' Die eingehende klare Abhandlung behandelt diesen Dativ in all den verschiedenen Sprachen; hier genügt es, auf die Ergebnisse für das Lateinische (S. 170 bis 230) hinzuweisen. Für Plautus wird zunächst auf Grund der nach sechs Kategorien geordneten Beispiele festgestellt, daß der Dativ in solchen Verbindungen durchaus der possessiven Ausdrucksweise gegenüber überwiegt, und zwar nicht bloß beim Pronomen, sondern auch beim Nomen, bei dem sich 70 Dativen gegenüber nur 11 Genetive finden; der sympathetische Dativ ist hier eben schon vom Pronomen, auf das er ursprünglich eingeschränkt war (und zwar in erster Linie auf das Pronomen der 1. und 2. Person) auch auf Substantiva ausgedehnt; eine ähnliche Entwicklung liegt bei dem dat. auctoris und bei dem dat. ethicus vor. Wie bei Plautus, steht es im allgemeinen auch noch bei Terenz. Die beste Prosa der klassischen Zeit zeigt dagegen

das unverkennbare Streben, den Dativ einzuschränken. So bildet bei Cicero, dem der Dativ einen zu familiären Klang hatte, die possessive Ausdrucksweise die Regel, der Dativ ist überwiegend auf das Personalpronomen der 1. und 2. Person beschränkt. Ähnlich steht es bei Cäsar und Livius, während bei Sallust sich beide Ausdrucksweisen die Wage halten. Die augusteischen Dichter bevorzugen widerum den Dativ. Da dieser offenbar der Umgangssprache angehört, so sollte man ihn besonders bei Petron erwarten; aber dieser, der das vulgäre Element mehr in der Wahl der Worte als in den Konstruktionen zeigt, stimmt hier wider wesentlich mit Cicero überein. Aber in der wirklich gesprochenen Sprache hat der Dativ, der in der Schriftsprache schließlich ein sehr bescheidenes Dasein fristet, doch seine feste Stellung behauptet; das zeigen Autoren wie Vegetius und Muscio sowie das Fortleben des Dativs in den romanischen Töchtersprachen. Die gehaltvolle Abhandlung, die ich leider für die Bearbeitung des Kühner nicht mehr habe benutzen können, bietet auch sonst noch bemerkenswerte Einzelheiten; so wird *invideo alicui* zurückgeführt = *invideo alicui aliquid* = ich besehe einem etwas, suche einem etwas durch den bösen Blick zu verderben, mit allmählich eintretender Ellipse des Akkusativobjektes. — Eine Ergänzung hinsichtlich des entsprechenden Gebrauchs in den italischen Dialekten gibt Verf. Glotta V (1914) S. 1—8.

6) G. Landgraf, Der Ablativus comparationis und seine Abarten im Lateinischen. Blätter für das bayrische Gymnasialschulwesen Bd. 49 (1913), S. 260—72.

Die sachkundige und erschöpfende Abhandlung betont zunächst, daß der Abl. comparationis als uraltes Gemeingut der indogermanischen Sprachen jedenfalls älter als die Umschreibung mit *quam* ist. Dann werden vier Hauptgruppen des Gebrauchs vorgeführt; die erste umfaßt etymologische Figuren wie *stultior stulto* und andere formelhafte alte Wendungen (*melle dulcior*, *opinione melius* u. a.); die folgenden beiden den besonders häufigen Abl. comp. in negativen Sätzen und Fragen negativen Sinnes, die vierte den Abl. comp. bei Zahl- und Maßbestimmungen mit Anschluß verschiedener Besonderheiten, überall in klarer und überzeugender Ausführung mit zahlreichen Belegen. Dann wird der Genitivus und Dativus comparationis behandelt, endlich die Umschreibung durch Präpositionen (besonders *prae, ab* und *de*). Daß ich Varr. R. R. 2, 5, 10 und Apul. Plat. 2, 22 anders auffasse als L., habe ich schon Kühner § 225, 11^b angedeutet; für die letztere Stelle: *cum ipsa anima complacita est, homo totus adamatur; cum corpus expetitur, pars eius deterior est cordi* bemerke ich noch, daß die Auffassung von *cordi* als Dat. comp. keinen klaren Gegensatz gibt; meines Erachtens ist *cordi est* = 'liegt am Herzen, wird geliebt', synonym dem *adamatur* im ersten Gliede.

7) E. B. Lease, *Neve* und *neque* with the Imperative and Subjunctive. Americ. Journ. of. Philol. XXXIV (1913), S. 255—75, 418—36. 8.

Verf. hat mit großem Sammelfleiße ein gewaltiges Material an Zahlen und Zitaten für die Formen *neque* und *nec*, *neve* und *neu* zu-

sammengetragen; und ohne Frage wird man daraus manches Brauchbare entnehmen können, besonders für den vielfach noch weniger untersuchten dichterischen Sprachgebrauch. So ist z. B. interessant S. 434 die Zusammenstellung von Beispielen wie Ov. Her. 18, 69 *a Veneris facie non est prior ulla tuaque; n e v e meis credas vocibus, ipsa vide.* Am. 3, 7, 83 *n e v e suae possent intactam scire ministrae, dedecus hoc sumpta dissimulavit aqua,* wo ein *neve (neu) = et ne* insofern in ungewöhnlicher und eigentlich unlogischer Weise steht, als das anschließende *et* im Grunde nur zu dem Hauptsatze gehört und mit dem Nebensatze gar nichts zu tun hat. Dieser Gebrauch findet sich ziemlich oft bei Ovid; vereinzelte Stellen werden auch aus Sen. trag., Lucan. und Statius angeführt (ob dem *neve* oder *neu* dabei ein Punkt, Komma oder Semikolon vorangeht, ist meines Erachtens ganz gleichgültig, zumal überall in den einschlägigen Stellen ein Punkt hätte gesetzt werden können). Aber Tib. 1, 6, 17 mit korrespondierendem *neu . . neu* gehört nicht hierher; anders erklärt sich auch Caes. B. C. 1, 76, 1 (vgl. Meusel); auch der Verweis auf S. 262 und 270 der Abhandlung ist verfehlt, da die hier gegebenen Beispiele ganz anderer Art sind. Die ältere Sprache und die Prosa kennen diesen eigentümlichen Sprachgebrauch überhaupt nicht, da steht in solchen Fällen regelmäßig *et ne* oder *ac ne*; ob es nötig war, dafür S. 256ff. lange Reihen von Belegen anzuführen, ist mindestens zweifelhaft.

In der Auffassung und Gruppierung der einzelnen Stellen fehlt es auch sonst nicht an Mängeln; ich führe nur einiges an. S. 259 med. würde eine vollständigere Anführung des Wortlautes von Ov. P. 3, 1, 165 zeigen, daß *non* hier sich als Begriffsnegation erklärt. S. 259 F: Liv. 5, 51, 1 *ut nec . . et non* ist konsekutiv, gehört also nicht hierher; *nec* in Konsekutivsätzen ist auch weiterhin öfters berücksichtigt, ganz überflüssigerweise, da es sich ja um den Unterschied von *neque* und *neve* handelt. S. 261 unter 1) zeigt von den drei angeführten Stellen App. Claud. p. 36 B. eine ganz unsichere und jedenfalls nicht dem hier angenommenen Sinne entsprechende Lesart; Lucil. 581 B lautet bei Marx (758), dessen Ausg. Verf. nicht zu kennen scheint, ganz anders; endlich Pl. Poen. 1129 *mirari noli neque me contemplarier* gehört nicht hierher, da *neque* nicht den Imperativ fortsetzt, sondern die beiden Infinitive verbindet (ähnlich S. 430 C. Verr. 4, 60. Fin. 4, 10; S. 270 med. Ov. A. 1, 11, 26). Ferner hätte klarer unterschieden werden sollen, ob der vorausgehende Satz negativ oder positiv ist; zunächst soll ja anscheinend jedesmal *neque (neve)* nach positivem Gliede behandelt werden, aber es geraten mehrfach Beispiele der anderen Gruppe dazwischen, wie z. B. S. 261 unter b) Catull. 8, 10, S. 269 unter b) Quint. 1, 4, 12. Tac. Ann. 3, 12 u. a. S. 263 E. ist zu Ov. A. 1, 13, 21 *nec tu consulto nec tu iucunda* (sc. es) *diserto* von einer Verbindung von zwei Imperativen (!) die Rede; natürlich liegen nomina vor. S. 264, 2[a]: *ne . . neve* findet sich auch Liv. 22, 10, 5. S. 269, 2[b] ist übersehen C. fin. 2, 41 *(non) . . iudicemus nec . . quaeramus,* ebenso de or. 3, 44. S. 264 vermisse ich für *ne . . neve* mit Imperat. auf . . *to* C. leg. 2, 21. 2, 58. 2, 59. 2, 60. S. 431 med. wird für *quominus . . neve* an-

geführt C. Fam. 5, 16, 2; aber *neve* dient hier gar nicht zur Fortsetzung des Satzes mit *quominus,* sondern des vorangehenden *ut .. meminerimus.* Zu S. 435 a. E. führe ich zur Verteidigung von Schmalz C. leg. 2, 67 *eam ne quis nobis minuat neve vivos neve mortuos;* L. leugnet *ne neve .. neve* = 'damit weder .. noch' überhaupt.

Man wird die an sich verdienstlichen Stoffsammlungen immerhin mit einiger Vorsicht benutzen müssen.

8) C. Wenglein, *Neve* und *neque* im älteren Latein. Diss. Tübingen 1911.

Bei Bearbeitung der Kühnerschen Syntax habe ich die Arbeit in Händen gehabt, sie jetzt aber nicht wider erhalten können. Ich muß mich daher auf die allgemeine Bemerkung beschränken, daß die statistischen Zusammenstellungen als Stoffsammlung ihren Wert haben; aber sonst hat Verf. meines Erachtens keine bemerkenswerten Ergebnisse erzielt.

9) W. Kroll, Der lateinische Relativsatz. Glotta III (1912), S. 1—18.

Eine wichtige und interessante Abhandlung, die in klarer und überzeugender Durchführung eine schwierige und viel erörterte Frage im wesentlichen zum Abschluß bringt, nämlich die Frage nach der Entstehung des lateinischen Relativsatzes. Bisher schloß man sich wohl allgemein der Ansicht von Ph. Wegener (Der lat. Relativsatz, Treptow 1874) an, der den Relativsatz aus dem Fragesatze entstehen läßt. So erklärt z. B. auch noch Schmalz, Syntax[4] S. 529 die Entstehung des Relativsatzes Ter. Ph. 947 *argentum, quod habes, condonamus te* folgendermaßen: 'Der Sprechende beginnt: *argentum,* er wird unterbrochen *quod argentum?,* antwortet darauf *habes* und führt dann den mit *argentum* begonnenen Satz durch *condonamus te* zu Ende.'

Die Unwahrscheinlichkeit und Künstelei dieser Erklärung liegt auf der Hand. Demgegenüber weist Kr. darauf hin, daß *quis* und *qui* seit alter Zeit sowohl interrogative als auch indefinite Bedeutung haben; die zweifellos jüngere relative Bedeutung kann sich also an sich aus beiden Bedeutungen entwickelt haben. Nun wird man wohl für gewisse Relativsätze die Entstehung aus dem Fragesatze nicht ablehnen dürfen, so für Sätze wie *dic hoc negoti quomodo actum est, nihil admirabilius quam quomodo ille mortem filii tulit* — solche Sätze sind ja immer zwischen Relativ- und Fragesätzen strittig geblieben —, ferner *non habeo quod scribam, nihil erat quo famem tolerarent* (vgl. auch Nr. 10). Aber in den meisten Fällen ist die Ableitung vom Indefinitum einfacher und natürlicher, namentlich wenn man in Betracht zieht, daß die Voranstellung des Relativsatzes der ursprüngliche, wenn auch schon bei Plautus allmählich zurückgehende Typus ist. So war ein Satz wie C. J. L. I, 577 (lex Puteol. v. J. 105) I 9 *in area trans viam paries qui est propter viam, in ea pariete .. lumen aperito* ursprünglich = auf dem Platze jenseits des Weges liegt eine Mauer, in dieser soll er ein Fenster durchbrechen; ebenso Pl. Asin. 324 *fortiter malum qui potitur* (erträgt einer ein Leid), *idem post potitur bonum.* Zu dieser Auf-

fassung stimmen auch andere Eigentümlichkeiten der Relativsätze, so die namentlich bei den Komikern noch häufige enklitische Nachstellung des Relativs; ferner die sog. Hineinziehung des Beziehungswortes in den Relativsatz, wie Ter. Haut. 654 *quam Bacchis secum adduxit adulescentulam* (B. brachte ein Mädchen mit), *ea lavatum dum it, servandum mihi dedit* (sc. *anulum*). Nur so erklären sich auch Sätze wie Varr. R. R. 1, 27, 2 *vere sationes quae fiunt, terram rudem proscindere oportet,* wie sie das Altlatein noch öfter hat, und Pl. Asin. 237 *domi servi qui sunt, castrabo viros.* Auch die sog. *attractio inversa* will Kr. aus dem ursprünglichen Indefinitum erklären; doch kann man hier namentlich im Hinblick auf analoge Erscheinungen in verwandten Sprachen zweifelhaft sein, ob nicht eine einfache äußerliche Angleichung vorliegt, deren Möglichkeit auch Kr. zugibt.

In einem Anhange wird dann noch dargelegt, daß auch *ut* zwar zum Teil fragenden, aber in den meisten Fällen ursprünglich indefiniten Sinn = 'irgendwie' hat, so in unwilligen Fragen wie *mecum ut ille hic gesserit negoti quicquam?* und *egone ut te interpellem!,* ebenso in konsekutivem und finalem Sinne wie Ter. Ad. 280 *at ut omne reddat!* Cat. R. R. 32, 1 *arbores hoc modo putentur: rami uti divaricentur,* woraus dann *putentur, rami* etc. entstand. Den selben Sinn wie *ut* = irgendwie hat auch *qui* = *ut, utinam* im Wunsche, in *atqui, siqui* u. a. Verbindungen.

10) F. Gustafson, Paratactica latina III. Programma academicum. Helsingfors 1911. 95 S. 8.

Die inhaltsreiche und von eingehendem Studium zeugende Abhandlung beschäftigt sich mit dem Problem der Entstehung der Relativsätze, kommt aber im wesentlichen zu dem entgegengesetzten Ergebnis wie Kroll (s. Nr. 9). Während dieser das Relativ in erster Linie aus dem ursprünglichen Pronomen indefinitum entstehen läßt, will G. in Übereinstimmung mit der bisher herrschenden Ansicht dieser Entwicklung nur einen ganz beschränkten Raum lassen; nach ihm ist das Relativ (mit den davon abgeleiteten Adverbien und Konjunktionen) fast durchweg aus dem interrogativen und exklamativen Gebrauch von *quis, qui, ubi* usw. entstanden. In seiner Beweisführung legt er den Sprachgebrauch des Plautus und Terenz zugrunde; an zahllosen, nach verschiedenen Gesichtspunkten gruppierten Beispielen sucht er die von ihm angenommene Entwicklung nachzuweisen. Z. T. ohne Frage mit gutem Erfolge, auch über die von Kroll angesetzten Grenzen hinaus; z. T. freilich auch in kaum annehmbarer Weise. Dabei ist zu beachten, daß G. auf Fragen zurückgeht, mit denen der Redende sich selbst unterbricht, aber nicht auf gekünstelte Wechselgespräche, wie sie Schmalz annimmt. Auch das Indefinitum ist nach ihm ursprünglich Interrogativ. Ich stehe nicht an zu erklären, daß mich persönlich die Darlegungen Krolls mehr überzeugt haben; aber jedenfalls darf, wer sich in dieser schwierigen Frage eine Meinung bilden will, an der Abhandlung G.s nicht vorbeigehen.

11) K. Kunst, Die sogenannte relative Verschränkung und verwandte Satzfügungen in ihrem Verhältnis zum deutschen Satzbau. Sonderabdruck aus dem Jahresberichte des K. K. Staatsgymnasiums im XIX. Bezirke in Wien. Wien, Selbstverlag des Verfassers 1908. 35 S. 8. Dazu eine Ergänzung unter demselben Titel in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1908, S. 397—413.

Die obigen Abhandlungen sind zwar schon etwas älteren Datums; aber ich glaubte sie hier nicht übergehen zu dürfen, weil ihre lichtvollen und eindringenden Darstellungen meines Erachtens zum ersten Male über eine schwierige Materie klares Licht verbreiten. Das Problem der relativen Verschränkung war früher schon vielfach erörtert worden, am besten wohl von Devantier 1886, zuletzt von P. Mihaileanu, De comprehensionibus relativis apud Ciceronem 1907. In dieser umfangreichen, freilich auch ziemlich breit gehaltenen Dissertation wird zwar eine große Fülle von Beispielen aus Cicero herangezogen und nach verschiedenen Typen geordnet, aber doch nicht die klare Auffassung von dem Wesen und Charakter der Konstruktion erreicht, wie sie K. bietet. Nach einer eingehenden Kritik früherer Ansichten kommt dieser zu dem Ergebnis, daß die relative Verschränkung darin besteht, daß an einen vorangehenden Satz ein Satzgefüge (also ein übergeordneter Satz mit einem oder mehreren untergeordneten Sätzen) in der Weise relativisch angeschlossen wird, daß das diese Verbindung herstellende Relativ als Satzteil nicht zu dem übergeordneten Satze des angereihten Satzgefüges, sondern zu dem vorangestellten untergeordneten Satze gehört. Dabei kann die Sache so liegen, daß das vorangestellte anschließende Relativ entweder auch in dem nachfolgenden übergeordneten Satze in irgendeiner Form zu ergänzen ist oder aber ausschließlich dem vorangestellten Nebensatze zweiten Grades angehört und mit dem übergeordneten Satze überhaupt nichts zu tun hat. Dieselbe Art des Satzbaus liegt auch vor, wenn statt des vorangestellten Nebensatzes zweiten Grades eine jenem Nebensatze entsprechende Satzbestimmung mit Satzwert (d. h. eine Partizipial- oder Infinitivkonstruktion) vorangeht; dagegen gehören Verbindungen wie *sequamur Polybium, quo nemo fuit diligentior* nicht hierher. Ich habe die Darlegungen des Verf. denn auch meiner Behandlung der Konstruktion in der Bearbeitung der Kühnerschen Syntax zugrunde gelegt; aber die Fassung von K. ist in ihrer Einfachheit vor allem auch geeignet, dem Schüler Klarheit zu bringen, wie ich das im Unterricht schon erprobt habe.

Da der Deutsche die 'Verschränkung' nicht anwenden kann, so ist die Übersetzung oft schwierig; der zweite Teil der Abhandlung (S. 25) erörtert in gleich klarer Weise die verschiedenen Formen der deutschen Übersetzung. Eine sehr dankenswerte Ergänzung bietet der Artikel aus der Zeitschr. f. österr. Gymn.; hier werden vor allem die Gründe erörtert, warum diese lateinisch so häufige Konstruktion im Deutschen keine Entwicklung gefunden hat.

12) R. Methner, Bedeutung und Gebrauch des Konjunktivs in den lateinischen Relativsätzen und Sätzen mit *cum*. Berlin, Weidmann 1911. 140 S. 8. 3 *M*.

Verf. beschäftigt sich mit der schon von Hale, Dittmar und Gaffiot eingehend erörterten Frage, wie es zu erklären ist, daß in vielen Arten

der lateinischen Relativsätze und der Sätze mit *cum*, auch wenn sie zweifellos Tatsachen enthalten, doch so ungemein häufig der Konjunktiv steht, der sonst nur zum Ausdruck selbsterzeugter oder freier Vorstellungsverbindungen gebraucht wird. Nach einer Kritik der Ansichten der oben genannten Gelehrten wendet er sich dem Aufbau seiner Theorie zu. Er geht dabei in Übereinstimmung mit Hale von den konsekutiven Relativsätzen aus, die zugleich stets qualitativ sind; in ihnen bezeichnet der Konjunktiv in potentialem Sinne das, was sich aus der Beschaffenheit und Natur eines Gegenstandes als naturgemäß und selbstverständlich erwarten läßt. Von solchen Sätzen geht dann der Konjunktiv auf die rein qualitativen (nicht zugleich konsekutiven) Relativsätze über und schließlich auch auf die adverbialen Relativsätze. Entsprechend ist die Entwicklung der *cum*-Sätze. Als Bedeutung des Konjunktivs wird die Betonung und Hervorhebung des Gedankens des Nebensatzes festgestellt. Mich dünkt, im Grunde steht diese Deutung weder der Ansicht Dittmars vom souveränen Indikativ und polemischen Konjunktiv allzufern noch der älteren Auffassung, nach der der Indikativ in diesen Sätzen die Tatsachen rein objektiv hinstellt, während der Konjunktiv in subjektivem Sinne den inneren Zusammenhang der Sätze hervorhebt.

Die scharfsinnige und eindringende Untersuchung bietet ohne Frage viel Beachtenswertes, wenn auch meines Erachtens noch keine endgültige Lösung der schwierigen Frage. Manche Aufstellungen sind doch wohl noch anfechtbar. So ist die Deutung und Einreihung mancher Beispiele zweifelhaft; auch ist es überhaupt fraglich, ob sich der Konjunktiv in all den verschiedenen Arten dieser Sätze überall auf eine einzige Quelle zurückführen läßt. Auf Einzelheiten kann hier nicht weiter eingegangen werden; nur möchte ich bemerken, daß mich die S. 51 Fußn. 2 gegebene Deutung von Tac. ann. 2, 88 nicht überzeugt hat.

13) R. Methner, Die lateinischen Temporal- und Modalsätze. Progr. des Gymnasiums zu Bromberg 1914. 59 S. 8.

Was Verf. in dem eben besprochenen Werke (z. T. auch in früher erschienenen Abhandlungen) festgelegt hat, das sucht er hier für das ganze Gebiet der Temporalsätze im einzelnen durchzuführen. Er geht dabei aus von den *cum*-Sätzen, bei denen er Temporal- und Modalsätze scheidet. Unter den ersteren versteht er die rein indikativischen *cum*-Sätze, deren verschiedene Arten (auch die Sätze mit *cum inversivum* werden hierher gerechnet) alle das gemeinsam haben, daß sie eine reine Zeitangabe enthalten. In den konjunktivischen Modalsätzen dagegen dient *cum* dazu, die Vorstellungen zweier Handlungen nicht in einen zeitlichen, sondern in einen ideellen Zusammenhang zu bringen, um den Inhalt des Hauptsatzes durch einen besonders bemerkenswerten näheren Umstand im Nebensatze in das rechte Licht zu stellen, zu erklären und zu veranschaulichen[1]). Hierher werden auch die kausalen, ad-

[1]) Im Grunde liegt also zunächst dieselbe Auffassung zugrunde wie bei Hale, nach dem der konjunktivische *cum*-Satz die Situation ausdrückt; hinzugekommen ist nur Gaffiots 'Betonung' oder 'Hervorhebung'.



versativen und iterativen *cum*-Sätze gerechnet; natürlich liegt der spezielle Begriff dieser Nebensätze nicht in dem Konjunktive, sondern dieser soll eben nur ein für die Handlung des Hauptsatzes wichtiges Moment hervorheben.

Die selbe Scheidung nach Temporal- und Modalsätzen überträgt Verf. dann auf alle anderen mit temporalen Konjunktionen eingeleiteten Nebensätze, meines Erachtens mit wenig Wahrscheinlichkeit. Denn wenn die lateinische Sprache wirklich für alle derartigen Nebensätze zwei nach Modus und Bedeutung in dieser Weise scharf unterschiedene Gruppen geschaffen hätte, so müßte man doch erwarten, daß die konjunktivische Gruppe auch überall einigermaßen häufig wäre. Nun aber finden sich solche 'Modalsätze' gar nicht bei *simulatque*, bei *ut* und *ubi* nur ganz vereinzelt (von den bei M. gegebenen wenigen Stellen sind noch manche nicht beweiskräftig, vgl. unten). Ich meine mit Hale, daß der Konjunktiv bei diesen Konjunktionen durch eine rein äußerliche Analogie der *cum*-Sätze hervorgerufen ist; ebenso liegt die Sache bei *postquam* c. coni., das man nicht mit Methner S. 45 Fußn. zu beanstanden braucht (überhaupt vermag mich die ganze Behandlung dieser Konjunktion bei M. am wenigsten zu überzeugen). Wenn endlich bei *antequam, priusquam, dum, quoad* der Konjunktiv weit häufiger ist, so liegt das daran, daß hier sehr oft eine finale Färbung des Nebensatzes hineinspielt, also durchaus nicht überall 'Modalsätze' im Sinne des Verf. vorliegen.

Auch im einzelnen kann ich Verf. nicht überall zustimmen. Stellen wie Pl. B. 58 (S. 8), Liv. 21, 28, 5 (S. 30), 32, 20, 6 (S. 34) durften nicht herangezogen werden, weil hier oblique Nebensätze vorliegen; C. Sull. 31. sen. 33 (S. 18), Liv. 23, 19, 3 (S. 22), C. Man. 62 (S. 34), sen. 42 (S. 52), off. 3, 43 (S. 56) läßt sich der Konjunktiv durch Angleichung des Modus erklären. Ferner zu S. 6: im Hauptsatze steht neben *cum inversum* der Ind. Impf. oder Plusqpf. nicht regelmäßig, Ausnahmen finden sich mehrfach. S. 29: neben *ut quisque* findet sich in iterativen Sätzen auch *ut quisquis* (z. B. C. Cluent. 52). S. 30 ist Ter. Hec. 378 *ut exirem* nicht berücksichtigt, ebenso S. 32 nicht der allerdings seltene Indikativ Impf. und Plusqupf. bei *antequam* und *priusquam*. S. 34 ist die für Nep. 3, 2, 1 geforderte Interpunktion willkürlich und unnatürlich. S. 50 a. E.: *postquam* mit Fut. II steht Cat. R. R. 65, 1. 161, 2.

14) R. Methner, Über den Gebrauch von *aliquis* in negativen und *quisquam* in affirmativen Sätzen. Glotta IV, 1913. S. 280—293.

Das Ergebnis seiner Untersuchung faßt M. selbst in folgenden Regeln zusammen: 1. *aliquis* 'irgend einer gleichviel welcher' steht gewöhnlich in affirmativen Sätzen. Doch findet es sich auch in negativen Sätzen, wenn der Redende nicht lediglich etwas als nicht wirklich hinstellt, sondern sich erst die Möglichkeit vorstellt, um diese Möglichkeit sofort zu verneinen (oder zu bestreiten); 2. *quisquam* 'überhaupt einer' steht gewöhnlich in negativen Sätzen. Doch findet es sich auch in nicht negativen Sätzen, wenn der Redende an der Richtigkeit dessen, was in dem Satze mit *quisquam* enthalten ist, einen Zweifel

andeuten will oder sich den Anschein gibt, als habe er einen Zweifel. Ich weiß nicht, ob diese etwas gekünstelten Erläuterungen, in denen nicht einmal ein klarer und faßbarer Unterschied zwischen *aliquis* in negativen und *quisquam* in positiven Sätzen hervortritt, Beifall finden werden; ich ziehe jedenfalls die Darlegungen C. F. W. Müllers zu Lael. S. 42 ff. vor.

15) Cl. Otto, De epexegeseos in latinorum scriptis usu. Diss. Münster, Westfälische Druckerei-Gesellschaft, 1912. 66 S. 8.

Die verdienstliche und sorgfältige Abhandlung beschäftigt sich mit den verschiedenen Fällen der nachträglichen Ergänzung und Berichtigung eines Ausdrucks. Der erste Hauptteil behandelt die Fälle, in denen die nachträgliche Korrektur in der parataktischen Form einer Apposition gegeben wird, und zwar so, daß diese etwas wirklich Neues, eine Erweiterung oder nähere Bestimmung des vorausgehenden Begriffes gibt. So Cat. R. R. 93 *amurcam cum aqua commisceto aequas partes*. Pl. Mil. 203 *dextera digitis rationem computat*; so auch in den von O. nicht angeführten Ausdrücken wie Varr. R. R. 3, 2, 17 *qudraginta milibus sestertiis,* vgl. Kühner-Stegmann II § 67 A. 4. Auch die scheinbar adverbialen Wendungen *omne* (*id, hoc*) *genus* sowie Verbindungen wie *Syracusis in foro* sind mit Recht hierher gerechnet. Dabei sind hier wie später stets auch analoge griechische Beispiele angeführt.

Anderer Art sind die Eigentümlichkeiten, die im zweiten Hauptteile zur Sprache kommen. Hier ist der vorausgehende Begriff nach Bedeutung und Beziehung schon an und für sich klar, die Epexegese tritt nur zu nochmaliger Verdeutlichung hinzu und hat infolgedessen immer etwas Pleonastisches. Eine solche Epexegese findet sich oft bei dem Demonstrativpronomen (S. 18 ff.), wie bei *ille* und *istic* (*homo*) Pl. Epid. 486 *servom misi, qui illum sectari solet, meum gnatum; is ipse hanc destinavit fidicinam.* || *Em istic homo te articulatim concidit, tuos servos*; ebenso bei *is, iste* und *hic.* Besonders wird so der Name noch nachgefügt: Pl. Rud. 1208 *quid istum remoramini, mulieres, Trachalionem*, so auch gelegentlich bei Cicero. Ebenso werden Adverbien nachträglich erklärt und verstärkt (S. 27 ff.), namentlich in Ortsbestimmungen, wie *ibidem in Alide* u. a. bei Plaut., *hic Anti* bei Cicero, ebenso bei Dichtern. Ganze Sätze werden einem Begriffe pleonastisch zur Erklärung hinzugefügt (S. 35 ff.), wie Pl. Men. 735 *ei narrabo tua flagitia, quae fecis.* C. Att. 2, 18, 3 *a Caesare valde liberaliter invitor in legationem illam, sibi ut sim legatus;* dazu gehören auch die Sätze mit Attraktion, wie *patriam te rogo, quae sit tua* Pl. Pers. 635. Auch in klassischer Sprache häufig sind die Fälle (S. 43 ff.), wo ein auf das Vorhergehende bezogenes *quod, hoc, id* u. dgl. nachträglich noch einmal durch einen acc. c. inf. oder Nebensatz erklärt wird, wie Liv. 25, 27, 13 *Epicydes . . Agrigentum navigat; quae ibi in castra sunt nuntiata, Epicyden Syracusis excessisse* etc. Aus solchen Satzanfängen, wie sie sich häufig finden, will Verf. denn auch den satzverbindenden Gebrauch von *quod* vor *si, nisi, ubi* etc. herleiten, wo es ursprünglich nur im Anschluß an einen vorhergehenden bestimmten Begriff, dann auch ohne einen solchen

gebraucht sei. S. 57 ff. gibt Stellen wie C. Br. 135 *latine est eleganter locutus; quae laus eadem in A. Albino bene loquendi fuit* mit dem eigentlich überflüssigen Zusatze von *bene loquendi*. S. 60 ff. behandelt endlich die vorläufige Ankündigung eines Begriffes durch *id, illud, hoc, ita, sic* u. dgl., wie Pl. Mil. 26 *illud dicere volui, femur*. Capt. 267 *ne id quidem, involucrum inicere, voluit* und andere, auch klassisch nicht seltene Ausdrucksweisen, wofür namentlich noch Vahlen Opusc. I, S. 106 ff. 156 verwertet werden konnte.

16) A. Poutsma, De repetitionis genere quodam. Sonderabdruck aus der Mnemosyne XLI. 1913. 29 S. 8.

Daß man keinen Grund hat klassische Texte deshalb zu verbessern, weil das selbe Wort in einer für uns leicht lästigen Weise sich in kurzem Abstande wiederholt, ist schon mehrfach betont. Immerhin bleibt die reiche Sammlung von Belegen, die Verf. für diese Nachlässigkeit oder Unachtsamkeit des Ausdrucks bietet, dankenswert. Nach Anführung einer Reihe von Beispielen aus Homer und den griechischen Tragiken, einzelnen auch aus der griechischen Prosa, geht er namentlich von S. 11 ab auf das Lateinische ein. Da ist vor allem zu beachten, daß selbst Cäsar eine ganze Reihe solcher Fälle bietet (rund 40 Stellen), so z. B. B. G. 1, 38, 4 *facultas* . . *facultatem*. 4, 13, 6 *iussit* . . *iussit*. 1, 48, 1 ff. in 10 Zeilen: *castra* . . *castris* . . *castra* . . *castris* . . *castris* u. a. Dann folgen Beispiele aus Cicero, Vergil und Livius, indes nach Angabe des Verf. nicht auf Grund systematischer Sammlungen, sondern gelegentlicher Notizen. Jedenfalls hätten sie leicht bedeutend vermehrt werden können, wenn die Zusammenstellungen von Vahlen (namentlich für Livius, so Opusc. I, S. 26 ff. II, 453 ff. u. sonst), von Kroll, Plasberg u. a. für Cicero, von Heidrich für Varro (1892, S. 70) u. a. benutzt wären. Vgl. nähere Quellenangaben in meiner Bearbeitung der Kühnerschen Syntax § 242, 9, wo übrigens noch Müller zu Off. II, 57. Norden zu Aen. VI, 423, Nipperdey zu Tac. Ann. I 81 hätten erwähnt werden sollen.

17) E. Kieckers, Die Stellung des Verbs im Griechischen und in den verwandten Sprachen. I. Teil: Die Stellung des Verbs im einfachen Hauptsatze und im Nachsatze nach den griech. Inschriften und der älteren griechischen Prosa, verglichen mit den verwandten Sprachen. Straßburg, Trübner, 1911. X u. 156 S. 8. 6 ℳ.

Die als 2. Heft der von Brugmann und Thumb herausgegebenen Untersuchungen zur indogermanischen Sprach- und Kulturwissenschaft erschienene gediegene Abhandlung beschäftigt sich zwar in erster Linie mit der Stellung des griechischen Verbs, gibt aber, wie für andere verwandte Sprachen, so auch für das Lateinische wichtige Aufschlüsse, die wohl als gesichert gelten können. Danach gab es schon in der indogermanischen Grundsprache drei Möglichkeiten der Stellung des Verbs, nämlich am Anfang, in der Mitte und am Ende des Satzes. Während nun das Griechische alle drei Möglichkeiten kennt, allerdings unter Bevorzugung der Mittelstellung im einfachen Hauptsatze, der Anfangsstellung im nachgestellten Nachsatze, so ist im Lateinischen die Endstellung vorherrschend geworden, auch im Nachsatze. Dies auf breiter sprachwissen-

schaftlicher Grundlage genommene Grundgesetz schließt natürlich zahlreiche Ausnahmen im einzelnen nicht aus. Zu der auch von H. Meltzer (D. Literaturzt. 1913, Sp. 696 ff.) günstig beurteilten Arbeit bietet eine Ergänzung:

18) E. Kieckers, Die Stellung der Verba des Sagens in Schaltsätzen im Griechischen und in den verwandten Sprachen. Indog. Forschungen XXX (1912), S. 145 ff.

Die Ergebnisse der sorgfältigen Abhandlung habe ich für § 237 Anm. 4 der Kühnerschen Syntax (Stellung von *inquit* und *ait*) verwertet; ich verzichte deshalb hier auf eine nähere Inhaltsangabe. Eine Ergänzung zu diesem Aufsatze, die ich leider bei der Bearbeitung der Kühnerschen Syntax nicht mehr habe brauchen können, gibt ferner:

19) E. Kieckers, Zu den Schaltesätzen im Lateinischen, Romanischen und Neuhochdeutschen. Indog. Forschungen XXXII (1913), S. 7—23.

In den ersten acht Seiten, die sich auf das Lateinische beziehen, führt Verf. zunächst aus, daß die Beschränkung auf *inquit* und vereinzeltes *ait* in Schaltsätzen der klassischen Schriftsprache eigen war, daß aber die Dichter (ebenso auch die vulgäre Prosa, wie Petronius zeigt), neben *inquit* und *ait* auch andere Verben, wie *dicere, respondere, rogare, clamare, exclamare, ingeminare,* in der selben Weise verwandte, und zwar auch mit größerer Freiheit in der Stellung. So steht das Subjekt des eingeschobenen Satzes nicht selten voran (so Ov. F. 5, 697 *ego respondi*), meist aus metrischen Gründen, oder es wird getrennt von dem Verb des Sagens vor die Rede gestellt, beides häufiger als in Prosa; dazu kommen eigentümliche Stellungen wie Ov. F. 6, 443 *provolat in medium et magna 'succurrite' voce, 'non est auxilium flere' Metellus ait.* Weiter wird noch durch mehr Beispiele belegt, daß Zusätze des Schaltsatzes (namentlich Dative und Partizipien) selten mit dem Verb in die Rede eingeschoben werden (wie auch Cic. Cat. m. 11 *qui . . . inquit ridens*), sondern sich dem vor die direkte Rede gestellten Subjekt anschließen, das auf diese Weise von dem eingeschobenen Verb des Sagens getrennt wird.

20) N. Schneider, De verbi in lingua latina collocatione. Diss. Münster 1912. 111 S. 8.

Auf dem schwierigen Gebiete der lateinischen Wortstellung ist noch vieles klarzustellen; um so freudiger ist eine Arbeit zu begrüßen, die eine bestimmte Frage der Wortstellung auf Grund der neuesten sprachgeschichtlichen und psychologischen Forschungen sorgfältig und mit sicherem Urteile untersucht. Daß das lat. Verb in der Regel am Ende steht, ist bekannt; weniger vielleicht schon, daß die Ausnahmen auch in klassischer Sprache sehr zahlreich sind. Mit richtigem Griffe geht Verf. von diesen Ausnahmen aus und weist nach, aus welchen Gründen im einzelnen Falle das Verb abweichend gestellt ist; herangezogen ist außer dem Bellum Gallicum und dem Bellum civile noch das Bellum Alexandrinum. Häufig wird zunächst das Verb vom Ende

weggezogen, wenn es sich an einen betonten Begriff innerhalb des Satzes enklitisch anlehnt (S. 9ff.), wie B. G. 1, 9, 4 *Dumnorix . . Helvetiis erat amicus.* 5, 14, 4 *uxores habent deni duodenique . . communes.* An die Spitze tritt das Verb bei besonderer Betonung, sei es im Gegensatze (so auch in konzessiven Sätzen wie *sit hoc verum* u. dgl.), sei es in der Einführung neuer und unerwarteter Ereignisse, die ebenfalls leicht als Gegensatz zum Vorhergehenden empfunden werden; ferner bei Befehlen und Aufforderungen, bei nachdrücklichen Versicherungen, wie *restitere Romani* Liv. 1, 12, 7 (und wirklich . . .), im Übergange zu einem neuen erklärenden, begründenden oder näher ausführenden Gedanken u. dgl. m. Dabei wird nicht selten das Verb, das eigentlich an der Spitze stehen sollte, durch eine Konjunktion oder ein vorangestelltes Relativ an die zweite Stelle gedrängt (S. 62ff.). S. 69ff. zeigt, daß das Verb oft dadurch von der letzten Stelle verdrängt wird, daß ein anderes wichtiges Wort diese Tonstelle einnimmt, wie *fines habet proprios, paucis portibus interiectis quos tenent ipsi, manus erat nulla, quod ipse aberat longius* u. a. Nach Erläuterung verschiedener Einzelheiten, bei denen man vielleicht hin und wider zweifelhaft sein kann, wird S. 86ff. dargelegt, daß die abweichende Stellung manchmal durch die Rücksicht auf die Deutlichkeit hervorgerufen sein kann; endlich S. 101ff. ist von Wohlklang und dem Klauselgesetze noch kurz die Rede.

Vgl. auch die Besprechung von G. Landgraf, Deutsche Literaturz. 1914, Sp. 1060ff.

21) H. Ottenjann, De vocum encliticarum apud Plautum collocatione. Diss. Münster, Aschendorff, 1910. 76 S. 8.

Ausgehend von dem Wackernagelschen Gesetze, nach dem die enklitischen Wörter sich mit Vorliebe an die zweite Stelle des Satzes hinter das betonte Anfangswort schieben, erkennt Verf. des weiteren auch die Regel Bentleys als richtig an, daß die Komiker die logisch betonten Worte des Satzes nach Möglichkeit in die Arsis bringen; auch die Rücksicht auf das Metrum beeinflußt manchmal die Stellung. Nach diesen allgemeinen Darlegungen wird die Stellung einzelner Encliticae *(que, ne, ve, enim, igitur, autem, quidem, quoque, mehercle, hercle, pol, edepol, ecastor, mecastor* u. a.) in eingehender Untersuchung unter sorgfältiger Verwertung der Belegstellen behandelt. Wer sich für diese schwierige Fragen interessiert, wird überall Anregung und Förderung finden, wenn auch noch manches zweifelhaft bleibt.

22) L. Laurand, Ce qu'on sait et ce qu'on ignore du cursus. Publications du Musée Belge, Revue de Philologie Classique. Paris, Honoré Champion 1913. 13 S. 8.

Bei der stark anschwellenden Literatur über die Klausel ist die obige kurze Zusammenstellung über den gegenwärtigen Stand der Frage dankenswert. Eine Inhaltsgabe der Schrift gibt schon Luterbacher Jb. 1913, S. 278/9. Übrigens scheint mir nicht unberechtigt die Warnung von C. Atzert (Progr. von Osnabrück 1914, S. 26), der sagt, daß die Philologen heutzutage die Klauselgesetze so eifrig beobachten, daß sie

manchmal Cicero selbst zu meistern scheinen, wenn sie den Text nach ihren rhythmischen Gesetzen emendieren. Gewiß sei der Numerus in den kunstvollen Reden und den philosophischen Schriften sorgfältig in Betracht zu ziehen; aber er dürfe für den Herausgeber doch immer nur ein akzessorisches Hilfsmittel sein, nicht die eigentliche Grundlage, neben der man alle übrigen Rücksichten außer acht lasse.

B. Zum Sprachgebrauche einzelner Schriftsteller

23) R. Frobenius, Die Syntax des Ennius. Diss. von Tübingen. Nördlingen, Beck 1910. X u. 151 S. 8.

Die treffliche Abhandlung hat Ref. schon Woch. f. klass. Philologie 1911, Sp. 120 f. besprochen. Die Arbeit, die mit Recht allgemeine Anerkennung gefunden hat (vgl. auch Lambertz, Glotta IV 1913 S. 408 ff.), bietet eine willkommene Ergänzung zu Bennetts Syntax of Early Latin Bd. I (s. Nr. 34), da sie auf der von B. nicht berücksichtigten 2. Auflage der Ennius-Fragmente von J. Vahlen (1903) basiert.

24) P. Parzinger, Beiträge zur Kenntnis der Entwicklung des Ciceronischen Stils. I. Progr. v. Landshut 1911. 75 S. II. Progr. v. Dillingen 1912. 64 S. 8.

Unter Scheidung von vier Perioden der schriftstellerischen Tätigkeit Ciceros sucht Verf. eine genetische Entwicklung seines Stils zu geben. Ob die Ergebnisse der mit außerordentlichem Fleiße angefertigten Abhandlungen mit ihrem gewaltigen Zahlenmaterial überall der aufgewendeten Mühe entsprechen, ist mir zweifelhaft. Jedenfalls bieten sie für Syntax und Stil Ciceros ein reiches und wertvolles Material. Auf den Inhalt im einzelnen gehe ich nicht ein, da dieses schon durch Luterbacher in diesen Jahresberichten (XXXVIII 1912, S. 338—40 und XXXIX 1913, S. 277—78) geschehen ist.

25—27) R. B. Steele, Case Usage in Livy.
II. The Dative. Leipzig, F. A. Brockhaus 1911. 49 S. 8.
III. The Accusative. Ebd. 1912. 72 S. 8.
IV. The Ablative. Ebd. 1913. 82 S. 8.

28) Ders., *Ut ne quin* and *quominus* in Livy. Ebd. 1911. 56 S. 8.

29) Ders., Temporal Clauses in Livy. Baltimore o. J. 49 S. 8.

30) Ders., Conditional Statements in Livy. Leipzig, F. A. Brockhaus 1910. 61 S. 8.

Genauere Untersuchungen über den Sprachgebrauch des Livius sind an sich sehr wünschenswert. Wie wenig das Werk von Kühnast, auch abgesehen von seiner unübersichtlichen Anordnung, heutigen Ansprüchen genügt, ist bekannt; die tüchtigen Abhandlungen von G. F. Hildebrand, M. Müller, G. Richter u. a. untersuchen nur bestimmte Fragen, Fügner, Livius 21—23 berücksichtigt nur einen kleinen Teil des Autors, das Lexicon Livianum ist nicht weit gediehen. Trefflich und allen Ansprüchen genügend sind die 'Etudes' von O. Riemann für die darin behandelten Abschnitte; aber es sind das eben nur ausgewählte Partien.

Daß die Arbeiten von R. B. Steele die Lücke in ausreichendem Maße ausfüllten, wird man nicht behaupten können. Zwar, wer Wert auf Zahlen legt, wird hier befriedigt werden; er kann z. B. erfahren, daß *ab* sich 1050, *de* 1407, *ex* 2953 mal bei Livius findet usw., daß ferner der Ablativ 19615 mal mit, 16340 mal ohne Präposition steht; daß der Dativ in 75 % der Stellen von Verben, in 13 % von Substantiven, in 12 % von Adjektiven abhängt; daß 40 % der Finalsätze negativ sind u. dgl. m. Der große Fleiß in der Sammlung und Zählung der Belege, die Sorgfalt in den selten fehlerhaften Zitaten ist ohne Frage anzuerkennen. Vollständig sind die Belege freilich nicht, sollen es auch wohl nicht sein; aber ärgerlich ist es oft, daß man nicht weiß, ob sie es sein sollen oder nicht. Die Anordnung ist manchmal zu äußerlich, verschiedenartige Beispiele stehen gleichwertig nebeneinander; wichtiges wird oft übergangen, nebensächliche und kaum zur Sache gehörige Dinge breit behandelt; auf andere Schriftsteller, ja selbst auf abweichende Konstruktionen bei Livius selbst wird nicht verwiesen; die früheren Arbeiten über Livius sind nirgends benutzt, es beruht alles offenbar auf den selbständigen Sammlungen des Verf. So liefert St. im wesentlichen nur Stoffsammlungen, die bei vorsichtiger Benutzung gewiß Dienste leisten können.

In der Abhandluug über den Dativ (Nr. I The Genitive war mir nicht zur Hand) S. 14 ist *propior (proximus)* c. dat. belegt, aber der Akkusativ bei den selben Worten überhaupt nicht erwähnt. S. 27 wird *auxilio (praesidio) mittere* u. ähnl. angeführt; aber von bei Livius doch nicht seltenen Wendungen wie *ad praesidium relinquere, in praes. mittere* erfährt man nirgends etwas. S. 30 bei *incedo* c. dat. erwartet man einen Hinweis auf den häufigen acc.; aber der findet sich auch bei diesem Kasus nicht. S. 45 werden ganz überflüssige Belege für *enuntio, promitto, minor* u. a. c. dat. gegeben; erwünscht wären sie eher für *ait* und *inquit* gewesen, wo nur die Gesamtzahl der Belege genannt ist.

Beim Akkusativ erfährt man über den doppelten Akkusativ (außer ein paar Bemerkungen über *facio, efficio, reddo* S. 22), den Akk. des Inhalts, den sog. acc. graecus, den Akk. bei *aequo, adaequo, aequiparo, aemulor, adulor, contionabundus, vitabundus* u. a. nichts. Dafür werden S. 8ff. zahlreiche Belege für den Objektsakkusativ der Neutra *nihil, omnia, multa, haec, ea, illud* u. a. gegeben. Zu welchem Zwecke, weiß ich nicht; denn daß Verf. nicht etwa an den Akkusativ des Inhalts gedacht hat, zeigen Beispiele wie *quod ubi audivit, alia omitto.* Ebenso gehören kaum hierher die zahlreichen Stellen für *verba frequentativa* (S. 15ff.), *incohativa* und *nominalia* c. acc. (S. 18ff.) u. a. m. S. 10 wird der bloße Akk. auf die Frage: wohin? behandelt; aber Städte- und Ländernamen stehen bunt durcheinander. Den Hauptteil (S. 23—65) nehmen die Präpositionen c. acc. ein; dabei werden auch die mit Akkusativ- oder Ablativ- oder untrennbaren Präpositionen zusammengesetzten Verben aufgezählt, auch nach Liv. 8, 15, 8 ein präpositionales *dextrā* c. acc. angenommen.

In der dritten Abhandlung wird zunächst der Ablativ bei Prä-

positionen ausführlich behandelt; aber unter *ab* werden Beispiele wie *ab urbe redire, ab Roma venire, a Pallanteo appellari, augures ab Numa creati sunt, ab Lisso ducere, a laeva* usw. ohne irgendwelche Scheidung aneinander gereiht. S. 46 wird *prae* vom hindernden Grunde belegt; aber 6, 40, 1 *prae indignitate* bei positivem Hauptsatze wird nicht erwähnt.

Zu sehr viel, Ausstellungen gibt das vierte Heft Anlaß; die Anordnung sowie auch die Auffassung der einzelnen Stellen ist oft verfehlt. Bei den Substantivsätzen mit *ut* (complementary clauses S. 14ff.) sind konsekutive Sätze in Abhängigkeit von *usu venit, accidit, evenit, accedit, reliquum est, prope est* unter die Finalsätze gemischt. Dabei soll z. B. Liv. 36, 9, 7 *etiam atque etiam deliberare eos iussos, ne id consilii caperent, cuius . . extemplo paeniteret* der Satz mit *ne* von *deliberare* abhängen. Ebenso wird 33, 8, 14 *densari ordines iussit, ut vir viro, arma armis iungerentur* als Beweis angeführt, daß Livius bei *iubeo* dem abhängigen Infinitiv zuweilen einen *ut*-Satz koordiniert; aber Beiordnung liegt hier ebensowenig vor, wie in den ebenfalls angeführten Stellen 8, 14, 6. 31, 50, 10. Ganz verworren nach Anordnung und Auffassung sind S. 38ff.; vgl. Kroll, Glotta V, S. 356.

Auf die Abhandlung über die Temporalsätze gehe ich nicht näher mehr ein; für die zuletzt genannte über Bedingungssätze hat schon H. J. Müller in diesen Jb. 1912, S. 13 die obigen Ausführungen entsprechende Kritik von H. Blase angeführt.

31) X. Gabler, De elocutione M. Fabi Quintiliani. Diss. von Erlangen. Borna. Leipzig, Noske 1910. 108 S. 8.

Die fleißige und mit Verständnis gearbeitete Abhandlung gibt einen willkommenen vollständigen Überblick über den gesamten Sprachgebrauch Quintilians; S. 3—42 behandelt die Eigentümlichkeiten des Autors in der Wahl und dem Gebrauche der Wörter, S. 43—88 die Syntax, der Rest stilistische Fragen, alles mit steten Hinweisen auf den Sprachgebrauch anderer Schriftsteller. So viel ich sehe, sind die Angaben im allgemeinen sorgfältig und zuverlässig. S. 28 ist mir aufgefallen, daß der Plural *operae* = *labores* (Bemühungen) für Cicero auf die Phrase *operas (pro magistro) dare* beschränkt wird; vgl. indes Off. 2, 68 *operis et officiis compensare.* 1, 150. 2, 12. Mur. 21. Verr. 5, 123 u. ö. (vgl. Neue I, S. 657; auch Schmalz Antib. s. v. faßt den Gebrauch noch zu eng). Daß die Beispiele der Form: *quod ego vim appello* mit der bei den Späteren sehr häufigen Unterlassung der Attraktion des Pronomens bei Quintilian meist das Substantiv im Femininum zeigen (S. 43), ist meines Erachtens nur Zufall, vgl. Kühner-St. § 12 Anm. 1.

32) H. Müller, De particularum usu Gelliano quaestiones selectae. Diss. Königsberg 1911. 49 S. 8.

Eingehend wird zunächst die Partikel *haud* besprochen. Gellius hat *haud* nach den gegebenen Stellen 30 mal verwandt, und zwar nur als Begriffsnegation; er gebraucht das Wort nach dem Verf., der bei

der Gelegenheit eine ausführliche Übersicht über den Gebrauch des Wortes bei den verschiedenen Schriftstellern gibt, in bewußtem Gegensatze zum Vulgärlatein, dem es fast ganz unbekannt ist. Daran schließen sich Bemerkungen über den Gebrauch von *non*, Verbindungen wie *non* .. *sed, non modo (solum)* ... *sed* u. ähnl., sowie über andere korrespondierende und einzelne Konjunktionen; hier sind meist zwar mühsame, aber rein äußerliche Aufzählungen geboten. Immerhin ist das Ganze eine nützliche Stoffsammlung.

Die Angaben über den klassischen Sprachgebrauch sind nicht immer zuverlässig. S. 23: *non* mit dem Konjunktive des Gewollten findet sich auch in besserer Sprache (vereinzelt selbst bei Cicero), die Negation in Sätzen wie *consideres* .. *nec ideo contemnas* entspricht der klassischen Regel, vgl. Kühner II § 48, 2. 3. S. 24: Stellungen wie *non hercle minus quam* mit enklitischer Einschiebung eines Wortes hinter der betonten Negation sind jederzeit üblich. S. 25: Stellungen wie *non praetereundum est* kommen auch klassisch vor, vgl. Kühner II, 1 S. 819 Anf. S. 27: Stellungen wie *non occidere constituat, sed immolare* mit Zwischenstellung des gemeinsamen Gliedes *(constituat)* finden sich nicht bloß bei Seneka, sondern so ziemlich bei allen Schriftstellern.

33) J. v. Geisau, De Apulei syntaxi poetica et Graecanica. Diss. Münster, Westfälische Druckerei-Gesellschaft 1912. 40 S. 8.

Die im Druck vorliegende Abhandlung gibt nur den kleineren Teil der ganzen Dissertation, der größere Teil soll in den 'Indogermanischen Forschungen' erscheinen. Nach einigen allgemeinen Auseinandersetzungen (S. 5—13) über Begriff und Wesen der poetischen Sprache und des Gräzismus werden einzelne Fragen des Sprachgebrauchs behandelt. Zunächst ist von den poetischen Pluralen die Rede, die Apulejus entweder mit anderen Prosaisten seiner Zeit gemein hat oder selbst, z. T. noch über den Sprachgebrauch der Dichter hinausgehend, zuerst in die Prosa eingeführt hat; die in Frage kommenden Worte sind in alphabetischer Ordnung behandelt. Ob freilich Plurale wie *carnes, vestes, capilli, ignes, lanae, nives, terrae, vota* in diese Aufzählung gehören, ist mir mindestens zweifelhaft. Daran schließen sich einzelne Bemerkungen über den Komparativ (Auslassung von *magis* und *potius* vor quam, Gleichstellung verschiedener Steigerungsgrade u. a.), über einzelne Pleonasmen, über Wortstellung und Eigentümlichkeiten im Gebrauch einzelner Wortarten — alles willkommene Ergänzungen zu den trefflichen Sammlungen von Leky. Zu S. 36 möchte ich bemerken, daß eine Stellung ἀπὸ κοινοῦ wie Met. 5, 6 *amo enim et effiictim te, quicunque es, diligo,* durchaus nicht so ungewöhnlich ist, vgl. Pl. Men. 509 *neque ego Erotio dedi neque pallam surripui;* mehr bei Baehrens 1912 (s. Nr. 35). Die Setzung eines an sich entbehrlichen zurückweisenden Pronomens neben einem Partizip (wie Met. 5, 2 *haec ei visenti offert sese vox*) ist auch klassisch nicht selten, wie es S. 33 heißt, vgl. Kühner-St. § 138 Anm. 7 a. E.



C. Schriften, welche die ganze Syntax oder doch größere Teile umfassen

34) Ch. E. Bennett, Syntax of Early Latin. Boston, Allyn and Bacon (Leipzig, Th. Stauffer). Vol. I The Verb. 1910. XIX u. 506 S. 8. Vol. II The Cases. X u. 409 S. 8.

Der erste Band des obigen Werkes, das einen höchsten erwünschten Ersatz für die den heutigen Ansprüchen in keiner Weise mehr genügende Syntaxis priscorum scriptorum latinorum von Holtze bietet, hat trotz einzelner Ausstellungen schon allgemein eine vollberechtigte Anerkennung gefunden. Auch ich habe die Bedeutung und die Vorzüge dieses Teiles schon in der Zeitschrift f. d. Gymnasialw. 1912, S. 47ff. hervorgehoben und verzichte deshalb hier auf eine nochmalige Besprechung; ich möchte nur bei dieser Gelegenheit auf die wertvollen Berichtigungen und Ergänzungen hinweisen, die in ihren Kritiken F. Leo (Gött. Gel. Anz. 173, 1911, S. 743—49) und W. Haverz (Anzeiger f. indogerm. Sprach- u. Altertumskunde XXX 1912, S. 15ff.) gegeben haben; vgl. auch Nr. 22 (Frobenius).

Der mit Spannung erwartete zweite Band rechtfertigt die darauf gesetzten Hoffnungen in vollem Maße; Ref. will es scheinen, als sei dieser vielfach noch besser gelungen als der erste Teil. Der Kasuslehre in ihrer Gesamtheit sowie der Behandlung der einzelnen Kasus sind sprachwissenschaftliche Bemerkungen vorausgesandt, die bei aller Knappheit der Fassung klares und besonnenes Urteil zeigen, wenn man bei den noch vielfach umstrittenen Einzelfragen gelegentlich auch abweichender Meinung sein kann. Die Belege, die der Verf. bei der Unzulänglichkeit der vorhandenen Zusammenstellungen nach der Vorrede in eigener mühsamer Arbeit gesammelt hat, sind in außerordentlicher Fülle und, so viel ich sehe, im allgemeinen mit der erforderlichen Vollständigkeit gegeben. Manchmal kann es scheinen, als ob in den endlosen Aufzählungen zuviel geschehen wäre; aber wer für bestimmte Fragen über den Sprachgebrauch des Altlateins klar werden will, wird dem Verf. nur dankbar sein. Gut ist auch, daß für Ennius diesmal der Text von Vahlen, für Lucilius die Ausgabe von Marx herangezogen ist. Am Schluß ist ein ausführlicher, sorgfältiger Index zugefügt.

Die Anordnung weicht hier und da von dem gewöhnlichen Brauche ab. Besonders beachtenswert ist in dieser Beziehung die Behandlung des possessiven Dativs, wo die Belege nicht nach der Art des Besitzes, sondern nach der Bezeichnung des Besitzers durch Pronomina oder Substantiva geordnet sind. Es zeigt sich dabei, daß die Beispiele mit einem Pronomen, namentlich mit *mihi* und *tibi*, außerordentlich überwiegen; ganz analog ist das Verhältnis bei dem sog. dativus sympatheticus (vgl. Havers Nr. 5). Wenn die Belege für den Genetiv bei Adjektiven (S. 82ff.), für die Verben mit dem abl. separationis (S. 280ff.) u. a. in zusammenfassender Übersicht einfach alphabetisch geordnet sind, so hat das bei der vielfachen Schwierigkeit einer genauen Scheidung zwischen den einzelnen Gruppen manches für sich. Manchmal sind freilich einzelne Beispiele kaum an passender Stelle eingereiht; so wird

man es kaum billigen, wenn S. 7 ein Satz wie Pl. Men. 859 *hunc senem osse fini dedolabo assulatim viscera* unter der partitiven Apposition untergebracht ist, wenn S. 57 ff. *affinitas, comes, concordia, copia, inopia* c. gen. unter dem objektiven Genetiv steht, wenn S. 195 *doceo litteras* für den Akkusativs des innern Objekts angeführt wird u. a.

Daß bei einer solchen Fülle des Stoffes einzelnes übersehen ist, darf nicht wunder nehmen. So fehlt S. 218 für *nascor* mit prädikativem Nominativ Pl. Rud. 970 (S. 5), für *antideo* c. dat. Pseud. 933, S. 356 für *potior* c. abl. Asin. 916, für *usus est* c. abl. (S. 359) Bacch. 706. Cat. R. R. 68, ferner S. 384 Pl. Stich. 501 *deciens in die* und Cat. R. R. 157, 4 *bis die* (zweimal); auch das zweifelhafte *dignus* c. dat. Poen. 256 konnte immerhin erwähnt werden. Für *opus est* ist die Konstruktion mit dem Genetiv Lucil. 334 *nummi opus* (vgl. Marx z. d. St.) nicht angeführt; auch hätte neben *opus est* c. abl. auch die seltenere persönliche Konstruktion belegt werden können (z. B. Cat. R. R. 145, 3), da man gern wüßte, wie es mit der Häufigkeit beider Ausdrucksweisen steht. Bei *refert* fehlt die Verbindung c. dat. (Pl. Pseud. 1085. Truc. 394), mit *ad* (z. B. Pers. 512), S. 98 auch ein paar Stellen für den gen. pretii (Ter. Haut. 467 permagni. Phorm. 646); endlich *refert, ut* (Haut. 467. Cat. R. R. 73) finde ich in beiden Bänden nicht.

Der vorliegende zweite Band enthält nur die Kasuslehre; Adjektiva, Pronomina und Partikeln (doch wohl mit Einschluß der Präpositionen?), deren Behandlung die Vorrede des ersten Bandes in Aussicht stellte, werden wir wohl in einem weiteren Teile erwarten dürfen, obwohl in der Vorrede des zweiten Bandes nichts davon gesagt wird.

35) W. A. Baehrens, Beiträge zur lateinischen Syntax. Sonderabdruck aus Philologus, Supplementbd. XII, 2. Heft, S. 235 ff. Leipzig, Dieterich (Th. Weicher) 1912. 324 S. 8.

Was H. Lattmann in seiner Besprechung des vorliegenden Werkes in der Deutschen Literaturzt. 1913, Sp. 925 ff. sagt, kann Verf. in allem Wesentlichen unterschreiben. Mit außerordentlichem Fleiße und staunenswerter Belesenheit hat Verf. ein Buch geschaffen, das weder von dem Grammatiker in syntaktischen und stilistischen Fragen noch von den Herausgebern bei der Feststellung lateinischer Texte unbeachtet gelassen werden darf[1]. Denn er weist mit Erfolg nach, daß manche Ausdrucksweisen, die man gern auf die Fehler der Überlieferung zurückführte und demgemäß durch Konjekturen beseitigen zu müssen glaubte, durchaus berechtigte Ausdrucksweisen sind und deshalb die bisherige Behandlung nicht verdienen. Daß er dabei in dem begeisterten Eifer des Entdeckers freilich recht oft zu weit geht, ist unleugbar[2].

Am bedeutendsten erscheint Ref. der erste Abschnitt, der 'einige Verbindungen ἀπὸ κοινοῦ' behandelt (S. 235 – 99). Vor allem findet sich die Stellung ἀπὸ κοινοῦ, die man sonst wohl im wesentlichen auf

---

[1]) Ich habe es bei der Bearbeitung der Kühnerschen Syntax leider erst für den II. Teil benutzen können.

[2]) Scharf betont das auch, wie ich bei der Korrektur sehe, Kroll, Rhein. Mus. 1913 S. 96 ff. Klotz, Glotta VI S. 216 Fußn. 2.



die dichterische Sprache beschränken wollte, auch in der Prosa seit alter Zeit bis ins Spätlatein; über 150 Beispiele, die größtenteils in den Ausgaben 'verbessert' sind, weiß B. anzuführen. Namentlich wird diese Ausdrucksweise leichter angewendet, wenn die beiden Glieder durch korrespondierende Konjunktionen wie *et . . et, cum . . tum, ut . . ita* u. dgl. straffer zusammengeschlossen sind, wie Varr. L. L. 8, 34 *nam et* (sc. *ab*) *similibus alia fient similia, alia dissimilia et ab similibus partim dissimilia, partim similia*; denn die erste Konjunktion weist schon unwillkürlich auf das zweite Glied hin, das dann die Präposition enthält, die auch für das erste Glied gilt. Dabei muß man indes betonen, daß die ältere Prosa nur wenig Beispiele bietet, keine Cäsar, Sallust und Nepos; öfter hat sie schon Cicero, und zwar nicht bloß in den Briefen (vgl. besonders die Addenda S. 533), dann besonders Livius, vereinzelt auch Seneca, Plinius u. a.; die Hauptmasse der gegebenen Beispiele fällt der späteren Zeit seit dem 2. Jahrh. n. Chr. zu. Dazu sind gerade die älteren Beispiele nicht alle einwandfrei; wenn man auch die recht harte Stelle Cat. R. R. 54, 2 gelten lassen will: ad Herenn. 3, 25 in. vermag ich die fragliche Figur überhaupt nicht zu finden, an der zweiten Stelle in dem selben Paragraphen schwankt die Überlieferung. Varr. L. L. 5, 75 kann wegen der unsicheren Lesart kaum als beweiskräftig gelten; die Stelle Varr. fr. 102 *eximus ut* (sc. *e*) *nave . . sic e provincia* erklärt sich anders; ebenso Cic. Att. 8, 3, 7. Auch ist es doch wohl nicht berechtigt, bei schwankender Lesart ohne weiteres in allen Fällen die ungewöhnliche Fassung als die richtige hinzustellen, wie es B. z. B. Cic. ep. Brut. 1, 15, 12 (vgl. Sjögren zu d. St.). Cael. 49 (nicht 69). Ph. 5, 4. Planc. 26 u. sonst tut. Im einzelnen tut noch sehr sorgfältige Nachprüfung not, wenn man B. auch in der Hauptsache Recht geben wird.

Für *neque* = *neque . . neque* (S. 259 ff.) sind schon sonst vereinzelt Belege angeführt; aber ob man diese Konstruktion auch Cicero zuschreiben darf, ist mindestens zweifelhaft. Denn Fam. 8, 13, 2 gehört Caelius an, Fin. 4, 6 ist die Lesart ganz unsicher; aber auch Q, fr. 3, 1, 18 scheint mir noch bedenklich. Die Stellen für *aut* = *aut . . aut* lasse ich bei Seite, die Wahl des einfachen oder doppelten *aut* ist doch meistens durchaus subjektiv. Es folgen dann vereinzelte Stellen wie Liv. 42, 32, 5 *legiones inde sortiti sant: prima et tertia* (sc. *ut*) *in Macedoniam traicerentur, secunda et quarta ut in Italia remanerent,* mit Ergänzung eines *ut, si, cum* aus dem zweiten Gliede.

S. 266 ff. gibt Beispiele des ἀπὸ κοινοῦ bei Substantiven, Adjektiven und Adverbien (eine schärfere Scheidung der einzelnen Wortarten wäre wohl am Platze gewesen), wie Liv. 9, 6, 12 *non reddere salutem, non salutantibus dare responsum* oder Plin. pan. 44, 3 *nemo est ergo tam tui, tam ignarus sui,* wo *salutantibus* und *ignarus* natürlich auch zum ersten Gliede gehören. Doch abgesehen davon, daß auch hier wieder durchaus nicht alle Belege sicher sind (z. B. Liv. 40, 45, 1 ist die Entscheidung für *et saeva* st. *saeva et* bei dem Stande der Überlieferung willkürlich), so bieten zwar Livius, Seneca u. Spät. wieder manche Beispiele; aber für die klassische Sprache ist die Ausbeute z. T.

recht gering. So kennt B. für das genetivische Attribut in dieser Stellung nur 2 Cäsarstellen (davon läßt B. C. 2, 37, 5 noch eine andere Deutung zu, vgl. Meusel), die allerdings vielleicht sich noch vermehren lassen (2 Cicerostellen habe ich z. B. Kühner-St. a. a. O. aus anderen Quellen angeführt). Noch unsicherer ist die Stellung des adjektivischen Attributs vor dem zweiten Substantiv in klassischer Sprache. B. führt nur die vielfach geänderte Stelle C. de or. 2, 6 an; das von mir a. a. O. noch zugefügte *scrupulus et quaedam dubitatio* Cluent. 76 ist vielleicht in seiner Erklärung noch zweifelhaft. Auch die häufigen Wendungen wie *fugerant* (sc. *alii*), *alii pugnaverant* sind wesentlich nachklassisch; mit gewissen Beschränkungen finden sie sich (von B. nicht erwähnt) jedoch auch klassisch [1]).

Kaum noch zu der Figur *ἀπὸ κοινοῦ* gehören die dann weiter angeführten Konstruktionen, wie *nam de re, qua* (st. *de qua*) *nunc dicimus,* das außer bei Späteren schon vereinzelt bei Vitruv und Seneca philos. nachgewiesen wird (dagegen Tac. dicl. 35 scheint mir die Ergänzung des *in* vor *quibus* aus vorausgehendem *in scholas* bei der Verschiedenheit des Kasus doch kaum zulässig; eine andere Stelle der Art gibt B. jedenfalls nicht). Daß die Präposition bei Verbindungen wie *et . . et, neque . . neque* usw. im zweiten Gliede nicht immer widerholt wird (S. 295 ff. 534), war auch schon sonst bekannt.

In dem anschließenden Abschnitt 'über verwandte Konstruktionen' (S. 299 ff.) sucht B. nachzuweisen, daß in Stellen wie Varr. R. R. 3, 9, 9 (nicht 3, 8) *optimum esse paitum* ⟨*ab*⟩ *aequinoctio verno ad antumnale* das in den codd. fehlende *ab* sich aus dem folgenden *ad* ergänzen lasse. Ich gestehe, daß ich nicht nur für die ältere Sprache hier starke Zweifel hege. Die aus Cäsar und Livius gegebenen Stellen lassen fast alle andere Erklärungen zu, namentlich durch die Annahme eines freieren Gebrauches des abl. separativus, wie es ja später noch näher dargelegt wird. Im folgenden dagegen wirkt der Nachweis eines einfachen *tum* für *cum . . tum*, eines *quam* für *tam . . quam* (besonders nach *non*), eines *quo* statt *eo . . quo,* eines *ut . .* für *ut . . ita* überzeugend; weit weniger die paar Belege für *ita* statt *ut . . ita.* Daß bei Aufzählungen eine Präposition entweder nur das erste Mal gesetzt oder bei jedem Gliede wiederholt werden kann, ist bekannt; B. weist darauf hin, daß auch gelegentlich mit einer gewissen Inkonsequenz (meist freilich in bestimmter Absicht) die bei mehreren Gliedern gesetzte Präposition bei einem einzelnen Gliede wider wegbleibt. Das selbe gilt auch für Konjunktionen wie *ut, si, quod*; deshalb bin ich auch nicht zweifelhaft (B. ist hier merkwürdiger Weise bedenklich), daß Brut. ep. 1, 17, 5 *quid enim illi prosunt, quae pro libertate patriae, de dignitate, quae de morte, exsilio, paupertate scripsit?* die Auslassung des *quae* vor *de dignitate* ohne Bedenken ist.

Richtig sind die Bemerkungen über die noch mehrfach beanstandete Ergänzung eines *ut* aus vorhergehendem *ne* (S. 321 ff.), über

---

[1]) S. Kühner-St. II, 1 S. 560 A. 2; hier ist auch die von B. ebenfalls nicht besprochen *ἀπὸ κοινοῦ*-Stellung des Verbs auch aus der klassischen Sprache belegt.



oft recht harte Ellipsen eines Demonstrativs vor dem Relativ (S. 324ff.), über die Ellipse von *esse* bei *posse* (S. 329ff.). Dann folgt (S. 331 ff.) ein längerer Abschnitt über den freieren Gebrauch des Akkusativs der Richtung sowie des Abl. separativus ohne Präposition. Wenn man auch in manchen Fällen Bedenken geltend machen wird, so bleibt doch, daß dieser Gebrauch schon bei Varro und Livius häufiger ist, als man bisher angenommen hat, und daß man oft die in den Handschriften fehlende Präposition ohne Grund zugesetzt hat. Aufgefallen ist mir übrigens, daß B. in diesem Zusammenhange Verg. A. 1, 524 *ventis maria omnia vecti* heranzieht (S. 332).

Nach einigen Einzelheiten, die ich übergehe, folgen einige Bemerkungen zur Wortstellung. Stellungen wie C. Cat. 1, 21 *quorum et tu frequentiam videre et studia . . perspicere potuisti,* also mit enklitischer Einschiebung des zu beiden Gliedern gehörigen *tu* in das erste Glied hatte schon Müller zu Lael. S. 445 gegeben; B. gibt eine Reihe Ergänzungen aus klassischer wie späterer Zeit. Ungewöhnliche Stellungen von *autem, enim, quoque, quidem* werden S. 387ff. nachgewiesen. Dabei wird *enim* an erster Stelle schon bei Seneca philos. belegt; doch sind die paar Beispiele ebenso wie die für die gleiche Stellung von *autem* wenig überzeugend. Endlich werden Stellungen wie Justin. 6, 8, 5 *imperium non sibi, semper sed patriae quaesivit* mit Zurückdrängung des *sed* hinter das betonte Adverb mehrfach aus dem Spätl. belegt.

In dem Abschnitt 'Über einige Pleonasmen' (S. 402ff.) wird manches behandelt, was ich nicht gerade mit diesem Namen bezeichnen möchte, so dankenswert die Zusammenstellungen an sich sind. So hat das seit dem älteren Seneca von B. nachgewiesene *et qui* statt des von uns erwarteten einfachen *qui* meines Erachtens nichts Pleonastisches. Es liegt lateinisch eben nur eine andere Auffassung vor (*et* = und zwar); verwandt ist schon in klassischer Zeit die Verbindung eines adjektivischen Attributes mit einem Relativsatze durch *et* (vgl. Kühner-St. II § 194, 7). Auch der Gebrauch eines *in, cum, ex* c. abl. statt des gewöhnlicheren Instrumentalis, wie er namentlich für die spätere Zeit auch schon bisher bekannt war und jetzt von B. noch mit zahlreichen Beispielen erwiesen wird, beruht nur auf einer anderen Auffassung; so tritt z. B. der eigentlich lokale Sinn von *in* c. abl. hübsch hervor in der von B. gegebenen Stelle Plin. N. H. 8, 132 *resident in clunes et in binis pedibus gradiuntur prioribusque ut manibus utuntur.* Pleonastisch dagegen ist die Wideraufnahme eines *ut, si* u. dgl. nach längeren Zwischensätzen, wie sie schon Cicero öfter hat (z. B. Cat. 3, 47, vgl. auch Kühner-St. II § 244 A. 2); ebenso die Häufung unterordnender Konjunktionen (S. 415ff.) wie *postquam cum, ut quia, ut quoniam, ut si, ut quasi* u. a. Indes lassen sich derartige Verbindungen sicher doch wohl erst für das Spätlatein nachweisen; ob die S. 416 gegebenen drei Stellen aus Livius (4, 18, 7 *simul ubi* gehört nicht hierher, da *simul* Adverb, nicht Konjunktion ist) genügen, dergleichen auch schon der früheren Zeit zuzuweisen, ist mir mindestens zweifelhaft.

Die zur 'constructio κατὰ σύνεσιν' (S. 452ff.) angeführten Belege sind sehr verschiedenartig; eine schärfere Scheidung der einzelnen Gruppen

wäre zweckmäßig gewesen. Manche Stellen wird man ohne weiteres gelten lassen, so wenn auf ein Kollektiv im Singular erst in einem untergeordneten oder beigeordneten zweiten Satze das Verb im Plural bezogen ist. Beachtenswert bleibt immerhin, daß B. S. 454 aus Cäsar vier Stellen anführen kann, in denen in solchen Fällen die Handschriftenklasse *β* durchweg den Plural, *α* den Singular überliefert; es fragt sich, ob man hier nicht trotz Meusel (Jahresb. 1894, S. 264 ff.) den Plural vorziehen soll. Andere, vielfach recht kühne Konstruktionen *κατὰ σύνεσιν*, die B. anführt, gehören fast durchweg der späteren Latinität an (die beiden Cicerostellen div. 65. Verr. 5, 129 dürften bei dem Schwanken der Handschriften keinen sicheren Beweis liefern). Manches, was B. hier gelten lassen will, erscheint mir denn doch unzulässig, wie Tac. Ann. 6, 42 *et quotiens concordes agunt, spernuntur* (statt der allgemein aufgenommenen Änderung *spernitur*) *Parthus*.

Die weiteren Ausführungen beschäftigen sich meist mit Erscheinungen des spätlat. Sprachgebrauchs, die B. in ihren Anfängen schon für die frühere Zeit nachzuweisen sucht; meines Erachtens freilich nicht mit Erfolg. So wird in dem Abschnitt über einige sog. Gräzismen S. 468ff. für *ut* consecutivum mit dem Indikative je eine Stelle aus Seneca (epist. 40, 3) und Quintilian (5, 12, 21) angeführt; aber an beiden Stellen ist die Lesart zweifelhaft. Eher wird man zustimmen, wenn S. 473ff. der Infinitiv st. des Imperativs schon für Seneca (z. B. ep. 87, 38) angenommen wird; ebenso ist sicher, daß diese Konstruktion kein Gräzismus, sondern von Haus aus echt lateinischer Sprachgebrauch ist[1]). Den freieren Gebrauch des Genet. Gerundii st. des Infinitivs, wie er S. 480 mit Löfstedt verteidigt wird, sehe ich mit Stowasser (Wiener Studien 32, S. 112ff.) sehr skeptisch an, jedenfalls möchte ich ihn nicht für Tacitus gelten lassen. Für das Spätl. ferner sind Konstruktionen wie *omnia decernitur, omnia fit, mysteria perficitur* wohl fraglos, aber für die früheren Autoren (auch für Vitruv) ist doch wohl nur die zwar verwandte, aber doch ganz anders geartete Konstruktion zulässig, daß das Neutr. Sing. eines Pronomens dazu dient, ein vorausgehendes Neutr. Pluralis wider aufzunehmen, vgl. Kühner-St. Synt. § 18, 1.

Im letzten Abschnitt über den Konjunktiv im Lateinischen bringt die erste Auseinandersetzung, daß auch die Verba des Müssens und Könnens zuweilen in diesem Modus stehen, nichts wesentlich Neues, wenn auch für verschiedene Stellen der Hinweis auf unnötige Änderungen beachtenswert ist. Wichtig ist der folgende, auch schon von Hammelrath gegebene Nachweis (S. 508ff.), daß coni. praes. und perf. im iterativem Sinne schon bei beiden Seneca belegbar ist. Für den namentlich im Spätl. häufigen, oft willkürlichen Wechsel zwischen Indik. und Konj. werden schließlich S. 516ff. noch zahlreiche Beispiele gegeben.

Die Zahlen in den Zitaten sind leider mehrfach durch Druckfehler entstellt. Ich schließe hier gleich an den ähnliche Fragen behandelnden Aufsatz:

---

[1]) Leider habe ich Kühner Synt.² aus Versehen es unterlassen, wenigstens in den 'Berichtigungen u. Zusätzen' zu I S. 666 auf die Ausführungen B.'s zu verweisen.



36) W. A. Baehrens, Vermischtes über lateinischen Sprachgebrauch. Glotta IV 1913, S. 266—80. V 1913, S. 79—98.

B. sucht in dem ersten Teile des Aufsatzes zunächst das Vorkommen eines Nominativus absolutus schon bei Curtius und Iustinus zu erweisen, ebenso B. Hisp. 34, 6; ob mit Recht, ist mir sehr zweifelhaft. Die Stellen aus Justin erklären sich wohl als Anakoluthien; und Curt. 8, 2, 5, worauf B. besonders Wert legt, kann man *personans* doch ohne Störung der Klausel auf das Subjekt *ille* beziehen. Bemerkenswerter erscheint mir der bei der Gelegenheit gegebene Nachweis, daß in den Handschriften auch bei besseren Autoren neben einem Part. Perf. Pass. oft ein *est* oder *sunt* weggelassen wird, das dann meist von den Herausgebern zugesetzt ist, obwohl die Stellen sich gegenseitig genügend stützen. Daran schließen sich Bemerkungen über die Attraktion *eo quo* = *eo quod,* über gewisse auffallende Fälle des Singulars statt des Plurals, über unpersönliches *potest* und *debet, prae* c. acc., *per* = *propter, postquam* = *post, propter* = *pro,* alles fast nur im Spätlatein. — Der zweite Teil behandelt zunächst den *Indicativus pro Imperativo* (schon bei dem jüngeren Plinius?), dann kommt *qui(s)* = *quidam* (Spätl.), *omnia* adverbial = *omnino* (so schon C. Att. 4, 1, 7, wo die Änderung in *ad omnia* unnötig ist; andere Stellen sind wohl zweifelhaft, wie Quintil. 5, 13, 24 *ut paria sint omnia,* wo omnia = 'alle Punkte' ohne Bedenken als Subjekt zu *sint* genommen werden kann), einige Bemerkungen über den universellen Gebrauch von *quod* im Spätl., *quoque* = *que,* den Wechsel des Superlativs und Positivs, Ellipse von *tempus, libertas* = *liberalitas, gerere* = *se gerere* u. a. kleine Bemerkungen.

37) C. Stegmann, Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache von Dr. Raphael Kühner. II Band: Satzlehre, 2. Aufl. in zwei Teilen neubearbeitet. Hannover, Hahn 1912 u. 1914. XII u. 828 S., VIII u. 738 S. 8. 18 ℳ u. 16,50 ℳ.

Die vorliegende Neubearbeitung des 1878 u. 79 erschienenen bekannten Werkes hat versucht, es unter Ausnutzung der umfangreichen in der Zwischenzeit veröffentlichten Literatur den Anforderungen der Gegenwart entsprechend zu gestalten und namentlich ihm seine Brauchbarkeit als Nachschlagewerk für den Lateinlehrer zu erhalten. Über den ersten Teil hat die Kritik sich im allgemeinen freundlich geäußert; nur hat man hier und da eine stärkere Berücksichtigung der Ergebnisse der Sprachwissenschaft gewünscht. Ref. hat sich bemüht, diesem Wunsche in dem zweiten Teile mehr Rechnung zu tragen.

D. Schulgrammatiken und stilistische Lehrbücher

38) E. Bruhn, Lateinische Formen- und Satzlehre für Reformanstalten. Ausg. B der Lateinischen Formenlehre von Perthes und der Lateinischen Satzlehre von Reinhardt. 3. Aufl. Berlin, Weidmann 1914. VIII u. 315 S. 8. 3,20 ℳ.

Von der der Syntax zugrunde liegenden Reinhardtschen Satzlehre ist Ref. nur die 2. Aufl. von 1901 bekannt, von der Ausg. B nur die

vorliegende 3. Aufl.; welche Änderungen von dem jetzigen Herausgeber herrühren, vermag er daher nicht zu sagen. Aber jedenfalls ist die Satzlehre in ihrer jetzigen Gestalt wohl brauchbar, wenn sich auch mancher mit der Einteilung der Nebensätze nach Subjekts-, Objekts-, Adverbial- und Attributsätzen nicht befreunden wird. Den klar gefaßten Regeln schließen sich zahlreiche, meist aus dem Bellum Gallicum entnommene Beispiele an, gegen die freilich Waldeck, Lehrproben 1911 S. 133ff. meines Erachtens gewichtige Bedenken erhoben hat. Die sprachgeschichtlichen Erklärungen in der Satzlehre (in der Formenlehre fehlen sie so ziemlich ganz) sind angemessen, wenn auch neuere Forderungen in dieser Beziehung manchmal mehr verlangen werden. Nach der Vorrede S. IV ist das Regelmaterial nach den Anforderungen des Realgymnasiums bemessen, reicht deshalb auch wohl für das Gymnasium nicht überall aus; namentlich fehlen stilistische Bemerkungen über den Gebrauch der einzelnen Redeteile ganz.

Im einzelnen lassen sich hier und da Bedenken geltend machen. § 163 wird als Musterbeispiel Liv. 21, 50, 11 *rex regiaque classis una profecti sunt* angeführt: wohl kaum angemessen, da hier eine ganz vereinzelte und ungewöhnliche Ausdrucksweise vorliegt. Weshalb es § 173 Anm. 2 heißt, bei *traducere* etc. stehe 'bisweilen' ein zweiter Akkusativ (z. B. *flumen*), weiß ich nicht; es ist das doch die regelmäßige Konstruktion, wenn auch daneben die Präposition vereinzelt widerholt wird. § 284: daß bei *audio* in der Regel der acc. c. *part.* (nicht *inf.*) steht, ist nicht richtig. § 299 behagt mir der Terminus *perf. praeteritum* (statt perf. logicum) wenig; und jedenfalls würde ich darunter nicht mit Anm. 1 Vergils: *Fuimus Troes* etc. oder Ciceros Ausruf: *vixerunt* rechnen. § 305 ist mir die Erklärung des Modusgebrauchs in Sätzen wie *possum dicere* = ich könnte sagen, *paene dixi* u. a. wenig einleuchtend; jedenfalls weiß ich nicht, wie man nach den da gegebenen Regeln Sätze wie *bellum gerendum erat* = hätte geführt werden müssen, unterbringen will.

39) G. Michaelis, Lateinische Satzlehre. Verkürzte Ausgabe A. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1914. IV u. 127 S. 8. 1,40 ℳ.

40) Dass., Verkürzte Ausgabe B, unter Mitwirkung von K. Rudolph bearbeitet. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1912. VI u. 157 S. 8. 1,60 ℳ.

Beide Ausgaben bieten die lateinische Satzlehre von Müller-Michaelis in stark verkürzter Form, und zwar für den Gebrauch in Reformschulen. In der Ausg. B sind den lateinischen Regeln und Beispielen, wo sich die Gelegenheit bietet, entsprechende französische und englische Beispiele zur Vergleichung beigefügt. Das kann ohne Frage sehr instruktiv sein, doch erlaube ich mir über diesen Teil des Buches kein Urteil. Alles übrige stimmt in beiden Ausgaben, soviel ich sehe, wörtlich überein. Die möglichst einfachen und kurzen Beispiele sind (unter Hervorhebung der in Betracht kommenden Worte durch fetten Druck) zur Förderung der induktiven Methode den Regeln jedesmal vorausgestellt; diese selbst sind möglichst knapp gefaßt, wie denn Beschränkung des Umfanges mit in erster Linie erstrebt ist. Sprach-

wissenschaftliche Belehrungen fehlen ganz. Nicht einmal die Konstruktion der verba timendi § 113 ist erklärt; bei den finalen Objektssätzen § 110 ist der ursprüngliche bloße Konjunktiv überhaupt nicht erwähnt; nach § 37 soll der abl. comparationis statt *quam* c. nom. oder acc. stehen; und die Lehre vom Ablativ überhaupt ist geordnet nach den Kategorien: Ursache und Mittel, Ausgangspunkt, Art und Weise (§ 25). Auch sonst geben mehrfach Einzelheiten Anlaß zu Bedenken; so die Definition § 49 Anm. 1: 'der genetivus explicativus erklärt, woraus etwas besteht, z. B. *mortis poena,* die Todesstrafe, d. h. die Strafe, die im Tode besteht'; paßt denn diese äußerliche Erklärung auch für so gewöhnliche Fälle wie *nomen regis, vox carendi, virtus continentiae?* § 55 ist der seltene gen. pretii *maximi* neben dem gewöhnlichen *plurimi* zu streichen. § 80 heißt es noch, das Supinum I stehe meist ohne Objekt. § 85 A. 1: die irreführende und äußerliche Aufstellung, daß das Imperfekt der Gleichzeitigkeit meist in Nebensätzen erscheine, war zu streichen. § 129 Anm.: *quamvis* hat durchaus nicht immer steigernden Sinn. § 137: die Umschreibung *futurum fuisse, ut te paeniteret* kommt meines Wissens nicht vor. § 140 wird zwischen rhetorischen und wirklichen Fragen in oratio obliqua geschieden; aber meines Erachtens sind alle Fragen in or. obliqua rhetorisch, wirkliche Fragen können da naturgemäß gar nicht vorkommen.

41) A. Scheindler, Lateinische Schulgrammatik, hrsg. von R. Knauer. 8. Aufl. Wien, Tempsky 1910. 256 S. 8. 3 ℳ.

Die Zahl der Auflagen spricht schon für die Brauchbarkeit des Buches. Die Regeln sind im allgemeinen klar und zuverlässig; sprachwissenschaftliche Erklärungen gibt der Verf. in der Syntax in ziemlichem Umfange. Einzelnes möchte ich freilich beanstanden. In der Lehre von der Consecutio temporum führt nach meiner Erfahrung die Scheidung zwischen Haupt- und Nebentempora bei den Schülern leicht zu Irrtümern. In Sätzen wie *quaero, quae causa te impulerit, ne venires* wird dem *quaero* entsprechend auch *impulerit* gar zu leicht als Haupttempus gefaßt, zumal das Perfekt in gewissen Fällen auch ein solches ist. Klarer und sicherer ist die Scheidung: 1. Tempora der Gegenwart und Zukunft, 2. der Vergangenheit, wie sie jetzt sich fast überall findet und Sch. sie auch § 208 angenommen hat; dem entsprechend ist § 211 zu ändern (für ungeschickt halte ich die Scheidung in präsentiale und präteritale Tempora bei Werner § 161, da die Futura dabei nicht zur Geltung kommen). § 234 Anm. ist das letzte Beispiel für die Angleichung des Modus verfehlt; der Konjunktiv ist hier obliquer Natur. § 235 findet sich wider noch die jetzt meist aufgegebene Scheidung der Fragesätze für ihre Behandlung in der oratio obliqua nach der Person; die Scheidung ist ganz äußerlich und auch nicht immer zutreffend, während sehr wohl der die ganze Syntax durchziehende Unterschied zwischen Aussage- und Begehrungssätzen zugrunde gelegt werden kann, vgl. auch Kühner-Stegm.[2] II § 238[c] und besonders R. Methner, Neue Jahrbb. 1897, S. 547ff.

42) F. Schultz, Kleine lateinische Sprachlehre. 27. Aufl., besorgt von A. Führer. Paderborn, Schöningh 1914. XII u. 292 S. 8. 2,60 ℳ.

Die neue Auflage zeigt gegen die 26. hier und da kleine Änderungen und Zusätze, die als Verbesserungen angesehen werden dürfen. Im ganzen ist es freilich ein Lehrbuch alten Stiles geblieben; manches wäre entbehrlich, etwas mehr Rücksicht auf sprachwissenschaftliche Erklärungen hätte, trotz des ablehnenden Standpunktes, dem der Herausgeber in der Vorrede Ausdruck gibt, ohne Schaden genommen werden können. Aber in seiner Art ist es ein zuverlässiges und tüchtiges Buch, das mit gutem Rechte seine Stelle auch noch weiter behaupten wird. Einzelheiten sind freilich anfechtbar. So § 193 war trotz der Bemerkung der Vorrede weder das Beispiel *mihi sunt libri* beizubehalten noch die Ablehnung von *esse* c. dat. für geistige Eigenschaften; auch die gegebene Scheidung von *esse* c. dat. und c. gen. ist nicht klar. § 204 würde ich den gen. pretii *maximi* streichen; § 224, 12 ist die Regel über die Verschränkung des Relativs noch mangelhaft; § 227 Zus. 2 ist die Angabe, daß außer dem Imperfekt auch andere Tempora de conatu gebraucht werden, zu unbestimmt; § 263, 3 durfte nicht zwischen rhetorischen und eigentlichen Fragen in or. obliqua geschieden werden.

43) C. Stegmann, Lateinische Schulgrammatik. 11. Aufl. Leipzig, Teubner 1912. XII u. 293 S. 8. 2,40 ℳ.

Die wesentlichste Abweichung der neuen Auflage besteht darin, daß zu der Syntax eine Reihe sprachgeschichtlicher Anmerkungen in Fußnoten hinzugefügt ist. Vielleicht kann in einer etwaigen neuen Auflage in der Beziehung noch mehr geschehen; auch hofft Verf. auch sonst auf Grund seiner Arbeit an der Kühnerschen Syntax noch mehrfache Berichtigungen im einzelnen geben zu können.

44) P. Wagner, Neue lateinische Satzlehre. Progr. von Velbert. Leipzig, Fock 1911. 62 S. 8.

Die Abhandlung, die nach dem Vorworte als Hilfsmittel zu einem demnächst erscheinenden 'Kurzen, planmäßigen Lehrgang der lateinischen Sprache für Reformschulen' und als zusammenfassende Widerholung gedacht ist, sucht die Syntax als Satzlehre durchzuführen. Die Art der Ausführung ist ohne Frage sehr eigenartig, wird aber meines Erachtens kaum großen Beifall finden. Die Gliederung der Abschnitte in einzelne Abteilungen mit immer und immer wider neuen Unterabteilungen macht die ganze Darstellung unübersichtlich, wie das z. B. Verweisungen wie 's. 3 VII d 1 ε_2' (S. 48) zeigen. Dazu kommt die Verwendung zahlreicher Zeichen für eine Reihe grammatischer Termini (so V = Subjekt, W = Prädikat, $\varDelta$ = Akkusativobjekt u. a.), wodurch das Ganze ein wunderliches Aussehen erhält; ferner Abkürzungen wie *sole, vol, nol, mal, cupi, debe, potes* u. a. für *solere, velle, nolle, malle, cupere, debere, posse* u. a. Inhaltlich ist gar manches bedenklich; so heißt es S. 25 zu *se nominari iussit* = ließ sich nennen, daß der Deutsche hier scheinbar den aktiven Infin. setzt; nach S. 35 soll ein Präpositionalattribut stets attributive Stellung haben; S. 41 wird *apud* = bei ohne

Grund auf Personen beschränkt, *ad* bei Städtenamen nur in seiner Verwendung auf die Frage wohin? erwähnt; S. 43 heißt es bei *cum inversivum:* 'Der Hauptgedanke wird zum Scheine (!) Nebensatz'; S. 55 ist die Scheidung zwischen 'losen' Nebensätzen im Indik. und 'engen' im Konj. unklar und undurchführbar; S. 57 die Stellungsregeln sind z. T. recht zweifelhaft u. a. m.

45) H. Werner, Lateinische Grammatik für höhere Schulen, bearbeitet und auf geschichtlich entwickelnder Grundlage vereinfacht. 2. Aufl. Dresden, Ehlermann 1912. XII u. 271 S. 8.

Ein Bericht über das obige Buch ist gerade keine ergötzliche Aufgabe. Aber da nicht nur der Verf. von der Bedeutung seiner Leistung überzeugt zu sein scheint, sondern auch in einer früheren Rezension die dringende Bitte ausgesprochen wird, Lehrerkollegien und Behörden möchten es mit der Einführung des Buches an möglichst vielen Anstalten versuchen und, falls sich dabei das Buch bewähre (woran Ref. nicht zweifle), es geradezu zu allgemeinerem Gebrauche empfehlen, damit endlich ein rationellerer Betrieb in den grammatischen Unterricht einziehe, so halte ich es doch für meine Pflicht, etwas näher darauf einzugehen.

Daß das Buch zunächst gerade in sprachwissenschaftlicher Beziehung durchaus nicht genügt, hat schon O. Hoffmann in einer eingehenden Anzeige in den Neuen Jahrbb. f. Pädagogik 1912, S. 550—59 nachgewiesen; die später in der selben Zeitschrift erschienene Erwiderung des Verf. hat meines Erachtens die ihm gemachten Vorwürfe nicht entkräftet. Man sollte nun doch wenigstens erwarten, daß der Verfasser eines lat. Lehrbuchs mit der Grammatik und dem tatsächlichen Sprachgebrauch des Lateinischen einigermaßen Bescheid wüßte. Aber das scheint doch zweifelhaft zu sein. Wenn freilich § 85 Verbindungen wie *magnum gaudere, victoriam gaudere, victoriam laetari, crimen accusare* unbedenklich als Beispiele vorgeführt werden, so wird Verf. sich vielleicht darauf berufen, daß diese Wendungen sich z. T. vereinzelt dichterisch und im Spätl. belegen lassen; indes für den Schüler sind sie auf alle Fälle ungeeignet. Aber falsch ist z. B., daß *nudo* und *orbo* die Person mit *ab* haben (§ 109; *alienare* gehört übrigens gar nicht an diese Stelle); § 125 die Regel: nur *multus* wird immer (!) mit *et* verbunden, z. B. *multa et magna proelia*; S. 127 *Labieno ex hibernis profectionem facere (!) facultas non erat*; S. 175 die Regel über *audio* und *video* c. part.; S. 186 in.: *urbs nobis potiunda est* (!); S. 210 *urus fuerim* (!) und *fuissem* (!) als Umschreibung des coni. fut.; S. 215 *Labienus questus est cohortes* (*interitum cohortium* ist möglich, aber nicht *cohortes!*); S. 227 *eo, quo* = 'da, wo' (daß nicht etwa an ein versehentlich ausgelassenes *loco* zu denken ist, zeigt der Gegensatz zu dem folgenden Beispiel); S. 229 *dum venerant* (= so lange bis) und vieles andere. Aber besonders schlimm sind die Beispiele für die Consecutio § 163: *non dubito (dubitavi, dubitabo, dubitavero), quin venturus sit; opto (optavi, optabo, optavero), ut veniat; timeo (timui,*

timebo, timuero), ne veniat; maneo (mansi, manebo, mansero), dum veniat: oder sollen *dubitavi, optavi, timui, mansi* vielleicht präsentische Perfekta sein? Aber wie in aller Welt soll man verstehen: *timebam (timui, timueram), ne venerit* (!); *manebam (mansi, manseram), dum venerit* (!)? S. 246 wird als Beispiel eines Irrealis im acc. c. inf. gegeben: *Labienus Caesari scripsit, si ex hibernis fugae similem profectionem faceret (fecisset), se hostium impetum sustentaturum non esse;* Verf. merkt gar nicht, daß hier überhaupt gar kein Irrealis vorliegt, sondern der Konj. *faceret (fecisset)* nur in obliquem Sinne gefaßt werden kann. Der selbe Fehler steckt in dem folgenden Beispiele, wo denn auch die ungeheuerliche und im Grunde sinnlose Satzbildung vorkommt: *veritus est, ne, si . . . fecisset, sustentaturus non fuerit;* oder sollte das letzte Verb diesmal zur Abwechslung auf die Vergangenheit gehen? Gleich darauf wird *si hoc negaverim, mentitus sim* als Potentialis der Vergangenheit (!) vorgeführt; für den Irrealis in Abhängigkeit wird das unlogische und sinnwidrige Beispiel gebildet: *turpe est (erat) me mentiturum esse, si hoc negarem.* Vgl. über das Latein des Verf. auch Nr. 46.

Aber hat der Verf. seine Aufgabe wenigstens mit didaktischem Geschick gelöst? Meines Erachtens leidet die Anordnung unter mannigfachen Mängeln; die Regeln sind vielfach umständlich und breitspurig, ungeschickt und wenig treffend. Wie der Schüler § 176ff. zu einem einigermaßen klaren Wissen über die Temporalsätze kommen soll, ist mir unverständlich; die verschiedenen Temporalkonjunktionen werden bunt durcheinander gewürfelt, dabei soll der Satz *cum Labienus imperatori litteras remittebat, omnes copiae Treverorum advenerant* iterativ gefaßt werden, wird die Verbindung *cum primum* anscheinend vom Verf. gar nicht verstanden, wird der Satz *cum tacent, clamant* auf die Nebenordnung: *tacent patres et tum* (!) *clamant* zurückgeführt, wird § 178 *cum* historicum und coincidens beides durch 'dadurch, daß' übersetzt u. a. m. Sehr unbeholfen ist auch die Darlegung über die relative Verschränkung § 187, 5; dabei zeigt die durchweg in den Beispielen angewandte Interpunktion (z. B. *haec est vox, qua, qui utitur, humanitatem abicit*), daß Verf. der eigentliche Charakter der Konstruktion noch ganz unklar ist. Geschmacklos und ermüdend ist meines Erachtens der in den Beispielen durch alle Paragraphen gehetzte Labienus. Auch der deutsche Ausdruck ist zuweilen bedenklich, z. B. S. 151 'innerhalb 10 Tage', § 128, 1 'das Attribut steht im Genetivus nach Substantiva' (Verf. braucht regelmäßig 'nach' in solchen Fällen); § 157 'Tempuslehre im Hauptsatz'; § 160 'Tempuslehre im Nebensatz'.

Eine Besonderheit bilden die den einzelnen Abschnitten beigegebenen Zusätze über 'erweiterten Gebrauch', in denen die Entwicklung einzelner Konstruktionen bei Dichtern und Spätern verfolgt werden soll. An sich kein übler Gedanke; aber dafür genügte nicht ein Sammelsurium einzelner, für den Schüler wertloser Notizen (meist scheinbar Schmalz entnommen, wie z. B. S. 234), sondern es war eine Verarbeitung zu einer vernünftigen Übersicht nötig.

46) H. Werner, Methodischer Lehrgang der lateinischen Sprache für Reformschulen. I. Elementarbuch. Dresden, Ehlermann 1913. XI u. 284 S. 8.

Das vorliegende Buch gibt die Formenlehre und die wichtigsten Abschnitte der Syntax nebst zahlreichen deutschen und lateinischen Übungsstücken; nach der Vorrede soll in Jahresfrist ein selbständiges Übungsbuch das Werk abschließen. Ich habe eine ganze Reihe der vom Verf. abgefaßten lateinischen Stücke durchgesehen; es mag genügen, einige Proben zu geben. Eine ganze Mustersammlung seltsamer Stilblüten bietet das von der Ankunft des Odysseus auf der Phäakeninsel handelnde St. 283: 1 *a Calypsu* (!); 3 *priusquam patriam assecutus* (!) *erat* (!); 5 *terra, in quam fors obtulit* (!); *filia regis . . ad maris litus cum ancillis occupata* (womit?) *erat;* 9 *cum filiae gratiam retulisset* (st. *gratias egisset*); 10 *iniurias rettulit, quae sibi* (!) *illatae erant;* 11 *sese relaturum esse se obtulit* ('erbot sich'); 12 bringen die Phäaken dem Odysseus Geschenke, *quibus admirationem eius prae se ferre* (!) *volebant;* 13 *vates res a Graecis ante* (!) *Troiam gestas laudibus ētulit* (!); 17 *omnes dis obtulerunt* (opferten?); 16 *Ulixes nomine delato* (er nannte seinen N.). Ferner St. 221, 7 *morbi, qui in paludibus penitus* (!) *iacentibus hominem inciderunt* (!); *iam longissimum viae spatium reliquerant* (hatten hinter sich?); 223, 3 *Drusum misit, qui Germanos in eorum fines retineret;* 223, 10 *iuribus* (!) *legibusque studere;* 223, 29 *de salute sua desperatus* (!); 236, 9 *ex quo quaesiverant prodigio* (mir unverständlich); 247, 21 *e* (!) *hac progenie gens Iulia-Claudia* (!) *est prognata;* 248, 1 *alia exempla virtutis Romanae, constantiae enim* (nämlich!), *Livius commemorat;* 253, 8 *Athenae dea* (so öfter *Athenae* für die Göttin als Plur. tantum!); 254, 13 *patriam consequi; quam* (!) *inter procos se gereret, eum docuit;* 254, 17 *interitu* (!) *questus est;* 254, 18 *adveniet, ut . . ulcisceretur* (!); 254, 24 *eum uxor sequar, qui manum meam maxime meritus est* und vieles andere. Dazu viele Druckfehler.

47) Niepmann-Hölk-Meurer-Hartke, Lateinisches Unterrichtswerk. Leipzig, Teubner 1913.

1) E. Niepmann, Lateinische Sprachlehre für Schulen unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung. I. Teil: Lautlehre, Formenlehre, Wortbildungslehre. XIV u. 186 S. 2,25 ℳ.

2) W. Hartke, Lateinisches Übungsbuch für Sexta, mit grammatischem Anhang von E. Niepmann. X u. 206 S. 2,40 ℳ.

3) Ders., Lateinisches Übungsbuch für Quinta, mit grammatischem Anhang von E. Niepmann. VIII u. 229 S. 2,80 ℳ.

Das vorstehende Unterrichtswerk, das den neuesten Wünschen auf dem Gebiete des lateinischen Unterrichts Genüge tun soll, ist in den drei bis jetzt erschienenen Bänden seiner ganzen Anlage und Gestaltung nach vor allem durch das Bestreben bedingt, schon dem Sextaner und Quintaner 'so viel als möglich von Anfang an einen Einblick in die Entstehung und Entwicklung der sprachlichen Erscheinungen, mit denen er zu tun hat, zu gewähren'. Zunächst die Sprachlehre sowie die grammatischen Anhänge sind mit sorgfältiger Überlegung und

methodischem Geschick abgefaßt; die tüchtige Arbeit hat deshalb auch fast allgemein große Anerkennung gefunden. Ein böser Mangel ist freilich, daß das Buch gerade nach der sprachwissenschaftlichen Seite, in der es doch seinen besonderen Vorzug sucht, nach dem Urteil eines Mannes wie K. Brugmann eine ziemliche Menge 'unerträglicher und unentschuldbarer Versehen und Unrichtigkeiten' enthält (Literar. Zentralblatt 1913, Sp. 1485 ff.). Darüber kann man natürlich nicht mit einem Rezensenten ohne weiteres hinwegsehen in dem Gedanken, 'daß die Sache nicht so belangreich sei, wenn man nur mit Vorsicht verfährt'; wesentlicher ist, daß man annehmen darf, daß eine neue Auflage bald diese, weniger die ganze Anlage des Buches als Einzelheiten betreffenden Mängel beseitigt. Das grundsätzliche Bedenken freilich, das Ref. hat, ist das, daß nach seiner Meinung der hier gegebene und z. T. schon den unteren Klassen zugemessene sprachwissenschaftliche Stoff zu reichlich ist, um nicht die Erreichung des eigentlichen Zieles des lateinischen Unterrichts zu gefährden. Doch davon war schon oben (S. 25) die Rede.

Auch die Übungsbücher sind mit anerkennenswertem Geschick abgefaßt und bieten viel Beachtenswertes. Offensichtlich ist das Streben des Verf., die Übungsstücke stofflich so zu gestalten, daß sie die Schüler interessieren. So bietet er denn von vornherein zusammenhängende oder doch inhaltlich einheitliche Stücke, die namentlich in das römische Leben sowie in die Beziehungen der Römer zu den Deutschen (dergleichen bietet naturgemäß namentlich für die Bewohner des Rheins viel Anziehendes!) einführen; dazu kommen Inschriften, Sprüche, Dichterstellen, Grabschriften usw. Das ist alles recht hübsch; nur, fürchte ich, wird dem Schüler dadurch vielfach ein entlegener und für die Cäsar- und Neposlektüre unbrauchbarer Wortschatz aufgebürdet. Und dann kann ich mich doch auch des Eindrucks nicht erwehren, daß man auch hier, wie überhaupt so oft heutzutage, den Schüler durch allerlei Nebensachen und hübsche Kleinigkeiten zu gewinnen sucht, statt ihn zu ernster Arbeit an der eigentlichen Aufgabe des Unterrichts zu bringen, die leicht unter dem vielen Drum und Dran leidet.

Ich füge noch ein paar Grammatiken an, die ganz besonderen Zwecken dienen.

48) W. Kalb, Spezialgrammatik zur selbständigen Erlernung der römischen Sprache für lateinlose Jünger des Rechts. Mit Übersetzungsbeispielen aus dem Gebiete des römischen Rechts. Leipzig, Nemnich 1910. IX u. 310 S. 8. 7,50 ℳ.

Das Buch soll nach dem Vorworte 'dem lateinlosen Absolventen von Oberrealschulen Gelegenheit geben, bei angestrengtem Fleiße schon innerhalb der Mulusferien die römische Sprache . . . ohne Lehrer so weit lernen zu können, daß er als angehender Stud. iur. den exegetischen Seminarübungen und Vorlesungen zu folgen imstande ist'. Vor allem soll es in die Sprache der Institutionen und Digesten Justinians einführen, und zwar nur so weit, als zum Übersetzen **aus** dem Lateinischen erforderlich ist; deshalb ist neben der vollständigen Formenlehre die Syntax auf das knappste Maß beschränkt.



Das geschickt angelegte Buch wird seinen Zweck ohne Frage erreichen. Aber die so unter dem Zwange der praktischen Verhältnisse gewonnene einseitige Vorbildung im Lateinischen ist doch sicher kein Ideal, sondern nur ein Notbehelf; und darum kann ich mich mit dem Gedanken des Verf. nicht befreunden (S. VIII Fußn.), man solle auf dem Gymnasium in den drei oberen Klassen drei getrennte Parallelkurse für künftige Altphilologen (mit Cicero und Horaz), Theologen (mit Minucius Felix, Lactantius und Augustinus) und Juristen (mit einer Chrestomathie aus römischen Gesetzen, Urkunden und Juristen) einrichten. Von einer solchen rein utilitaristischen Abrichtung für die einzelnen Berufe bleiben wir hoffentlich verschont.

49) G. Rosenthal, Lateinische Schulgrammatik zur raschen Einführung für reifere Schüler. Mit besonderer Berücksichtigung von Cäsars Gallischem Krieg. Für Lateinkurse an Mädchengymnasien, Oberrealschulen usw. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1910. IV u. 70 S. 8. 1 ℳ.

Das außerordentlich knapp gefaßte Büchlein (über die Hälfte des Umfangs wird noch durch Übungssätze und ein Vokabular eingenommen) scheint nach der gewöhnlichen Auffassung kaum den Namen einer 'Grammatik' zu verdienen; aber daß die 2. Aufl. nötig geworden ist, ist ja ein Beweis für die praktische Brauchbarkeit, die sich eben nur durch die Erfahrung erkennen läßt. Was gegeben ist, bietet keinen Anstoß; nur die Erklärung des *ne (ut)* bei den Verba timendi S. 29 hätte meines Erachtens klarer und verständlicher gefaßt werden können.

50) E. Ludwig, E. Bergers Lateinische Stilistik für obere Gymnasialklassen. 10. verbesserte Auflage. Berlin, Weidmann 1910. VII u. 238 S. 8. 2,80 ℳ.

Die vielleicht etwas breit gehaltene, aber sonst tüchtige und zuverlässige Bearbeitung ist von mir in der Wochenschrift für klass. Philologie 1911, S. 121 ff. besprochen worden.

51) G. Landgraf, Lateinische Stilistik (Separatabdruck aus G. Landgrafs lateinischer Schulgrammatik). 9. Aufl. Bamberg, Buchner 1911. 67 S. 8. 1 ℳ.

Für den, der nur die früheren Auflagen der Landgrafschen Grammatik kennt, bietet das vorliegende Heft im einzelnen manche Ergänzungen, so daß hier für die Schüler ein reicher Stoff zu Gebote steht. Wenig befreunden kann Ref. sich mit der nach den verschiedenen Klassenstufen getroffenen Einteilung in vier Kolumnen; auch bei einer zusammenhängenden Darstellung des Stoffes hätte sich die Verteilung leicht in anderer Weise andeuten lassen. Sonst ist, was gegeben wird, zuverlässig und gut. Doch hätte § 283, 3^{c} bei der Stellung der Pronomina auch das Demonstrativ mit erwähnt werden können; unter d sind die Angaben über *aio*, wenn es überhaupt berücksichtigt werden soll, etwas zu dürftig.

52) C. Stegmann, Hilfsbuch für den lateinischen Unterricht in den oberen Klassen. Zugleich 7. Aufl. von C. Meißners kurzgefaßter lateinischer Synonymik. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1910. IV u. 132 S. 8. 1,60 ℳ.

Die neue Auflage des seiner ganzen Anlage nach wohl schon zur Genüge bekannten Buches zeigt keine bedeutenden Änderungen; in erster Linie war der Verf. darauf bedacht, die Einschränkungen eines jetzt nicht zeitgemäßen einseitigen Ciceronianismus noch mehr als bisher zu beseitigen.

53) G. Wuest, Deutsch-lateinische Wortkunde. Zusammenstellung der wichtigeren mehrdeutigen Wörter und bildlichen Ausdrücke unserer Muttersprache in klassischer Übertragung. Straßburg, Bull 1913. IV u. 223 S. 8. 3,20 ℳ.

Wie H. Ludwig in seiner hübschen Lateinischen Phraseologie (erschienen Stuttgart, Bonz u. Co. 1906; vgl. die Besprechung des Ref. Z. G. W. 1907, S. 534 ff.) unter Ausscheidung der gewöhnlichen Wendungen, in erster Linie schwierigere moderne, fremdsprachliche und sprichwörtliche Ausdrücke berücksichtigt, so beschränkt sich obige, für Primaner und jüngere Studenten berechnete Wortkunde auf bestimmte Gruppen von Wendungen und Phrasen, in denen häufige und mannigfaltig in ihrer Bedeutung wechselnde Wörter des Deutschen, wie Auge, Kopf, Fuß, Hand, stehen, treten, schlagen, finden, leiden, werfen u. a. je nach Umständen die verschiedensten Übersetzungen erfordern. Daß auf diese Weise eine außerordentliche Menge von Ausdrücken, die dem Anfänger leicht Schwierigkeiten machen, behandelt wird, liegt auf der Hand; füllen doch z. B. die Wendungen mit 'Auge' gut zwei, mit 'stehen' rund drei Seiten. Die gegebenen Phrasen sind vorzugsweise Cicero und Cäsar, in zweiter Linie Livius, Sallust und Nepos entnommen; Verf. hat so ein recht brauchbares und verdienstliches Hilfsmittel geschaffen. S. 17 'am Boden liegen' (zu irgendeinem Zweck) = humi iacere hat der Klammerzusatz doch wohl seine Bedenken; in den Zitaten hätten praktischerweise neben den Kapitelzahlen (die übrigens für Cicero ganz fehlen konnten) die Paragraphenzahlen zugefügt werden sollen. Druckfehler finden sich mehrfach.

54) Max C. P. Schmidt, Stilistische Beiträge zur Kenntnis und zum Gebrauch der lateinischen Sprache. 2. Heft: Wortsinn und Wortschub. Leipzig, Dürr 1911. VII u. 117 S. 8. 2,40 ℳ.

Obiges Heft, das Verf. seinen Primanern und Studenten widmet (in der Hauptsache dürfte es allerdings wohl nur für die letzteren in Betracht kommen), gibt zunächst nach logisch-systematischen Gesichtspunkten eine Übersicht über Wortklassen, Satzteile und Satzarten; trotz der zunächst etwas eigenartig anmutenden Termini technici gibt das Ganze doch manche scharfsinnigen und anregenden Bemerkungen. Die Hauptmasse des Buches füllen die Darlegungen über den Wortschub, d. h. den Übergang von einer Wortklasse in die andere, z. B. durch Substantivierung von Adjektiven *(sapiens, dextra),* oder durch Erstarrung eines Substantivkasus zum Adverb *(vulgo, recens).* Die einzelnen

Kategorien, die Verf. hier scheidet, werden durch zahlreiche Beispiele belegt, die die Belesenheit und den aufgewandten Sammelfleiß bezeugen; denn alles beruht hier offenbar auf selbständigen Sammlungen. Zum Schluß sind noch 200 Übungssätze angefügt. Gegen die gelegentlich zugefügten Etymologien lassen sich hier und da Zweifel geltend machen; S. 47 ist Caes. B. G. 3, 7, 2 *proximus mare Oceanum* das letzte Wort versehentlich als attributives Adjektiv gefaßt.

E. Zur Methodik des Unterrichts

55) A. Scheindler, Methodik des Unterrichts in der lateinischen Sprache. Wien, Pichler 1913. II u. 312 S. 8. 6 K.

Obiges Buch bildet einen Teil des umfassenden Unterrichtswerkes, das von Scheindler unter Mitwirkung einer Reihe von Schulmännern unter dem Titel 'Praktische Methodik für den höheren Unterricht' in 15 Bänden herausgegeben wird. Für uns kommt hier nur der erste, den grammatisch-stilistischen Unterricht in der lateinischen Sprache behandelnde Teil (S. 1—94) in Frage, der von Scheindler selbst für das Obergymnasium im Verein mit H. Sedlmayer bearbeitet ist; der zweite Teil behandelt die Lektüre der lateinischen Autoren.

Das ganze Buch ist natürlich auf österreichische Verhältnisse zugeschnitten; aber die gegebenen Darlegungen erfahrener und einsichtiger Schulmänner sind für jeden Lateinlehrer lesenswert. Die didaktischen und methodischen Anweisungen für den grammatischen und stilistischen Unterricht sind durchweg verständig und besonnen; daß sie durchaus nicht immer neue Weisheit bieten, da sich die Verf. naturgemäß in vielen Punkten an ihre Vorgänger auf diesem Gebiete anschließen, ist selbstverständlich. Es ist hier nicht möglich, näher auf Einzelheiten einzugehen; nur ein paar Punkte möchte ich hervorheben. Auch Sch. erkennt die Berechtigung einer stärkeren Verwertung der Ergebnisse der Sprachwissenschaft an; aber in so maßvoller und besonnener Weise, daß man ihm ohne weiteres beipflichten kann (S. 6ff.). Er sieht in ihrer Heranziehung doch immer nur ein Nebenprodukt, das beim grammatischen Unterrichte mitgenommen werden kann, nur ein Mittel zur tieferen Fundierung des grammatischen Wissens; Hauptaufgabe des Unterrichts muß immer die sichere Beherrschung der Formen und der Elemente der Satzlehre bleiben. Der gesamte Sprachunterricht am Gymnasium soll sprachgeschichtlich orientiert und basiert werden; aber bei dem Alter der Schüler kann erst allmählich das dem grammatischen Unterricht immanent innewohnende sprachwissenschaftliche Moment zum Bewußtsein gebracht werden, wie das an einzelnen Beispielen ausgeführt wird. Bei diesem Standpunkte will er denn auch bei der dritten Deklination die Stammtheorie im Elementarunterricht nur 'in einer durchaus latenten Form' gelten lassen, während die volle sprachwissenschaftliche Einsicht der Oberstufe vorbehalten werden muß; ebenso lehnt er die Erklärung der Perfektbildungen auf *-ui* und *-vi* unter Heranziehung nur konstruierter, nirgends belegter Formen entschieden ab. S. 71 verteidigt er ausführlich und mit guten Gründen die Berechtigung der

mündlichen und schriftlichen Übersetzungen in das Lateinische; Ref. hätte bei den trefflichen Darlegungen nur noch den Umstand gern schärfer betont gesehen, daß bei dem jetzt so starken Zurücktreten der Grammatik in all den andern Fremdsprachen, die auf der Schule getrieben werden, eine feste grammatische Grundlage, wie sie eben nur mit Hilfe solcher Übungen gewonnen werden kann, wenigstens für eine Sprache unbedingt erforderlich ist; und da kann eben nur das Lateinische in Betracht kommen. Verf. will die Hinübersetzungen im Unterricht beibehalten, trotzdem in Österreich die entsprechende schriftliche Arbeit bei der Reifeprüfung weggefallen ist; so sehr ich ihm beistimme, so fürchte ich doch, daß die fraglichen Übungen durch diesen Wegfall stark leiden, und ich möchte wünschen, daß unsere Gymnasien vor einem solchen Schicksal bewahrt bleiben.

Aufgefallen ist mir S. 8 Abs. 2 der Ausdruck 'niemand Vernünftiger', S. 22 das uns jedenfalls ganz fremdartige 'das neue Vokabel' (zweimal), S. 32 und 33 die Pluralbildungen 'Komparativ*a*' und 'Ablativ*a*', S. 67 die Behauptung, daß *non dubito quin* in Anbetracht seiner Häufigkeit keine besondere Behandlung erheische. Abgesehen davon, daß die zugefügten statistischen Angaben recht ungenau sind, so bleibt doch zu bedenken, daß die Verbindung bei Cicero sehr häufig ist, ebenso bei Livius, jedenfalls weit häufiger noch als der acc. c. inf., dessen große Seltenheit gegenüber *quin* in klassischer Sprache doch auch in Betracht gezogen werden mußte.

56) C. Willing, Zur Methodik des Lateinunterrichts in den unteren und mittleren Klassen des humanistischen Gymnasiums. Zweite, durch einen Abschnitt über das Extemporale vermehrte Auflage. Halle, Waisenhaus 1913. 40 S. 8. 90 ₰.

Die lesenswerte Abhandlung des schon durch seine 'Grundzüge einer genetischen Schulgrammatik der lateinischen Sprache' (Halle 1903) wohlbekannten Verf. beschäftigt sich zunächst mit dem Unterricht in der Formenlehre, die ja eigentlich nicht in unsere Besprechung gehört. Indes kann ich mir nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß er den Mut hat, modernen Pädagogen gegenüber für die Sexta in erster Linie mechanische Gedächtnisarbeit und Formenpauken zu verlangen und ebenso bei der Einübung von deutschen Einzelsätzen ausgehen will. In Quinta soll dann bei der Widerholung und Befestigung die Formenlehre wissenschaftlich begründet werden; zugleich soll aber hier schon die Quarta entlastet werden, indem man bei den unregelmäßigen Verben ihre Konstruktion zugleich mitnennen und einüben läßt. Dann könnten die Schüler so weit gefördert werden, daß in der Tertia die Lektüre in den Mittelpunkt des Unterrichts treten und Tacitus' Germania u. a. vielleicht schon der II B zugemutet werden könne. Wenn ich solche Hoffnungen auch nicht teilen kann, so möchte ich doch noch betonen, daß die besonnene Schrift manche wertvolle didaktische Fingerzeige gibt, so namentlich auch über den Betrieb des Extemporales, wie er sich jetzt gestalten muß — wenn man auch in Einzelheiten anderer Meinung sein kann. Beistimmen möchte ich Verf. besonders auch darin, daß man bei



den Daß-Sätzen schon in IV Sätze der Willensäußerung und der Aussage unterscheiden muß und kann, um darauf im wesentlichen die Lehre von den Nebensätzen aufzubauen.

57) A. Waldeck, Exempla docent. Lehrproben und Lehrgänge 1911, 107. Heft, S. 1—20.

Der bewährte Methodiker des lateinischen Unterrichts beschäftigt sich in dem lesenswerten Aufsatze im Anschluß an verschiedene Mängel der Müllerschen Grammatik namentlich mit der Auswahl der Satzbeispiele für die Syntax. Mit Recht wird betont, daß diese knapp, kurz und leicht verständlich sein und im Gedankenkreise des Schülers liegen müssen, so daß sie nicht erst weitläufiger sachlicher Erklärung bedürfen; Beispiele aus alten Schriftstellen seien deshalb mit Vorsicht auszuwählen und nötigenfalls durch angemessene Abänderungen von unnötigem und störendem Beiwerk zu befreien. Beachtenswert sind auch die eingeflochtenen Hinweise auf scharfe Festlegung einzelner grammatischer Begriffe sowie die Forderung, solche Begriffe dem Schüler zunächst am Deutschen klar zu machen.

58) A. Waldeck, Lateinische Grammatik und Skripta in den Oberklassen des Gymnasiums. Lehrproben und Lehrgänge 1912, 110. Heft, S. 1—20.

Der Aufsatz, der sich besonders mit dem Ostermann-Müllerschen Übungsbuche für die Oberklassen beschäftigt, hebt in grammatischer Hinsicht mit Recht hervor, daß die Manier Müllers, grammatische Einzelheiten verstreut in den Fußnoten seiner Phraseologie unterzubringen, durchaus verfehlt sei; sie müßten vielmehr dem systematischen Zusammenhange der Grammatik einverleibt werden.

59) P. Dörwald, Die Sprachwissenschaft im lateinischen Unterricht. Lehrproben und Lehrgänge 1914, 120. Heft, S. 18—43.

D. ist für durchaus maßvolle Heranziehung der sprachwissenschaftlichen Belehrungen, und zwar verspricht er sich von ihnen Nutzen namentlich für die Syntax. Was er hier verwertet wissen will, ist jedenfalls nicht zuviel, und wird wohl jetzt schon zum guten Teil gelehrt. Meines Erachtens könnte noch manche andere sprachwissenschaftliche Erklärung gegeben werden; so läßt sich z. B. die Wahl der Tempora in den irrealen Bedingungssätzen in oberen Klassen sehr wohl erklären. Verschiedene Einzelheiten dürften kaum richtig sein, so die Annahme eines gen. possessoris in Ausdrücken wie *puer decem annorum,* die dubitative Auffassung des Konjunktivs in *quin*-Sätzen sowie die Behauptung, daß der Coni. potentialis im Lateinischen außerordentlich selten sei.

Hier mag angeschlossen werden:

60) P. Dörwald, Die Negationen des Lateinischen. Ein sprachvergleichender Lehrgang. Lehrproben und Lehrgänge 1913, 116. Heft, S. 68—72.

Verf. gibt eine ganz brauchbare Zusammenstellung über die Negationen *ne, non (noenum), nec* u. a. und im Anschluß daran über die Konjunktion *quin*; etwas Neues wird freilich dem einigermaßen bewanderten Lateinlehrer kaum geboten.

61) H. Willenbücher, Winke zum lateinischen Unterricht (Lehre vom Akkusativ mit dem Infinitiv). Lehrproben und Lehrgänge 1911, Heft 4, S. 48—63.

Ein immerhin lesenswerter Aufsatz über die methodische Behandlung des acc. c. inf. in der Schule, wenn ich auch in manchen Punkten dem Verf. nicht beizustimmen vermag. So läßt sich meines Erachtens der S. 48 Fußn. gemachte Unterschied zwischen *luscinias cantantes audio* und *luscinias cantare audio* nicht durchführen. Der ursprünglich vielleicht vorhandene Unterschied der Konstruktionen hat sich allmählich ganz verwischt.

62) A. Stahl, Der lateinische Akkusativ mit dem Infinitiv, genetisch dargestellt. Pädagogisches Archiv 1913, S. 559—80. Leipzig, Quelle u. Meyer.

Der Infinitiv bildet nach dem Verf. in der bekannten Konstruktion mit dem Akkusativ zusammen eine Einheit, die, grammatisch betrachtet, ebenso wie der bloße Infinitiv einem einfachen Substantiv gleichkommt und so teils als Subjekt, teils als Objekt bestimmter Gruppen von Verben erscheint (z. B. *audierunt muros strui* = sie vernahmen den Mauerbau). So besonders auch bei den Verben des Affekts, die ein solches Objekt außer durch den acc. c. inf. auch noch durch einen *quod*-Satz ausdrücken können (analog tritt *quod* später auch nach den Verba dicendi neben dem acc. c. inf. ein). Daß es sich hier fast durchweg um das faktische (nicht um das kausale) *quod* handelt, wird mit Recht betont (so auch gegen St. Cic. leg. 3, 1 *sane gaudeo, quod te interpellavi,* wie der weiter angeschlossene Satz mit *quoniam* zeigt). Daß der acc. c. inf. und der *quod*-Satz oft ohne wesentlichen Unterschied stehen können, ist sicher; aber ebenso meines Erachtens auch, daß die (übrigens weit seltenere) Konstruktion mit *quod* nur bei wirklichen Tatsachen zulässig ist, während da, wo eine bloße Vorstellung vorliegt oder (ohne Rücksicht auf die Tatsächlichkeit) ausgesprochen wird, der acc. c. inf. eintritt; was St. dagegen sagt, hat mich nicht überzeugt (vgl. auch Beispiele wie *aequum est, quod cives civibus parcunt* und *cives civibus parcere*).

Aufgefallen ist mir, daß *inter, praeter* c. inf. sich in der guten Latinität besonders häufig finden sollen (S. 561).

63) A. Stahl, Der Ablativus absolutus im Unterricht. Fries-Menge, Lehrproben und Lehrgänge 1913, I S. 41—55.

Verf. sucht den Gebrauch des sog. Ablativus absolutus in all seinen verschiedenen Bedeutungen und Schattierungen auf den eigent-

lichen Ablativ *(Abl. separativus)* zurückzuführen, so z. B. auch in modalem und temporalem Sinne. Daß das nicht ohne Künsteleien und Unwahrscheinlichkeiten abgeht, begreift sich leicht; und was schließlich der sonst jetzt geltenden Auffassung gegenüber, daß der Abl. absolutus eigentlich nur ein freierer Ablativ der Zeit, des Grundes, des Mittels oder der Art und Weise ist, gewonnen sein würde, wenn dem Verf. der Beweis seiner Ansicht gelungen wäre, vermag ich auch nicht abzusehen.

64) Th. Nissen, 'Selbständiger' und 'bezogener' Tempus im lateinischen Unterricht. Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen 1910, S. 14—21.

Klare und verständige Auseinandersetzungen über ein schwieriges Kapitel der lat. Grammatik; ob freilich Verf. recht hat, wenn er den bezogenen Gebrauch des Imperfekts ganz in Abrede stellt, ist mir mindestens zweifelhaft.

65) J. Grau, Der Coniunctivus Futuri. Neue Jahrbücher für Pädagogik 1912 (XV), S. 180—83. Leipzig, Teubner.

Der vierte Absatz des kurzen Aufsatzes ist mir zwar im wesentlichen unverständlich geblieben; aber doch hat sich Verf. ohne Frage ein Verdienst erworben durch den Hinweis, daß die üblichen Regeln über die Umschreibung bzw. den Ersatz des futurischen Konjunktivs noch nicht in Ordnung sind. Mit Recht wird betont, daß es für den Schüler eine Erleichterung sein würde, wenn die Formen auf *-urus sim (essem)* einfach als Konjunktive (nicht als Umschreibungen) des Futurs zum Ausdruck der Nachzeitigkeit bezeichnet würden. Besonders aber werden Sätze wie: *negat Cicero, si naturam ducem sequamur, unquam nos aberraturos* den Schülern durch die übliche Behandlung unnötig schwer gemacht; handelt es sich hier doch in Wirklichkeit um gar keinen 'Ersatz', sondern *sequamur* (*sequeremur* neben einem Präteritum) bezeichnet einfach die Gleichzeitigkeit mit der Handlung des übergeordneten Verbs. Ob es freilich praktisch ist, solche Fälle ganz unberücksichtigt zu lassen, ist mir nach meiner Erfahrung fraglich; aber jedenfalls läßt sich die ganze Sache wesentlich einfacher einrichten, als es gewöhnlich geschieht.

66) B. A. Müller, Wahlfreier Lateinunterricht an Oberrealschulen. Pr. der Oberrealschule auf der Uhlenhorst zu Hamburg. 1913. 38 S.

Eine frisch geschriebene, eingehende und anregende Abhandlung über die Gestaltung dieses eigenartigen Unterrichts an der Anstalt des Verf.; die Lektüre ist jedem zu empfehlen, der mit derartigen Verhältnissen zu tun hat.

Norden (Hann.). Carl Stegmann.



Raphael Kühner, Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache. Zweiter Band: Satzlehre. Zweite Auflage in zwei Teilen. Neubearbeitet von Carl Stegmann. Zweiter Teil. Hannover 1914, Hahnsche Buchhandlung. VIII u. 738 S. gr. 8. 16,50 ℳ, geb. 18,50 ℳ.

Nunmehr liegt die Neuauflage von Kühners großer lateinischer Grammatik wider vollständig vor, nachdem Stegmann dem ersten Teile des zweiten Bandes (von uns angezeigt in dieser Zeitschrift 1912 S. 535 ff.) den zweiten, das ganze Werk abschließenden jetzt hat folgen lassen. Dieser letztere enthält 'die Syntaxe des zusammengesetzten Satzes' oder 'die Lehre von der Satzverbindung', und zwar in den zwei Hauptkapiteln VII 'Beiordnung' und VIII 'Unterordnung'; es werden also die Arten der Sätze behandelt und nach diesem Gesichtspunkt erst die Konjunktionen. Das 9. Kapitel behandelt die Fragesätze, das 10. die Oratio obliqua; im 11. Kapitel werden 'besondere Eigentümlichkeiten in der Wort- und Satzfügung', im 12. die 'Wortstellung', im 13. endlich (ganz kurz) die 'Periode' behandelt, die eigentlich der außerhalb der Grammatik liegenden Rhetorik angehört. Es folgt noch ein 15 Seiten umfassendes 'Verzeichnis der benutzten Schriften', das von des Verf. Umsicht und Gewissenhaftigkeit Zeugnis ablegt und in dem nur vereinzelt eine maßgebende Arbeit fehlen dürfte; übrigens werden außerdem in den Anmerkungen noch eine überaus große Anzahl gelegentlich erwähnt, namentlich Aufsätze in Zeitschriften. Den Abschluß bilden zwei ausführliche und sorgfältig ausgearbeitete Register: S. 654—670 'Sachverzeichnis', S. 671—738 'lateinisches Wortverzeichnis'. Die Neubearbeitung zeigt auch in diesem Teile eine gründliche Umgestaltung, naturgemäß, da die reiche neuere syntaktische Literatur Verwertung finden mußte, auch Erweiterung (was in der ersten Auflage auf 537 Seiten stand, umfaßt hier rund 200 Seiten mehr), von der ein großer Teil dem 8. Kapitel, die verschiedenen Arten der Nebensätze umfassend, zugute kommt. Trotzdem ist Verf., was den Kennern der ersten Auflage willkommen sein wird, auch hier in der Anordnung des Stoffes und in den Überschriften der Hauptabschnitte dem alten Kühner treu geblieben, im ganzen auch in der Abteilung der Paragraphen, wenngleich hier einiges anders geordnet oder zusammengezogen ist; manches ist in der Anordnung der Bequemlichkeit des Benutzers angepaßt; z. B. wird § 202 'explicatives *cum*' unter den Adverbialsätzen gebracht, um die Lehre von *cum* im Zusammenhang abzutun, während vieles eigentlich in die Lehre von den Substantivsätzen gehörte; umgekehrt stehen die finalen und konsekutiven Adverbialsätze mit *ut* (§ 186 und 188) unter den Substantivsätzen, um die Lehre von *ut* nicht zu zerreißen. Es ist jedoch äußerst selten und dann — wie hier — wohlbegründet, daß die Disposition durchbrochen wird. So sind es auch praktische Gründe, die den Verf. veranlassen, unter *cum non* 'ohne daß', 'ohne zu' die verschiedenen Wendungen, durch die 'ohne daß' widergegeben werden kann, gleich zusammenzustellen (§ 205 Anm. 7). So viel von der äußeren Anlage des Werkes.

Was die grammatischen Mitteilungen betrifft, so begnügt sich das Werk nirgends mit mechanischen Regeln, sondern die sprachlichen

Erscheinungen im einzelnen werden psychologisch oder historisch begründet und so das Sprachleben im ganzen vor Augen gestellt. Die allgemeinen Betrachtungen zu Beginn jedes Hauptabschnittes bringen sprachphilosophische und sprachgeschichtliche Erörterungen, die in das Wesen des zu behandelnden Abschnittes einführen. Noch sei bemerkt, daß etwaige Besonderheiten oder Eigentümlichkeiten des Sprachgebrauchs nach der Hauptregel stets im Zusammenhange besprochen werden. Übrigens bringt das Buch, als 'Neubearbeitung' von Kühner[1], keineswegs immer stillschweigend die nötigen Berichtigungen zu diesem, sondern polemisiert häufig mit eingehender Begründung gegen ihn, wo die von ihm vorgetragene Ansicht mit Unrecht Anhänger gefunden hat. In den Beispielen, die, was wertvoll ist, großenteils ausgeschrieben sind, werden die gesicherten Lesarten gebucht, doch bei auffallenden und anstößigen Erscheinungen der Überlieferung auch die Berichtigungen der einzelnen Kritiker gebracht. Viele Beispiele, die bei Kühner[1] stehen, sind gestrichen, sofern sie für die zu belegende Regel nicht unbedingt zwingend sind oder auch nur eine andere Erklärung zulassen. Und nicht bloß die gesicherten Lesarten werden angegeben, sondern auch die jetzt anerkannte richtige Auslegung von zweifelhaften Stellen gegenüber früherer Auffassung wird gegebenenfalls hervorgehoben. Nur selten wird ein Beispiel fälschlich herangezogen. So liegt, wie mir scheint, S. 576 Liv. 22, 39, 6 ein eigentlicher Pleonasmus nicht vor; die drei Stufen von Zuständen, die hier deutlich angegeben werden mit 'priusquam peteret consulatum, deinde in petendo consulatu, nunc quoque consul' ließen sich kaum anders ausdrücken, als wie es hier geschieht. — In der Zusammenstellung der Beispiele wird, wie es schon Kühner tat, der sprachgeschichtlichen Entwicklung Rechnung getragen, indem zuerst der ältere Sprachgebrauch belegt wird, dann der der klassischen Zeit und endlich das Spätlatein, wie denn auch sonst oft auf die fortschreitende Entwicklung der Sprache aufmerksam gemacht wird.

Einige wenige Einzelbemerkungen, zugleich mit Berichtigung von ein paar störenden Druckfehlern, mögen hier noch Platz finden. S. 30 Z. 20 v. o. ist zu lesen *Verg.* st. *Vergl.* — S. 57 unter 10 *non modo .. sed etiam* steht: *verum* st. *sed* 'bevorzugt Cicero in seinen früheren Reden und in der Schrift de inventione stark, später setzt er dafür *sed*'. Aber in den Beispielen auf S. 58 aus Lael., de or., pro Mil., de leg. steht *verum etiam.* — S. 61 Z. 14 v. u. zu lesen *verneint* st. *vereint.* — S. 87 Z. 12 v. o. *aegritudo* st. *agr.* — S. 159, 10 Z. 7 v. u. *reddidisti* st. *reddisti.* — S. 172 Z. 6 v. u. *patitur* st. *potitur.* — S. 186 2*α* Z. 8 *cotidie* st. *coditie.* — S. 322 Z. 9 v. u. *gezogen* st. *geogen.* — S. 350 § 206 Z. 2 *cum-tum* st. *tum-cum.* — S. 383, 3 steht: '*Quod* und *quia* sind gleichbedeutend und wechseln oft miteinander ab.' Das letztere ist zweifellos, das erstere ist mir nicht so einleuchtend; *quia* bezeichnet den tatsächlich vorliegenden, zwingenden Grund, *quod* den mehr subjektiven, mitbestimmenden. Warum ist *non quia* (statt *non quod, non quo*), wie Verf. selbst S. 385, 4 sagt, ziemlich selten in der klassischen Sprache, erst seit Livius öfter, bei den Späteren häufig zu finden? Sollte der Grund nicht ein sich mehr und mehr abstumpfendes

Sprachgefühl sein? Selbstverständlich deckt sich tatsächlicher und subjektiver Grund sehr häufig; aber wo beide Konjunktionen stehn, tritt der Unterschied hervor, so in dem vom Verf. selbst gebrachten Beispiel (S. 384 Z. 19 v. u.) Cic. pro Rosc. Am. 145 'concedo, et quod animus aequus est et *quia* necesse est', wo Verf. freilich, wie es scheint, eine einfache Abwechslung annehmen möchte. — S. 523 wird als Grundbedeutung von *an* mit Recht 'oder' angegeben. Trotzdem steht S. 518 Anm. 1, daß 'es zunächst in einfacher Frage gebraucht ist, dann aber wegen seiner adversativen Bedeutung die normale Partikel für das zweite Glied der Doppelfrage wurde'. Man wird aber wohl bei der hergebrachten Annahme stehn bleiben, daß die Verwendung von *an* in einfacher Frage durch eine Ellipse zu erklären ist, indem das erste Glied als nicht erwähnenswert und nicht einmal fraglich wegfällt. — S. 529, 5 *utrumne* in einem Worte war als unklassisch zu bezeichnen; bei Cicero steht es ganz vereinzelt in seinen frühesten Schriften (de inv. 1, 51 'age sis, *utrumne* tuum virum malis an illius' haben einige Kritiker das *ne* weggelassen; und Quinct. 92 setzt schon Orelli '*utrum possitne*'). Die vom Verf. beigebrachten Beispiele sind alle (bis auf das aus Cic. de inv. und eines des altertümelnden Sisenna) aus Dichtern oder Späteren. Dennoch steht nichts im Wege, die Formel 'utrum .. ne—an' als die ursprüngliche für die Doppelfrage anzusehen; daß .. *ne* frühzeitig wegfiel, erklärt sich daraus, daß bei dem die Doppelfrage, also zunächst deren erstes Glied einleitenden *utrum* eine besondere Kennzeichnung der ersten Frage (durch .. *ne*) sich erübrigte. — S. 537 Anm. 2 steht: Caes. b. c. 3, 73, 6 'ist die Überlieferung verderbt'; indessen Krahner-Hofmann z. d. St. gibt die Erklärung nach Madvig. — S. 576 Z. 8 v. u. fehlt vor den Zitaten *Liv.* — S. 589 Fußnote 2 vermisse ich unter den (älteren) Arbeiten über die Wortstellung die von Scharfsinn und Belesenheit zeugende Programmabhandlung von Goßrau (Quedlinburg 1861), die der selbe auch in seiner Lateinischen Sprachlehre verarbeitet hat. Freilich gilt auch für die Wortstellung, was Verf. S. 622 Fußnote von dem Prosarhythmus sagt: 'Die Ansichten gehen auf diesem Gebiete noch vielfach auseinander'; und der Scharfsinn der Grammatiker läuft nicht selten Gefahr, der Spitzfindigkeit nahezukommen.

Wenn wir unser Urteil über den zweiten Teil der Satzlehre von Kühner-Stegmann zusammenfassen, so ist es dies: Die systematische und übersichtliche Anordnung des Stoffes, die Zuverlässigkeit und verhältnismäßige Vollständigkeit in der Mitteilung der Tatsachen und der Belege, die wissenschaftliche Begründung der sprachlichen Erscheinungen, die stete Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung des sprachlichen Lebens, dazu eine Fülle feiner stilistischer Beobachtungen machen das Werk, mögen sich auch nicht alle Probleme restlos lösen lassen, zu einem hervorragenden wissenschaftlichen Hilfsmittel; und es wird, wie wir es schon in der Beurteilung des ersten Teiles aussprechen konnten, nicht bloß dem Lehrer des Lateinischen auch fernerhin als bewährter Führer dienen und ihm in vielen Einzelfragen Aufschluß geben, sondern auch dem Forscher auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik nützlich sein.

Hanau. O. Wackermann.

Kritisches und Exegetisches zu lateinischen Schriftstellern

Cic. pro Quinct. § 29: Alfenus interea Romae cum isto gladiatore vetulo cotidie pugnabat: utebatur *populo* sane suo, propterea quod iste caput petere non desinebat. An dieser Stelle ist der Ausdruck utebatur populo suo zu unbestimmt. Was soll das heißen 'er gebrauchte sein Volk'? Das könnten doch nur Leute wie Sklaven oder Gladiatoren sein, die ihm zur Verfügung standen, wie später einem Clodius und Milo; dergleichen aber populus zu nennen, wäre eine ganz ungewöhnliche Bezeichnung. Für populo ist zu lesen *capulo*, das hier Schwert bedeutet, wie de fato § 5: aut Philippus hasce in capulo quadrigulas vitare monebatur? Quasi vero *capulo* sit occisus. Dieses Wort wählte an unserer Stelle Cicero wegen des Wortspieles von capulum und caput: utebatur *capulo* sane suo, propterea quod iste *caput* petere non desinebat.

Cic. pro Deiot. § 8: te amicum et placatum *Deiotari regis* arae focique viderunt. Deiotari klammern nach Heraeus' Vorgange Halm und Eberhard ein, weil Cicero immer mit vorangestelltem rex sage rex Deiotarus. Diese Stellung ist allerdings die gewöhnliche; aber auch die mit nachgestelltem rex findet sich de divin. I, § 26: Nam quid ego hospitem nostrum, clarissimum atque optimum virum, *Deiotarum regem* commemorem? Ebenso ad Att. V, 21, 14: P. Valerium negat habere quicquam Deitorus rex. Beide Stellen sind mir zufällig aufgestoßen, und es ist leicht möglich, daß sich auch sonst noch ein Beispiel von dieser Stellung bei Cicero findet. Cicero war gewohnt, bei der Erwähnung dieses Königs rex hinzuzufügen, und so hat er es auch in diesem Falle getan, trotzdem er erst kurz vorher regi Deiotaro gesagt hatte. Hätte Cicero wirklich te amicum et placatum regis arae focique acceperunt geschrieben, so wäre es sicherlich keinem Abschreiber eingefallen, Deiotari einzuschieben, ebensowenig wie kurz nachher quamquam cui sunt inauditae cum Deiotaro querellae tuae ohne rege gesagt ist.

Cic. Phil. I, § 37: Satis erat enim probatum illum esse populo Romano, ut est, iucundum amicis, in quo vincit omnes, carum suis, quibus est *ipse* carissimus: tantam tamen sollicitudinem bonorum, tantum timorem omnium in quo meminimus? Das Pron. ipse schließt Halm in Klammern ein, und ebenso Koch-Eberhard. Letzterer bemerkt: 'ipse ist als völlig überflüssig, ja sinnlos zu streichen, man müßte es denn in nicht

nachweisbarer Bedeutung wie vel oder unus beim Superlativ auffassen'. Ich gebe zu, daß ipse allerdings zu entbehren wäre; da es aber einmal dasteht und nicht zu begreifen ist, wie es, wenn es von Hause aus fehlte, in den Text hineingekommen sein sollte, so müssen wir uns nach einer einigermaßen befriedigenden Erklärung umsehen. Und die braucht man denn auch nicht lange zu suchen. Man sehe sich nur einmal die drei Prädikate probatum esse populo Romano, iucundum amicis und carum suis etwas genauer an in ihren relativen Bestimmungen, und man wird unschwer in letzteren eine rhetorische Steigerung entdecken. Zu dem ersten tritt ut est, welches einfach das Tatsächliche des Falles bezeichnet; viel stärker ist schon das zum zweiten gesetzte in quo vincit omnes, und am stärksten endlich quibus est *ipse* carissimus. Fehlte ipse, so könnte carissimus auch als Elativus gefaßt und übersetzt werden, 'denen er sehr teuer ist'; mit ipse dagegen, durch welches das Subjekt so recht nachdrücklich hervorgehoben werden soll, ist carissimus Superlativ und die Bedeutung 'denen er selbst, d. h. gerade er' im Vergleich oder Gegensatz zu anderen Familiengliedern der teuerste ist. Vgl. über diesen Gebrauch von ipse zur Bezeichnung der Gegensätzlichkeit Süpfle, Prakt. Anl. z. Lateinschr. II. Abt. § 169.

Cic. Phil. II § 58 heißt es von einer Reise des Antonius durch Italien: vehebatur in essedo tribunus plebis; lictores laureati antecedebant, inter quos aperta lectica mima portabatur, quam ex oppidis municipales homines honesti, obviam necessario prodeuntes, non noto illo et mimico nomine, sed Volumniam consalutabant. Sequebatur raeda cum lenonibus, comites nequissimi; reiecta mater amicam impuri filii tamquam nurum sequebatur. Antonius also, begleitet von seiner Geliebten, läßt diese nicht mit ihrem bekannten Namen, nämlich Cytheris, begrüßen, sondern unter dem Namen Volumnia. Halm bemerkt dazu: 'Volumniam, weil sie auch die Geliebte des Volumnius Eutrapelus (ad Fam. 10, 26 muß heißen 9, 26, 2), eines üppigen Senators, war.' Ebenso erklärt Richter-Eberhard. Ich muß mich wundern, wie man eine so sonderbare Erklärung geben kann und die richtige, die doch so nahe liegt, übersehen hat. Antonius zieht, wie Cicero die Sache darstellt, durch die Städte Italiens, wird überall von den Spitzen der Behörden, gar ehrsamen Bürgern, empfangen und stellt nun diesen die Tänzerin und Hetäre Cytheris nicht als solche und seine Geliebte mit diesem Namen, sondern als Matrona, ja als seine Gemahlin vor und läßt sie als solche mit dem altrömischen Namen Volumnia begrüßen. Deshalb heißt es ja gleich weiter *mater* amicam impuri filii *tamquam nurum* sequebatur, womit die Stelle bei Cic. ad Att. X, 10, § 5 stimmt, wo es heißt: Hic tamen Cytherida secum lectica portat, alteram uxorem. Als ehrsame römische Hausfrau kann Cytheris nicht diesen griechischen Namen führen, der sofort wie Lais, Lesbia, Lalage, Chloe u. a. sie als das, was sie wirklich war, gekennzeichnet haben würde — nein, sie wird als Volumnia vorgestellt und begrüßt, d. h. als römische Hausfrau mit echtem, altrömischem Namen, aus dem altadligen Geschlechte der Volumnier. Einen Konsul L. Volumnius erwähnt Liv. IX, 42; mit den Senatoren L. und P. Volumnius Eutrapelus verkehrte Cicero freundschaftlich; und daß die Gattin Coriolans ebenfalls

dieser Gens angehörte und Volumnia hieß, ist allbekannt. Mag also immerhin Cytheris früher die Geliebte des Volumnius Eutrapelus gewesen sein (Cic. ad fam. IX, 26, 2) — jetzt sicherlich nicht; denn das würde sich wohl Antonius entschieden verbeten haben — für unsere Stelle ist das gleichgültig, wahrscheinlich jedoch, daß Cytheris wirklich von Hause aus als Freigelassene dieses Senators den Namen Volumnia führte.

§ 73 der selben Rede sagt Cicero, um zu schildern, in welch schmählicher Verfassung die einstigen Sachen, Sklaven usw. des Pompejus, die Antonius nebst dem Hause, den Gärten und dem ganzen Besitze käuflich erworben hatte, später bei einer beabsichtigten Versteigerung gewesen seien: auctionis vero miserabilis aspectus: vestis Pompei non multa eaque maculosa; eiusdem quaedam argentea vasa collisa, sordidata mancipia, *ut doleremus quicquam esse ex illis reliquiis, quod videre possemus.* Ich habe mich lange vergeblich abgemüht, dem letzten Satze von ut an einen einigermaßen erträglichen Sinn abzugewinnen. Wie die Worte da stehen, müssen sie in erster Linie übersetzt werden: 'so daß wir schmerzlich es empfanden, daß noch irgend etwas (od. das geringste) von jenen Überbleibseln es gäbe, das wir sehen könnten. Ist das aber einigermaßen logisch? Esse ist ja hier nicht Kopula, sondern volles Verbum = da sein, noch vorhanden sein; das ist aber das selbe wie 'übrig sein'; damit verträgt sich also nicht ex illis reliquiis; man verlangte dafür ex illis ohne den Zusatz von reliquiis, das demnach auch Koch strich. Wäre damit schon ein guter Sinn gewonnen, so möchte es sich aber noch eher empfehlen nach Pluygers Vermutung reliquiis in reliqui zu ändern. Aber auch so geben die Worte: 'so daß wir schmerzlich es empfanden, daß noch das geringste übrig sei, das wir sehen könnten', keinerlei befriedigenden Sinn; denn es erhellt sofort, daß die Worte quod videre possemus ohne rechte Bedeutung sind. Eberhard erklärt: 'quicquam ist ganz enge mit quod videre possemus zu verbinden, damit reliquiis neben esse "übrig sein" nicht überflüssig und schief erscheint'; doch leuchtet das Gezwungene einer solchen Erklärung auf den ersten Blick ein. Halm geht über die ganze Stelle mit Stillschweigen hinweg, d. h. weiß auch damit nichts anzufangen. Meiner Meinung nach liegt der Fehler nicht in reliquiis, das beizubehalten ist mit Bezug auf § 66, wo es hieß horum paucis diebus nihil erat, d. h. 'von alle dem war in wenigen Tagen so gut wie nichts mehr übrig', sondern vielmehr in quicquam esse, wofür ich mit sehr geringfügiger Änderung quidnam esset einzusetzen vorschlage. Dann haben wir also von doleremus abhängig einen indirekten Fragesatz, und die ganze Stelle lautet: 'so daß wir schmerzerfüllt uns fragten, was es denn von jenen Überbleibseln noch gebe, das wir mit anzusehen vermöchten', d. h. dessen Anblick erträglich wäre. Ich hoffe, daß man an dieser Erklärung keinen Anstoß nimmt. Ich kann zwar für doleo mit abhängigem Fragesatz augenblicklich kein zweites Beispiel anführen; aber das Ergänzen eines Verbalbegriffs, wie ich es getan habe, indem ich frei übersetzte 'so daß wir schmerzerfüllt uns fragten', um diese ohne jene Konstruktion zu erklären, ist im

Lateinischen etwas ganz Gewöhnliches, namentlich, wie im vorliegenden Falle, bei indirekten Fragesätzen. Vgl. Süpfle, Prakt. Anleit. z. Lateinschr. II. Abt. § 44, der auch nach mirari, admirari sowie den Verben der Furcht und Besorgnis Beispiele von indirekten Fragesätzen anführt. Ergänzt man aber bei den Affekten der Verwunderung, der Furcht und Besorgnis das Verbum fragen, warum dann nicht auch bei dem des Schmerzes? Und was endlich die Übersetzung von quod videre possemus durch 'dessen Anblick erträglich wäre' anbetrifft, so verweise ich auf Cic. in Pis. § 64: Age, senatus odit, te quod eum tu facere iure concedis, afflictorem ac perditorem non modo dignitatis et auctoritatis, sed omnino ordinis ac nominis sui: videre equites Romani non possunt (nämlich te). Hier heißen die letzten Worte ebenso 'die römischen Ritter können dich nicht sehen', d. h. dein Anblick ist den römischen Rittern unerträglich. Aus dieser Bedeutung von videre ist ja invisus = verhaßt entstanden. Sehr bezeichnend ist dafür die Stelle bei Cic. ad fam. X, 31, 2: Ne movear eius sermonibus, *quem tametsi nemo est qui videre velit,* tamen nequaquam proinde ac dignus est oderunt homines, periculum non est: *adeo est enim invisus mihi,* ut . . .

Cic. Phil. II, § 110 wird allgemein gelesen: O detestabilem hominem, sive quod Caesaris sacerdos es, sive quod mortui. Die 2. Pers. es verträgt sich nicht mit dem vorangehenden Akkusativ des Ausrufs; sie erforderte den Vokativ der Anrede, wie in dem bekannten Beispiel pro Arch. p. § 24: O fortunate adulescens, qui tuae virtutis Homerum praeconem inveneris! Es ist also mit leichter Änderung die 3. Pers. est herzustellen, oder es müßte wenigstens zu dem Akk. ein te hinzugefügt werden: O te detestabilem hominem, was gerade in dieser Stellung vor der fast gleichklingenden Silbe de leicht ausfallen konnte; vgl. § 54: O miserum te, si haec intellegis.

Cic. de divin. I, § 121 ist die gewöhnliche Lesart: Ut igitur, qui se *tradet ita* quieti, praeparato animo cum bonis cogitationibus tum rebus ad tranquillitatem accommodatis, certa et vera cernit in somnis, sic castus animus . . . est paratior, die aber in doppelter Hinsicht zu beanstanden ist. Erstens entspricht das Fut. tradet nicht dem folgenden Praes. cernit, und zweitens ist ita vollständig überflüssig und kaum anzunehmen, daß Cicero damit den folgenden Abl. abs. habe einführen wollen. Wo steckt nun der Fehler? Sicherlich nicht in dem folgenden cernit, das beizubehalten ist —, Lambin verbesserte zwar cernet, aber dann hätte er auch im Vordersatz das genauere Tempus nehmen und tradiderit schreiben sollen — da Cic. mit dem Präsens sic est paratior fortfährt. Also muß tradet ita fehlerhaft sein. Ita fortzulassen, was Ernesti wollte, hilft nicht viel; denn einmal bleibt tradet übrig, und dann sieht man auch nicht ein, wo auf einmal ita, wenn es ursprünglich fehlte, hergekommen sein sollte. Ich meine also, der Fehler steckt in beiden Wörtern zusammen: für *tradet ita* stand ursprünglich und ist zu schreiben *tradidit.* Dann haben wir kein überflüssiges Wort und die genaue Tempusfolge: qui se tradidit quieti . . . certa et vera cernit.

Cic. de div. II, § 57 heißt es vom Krähen der Hähne in einem Fragment des Ennius: favent *faucibus russis* cantu plausuque premunt

alas. Das Beiwort russis 'mit roten Kehlen' paßt nicht, um so weniger, als silentio noctis dies geschieht. Es ist, was schon Hottinger vermutete, faucibus *rau*cis zu verbessern; denn raucus bezeichnet nicht nur das Heisere, Rauhe des Tones, sondern namentlich auch das Schrille, Kreischende der Stimme der Vögel. So Verg. Aen. VII, 705 volucrum raucarum; Aen. XI, 458 rauci cycni; Lucr. VI, 751 r. cornices; Ov. Met. V, 678 r. garrulitas picarum u. a.

Cic. de leg. I, 1 steht in der Klotzschen Textausgabe: Si enim manet *illa* quercus statt: Si enim manet *ulla* quercus, haec est profecto.

Liv. II, 24, 5 heißt es: Nec posse, cum hostes prope ad portas essent, bello *praevertisse* quicquam; nec, si sit laxamenti aliquid, aut plebi honestum esse, nisi mercede prius accepta arma pro patria non cepisse, neque patribus satis decorum, per metum potius quam postmodo voluntate afflictis civium suorum fortunis consuluisse. Daß der erste Satz nec ... quicquam verdorben ist, liegt auf der Hand; denn einmal fehlt das Subjekt des Acc. c. Inf., und zweitens ist der Inf. Perf. auffällig anstatt des Inf. Praes. Weißenborn vermutete deshalb, daß vielleicht statt posse zu lesen sei ipsos = sie selbst, d. h. die Konsuln. Er war damit meines Erachtens auf richtigem Wege; denn in diesem ersten mit nec eingeführten Satze muß entschieden irgend etwas den Dativen plebi und patribus des zweiten mit nec entgegengestellten Gliedes entsprechen; das kann aber nach dem Zusammenhange nichts anderes sein als die Konsuln oder der redende Konsul oder dafür eingesetzte Pronomina. Aber Weißenborns Vermutung entfernt sich einmal zu sehr von der überlieferten Lesart, und dann bleibt immer noch der Inf. Perf. praevertisse, während der Sinn den Inf. Praes. erfordert = sie könnten augenblicklich an nichts anderes als an den Krieg 'denken', aber nicht 'gedacht haben'. Besser wäre es deshalb jedenfalls, woran ich früher dachte, zu schreiben: nec posse ... praeverti ipsis oder ipsi. Aber diesen selben Sinn erhält man noch viel einfacher, wenn man in der überlieferten Lesart praevertisse nur einen einzigen Buchstaben ändert, nämlich das erste s in a verwandelt und schreibt: nec posse ... bello praeverti a se quicquam. Es erhellt, wie leicht dieses praeverti a se wegen des voraufgegangenen Infinitivs intervenisse und der folgenden cepisse und consuluisse in praevertisse verwandelt werden konnte, namentlich bei der ungewöhnlichen Stellung von a se quicquam nach dem Verbum am Ende des Satzes. Und doch hat diese Stellung, nach dem einmal posse und der Satz mit cum voraufgenommen war, ihre volle Berechtigung: sie hebt so recht scharf den Gegensatz des redenden Konsuls oder der Konsuln zu den folgenden Dativen plebi und patribus hervor.

Liv. IX, 19, 10: Ne ille (d. h. Alexander d. Gr.) saepe, etiamsi prima prospere evenissent, Persas et Indos et imbellem Asiam quaesisset et cum feminis *sibi* bellum fuisse dixisset. Sollte hier nicht viel bezeichnender statt sibi Livius geschrieben haben *ibi*? Wie leicht konnte daraus, nach dem Schlußbuchstaben des vorhergehenden Wortes feminis, sibi entstehen?

Liv. XXV, 13, 10 ist Lesart: immixtis agrestibus iis externis. Der

Sinn erfordert agrestibus externis ohne iis, oder agrestibus et iis (oder iisque) externis. Aber vielleicht ist gar keine Änderung nötig, wenn man nämlich hinter agrestibus ein Komma setzt. Dann hat Livius die kopulative Verbindung weggelassen, wie in anderen Fällen die adversative.

Tac. Germ. cap. 5 am Ende steht: Argentum *quoque* magis quam aurum sequuntur. Quoque klammert Tücking mit vollem Rechte ein, da es so nur heißen könnte, wenn vorher von anderen Gegenständen die Rede gewesen wäre, denen die Deutschen ebenso wie dem Silber den Vorzug vor dem Golde gegeben hätten. Er vermutet argentum*que*; aber noch einfacher dürfte es sein, in quoque einen einzigen Buchstaben einzuschieben und argentum *quodque* zu lesen. Über den freieren Gebrauch von quisque bei Tacitus im Vergleich zum klassischen führe ich nur die beiden Stellen aus der Germ. an: cap. 21: pro fortuna *quisque* apparatis epulis excipit und cap. 24 am Ende: ut se *quoque pudore* victoriae exsolvant.

Tacit. Germ. 7: unde feminarum ululatus *audiri.* Baumstark sucht den ganz ungewöhnlichen Infinitiv durch zwei Beispiele (aber beide Male Inf. Praes. *Act.*) zu verteidigen. Will man etwas ändern, so möchte ich weder für auditur oder audias, was konjiziert ist, mich entscheiden, sondern eine ganz geringe Änderung vorschlagen, nämlich statt audiri zu setzen audire. Dann ist zu diesem Infinitiv est zu ergänzen und est audire genau so gesagt wie est videre cap. V. Die Auslassung von est befremdet aber um so weniger, als auch bei dem unmittelbar vorhergehenden Gliede sowie bei dem folgenden Satze zweimal das Verb. subst. sunt zu ergänzen ist.

Tacit. Ann. I, 50: limitemque a Tiberio coeptum scindit, castra *in limite* locat, frontem ac tergum vallo, latera concaedibus munitus: eine so einfache Stelle, und doch so sonderbar erklärt, wenn man *in* limite = auf oder neben oder an dem Grenzwall übersetzt. Machen wir uns die Sache einmal klar. Germanikus will über den das rechtsrheinische Gebiet schützenden Grenzwall hinaus in das Innere von Germanien einfallen. Deshalb zerreißt oder durchschneidet er den eine einzige ununterbrochene Linie bildenden Grenzwall und dringt weiter vor, natürlich auf einem festen Wege, der von dem Heere immer weiter durch Wälder und sonstige Hindernisse (vgl. weiterhin obstantia silvarum amoliri) gebahnt wird. Es wird wirklich der Grenzwall eingerissen und durch diese Lücke die Heerstraße hindurchgeführt. Natürlich ist es nun nötig, diese Stelle, das Ausfalltor, besonders zu schützen und zu befestigen. Deshalb legt Germanikus in limite, d. h. ganz wörtlich 'im Grenzwall', in dieser Lücke, ein Lager an, das nicht bloß für eine Nacht das Heer schützen sollte — denn dann hätte es dessen gar nicht bedurft, da der Grenzwall an und für sich Schutz genug gewährte, um dahinter zu biwakieren —, sondern dauernd diesen militärisch wichtigen Punkt zu decken bestimmt war, eine Besatzung erhielt und als ein Standlager von den Zurückbleibenden immer fester gemacht wurde. Vorläufig aber hält sich Germanikus selbst nicht allzu lange dabei auf: er läßt nur Vorderseite und Rücken durch einen Wall, die Seiten dagegen durch

Verhaue schützen. Man fragt: weshalb nicht auch die Seiten durch Wall und Graben? Ich glaube deshalb, weil Germanikus den Durchgang durch den Limes an einer Stelle wählte, welche loci natura geschützt war, also auf einer Anhöhe, die nach beiden Seiten abfiel. Ich denke mir ein ähnliches Terrain, wie es Cäsar b. G. II, 8, 3 auswählte, als er den überlegenen Scharen der vereinigten Belgier gegenüberstand: da schlug er auch ein Lager auf einem Hügel auf, der sich ein wenig aus der Ebene erhob und dessen Seiten abfielen — collis . . . paululum ex planitie editus . . . ex utraque parte lateris deiectus habebat — doch sicherte Cäsar in diesem Falle, da er den Belgiern längere Zeit gegenüberstand, ohne daß es zu einer entscheidenden Schlacht kam, seine Stellung dadurch, daß er, um einen Flankenangriff der Feinde unmöglich zu machen, je einen Quergraben zu beiden Seiten des Lagers ziehen und die Enden mit Schanzen sichern ließ: ab utroque latere transversam fossam obduxit . . . et ad extremas fossas castella constituit. Nur in dem Falle, daß die Befestigung einen dauernden Zweck hat, versteht man, weshalb Germanikus auch die Rückseite durch einen Wall schützen ließ. Für den augenblicklichen Schutz bedürfte es dessen nicht: wo hätte denn so plötzlich im Rücken ein feindlicher Angriff herkommen sollen? Anders aber bei einem Standlager, wenn Germanikus weiter gezogen war: da mußte man für alle Fälle gerüstet sein, auch für den Fall, daß der Feind den Grenzwall an irgendeiner anderen Stelle durchbrach und den Römern in den Rücken fiel. Dann mußte das Standlager, eine Festung, imstande sein, sich so lange zu halten, bis Entsatz nahte. Deshalb ließ auch Cäsar in dem erwähnten Falle an der Aisne in seinem Rücken die Brücke über den Fluß durch einen Brückenkopf mit einer Besatzung von sechs Kohorten (II, 5, 6) sichern, eine Maßregel, die ihm weiterhin sehr zustatten kam und zu einem ersten Siege über die belgischen Völkerschaften verhalf (cap. 9 zu Ende und 10 Anfang).

Wie sich Nipperdey und Dräger, wenn sie in limite 'oben auf dem Limes', 'auf dem Grenzwall' erklären, die ganze Situation denken, verstehe ich nicht. Auf dem Grenzwall ein Lager? Der, wenn er auch ziemlich breit war, das Lager ungewöhnlich in die Länge hätte ausdehnen müssen? Und dazu noch Wälle vorn und hinten? Wozu ein solcher Pleonasmus? Wie gesagt, ich verstehe das alles nicht. Bötticher mit seiner Übersetzung 'schlägt an dem Grenzwall ein Lager auf' kommt der Sache schon näher; wer sich dafür entscheidet, müßte sich das Lager vor oder hinter dem Grenzwall angelegt denken, so daß also dieser die Vorder- oder Rückseite des Lagers bildete; aber dann bedurfte es keines neuen Walles entweder auf der Vorder- oder auf der Hinterseite; und *in* limite kann auch nicht 'an dem Grenzwall' bedeuten.

Tacit. Ann. II, 57: Sermo coeptus a Caesare, qualem ira et dissimulatio gignit, responsum a Pisone precibus contumacibus; discesseruntque apertis odiis. Der Ausdruck precibus ist dem Charakter Pisos und der ganzen Szene, wie Tacitus sie schildert, durchaus nicht entsprechend, paßt auch wenig zu seinem Attribute contumacibus und zu den folgenden

Worten atrox ac dissentire manifestus. Ich vermute, daß Tacitus statt precibus geschrieben hat *vocibus*.

Tacit. dial. de or. 20: praecurrit hoc tempore iudex dicentem, et nisi aut cursu argumentorum aut colore sententiarum aut nitore et cultu descriptionum invitatus et *corruptus* est, aversatur (dicentem). Das Partizipium corruptus paßt nicht in den Zusammenhang, da es nur im tadelnden Sinne = 'verdorben, bestochen' gebraucht wird. So sagt z. B. Cicero pro Sest. § 115 Comitiorum et contionum significationes interdum verae sunt, nonnunquam vitiatae et corruptae. Hier sieht man so recht aus dem Gegensatze verae und andererseits aus der Zusammenstellung mit vitiatae die Bedeutung von corruptae, die unserer Stelle fernliegt. Man darf sich nicht durch das deutsche 'bestochen', das auch für unsere Stelle paßt, bestimmen lassen; denn der Sinn ist nur: der Richter will von vornherein nur solche Redner, die ihn durch schlagende Beweise und glänzende Diktion anziehen und fesseln, d. h. ergreifen. Es ist also statt corruptus zu verbessern: invitatus et *correptus*.

Suet. Aug. 25 steht in der Rothschen Textausgabe: Libertino milite . . . bis usus est: semel ad praesidium coloniarum Illyricum contingentium, iterum ad tutelam Rheni fluminis; eosque, servos adhuc viris feminisque pecuniosioribus indictos ac sine mora manumissos, sub *priore* vexillo habuit, neque ant commixtos cum ingenuis aut eodem modo armatos. Hier ist sub *priore* vexillo sinnlos, da neuformierte Truppen von Freigelassenen nicht unter ihrer früheren Fahne stehen können. Was der Sinn erfordert, ergibt sich sofort aus den Schlußworten neque aut commixtos cum ingenuis, d. h. sie wurden nicht eingereiht unter Truppen von Freigeborenen, sondern bildeten eine besondere Truppe für sich. Also ist zu verbessern: sub *proprio* vexillo.

In der selben Ausgabe heißt es Aug. 40: Etiam habitum vestitumque pristinum reducere studuit; ac visa quondam pro contione *pullatorum* turba, indignabundus et clamitans: En Romanos, rerum dominos, gentemque togatam! negotium aedilibus dedit, ne quem posthac paterentur in foro *circave* nisi positis lacernis togatum consistere. Es ist von den Bestrebungen des Augustus die Rede, auf allen Gebieten wider altrömische Sitte und Zucht einzuführen. So auch in Tracht und Kleidung. Die obige Stelle leidet nun an zwei Verderbnissen. Die zweite circ*a*ve ist wohl nur ein Druckfehler statt circ*o*ve, da dieser Lesart Roth selbst in der Vorrede S. XXIX mit Hinweis auf die S. 287, 14 angeführte Stelle des Laur. Lyd. *καὶ τοῦτο Τράγκυλλος ἐν τοῖς περὶ Αὐγούστου διαμέμνηται· ἰδόντα γάρ φησι τὸν Αὔγουστον ἐν τῷ ἱπποδρομίῳ τινὰς τῶν Ῥωμαίων ἐπὶ τὸ βαρβαρικὸν ἐσταλμένους ἀγανακτῆσαι* den Vorzug gibt. Denn *ἐν τῷ ἱπποδρομίῳ* ist die Übersetzung von in circo. Dann ist also der Sinn, daß im römischen Staatsleben, d. h. in foro, und bei den öffentlichen nationalen Spielen, d. h. in circo, die Römer als römische Bürger auch in römischer Tracht, in dem Nationalkleide, also in der Toga zu erscheinen hätten und solche, die etwa darüber noch die lacerna trügen, dieselbe erst ablegen sollten, bevor sie Platz nähmen. Denn die lacerna war eine Art Mantel, welche vielfach über der Toga und sogar statt ihrer über der Tunika getragen

wurde, aber in ihrem Schnitt der griechischen Chlamys nicht unähnlich war und deshalb für einen echten Römer sich nicht schickte (vgl. Guhl u. Kon. Leben der Gr. u. R. II. Aufl. S. 576). Äußerst bezeichnend ist hierfür die Stelle bei Cic. Phil. II, § 76, wo er seine Rückkehr mit der des Antonius vergleicht, auch äußerlich in der Tracht: nam quod quaerebas, quomodo redissem: primum luce, non tenebris, deinde cum calceis et toga, nullis nec Gallicis nec lacerna. Da stellt er also den Gallicis (soleis) und der lacerna als einer fremden Tracht die echt römische der calcei und der toga gegenüber. Diese fremde Tracht (Laur. Lyd. ἐπὶ τὸ βαρβαρικὸν ἐσταλμένους) wollte also Augustus auf dem Forum und im Zirkus beseitigt wissen: hier sollte jeder in der Toga erscheinen. Stimmt damit nun die Angabe, die vorhergeht, daß Augustus zu dieser Verfügung dadurch veranlaßt worden sei, daß er einmal in einer Volksversammlung einen Haufen von pullati gesehen: visa *pullatorum* turba? Fragen wir zuvörderst, was sind pullati? Das sind solche, die mit der pulla, d. h. der tunica pulla, der dunkelfarbigen Tunika bekleidet sind. Das können einmal Trauernde sein, denn die dunkle oder schwarze Farbe ist die der Trauer, was aber für unsere Stelle keinen Sinn hat. Es bleibt also nur übrig die zweite Bedeutung, daß pullati ärmere Bürger oder Arbeiter sind, die wegen ihrer Beschäftigung die weniger schmutzig aussehende dunkle Tunika und wegen ihrer Armut nur dies eine Kleidungsstück trugen. Paßt dies für unsere Stelle? Wir würden es für eine Härte des Augustus ansehen, wenn er solchen ärmeren Bürgern das Betreten des Forums oder des Zirkus verboten hätte. Doch das war nicht seine Absicht; lesen wir doch weiter unten cap. 44, daß er solchen nur das Platznehmen in den mittelsten Sitzreihen des Zirkus verbot: sanxitque, ne quis pullatorum media cavea sederet; sie wurden also, da jene Plätze für das Gros der Bürgerschaft bestimmt waren, nach dem letzten Range, d. h. den obersten Sitzreihen, verwiesen. Der Widerspruch, der so bei der Lesart pullatorum entsteht, indem nämlich cap. 40 gesagt ist, daß auf dem Forum und im Zirkus nur togati Platz nehmen sollten, während nach cap. 44 die pullati nur aus den mittelsten Sitzreihen des Zirkus verwiesen wurden, ist zweifelsohne der Grund gewesen, daß jemand, dem dieser Widerspruch auffiel, das sonderbare und ganz unbestimmte circave statt circove cap. 40 einsetzte. Der Widerspruch schwindet aber sofort, wenn wir das verkehrte pullatorum beseitigen und das allein richtige *palliatorum* dafür einsetzen. Das griechische pallium, das als Oberkleid der römischen Toga entsprach, war vorzugsweise in den Augen strenger Römer verpönt. So wirft Cicero dem Verres (in Verr. IV, § 54) vor, daß er den größeren Teil des Tages in seiner Werkstatt, die er sich in Syrakus eingerichtet, gesessen hätte cum tunica pulla et pallio; vgl. auch in Verr. V, § 31 u. pro Rab. Post. § 27. Erst unter Nero fielen griechische Gewänder bei öffentlichen Festen nicht mehr auf, wie Tacit. Ann. XIV, 21 berichtet: Graeci amictus, quis per eos dies plerique incesserant, tum exoleverant. Lesen wir also palliatorum, so begreifen wir den Unmut des Augustus über die ausländische Tracht und verstehen, wenn er Vergil Aen. I, 282 zitiert: En Romanos, rerum dominos, gentemque

togatam! Und nun erhält auch das *ἐπὶ τὸ βαρβαρικὸν ἐσταλμένους* in der oben erwähnten Stelle des Lydus erst seine Begründung, die bei der Lesart pullatorum fehlt. Roth ist also auf halbem Wege stehen geblieben, wenn er grade mit Bezug auf diese Stelle circove widerherstellen wollte; er mußte auch palliatorum einsetzen.

Gell. X, 15, 11: Capillum Dialis, nisi qui liber homo est, non deton*set*. Der Conj. detonset hat, da von bestimmten Zeremonien des Flamen Dialis die Rede ist und lauter Indikative im gleichen Falle voraufgehen und nachfolgen, wenig Wahrscheinlichkeit statt der zweiten Lesart deton*det*; möglich auch, daß die ursprüngliche Lesart war detonsat.

Gell. XII, 2, 14 steht *multoque tanto* magis, ein Pleonasmus, der kaum mit Beispielen zu belegen sein möchte. Es ist deshalb entweder multoque oder tanto zu streichen.

Gell. XII, 4, 1 heißt es: ad *muniendas* (*moeniendas* in alten Texten) vitae molestias. Für muniendas ist die zweite Lesart minuendas einzusetzen; möglich auch, daß moeniendas entstanden ist aus molliendas; wenigstens passen hierzu vortrefflich die folgenden Ablative fomentis, levamentis, solacis, während sie zu muniendas höchst unpassend sind. Auch dürfte für die Phrase molestias munire kaum ein zweites Beispiel gefunden werden.

Gell. XVI, 10, 15 steht in der großen Herzschen Ausgabe: *Assiduus* in XII tabulis pro locuplete et facile facienti dictus aut ab aere dando, cum id tempora reipublicae postularent, aut a muneris pro familiari copia faciendi assiduitate. Dieser Satz bietet mancherlei Schwierigkeiten. Erstlich entsteht die Frage, ob an dieser Stelle und an den anderen assiduus und assiduitas oder adsiduus und adsiduitas zu schreiben ist. Für letzteres sprechen mancherlei Gründe, namentlich daß die Schreibung mit ds die ursprüngliche und etymologisch richtige ist — adsiduus = Ansässiger oder Grundbesitzer = locuples — und gute Handschriften sie bieten, weshalb Hertz früher in der kleineren Teubnerschen Ausgabe durchweg adsiduus und adsiduitas schrieb, während er später durch die verkehrte Etymologie ab aere i. e. asse dando, die an dieser Stelle vorgebracht wird, sich bestimmen ließ, die Form mit doppeltem s einzusetzen. Nur jene ursprüngliche Form mit ds entspricht dem alten Latein des Zwölftafelgesetzes, aber nicht die spätere, in der sich das d dem s assimiliert hat. Schreibt man nun aber adsiduus, so kommt eine vollere Lesart, der Hertz früher in der kleineren Ausgabe folgte, indem er assiduis, ab hinzufügte, aber einklammerte, zu ihrem Rechte: adsiduus . . . dictus ab (assiduis, ab) aere dando, d. h. ab asse dando. Gellius stellt also in diesem Falle, was bei den Alten, die in der Etymologie die unglaublichsten Dinge leisteten, nicht wundernimmt, die Sache auf den Kopf, wenn er, dem Aelius Stilo und Cicero folgend (vgl. Cic. Top. 2, 10 u. de rep. II, 22, 40) sagt: adsiduus sei abzuleiten von assiduus, in welchem Falle letztere Schreibung die ursprüngliche wäre. Ich schlage also vor zu schreiben und zu lesen: Adsiduus in XII tabulis pro locuplete et facile facienti dictus aut ab assiduis, ab aere dando, cum id . . .

Gell. XVII, 14, 4 bietet eine doppelte Lesart: Frugalitas *miseria*

(oder *inserta*) est rumoris boni. Beide geben keinen Sinn; aber der Fehler ist sehr alt, da schon Macrobius unter anderen Versen diesen mit der Lesart miseria anführt Ich gebe Hertz recht, wenn er meint, daß inserta aus miseria entstanden ist; denn der Sinn verlangt notwendig ein Substantivum. Gehen wir nämlich davon aus, daß unser Vers mit dem nächst voraufgehenden comes facundus in via pro vehiculo est und den beiden folgenden Heredis fletus sub persona risus est und furor fit laesa saepius patientia genau die selbe Bildung zeigt, indem in allen das Subjekt ein Substantivum und das Prädikat widerum ein Substantivum mit est oder fit ist, so kann man nicht im Zweifel sein, daß man ein dem Sinn entsprechendes Substantivum als Prädikat einsetzen muß. Aber welches? Nun, man braucht nicht lange zu suchen, das nächstliegende ist materia: frugalitas est *materia* rumoris boni = Einfachheit oder Mäßigkeit ist die Grundlage eines guten Rufes. Wie leicht materia in miseria übergehen konnte, liegt auf der Hand, wenn nämlich das *a* und *t* sich etwas verwischt hatten und dafür *i* und *s* geschrieben wurde.

Gell. XVII, 20, 8: atque uti quaedam animalium parva et vilia ad imitandum sunt, quas res cumque audierint viderintve, *petulantia*. Hier fällt auf, daß bei dem qualitativen Ablativ petulantia kein Attribut steht; denn mag auch in manchen Verbindungen dieses fehlen, in diesem Falle, wo der qualit. Abl. mit der Kopula das Prädikat bildet, ist ein Attribut unerläßlich. Aber petulantia ist ja gar nicht die Lesart, sondern putantia oder putancia. Wir brauchen dafür nur *potentia* einzusetzen, und alles ist in Ordnung. Dann ist potentia natürlich nicht Substantivum, sondern Adjektivum: potens ad = kräftig, tüchtig zu, eine Konstruktion, die z. B. bei Ov. Her. V, 147 sich findet: herba potens ad opem radixque medendi.

Gell. XVIII, 10, 1 schreibt Hertz in der großen Ausgabe: In villam . . . aquis et *lucis, nemoribus* frequentem, nachdem er früher in der kleinen lucis eingeklammert hatte. Daß eine Verbindung von drei auf gleicher Linie stehenden Substantiven durch ein et zwischen dem ersten und zweiten Gliede, während das mit lucis synonyme dritte nemoribus ohne et angefügt ist, aller korrekten Darstellung Hohn spricht, wird mir jeder zugeben. Ich glaube, daß hier ein alter Fehler vorliegt und statt nemoribus nemorosis zu schreiben ist: aquis et lucis nemorosis frequentem. Nemorosus dichtbelaubt = schattig ist grade nachklassisch: so Plin. XII, 1 (5) cupressus nemorosa vertice; Sil. XIII, v. 595 nemorosaque brachia fundit taxus.

Verg. Aen. V, 359 heißt es: clipeum efferri iussit, Didymaonis artem, Neptuni sacro Danais de poste refixum. Die gewöhnliche Erklärung faßt Danais = a Danais: es handele sich, heißt es, um einen Schild, der von den Danaern, d. h. Griechen aus einem Heiligtume Neptuns geraubt und später — auf welche Weise, sage der Dichter nicht — in die Hände der Troer oder des Äneas gefallen sei. So Wagner, Ladewig-Schaper und Gebhardi. Daß es ungereimt ist, den Dichter sagen zu lassen, Äneas verschenke einen Schild, der einst von den Griechen aus einem Tempel geraubt worden, liegt auf der Hand, und

es verschlägt wenig, ob man dabei in Gedanken hinzufügt 'und der später in die Hände der Troer oder des Äneas gefallen sei' oder nicht. Der epische Dichter und so auch Vergil nach dem Vorgange Homers ist doch sonst so genau, auch unwesentliche Züge in behaglicher Breite zu schildern, und hier sollte er einen Gedanken, der so wesentlich ist, nämlich daß Äneas etwas verschenkt, das er selbst erbeutet, und zwar von den Griechen, und das deshalb dem Empfänger ein um so teureres Andenken an ihn sein mußte, nicht ausgedrückt haben? Ich fasse deshalb Danais zwar auch als Dat., übersetze aber ganz einfach und sinngemäß: 'den Danern' (nämlich 'entreißend'). Refixum hat dann als Verbum der Trennung eine doppelte lokale Bestimmung, einmal sacro de poste und dann Danais, eine Konstruktion, die bei Vergil häufig genug ist. Ich begnüge mich, als Beispiel anzuführen aus dem selben Buche kurz vorher v. 327 Iamque fere *spatio extremo* fessique sub ipsum finem adventabant, wo Gebhardi erklärt: 'zu spatio extremo ist aus adventabant appropinquabant zu entnehmen'. Weshalb macht er es in unserem Falle nicht ebenso und erklärt: 'einen Schild, den er von dem Pfosten eines dem Neptun heiligen Tempels, den Griechen entreißend, herabgenommen?'

Zu diesen lateinischen Korruptelen füge ich noch eine ganz offenbare griechische hinzu, die bei Lyk. in Leocr. § 132 sich findet:

οὐδ' ἀγρία γὰρ ὄρνις, ἣν πλάσῃ δόμον,
ἄλλην (od. *ἄλλῃ*) *νεοσσοὺς ἠξίωσεν ἐντεκεῖν.*

Ἄλλην oder *ἄλλῃ* ist sinnlos. Es ist mit ganz geringer Änderung zu schreiben *ἀλλ' ἤ*, und nun ist der Sinn ganz einfach: der Vogel, wenn er ein Nest baut, bezweckt damit nichts anderes als (*οὐδ' ἄλλο ἤ*)...

Erfurt. Pöhlig.

Das Schlachtfeld am Trasimenischen See[1]

In einem Aufsatz der 'Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum usw.' und in seinem umfangreichen Werke über die Schlachtfelder Hannibals auf italischem Boden hat Kromayer der Schlacht am Trasimenischen See eine ausführliche Untersuchung gewidmet. Während jedoch die früheren Forscher, soweit sie ernstliche Berücksichtigung verdienten, trotz Abweichungen im einzelnen, doch alle (Nissen, Faltin, Stürenburg, Reuß, Fuchs, Sadée) in der Gegend von Tuoro, d. h. in dem Raume zwischen Borghetto und Passignano, also in der Westhälfte des nördlichen Seeufers, die Stätte des berühmten Kampfes annehmen zu müssen geglaubt haben, verlegt Kromayer das Schlachtfeld in die schmale Osthälfte des Küstensaums zwischen Passignano und Colognola, setzt ferner das letzte römische Lager vor der Schlacht nicht an der äußersten Nordwestecke des Sees am Rande der Ebene von Cortona an, sondern in der kleinen Strandebene bei Tuoro, also bereits jenseits, d. h. östlich des Gualandro-Höhenzuges, und faßt die Schlacht auf als einen Überfall des gesamten, ahnungslos in einer 15 km langen Reisemarschkolonne zu vieren mit Gepäck dahinziehenden römischen Heeres.

Reuß und Fuchs erhoben sofort gegen seine erste Veröffentlichung Einspruch, doch fand Kromayer in Groebe und Kahrstedt (Meltzer, Geschichte der Karthager, Band III, Berlin 1913) entschiedene Anhänger, und in seiner endgültigen Bearbeitung der Trasimenusschlacht in den 'Antiken Schlachtfeldern' (Band III, 1. Berlin 1912) ist er denn auch bei seiner Auffassung geblieben.

Indessen vermag ich seine Behandlung der Schlacht nicht als die Lösung der Frage anzuerkennen.

Kromayer nimmt an, daß Hannibal die Absicht gehabt habe, über Perusia nach der Via Flaminia hinüberzuschwenken, um auf dieser Heerstraße seinen Vormarsch auf Rom fortzusetzen, und daß er erst auf diesem Marsche den Gedanken gefaßt habe, den Feind durch einen großen Schlag zu vernichten. (S. 155:) 'Während Hannibal mit seinem Heere die ganze Länge des Defilees (zwischen Passignano und Montecolognola) und dessen wunderbar günstigen Abschluß im Tale von

[1]) Literaturangaben und Karte s. in Kromayers Werk. — Mannigfache Anregungen in verschiedenen Einzelfragen und sorgfältige Erkundung des in Betracht kommenden Geländes (im März 1914) verdanke ich Herrn Wilhelm von Massow.



Torricella durchzog, war seinem scharfen Blicke natürlich nicht entgangen, daß hier eine Terrainbildung vorlag, wie sie für einen Überfall größten Stiles gar nicht günstiger gedacht werden konnte.' Beim Konsul Flaminius setzt er (S. 161) die Begierde voraus, 'nun endlich mit dem Feinde in nahe Fühlung zu kommen und doppelt schnell voranzueilen, um das sich ihm entziehende Heer einzuholen und zum Stehen zu bringen, ehe es Foligno und die Via Flaminia erreichen konnte'.

Wäre indessen diese Auffassung Kromayers von den Absichten der karthagischen und der römischen Heeresleitung richtig, so müßte es uns doch sehr wundernehmen, daß der Konsul Flaminius, statt in das enge Gelände nachzudringen, nicht sofort von Cortona am Westufer des Trasimenischen Sees durch das etruskische Kulturland, wo zweifellos allenthalben gangbare Wege waren, südwärts marschiert ist, um gedeckt durch den Tiberlauf die Heerstraße hinter dem Flußübergang bei Ocriculum zu sperren oder, wenn noch Zeit genug blieb, nach starker Besetzung und Verschanzung der Tiberbrücke noch etwa 25 bis 30 km bis an den Nar vorzustoßen und bei Interamna den aus den 'Fauces Umbriae' heraustretenden Gegner anzufallen oder wenigstens festzuhalten. Ferner, wenn Hannibal wirklich auf der Via Flaminia gegen Rom selbst vordringen und nicht bloß gegen die feindliche Hauptstadt demonstrieren wollte, warum hat er nicht nach dem vorzüglich gelungenen Überfall und der völligen Vernichtung des ihn hindernden Römerheeres seinen Plan durchgeführt? Es scheint also doch wohl zu vermuten, daß schon der strategische Rahmen für das Kromayersche Schlachtgemälde nicht recht paßt.

Auch die Schlacht selbst, der Marschüberfall, wie ihn sich Kromayer vorstellt, kann nicht als frei von Bedenken bezeichnet werden. Hannibal drang in Mittelitalien ein, verzichtend auf Basis, Stützpunkt und Rückzug, lediglich auf siegreiche Schlachten rechnend und unterstützt durch das Bewußtsein seiner taktischen Überlegenheit über die römische Bürgerwehr. Vermochte er nicht zu siegen, so war es mit der Herrlichkeit des karthagischen Heeres in Italien vorbei (Pol. III, 79, 2). Nun soll er sein Heer über einen Raum von etwa 10 km auseinandergezogen und nicht weiter als 1 km neben der Anmarschlinie des Gegners im Versteck aufgestellt haben? Damit hätte er doch fast neun Zehntel seiner Streitmacht von vornherein aus der Hand gegeben, selbst unter der Voraussetzung völlig klaren Wetters. Und dann soll er darauf gerechnet haben, daß sein ungeheuer langer Hinterhalt mitten in Feindesland sicher verborgen bleiben, daß Flaminius jegliche Aufklärung des unebenen Geländes links neben seiner Marschstraße unterlassen und daß während des dreistündigen Vorbeimarsches des feindlichen Heeres kein karthagisches Pferd wiehern oder sich losreißen, auch kein von Kampfbegier und Beutesucht erfüllter Gallier sich blicken lassen würde? Solch eine Tollkühnheit ohne jeglichen Verzweiflungsgrund, solch ein leichtsinniges Bauen auf allerelementarste Fehler beim Gegner will mir doch bei aller Kühnheit des karthagischen Heerführers nicht einleuchten. Auch zweifele ich, ob Hannibal in solchem Falle seine geschultesten und kraftvollsten Truppen sowie seine eigene Person an dem aller-

entferntesten Punkte des Hinterhaltes, 10 km von dem Eingang in den Strandpaß, aufgestellt hätte und nicht vielmehr in der Nähe des Eingangs, wo er den Anmarsch des Feindes ungleich besser hätte beobachten und den geeignetsten Augenblick zum Vorbrechen erkennen sowie in dem Falle, daß der Gegner nicht so töricht vorging, wie er wünschte, oder daß das Römerheer beim Erkennen des Hinterhaltes den Vormarsch unterbrach, am schnellsten hätte seine Gegenmaßregeln treffen können. Und überhaupt — sollte Hannibal wirklich von dem Gedanken des Überfalls sich derartig haben beherrschen lassen, daß er ein Gelände wählte, das wegen seiner Enge die Mitwirkung seiner besten und stärksten Waffe, der von den Römern so sehr gefürchteten Reiterei, von vornherein ausschaltete? Das ist doch wenig wahrscheinlich.

Also auch das Kromayersche Schlachtgemälde selbst macht den Eindruck der Unechtheit.

Und was sagen die Quellen, vor allem Polybius, zu solchem Entwurfe?

Da wir den vollständigen Bericht des griechischen Gewährsmannes besitzen und diese von aller rhetorischen Ausmalung freie Quelle zweifellos den größten Anspruch auf Gewissenhaftigkeit, Unparteilichkeit und kriegsgeschichtliches Verständnis zu machen berechtigt ist, so dürfte es aus methodischen Gründen geboten sein, zunächst ohne jeden Seitenblick auf die anderen Berichte zu prüfen, ob seine Darstellung ein in sich geschlossenes und einwandfreies Bild ergibt. Zu einem Abweichen von seinen klaren und bestimmten Angaben würde uns nur der Nachweis innerer Unstimmigkeiten oder offenkundiger Widersprüche in seiner eigenen Schlachtdarstellung nötigen.

Nach Pol. III, 83, 1—5 ist der Hauptteil des Schlachtfeldes eine flache Talmulde, deren beide Längsseiten durch hohe Hügelreihen begrenzt werden, während die vordere Querseite durch eine von Natur feste und schwer gangbare Anhöhe gebildet wird und an der Rückseite der See nur einen ganz schmalen Zugang längs des Abhangs übrig läßt. Auf diesem Wege längs des Sees rückt Hannibal in die Talmulde ein und besetzt die vor ihm liegende Anhöhe mit seinem iberischen und libyschen Fußvolk. Die an der Spitze des Heereszuges marschierenden Leichtbewaffneten läßt er rechts abschwenken und sich am Fuße der rechten Hügelreihe in lang auseinandergezogener Linie aufstellen; die Reiterei und das keltische Fußvolk hingegen läßt er links abschwenken und sich am Fuße der linken Hügelreihe herumziehen; doch im Gegensatz zu den Leichten stellt er sie in dichten Massen auf, und zwar in der Art, daß das Ende dieser Heeresabteilung hart an den zwischen dem See und dem Hügelabhang in die Mulde hineinführenden Eingangspunkt zu stehen kommen. Diese Bewegungen wurden nach Einbruch der Dunkelheit ausgeführt. Ihr Ergebnis ist die Umschließung der ganzen Talmulde durch die in den Hinterhalt gelegten Truppen.

Dann heißt es c. 84 weiter: Nachdem am nächsten Morgen bereits der größte Teil des römischen Heeres in die Talmulde eingerückt und seine vorderste Abteilung bis zu den Iberern und Libyern vorgedrungen ist, läßt Hannibal die Truppen aus dem Hinterhalt vor-

brechen, so daß in der Talmulde gleichzeitig von allen Seiten der Angriff auf die Römer erfolgt. Die Verwirrung der Römer in der Talmulde ist infolgedessen groß: die Zenturionen und Tribunen wissen nicht, wohin sie ihre Abteilungen führen sollen, um zur Schlachtlinie aufzumarschieren, denn der karthagische Angriff geschieht gleichzeitig in der Front, im Rücken und in beiden Flanken. Dies ist, wohlgemerkt, der in der Talmulde sich abspielende Kampf: hier fallen etwa 15000 Römer. Aber auch die noch nicht in die Talmulde gelangten römischen Abteilungen, die sich noch in dem engen Gelände zwischen dem See und dem Hügelabhang befinden, gehen elend zugrunde. Denn sie werden in den See geworfen, und teils ertrinken sie hier, teils werden sie von den karthagischen Reitern niedergehauen. Nur 6000 Mann von den in der Talmulde kämpfenden Römern vermögen den eisernen Ring der Karthager zu durchbrechen.

Wie verhält sich nun hierzu die Kromayersche Schlachtdarstellung?

Kromayer hat durchaus recht, wenn er die Ansicht derjenigen seiner Gegner als irrig ablehnt, welche den *κατὰ τὴν ἀντικρὺ ἐπικείμενον λόφον ἐρυμνὸν καὶ δύσβατον* (83, 1) und *τὸν κατὰ πρόσωπον τῆς πορείας λόφον* als zwei verschiedene Höhen ansehen (S. 187, Anmkg.), ebenso, wenn er bestreitet, daß die Strandebene von Tuoro, d. h. der Raum zwischen Monte Gualandro und Montigeto der *αὐλών* des Polybius sei (S. 187). Andererseits aber behalten seine Gegner vollkommen recht, wenn sie nachdrücklich darauf hinweisen, daß Polybius den *αὐλών* und die *στενὴ πάροδος* immer streng scheide und eine Erweiterung des *αὐλών* von Torricella um den 10 km langen Strandpaß von Passignano nicht zulasse (z. B. Fuchs S. 116), ferner daß die winzige, etwa $^1/_4$ qkm große Uferebene von Torricella unmöglich der *αὐλών* des Polybius sein kann, in dem der größte Teil des römischen Heeres mit der gesamten karthagischen Streitmacht gefochten haben und 15000 Römer gefallen sein sollen. Kromayer gibt das auch selbst zu (S. 172): 'Das alles paßt freilich auf das Tälchen von Torricella allein nicht', fügt jedoch, um seine Ansicht annehmbarer erscheinen zu lassen, hinzu: 'wohl aber sehr gut auf das Tälchen und den Strandpaß zusammen, d. h. auf das Defilee als Ganzes gefaßt'. Und so bleibt ihm denn nichts weiter übrig, als dem Polybius eine 'Ungenauigkeit' zum Vorwurf zu machen. Ja, er glaubt sogar aus der Darstellung des Polybius selbst herauslesen zu müssen, daß der *αὐλών* eigentlich nur ein ganz kleines Tälchen gewesen sein müsse. (S. 173:) 'Polybios gibt ... ausdrücklich an, daß die eine Seite des Tales von den Balearen und Speerträgern allein besetzt gewesen wäre, also von weniger als 8000 Mann ausschließlich leichter Truppen, während die andere Seite mit dem Strandpasse zusammen (!) 30000 Mann, und zwar schwere Truppen und Reiterei hatte. Also muß die eine Seite des Tales für sich allein, im Vergleich mit der anderen und dem Strandpasse zusammen (!) sehr kurz gewesen sein, und das paßt nur, wenn das Tal selbst so klein gewesen ist wie das von Torricella. Es steht hier also Polybios gegen Polybios, wenn man die Sache auf die Spitze treiben will.'

Dieser Vorwurf gegen die Glaubwürdigkeit des polybianischen Berichtes beruht aber wider auf der falschen Voraussetzung Kromayers, daß Polybius den langen Strandpaß mit zum *αὐλών* gerechnet habe. In Wahrheit meint Polybius gar nicht solch ein Zerrbild von Talmulde, deren eine Seite 1 km, die gegenüberliegende aber 9 bis 10 km lang wäre. Auch würde dazu ganz und gar nicht sein Ausdruck passen *περιειληφὼς τὸν αὐλῶνα ταῖς ἐνέδραις*. Vielmehr stellt er sich die Grundform des *αὐλών* als ein Rechteck vor, infolgedessen können die beiden seitlichen Hügelreihen nicht gar zu verschieden lang gewesen sein, und auch die polybianische Angabe über die Truppenverteilung zwingt durchaus nicht zu solcher Umdeutung des klaren Wortlautes; denn die 8000 Leichtbewaffneten standen lang auseinandergezogen (*ἐπὶ πολὺ παρατείνας*), die 30 000 Mann Reiter und Kelten dagegen in geschlossenen Massen (*παρεξέτεινε συνεχεῖς*). Es muß also dabei bleiben: Kromayers Schlachtfeld ist nicht das des polybianischen Berichtes.

Aber auch die ganze Grundanschauung Kromayers von der Entwicklung des Kampfes findet in dem griechischen Gewährsmann keine Stütze.

Erst auf dem — nb. nicht von Polybius bezeugten, sondern nur von Kromayer angenommenen — Marsche nach der Via Flaminia, beim Durchzug durch den Strandpaß Passignano—Montecolognola soll Hannibal den Gedanken und den Entschluß zum Schlagen gefaßt haben (S. 155 ff.). Nach Polybius' deutlichen Worten geschah dies vielmehr bereits in der Ebene bei Cortona, als er den Konsul heranrücken sah (III, 82, 11): *ἐπεὶ δὲ τὸν Φλαμίνιον ἤδη συνάπτοντα καθεώρα, . . . ἐγίνετο πρὸς τὸ κινδυνεύειν*, also wird wohl das von ihm als für den Zweck der Schlacht passend erkannte Gelände (*τόπους εὐφυεῖς συνεθεώρησε πρὸς τὴν χρείαν*) nicht 15 bis 20 km entfernt gewesen sein.

Ferner behauptet Kromayer (S. 189), 'in einem Defilee habe die karthagische Reiterei nach Polybius' ausdrücklicher Angabe ihre Tätigkeit entfaltet'. Das wäre an und für sich schon eine wunderliche Maßregel Hannibals; aber auch Kromayers Behauptung trifft gar nicht zu. Denn die von Polybius berichtete besondere Betätigung der karthagischen Reiterei betrifft nicht die Hineindrängung der römischen Marschkolonne vom Strandpaß in den See, sondern nur das Niederhauen der aus dem Strandpaß zur Seite hinausgedrängten und bis zum Hals ins Wasser geflüchteten römischen Soldaten. Den eigentlichen Kampf im Strandpaß müssen vielmehr karthagische Fußtruppen besorgt haben. Denn nachdem Polybius 84, 9 bereits die Not der in den See gedrängten Römer geschildert hat, fährt er fort: 'Nachdem nun aber die (karthagischen) Reiter dazugekommen waren' (*ἐπιγενομένων δὲ τῶν ἱππέων*), fand auch der Rest dieses Teiles des römischen Heeres seinen jammervollen Untergang. Übrigens kann dies nur ein ziemlich kleiner Teil der Römer gewesen sein; denn Polybius sagt ausdrücklich, daß die Hauptmasse des römischen Heeres (*τὸ πλεῖστον μέρος*) bereits durch den Strandpaß hindurch in die Talmulde gelangt war. Nach der Kromayerschen Theorie müßten es jedoch nicht weniger denn etwa neun Zehntel des römischen Heeres gewesen sein.

Wenn Kromayer ferner behauptet (S. 159), daß 'Hannibals Reiterei nach dem ausdrücklichen Zeugnisse unserer Quellen am Anfange des Strandpasses gestanden und die Aufgabe gehabt habe, die letzten Truppen (des Feindes) ins Defilee hineinzujagen und es dann von hinten zu schließen', so steht das zwar bei Livius, aber schlechterdings kein Wort davon bei Polybius [1]).

Überhaupt paßt die gewaltige Ausdehnung des Kampfes, wie ihn sich Kromayer vorstellt, offenbar nicht zu der Darstellung des Polybius. Denn nachdem die vordersten Abteilungen der Römer auf die Iberer und Libyer gestoßen sind, schickt der karthagische Feldherr seine Adjutanten nach den *ἐνέδραι* mit dem Befehl zum Vorbrechen (*ἅμα τῷ συνάπτειν ἤδη διαπεμψάμενος*). Und wenn nun die Hinterhaltstruppen sich gleichzeitig mit ihm auf der ganzen Linie auf den Feind stürzen konnten, so müßten die zu den Galliern und der Reiterei jagenden Ordonnanzoffiziere nicht wie Menschen, sondern wahrhaft wie Teufel haben reiten können. Denn die Strecke beträgt 10 km und führt ohne Weg und Steg über das Gebirgsland und müßte doch in wenigen Minuten zurückgelegt worden sein, wenn der allseitige und gleichzeitige Angriff die überraschende und verwirrende Wirkung auf den Feind sollte üben können.

Außerdem sagt Polybius ausdrücklich, daß die Vorbereitungen zur Schlacht, d. h. der Marsch in die vom Feldherrn angewiesenen Stellungen, während der Nacht erfolgt sei und daß die Truppen den Rest der Nacht dort zugebracht hätten. Bei der Ausdehnung des Kromayerschen Schlachtfeldes jedoch dürfte von der Nacht nicht viel übrig geblieben sein. Kromayer sucht diesem Einwand zu begegnen mit der Erklärung (S. 158, Anmkg.): 'Man darf in solchen Fällen die militärischen Ausdrücke unserer Quellen, die die Bewegungen nur im großen widergeben, nicht pressen. Ebenso steht es mit dem Ausdruck *ταῦτα προκατασκευασάμενος τῆς νυκτός*, womit Polybios nur sagen will, daß diese ganze Bewegung schon in der Nacht vor dem Schlachttage abgeschlossen wurde, nicht daß sie nicht schon am Tage zuvor eingesetzt habe. Damit erledigen sich die Einwendungen gegen die angeblich zu ausgedehnte Stellung von Montecolognola.' Von letzterem bin ich um so weniger überzeugt, als die ausdrückliche Mitteilung des Polybius betreffs Besetzung der Hinterhaltsstellungen nach Einbruch der Dunkelheit mir auch gerade durch die Sache selbst gerechtfertigt zu werden scheint, denn die Verschiebung der Truppen gerade nach den Flanken hin mußte nicht nur römischen Patrouillen, sondern auch den Einwohnern verborgen bleiben.

Und schließlich deutet die Darstellung des Polybius vom Kampfe im *αὐλών* doch unverkennbar auf ein viel, viel kleineres Schlachtfeld hin. Denn die Verwirrung der römischen Offiziere wurde gerade dadurch hervorgerufen, daß sie plötzlich und gleichzeitig den karthagischen Angriff in der Front und im Rücken und in beiden Flanken erfolgen

[1]) Wenn Reuß S. 354 aus Polybius anführt: *ὥστε τοὺς ἱππεῖς εἶναι κατ' αὐτὴν τὴν εἴσοδον*, so ist das nur ein durch Livius veranlaßtes Versehen von ihm. Denn bei Polybius steht nicht *τοὺς ἱππεῖς*, sondern *τοὺς ἐσχάτους*.



sahen, so daß sie noch gar nicht hatten erkennen können, nach welcher Seite sie ihre Leute vorwerfen sollten, als sie bereits von den Feinden zusammengehauen wurden. Eine solche Darstellung ist doch aber nicht denkbar, wenn die hintersten Truppen der Römer von den vordersten nicht weniger denn 9 bis 10 km, noch dazu bei dunstigem Wetter, entfernt waren und neun Zehntel des römischen Heeres in der einen Flanke überhaupt keinen Feind, sondern nur das Seeufer hatten.

Zwei weitere Annahmen Kromayers, die für seine Bestimmung des Schlachtfeldes von wesentlicher Bedeutung sind, sind erstens die Ansetzung des römischen Lagers außerhalb der Ebene von Cortona, bereits jenseits der Hügelreihe des Monte Gualandro, und zweitens die Behauptung, daß das römische Heer ahnungslos, wie auf einem Reisemarsch, mit gesamtem Troß in Viererkolonne bis in die feindlichen Stellungen am Ende der Talmulde hineingezogen sei. Beide indessen finden bei Polybius keine Bestätigung.

Kromayer behauptet (S. 185), es habe alle Wahrscheinlichkeitsgründe für sich, daß die älteste Verbindung zwischen Cortona und Perusia bei Montecchio über den Monte Gualandro geführt habe, weil sie auf unseren ältesten Karten (v. J. 1577) verzeichnet stehe, noch jetzt allgemein Via Romana genannt werde und $1^1/_2$ km kürzer sei als die erst 1864 erbaute Straße, die auf der Linie eines alten Landweges um das Südende des Monte Gualandro herum dicht über dem Seeufer in die Strandebene von Tuoro führt. Somit hätten die Römer den See erst am Ostrande des Monte Gualandro berührt, also könne das römische Lager frühestens hier aufgeschlagen worden sein (*κατεστρατοπεδευκὼς πρὸς αὐτῇ τῇ λίμνῃ*). Dieser Behauptung stelle ich jedoch die Gegenbehauptung gegenüber, daß der Weg über den Sattel des Monte Gualandro als Marschlinie der Römer unwahrscheinlich ist. Denn die Steigung ist nicht so gar unbedeutend; erreicht doch die Hügelkette bei einer Gesamtbreite von etwa $1^3/_4$ km selbst an dem von der Straße benutzen Stattel eine Höhe von rund 100 m über den Ebenen. Überdies ist das Gelände am Südhang des Gualandro, nb. oberhalb des heute dort vorhandenen sumpfigen Strandes, unmittelbar über den Strandfelsen ungleich bequemer gangbar, so daß dort eine Marschkolonne sogar 'in beliebig breiter Front neben der Straße marschieren kann' (Kromayer S. 183). Ferner ist nach Kromayers eigenen Ausführungen (S. 151 und 186) sowie nach Nissen (Rhein. Mus. XXII [1867], S. 580 und Italische Landeskunde I, 298 und II, 320) der Spiegel des Sees im Altertum beträchtlich höher gewesen und hat sich in nordwestlicher Richtung in das Flachland nördlich von Borghetto hinein vermutlich bis nahe an die heutige Casa Doganella erstreckt. Selbst wenn also die Römer jene Straße über Montecchio marschiert sind, so befanden sie sich bereits zwischen Terontola und Montecchio in unmittelbarer Nähe des Sees, d. h. am Westrande des Gualandro.

Was nun die 15 km lange römische Marschkolonne (10 km Truppen und 5 km Troß) betrifft, so scheint sie der Ausgangspunkt der irrtümlichen Schlachtkonstruktion Kromayers gewesen zu sein. Übrigens hat er diese Basis keineswegs aus den Quellen übernommen, sondern

erst durch eigene Berechnung gewonnen (S. 155). Polybius redet nun freilich von der πορεία der Römer. Darauf fußend, entwickelt Kromayer folgende Schlußfolgerung (S. 179 ff.): 'Wir haben gesehen, daß die römische Marschkolonne etwa 15 km Länge haben mußte. — — Nun haben zwar die Vertreter der Tuorotheorie, soweit sie derartigen militärtechnischen Fragen überhaupt nähergetreten sind, diese Schwierigkeit dadurch zu heben gesucht, daß sie die römische Armee nach dem Durchzug durch das Defilee von Borghetto sofort aufmarschieren oder wenigstens eine breitere Marschformation als gewöhnlich einnehmen lassen. — — Aber das ist ein schlechter Notbehelf. Denn für einen über die gewöhnliche Marschbreite hinausgehenden Aufmarsch, der eine sehr zeitraubende Sache ist, liegt hier absolut kein Grund vor, da man ja von der Nähe des Feindes keine Ahnung hatte und wenige Kilometer weiter bei der Fortsetzung des Marsches nach Passignano doch wider in das Defilee hinein mußte. Aber selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre und man dauernd in der breiteren Marschformation hätte bleiben können, wäre eine solche Maßregel nicht verständlich. Man wollte ja dem Feinde, der sich angeblich auf dem Marsche nach der Via Flaminia zu befand, möglichst schnell nachkommen. Ein Marsch in breiteren Kolonnen mußte aber die Vorwärtsbewegung beträchtlich verlangsamen, da man dabei zum Teil neben dem Wege durch das Feld hätte marschieren müssen. Bis zu dem Augenblick, wo die Kolonne der Römer mit ihrer Spitze in dem Nebel auf die Karthager stieß, war also an der gewohnten Marschordnung nichts geändert und folglich die Kolonne nicht verkürzt. — — Erst nachdem die Römer auf Hannibals Truppen gestoßen waren, hatten sie Veranlassung, sich zur Schlachtlinie zu entwickeln. — — Aber zu dieser ersten Schwierigkeit gesellt sich alsbald eine zweite, nicht minder durchschlagende. Nach unseren Quellen soll ein enges Defilee, eine τελείως στενὴ πάροδος, wie Polybios ... sich ausdrückt, zwischen dem Gebirge und dem See hin in das Tal des Schlachtfeldes führen.' Unterhalb der Uferfelspartien sei nie ein Weg gewesen, am wenigsten im Altertum, und oberhalb der selben steige der Monte Gualandro mit sanftem Hange an, so daß man (d. h. doch wohl: eine Marschkolonne) in beliebig breiter Front neben der Straße marschieren könne. 'Ein zweites Charakteristikum unserer Quellenberichte, das Defilee, fehlt also hier.'

Diese ganze Konstruktion indessen steht und fällt mit der Voraussetzung eines ahnungslosen, nur die Fühlung mit dem Gegner bezweckenden Hinterhermarschierens der Römer hinter Hannibal und mit der Annahme einer Reisemarschkolonne (zu vieren) beim römischen Heere.

Nun kann es jedoch nach den bestimmten Angaben des Polybius gar keinem Zweifel unterliegen, daß Flaminius die Schlacht suchte. Nach c. 80, 3—5 ist überhaupt Hannibals ganzer Plan auf dieser Grundvoraussetzung aufgebaut (Ἀννίβας συνελογίζετο, διότι Φλαμίνιος ... παρέσται προχείρως εἰς πάντα τρόπον ἑπόμενος σπουδάζων δι' αὐτοῦ ποιήσασθαι τὸ προτέρημα καὶ μὴ προσδέξασθαι τὴν παρουσίαν τοῦ τὴν ἴσην ἀρχὴν ἔχοντος· ἐξ ὧν πολλοὺς αὐτὸν ὑπελάμβανε παρα-

δώσειν καιροὺς πρὸς ἐπίθεσιν). Alle Warnungen seiner Umgebung weist der Konsul schroff zurück und läßt sich von seinem Vorsatz, die Schlacht herbeizuführen, nicht abbringen (c. 82, 2—7: *μετέωρος ἦν ὁ Φλαμίνιος καὶ θυμοῦ πλήρης δοξάζων ἑαυτὸν ὑπὸ τῶν ἐναντίων καταφρονεῖσθαι. . . . διὸ καὶ τινῶν οἰομένων δεῖν μὴ προχείρως ἐπακολουθεῖν μηδὲ συμπλέκεσθαι τοῖς πολεμίοις . . . οὐχ οἷον προσεῖχε τοῖς λεγομένοις, οὐδ' ἀνείχετο τῶν ἀποφαινομένων ταῦτα. . . . τέλος ἀναζεύξας προῆγε μετὰ τῆς δυνάμεως μόνον σπεύδων συμπεσεῖν τοῖς πολεμίοις ὡς προδήλου τῆς νίκης αὐτοῖς ὑπαρχούσης*). So folgt er denn dem Hannibal in die Talmulde, entschlossen, den Feind anzugreifen (83, 6 u. 7: *εἵπετο κατόπιν σπεύδων συνάψαι. — εὐθέως ἦγε τὴν πρωτοπορείαν εἰς τὸν ὑποκείμενον αὐλῶνα βουλόμενος ἐξάπτεσθαι τῶν πολεμίων*). Deshalb ist unbedingt anzunehmen, daß Flaminius den gesamten Troß im Lager zurückgelassen hat, ferner daß er nicht in sorgloser Reisemarschkolonne zu Vieren dem Gegner nachgerückt ist, sondern in der nicht nur bei dem Marsch durch ungesichertes Gelände, sondern auch bei Feindesnähe üblichen Form des agmen quadratum bzw. pilatum. Vgl. Pol. VI, 40, 10—14: *χρῶνται δὲ καὶ ἑτέρῳ γένει πορείας . . . ἄγουσι γὰρ τριφαλαγγίαν παράλληλον τῶν ἁστάτων καὶ πριγκίπων καὶ τριαρίων*.

Für eine solche Marschkolonne ist natürlich auch der Engpaß von Borghetto (nb. der Uferweg oberhalb der Felspartien, etwa auf der Linie der heutigen Straße) eine *τελείως στενὴ πάροδος*, ganz abgesehen davon, daß das Gelände bei der Höhe 307, wo der See im Altertum bis an die heutige 270-m-Linie herangereicht haben muß, nicht nur relativ, sondern auch absolut ziemlich eng gewesen sein muß.

Daß aber der Anmarsch des Flaminius kein ahnungsloser Reisemarsch auf der Landstraße gewesen sein kann, erhellt auch aus der Tatsache, daß er bis an den schroffen, vom See entferntesten Abschluß in die Talmulde eingerückt ist und dort bereits mit der Spitze seines Heeres das Gefecht gegen Hannibals Iberer und Libyer eröffnet hat. Wir müssen uns also die *πορεία* der Römer im *αὐλών* als agmen (quadratum bzw.) pilatum, d. h. als breite Heeressäule in drei Parallelkolonnen ohne Troß vorstellen. Sie hatte also, soweit sie bereits im *αὐλών* angelangt war, bei einer Normalaufstellung der Hastaten- und Principes-Zenturien zu 4 Mann Tiefe eine Frontbreite von $8 + 8 + 4 = 20$ Mann (mit Zwischenräumen) und, im Augenblick des karthagischen Angriffs, eine Länge von etwa 1 km. Das ist *τὸ τῆς πορείας σχῆμα*, in welchem die Römer im *αὐλών* niedergehauen wurden, und es ist verständlich, daß bei der Plötzlichkeit des von allen Seiten zugleich erfolgenden Vorbruchs der karthagischen Truppen der Konsul völlig außerstande war, den Aufmarsch seiner Truppen zu leiten, und daß die Zenturionen und Tribunen sich auch nicht klar darüber werden konnten, ob sie ihre Abteilungen nach der Front oder nach dem Rücken oder nach der Hastaten- oder der Triarierseite aufmarschieren lassen sollten, sondern sich förmlich auf ihrer Stelle festgenagelt fühlten.

Wir sehen also, daß Kromayers Schlachtbild vollständig verzeichnet ist. Teils finden seine Voraussetzungen bei Polybius keine Bestätigung,

teils sind sie sachlich unwahrscheinlich, teils widersprechen sie geradezu den bestimmten Angaben des griechischen Gewährsmannes. Man muß sogar sagen, daß seine Auffassung von dem Marschüberfalle einen großen Rückschritt gegenüber den Ergebnissen der früheren Forscher wie Nissen, Stürenburg, Grundy, Fuchs, Reuß und Sadée bedeutet. Insbesondere ist gerade der letzte Forscher, den Kromayer noch am Schlusse seiner Abhandlung (S. 190 bis 193) mit einigen wenigen und beiläufigen, aber desto ironischeren Bemerkungen abtun zu müssen glaubt, der Wahrheit am allernächsten gekommen.

Sadées Ansetzung des *αὐλών* in der Talmulde von Sanguineto und die Verteilung der karthagischen Truppen ist die einzige von allen Theorien, die sich restlos mit dem polybianischen Berichte deckt. Nur hinsichtlich der römischen Aufstellung gibt er Anlaß zu Bedenken, indem er — wenigstens auf seinem Schlachtplan — die Legionen bereits zu einer tiefen acies aufmarschiert darstellt, während er im Text (S. 16) nur sagt: 'Flaminius muß versucht haben, seine Truppen zur acies zu formieren.' Dann fügt er freilich (S. 17) ganz richtig hinzu: 'Einige von diesen (den römischen Truppen) waren auch noch nicht durch das Defilee hindurch, als der Kampf losbrach.' Aber die bereits in den *αὐλών* eingerückten Abteilungen des Heeres läßt er dort sofort zur Phalanx aufmarschieren, offenbar mit der Front gegen Hannibals Iberer und Libyer (S. 17): 'Natürlich muß es stundenlang gedauert haben, bis die einzelnen Kolonnen, sicher schon beim Ausmarsch aus dem Lager entsprechend angeordnet, durch den Paß gezogen waren und sich nebeneinander zur Phalanx aufgereiht hatten. Aber Hannibal konnte ja warten; er wollte eben möglichst viele von den Feinden in die Schlucht hineinlocken.'

Dagegen ist jedoch erstens sachlich einzuwenden, daß es für Hannibal nicht zweckmäßig sein konnte, erst den geregelten Aufmarsch eines möglichst großen Teiles des römischen Heeres abzuwarten; denn seine Libyer und Iberer wären dann zweifellos überrannt worden. Vielmehr mußte es für ihn darauf ankommen, die Macht des Feindes zu teilen und sie im Augenblick ihrer größten Wehrlosigkeit anzufallen, d. h. als die größere vordere Hälfte noch nicht aufmarschiert war und die kleinere hintere Hälfte noch im Engpasse stak. Zweitens ist Sadée bei seiner Auffassung von der Schlacht auch zu einer Umdeutung des Polybius genötigt, indem er die *πρωτοπορεία* der Römer als die vor der acies plänkelnden velites ansieht. Das ist jedoch unzulässig; denn das Wort kann nur bedeuten 'Spitze der Marschkolonne', und außerdem sagt ja Polybius ausdrücklich, daß die im *αὐλών* stehenden Römer im Augenblick des karthagischen Angriffs noch nicht zur acies aufmarschiert waren, sondern sich in Marschordnung befanden (*συνέβη τοὺς πλείστους ἐν αὐτῷ τῷ τῆς πορείας σχήματι κατακοπῆναι*).

Welches Bild haben wir uns also von dem Verlaufe der Trasimenusschlacht zu machen?

Hannibals nächstes strategisches Ziel war die Losreißung der italischen Bundesvölker von Rom mittels eindrucksvoller Siege. Seine Überlegenheit beruhte auf seiner Feldherrnpersönlichkeit, auf der taktischen



Schulung seiner Truppen und insbesondere auf der starken Reiterei. Der Angelpunkt seiner Schlachtleitung war, die entschieden überlegene Wucht des Frontalstoßes der römischen Legionsphalanx durch Flanken- und vor allem Rückenangriffe zunichte zu machen. So war schon die Schlacht an der Trebia von ihm angelegt worden, doch hatte es sich dort gezeigt, daß der Rückenangriff von 1000 Mann zu Fuß und 1000 Reitern noch nicht stark genug war, um die römische Phalanx zum Stehen zu bringen und den Durchbruch von 10000 römischen Legionaren durch die gallische Phalanx zu verhindern. Als er nun in Mittelitalien einbrach mit einem Heere, das zwar gegen 40000 Mann zu Fuß und 10000 Reiter zählen mochte, doch von Krankheiten arg heimgesucht wurde (Pol. III, 87), verzichtete er auf jede Basis und Rückzugsmöglichkeit und suchte so bald wie möglich die Schlachtentscheidung (Pol. III, 79, 2), und zwar naturgemäß am vorteilhaftesten vor der Vereinigung der beiden Konsuln. Nach einer offenbar nur ganz kurzen Rast in der Nähe des Überschwemmungsgebietes der Arnogegend und nach schneller Erkundung der etruskischen Landschaft rückte er in der Richtung auf den Feind vor, obwohl er persönlich damals noch schwer unter seiner Augenerkrankung leiden mochte. Unter richtiger Berechnung der persönlichen Eigenart des Konsuls Flaminius und seiner politischen Stellung im Staate als des Führers der Demokratenpartei und scharfen Gegners der Regierungspartei zog er unter geflissentlicher Verwüstung des Landes herausfordernd an ihm vorbei in der Richtung auf die Hauptstadt. Er hatte richtig gerechnet. In der Tat veranlaßte den Konsul nicht nur sein Selbstbewußtsein, sondern auch seine politische Stellung trotz aller Warnungen seiner Umgebung, die Schlacht zu wagen, um sich durch den Feind nicht seines politischen Ansehens bei der römischen Bürgerschaft berauben zu lassen und die Entscheidung auch ohne den aristokratischen Amtsgenossen herbeizuführen, zumal da er den Feind in dem Winkel zwischen den Bergen von Cortona und dem Trasimenischen See sah, also ohne jede Rückzugsmöglichkeit in einem engen Gelände, in dem der Karthager voraussichtlich keine Gelegenheit finden würde, die gefürchtete Reiterei zur Verwendung zu bringen, wohl aber leicht durch die Wucht der Legionen in den See oder gegen die Berge geworfen werden konnte. Hat doch sogar noch nach dem furchtbaren Schlage vom Frühjahr 217 der Diktator Fabius Cunctator die größte Mühe gehabt, die Regungen der römischen Angriffslust zu unterdrücken.

Der Trasimenische See erstreckte sich damals mit seinem Nordwestzipfel etwa 2 km weiter als heute und mochte ungefähr bei der heutigen Casa Doganella seinen natürlichen Abfluß nach dem Clanis (Chiana) haben, er bespülte den Fuß des Monte Gualandro bis zur Höhe der durch ihn erodierten Felspartien und reichte nordwärts in der Gegend von Tuoro bis etwa zur heutigen Chaussee heran. Ob die Höhen des Berglandes von Cortona damals noch mit Wald bewachsen waren, wissen wir nicht; waren sie es aber, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Kultur der alten Etrusker wenigstens den untersten Saum des Waldes bereits gerodet und dort unten nur noch mehr oder weniger dichtes Buschwerk gestanden haben wird.

Bei seinen Erkundungsritten im Gelände hatte nun Hannibal hinter dem Monte Gualandro eine für ein Schlachtfeld hinreichend geräumige, $1^1/_2$ km breite und lange ebene Talmulde festgestellt, die im Norden (bei Sanguineto) durch eine steile und schwer gangbare Felshöhe gesichert war, im Süden vom Seeufer und auf der Ost- wie auf der Westseite durch Hügelreihen von nicht unbedeutender Höhe eingeschlossen wurde. Der einzige oder wenigstens natürliche Zugang zu dieser Uferebene war von Westen her der Weg, der sogleich oberhalb des Sees um die Südspitze des Monte Gualandro herum an dessen unterer Böschung entlanglief. Gelang es Hannibal, den zum Kampf entschlossenen Gegner in dieses Gelände zu locken, so konnte er darauf rechnen, ihm einen vernichtenden Schlag zu versetzen, da sich am Fuße der Hügelketten genug breite und tiefe Schluchten und sonstige Gelegenheiten zum Verbergen bedeutender Abteilungen fanden, um von hier aus gegen Flanke und Rücken der römischen Legionsphalanx wirken zu können.

Während das Heer des Konsuls energisch herandrang, zog Hannibal seine ganze Streitmacht auf dem Uferweg um den Monte Gualandro bis in die Sanguinetoebene und ließ es hier zunächst halten, während — wie notwendig zu vermuten — die Unterführer noch die Zeit des Tageslichtes benutzten, um die ihnen vom Feldherrn angewiesenen Stellungen zu erkunden. Nach Einbruch der Dunkelheit sodann rückten die Truppen in aller Stille in drei Kolonnen in die für sie bestimmten Stellungen: die 8000 Leichtbewaffneten, welche die Vorhut des Heeres gebildet hatten, schwenkten scharf rechts ab und nisteten sich lang auseinandergezogen am Fuße der östlichen Hügelreihe der Talmulde ein; die Iberer und Libyer, vielleicht noch 10000 Mann, und mit ihnen mutmaßlich der gesamte Troß, zogen geradeaus und nahmen am nördlichen Abschluß des Tals auf bzw. vor der Höhe von Sanguineto eine unverdeckte Aufstellung; die Reiterei, vielleicht an 10000 Pferde, und das schwere keltische Fußvolk, etwa 20000 Mann stark, zog links abschwenkend auf der unteren Böschung der westlichen Hügelreihe herum, um dort in dichten Massen sich in den Schluchten und buschbewachsenen Geländefalten zu verbergen, die Reiter auf der nördlichen Hälfte bis nahe an die Höhe von Sanguineto heran, etwa bis zur Casa l'Orso, die Gallier im südlichen Teile bis in die Nähe der Stelle, wo der Uferweg zwischen Monte Gualandro und See in die Talmulde einmündet.

Konsul Flaminius war, die taktische Entscheidung energisch suchend, noch zu sehr später Stunde so weit wie möglich vorgerückt, zumal da er den Abzug des Gegners durch den Strandpaß in das östliche Bergland hinein für ein Ausweichen ansehen mochte, und hatte am Seeufer, wahrscheinlich bei Terontola, sein Lager genommen. Von dem Feinde wußte er naturgemäß nicht mehr, als daß er die Talmulde des Sanguinetobaches erreicht hatte. Von hier wollte er ihn nicht weiter nach Osten entschlüpfen lassen, da der Karthager im Berglande auf eine wirksame Verwendung seiner Hauptwaffe, der Reiterei, verzichten zu müssen schien. Um ihn also noch am jenseitigen Ausgang des Tals festhalten und zum Schlagen zwingen zu können, brach er sogleich beim Morgengrauen des nächsten Tages mit seinen Truppen aus dem

Lager auf, wahrscheinlich ohne Gepäck und von vornherein in Breitkolonne, die ein schnelles Aufmarschieren, besonders nach der Flanke, ermöglichte. Die Gesamtstärke seines Heeres mag sich auf rund 35 000 Mann belaufen haben, in überwiegender Mehrheit schweres Fußvolk. Der Konsul selbst befand sich bei der Spitze.

Ein dichter Nebel verhinderte den freien Umblick im Gelände. Man fand den Strandpaß unbesetzt, sah auch den Gegner nicht aus dem Sanguinetotal abmarschieren, vielmehr bemerkte man weiter nördlich im Tal feindliche Truppen, die, dem karthagischen Schlachtplane entsprechend, die Aufmerksamkeit des Feindes geflissentlich auf sich lenken mochten. Infolgedessen mußte Flaminius zu der Überzeugung kommen, daß der Feind sich in dieser Talmulde zur Schlacht stellen wollte, und begann die Hauptmacht seines Heeres aus dem Strandpaß herauszuziehen und zunächst in nördlicher Richtung langsam vorzuschieben, und zwar noch immer vorsichtig als agmen pilatum, da man noch keinen Überblick über das Gelände und die feindliche Aufstellung hatte und der in der Front festgestellte Gegner jedenfalls keine Offensivabsicht zu haben schien.

Mittlerweile mochten zwei bis drei Stunden seit dem Ausmarsch der Römer aus ihrem Lager vergangen sein und der Nebel sich wohl auch schon einigermaßen verflüchtigt haben. Der karthagische Feldherr beobachtete mit Spannung den römischen Anmarsch. Er hatte sich in ein Gelände begeben, das ihm im Falle eines unglücklichen Verlaufes der Schlacht kein Entrinnen gestattete. Seine Absicht war offenbar, die Iberer und Libyer sollten den Kampf in der Front mit der römischen Manipelphalanx aufnehmen; dann sollten die Reiter in der linken Flanke und die Leichtbewaffneten sowie die Gallier im Rücken angreifen und die Legionen gegen die Felsen der Nordostecke des Tals bei Baroncino werfen. Wenn aber der Gegner mit der wuchtigen Stoßkraft seiner Legionen die iberische und libysche Streitmacht zu überrennen und sich auch gegen die Flanken zu sichern vermochte, so war das karthagische Heer vermutlich verloren. Es kam also alles darauf an, daß die einzelnen Heeresabteilungen genau und dem Plane des Oberfeldherrn gemäß zusammenarbeiteten, daß insbesondere die im Hinterhalt liegenden Abteilungen sich nicht vorzeitig verrieten und alle Teile gleichzeitig im richtigen Augenblick zum Angriff vorgeführt wurden. Das erste Erfordernis hierfür war klarer Überblick über das ganze Tal. Der dichte Nebel mochte daher zunächst nicht wenig beunruhigend auf die karthagische Heeresleitung wirken. Nachdem Hannibal jedoch festgestellt hatte, daß der Gegner bereits etwa zwei Drittel seines Heeres in die Ebene hatte einrücken, aber — vielleicht mit Ausnahme der vordersten Abteilungen — noch nicht aufmarschieren lassen und daß das letzte Drittel noch im Strandpaß stak, da erkannte er blitzschnell die Gunst der veränderten Lage, die ihm sogar eine Überrumpelung des Feindes in seiner zur Gegenwehr ungeeignetsten Ordnung ermöglichte. Schon begann die Spitze des römischen Heeres mit seinen Iberern und Libyern ins Handgemenge zu kommen, da gab er das Zeichen zum allgemeinen Vorbruch und ließ außerdem auch seine berittenen Begleiter zu den Flankenabteilungen herumsprengen, um sie zum schleunigen Vorstoß

mit gesamter Kraft zu veranlassen. Heillos war die Verwirrung der römischen Heereskolonne, die sich plötzlich von allen vier Seiten angefallen sah und deren Führer in diesem Augenblicke völlig außerstande waren, noch irgendwelche zweckdienlichen Gegenmaßregeln zu treffen.

Der rechte Flügel der Gallier wandte sich gegen das noch im Strandpaß sich befindende letzte Drittel des feindlichen Heeres und warf es in den See. Was nicht auf dem festen Boden niedergehauen wurde, flüchtete sich immer tiefer in das Wasser hinein, bis die karthagische Reiterei herzukam und auch diesen Unglücklichen den Garaus machte. Die Niederlage der Römer war vernichtend. Immerhin gelang es noch etwa einem Sechstel, an 6000 Mann, den eisernen Ring der Karthager zu durchbrechen. Vielleicht geschah dies in dem Raum zwischen Sanguineto und Tuoro, der nur von den 8000 Leichtbewaffneten besetzt war. Hätten diese 6000 Mann einen Führer gehabt, der sie dem iberischen und libyschen Zentrum des Gegners sofort in den Rücken geworfen hätte, so hätten sie ihren in der Talmulde um ihr Leben ringenden Kameraden wahrscheinlich noch eine wertvolle Hilfe bringen und das Schicksal des Tages noch einigermaßen bannen können. Doch von einer Bürgerwehr war dies nicht zu verlangen, auch war der Angriff gar zu überraschend gekommen, als daß man auf dem Schlachtfeld selbst einen Überblick hätte bekommen können, zumal da der Nebel noch immer nicht vollständig gewichen war. Infolgedessen stürmten sie in unbestimmtem Drang einfach geradeaus weiter, bis sie merkten, daß sie bereits die Höhen am Rande der Talmulde hinaufgelangt waren, also wohl nördlich von Baroncino am Oberlaufe des Sanguinetobaches (ἔλαθον ἐκπεσόντες πρὸς τοὺς ὑπερδεξίους τόπους), 1—1½ km vom Schlachtfelde entfernt. Mittlerweile war der Nebel gefallen. Jetzt konnten sie das Schlachtfeld und das Ergebnis des Kampfes überschauen, aber nicht mehr helfen. Deshalb setzten sie ihren Abmarsch fort und schlugen sich in ein etruskisches Dorf von wahrscheinlich fester Lage im Gebirge. Doch wurden sie hier alsbald nach der Schlacht von Maharbal mit dem iberischen Fußvolk und den Lanzenschützen eingeschlossen und infolge ihres Mangels an allem Bedarf zur Übergabe genötigt.

Der Verlust der Römer belief sich auf 15000 Gefangene und mehr als 20000 Tote bzw. Schwerverwundete (zusammen in der Talmulde und im Engpaß). Hannibal hatte nur etwa 1500 Mann, und zwar hauptsächlich Gallier verloren, immerhin aber auch an 30 Offiziere höheren Grades.

Die Schlacht war von ihm entworfen worden als rangierte Schlacht. Hatte er an der Trebia erkennen müssen, daß ein Angriff auf beide Flügel der römischen Legionsphalanx und ein Rückenangriff mit 2000 Mann noch nicht wirksam genug war, so hatte er es am Trasimenischen See unter geschickter Ausnutzung des Geländes, in das er den Feind hineinzulocken verstanden hatte, mit einem bedeutend verstärkten Flügel- und Rückenangriff versuchen wollen. Doch hatte ihm die Gunst der Verhältnisse einen viel billigeren Erfolg dargeboten, indem sie ihm statt dessen einen Schlachtüberfall auf einen noch nicht zur Gegenwehr bereiten Gegner gestattete. Es war eine Art Roßbach-

sieg geworden, und zwar in seinem Erfolge noch wesentlich vollständiger als der Fridericianische Sieg. Bei Cannä aber sollte Hannibals Siegesmethode ihre Krönung erlangen, indem es ihm glückte, den bedeutend verstärkten Gegner in einer von ihm selbst gewählten Stellung mit beiderseitiger Flügelanlehnung dennoch durch eine vollständige Einkreisung zu zermalmen.

So ergibt sich uns aus dem polybianischen Bericht ein klares und, wie mir scheint, völlig einwandfreies Bild von dem gewaltigen Ereignisse. Besäßen wir nur die anderen Darstellungen außer Polybius, so würden wir uns schwerlich selbst nach Livius ein auch nur halbwegs richtiges Bild von dem wirklichen Verlauf der Schlacht machen können.

Zwar führen Livius' Ortsangaben auch auf das Sanguinetotal als Schlachtfeld (4, 1—2: *Hannibal . . . inter Cortonam urbem Trasumennumque lacum . . . pervenerat ad loca nata insidiis, ubi maxime montes Cortonenses Trasumennus subit. Via tantum interest perangusta ... deinde paulo latior patescit campus; inde colles insurgunt. ibi castra in aperto locat, ubi ipse cum Afris modo Hispanisque consideret . . . Flaminius . . . postero die . . . angustiis superatis, postquam in patentiorem campum pandi agmen coepit, id tantum hostium, quod ex adverso erat, conspexit; ab tergo ac super caput haud detectae insidiae*). Aber seine Mitteilungen über die Verteilung der Truppen und den Verlauf des Kampfes entbehren durchaus der Klarheit und des militärischen Verständnisses; ja sie sind z. T. geradezu falsch. Ganz offenbar hat ihm auch Polybius vorgelegen, und zwar als maßgebendste Darstellung des Ereignisses (wenn man nicht etwa annehmen will, daß Livius statt des Polybius selbst nur dessen karthagische Quelle, vielleicht Silenus, benutzt habe). Denn die Übereinstimmungen zwischen beiden sind zu zahlreich, als daß sie nicht auf unmittelbare Entlehnung zurückgeführt werden müßten. Außerdem ist auch bei dem römischen Geschichtschreiber die Schlacht in den wesentlichen Zügen unverkennbar vom karthagischen Standpunkt aus gesehen. Und wenn demgegenüber Livius selbst behauptet (7, 4): *Multiplex caedes utrimque facta traditur ab aliis; ego praeterquam quod nihil auctum ex vano velim, quo nimis inclinant ferme scribentium animi, Fabium, aequalem temporibus huiusce belli, potissimum auctorem habui,* so ergibt sich aus dem Zusammenhang, daß diese Berufung auf Fabius als den dem Ereignis zeitlich am nächsten stehenden Gewährsmann sich an dieser Stelle nur auf die Zahlenangaben beziehen soll.

Die knappe, aber klare Darstellung des Polybius vom Verlaufe der Schlacht genügte dem römischen Geschichtsschreiber noch nicht wegen ihrer Kargheit der Schilderung. Deshalb hat er sie durch eigene Ausmalungen erweitert (vgl. das ganze Kap. 5) und aus einer anderen Quelle, offenbar einer römischen, noch die Schilderung des Kampfes um den Konsul hinzugefügt (6, 1—4). Von seiner gesamten weitläufigen Schlachtschilderung entsprechen nur Kap. 4 und 6, 5—12 der polybianischen Darstellung; aber offensichtlich hat er den griechischen Gewährsmann nicht ganz richtig verstanden. Er ist sich nicht ganz klar

darüber geworden, daß der Kampf nicht ein Marschüberfall, sondern nur ein Schlachtüberfall war. Deswegen fügt er Angaben eigenmächtig hinzu, die nicht recht in den Zusammenhang passen, z. B. 4, 4: *Flaminius inexplorato angustiis superatis,* wobei ihm freilich die von ihm nicht genau verstandene polybianische Wendung, die sich auf die strategischen Verhältnisse bezieht: *οὐ τόπον οὐ καιρὸν προορώμενος* (d. h. ohne auf das Gelände und die Gesamtlage Rücksicht zu nehmen), vorgeschwebt haben mag. Ferner vergißt er Hannibals gallisches Fußvolk bei der Schlachtaufstellung überhaupt zu erwähnen und stellt in mißverstandener Auffassung von dem Eingreifen der Reiterei gegen die in See geflüchteten Feinde und in Erinnerung an die polybianische Angabe *τοὺς ἱππεῖς . . . παρεξέτεινε συνεχεῖς, ὥστε τοὺς ἐσχάτους εἶναι κατ' αὐτὴν τὴν εἴσοδον τὴν παρά τε τὴν λίμνην καὶ τὰς παρωρείας φέρουσαν εἰς τὸν προειρημένον τόπον* die karthagische Reiterei unmittelbar an den Engpaß. Folgerichtig weist er ihnen denn auch aus seinem eigenen Schlachtverständnis heraus ihre taktische Aufgabe zu: *ut, ubi intrassent Romani, obiecto equitatu clausa omnia lacu ac montibus essent.* Dabei entging ihm, daß diese seine Auffassung sich nicht mit der polybianischen Darstellung des Kampfes im Engpaß verträgt. Diese seine schiefe Auffassung von dem karthagischen Schlachtgedanken wiederholt er § 5: *Poenus, ubi, id quod petierat, clausum lacu ac montibus et circumfusum suis copiis habuit hostem* — —. Und so fügt er aus sich heraus eine durch die Vorstellung des Marschüberfalls bedingte Angabe hinzu, die nicht zur polybianischen Darstellung paßt: (§ 7) *ante in frontem lateraque pugnari coeptum est, quam satis instrueretur acies aut expediri arma stringique gladii possent.* Und schließlich enthält auch die Mitteilung über die Gefangennahme der 6000 Römer in dem etruskischen Dorfe durch Maharbal einige Abweichungen, die nicht auf eine andere Quelle, sondern lediglich auf Flüchtigkeit des Livius selbst zurückgehen dürften: 6, 11: *postero die . . . fidem dante Maharbale, qui cum omnibus equestribus copiis nocte consecutus erat, si arma tradidissent, abire cum singulis vestimentis passurum, sese dediderunt.* Zunächst passen die singula vestimenta, wie H. J. Müller im Kommentar bemerkt, 'nicht in die an unserer Stelle geschilderte Situation'. Vielleicht also entsprang diese Angabe der reinen Phantasie des Livius (vgl. XXI, 12, 5 und XXII, 52, 3); vielleicht freilich stand auch in einer römischen Urquelle ein Ausdruck wie nudus im Sinne von waffenlos (vgl. Appian, Hann. 10: *ὡς δὲ ἀπέθεντο* [sc. *τὰ ὅπλα*], *λαβὼν* [*Μαάρβαλ*] *ἦγεν αὐτοὺς πρὸς τὸν Ἀννίβαν γυμνούς*). Ferner dürften die beiden Zeitangaben nocte consecutus und postero die sese dediderunt eigene Zutat des Livius sein, während Polybius nur schreibt *μετὰ τὴν μάχην*, was sich auch noch auf den Schlachttag beziehen kann, da spätestens zu Mittag der Kampf sein Ende erreicht haben mußte. Lediglich auf Flüchtigkeit des Livius aber beruhen sicherlich die omnes equestres copiae. Hier hat dem römischen Geschichtsschreiber zweifellos die andere, ungleich berühmtere Erzählung von Maharbal vorgeschwebt, sein Gespräch mit Hannibal nach der Schlacht bei Cannä (Liv. XXII, 51, 1—4), wo er als Befehlshaber der Reiterei auf-

tritt. Darum hat er ihn auch hier die Verfolgung der Römer nach dem Gebirgsdorf mit der Reiterei ausführen lassen und vergessen bzw. übersehen, daß Polybius ausdrücklich sagt: *ἀποσταλέντος ὑπὸ τοῦ στρατηγοῦ μετὰ τῶν Ἰβήρων καὶ λογχοφόρων Μαάρβα.*

Wir finden also auch hier das Urteil bestätigt, daß Polybius unsere weitaus zuverlässigste, verständnisvollste und klarste Quelle ist, daß hingegen Livius sich zwar redlich bemüht, auf Grund aller ihm zur Verfügung stehenden Quellen eine schwungvolle, farbenreiche und tunlichst vollständige Darstellung von den Ereignissen zu geben, daß es ihm aber doch an sachkritischer Schärfe und an Sinn für peinliche, bis ins einzelne gehende Sorgfalt in der Benutzung seiner Gewährsmänner gebricht.

Steglitz. Konrad Lehmann.

Ciceros 7., 8., 9. und 10. philippische Rede, erklärt von W. Sternkopf. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1913. 121 S. 1,20 M.

Ciceros philippische Reden sind in neuerer Zeit, abgesehen von der ersten und zweiten, nur wenig kommentiert worden. Von der 4. und 14. gibt es eine Ausgabe von Gast mit recht dürftigen Erklärungen (Teubner 1891) und von der 7. eine solche von Strenge (Perthes 1893), deren Kommentar besonders in sachlicher Hinsicht auch nicht überall einwandfrei ist. Und doch sind die meisten dieser Reden für die Lektüre geeigneter als die häufig erklärte zweite; denn während diese der Hauptsache nach nur eine in der Form oft allzu derbe und gehässige Schmähschrift gegen Antonius ist, die zwar scheinbar eine unmittelbare Antwort auf die Angriffe des Antonius in der Senatssitzung vom 19. September 44 darstellt, in Wirklichkeit aber nicht gehalten ist, sind die anderen Reden aus dem Fortgang der Ereignisse heraus entstanden und geben uns im Verein mit entsprechenden Briefen Ciceros und seiner Freunde ein lebensvolles, oft ergreifendes Bild von den letzten Zuckungen der römischen Republik und zugleich von der größten politischen Energie, die Cicero nach seinem Konsulatsjahre entfaltet hat. Daß diese Reden bisher nicht öfter gelesen wurden, lag wohl hauptsächlich an dem Mangel einer guten erklärenden Ausgabe; denn eines Kommentars bedürfen sie, weniger aus stilistischen Gründen — obwohl sie auch in dieser Hinsicht manche Besonderheiten zeigen — als wegen der verwickelten politischen Verhältnisse, die, oft mehr angedeutet als ausgeführt, auch für den Lehrer nicht ohne weiteres verständlich sind. Diesem Mangel wird nun erfreulicherweise durch die erklärende Ausgabe Sternkopfs, eines genauen Kenners Ciceros und seiner Zeit, abgeholfen. Nachdem 1912 die 3. bis 6. Rede als Fortsetzung der von Halm-Laubmann erklärten 1. und 2. Rede erschienen ist, liegt nunmehr der dritte Band, Rede 7—10 enthaltend, vor. Dieser Band steht hier zur Besprechung.

Die ca. 17 Seiten umfassende Einleitung bietet einen instruktiven Überblick über die Ereignisse vom 2. September 44, dem Tage der 1. philippischen Rede, bis zu der im Februar 43 gehaltenen 10. Rede. Die Darstellung, die teilweise auf eigenen Untersuchungen des Herausgebers, besonders auf der im 47. Bande des Hermes veröffentlichten Abhandlung 'Die Verteilung der römischen Provinzen vor dem Mutinensischen Kriege', beruht, berührt natürlich die ersten sechs Reden nur kurz, während die 7. bis 10. ihrem Inhalt und ihrer Gliederung nach eingehender behandelt werden. An die Einleitung schließt sich hinter dem Text ein längerer Exkurs an, in welchem die Zeit der vier Reden z. T. im Anschluß an die Ausführungen Ganters in Fleckeisens Jahrb. 1894 S. 613 ff., z. T. im Gegensatz zu diesen, soweit es möglich ist, bestimmt wird. Danach ist die 7. in der zweiten Hälfte des Januar gehalten, die 8. am 3. Februar, die 9. am 4. Februar, die 10. endlich n a c h dem 4. Februar, aber höchstwahrscheinlich noch in diesem Monat. Da die Einleitung die politische Lage der Zeit eingehend schildert, so konnte der Kommentar nicht selten auf die zusammenhängende Darstellung zurückverweisen; immerhin fehlt es nicht an Stellen, wo der Text an Ort und Stelle ausführlichere Erörterung verlangt. Dahin gehört u. a. das Verhältnis des Antonius zu Mazedonien nach dem Provinzentausch (VII, 3), die Gegenvorschläge des Antonius nach der Gesandtschaft an ihn (VIII, 25), die Kassierung der Gesetzgebung des Antonius (X, 17) u. a. m. Weil die sachliche Erklärung in den philippischen Reden einen erheblichen Raum beansprucht, mußten die sprachlichen und stilistischen Erläuterungen nach Möglichkeit beschränkt werden; doch dürften auch hier die meisten Schwierigkeiten des Gedankenganges sowohl wie einzelner Wendungen durch geeignete Hinweise — mitunter auch durch eine passende Übersetzung — beseitigt sein. Der eine oder andere Nachtrag läßt sich vielleicht auf diesem Gebiete in einer künftigen Auflage noch geben; so z. B. könnte decuriabit VII, 18 durch Beziehung auf I, 19 und V, 12 erläutert werden.

Was nun die Textgestaltung der vier Reden anlangt, so hat natürlich auch Sternkopf den Vatikanus (V) in erster Linie der Ausgabe zugrunde gelegt. Daneben ist aber nach Clarks Vorgange auch die zweite Handschriftenklasse (D), die Halm in seiner grundlegenden kritischen Ausgabe und noch Müller in der Teubneriana zu sehr unterschätzt hatten, zu ihrem Rechte gekommen. Denn Clark hat in den Anecdota Oxoniensia VII gezeigt, daß manche durch Nachlässigkeit des Schreibers in V entstandene Fehler in D in richtiger Lesart vorliegen. Da aber Clark z. T. andere Handschriften der Klasse D benutzt hat als Halm, so hat Sternkopf neben den Clarkschen auch die Halmschen Handschriften herangezogen und die Stellen, an denen die Lesart der letzteren angeführt wird, im kritischen Anhang durch einen Stern bezeichnet. Freilich weicht St. auch an diesen so bezeichneten Stellen nur dreimal von Clark ab — VIII, 18 triumpharunt nach bgt für triumphaverunt Va (erstere Lesart richtig wegen der besseren Klausel), VIII, 31 conveniendi sui potestatem f. conveniendui potest autem sui (auch Müller folgt D, während Halm conv. potestatem sui liest), IX, 15 isto etiam honore f.

isto honore etiam V —, aber der kritische Apparat hat gegenüber demjenigen Clarks an Genauigkeit gewonnen, zumal da auch einige Irrtümer Clarks berichtigt werden. Die sonstigen Abweichungen Sternkopfs vom Texte Clarks beruhen bis auf ganz wenige Stellen, an denen der eine Herausgeber V, der andere D bevorzugt, hauptsächlich darauf, daß beide über die Zulässigkeit einer handschriftlichen Lesart verschiedener Meinung sind, oder daß sie eine sichere Korruptel verschieden emendieren. Über einige dieser Stellen, zugleich über einzelne, an denen beide den selben Handschriften folgen, will ich im folgenden noch meine Ansicht aussprechen.

VII, 5. quo nomine dignus est nemo, nisi qui tanti honoris nomen potest sustinere. Während Clark für nomen nach Cobet onus schreibt, hat St. die Überlieferung mit Recht verteidigt durch die Bemerkung: 'Der Ausdruck tanti honoris nomen sustinere ist tadellos, und an der Widerholung des Wortes nomen braucht man keinen Anstoß zu nehmen.' Zu nomen sustinere ist hinzuweisen auf de leg. agr. II, 87 imperii gravitatem ac nomen sustinere, red. in sen. 10 nomen ipsum consulatus ... nec intueri nec sustinere potuerunt. An der Widerholung aber braucht man nicht bloß keinen Anstoß zu nehmen, sondern muß sie sogar auf bewußte Absicht des Redners zurückführen. Denn das zweite nomen hat die stärkere Bedeutung 'der mit einer Verpflichtung verbundene Namen, der gewichtige Titel'. Die beiden Wörter bilden also eins von den Wortspielen, wie sie gerade in den philippischen Reden mit besonderer Vorliebe verwandt wurden. Vgl. I, 5 qui illam insepultam sepulturam effecerant; 6 multa et magna per populum et absente populo et invito; II, 12 qui cum multa vita excedens providit, tum quod te consulem non vidit; 55 cuius tamen scelus in scelere cognoscite; 95 absenti adfui Deiotaro; VI, 2 fuit enim longo intervallo ita liber senatus, ut vos aliquando liberi essetis; 11 O Fide! quae potest esse maior fides quam fraudare creditores; VII, 19 turpe est summo consilio orbis terrae ... consilium intellegi defuisse; X, 8 corpus aberat liberatoris, libertatis memoria aderat; XI, 14 nisi forte iure Germanum Cimber occidit; 18 L. Philippus pro consulibus eum se mittere dixit, non pro consule; 24 quo salvo salvi sumus futuri; 32 armatum armabitis Cassium; 35 nec paratum solum, sed peritum; XII, 14 pax non erit pax, sed pactio servitutis; XIII, 24 mentum mentemque deponeres; 26 homo diruptus dirutusque; XIV, 16 dolorem ferre non potuit doloris mei.

§ 6. tamen eundem, ut dixi, nisi talis esset consul, negare esse consulem auderem. Esset consul V^1bt, Klotz, Müller, Sternkopf; consul esset V^3ag, Halm, Kayser, Clark. Esset consul ist rhythmisch besser, weil so das Glied als S2 (nach Zielinski) dem vorhergehenden $MS2^1$ ziemlich genau entspricht, während beide von V1 umgeben werden.

§ 18. Von der für Rom zu fürchtenden Gewaltherrschaft des L. Antonius wird gesagt: Non rursus improbos decuriabit, non sollicitabit rursus agrarios, non queretur expulsos? quaeretur Vb^1, queretur t, queret ln, quaeret b^2. Die Ausgaben haben alle queretur, wozu St. die Erläuterung gibt: 'wird er nicht darüber zetern, daß man sie (d. h. die

agrarii durch Kassierung der acta septemvirum) aus ihrem Besitz vertrieben hat?' Mir scheint queretur nicht richtig zu sein. Es handelt sich um eine dreigliedrige Aufzählung, von der die ersten beiden Glieder eine politische Handlung des Antonius bezeichnen; dazu aber passen die bloßen Worte des dritten Gliedes um so weniger, als das zweite Glied eine gewisse Steigerung des ersten enthält. Es ist also anzunehmen, daß ursprünglich, wie so oft in den Reden, eine Klimax ad maius vorhanden war, die durch die Einsetzung des matten queretur verloren gegangen ist. Schon Muret schrieb deswegen quaeret urbe expulsos. Indessen hat quaeret etwas Unbestimmtes an sich, und es entsteht so eine gesuchte Klausel. Es wird zu lesen sein non *conquiret* expulsos? 'wird er nicht die Vertriebenen aufspüren und sammeln?' Die Vorsilbe con wurde hinter non übersehen, und so entstanden die Lesarten der Handschriften. Zu conquirere von Personen vgl. besonders Verr. III, 22 cum undique nequissimos homines conquisisset. Unter den expulsi verstehe ich nicht bloß die agrarii, sondern überhaupt solche Anhänger der Antonier, die nach dem Wegzug des M. Antonius Rom verlassen hatten.

§ 22. Ita, quod erat optabile antea, ut populum Romanum comitem haberemus, nunc habemus ducem. Ita quod V; itaque quod D. Müller schreibt nach Nipperdey itaque erat, Sternkopf besser ita quo. Vielleicht ist jedoch ita quod, das auch Clark beibehält, richtig; denn quod nach vorangehendem ita findet sich im adversativen Sinne in ähnlicher Weise wie hier Cluent. 28 und 190 und ohne ita Font. 30.

VIII, 5. Illud vero quis potest bellum esse[1]) dicere, ⟨quo⟩ consulem fortissimum virum, cum exercitu misimus? Qui cum esset infirmus ex gravi diuturnoque morbo, nullam sibi putavit excusationem esse oportere, cum ad rei publicae praesidium vocaretur. Quo fehlt in V, consulem dagegen in D. Halm und Clark setzen hinter dicere ein Fragezeichen und vereinigen den Satz consulem — misimus mit dem folgenden Relativsatze. So aber wird das rühmliche Verhalten des Konsuls zu sehr in den Vordergrund gerückt, während doch der Kriegszustand, nach dem gefragt wird, im Grunde nur aus dem Aussenden des Konsuls und des Heeres sich ergibt. Dazu kommt, daß das hinweisende illud nach dem regelmäßigen Sprachgebrauch eine relativisch anknüpfende Erläuterung erwarten läßt. Sternkopf hat deshalb mit Recht (ebenso wie Müller) Garatonis Verbesserung quo consulem, die eine Vereinigung der beiden Handschriftenklassen darstellt, aufgenommen.

§ 7. Sulla cum Sulpicio de iure legum, quas per vim Sulla latas esse dicebat, Cinna cum Octavio de novorum civium suffragiis, rursus cum Mario et Carbone Sulla, ne dominarentur indigni et ut clarissimorum hominum crudelissimam poeniretur necem. St. vermutet im Anhang, daß vor Sulla contendebat oder contendit hinzuzufügen sei; es könnte jedoch auch *dimicavit* hinter dicebat ausgefallen sein; das in V vor Sulla latas enthaltene con hat Halm doch wohl richtig als consul Sulla gedeutet.

[1]) esse fehlt bei Sternkopf, wohl aus Versehen, denn es steht in allen Handschriften, und im Anhang wird nichts bemerkt.



§ 15. Num aut consules illos aut clarissimos viros vituperandos putas? Weil sich clarissimos viros auf die unmittelbar vorher genannten Scaurier, Meteller, Claudier usw. bezieht, die illo die nicht Konsuln waren und deshalb den beiden Konsuln Marius und Valerius gegenübergestellt werden, hat Mommsen hinter clarissimos das Pronomen hos hinzugefügt. Die auch von St. nur im Anhang erwähnte Ergänzung verdient meines Erachtens um so mehr die Aufnahme in den Text, als dadurch der Doppelschluß V2:L2[1] erzielt wird.

§ 17. Res geritur, conductae lineae sunt, pugnatur acerrime. Sternkopf verbessert das korrupte conductae lineae gut durch conductae ⟨copiae, actae⟩ vineae.

§ 18. Ne triumphus quidem finem facit belli, per quem lata est urbs ea, sine qua usw. Die von Pluygers verlangte Herstellung des Futurums faciet würde den Satzschluß aus V1 zu P1 umgestalten. Das von D gebotene Perfekt ist dem Sinne nach, wie auch St. bemerkt, gut, weil der Triumph schon stattgefunden hat; das Präsens scheint aber gerade des Satzschlusses wegen gewählt zu sein.

IX, 1. Sed cum Ser. Sulpicius aetate illis anteiret, sapientia omnibus, subito ereptus e causa totam legationem orbam et debilitatam reliquit. Illis anteiret, sapientia omnibus D und Arusianus, Gr. Lat. VIII p. 454; illos a. s. omnes V. Weil Arusian den Dativ bei anteire als die hier von Cicero gebrauchte Konstruktion zitiert, haben Clark und Sternkopf im Gegensatz zu den übrigen Herausgebern die Lesart von D aufgenommen. Grammatisch ist beides möglich, jedoch sagt Cicero auch Tusc. I, 5 eum qui iis aetate anteibat, Catonem. Rhythmisch wäre sapientia omnes besser (L *3*[2] gegen M *4*[2]), allein das Zeugnis des Grammatikers ist zu gewichtig, als daß man dagegen die Lesart von V für richtig halten dürfte.

§ 3. Ut igitur alia, sic hoc, C. Pansa, praeclare, quod et nos ad honorandum Ser. Sulpicium cohortatus es et ipse multa copiose de illius laude dixisti. In V ist überliefert quodenset nos, wodurch Klotz veranlaßt wurde, das zu cohortatus gehörende es vor et nos zu stellen. Aber *es* hat wegen der Gliederung durch et . . . et seine natürlichste Stellung an dem überlieferten Orte. Eine andere Frage ist es, ob nicht die seltsame Lesart des V auf ein ursprüngliches praeclare sentis, quod et usw. hinweist. Umstellungen einzelner Wörter kommen auch sonst in V vor: X, 9 aut potuisset autem (Clark schreibt ohne Grund at potuisset), X, 26 imperet frumentumque für frumentumque imperet.

§ 16. Den Satz quod is ob rem publicam mortem obierit hat Kayser nach Manutius und Ernesti getilgt, weil er sich an das Vorhergehende anschließt, die ganze Periode aber durch den gleichen Gedanken schon eingeleitet wird. Clark verbindet den Satz mit der folgenden Bestimmung, und zwar so, daß er eamque causam in basi inscribi vor quod is — obierit stellt. Die Bedeutung des in Frage gestellten Satzes hat Clark richtig erkannt: die Widerholung entspricht dem Stil der Kanzleisprache und dient zur Erläuterung der Aufschrift der Statue. Daß aber weder die Umstellung des Satzes noch die Verschiebung

des que von eam hinter quod (Scaliger) notwendig ist, zeigt Sternkopf im Anhange.

X, 5. Quaero igitur, eum Brutine similem malis an Antoni? Eum Brutine D, Müller, Clark, Sternkopf; eumne Bruti V, Halm, Kayser. Vielleicht ist das Schwanken der Handschriften auf das ursprüngliche Fehlen der ersten Fragepartikel zurückzuführen. Das Kolon quaero igitur eum Bruti (L 1^1) entspricht bis zu einem gewissem Grade dem zweiten (P 1).

§ 9. Quod qui ab illo abducit exercitum, et respectum pulcherrimum et praesidium firmissimum adimit rei publicae. Müller tilgt nach Kraffert exercitum, Clark quod. Sternkopf schreibt quodsi qui. Das selbe habe ich früher (Fleckeis. Jahrb. 1896 S. 572) vorgeschlagen.

§ 19. Omnis est misera servitus, sed fuerit quaedam necessaria: ecquodnam principium putatis libertatis capessendae? Etquodnam D, etquenam V. Da der mit diesem Worte beginnende Satz nach der Überlieferung nicht zu verstehen ist, hat er zu einer Reihe von Besserungsvorschlägen Anlaß gegeben. Graevius schrieb unter Tilgung von putatis: ecquodnam fuerit principium libertatis capessendae, Mommsen schlug spectatis für putatis vor, das aber ebensowenig wie putatis zu ecquodnam paßt, Halm ecquandone, Jeep ecquamnam, Müller repudiatis für putatis, Clark schreibt ecquodnam pr. putatis libertatis capessendum und vermutet zugleich iustum putatis. Sternkopf endlich hat durch seine Lesart necessaria: ⟨etiamne haec necessaria est?⟩ Quodnam usw. den Sinn richtig hergestellt, aber noch näher als die längere Ergänzung liegt, wie mir scheint, die Einschiebung von *aptius* vor putatis, also ecquodnam principium aptius putatis libertatis capessendae? Hinter fuerit quaedam necessaria läßt sich der Gedanke 'davon kann jetzt keine Rede sein' um so leichter ergänzen, als er in dem auf capessendae folgenden Fragesatze 'Wollt ihr etwa freiwillig Knechte sein?' mit Nachdruck ausgesprochen wird. Darauf wird dann das principium quo aptius cogitari non potest durch den letzten Satz des Paragraphen näher ausgeführt.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß in nicht zu ferner Zeit die noch übrigen vier philippischen Reden ebenfalls von Sternkopf kommentiert werden mögen. Vielleicht unterzieht sich der Verf. auch der allerdings nicht geringen Mühe, dem Schlußbändchen ein sachlich-sprachliches oder doch ein sachliches Register zu den Anmerkungen (auch der ersten und zweiten Rede) beizugeben.

Leer. K. Busche.

Die Anfänge der Invektive in Rom

Ein Beitrag zur Geschichte der Invektive

Spottlied und Schimpfrede waren dem derben Bauernvolk des Romulus von Natur eigen. Lange bevor es eine Literatur gab, sangen die Bauern bei Hochzeiten und ländlichen Festen ihre Spottlieder, die sog. *versus fescennini,* die nach Inhalt und Form sehr roh und derb waren. Auch mag es schon sehr früh Volkssitte gewesen sein, Spottverse nächtlicherweile vor einem Hause abzusingen. Schon das 12-Tafelgesetz sah sich genötigt, gegen diese Unsitte einzuschreiten: Cic. rep. IV. 12 *si quis occentavisset sive carmen condidisset, quod infamiam faceret flagitiumve alteri.* — Hierher gehören auch die *sollemnes ioci*[1]), die die Soldaten dem triumphierenden Feldherrn zuriefen, eine Sitte, die sich bis in die späte Kaiserzeit erhalten hat.

Gegen Ende des dritten Jahrhunderts haben wir den ersten literarischen Niederschlag dieser Art in den polemischen Äußerungen des Campaners Naevius, als dessen Charakteristikum Volcacius Sedigitus in seinem Kanon der Komödiendichter das Feuer der Rede erwähnt *(Naevius qui fervet).* Er ist der erste und einzige, der es wagte, die *ἀρχαία κωμῳδία* auf römischen Boden zu übertragen[2]). Wir haben noch Bruchstücke, die ganz den Ton der alten Komödie zeigen. So läßt er in der 'Tarentilla' einen Sklaven sagen[3]):

> *qua ego in theatro hic meis probavi plausibus,*
> *ea non audere quemquam regum rumpere:*
> *quanto libertatem hanc hic superet servitus.*

In einem andern Stück (Lupus[4])?) haben wir eine offenkundige politische Anspielung (Cic. Cat. M. 20):

> *Cedo,*
> *qui vestram rem publicam tantam amisistis tam cito?*
> *respondentur alia et hoc in primis:*
> *proveniebant oratores novi, stulti, adulescentuli.*

Ein Fragment (118 Ribb.) zeigt Schimpfworte, die bei Aristophanes stehen könnten: *pessimorum pessime, audax ganeo lustro aleo.* Zuweilen wird Naevius stark persönlich, freilich mit Weglassung des Namens (R. 108 ss.):

> *etiam qui res magnas manu saepe gessit gloriose,*
> *cuius facta viva nunc vigent, qui apud gentes solus praestat,*
> *eum suus pater cum pallio uno ab amica abduxit.*

---

[1]) Vgl. Liv. III 29, 5; IV 20, 2; 53, 11 .Beispiele bei Sueton. *Caes.* 49, 51, 80.
[2]) *Libere lingua loquemur ludis Saturnalibus* (Festus 116).
[3]) Ribb. 72sq. aus Char. G. L. I 216.
[4]) Vgl. Leo, Gesch. d. Röm. Lit. I 90 Anm. 1.

Diese Verse hat schon Gellius (VII 8, 5 aus Valerius Antias) auf Scipio, den gefeiertsten Römer jener Zeit, bezogen. — Bekannt ist des Naevius Kampf mit den Metellern: *fato Metelli Romae fiunt consules,* worauf diese erwidert haben sollen: *malum dabunt Metelli Naevio poetae.* Solche Äußerungen politischer Leidenschaftlichkeit mag es noch viele gegeben haben. Freilich sollte ihm sein politischer Freimut teuer zu stehen kommen. Wir wissen, daß er lange Zeit im Gefängnis saß[1]), als etwa Sechzigjähriger Rom verließ und im Exil (in Utica) sein *bellum Poenicum* schrieb.

Seit Naevius hat es niemand mehr gewagt, bekannte Persönlichkeiten auf der Bühne zu verspotten[2]). Denn die nun folgenden Palliatendichter Plautus, Caecilius, Terenz ahmen nicht mehr Aristophanes und die alte Komödie nach, sondern die mittlere und jüngere, bei der an Stelle des politisch-aggressiven Moments die Verspottung des kleinbürgerlichen Lebens tritt. Freilich so spurlos verschwand der persönliche Spott und Hohn, der ja ein Lebenselement der Komödie ist, nicht. Die Rede, die in der alten Komödie an den Chor gerichtet wurde, wird jetzt als Monolog[3]) (besonders im Prolog und Epilog) direkt ans Publikum gerichtet.

Die Stücke des Plautus hatten einen vom Stücke losgetrennten Prolog, der in das Stück einführen und beim Publikum Stimmung machen sollte. Wir besitzen diese Prologe nicht in der Originalfassung; vielmehr stammen sie von einem Theaterdirektor späterer Zeit, der ein älteres, derberes Stück wider zur Aufführung bringen will[4]).

Ganz anders verhält es sich mit den Prologen des Terenz. Sie geben nicht mehr die Exposition des Stückes — diese verlegt er vielmehr in eine Dialogszene —, sondern sie sind wohl ausgedachte, mit allem Raffinement griechischer Rhetorik aufgeputzte Verteidigungs- und Anklagereden gegen seine literarischen Gegner, die er seinem Schauspieldirektor Ambivius Turpio in den Mund legt. Schon der sprachliche Ausdruck unterscheidet sich merklich von dem des Dialogs. Dort *oratio pura,* hier scharfe Antithesen, Wortspiele und Wortwitze. Alles ist darauf angelegt, auf das Publikum zu wirken. Die terenzischen Prologreden sind die ersten Proben rhetorischer Technik in Rom.

Gleichzeitig entwickelt sich die Prosarede. Ihr ältester Vertreter ist M. Porcius Cato, ein geschworener Feind der Aristokratenpartei, zugleich ein Verächter des Hellenentums. Mit unermüdlicher Kampfes-

---

[1]) Vgl. Gell. III 3, 15 *Sicuti de Naevio quoque accepimus fabulas eum in carcere duas scripsisse, Hariolum et Leontem, cum ob assiduam maledicentiam et probra in principes civitatis de Graecorum poetarum more dicta in vincula Romae a triumviris coniectus esset.*

[2]) Eine Ausnahme scheint der Mimus zu machen, dessen lustige Improvisation sich solche Freiheiten erlaubte. Wissen wir doch, daß Lucilius und Accius einen Mimen wegen Beleidigung verklagten: ad Herennium I 24 und II 19.

[3]) Vgl. Leo, Monolog im Drama S. 79ff.

[4]) Vgl. bes. den Prolog zur *Casina,* die ohne Zweifel von allen Stücken des Plautus das derbste ist.

lust und scharfer Zunge ging er gegen die Nobilität vor (besonders als er 184 Zensor geworden war) und brachte viele auf die Anklagebank. Aber auch ihm wurden nicht weniger als 44 Prozesse anhängig gemacht, in denen er sich immer selbst verteidigte und nie verurteilt wurde. Die Reden, die er in diesen Prozessen und im Senate hielt, arbeitete er aus und veröffentlichte sie [zum Teil in seinen *Origines*[1])]. Damit hat er die politische Rede in die Sphäre der Literatur erhoben[2]). Erst Attikus veranstaltete eine Sammlung von ca. 150 Reden[3]). Wir haben Fragmente von ca. 80 Reden[4]).

Die Hauptsache war ihm das 'vituperare'[5]). Aus den Fragmenten können wir noch den bissigen Rotbart[6]) erkennen. Mit Keulenschlägen führt er seinen Kampf gegen die Habsucht und Grausamkeit der Senatoren in den unterworfenen Gebieten (LXX 1 J. = Gell. XI 18, 18): *Fures privatorum furtorum in nervo atque in compedibus aetatem agunt, fures publici in auro atque in purpura.* In einer Rede gegen Thermus heißt es (VIII 2 J. = Fest. 208, 30 L.): *Rumorem, famam flocci fecit, intercutibus stupris obstinatus, insignibus flagitiis*[7]). Ein andermal charakterisiert er den jungen Thermus also[8]): *Sed a benefactis, ab optimis artibus fugit maxima fugella, perpetuis simo curriculo.* Besonders scharfe Worte richtet er an den Volkstribunen Caelius[9]) (XL 1—6 J.): (1) *Numquam tacet, quem morbus tenet loquendi tamquam veternosum bibendi atque dormiendi. quod si non conveniatis, cum convocari iubet, ita cupidus orationis conducat, qui auscultet. itaque auditis, non auscultatis tamquam pharmacopolam. nam eius verba audiuntur; verum se nemo committit, si aeger est.* — (2) *Frusto panis conduci potest, vel uti taceat vel uti loquatur.* — (3) *In coloniam mehercules scribere nolim, si trium virum sim, spatiatorem atque fescenninum.* — (4) *Descendit de cantherio, inde staticulos dare, ridicularia fundere.* — (5) *Praeterea cantat, ubi collibuit, interdum Graecos*

---

[1]) Diesem Beispiele folgte C. Fannius (cos. 122), der politische Gegner des C. Gracchus. Auch er legte, um die führenden Persönlichkeiten jener politisch bewegten Zeit zu charakterisieren, in sein Geschichtswerk Reden ein. So kennt Cicero die Invektive des Q. Metellus gegen Tiberius Gracchus aus den Annalen des Fannius. Vgl. Brut. 81 *cuius* (i. e. Q. Metelli) *et aliae sunt orationes et contra Ti. Gracchum exposita est in C. Fannii annalibus.*

[2]) Die berühmte Rede des Appius Claudius Caecus gegen den Frieden mit Pyrrhus (280), die Cicero noch las, wurde sicherlich erst später aus dem Familienarchiv veröffentlicht.

[3]) Cic. Brut. 65.

[4]) Ed. H. Jordan. Leipzig 1860. — Wer sich an dem Stil des alten Cato ein Bild machen will, der lese Gell. VI 3.

[5]) Vgl. den Brief des Mark Aurel von Fronto (II, 3, 1).

[6]) Plut. Cat. 1:

Πανδακέτην πυρρὸν γλαυκόμματον οὐδὲ θανόντα
Πόρκιον εἰς Ἀίδην Περσεφόνη δέχεται.

[7]) Aus der selben Rede führt Gellius (XIII 25, 2 = VIII, 1 J.) eine Glanzstelle an.

[8]) Jord. p. 45 aus Priscian III p. 601 P.

[9]) Die Rede war betitelt: *Si se Caelius trib. pl. appellasset;* fr. 1 u. 2 = Gell. I 15, 9 u. 10, fr. 3 = Fest. p. 466, 19 L., fr. 4 u. 5 = Macrob. Sat. III 14, 9, fr. 6 = Paulus ex Fest. 52, 18 L.

versus agit, voces demutat, staticulos dat. — (6) *Quid ego cum illo dissertem amplius, quem ego denique credo in pompa vectitatum iri ludis pro citeria atque cum spectatoribus sermocinaturum?*

Das Beispiel des alten Cato wirkte auf die Folgezeit. Die Praxis, politische Pamphlete in der Form von gehaltenen Reden in Umlauf zu setzen, wurde immer häufiger. Freilich ging die Redekunst als solche bald über Cato hinaus. So sehr auch Cato gegen die Gräzisierung ankämpfte, die 'asianische' Kunst nahm immer mehr überhand. Ja, Cato selbst zeigt nicht selten unbewußt griechischen Einfluß in seinem Periodenbau.

Die Nachfolger Catos sind für uns nur Namen, die uns Cicero in seinem 'Brutus' überliefert. Aber die Zeit, in die wir jetzt kommen, ist eine gewaltig bewegte. Nach Karthagos und Korinths Fall war das Imperium nach außen gesichert. Um so mehr beginnt jetzt die Reform im Innern. Das Regiment der Aristokratie erwies sich als unzulänglich, ja als unfähig. Es bildete sich die römische Demokratie, die nach fast hundertjährigem Kampfe die Senatsherrschaft stürzen sollte.

Vor allem sind es zwei Männer, die uns hier beschäftigen müssen, das Bruderpaar Tiberius und Gaius Gracchus. Von den Reden des Tiberius erhalten wir Kenntnis vor allem durch das Zeugnis Ciceros, der die Reden selbst noch las[1]). Außerdem gibt uns Plutarch einen Auszug aus der Rede gegen Oktavius (c. 15) und eine Glanzstelle aus der Rede für das Ackergesetz (c. 9, 4), aus der noch das Feuer revolutionären Geistes herausklingt: *ὁ Τιβέριος πρὸς καλὴν ὑπόθεσιν καὶ δικαίαν ἀγωνιζόμενος λόγῳ καὶ φαυλότερα κοσμῆσαι δυναμένῳ πράγματα δεινὸς ἦν καὶ ἄμαχος, ὁπότε τοῦ δήμου τῷ βήματι περικεχυμένου καταστὰς λέγοι περὶ τῶν πενήτων, ὡς τὰ μὲν θηρία τὰ τὴν Ἰταλίαν νεμόμενα καὶ φωλεὸν ἔχει καὶ κοιταῖόν ἐστιν αὐτῶν ἑκάστῳ καὶ καταδύσεις, τοῖς δὲ ὑπὲρ τῆς Ἰταλίας μαχομένοις καὶ ἀποθνήσκουσιν ἀέρος καὶ φωτός, ἄλλου δὲ οὐδενὸς μέτεστιν, ἀλλ' ἄοικοι καὶ ἀνίδρυτοι μετὰ τέκνων πλανῶνται καὶ γυναικῶν, οἱ δέ αὐτοκράτορες ψεύδονται τοὺς στρατιώτας ἐν ταῖς μάχαις παρακαλοῦντες ὑπὲρ τάφων καὶ ἱερῶν ἀμύνεσθαι τοὺς πολεμίους· οὐδενὶ γάρ ἐστιν οὐ βωμὸς πατρῷος, οὐκ ἠρίον προγονικὸν τῶν τοσούτων Ῥωμαίων, ἀλλ' ὑπὲρ ἀλλοτρίας τρυφῆς καὶ πλούτου πολεμοῦσι καὶ ἀποθνήσκουσι, κύριοι τῆς οἰκουμένης εἶναι λεγόμενοι, μίαν δὲ βῶλον ἰδίαν οὐκ ἔχοντες.*

Das Werk, das Tiberius begonnen, setzte sein jugendlicher Bruder Gaius fort. Selbst die flehentlichen Bitten seiner Mutter Cornelia, die sich in einem herzzerreißenden Brief[2]) von Misenum aus, wohin sie sich

[1]) Brut. 103: *Utinam in Tiberio Graccho Gaioque Carbone talis mens ad rem publicam bene gerendam fuisset, quale ingenium ad bene dicendum fuit: profecto nemo his viris gloria praestitisset, sed eorum alter propter turbulentissimum tribunatum, ad quem ex invidia foederis Numantini bonis iratus accesserat, ab ipsa re publica est interfectus . . . sed fuit uterque summus orator.* (104) *atque hoc memoria patrum teste dicimus; nam et Carbonis et Gracchi habemus orationes nondum satis splendidas verbis, sed acutas prudentiaeque prudentissimas.*

[2]) Vgl. Neposausgabe von C. Halm. Lpz. 1871, S. 123.

nach dem Tode ihres Ältesten zurückgezogen hatte, an ihren jüngeren Sohn wendet, vermögen diesen nicht von der Politik zurückzuhalten. Vernehmen wir das Urteil Ciceros (Brut. 125), der, zwar ein geschworener Feind revolutionären Geistes, nicht umhin kann, die Leidenschaftlichkeit seiner Sprache zu rühmen: *Sed ecce in manibus vir et praestantissimo ingenio et flagranti studio et doctus a puero C. Gracchus. noli enim putare quemquam pleniorem aut uberiorem ad dicendum fuisse . . . damnum enim illius immaturo interitu res Romanae Latinaeque litterae fecerunt.* (126) *utinam non tam fratri pietatem quam patriae praestare voluisset. quam ille facile tali ingenio, diutius si vixisset, vel paternam esset vel avitam gloriam consecutus. eloquentia quidem nescio an habuisset parem neminem. grandis est verbis, sapiens sententiis, genere toto gravis. manus extrema non accessit operibus eius, praeclare inchoata multa, perfecta non plane. legendus ... est hic orator . . ., si quisquam alius, iuventuti; non enim solum acuere, sed etiam alere ingenium potest.* Glücklicherweise sind uns so viele Fragmente erhalten, daß wir uns von seinem Stil ein Bild machen können. Berühmt ist die Stelle, die uns Cicero de orat. III 214 überliefert: *Quo me miser conferam? quo vertam? in Capitoliumne? At fratris sanguine madet. an domum? matremne ut miseram lamentantem videam et abiectam*[1]*?* — Als echter Demagoge begnügt sich C. Gracchus nicht damit, positive Beweise und Vorschläge vorzubringen, sondern er sucht den Gegner zu verdächtigen, wie uns ein Bruchstück der Rede über die *lex Aufeia* (Gell. XI 10) belehrt. Wie gehässig seine Rede gewesen sein muß, zeigt das Urteil der Alten über eine Rede gegen L. Piso Frugi: Cic. pro Font. 29 *qua in oratione permulta in L. Pisonem, turpia ac flagitiosa dicuntur;* Schol. Bob. pro Flacco (p. 90 St.): *oratio maledictorum magis plena quam criminum.*

Den Gaius Gracchus haben Marcus Antonius und Lucius Crassus, die leuchtenden Vorbilder Ciceros, als heranwachsende Jünglinge noch auf dem Forum gehört. Der erstere war mehr als Sachwalter tätig und trat als Politiker in den Hintergrund. Dagegen scheint der junge Crassus noch etwas von dem Feuer der Begeisterung des Gaius Gracchus verspürt zu haben. Gleich nach dessen Tode (118) griff er in einer Rede *de colonia Narbonensi,* die er nachher als sein politisches Programm veröffentlichte, den Senat aufs heftigste an. Doch bald verrauchte sein jugendliches Feuer. Im J. 106 unterstützte er sogar den Antrag des Konsuls Q. Servilius Caepio für die Aufhebung der *lex Sempronia iudiciaria* und bekannte sich durch diese *suasio legis Serviliae* offen zur Senatspartei. Auch diese Rede ließ er in der Öffentlichkeit erscheinen. Als er nun später einmal in einen Prozeß verwickelt wurde, ließ der Redner der Gegenpartei abwechselnd Abschnitte aus der einen und der andern Programmrede vorlesen[2].

Daran ist durchaus festzuhalten, daß die veröffentlichte Rede bis auf Cicero nur politisches Pamphlet war. Gerade von Antonius und

[1]) Eine andere Glanzstelle überliefert Gellius XV 12.

[2]) Vgl. Cic. pro Cluent. 140, de orat. II 223ff. — Ein heftiger Gegner des Crassus war Papirius Carbo (Cic. *de or.* III 3, 10), der erst nach dem

Crassus berichtet Cicero: Orat. 132 *Crassi perpauca sunt nec ea iudiciorum, nihil Antoni* und de orat. II 8 *cum alter non multum, quod quidem extaret, et id ipsum adulescens, alter nihil admodum scripti reliquisset.* Antonius war eben politisch nicht hervorgetreten, Crassus nur in seiner Jugend.

Vor allem ist hier noch eines Mannes zu gedenken, der an Schärfe der Invektive alle seine Vorgänger übertraf und auch von keinem seiner Nachfolger übertroffen wurde, der seine Zeitgenossen gleichsam mit Skorpionen peitschte [1]). Es ist der Erfinder der spezifisch römischen Literaturgattung der Satire [2]), das bedeutendste Talent der älteren römischen Literatur, der, ein freigeborner Mann, dazu ein Freund des jüngeren Scipio [3]), wohl ein freies Wort wagen konnte.

Satiren im Sinne von nach Inhalt und Form vermischten Gedichten gab es bereits vor Lucilius. So berichtet Diomedes (G. L. I 485 aus Sueton): *Olim carmen, quod ex variis poematibus constabat, satura vocabatur, quale scripserunt Pacuvius et Ennius.* Und in der Tat knüpft Lucilius rein äußerlich an Ennius und Pacuvius an, indem er in seiner ersten Gedichtsammlung (Buch XXVI—XXX) die selben Versmaße nebeneinander verwendet, nämlich den trochäischen Septenar, den jambischen Senar und den Hexameter.

Den Titel hat also Lucilius übernommen. Aber er hat aus der 'Satura' eine Gattung gemacht, indem er das *σπουδαιογέλοιον* in den Vordergrund stellte. Darum sagt Diomedes an der selben Stelle: *Satura dicitur carmen apud Romanos nunc quidem maledicum et ad carpenda hominum vitia archaeae comoediae charactere compositum, quale scripserunt Lucilius et Horatius et Persius.* Wie einst Archilochos die *ἰαμβικὴ ἰδέα,* die längst im Volke schlummerte, literarisch fixierte, so hat Lucilius den im italischen Volksstamm vorhandenen Sinn für Spott- und Hohnpoesie (vgl. S. 103) dadurch in die Sphäre der Literatur erhoben, daß er die verschiedenen Spezies der griechischen Literatur (die Jamben des Archilochos, die alte Komödie, das Spottepigramm des dritten Jahrhunderts, die Kinädologie des Sotades [4]), die moralischen Be-

---

Tode des Redners Berühmtheit erlangte. Darauf machte der Volksmund folgenden Saturnier:

Postquam Crassus carbo factus, Carbo crassus factus est.

Der Grammatiker Marius Plotius (p. 461 K.) interpretiert die erste Hälfte: *i. e. periit,* die zweite: *i. e. res aute mortua revixit, i. e. ad florem pervenit.*

[1]) Vgl. Pers. I 114 *secuit Lucilius urbem;* Iuven. I 165 *ense velut stricto quotiens Lucilius ardens infremuit, rubet auditor, cui frigida mens est criminibus, tacita sudant praecordia culpa.*

[2]) Quintil. X 1, 93 *satura quidem tota nostra est, in qua primus insignem laudem adeptus Lucilius.*

[3]) Vgl. Horaz Sat. II 1, 71: *Quin ubi se a vulgo et scaena in secreta remorant virtus Scipiadae et mitis sapientia Laeli, nugari cum illo et discincti ludere, donec decoqueretur olus, soliti.* Hierzu bemerkt ein Scholiast (aus guter Quelle): *Scipio Africanus fertur intra domum tam civilis fuisse et carus Lucilio, ut quodam tempore Laelius circa lectos triclinii fugienti supervenerit, cum eum Lucilius obtorta mappa quasi feriturus sequeretur.*

[4]) Diese Gattung hatte bereits Ennius in seinem *Sota* kultiviert, der sicherlich ein Gedicht von persönlich-aggressiver Art war. Fragm. (532—36) bei Baehrens S. 131.

trachtungen des Phönix von Kolophon, die Sillenpoesie des Timon von Phlius, besonders die in jener Zeit in Blüte stehende Diatribe) auf sich wirken ließ [1]) und seiner Dichtung ein bestimmtes Versmaß — in der Antike sind Gattung und Form aufs engste miteinander verbunden —, den Hexameter (vielleicht unter dem Einfluß der parodischen Poesie des Timon?), gab [2]).

Gleich in dem zeitlich ältesten Buch (XXVI) vertritt Lucilius (wie Horaz Sat. II, 1) energisch seinen Dichterstandpunkt gegenüber den Leuten, die in ihn dringen, er solle die Taten Scipios im Stile des Ennius verherrlichen (v. 620f.) [3]):

hunc laborem sumas, laudem qui tibi ac fructum ferat:
percrepa pugnam Popili, facta Corneli cane.

Darauf der Dichter (622f.):

ego si, qui sum et quo folliculo nunc sum indutus, non queo;
ita uti quisque nostrum e bulga est matris in lucem editus ...

Lucilius schreibt also seine Verse nieder, wie sie ihm aus dem Herzen kommen [4]). So belehrt er einen Albinus im Stil der stoischen Diatribe über den Begriff der *virtus* (1326ff.):

virtus, Albine, est pretium persolvere verum,
quis in versamur, quis vivimus rebus, potesse,
virtus est homini scire id quod quaeque habeat res,
virtus scire, homini rectum, utile quid sit honestum,
quae bona, quae mala item, quid inutile, turpe, inhonestum,
virtus quaerendae finem re scire modumque,
virtus divitiis pretium persolvere posse,
virtus id dare quod re ipsa debetur honori,
hostem esse atque inimicum hominum morumque malorum,
contra defensorem hominum morumque bonorum,
hos magni facere, his bene velle, his vivere amicum,
commoda praeterea patriai prima putare,
deinde parentum, tertia iam postremaque nostra.

In einem andern längeren Fragment (1228ff.) schlägt er einen schärferen Ton an und greift *populumque patresque* in ihrer Gesamtheit an:

nunc vero a mani ad noctem, festo atque profesto
totus item pariterque die populusque patresque
iactare indu foro se omnes, decedere nusquam,
uni se atque eidem studio omnes dedere et arti,
verba dare ut caute possint, pugnare dolose,
blanditia certare, 'bonum' simulare 'virum' se,
insidias facere, ut si hostes sint omnibus omnes.

Mit dem Freimut eines Xenophanes wagt er sogar gegen den römischen Kultus (im 15. Buche v. 480ff.) vorzugehen:

---

[1]) So ähnlich pflegte mein hochverehrter Lehrer Prof. Ed. Norden diese Erscheinung im Kolleg zu formulieren. — Nicht zu vergessen ist, daß Rom seit dem älteren Cato an den Ton der Invektive gewöhnt war; ohne das vorausgehende politische Pamphlet wäre Lucilius kaum denkbar.

[2]) Im 30. Buch finden wir nur noch den Hexameter verwendet; desgl. in der zweiten Sammlung (Buch I—XXI).

[3]) Ich zitiere natürlich nach der Ausgabe von F. Marx. (Leipzig 1904.)

[4]) Vgl. v. 590: *ego ubi quem ex praecordiis ecfero versum.*



multa homines portenta in Homeri versibus ficta
monstra putant, quorum in primis Polyphemus ducentos
Cyclops longus pedes: et porro huic maius bacillum
quam malus navi e corbita maximus ullast
terriculas, Lamias, Fauni quas Pompiliique
instituere Numae, tremit has, hic omnia ponit.
ut pueri infantes credunt signa omnia aëna
vivere et esse homines, sic ista somnia ficta
vera putant, credunt signis cor inesse in aënis.
pergula fictorum veri nihil, omnia ficta.

Besonders zog Lucilius gegen die Hauptlaster seiner Zeit, die *luxuria* (im 4. und 13. Buch) und *avaritia* (im 19. Buch) zu Feld.

Interessant ist für uns Philologen die literarische Polemik des Lucilius. Sie wird für drei Bücher ausdrücklich bezeugt von Porphyrio, der zu Horat. sat. I 10, 53 *nil comis tragici mutat Lucilius Acci? non ridet versus Enni gravitate minores? cum de se loquitur non ut maiore reprensis* bemerkt: *facit autem haec Lucilius cum alias tum vel maxime in III libro, meminit IX et X.* Wir besitzen noch eine Reihe von Fragmenten, in denen er sich über die orthographischen Neuerungen des Accius lustig macht[1], der langen Vokal durch Doppelung (v. 352—55) und langes $\bar{\imath}$ durch *ei*[2]) ausgedrückt wissen will (v. 358—70). Auch Pacuvius[3]) wird getadelt. Doch diese literarische Kritik war, wie wir schon aus den angeführten Worten des Horaz schließen können, nicht bitter[4]), um so mehr aber die politische Polemik[5]).

Das politische Element steht bei Lucilius durchaus im Vordergrund. Und zwar stellt er seine feurige Feder in den Dienst des jüngeren Scipio[6]). Scipios Feinde sind auch seine Feinde. Vgl. Horat. sat. II 1, 65 *num Laelius et qui duxit ab oppressa meritum Carthagine nomen ingenio offensi aut laeso doluere Metello famosisque Lupo coperto versibus?*

Q. Caecilius Metellus Macedonicus war Zensor des Jahres 131 und erließ als solcher ein Ehegesetz. Darauf mögen wohl die misogynen

---

[1]) Vgl. v. 375 *atque accurrere scribas, dne an c, non est, quod quaeras eque labores.*

[2]) Köstlich ist es zu lesen, im Vokativ Sing. müsse *i* stehen, im Plur. *ei*, weil es mehr sei, und auch im Dat. müsse man dem *e* ein *i* beifügen, weil der Dativ immer etwas zugebe.

[3]) Vgl. Gell. XVII 21, 49 *subinde et Pacuvius et Pacuvio iam sene Accius cleriorque tunc in poematis eorum obtrectandis Lucilius fuit.* Dazu Lucil. 875 *verum tristis contorto aliquo ex Pacuviano exordio.*

[4]) Ganz anders sein jüngerer Zeitgenosse Porcius Licinus in seinem in trochäischen Septenaren abgefaßten literarhistorischen Lehrgedicht, dessen Anfang uns Gellius XVII 21, 45 (aus Varro) überliefert. Er ist ein Meister im Erfinden und Verdrehen, so z. B. in der Schilderung des Verhältnisses des Terenz zu seinen vornehmen Gönnern. Selbst auf dem literarischen Gebiete kann er seine politische Leidenschaft nicht zurückhalten; es zeigt sich in den erhaltenen Versen sein ganzer Haß gegen die Nobilität.

[5]) Von ihr sagt Horaz (sat. II 1, 63): *Quid? cum est Lucilius ausus primus in hunc operis componere carmina morem, detrahere et pellem, nitidus-qua quioque per ora cederet, introrsum turpis* ... und weiter unten (68): *atqui primores populi arripuit populumque tributim.*

[6]) Im 14. Buch ist Scipio selbst redend eingeführt; er erzählt dort seine Reise nach Ecbatana. Berühmt ist auch (durch die Nachahmung des Horaz) die Schilderung seiner Reise nach Sizilien (Buch III).

Betrachtungen im 26. Buche (v. 676ff.) gehen. Der selbe Metellus hatte als Zensor den L. Cornelius Lentulus Lupus, einen Mann der höchsten Aristokratie, der, obwohl als Konsular wegen Erpressungen verurteilt, 147 Zensor geworden war, zum *Princeps senatus* ernannt. Dessen richterliche Willkür verspottet Lucilius im 28. Buche (mit einer scherzhaften philosophischen Wendung) v. 784ff.:

hoc cum feceris,
cum ceteris reus una tradetur Lupo.
non aderit: ἀρχαῖς *hominem et stoechiis simul*
privabit, igni cum et aqua interdixerit.
duo habet stoechia, adfuerit anima et corpore
*(*γῆ *corpus, anima est* πνεῦμα*): posterioribus*
stoechiis, si id maluerit, privabit tamen.

Lucilius hatte aber nicht genug, den Lupus im Leben mit seinen Versen zu verfolgen; auch dem toten gab er noch einen Tritt (Buch I). Das ganze Gedicht ist in eine Götterversammlung eingekleidet. Die Verhandlung gegen Lupus findet ganz nach der Geschäftsordnung des Senates statt. Juppiter berichtet über die Sachlage und fordert jeden einzelnen Gott der Reihe nach auf, sich dazu zu äußern. Die einzelnen Götter werden mit 'pater' angeredet (v. 20—22) außer dem Griechengott Apollo, der sich dagegen verwahrt, daß er mit 'pulcher' aufgerufen wird (v. 23). Die drolligste Figur im Göttersenat ist Romulus-Quirinus, der Vertreter des alten Römertums, der Nektar und Ambrosia von sich weist und lieber wie in früheren Zeiten seine gekochten Rüben ißt[1]). Er führt Klage über die Sittenverderbnis im modernen Rom, das jetzt gelernt habe, anders zu essen und zu trinken, sich griechisch zu kleiden und die Sprache mit griechischen Fremdwörtern zu mischen (v. 14—17). Neptun hält den Fall für sehr schwierig und meint, selbst Karneades könnte die Sache nicht entscheiden, wenn er aus der Unterwelt zurückkehren würde (v. 31). Ein anderer Gott verspottet den Apollo, weil ihm seine Weissagekunst nichts helfe (v. 33—35). Nachdem alle Götter ihre Meinung gesagt, wird Lupus zum Tode verurteilt. Das Urteil wird Apollo, der 'Wolfstöter', vollstreckt haben[2]).

Das 2. Buch des Lucilius handelte von einer Gerichtsverhandlung. Albucius klagt den Augur Mucius Scävola wegen Erpressungen in Asien an (vgl. v. 57):

inpuratum hunc in fauces iuvasse animamque
elisisse illi.

Der Ton der Rede des Albucius ist ein sehr gehässiger[3]); die Rede strotzt von Obszönitäten[4]). Scävola andererseits verspottet in feiner Weise die asianische Manier des Klägers (v. 84f.):

quam lepide lexis compostae ut tesserulae omnes
arte pavimento atque emblemate vermiculato.

[1]) In diesen Zusammenhang muß fr. 1357 *ferventia rapa vorare* gehören, das Bücheler mit Recht dem Lucilius zuschrieb. Vgl. Marx II S. 432.

[2]) Vgl. Marx II S. 14.

[3]) Vgl. 66: *homo inpuratus: et impuno est ⟨ne⟩ rapister?*

[4]) Cf. 72 *si natibus natricem inpressit crassam et capitatam,* 73 *in bulgam penetrare pilosam,* 74 *pedicum iam excoquit omne.*

Desgl. die Gräkomanie des Albucius, der sich nur mit dem griechischen Gruß χαῖρε begrüßen ließ (v. 88—94).

Endlich bringt uns noch das 11. Buch eine Reihe von persönlichen Angriffen. Eine Invektive gegen Asellus scheint mit den Worten (394/95) begonnen zu haben:

Scipiadae magno improbus obiciebat Asellus
lustrum illo censore malum infelixque fuisse.

Mit bitterer Schärfe greift er (413/15) den verschuldeten L. Aurelius Cotta an:

Lucius Cotta senex, crassi pater huius, Paceni,
magnus fuit trico nummerarius, solvere nulli lentus[1]).

Q. Opimius, der Vater des L. Opimius, der im Jahre 116 jene schmachvolle Gesandtschaft an Jugurtha leitete[2]), wird mit folgenden Versen verhöhnt (418/20):

Quintus Opimius ille, Iugurtini pater huius,
et formosus homo fuit et famosus, utrumque
primo adulescens, posterius dare rectius sese.

Einen Erbschleicher stellt er also an den Pranger (422/24):

Cassius, Gaius hic operarius, quem Cephalonem
dicimus sectorem furemque. hunc Tullius Quintus
iudex heredem facit, et damnati alii omnes.

Das sind die hauptsächlichsten Fragmente, die uns noch das persönliche Feuer des Lucilius ahnen lassen. Das Feuer seiner Verse zündete nicht nur für die Gegenwart, sondern es verbreitete sich auf die kommenden Generationen. Daß er noch in augusteischer Zeit viel gelesen wurde, beweist die Polemik des Horaz. Noch Tacitus schreibt im 'Dialogus' (23): *nobis utique versantur ante oculos illi, qui Lucilium pro Horatio . . . legunt.* Lucilius wurde noch lange neben Horaz gelesen, welch letzterer auch, im Gegensatz zu Vergil, nicht sofort Schulschriftsteller wurde. Während wir auf den Wänden von Pompei Hunderte von Vergilversen lesen, finden wir daselbst nicht einen Horazvers. Als sich dann aber der urbanere Horaz durchgesetzt hatte, da erlosch bald das Feuer des Lucilius, und selbst die archaistische Reaktion vermochte es nicht mehr zu entfachen. So kam es, daß kaum mehr als 1000 Verse auf uns gekommen sind von dem Mann, der das originellste und produktivste Talent der älteren römischen Literatur in einer Person verkörperte.

Wohlau. A. Kurfeß.

---

[1]) Vgl. auch 416 *si tricosus, bovinatorque ore inprobus duro.* Über dieses Fragment hat neuerdings G. Landgraf (Philol. 1913 S. 156) Licht verbreitet.

[2]) Vgl. Sall. Jug. 16 u. 40; Cic. Brut. 128, pro Sestio 140.



Herodot

---

1) F. Jacoby, Herodotos. Paulys Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung, begonnen von G. Wissowa, herausgegeben von W. Kroll. Stuttgart. Supplement zweites Heft 1913. Sp. 205—520.

Die Realenzyklopädie, habe ich immer geglaubt, ist dazu da, den Benutzer über den jeweiligen Stand unseres Wissens über die einzelnen behandelten Gegenstände aufzuklären, wobei ein kurzer historischer Bericht über die Forschung, die uns zu diesem Wissen geführt hat, erwünscht, wenn auch nicht notwendig ist, und bei noch strittigen Fragen das Für und Wider unter Hinzufügung des Wichtigsten aus der einschlägigen Literatur anzugeben. Natürlich bleibt es dabei dem Berichterstatter unbenommen, sein eignes Urteil hinzuzufügen und zu begründen. Die Bearbeiter der griechischen Historiker scheinen darüber anderer Meinung zu sein. Sie lassen manche Fragen ganz unberührt, beschäftigen sich nur oder doch vorzugsweise mit Dingen, die sie besonders interessieren und sind dabei in erster Linie bemüht, ihre eigene Meinung zur Geltung zu bringen. So ist es auch mit Jacobys Artikel über Herodot, der über 300 Spalten lang ist und doch in mancher Hinsicht nichts oder doch sehr wenig bietet. Besser wäre er als Buch, etwa mit dem Titel 'Herodot und sein Werk' oder 'Die Entstehung von Herodots Geschichtswerk und seine Quellen' erschienen. Unangenehm wirkt auch die breite und an Widerholungen reiche Darstellung, durch die der Artikel ins Unermeßliche angeschwollen ist. Dies zeigt schon § 1 'Herodot der Thurier'. J. ist für die Schreibung *Ἡροδότου Θουρίου.* Anstatt aber nur auf die Besprechung der Zeugnisse hierfür, die, wie er selbst sagt, 'oft genug besprochen sind', einfach in aller Kürze hinzuweisen, bespricht er sie von neuem ausführlich, ohne doch wesentlich Neues zu bieten, wobei die Vertreter der entgegengesetzten Meinung kurz, z. T. spöttisch abgefertigt werden. Erst am Schluß bringt er etwas Neues, ein Zitat in der Tempelchronik von Lindos (Blinkenberg, La chronique du temple Lindien, Kopenhagen 1912) c. 29 *Ἡ. [ὁ Θ]ούριος ἐν τᾶι B τᾶν ἱστοριᾶν.* Dies Zeugnis ist freilich sehr wichtig, aber als 'etwas nicht mehr Anzugreifendes' vermag ich es nicht hinzustellen. Blinkenberg hält Hagesitimos für den Verf. der Chronik und setzt dessen Geburt c. 125 v. Chr. an. 'Aber das Zitat ist älter; denn der Chronist hat nicht mehr H. selbst eingesehen.' Viel älter aber kann es doch

nicht sein, da es die Bucheinteilung voraussetzt. Wozu ferner beweist J. in der ausführlichsten Weise, daß sich Herodot längere Zeit in Samos aufgehalten hat. Das ist längst hinreichend bewiesen, niemand zweifelt mehr daran und wesentlich Neues bringt er auch hier nicht vor. Aus dem Folgenden greife ich zwei Punkte heraus, in denen ich ihm vollständig zustimme, obwohl auch hier wie in vielen andern Dingen bei Herodot ein absolut sicherer Beweis nicht zu führen ist. Ich gebe ihm darin recht, daß eine Rückkehr Herodots von Thurii nach Athen und ein zweiter längerer Aufenthalt daselbst weder nachweisbar noch auch wahrscheinlich ist, und daß innere Indizien dafür sind, daß Herodots Reisen im Orient und im Norden sämtlich vor seinen Aufenthalt in Athen fallen. Indem er dann ferner Herodot in Verbindung mit seinen Vorgängern betrachtet, gewinnt er nach meiner Meinung in der Frage über die Entstehung von Herodots Werk den richtigen Standpunkt. Wie das zweite Buch ein vollkommen selbständiges Werk über Ägypten ist, so gab es noch eine Reihe anderer ursprünglich selbständiger *λόγοι* von Herodot über Barbarenvölker, die alle nach dem selben Schema bearbeitet waren (vier Teile: Natur des Landes und seine geographische Lage, Lebensweise und *νόμοι* seiner Bewohner, *θαυμάσια*, politische Geschichte), das aus der geographisch-ethnographischen Periegese stammt. Diese ursprünglich selbständigen *λόγοι* sind dann zu Vorträgen ausgearbeitet. Den Stoff für die altgriechische Geschichte und für die Bücher VII—IX hat er erst bei seinem Aufenthalt in Griechenland gesammelt. Hier in Athen ist Herodot aus dem ionischen Reisenden zum Historiker geworden, der nun, nachdem ihm, dem unpolitischen Halikarnassier, durch Perikles das Verständnis für die Mission Athens erschlossen war, für Athen schrieb. Gegen die behauptete Priorität von VII—IX sagt er treffend: 'Aus welchem Grunde hat denn Herodot überhaupt seine Reisen gemacht, wenn er sein Leben als Historiker der Perserkriege begann?' Und weiterhin: 'Das Werk ist unverständlich, wenn der historische Grundgedanke das prius ist; es wird mit einem Schlage verständlich, wenn dieser Gedanke in den dreißiger Jahren nicht allzu lange vor Ausbruch des Krieges und während der politischen Kämpfe in Thurioi gefaßt ist, wenn Herodot damals den Entschluß faßte, zum Besten des bestehenden Athen die Rolle Athens in den Perserkriegen zu schildern, und wenn er nun, als er am Ende seines Lebens zum ersten Male literarisch sich betätigte, gern alles verwenden wollte, was er bisher in Vorträgen der alten und neuen Heimat geboten hatte.' Für den beabsichtigten Schluß hält er die Gründung des attischen Seebundes, glaubt auch mit Ebert (Zur Frage nach der Beendigung des Herodoteischen Geschichtswerkes in besonderer Berücksichtigung der *Ἀσσύριοι λόγοι*, Kiel 1911), was ich nicht glaube, daß kurz vor Schluß auch die *Ἀσσύριοι λόγοι* Platz finden sollten. Dieser sein Plan konnte aber nur vermittels zahlreicher Exkurse ausgeführt werden, wobei nach Jacobys Meinung auch ursprünglich zusammenhängende Stücke, wie die Geschichte Athens und Spartas, aufgelöst und an verschiedenen Stellen untergebracht wurden.

Sehr umfangreich ist dann die Behandlung der Quellenfrage. Was er im allgemeinen über diesen Punkt sagt, dürfte wohl jetzt, da die Wut,

überall bei Herodot nach schriftlichen Quellen zu suchen, verraucht ist, im allgemeinen Anerkennung finden. Schriftliche Quellen, sagt er, sind nur in den ethnographischen Teilen nachweisbar. Für diese Stücke, so betont er, war eine literarische Form schon vorhanden, während für die erzählenden Teile sie erst von Herodot geschaffen wurde. Denn für die späteren Bücher gab es überhaupt noch keine schriftlichen Quellen. Für den ersten Teil des Werkes wird natürlich in erster Linie Hekatäus als Quelle hingestellt (vgl. auch des Verf. Artikel über Hekatäus in Pauly-Wissowa VII Sp. 2666—2750), nach ihm ein jüngerer Autor, der, von Hekatäus ausgehend, über die Perser geschrieben hat und der aller Wahrscheinlichkeit nach Dionys von Milet gewesen sein soll. Bekanntlich wird dieser ja auch sonst gern als Quelle Herodots genannt, obgleich oder vielmehr weil wir von ihm so gut wie gar nichts wissen. Es folgt dann eine sehr eingehende, sich über beinahe 50 Spalten erstreckende Quellenanalyse, auf die ich hier nicht näher eingehen kann.

Nun noch kurz, was ich vermisse. Die Handschriftenfrage wird sehr kurz behandelt und von dem wenigen, das geboten wird, nimmt noch die Besprechung der gar nicht zu beweisenden Behauptung Alys, RSV stammten aus der voralexandrinischen Vulgata, während AB auf die Aristarchausgabe zurückgehen, einen unverhältnismäßig großen Raum ein. Die höchst wichtige Dialektfrage ist kaum gestreift, die Syntax aber überhaupt nicht erwähnt. Forscher, die sich mit diesen Dingen beschäftigen wollen, könnten doch wohl den Anspruch erheben, das Wichtigste aus der hier einschlägigen, sehr umfangreichen Literatur zu erfahren. Der letzte Abschnitt (§ 33) 'Ausgaben und Hilfsmittel' nimmt eine halbe Spalte ein. Daß hier nicht jede kleine Schulausgabe genannt zu werden braucht, ist selbstverständlich. Aber das Gebotene ist doch gar zu dürftig und nicht einmal immer richtig. Richtig ist die Bemerkung, daß von den erklärenden Ausgaben die von Stein und Macan am brauchbarsten sind; wenn aber dabei gesagt wird, daß Steins Ausgabe den neuesten englischen Schulkommentar von How-Wells weit übertreffe, so gibt das eine ganz falsche Vorstellung von letzterem. In Wahrheit überragt dieser in sachlicher, historischer Erklärung Steins Ausgabe bei weitem, versagt aber in grammatischer Hinsicht beinahe vollständig. Gar nicht erwähnt ist K. W. Krügers Ausgabe, die doch zuerst den Grund zu einer einigermaßen richtigen grammatischen Erklärung gelegt hat. Stein hat auf diesem Grund weiter gebaut. Deutsche Übersetzungen endlich werden gar nicht genannt.

2) W. Reese, Die griechischen Nachrichten über Indien bis zum Feldzuge Alexanders des Großen. Eine Sammlung der Berichte und ihre Untersuchung. Leipzig 1914. B. G. Teubner. gr. 8. 106 S. 3 *M*.

Wie F. Jacoby hält R. Hekatäus für die Quelle von Her. III 38, 98—106, IV 44; nur die Bemerkungen über das Kamel (III 103) und das Klima Indiens (III 104) nimmt er aus. Hiermit steht seine Behauptung, bei Herodot sei der Name Ἰνδοί Gesamtname, nicht recht im Einklang, da er bei Hekatäus, wie er im Abschnitt über diesen zu be-

weisen sucht, nur die Indusanwohner bezeichnen soll. An der Nachricht Herodots (IV 44) über die Skylaxfahrt zweifelt er im Gegensatz zu Berger (Wissenschaftliche Erdkunde der Griechen) nicht, wobei er sich auf neugefundene, Berger noch nicht bekannte Inschriften stützt. Mit Lassen erkennt er in den Her. III 100 geschilderten Waldeinsiedlern die brahmanischen Vanaprastha. Hierbei weist er einen doppelten Irrtum Herodots nach. Erstens schreibt dieser Gewohnheiten einzelner (vgl. Strabo XV 713) einem ganzen Volke zu. Zweitens steht das Her. III 100 Gesagte an falscher Stelle. Da die Vanaprastha Indogermanen sind, kann das c. 101 Gesagte, das eine schwarze Bevölkerung voraussetzt, sich nicht auf sie beziehen. 'Dieser Irrtum Herodots mag darauf beruhen, daß er die indischen Völker nach der Karte von der Indusmündung an (Herodot begann ja in III 98 vom äußersten Osten zu sprechen) nach der Quelle zu aufzählt; die Waldeinsiedler waren zwischen den Völkern der Indusmündung und den nördlichen Ἰνδοί angesetzt, Herodot aber zog sie fälschlich zu den südlichen Indern.' Über das Verhältnis des Aristoteles zu Herodot drückt sich R. folgendermaßen aus: 'Herodot kann nicht immer bei ähnlichen Nachrichten dessen Quelle sein wegen der Abweichungen, wohl aber wird Herodot oft der Ausgangspunkt gewesen sein, da er der bekanntere (nämlich bekannter als Hekatäus) Autor war.' — Endlich sei noch erwähnt, daß R. die von mehreren angenommene Athetese Nabers III 97 *οὗτοι οἱ Αἰθίοπες — ἔκτηνται* zurückweist.

3) Fr. Windberg, De Herodoti Scythiae et Libyae descriptione. Dissert. inaug. Göttingen 1913. 67 S. 8.

In der Beschreibung Szythiens (IV 5—80) folgt Herodot nach W.s Ansicht einer schriftlichen geographischen Quelle, die schon an regelmäßig widerkehrenden Ausdrücken und an der Kürze der Darstellung zu erkennen ist, korrigiert sie aber bisweilen (c. 18 und 20 in betreff der Androphagen und Melanchlänen) und macht zahlreiche Zusätze, die sich wider schon im Ausdrück verraten und die auf eigene Erkundigungen bei Einheimischen zurückgehen. Hierdurch sind in seine Darstellung widerholt Widersprüche gekommen. So setzt das, was er IV 48 über den Lauf der Nebenflüsse des Ister sagt, voraus, daß dieser Fluß auch in seinem Unterlauf von Westen nach Osten fließt, während nach II 34 das letzte Stück seines Laufes von Norden nach Süden gerichtet sein soll. W. schließt daraus, daß IV 48. 49 auf Erkundigungen Herodots in Istria beruht, während die Angabe in II 34, die nicht den Tatsachen entspricht, Theorie eines Geographen sei. Ferner wohnen nach c. 53 die Gerrhoi da, wo nach c. 18 die Wohnsitze der Androphagen sind. Den wunderlichen Lauf des Flusses Gerrhos aber soll sich Herodot selbst ausgedacht haben, um das, was er in seiner geographischen Quelle über den Fluß Gerrhos gelesen hat, mit dem zu vereinigen, was er anderswoher über den Ort Gerrhos erfahren hat.

Mit dieser geographischen Beschreibung Szythiens stimmt in verschiedenen Punkten das nicht überein, was er IV 99—101 über die

Gestalt Szythiens sagt. Die Erzählung des Krieges aber stimmt mit beiden nicht überein, steht aber dem Abschnitte IV 99—101 näher. Deshalb meint W., Herodot habe diesen, der nur kurze Umrisse des Landes biete, zusammen mit der Erzählung des Krieges übernommen, aber mit einigen Zusätzen versehen (die Maßzahlen, Vergleichung Szythiens mit Attika und Italien). Der Abschnitt über die Nachbarvölker der Szythen (103—117) hat wider den Stil einer geographischen Quelle, die aber wegen verschiedener Widersprüche nicht die selbe sein soll wie zu Anfang des Buches. Auch hier werden Zusätze aus eigenen Erkundigungen Herodots festgestellt.

Bestimmte Namen für die Quellen nennt W. nicht. Daran tut er recht; wenn er aber Hekatäus deshalb ausschließt, weil in seinen Fragmenten verschiedene Namen szythischer Völker vorkommen, die bei Herodot fehlen, so scheint mir dies kein ausreichender Grund zu sein. Wohl aber stimme ich ihm darin bei, daß Ephorus in der geographischen Beschreibung Szythiens (Pseudo-Skymnus 841—871) nicht aus Herodot selbst geschöpft hat, sondern aus einem ionischen Geographen, der vielleicht Herodots Quelle war. Die Benutzung Herodots wäre zu unbequem gewesen, weil er keine zusammenhängende Darstellung gibt.

In der Beschreibung Libyens sind leicht vier Abschnitte zu erkennen: 1. Die Seeküste von Ägypten bis zum Tritonissee (168—180); 2. Die Völker der Sahara (181—185); 3. Die Seeküste vom Tritonissee nach Westen (186—196); 4. Allgemeines über Libyen (197—199). Den zweiten Abschnitt führt W. auf den mündlichen oder schriftlichen Bericht eines Kaufmanns zurück, während er im ersten und dritten wider schon aus dem Stil eine schriftliche geographische Quelle erkennt, die wie beim szythischen *λόγος* durch viele auf persönliche Erkundigungen beruhenden Bemerkungen bereichert ist. Auch hier hat man Herodots Darstellung Hekatäus zugrunde legen wollen. W. drückt sich aber hierüber sehr vorsichtig aus: 'Ex omnibus fragmentis (sc. Hecataei) quae ad rem attinent neque cognationem neque differentiam inter Herodoti et Hecataei descriptiones interesse certe dicere possumus. Id solum apparet, Hecataei descriptionem multo accuratiorem fuisse quam Herodoti.'

4) W. Arkwright, The Cabalians of Herodotus, Journal of Hellenic. Studies 1914. S. 64—65.

Her. VII 77 werden *Καβηλέες Μηίονες* erwähnt, die den Namen Lasonier führen. Daraus schließt A., daß Herodot zwischen mäonischen (lydischen) Kabalern, die eingewandert sind, und eigentlichen Kabalern, d. h. eingebornen, unterscheidet. Der Name dieses einfach *Καβηλέες* genannten Volkes soll nun zu Anfang von Kap. 76, wo de Pauw zuerst eine Lücke angenommen hat, die von Stein durch *Πισίδας* ausgefüllt ist, gestanden haben. Er ist vom Schreiber weggelassen, weil er im Anfang von Kap. 77 widerkehrt. Hiernach verbessert A. III 90 *Λασονίων καὶ Καβαλίων ἐγγενέων* (*ὑγεννέων* ABCP, *αὐτεννέων* R, *αὐτενέων* SV, *Ὑτεννέων* Stein).

5) Fr. Westberg, Zur Topographie des Herodot. III. Klio XIV, 1914. S. 338—344.

• Nach W. hat man bei Herodot mindestens mit drei verschiedenen Stadien zu rechnen, dem babylonisch-persischen ($7^1/_2$ auf die römische Meile) von rund 198 Metern (erreichbar wahrscheinlichster Betrag 198,39), dem Zehnmeilenstadium von 148,85 Metern und dem Stadium des attisch-römischen Fußes von rund 178,2 Metern. Die 1000 Stadien für die Breite der Landenge von Suez (Her. II 158, IV 41 = Strabo XVII 803) und die 200 Stadien für die Breite des engen Niltals (Her. II 8) stimmen, wenn man das Stadium zu 148,85 Meter nimmt. Hierbei bekämpft er Steins Zusatz Her. II 8 *ἡμερέων τεσσέρων* ⟨*καὶ δέκα*⟩, weil er den Worten *τὸ δ' ἐνθεῦτεν αὖτις εὐρέα Αἴγυπτος ἐστί* am Ende des Kapitels widerspreche. Den Zusatz hat Stein von Dietsch übernommen, hat aber dann folgerichtig die eben angeführten Worte gestrichen. Nach M. reichen die vier Tagereisen bis in die Gegend von Hermupolis und Arsinoe, wo in der Tat eine Erweiterung des Niltals eintritt. Schon Wiedemann (Herodots zweites Buch S. 67) nennt den Zusatz eine Schlimmbesserung, weil dann die Erweiterung des Niltales in Nubien stattfinde, wo das Tal noch weit enger als in Ägypten sei. Dann fährt er aber fort: 'Erweiterungen finden im eigentlichen Ägypten zwar mehrfach statt, so bei Siut und Theben, allein die Berge treten unmittelbar darauf wider an den Nil, so daß der Irrtum durch eine solche lokale Verbreiterung nicht veranlaßt sein kann.' Das spricht gegen W.s Erklärung. Freilich, was dann Wiedemann selbst zur Erklärung anbringt, ist auch nicht sehr überzeugend.

6) Ernst Obst, Die Beschreibung des Nilpferdes bei Herodot II 71. Klio XIV, 1914. S. 390—391.

Daraus, daß in Herodots Beschreibung des Nilpferdes alles, was den Vergleich mit einem Pferde enthält, nicht den Tatsachen entspricht, alle andern Angaben aber richtig sind, schließt O. wie auch andere, daß Herodot oder seine Quelle niemals ein Nilpferd gesehen noch seine Stimme gehört hat. 'Der Verf. unsrer Beschreibung hat nur ein Skelett eines Flußpferdes vor Augen gehabt, an dem er eine ganze Reihe trefflicher Beobachtungen machen konnte. Die fehlenden Teile aber glaubte er in verzeihlichem Irrtum aus dem Namen des Tieres "Flußpferd" um so eher ergänzen zu können, da ja an dem Tier sonst nichts Pferdeähnliches zu entdecken war und der Name doch im allgemeinen nur nach tatsächlich vorhandenen Eigenschaften oder Ähnlichkeiten gegeben zu werden pflegt.'

7) W. Capelle, Die Nilschwelle. Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 1914. S. 317—361.

Aus den zum Teil ungenauen und mangelhaften Angaben Herodots über die Nilschwelle schließt C. (S. 328): 'Herodot hat offenbar die Nilschwelle, ihren Eintritt und Verlauf gar nicht selbst gesehen, d. h. er ist zu andrer Jahreszeit in Ägypten gewesen. Denn daß ein Mann wie Herodot, der für alles Merkwürdige in Natur und Geschichte ein so

offenes Auge hatte, wenn er selbst den Verlauf der Nilflut beobachtet hätte, diesen[1]) Farbenwechsel nicht beobachtet und unerwähnt gelassen hätte, scheint undenkbar. Herodots Angaben über die Nilschwelle und ihre Begleiterscheinungen beruhen also durchweg auf ägyptischen Mitteilungen oder — wenigstens teilweise — auf einer literarischen Quelle.' Über Herodots Verhältnis zur ionischen Naturwissenschaft fällt C. folgendes harte, aber doch wohl berechtigte Urteil (S. 344): 'Es ist ihm hier und da von ihren Ergebnissen etwas zu Ohren gekommen, das er lebhaft aufgreift und in hohem Maße selbstbewußt kritisiert, ohne einen tieferen Einblick in ihre Voraussetzungen und Arbeitsweisen getan oder gar selbst naturwissenschaftlich denken gelernt zu haben.'

8) Leigh Alexander, The Kings of Lydia and a Rearrangement of some Fragments from Nicolaus of Damascus. Dissertation der Princeton University. 61 S. 8. 1913.

Hierher gehört nur, was über den Her. I 84 erwähnten König Meles gesagt ist. A. hält ihn für identisch mit dem Nicol. Dam. (Exc. de virt. 14 und de insid. 14. 15) erwähnten Meles und erklärt ihn für einen Usurpator, der während der Regierung des Herakliden Ardys geherrscht hat. Genaueres hierüber in meiner Anzeige in der Berl. philol. Wochenschr. 1914 Sp. 1454.

9) E. Schmolling, Herodots Bericht über Athen im Lichte der neueren Funde auf der Akropolis. Sokrates 1913, S. 687—704.

Als die Athener, die den Eingang zur Akropolis verteidigten, in ihrem Rücken die Perser erblickten, flohen sie *ἐς τὸ μέγαρον* (Her. VIII 53). Damit kann nicht der alte Erechtheustempel gemeint sein, weil die Fliehenden sonst den Feinden in die Arme gelaufen wären; also, schließt S. ganz richtig, kann mit *τὸ μέγαρον* nur das vom Erechtheustempel südlich liegende Hekatompedon bezeichnet sein. Die Ketten, in denen die gefangenen Böoter und Chalkidier gefesselt waren, sah Herodot an einer Mauer hängen, *ἀντίον τοῦ μεγάρου τοῦ πρὸς ἑσπέρην τετραμμένου* (V 77). Hierzu bemerkt S.: 'Wir würden vielleicht sagen: in der Richtung der nach Westen verlängerten Längsachse des Megaron' und versteht unter Megaron auch hier das alte Hekatompedon. Zu *ἑκατόμπεδον* (*-ος*) ergänzt er nicht *ἱερόν*, *τέμενος* oder *νεώς*, sondern *μέγαρον*, und diese Bezeichnung, die ja auch bei Pausanias für kleinere Tempel vorkommt, erklärt er sich aus der 'Einfachheit des ganzen Baues, der ja ursprünglich einen Antentempel ohne die Säulenreihe des Prostylos, Amphiprostylos oder gar Peripteros darstellte'. Der Name blieb dann auch später, als der Tempel seinen Säulenkranz erhalten hatte. Damit gebraucht also Herodot hier einen in Athen geläufigen Ausdruck wie VII 133 *τὸ βάραθρον*.

Weniger kann ich S. in dem beistimmen, was er über *ἱερόν* sagt. Er behauptet nämlich, daß mit *ἱερόν* niemals ein Tempelgebäude, sondern

[1]) Von diesem ist vorher die Rede. Das Nilwasser ist in normalen Zeiten weiß, verändert sich beim Steigen in ein schmutziges Rot, wird dann grün, wider schmutzig-rot und beim Fallen endlich wider weiß.



immer ein geweihter Bezirk, in dem dann ein Tempel stehen kann, bezeichnet wird, wobei er sich vornehmlich auf ein Scholion zu Thuk. IV 90 stützt. Daß dies meistens der Fall ist, will ich nicht leugnen, aber S. muß selbst bei Herodot an einer Stelle (V 72 μηδὲ ἔσιϑι ἐς τὸ ἱρόν) eine Ausnahme zugeben. Hier bezeichnet ἱρόν offenbar das, was sonst gewöhnlich μέγαρον oder auch ἄδυτον genannt wird. S. erklärt: 'Es muß hier τὸ ἱρόν als adjektivisches Neutrum gefaßt werden: und gehe nicht in das Heilige, in den uns heiligen Raum.' Aber das ist doch bei ἱερόν immer der Fall, und deshalb ist es eben so vieldeutig. S. bringt dann Inschriften bei, die beweisen sollen, daß mit τὸ ἱερόν im attischen Sprachgebrauch die ganze Akropolis mit Ausschluß des Pelargikon als der der Göttin geweihte Bezirk bezeichnet wird. Auch das ist zuzugeben, aber darum ist doch nicht ausgeschlossen, daß an andern Stellen ἱερόν gleich Tempel gebraucht sein kann, z. B. Her. VIII 53 τὸ ἱρὸν συλήσαντες ἐνέπρησαν πᾶσαν τὴν ἀκρόπολιν, wo doch τὸ ἱρόν im Gegensatz zur übrigen Akropolis gebraucht ist.

Erwähnt sei noch, daß nach S.s Ansicht Platon in Leg. 814 AB die kopflose Flucht der Verteidiger der Akropolis vor Augen gehabt habe. — VIII 54 ist δευτέρῃ ἡμέρῃ falsch mit 'zwei Tage darauf' übersetzt; es heißt 'am folgenden Tage'.

10) E. Obst, Der Feldzug des Xerxes. Klio zwölftes Beiheft. Leipzig 1913. Dieterich. 224 S. Einzelpreis 10 *M*.

Das 'Übersichtskapitel' enthält zunächst 'eine knappe, aber die entscheidenden Tatsachen scharf hervorhebende Rekonstruktion der wahren Geschichte des Xerxeszuges' und im Anschluß hieran einen Abriß der zugrunde liegenden Quellen. Dann folgt in den Spezialkapiteln (II—VI) die Behandlung der einzelnen Probleme. Mit diesen beschäftigt er sich ernstlich, gibt auch zuweilen neue Lösungen, die aber, da sie auf zu unsicherem Grunde beruhen, nicht mehr als den Wert von Vermutungen haben und darum weit entfernt von der 'wahren Geschichte' sind. Herodot wird sehr ungünstig beurteilt. Seiner ganzen Darstellung der Perserkriege soll eine schriftliche Quelle zugrunde liegen, Dionys von Milet, die auch Ephorus benutzt hat. Alle guten Nachrichten bei Herodot werden dieser Quelle zugewiesen; was Herodot zugefügt hat, wird als historisch wertlos betrachtet. Näheres hierüber in meiner Anzeige in der Berliner phil. Wochenschr. 1914 Sp. 1262—1267.

11) G. Zinn, Die Schlacht bei Salamis. Mit einer Karte. Inaug.-Dissert. von Berlin 1914. R. Trenkel. 55 S. 8. 2 *M*.

Die Arbeit stammt aus Delbrücks Schule und zeigt die Vorzüge und Schwächen der selben. Natürlich haben die Griechen bei Salamis die Übermacht; die persische Flotte soll beim Eintritt in den Krieg nur 300 Trieren gehabt haben. Einen zwingenden Beweis dafür kann Z. natürlich nicht bringen; all die schönen Phrasen aus Delbrücks 'Perser- und Burgunderkriegen' kann ich nicht dafür ansehen. Aber trotz ihrer numerischen Schwäche sollen die Perser es gewagt haben, ihre Flotte

noch dadurch zu schwächen, daß sie in der Nacht vor der Schlacht eine Abteilung von Schiffen nach dem Sund bei Megara abschickten. Freilich sollen diese Schiffe nicht bloß den Sund sperren, sondern am Kampfe teilnehmen. Aber konnten denn die Perser sich versichert halten, daß diese Schiffe auch wirklich zur rechten Zeit eintreffen und überhaupt die bei Nacht gefährliche Durchfahrt glücklich ausführen konnten? Über beide Schwierigkeiten setzt sich Z. leichten Herzens hinweg. Die enge Einfahrt in die Trupicabucht kenne ich nicht; jedenfalls mußte sie ohne kundige Lotsen bei Nacht gefährlich sein. Aber auch die viel breitere westliche Einfahrt in die Bucht von Eleusis war bei Nacht für unkundige Seefahrer nicht ohne Gefahr. Nach meiner Erinnerung ist das Meer an der salaminischen Küste beim Fährhaus wie besät mit kleinen Klippen.

Anderseits hat Z. ganz richtig erkannt, daß die von vielen Forschern angenommene Umzingelung der Griechen in der Bucht von Salamis in der Nacht vor der Schlacht die Möglichkeit einer Entwicklung der griechischen Flotte zur Schlacht vollständig ausschließt. Bei dieser Annahme ist gar nicht zu erklären, weshalb die Perser den Griechen nicht ein Ägospotami bereitet haben. Das hat aber vor Z. viel besser und völlig überzeugend W. Goodwin in zwei Aufsätzen (the Battle of Salamis, Papers of the American School of classical Studies at Athene I. S. 239—262 und the Battle of Salamis, Harward Studies in classical Philology 1906 S. 75—101), die Z. nicht gelesen hat, dargelegt. G. folgert daraus, daß die Perser in der Nacht vor der Schlacht ihre Stellung vor dem südlichen Eingang zu den Meerengen hatten und die Schlacht sich bei ihrem Eindringen in diese entwickelte. Anders Z. Er verlegt das Schiffslager der Griechen — dies ist das Neue in seiner Darstellung — aus der Bucht von Salamis an die Nordküste der Insel, nach der beigelegten Karte ein wenig östlich von dem heutigen Kloster Phaneromene. Dazu bestimmt ihn auch der Umstand, daß die Bucht von Salamis für die Aufnahme einer so großen Flotte viel zu klein sei, während 'in der Nähe der Meerenge von Megara sich ein langsam zum Meer hin abfallender Sandstrand ausdehnt, der zum Aufschleppen der Trieren wie geschaffen zu sein scheint'. Aber war denn das Aufschleppen unbedingt nötig? Durften denn die griechischen Seeleute in so gefährlicher Lage kurz vor der Entscheidung Anspruch auf alle möglichen Bequemlichkeiten erheben? Übrigens scheint auch Herodot nicht angenommen zu haben, daß die Schiffe auf den Strand gezogen waren; wenigstens sprechen verschiedene Stellen dafür, wie z. B. VIII 56 *νύξ τε ἐγίνετο καὶ οἳ διαλυθέντες ἐκ τοῦ συνεδρίου ἐσέβαινον ἐς τὰς νέας*. Ich gebe zu, daß darauf wenig Gewicht zu legen ist; aber immerhin verdienen diese Stellen doch vielleicht noch mehr Beachtung als die verlorene Nachricht Plut. Them. 13, nach der Xerxes seinen Thron *ἐν μεθορίῳ τῆς Μεγαρίδος* aufgeschlagen habe. Z. hält diese Nachricht zwar für falsch, meint aber, sie könne sich nur bei einem Schlachtfelde in der Nähe der eleusinischen Bucht gebildet haben. Die Perser sollen also bei Nacht in den Sund von Salamis eingefahren sein, und am Morgen soll dann der Kampf im nördlichen Ausgang aus den Engen

zur eleusinischen Bucht begonnen haben. Das Unglück der Perser war, daß sie sich nicht ungestört entwickeln konnten. Hätten sie das aber gekonnt, so hätte die Schlacht in der Bucht von Eleusis stattgefunden und Xerxes hätte auf seinem Thron beim Herakleion gar nichts zu sehen bekommen. Bei dieser Verlegung des Schlachtfeldes nach Norden ist Voraussetzung, daß Psyttaleia nicht Lipsokutali, sondern Hagios Georgios ist. Ist diese Hypothese Belochs unhaltbar, dann fällt die ganze Aufstellung Z.s von vornherein ins Wasser. Bei der Verteidigung dieser Hypothese widerspricht sich Z. selbst. Erst sagt er, Strabo hätte bei der Beschreibung der Küste Attikas (IX 395), wenn er korrekt verfahren wollte, Psyttaleia (= H. Georgios) früher erwähnen müssen, sagt aber dann später, seine Darstellung sei nur zu verstehen, wenn er mit Psyttaleia H. Georgios meint. Über die Unhaltbarkeit von Belochs Hypothese habe ich mich in der Berl. phil. Wochenschr. 1909 Sp. 60ff., 1912 Sp. 289 und im Rhein. Mus. 1912 S. 192ff. deutlich genug geäußert. Z. hat von diesen Artikeln nur den ersten, und auch diesen nur, wie es scheint, recht flüchtig gelesen. Er zitiert ihn zweimal richtig und einmal falsch (nach S. 27 soll er Jahrb. [!] des phil. Ver. in Berlin 1904 S. 61/62 stehen). Hätte er meine Jahresberichte wirklich eingesehen, so wäre er an verschiedenen Stellen der selben auf Goodwins treffliche Abhandlungen, die auch von andern neueren Forschern gar nicht oder doch nicht genügend berücksichtigt sind, aufmerksam gemacht worden, und hätte er meinen von ihm zitierten Artikel genau gelesen, so würde er nicht Äschyl. Perser 447 falsch nach Beloch *νῆσός τις ἐστὶ πρόσθε Σαλαμῖνος πόρων* (statt *τόπων*) zitiert haben. Außerdem zeigt er hier, daß er auch den Äschylus nicht genau gelesen hat. Auch sonst kann ihm der Vorwurf der Flüchtigkeit nicht erspart werden. So soll der Steinbruch dem Fährhaus gegenüber liegen. Also auf Salamis? Gemeint ist 'oberhalb'. Themistokles soll mit einer Auswanderung nach Skiris (statt Siris) gedroht haben; außerdem steht dies nicht Her. VIII 61, wie Z. zitiert, sondern VIII 62.

Der letzte Abschnitt handelt vom Datum der Schlacht. Busolts Datierung (28. September) wird gegen Obst (22. September) verteidigt.

13) Stanley Casson, The vita Miltiadis of Cornelius Nepos. Klio XIV S. 69—90.

Daß Nepos in der Lebensbeschreibung des Miltiades in manchen Punkten mehr Glauben verdient als Herodot, wie z. B. in der Darstellung des parischen Unternehmens, ist schon widerholt ausgesprochen. C. geht aber viel weiter; er hält Nepos' Angaben in fast allen Punkten für besser als die Herodots. Am Schluß faßt er sein Urteil folgendermaßen zusammen: 'Die Vergleichung der Berichte des Nepos mit denen Herodots über den Zug nach Lemnos, die Schlacht von Marathon und den Zug gegen Paros zeigt, daß Herodot durchweg durch Vorurteile zur Entstellung der Geschichte verleitet wird. Alkmeonidische Überlieferungen und Denkschriften haben zu große Gewalt auf seine Vorstellungen erlangt, als daß er eine unparteiische Darstellung hätte geben können. Überlieferungen der Philaiden, die für die Darstellung dieser Ereignisse

offenbar die beste Quelle waren, hat er, wie es scheint, nicht benutzen können oder nicht benutzen wollen. Anderseits scheint Dionys von Milet in Milet freien Zutritt zu den Denkwürdigkeiten der Familie des Miltiades gehabt zu haben, und Nepos scheint im Leben des Miltiades aus ihm geschöpft zu haben. Wenn nun auch eine solche Geschichte parteiisch für Miltiades gewesen sein mag, so muß sie doch in den Tatsachen zuverlässiger gewesen sein als der sehr parteiische Bericht, den die Alkmeoniden Herodot gegeben haben. Die Feldherrnkunst und der Genius des Miltiades, wie die frühzeitige Betätigung der Kykladenpolitik, die der spätere Verlauf der Geschichte zu rechtfertigen scheint, sind Faktoren von der höchsten Wichtigkeit in der griechischen Geschichte, über die wir in vollständiger Unkenntnis sein würden, wenn wir nur auf Herodot fußten.'

Also auch hier wider alles Gute bei Dionys von Milet, alles Schlechte bei Herodot! Daß ersterer in der Lage war, über die Überlieferungen der Philaiden frei zu verfügen, wird zwar behauptet, aber in keiner Weise bewiesen. Anderseits stammt nicht alles bei Herodot aus der Überlieferung der Alkmeoniden, was C. ihr zuweist. So z. B. ist Herodot in der Darstellung des Zuges gegen Paros weniger von den Alkmeoniden beeinflußt als von seinem religiösen Gefühl.

In betreff der Schlacht von Salamis sei noch erwähnt, daß nach C. die persische Reiterei gelandet war, aber wider eingeschifft wurde, da sie bei der durch die Bäume gegen sie gesicherte Stellung der Athener nicht zu verwenden war. Ihre Einschiffung erfuhren die Athener durch die Ionier (Suidas *χωρὶς οἱ ἱππεῖς*).

In der Classical Review 1914 S. 145—151 handelt Casson vom Zug der Perser gegen Delphi (Her. VIII 35). Er soll nicht in feindlicher Absicht erfolgt sein, sondern den Zweck gehabt haben, Delphis Neutralität sicherzustellen, zugleich aber auch ein Inventar der Schätze aufzunehmen.

14) O. Viedebantt, Eratosthenes, Hipparch, Posidonius. Klio XIV S. 207—256.

In einem Exkurs (S. 252ff.) handelt V. von der Königsstraße (Her. V 53). Aus dem Umstande, daß Herodot für den Weg von Ephesus nach Sardes drei Tagemärsche rechnet (540:3), den Tagemarsch also zu 180 Stadien, für die Strecke Sardes—Susa aber zu 150 Stadien (13500:90), schließt er auf verschiedene Quellen mit verschiedenen Berechnungssystemen. Für die Entfernung Ephesus—Sardes soll das aus Ägypten stammende Stadium des Eratosthenes in der Länge von 157,5 m zugrunde liegen, für die Berechnung der Entfernung von Sardes nach Susa aber das ionische Vulgärstadium zu 189 m, das aus dem persischen System übernommen ist (30 Stadien ein Parasang). Herodots Berechnung der kürzeren Strecke soll aus Hekatäus stammen.

15) A. W. Gomme, The Legend of Cadmus and the Logographi. II. Journal of Hellenic Studies 1913. S. 223—245.

Die voll entwickelte Legende von Kadmus dem Phönizier findet sich nirgends vor dem fünften Jahrhundert. Angaben bei Herodot und

den Logographen über diesen Gegenstand, die frühere Schriftsteller nicht haben, betrachtet G. nicht als Tradition, sondern als Theorie. Denn diese Schriftsteller haben weniger Interesse für lokale Traditionen als für gelehrte Theorie, die sich vornehmlich auf Nachforschung im Ausland stützt. An mehreren Beispielen wird gezeigt, wie Herodot griechische Traditionen verwirft und dafür Angaben von Ausländern, besonders ägyptischer Priester, einsetzt.

16) A. Rosenberg, Herodot und Cortona. Rhein. Mus. 1914. S. 615—624.

'Herodot weiß aus Hekatäus, daß die Einwohner von Plakie Pelasger sind. Er weiß aus irgendeinem "Logographen", daß die Stadt Cortona in Italien eine Gründung der Pelasger ist. Er weiß persönlich, daß die Leute von Plakie eine Barbarensprache reden, die von der aller ihrer Nachbarn abweicht, und er weiß schließlich von irgendeinem Italienfahrer, daß die Kortoniaten ein eigenes Barbarenvolk im Innern des Landes sind. Aus diesen Prämissen sucht er die Sprache der Leute von Cortona zu ermitteln und verfährt dabei logisch ganz korrekt. Die Kortoniaten sind ausgewanderte Pelasger. Sie reden noch immer — als ein selbständiges Volk — eine von ihren Nachbarn verschiedene Sprache. Folglich reden sie noch Pelasgisch, also ist ihre Sprache identisch mit der von Plakie. Es wäre die gleiche Situation, als ob heute jemand, ohne tatsächliches Material, z. B. die Sprache der Buren in Südafrika ermitteln wollte: die Buren sind ausgewanderte Holländer. Sie reden noch jetzt eine Sprache, die von der der andern Südafrikaner abweicht; also reden sie Holländisch; folglich ist die Sprache der Leute von Transvaal identisch mit der der Bewohner von Amsterdam.' Dabei hat Herodot, wie R. weiter bemerkt, zwei Fehler begangen; er hat sich über eine entlegene Stadt des innern Italiens schlecht informiert und wie Sophokles, Thukydides und Niebuhr an die Pelasgertheorie des Hekatäus geglaubt. Daraus folgt dann weiter für R., daß für die Frage der Verwandtschaft zwischen dem Etruskischen und Lemnischen die Herodotstelle ganz gleichgültig ist. Wenn sie bestanden hat, so hat Herodot durch blinden Zufall das Richtige getroffen.

Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß diese Erörterungen nur für den von Bedeutung sind, der wie E. Meyer glaubt, Her. I 57 müsse nach Dionys. Hal. I 29 *Κρότωνα* und *Κροτωνιῆται* für *Κρηστῶνα* und *Κρηστωνιῆται* geschrieben werden.

17) W. Pohlmann, De arte qua fabulae Herodoteae narratae sint. Dissert. inaug. Göttingen 1912. 76 S. 8.

Die Abhandlung zerfällt in zwei Teile. Im ersten wird eingehend von der Gygesfabel gehandelt, im zweiten nachgewiesen, daß auch die übrigen Novellen und Märchen Herodots in der selben Weise erzählt sind und daß diese Erzählungsart in den Volksgesängen und epischen Erzählungen der Hebräer und Germanen widerkehrt. In Ionien gab es wie im Orient einen Stand von Geschichtenerzählern, in deren Munde sich die Geschichte in Novellen und Märchen verwandelte. Herodot



hörte dergleichen auf seinen Reisen aus dem Volksmunde selbst oder auch von Priestern; d. h. er hörte nicht sowohl das, was wirklich geschehen war, als das, was sich das Volk über diese Dinge in seiner Weise erzählte. Das Gemeinsame aber in allen Erzählungen ist, daß aus vielen Dingen nur das ausgewählt wird, was sich auf die erzählte Geschichte selbst bezieht und daß dann dies so erzählt wird, daß es recht deutlich vor Augen tritt, leicht mit dem Ohr aufgefaßt und behalten werden kann, d. h. die Geschichten sind für Hörer bestimmt, nicht für Leser.

18) P. Friedländer, Johannes von Gaza und Paulus Silentarius. Kunstbeschreibungen justinianischer Zeit. Leipzig. B. G. Teubner. 1912. 310 S. 10 ℳ.

In der Einleitung handelt F. über die Beschreibung von Kunstwerken in der antiken Literatur und dabei S. 31—38 auch über Herodot. "Herodot hätte Gelegenheit gehabt, sehr viel zu schildern, die Menschen fremder Länder, ihr Aussehen, ihre Tracht, Häuser, Städte, Tempel, Monumente. Liest man ihn aber im Zusammenhang und achtet auf die Methode seiner Darstellung, so wird man erstaunen, wie wenig das Interesse verhältnismäßig bei dem rein Zuständlichen verweilt.' F. zeigt dann an einem Beispiel, an dem vermeintlichen Sesostrisrelief (II 106), daß Herodot solcher Beschreibung vollkommen mächtig ist, aber noch ganz im Bann des Epos lieber das Ding vor den Augen des Lesers entstehen läßt statt die Merkmale des Fertigen anzugeben, wie z. B. bei den Pyramiden. Weitaus am meisten 'Zustandsmalerei' findet er in der Beschreibung Babylons. 'Hier hat er das Umfangreichste geboten, was er an reiner Schilderung vermochte. Das Bild der großen Stadt, die er gesehen, breitet sich lebendig vor seiner Erinnerung aus, und ein voller Strom zuständlicher Beschreibung ergießt sich in die Erzählung. Dergleichen hat es vor ihm nicht gegeben, wie er selbst auch nichts Ähnliches mehr versucht hat, und es ist wesentlich, daß man sich des Neuen bewußt werde, was hier in die Entwicklung der Erzählungstechnik eintritt.' Gleich darauf fällt Herodot bei der Euphratbrücke wider in die alte epische Technik zurück; er gibt keine Zustandsschilderung, sondern die Geschichte des Baus.

19) G. Franke, Quaestiones Agathianae (Breslauer philologische Abhandlungen, hrsg. von R. Förster, 47. Heft). Breslau 1914. M. u. H. Marcus. 86 S. gr. 8. 3,60 ℳ.

Der größte Teil der Schrift behandelt Agathias als Nachahmer Herodots, des Thukydides und Polybius. Am stärksten tritt die Nachahmung des Thukydides hervor. In betreff der beiden anderen scheint mir F. mancherlei aus Agathias anzuführen, was nicht auf ihren Einfluß zurückgeführt zu werden braucht. Herodot wird von Agathias nur einmal zitiert (P 59 B), und es ist doch recht auffällig, daß er an einer Stelle, an der er sachlich das selbe wie Herodot berichtet, nicht ihn, sondern Diodor in erster Linie als Quelle zitiert (P 55 D *τοῦτο δὲ Διόδωρός τέ φησιν ὁ Σικελιώτης καὶ ἄλλοι ὡς πλεῖστοι τῶν παλαιῶν*

ἱστοριογράφων), ein Beweis, daß ihm Herodots Geschichtswerk nicht so lebhaft vor Augen steht, wie F. es darstellt. Genaueres hierüber in meiner Anzeige in der Berl. phil. Wochenschrift 1915 Sp. 387—390.

20) Chr. Favre, Thesaurus verborum, quae in Titulis Ionicis leguntur, cum Herodoteo sermone comparatus. Heidelberg. C. Winter. 1914. 445 S. gr. 8. 14 ℳ.

Der erste Teil (die Buchstaben *Α—Δ*) dieses Thesaurus ist als Dissertatio inaug. der Universität Freiburg (Schweiz) bereits 1912 in dem selben Verlage erschienen und von mir in der Wochenschr. f. kl. Phil. 1913 Sp. 454/55 und in diesen JB. 1913 S. 104/05 besprochen worden. In der Bezeichnung der handschriftlichen Überlieferung hat Favre auf meinen Rat die zwar sehr bequemen, aber doch recht ungenauen Siglen Holders (*α*, *β*) aufgegeben und dafür die sonst üblichen Bezeichnungen der Hss. (ABC, [P] RSV) eingeführt. Leider ist die Holdersche Seitenzählung geblieben, wodurch die Benutzung des Buches etwas unbequem wird. Den Schluß bilden sieben Tabellen: 1. Verzeichnis der Wörter, die nur auf den ionischen Inschriften vorkommen; im ganzen 86. 2. Wörter von sonst nicht nachgewiesener Bedeutung. 3. Wörter, die sonst nur noch bei Grammatikern und Lexikographen vorkommen. 4. Wörter, die die ionischen Inschriften mit Herodot gemeinsam haben, während sie sonst sehr selten vorkommen. 5. Wörter der ionischen Inschriften, die nur bei späteren Schriftstellern vorkommen. 6. Poetische Wörter in den ionischen Inschriften. 7. Wörter der attischen Komödie auf ionischen Inschriften. In der Wochenschr. f. kl. Phil. 1913 Sp. 455 habe ich die Bemerkung gemacht: ‘Ob der Angabe, daß ein Wort bei Herodot nicht vorkommt, immer zu trauen ist, wage ich weder zu bejahen noch zu verneinen. Sehr häufig stützt sich doch diese Angabe auf Schweighäusers Lexikon, das, wie bekannt und wie Verf. selbst oft erwähnt, sehr unvollständig ist und bis jetzt von Jacobitz und Broschmann nur teilweise ergänzt ist.’ Dies Mißtrauen kann ich auch jetzt noch nicht aufgeben, obwohl seitdem der unter W. Alys Leitung hergestellte, aber nicht veröffentlichte Index Herodoteus[1]) vom Verf. benutzt ist. Denn es heißt S. 302 über *ὅταν*: ‘Coniunctionem *ὅταν* non habet Hdt’, obwohl sich diese Konjunktion abgesehen von dem Vorkommen in Orakeln noch V 16 (*ὅταν τὴν θύρην τὴν καταπακτὴν ἀνακλίνῃ*), 30, 93, VII 10*δ* findet. *Σθένος* ferner hat keinen Stern und wird damit als nichtherodoteisch bezeichnet, und doch liest man III 65 *εἴτε καὶ σθένεϊ τέῳ κατεργασάμενοι, σθένεϊ κατὰ τὸ καρτερὸν ἀνασώσασθαι.* Ich halte darum eine genaue Nachprüfung der Herodot betreffenden Stücke dieses sonst so vortrefflichen und recht brauchbaren Buches nach dieser Richtung hin für notwendig.

Im folgenden füge ich noch einige Berichtigungen an. S. 118 soll nach Holder VII 143. 1 in den Hss. *ἔην* statt *ἦν* stehen; in Wirklichkeit ist dieses *ἔην* für das in der nächsten Zeile stehende *ἦν* ein-

[1]) Eine ‘vollständige Verzettelung Herodots’ nach Hudes Ausgabe in der Universitätsbibliothek von Freiburg in Baden.

getreten und steht nach Hude nicht in allen Hss., sondern nur in ABCP. Ebenda wird das V 92. 114 stehende *τοιούτων ἔργων* als Genetivus materiae oder pretii erklärt. Dieser Genetiv kann doch nur das Eigentümliche einer Person bezeichnen (Krüger 47. 9. 10). — 120 '*εἶπα, εἶπαν, εἶπας* usurpari ab Hdto pro communi *εἶπον* multis demonstravit exemplis Schw. I 189'. Daraus könnte man schließen, daß die Formen von *εἶπον* Herodot abzusprechen seien; und doch stehen 13 einstimmig überlieferte *εἶπον* (9 sing., 4 plur.) 12 ebenso überlieferten *εἶπαν* und 3 *εἶπα* gegenüber. — 126 wird nach Holder III 81. 1 *ταύτην τὴν γνώμην* zitiert; zu lesen ist aber nach ABCP *ταύτην γν.*, wie auch III 82. 1 (so muß es statt III 88. 1 heißen) steht. — 136 'notatu dignum *ἐκτός* pro *πλήν* positum, id quod in sermone, qui *κοινή* dicitur, vulgo in usu erat, hic iam in saeculi V ineuntis lapide legi'. Diese Bemerkung ist offenbar durch von Wilamowitz' (Satzungen einer milesischen Sängergilde S. 15) Behauptung: '*ἐκτός* mit dem Genetiv im Sinne von *πλήν* ist dem guten literarischen Griechisch ganz fremd, zumal dem Attischen; auch hier antizipiert das Ionische die *κοινή*', veranlaßt. Hätte F. meinen JB. 1905 (S. 366) gelesen oder auch nur einen Blick in ein gutes Lexikon geworfen, so würde er sich von der Grundlosigkeit dieser Behauptung überzeugt haben. Dieser Umstand zeigt aber auch, wie unheilvoll unbedachte Äußerungen berühmter Gelehrter wirken können; F. ist nicht der einzige, der sich so hat täuschen lassen. — 148 die richtigen Formen *ἐνορχέων* VIII 105 und *ἐνορχέας* VI 32 stehen nicht nur, wie F. behauptet, bei Hude, sondern auch in meiner revidierten Teubnerschen Ausgabe. — 187 in IV 42. 10 *ἕως ἐς τὴν βορηίην θάλασσαν . . . ἀπικνέεσθαι* hängt der Infinitiv nicht von *ἕως* ab; dieses gehört nur zu *ἐς*. — 204 Drei Druckfehler finden sich in dem Satz 'Ap. Hdt I (lies II) 84. 2, III 129. 6/7 *ἡ ἰατρική* (l. *ἰητρική*) se (l. sc.) *τέχνη* ars est medica'. — 217 wird von *κάθοδος* gesagt 'in litteris inde ab Hdto legitur'. Aber doch in der Schreibung *κάτοδος*. So wie hier wird auch sonst nicht selten eine von der inschriftlichen Schreibung abweichende dialektische Form Herodots nicht berücksichtigt. So gleich bei dem bald folgenden *καθούλου*, das durch einen zugesetzten Stern als herodoteisch bezeichnet wird. Übrigens wäre eine Stelle aus Herodot für *καθόλου* erwünscht. — 218 IX 82. 5 ist allerdings *κάθως* überliefert; es war aber zuzufügen, daß dies von vielen Seiten Herodot abgesprochen wird. — 256 wird das homerische *μεμονέναι* c. inf. VI 84. 4 unter *μένειν* aufgeführt, mit dem es doch nichts zu tun hat, wenn auch für beide Wörter der Stamm ursprünglich der selbe sein mag. — 276 'omisso articulo *νῆσοι* saepe dicuntur in mari Aegaeo sitae, imprimis Sporades' (nach Broschmann). Wozu die Hervorhebung der Sporaden? Das widerholte *διὰ νήσων* paßt doch nur für die Kykladen. — 307 'Forma adverbii Hdtea est *οὕτω*, quae ante vocales consonantesque pariter legitur in libris manuscriptis'. Das *σ* ist gar nicht so selten überliefert, ist aber in den Ausgaben wegen der früher herrschenden falschen Ansicht, daß die Ioner gar keine Scheu vor dem Hiatus hatten, überall gestrichen worden. — 317 *παρέξ*. Die übliche Schreibung ist *πάρεξ*. — 319 '*παρίστημι* 1. transitive adsto'. Es folgen dann Stellen

mit den Formen παρέστησαν (von ἔστην) und παρεστώσης, also mußte es intransitive heißen. — 341 πρίασθαι mit dem Stern als herodoteisch bezeichnet, aber durch keine Stelle aus Herodot belegt. Schweighäuser faßt sich sehr kurz 'πρίασθαι, emere. I 60 extr. Conf. ὠνέεσθαι'. Aber I 60 ist nichts zu finden. Bekannt ist mir nur πριάμενος I 196, IX 93. 94. — 379 über σῴζω 'Literam ι in hac voce, scripsit Crönert 51, 3, neglexerunt adhuc Hdti editores quamvis admonente Bredowio 176 codicis C testimonium (σώιζειν III 14, VIII 41, IX 104, σῶισαι VIII 60)'. Wozu widerholt F. diese Bemerkung Crönerts, die schon 1903 nur z. T. noch Berechtigung hatte, jetzt aber gar keine mehr hat? Ob VIII 60 das falsche ι in σῶισαι wirklich in C überliefert ist, erscheint zweifelhaft, da Hude diese Lesart nicht mehr anführt. — 421 'ψηφίζω decerno, statuo'. Aktive Formen dieses Verbums kommen in dieser Bedeutung weder bei Herodot noch auf den angeführten Inschriften vor.

Die Bemerkungen über ἐκ(ἐσ-) διδόναι (S. 125), ἐμ (ἐσ-) βάλλειν (S. 139), über die Formen von αἴρω (S. 157) und τρέπω (τράπω) (S. 171), über den Artikel bei πᾶς (S. 320) würden besser ausgefallen sein, wenn er das, was ich hierüber in meiner Commentatio critica in Herodotum (Progr. von Berlin 1884 [S. 23ff.]) und in den JB. 1896 S. 287ff. und 1897 S. 204ff. geäußert habe, gelesen hätte.

21) H. Kallenberg, Studien über den griechischen Artikel. III. Vom Artikel bei Zahlwörtern. Rhein. Mus. 1914. S. 642—679.

Die Abhandlung zerfällt in drei Teile: 1. Der summarische Gebrauch des Artikels. 2. Der Artikel bei Zahlen, die einen Teil ausdrücken. 3. Vom Artikel bei Ordinalzahlen. Überall wird natürlich von Herodot ausgegangen. Erwähnt sei nur, daß im ersten Teil nachgewiesen ist, daß Herodot so wenig wie die attische Prosa mit alleiniger Ausnahme Xenophons den summarischen Gebrauch des Artikels kennt.

Der Zeitschrift für österreich. Gymnasien 1913 S. 1025—26 entnehme ich:

22a) Maurice Hutton, Die Denkart Herodots. Transactions and Proceedings of the American philological Association 1911, Vol. XLII S. 33—43.

'Trotz aller Irrtümer, trotz aller Leichtgläubigkeit und romanhafter Darstellung bleibt Herodot höchst liebenswürdig, witzig, weise, gemütvoll, unterhaltend, kurz ein Geschichtsschreiber, der höchstes Lob verdient.'

22b) Grace Harriet Macurdy, Zu Her. I 59. (Proceedings XXXII—XXXIII.)

'Τῷ λόγῳ bedeutet (wie auch Τ 205) consulto, de industria.' Schwerlich.

Berlin-Dahlem. H. Kallenberg.



Zur mythographischen Quelle der Metamorphosen Ovids

In früheren Untersuchungen über die mythographische Quelle der Metamorphosen Ovids habe ich für Buch I und II eine Sammlung von 'fabulae' zu den nach Hesiods Theogonie geordneten 'genealogiae' angesetzt, wie sie bei Hygin und ähnlicher noch bei Ps-Apollodor überliefert sind. Mit dem Schluß des II. Buches beginnen die Fabeln des *Θηβαικὸς κύκλος*, die wie bei Hygin von zahlreichen anderen Sagen, namentlich argivischen, unterbrochen, im ganzen sich bis an den *Τρωικός* verfolgen lassen; XI 194 beginnt mit Hesione der troische Sagenkreis, der in den Nosten, der Aeneassage und der römischen Sagengeschichte seine natürliche Fortsetzung und seinen Abschluß findet.

Bereits Radtke hat im letzten Kapitel seiner Dissertation über Lysimachus auf die enge Verwandtschaft der Schriften des Lysimachus mit den mythographischen Handbüchern hingewiesen; sowohl im Gesamtaufbau läßt sich ein offenbarer Parallelismus feststellen, zumal wenn man mit Radtke zu der Annahme neigt, daß bereits Lysimachus in seine thebanischen Sagen andere Zyklen (z. B. die Argonautensage) eingelegt habe. Mag hierin aber Radtke auch zu weit gegangen sein, wie Ed. Schwartz betont, so hat jener anderseits doch außerdem im Wortlaut einzelner Stellen Übereinstimmungen bzw. Anklänge durch Gegenüberstellung von Fragmenten des Lysimachus mit Apollodors Bibliothek an einer großen Zahl von Beispielen aufgezeigt.

Für Lysimachus wie für die mythographischen Handbücher charakteristisch sind die Häufungen von Varianten aller Art zu der gewöhnlichen Form der Sagen. Solche Varianten scheint mir auch Ovids mythographisches Handbuch in großer Zahl enthalten zu haben. Das ist ein neues Merkmal dieser Quellschrift, das bei der Ovidinterpretation bisher nicht von diesem Gesichtspunkt betrachtet zu sein scheint. Es ist ja an sich auch durchaus unkünstlerisch, verschiedene Sagenformen in einer Erzählung zu vermengen. Ovid hat aber, sowenig er in geographischen, astronomischen, chronologischen u. a. Fragen auf Genauigkeit Wert legte (Ehwalds Kommentar stellt eine Fülle von solchen Verstößen fest), tatsächlich auch die Verquickung verschiedener Überlieferung nicht gescheut, wenn sie die seiner rhetorischen Erzählerkunst willkommenen Motive vermehren half. Wie wir heute dem Dichter bereits die Selbständigkeit in der Sammlung des Gesamtstoffes der buntschillernden Metamorphosen absprechen müssen, so werden wir ihm

auch ein gut Teil von Einzelzügen bei der Behandlung dieses mythographischen Materials nehmen und seiner Quellschrift zuschreiben müssen.

Kienzle hat in seiner Dissertation diese Frage im Prinzip richtig erkannt, im einzelnen aber nicht richtig beantwortet, insofern er sich zu eng an Apollodors Bibliothek anschloß und alles, was hieraus nicht zu belegen war, als Ovids eigene, aus aller Welt herbeigetragene Zutaten hinzustellen suchte. Auch Ehwald hatte vor Kienzle in fast allen solchen Einzelheiten Ovids eigene Arbeit vermutet und nur ganz selten die Vermutung ausgesprochen, der Dichter könne dergleichen Zusätze bereits n seinen mythographischen Büchern verbunden vorgefunden haben.

Wie Radtke würde man jetzt aber zu weit gehen, wollte man Ovid alle Selbständigkeit völlig absprechen und für alle Varianten- und Sagenverquickungen ein Vorbild in der mythographischen Literatur suchen. Zweifellos hat Ovid bei seiner leichten Art zu fabulieren manches selbst erfunden (vgl. z. B. Mett. III 346. 435. IV 194. 474); ehe aber das Handbuch einwandfrei rekonstruiert ist, das dem Dichter vorlag, solange es nur in mehr oder minder ähnlichen Bearbeitungen bei anderen Autoren ein etwas verschwommenes Abbild hat, muß man das gesamte Material dieser Art einmal zusammenstellen, bei dem überhaupt die Existenz in Ovids Handbuch denkbar ist. Man geht über das Ziel hinaus, will man jedes Wort Ovids auf seinen eigentlichen ersten Ursprung zurückführen; es gilt vielmehr das letzte Sammelbecken zu finden, aus dem der Dichter unmittelbar schöpfte.

Ehwalds sorgfältiger Kommentar bietet viel Stoff, der für diesen neuen Gesichtspunkt heranzuziehen wäre; eine erneute Durchsicht des Textes würde indessen die Zahl solcher Beispiele merklich steigern. Ich lege im folgenden das Material für den ersten Band der Ehwaldschen Ausgabe (Buch I—VII) vor:

I 78 *natus homo est, sive hunc divino semine fecit*
ille opifex rerum, mundi melioris origo,
sive recens tellus seductaque nuper ab alto
aethere cognati retinebat semina caeli,
quam satus Iapeto, mixtam pluvialibus undis,
finxit in effigiem moderantum cuncta deorum.

Das sind zwei handbuchartige Angaben über die Entstehung des Menschen, von denen die zweite, die eine Lokalsage von Phokis erwähnt (Ehwald zu v. 82), auch insofern als störender Zusatz erscheint, als die den hier zitierten Versen folgende Etymologie von ἄνθρωπος (erectos ad sidera tollere vultus) nur auf die erste Form Bezug nimmt (Ehwald zu v. 82).

I 157 berichtet Ovid die Entstehung eines neuen Menschengeschlechts aus dem Blut der Giganten, obwohl er schon vorher (I 76ff.) von früheren Menschen erzählt hat. Um den Widerspruch zu verdecken, sagt Ovid, auch dieses Geschlecht habe die Götter verachtet. Aber an jener Stelle war von Gottesverachtung nicht die Rede gewesen. Ovid hätte diese Angabe seiner Quelle übergehen müssen, wollte er Widersprüche vermeiden. Ihm lag aber mehr an der Metamorphose als an der Einheitlichkeit des Ganzen.

I 224 ff. erwähnt Ovid zwei Schandtaten des Lykaon: erst sucht dieser die bei ihm eingekehrten Götter zu töten, dann setzt er ihnen Menschenfleisch vor. An sich ist es unverständlich, daß ein Gast, nachdem er sich der Ermordung erwehrt hat, in dem selben Hause eine Bewirtung annimmt. Die beiden Motive können nur zwei Varianten sein, von denen eine die andere ausschließt. So erzählt Pausanias 8, 2 als alte arkadische Sage, daß Lykaon dem Zeus Lykaios ein Kind geopfert habe und währenddessen in einen Wolf verwandelt sei; Apollodor (III 8, 3) läßt Lykaon und seine Söhne wegen ihrer Gottlosigkeit vom Blitz des Zeus erschlagen werden. — Von der Verwandlung des Lykaon zur Sintflut geht der Dichter über mit dem Vers

I 240 *occidit una domus, sed non domus una perire*
digna fuit: qua terra patet, fera regnat Erinys.
in facinus iurasse putes! dent ocius omnes
quas meruere pati (sic stat sententia) poenas.

Der Ausdruck *occidit una domus* scheint auf die von Apollodor überlieferte Version Rücksicht zu nehmen, paßt aber weder genau zu der unmittelbar voraufgehenden Verwandlung des einzigen Lykaon, noch zu der später erzählten Sage von Kallisto, der Tochter des Lykaon, von deren Existenz oder wenigstens Verschonung die vorliegende Stelle nichts andeutet. Also ein ganzes Knäuel von widersprechenden Versionen.

I 379. Bei Ovid erhält Deucalion das Orakel von Themis, bei Apollodor (I, 2, 7) von Zeus.

I 438 Python gilt sonst als Sohn der Erde, hier als entstanden aus dem Sintflutschlamm. Vgl. Diodor I 7.

I 448 Die Sieger der pythischen Spiele erhielten anfangs nicht Lorbeer-, sondern Eichenkränze als Preis.

I 452 ff. Daphne. 'Eine bestimmte Quelle läßt sich für die Daphnemetamorphose nicht nachweisen; daß sie in der alexandrinischen Poesie behandelt war, zeigen die pompejanischen Wandgemälde; dafür, daß Ovid mehrere Fassungen nebeneinander in seiner Quelle fand, also eine mythographische *συναγωγή* benutzte, spricht vielleicht die doppelte Fassung 545' (Ehwald).

I 583 Inachus wird neben thessalischen Flüssen erwähnt.

Es gab auch einen gleichnamigen Fluß in Epirus, der nahe dem Peneus entsprang. Eine derartige Notiz der Quellschrift kann Ovid zu diesem Irrtum verleitet haben.

I 610 *coniugis adventum praesenserat inque nitentem*
Inachidos vultus mutaverat ille iuvencam.

Den Ausdruck Inachidos vultus hält Ehwald nur für Synekdoche: 'Die äschyleische Form der Sage, nach der Jo in menschlicher Gestalt Kuhhörner trug, erwähnt Ovid nicht.' Gleichwohl kann Ovid durch einen entsprechenden Hinweis seiner Vorlage zu dem kühnen Ausdruck angeregt sein.

I 645 *decerptas senior porrexerat Inachus herbas:*
illa manus lambit patriisque dat oscula palmis
nec retinet lacrimas et, si modo verba sequantur,
oret opem nomenque suum casusque loquatur;
littera pro verbis, quam pes in pulvere duxit,
corporis indicium mutati triste peregit.

Den letzten Zug erklärt Ehwald für eine spielerisch-genrehafte Erfindung des Dichters. Er kann auch auf die Paradoxa eines Grammatikers zurückgehen.

I 668 Jo wird hier als Sproß des Phoroneus bezeichnet. Das steht im Widerspruch zu ihrer Abstammung von Inachus. Ehwald meint, Ovid folge hier einer Quelle, die wie Hygin (fab. 145) einen zweiten, jüngeren Inachus als Abkömmling jenes alten und Vater der Jo ansetzt. Das ist an sich denkbar. Leider aber ist die Stelle im Hygin arg verstümmelt, so daß der Stammbaum der Jo da nicht ganz klar vorliegt; zudem scheint Hygins Ansatz aber weiter nichts als ein Vermittlungsversuch genealogischer Angaben zu sein, wie sie ungetrübt bei Apollodor erhalten sind. Dort wird der Stammbaum der Jo auch von Inachus über mehrere Zwischenglieder (z. B. Phoroneus) bis auf Argos hinabgeführt, dann heißt es weiter (II 5): *Ἄργου δὲ καὶ Ἰσμήνης τῆς Ἀσωποῦ παῖς Ἴασος, οὗ φασιν Ἰὼ γενέσθαι. Κάστωρ δὲ ὁ συγγράψας τὰ χρονικὰ καὶ πολλοὶ τῶν τραγικῶν Ἰνάχου τὴν Ἰὼ λέγουσιν.* So etwa mag auch Ovid in seiner Quelle gelesen und aus diesen zwei verschiedenen Versionen jene beiden widersprechenden genealogischen Angaben geschöpft haben.

I 722 Die Verwandlung des Argos in einen Pfau ist kein ursprünglicher Bestandteil der Sage, sondern alexandrinische Erfindung.

Entsprechendes Material findet sich außerdem
II 8, 376, 401, 532, 679, 833.
III 1, 25, 76, 131, 176, 253, 279, 356, 546, 702.
IV 1, 11 (22?), 167, 276.
V 327, 474, 662.
VI 103, 108, 117, 146, 423.
VII 294, 407, 447 (493?).

Vielleicht ist dieser Gesichtspunkt für die Rekonstruktion des Ovidischen Handbuches mit von Nutzen.

Zu Theokrits Verstechnik

Theokrits Verse sind von anerkannter Glätte. Das läßt sich zahlenmäßig beweisen. Setzt man nämlich mit den antiken Theoretikern der Metrik die Zeitdauer eines langen Vokals = 2, die eines kurzen = 1, die eines einfachen Konsonanten = $\frac{1}{2}$ (vgl. Longin prolegg. Ende) und setzt man diese Werte in Theokrits Hexameter ein, so ergibt sich, daß in den Daktylen die zweite Kürze, in den Spondeen die zweite Länge keinen höheren Zahlenwert hat als die erste.

Der homerische Hexameter kennt diese Feinheit nicht; man untersuche daraufhin beispielsweise Ilias A 1—10:

Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληιάδεω Ἀχιλῆος
2½ 1½ 12½1½ 1 2½ 2½ 2 1 1½2 1½1½21½
οὐλομένην, ἣ μυρί' Ἀχαιοῖς ἄλγε' ἔθηκε,
2½1½1½2½ 2½2½1 1½2 2½ 2 1 1½2½1
πολλὰς δ' ἰφθίμους ψυχὰς Ἄιδι προίαψεν
2 3 2 3 3½ 2½2½ 11½ 2 1 1 2½
ἡρώων, αὐτοὺς δὲ ἑλώρια τεῦχε κύνεσσιν
2½22½ 2½ 3 1 1½2½11½2½1½ 1½21½
οἰωνοῖσί τε δαῖτα -Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή-
22½2½1½1½ 2½1½ 1 2½ 1½ 1½21½1½ 2½ 2
ἐξ οὗ δὴ τὰ πρῶτα διαστήτην ἐρίσαντε
2 2½ 2½ 2 2½ 1½ 1 22½2½ 1½1½21
Ἀτρείδης τε ἄναξ ἀνδρῶν καὶ δίος Ἀχιλλεύς.
3 2½ 3 1 1½ 2 2½ 3 2½ 21½ 1½ 2 2½
Τίς τ' ἄρ σφωε θεῶν ἔριδι ξυνέηκε μάχεσθαι;
2 2½2 1½ 1 2½ 1½ 1½21½ 1 2½1½ 1½ 2 1
Λητοῦς καὶ Διὸς υἱός. ὁ γὰρ βασιλῆι χολωθεὶς
2½ 3 2½ 11½ 2 1½ 1½ 2 1½1½21½ 1½2½2½
νοῦσον ἀνὰ στρατὸν ὦρσε κακήν, ὀλέκοντο δέ λαοί
2½ 1½ 1½2½ 1½ 1½ 3 1½ 1½2½ 1½1½21½ 1½ 2 1

Nur ein einziger dieser Verse ist in obigem Sinne glatt, die anderen zeigen bis drei Verstöße. Ganz anders Theokrits erstes Idyll[1]) (Thyrsis V. 1—10):

Ἁδύ τι τὸ ψιθύρισμα καὶ ἁ πίτυς, αἰπόλε, τήνα
2½1½ 1½ 2 1½1½2 1½ 1 2½ 1½ 1½ 2½1½1½ 2½2
ἁ ποτὶ ταῖς παγαῖσι μελίσδεται, ἁδὺ δὲ καὶ τύ
2½ 1½1½ 3 2½2½ 1½ 1½ 2 1½ 1 2½1½ 1½ 2½ 1
συρίσδες· μετὰ Πᾶνα τὸ δεύτερον ἆθλον ἀποισῇ.
2½ 2 2 1½1½ 2½1½ 1½ 2½1½1½ 3 1½ 1½ 2½ 2
αἴ κα τῆνος ἕλῃ κεραὸν τράγον, αἶγα τὺ λαψῇ·
2½ 2½ 2½ 1½ 1½2½ 1½12½ 1½ 1½ 2½1½ 1½ 2 2
αἴ κα δ' αἶγα λάβῃ τῆνος γέρας, ἐς τὲ καταρρεῖ
2½ 2½ 2½ 1½ 1½2½ 2½ 2 1½ 1½ 2 1½ 1½ 2 2
ἁ χίμαρος· χιμάρωι δὲ καλὸν κρέας, ἔστε κ' ἀμέλξῃς.
2½1½1½ 2 1½1½2½ 1½ 1½2½ 1 1½ 21½ 1½ 2½ 2½
ἅδιον, ὦ ποιμήν, τὸ τεὸν μέλος ἢ τὸ καταχὲς
2½11½2½ 2½ 3 1½ 1 2 1½1½ 2½ 1½ 1½2½1½
τῆν' ἀπὸ τᾶς πέτρας καταλείβεται ὑψόθεν ὕδωρ.
2½ 1½1½ 3 2 3 1½1½2½1½1 2 1½ 1½ 2½ 2½

[1]) Text nach Wilamowitz Bucolici Graeci Oxford 1905.

αἴ κα ταὶ Μοῖσαι τὰν οἴιδα δῶρον ἄγωνται,
2½ 2½ 2½ 2½ 2½ 2½ 2 1½ 1½ 2½ 1½ 1½ 3 1
ἄρνα τὺ σακίταν λαψῆι γέρας· αἰ δέ κ' ἀρέσκηι ...
2 1½ 1½ 2½ 2½ 3 2 2½ 1½ 1½ 2½ 1½ 1½ 2 2

In diesen zehn Versen finden wir insgesamt nur zwei 'Verstöße'. Aber der erste ist leicht erklärt: das ungefüge Wort *κρέας* stammt von Heinsius, sämtliche Handschriften überliefern *κρῆς*. Diese Form gibt dem Metrum das Gleichgewicht wider (2½ 2½). Der zweite Verstoß läßt sich nicht so leicht beseitigen. Nun ist aber von vornherein anzunehmen, daß die Theorie für gewisse Fälle auch Ausnahmen zulassen mußte, weil sonst viel Sprachgut für die Dichtkunst hätte verloren gehen müssen. So scheint z. B. jedes Wortende dem ihm unmittelbar vorausgehenden Versfuß diese Freiheit zu sichern. Auch in unserm Vers erfordert der Sinn hinter dem hier in Frage stehenden Wort *ἅδιον* eine deutliche Pause, so daß die schwerere Schlußsilbe nicht als hemmend empfunden wird. Vor der bukolischen Zäsur haben wir in den folgenden Versen noch viermal diese Freiheit: V. 11 *τὰν ὄιν*, V. 20 *τὸ πλέον*, V. 22 *-αντίον*, V. 23 *ταὶ δρύες*. Zudem zeigt ein Blick auf die hier angeführten Beispiele, daß der Dichter nicht durch die Wortstellung das Gleichgewicht seiner Verse gefährdet hat, sondern daß der lautliche Bau dieser Worte keine andere Möglichkeit ihrer Verwendung im Vers zuläßt. Aber erst eine umfassende Untersuchung kann hier klaren Einblick in die Einzelheiten bringen.

Düsseldorf-Oberkassel. Arthur Laudien.

Beiträge zu einer systematischen Darstellung und Begründung des Genus der lateinischen Deklinationen[1])

Zur Erklärung des Genus, insbesondere warum das eine Wort männlich, das andere weiblich ist, weiß die wissenschaftliche Grammatik nicht viel zu sagen. In seiner 'Historischen Formenlehre des Lateinischen' (Heidelberg 1913 bei K. Winter) beschränkt sich A. Ernout auf folgende Erklärung: 'Der Unterschied zwischen Maskulinum und Femininum läßt sich . . . bei den Substantiva nicht ohne weiteres an der Form erkennen. So hat nauta maskulines Geschlecht und fāgus feminines, obwohl sonst in der Regel der Ausgang -a Femininen und die Endung -us Maskulinen eignet. Das maskuline oder feminine Geschlecht der Substantiva wird erst durch die Form des hinzutretenden Adjektivs eindeutig bestimmt. Als Maskulina gelten die Substantiva, die das Adjektivum in maskuliner Gestalt zu sich nehmen, als Feminina diejenigen, die die feminine Gestalt des Adjektivums erheischen; z. B. bonus nauta, alta fagus.' — In diesen Worten ist nicht gesagt, warum man nun gerade alta und nicht altus mit fagus verbindet; man vermißt den zwingenden Grund dafür, daß man fagus 'die Hohe' nennt. In dem Wort fagus muß im Gegensatz zu nauta doch etwas liegen, was als Attribut die Form alta verlangt. Das Wesen des Dinges muß es mit sich bringen, daß man die feminine Form des Adjektivs damit verbindet. Die Begründung für alta fagus liegt lediglich in der naiven Anschauungsweise des Volkes, das fagus als Weib auffaßt, und nur weil fagus nun einmal als Weib gilt, nämlich als der fruchttragende, gebärende Baum, verlangt es gebieterisch das Attribut alta 'die Hohe'.

Das natürliche Geschlecht ist es demnach, das hier zum grammatischen Geschlecht hinübergeführt hat, und hiermit haben wir einen Weg gefunden, der uns auf die Entstehung des grammatischen Geschlechts hinweist. Solcher Wege aber, oder wenn man will Richtlinien und Merkmale für die Beantwortung der Frage, warum das eine Wort männlich, das andere weiblich ist, finden sich noch mehr. Es wird sich zeigen, daß das grammatische Genus durchaus nicht so zufällig ist wie man

[1]) Auf eine erschöpfend wissenschaftliche Behandlung erhebt der Aufsatz keinen Anspruch. Es sind Späne, die beim Aufbau eines lateinischen Elementarbuches für reifere Schüler gefallen sind, in dem die hier vertretenen Anschauungen, soweit wie angängig, praktische Verwendung finden sollen.



gemeinhin annimmt und wie es sich in Niepmanns Worten (Lateinische Sprachlehre § 49) bekundet: 'Ohne erkennbaren Grund stehen beispielsweise männliche i-Stämme (mensis, collis) neben weiblichen (sitis, turris).' Aus meiner Ausführung wird sich vielmehr, denke ich, deutlich ergeben, warum jedes der angeführten Substantive gerade männlich oder gerade weiblich ist. Das 'sächliche Geschlecht' lassen wir in unserer Betrachtung beiseite, weil dafür keine Erklärung nötig ist. Die Dinge sind von Natur geschlechtslos, soweit sie nicht in der naiven Vorstellungsweise des Naturvolkes zu Wesen männlichen oder weiblichen Geschlechts geworden sind; und wenn Niepmann den obengenannten vier i-Stämmen noch zwei sächliche beifügt (mare und animal), so sind diese einmal deswegen sächlich, weil sie geschlechtslose Dinge sind oder wenigstens so angesehen werden (zu animal vgl. 'das Mädchen, das Weib, das Knäblein'). Zu mare und animal kommt aber hinzu, daß sie, wie die Neutra auf -e, -al und -ar, überhaupt ursprünglich Adjektive waren. Calcar beispielsweise erklärt sich als Neutrum aus calcare ferrum ‚das Ferseneisen'.

Das Neutrum kennzeichnet sich sowieso durch die Endung -um oder dadurch, daß es den reinen Stamm darstellt, natürlich soweit es den Auslautgesetzen nach möglich ist: caput, lac, corpus, cornu usw. Dafür, daß vulgus und virus mit der Endung -us als Neutra erscheinen, sind besondere Gründe maßgebend gewesen: virus richtet sich im Geschlecht nach dem Wort gleicher Bedeutung venenum (Analogie); für vulgus darf man vielleicht Übergang aus einer anderen Stammklasse annehmen unter Beibehaltung des ursprünglichen Genus.

Für die Beantwortung der Frage, warum ein Substantiv männliches oder weibliches Genus aufweist, kommt in Betracht:

1. das natürliche Geschlecht bzw. die Anschauungsweise des Volkes;
2. Übergang aus einem ursprünglichen a- oder o-Stamm in eine andere (beispielsweise i-) Stammklasse. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß die a- und o-Stämme am frühesten das grammatische Genus angenommen haben, und zwar unter Einwirkung der Adjektive auf -us, -a, -um, die wie die Fürwörter ihrer ganzen Natur nach von Anfang an dreigeschlechtig gewesen sind;
3. ob ein Konkretum oder Abstraktum vorliegt;
4. das Suffix bzw. der Stammausgang;
5. die Quantität der Endsilbe;
6. es kann ein Fremdwort vorliegen;
7. die Analogie.

I. Das natürliche Geschlecht nimmt in dem Rahmen des Genus einen weit größeren Raum ein als es gewöhnlich zur Darstellung kommt. Es beschränkt sich nicht auf Verwandtschaftsnamen (pater, mater, frater usw.) und männliche oder weibliche Personen überhaupt bezeichnende Substantive (puer, puella, iuvenis virgo, maritus, uxor, senex usw.), sondern es erstreckt sich auf alle Lebewesen und solche Dinge, welche die Phantasie des Volkes zu solchen erhebt. Zu den ersteren gehören die Tiere.

Ovis ist Femininum, weil es eigentlich 'das Mutterschaf' bezeichnet, im Gegensatz zu aries und vervex dem Widder, Hammel oder Schöps. Sus wird vorzugsweise als Femininum gebraucht, nur weil es ursprünglich 'das Mutterschwein' ist, während verres den zahmen, aper den wilden Eber vorstellt. Da der Zusammenhang von ovum Ei und avis Vogel (nach Walde, Lat. etymolog. Wörterbuch S. 551) 'höchstwahrscheinlich ist' (bezüglich des Wechsels zwischen a und o erinnere ich u. a. an favere und fovere, die desselben Ursprungs sind), so haben wir in avis eigentlich 'die Eierlegerin' zu sehen, und daraus erklärt sich, warum avis weiblich ist.

Neben den Tieren sind es die Pflanzen, besonders die Bäume, die als Lebewesen ihr natürliches Geschlecht haben. Der Baum wird als weibliches Wesen angesehen, weil er Früchte gebiert (gebären ist tragen). Arbor frugifera wird er genannt, und wie der Gattungsname, so sind auch die einzelnen Baumnamen (fagus, quercus vitis, ilex, abies usw.) sämtlich weiblich[1]) bis auf suber und acer, die als Neutra gelten. (Letzteres kommt allerdings vereinzelt auch als Femininum vor.) Der Grund für diese Abweichung ist unschwer zu finden. Bei suber die Korkeiche hat man offenbar mehr an den Kork als den früchtetragenden Baum gedacht. Des Korks wegen wurde diese Eiche geschätzt, suber heißt daher auch schlechthin Kork. Unter acer aber versteht man ebensogut das nutzbare Ahornholz wie den Baum (vgl. robur n. Eichenholz).

Als ein weibliches Wesen erscheint dem naiven Naturmenschen ferner die Erde. Tellus (terra, humus) ist die gemeinsame Mutter aller Lebewesen, die aus ihrem fruchtbaren Schoße die gesamte Vegetation hervorzaubert. Im Frühjahr ist ihre Zeugungskraft besonders groß, während mit Beginn des Winters all das Grün, das sie geschaffen, in die Erde zurücksinkt. Auf dieser Naturbeobachtung beruht bekanntlich der herrliche Mythus von Ceres (Demeter) und Proserpina, von dessen Entstehen uns Cicero berichtet. Ceres (zu crescere) bedeutet nichts anderes als die Zeugungskraft der Mutter Erde (Demeter); Proserpina, 'die Hervorkommende', stellt die Kinder der tellus im ganzen dar; es sind die Bäume und Saaten, arbores frugiferae cum fronde pulchra et segetes laetae sunt quasi filiae almae telluris, matris omnium communis Wir dürfen also auch in diesem Sinne arbores und segetes als Feminina erklären.

Weil die Erde in ihrer Gesamtheit als weibliches Wesen gilt, deswegen werden auch ihre einzelnen Teile als Feminina betrachtet: die Länder (Aegyptus f. usw.), Inseln (insula!, Delus f.), die Städte (Corinthus f. usw. mit Ausnahme einiger der konsonant. Deklination, wie z. B. Sulmo m., bei dem die Analogie seitens sermo, pulmo stärker gewirkt hat als die ursprüngliche Vorstellung) und schließlich sogar das Wohnhaus. Domus wird man als Femininum am besten verstehen, wenn man es neben casa, villa, insula (hier Mietskaserne), alle gleich sedes (Wohnstätte) aedes (eig.

---

[1]) wie übrigens auch im Deutschen: die Linde, die Buche, die Rebe usw. Über die Bäume als beseelte Wesen, über 'die tiefe Verehrung und abergläubische Scheu', die ihnen in alten Zeiten galt, lese man u. a. bei v. d. Leyen, Deutsches Sagenbuch I. S. 73 nach.

Feuerstätte) stellt. — Schließlich gehört auch navis in die eben aufgeführte Reihe der menschlichen sedes. Es kann als die schwimmende Wohnung (domus) gelten. Es kann vielleicht auch mit arbor in Zusammenhang gebracht werden, wenn man den Einbaum als das erste Fahrzeug anzusehen hat. Merkwürdig ist, daß der Engländer noch heute the ship als weiblich behandelt. Das Schiff ist das Wesen, woran der Schiffer seine ganze Liebe hängt, das er auch schmückt wie eine Braut.

In tellus sind wir schon einem göttlichen Wesen begegnet. Deren aber sah der primitive Mensch unzählige. Das gewaltige Brausen oder liebliche Säuseln der Luft deutete er ebenso als Gottheit wie das geheimnisvolle Rauschen und Sprudeln des Bächleins und das Tosen des brandenden Meeres. So erklärt sich amnis als Maskulinum, weil das naive Auge den Flußgott in der bewegenden Kraft des Wassers sah; aus demselben Grunde sind aquilo und turbo als Windgötter männlich. Mit amnis aber als dem Allgemeinbegriff sind auch die einzelnen Flüsse (Tiberis, Ganges, Anio, Sequana) trotz der verschiedenen Endungen sämtlich männlich, eben als Flußgötter. In diesem Sinne sprechen wir heutzutage noch vom 'Vater Rhein'. Vielleicht darf man auch das männliche fons in diesen Zusammenhang bringen.

Neben dem Wasser ist dem Naturmenschen das Feuer als männliche Gottheit erschienen. Daß im Alten Testament Gott im feurigen Busch oder in der Feuersäule des Sinai gesehen wird, mag damit zusammenhängen und ein Rest der Religion des jüdischen Volkes auf einer früheren Entwicklungsstufe sein. Jedenfalls haben nicht nur die Perser, sondern auch die Inder und die Germanen in dem Feuer den Gott erkannt und verehrt. Dem Loki oder Loge der Germanen (= Lohe) entspricht bei den Indern der Agni, und dieser ist dem lateinischen ignis gleichzusetzen. Ignis freilich nannten die Römer den Feuergott nicht mehr, sondern Vulcanus. Das Feuer jedoch haben sie, wie die Griechen, stets als heilig angesehen und im Tempel der Vesta zu seiner Hut Jungfrauen als Priesterinnen bestellt.

Erklären auf solche Weise ignis und amnis ihr männliches Geschlecht, so kann auch mensis auf ähnliche Weise als Maskulinum begründet werden. Was Cäsar von den Germanen berichtet (und Curtius ähnlich von den Persern): deorum numero ducunt Solem et Lunam, das kann man ohne Bedenken auf die Indogermanen im allgemeinen beziehen. Auch dürfen wir annehmen, daß sie hierin, wie in so mancher anderen Beziehung, von den Babyloniern, wenn auch nicht unmittelbar, beeinflußt worden sind. Deren Religion aber war vorwiegend eine Astralreligion. Sonne, Mond und Planeten waren für sie Gottheiten, denen sie Einwirkung auf des Menschen Schicksal zuschrieben, und die man aus diesem Grunde ängstlich in ihren Bewegungen beobachtete. Im lateinischen considerare (zu sidera) haben wir noch einen Anklang an jene Vorstellung. Für uns nun ist die Hauptsache, daß der Mond den Babyloniern als ein Gott, nicht als eine Göttin galt, ja als der Hauptgott, der über den Sonnengott gestellt wurde. Diese Auffassung vom Monde als einer männlichen Gottheit haben wir im Germanischen bewahrt, wir sagen 'der' Mond, während die Römer in luna und die Griechen in

σεληνη und *μηνη* ein weibliches Wesen andeuten. Ursprünglich aber haben auch Griechen und Römer den Mond als männliche Gottheit angesehen, so gut wie die Sonne, den sol bzw. den *ἥλιος*.

Diese, ihre ursprüngliche Anschauung hat sich in den Wörtern mensis, *μην* und *μεις* erhalten. Sie alle sind Maskulina und sind mit dem altindischen mas, das sowohl Monat wie Mond bedeutet, identisch. Noch heute rechnen unsere Dichter nach 'Monden'. Der Mond und das von seinem Umlauf genommene Zeitmaß sind von Anfang an gleichgesetzt worden. Alle Bezeichnungen für Mond gehen auf eine Wurzel zurück, die 'messen' bedeutet. In mensis haben wir daher das alte Wort für Mond zu sehen, und daraus erklärt sich das männliche Geschlecht dieses Wortes. Luna dagegen ist jüngeren Ursprungs. Es tilgt die alte Anschauung von der männlichen Gottheit vollständig, vielleicht der Gottheit überhaupt; denn aus lucsna (zu lucere) entstanden, bedeutet es nichts anderes als 'die leuchtende Scheibe' oder 'die Leuchtende' entsprechend dem griechischen *σελήνη*.

Μήνη aber ist eine Neubildung in offensichtlicher Anlehnung an *μην* der Mondgott und wird demnach 'Mondgöttin' bezeichnen.. Woher kommt nun aber dieser Umschwung in der Anschauungsweise bei Griechen und Römern? Woher die Mondgöttin? Offenbar handelt es sich hier um die Einführung eines neuen Kultus und Entthronung der alten Gottheiten. Die neuen Lichtgottheiten, die die älteren verdrängten, sind Apollo und Artemis, die Zwillingskinder der Latona. Wahrscheinlich offenbart sich auch in diesem Kult wieder asiatischer Einfluß. Daß aber irgend einmal, und zwar ziemlich plötzlich, der neue Kult sich aufdrängte, merkt man aus dem Sträuben Niobes gegen die Anerkennung der neuen Gottheiten Apollo und Artemis. Von da ab wurde Apollo mit dem Sonnengott Helios identifiziert, während Artemis die Stelle des alten Mondgottes einnahm. Dem griechischen Volksgeist waren die rein menschlichen Gestalten der neuen Götter genehmer als die alten Astralgottheiten. So erklärt sich vielleicht auch die Verdrängung des alten Feuergottes durch Hephästos, bei den Römern Vulkanus. Verehrt aber wurde der Mond einmal auch bei den Griechen als Gott. Das beweist uns außer dem Wort *μην* die Tatsache, daß die Spartaner ihre Volksversammlungen zur Zeit des Vollmondes abhielten, daß sie vor Vollmond nicht in den Krieg zogen; und man kann aus dieser Gepflogenheit schließen, daß es sich bei den Volksversammlungen ursprünglich um Kultversammlungen handelte.

So also erklärt sich aller Wahrscheinlichkeit nach der Übergang von *μην* zu *μηνη* bzw. *σεληνη* und von mensis zu luna.

Was die Wortbildung mensis anlangt, so ist nicht ausgeschlossen, daß diese Form eigentlich den obliquen Kasus ihre Entstehung verdankt, die den alten Nominativ 'mens' verdrängt haben, der freilich nicht nachzuweisen ist, jedoch außer durch die griechische Form *μεις* durch den Genet. Plur. mensum nahegelegt wird. Jedenfalls lassen sich ähnliche Bildungen nachweisen, so beispielsweise bei Jovis und navis, griechisch Zeus und naus. Die Analogie von civis, civis, hostis, hostis u. a. hat hier gewirkt.

Mit von Einfluß auf die Neubildung von mensis könnte auch die Unterscheidung von dem im Nominativ Sg. gleichlautenden Substantiv mens gewesen sein, wie ich mir dies ähnlich für die Entstehung der Form collis aus *collus denke (darüber unter II).

Ein Nachhall jener alten Anschauung, wonach die Gestirne göttliche Wesen waren, findet sich auch in septentriones m. der Norden, eigentlich aber 'die sieben Dreschochsen', da es zu terere zu stellen ist. Auch hier hat der Mythus das Geschlecht bestimmt, und dieser Anschauung zufolge ist septentriones männlich.

Aber nicht nur die einzelnen Gestirne erschienen dem primitiven Denken als Götter; der Himmel als Ganzes wird als ein Gott aufgefaßt. Diese Vorstellungsweise dokumentiert sich in dem lateinischen dies neben Diespiter. Dies entspricht genau dem altindischen Dyaus und dem griechischen Zeus, während Juppiter ursprünglich nur Vokativ = indogermanisch Djeupater, griech. *Ζεῦ πατερ* gewesen ist. Dies ist also eigentlich der Gott der Helligkeit, des Tageslichtes, neben dem man wohl nox als Göttin der Nacht im Sinne der Alten auffassen darf. Somit ist das männliche Geschlecht von dies, der einzigen Ausnahme der sogenannten fünften Deklination, begründet.

Nicht nur die Natur war für den primitiven Menschen voll der Götter; auch die im Menschen wirkenden seelischen Kräfte vermochte er sich nicht anders zu deuten. Besonders stark neigte der Italiker dazu, die Triebkräfte unseres Handelns als selbständige Wesen göttlicher Natur aufzufassen. Honos, amor, virtus, fides u. a. waren für ihn männliche und weibliche Gottheiten, die völlig frei von außen auf unsere seelische Sphäre einwirkten. Warum nun honos gerade als Gott, virtus als Göttin aufgefaßt wurde, das liegt in der jenem Volke eigentümlichen Anschauung begründet. Weil aber der Römer in honos und amor einen Gott erblickte, deswegen sind sowohl diese Substantiva selbst als auch alle anderen gleicher Bildung männlich[1]). — Nicht unerwähnt möchte ich am Schlusse dieses Abschnittes lassen, daß auch das Schwert in alten Zeiten dem Krieger als etwas Göttliches galt. v. d. Leyen sagt in seinem Deutsehen Sagenbuch I S. 72 ausdrücklich von den Germanen, daß sie dem Schwert göttliche Ehren erwiesen. In Kambodscha, führt er weiter aus, 'brachte man', einer Sage zufolge, 'einem Schwert viele Opfer'. Somit dürfte sich auch für *ensis* das männliche Geschlecht als das natürliche erweisen.

II. Alte a- oder o-Stämme

Das maskuline oder feminine Genus eines lateinischen Substantivs findet seine Begründung häufig in dem Übergang aus der Klasse der o- oder a-Stämme in eine andere Stammklasse. Der Übergang ist im Lateinischen in einzelnen Fällen an Doppelformen zu beobachten. So weist foris f. (griech. *θυρα*) die ältere Nebenform forae auf; neben buris (Krummholz am Pflug) und rumis (die säugende Brust) finden sich

[1]) In dem französischen un honneur gegenüber den weiblichen auf -eur wirkt diese Anschauung offenbar, wenn auch unbewußt, nach.



die Formen bura und ruma neben strigilis strigila. In anderen Fällen müssen wir verwandte Sprachen zu Hilfe nehmen, um Licht in das Genus zu bringen. Collis entspricht im Griechischen κολωνος, im Litauischen Kalnas, im Gotischen hallus; collis setzt demnach einen o-Stamm *colnos voraus, und daher stammt sein männliches Geschlecht. Wie bei der Umwandlung von forae zu fores die Nachbarschaft von aedes (aedis) mitgewirkt zu haben scheint, so kann auf die Umbildung von *collus (aus colnos) vallis von Einfluß gewesen sein. Es mag aber auch sein, daß die Möglichkeit einer Verwechslung mit altlateinischem collus Hals aus *kolsos (später collum) das Ihrige dazu beigetragen hat. — Caulis ist im Griechischen durch καυλος vertreten, pellis durch πελλα. Pons, pontis m. scheint mit dem ai. panthas Weg, Bahn und dem griechischen πατος Weg, Fußpfad identisch zu sein. — Neben Übergängen aus o- und a-Stämmen kommen auch solche aus anderen Stammklassen vor unter Beibehaltung des Geschlechtes. Unguis m. ist das griechische ὁ ὀνυξ, axis m. ὁ ἀξων, navis f. ἡ ναυς.

III. Abstraktum oder Konkretum?

Vielfach, wenn auch nicht durchweg, neigt das Abstraktum zu dem weiblichen Genus, das Konkretum zu dem männlichen. Von den Wörtern auf -io sind weiblich alle die mit dem Suffix-tio gebildeten, lauter Abstrakta; denn auch ein Substantiv wie natio Volk erweist sich als echtes Abstraktum; es gehört zu nasei und bedeutet eigentlich 'das Werden'. Statio der Posten ist ursprünglich 'das Stehen' (vgl. dazu unser 'die Schildwache' und la sentinelle). Legio ist 'die Auslese', regio 'die Richtung'. Unter den nur auf -io ausgehenden Substantiven sind die Abstrakta, wie opinio, regio ('die Richtung' zu regere) durchweg weiblich, die Konkreta männlich: pugio, scipio u. a. und besonders die Tiernamen papilio, scorpio usw. Septentrio ist bereits unter I. behandelt. — Die Maskulina der i-Stämme sind sämtlich Konkreta. Es sind zunächst alle auf -nis: amnis, panis, crinis, funis usw.; finis schwankt, aus guten Gründen. Aus *figsnis (zu figere) entstanden, bedeutet es eigentlich den 'eingehefteten bzw. eingeschlagenen Grenzpfahl' und entwickelte sich aus dieser ursprünglich rein konkreten Bedeutung zu der abstrakten 'Grenze, Ende'. Mit dem Bedeutungswandel mag auch der Genuswechsel zusammenhängen. Von den übrigen (nicht auf -nis ausgehenden) erinnere ich an ensis, fustis, caulis, postis, cassis (Jägergarn), vectis, axis, fascis, funis, unguis, collis, follis und die Tiernamen anguis, piscis, vermis, lauter Konkreta und zugleich Maskulina. Orbis m. ist auch zu den Konkreta hinzuzurechnen, bedeutet es doch ursprünglich 'Radkranz', nicht Kreis (orbis rotae). Pons, mons, fons, dens sind Konkreta, daher männlich. Gens aber ist von Haus aus ein Abstraktum; es hat den selben Bedeutungswandel wie natio (siehe oben) durchgemacht. Desgleichen ist arx 'die Wehr' eigentlich ein Abstraktum.

Die weiblichen Konkreta auf -is erklären ihr Geschlecht zum Teil aus dem abstrakten Sinn, der sich anfangs mit ihnen verband. Vestis f. ist eigentlich 'das Kleiden' nach Lindsay-Nohl, und so darf man messis als das Schneiden bzw. Ernten, sementis als das Säen, classis

als die Abteilung auffassen. Sitis wird als 'das Schwinden' gedeutet, pars aus *partis ist ursprünglich das Teilen, sors, sortis das Losen, oder, da es zu sero reihen gehört, 'das Reihen (der Lose) an Fäden' usw. Securis f. könnte demnach auch eigentlich das Schneiden und 'die Schneide' bedeuten. — Andere weibliche Konkreta auf -is sind ursprünglich anderen Stammes gewesen: pellis griech. *πέλλα*, clavis = *κλεις*; navis *ναυς*; neben strigilis, buris, rumis, foris haben wir oben bereits unter II. die a-Stammformen strigila, bura, ruma, forae, kennen gelernt. Schließlich beweisen die Nebenformen valles zu vallis, praesapes zu praesapis, torques zu torquis u. a., daß die i-Stämme zum Teil in die e-Stämme hineingezogen wurden und so feminines Geschlecht annahmen (Man beachte, daß die i-Stämme, die im Nom. Sg. auf -ēs ausgehen, sämtlich Feminina sind.) Zu guter Letzt mag auch die Analogie daran beteiligt sein, wenn Konkreta der i-Stämme auf -is weiblich erscheinen; z. B. cutis haut in Anlehnung an pellis, amussis das Lineal an linea und regula. Ratis und puppis sind Feminina, weil auch navis ein solches ist. — Der Grund dafür, daß turris als Konkretum weiblich ist, liegt darin, daß es als Fremdwort aus dem Griechischen übernommen wurde (*ἥτυρρις*).

Ein lehrreiches Beispiel bietet uns torres f. und torris m. Ersteres bedeutet 'dörrende Hitze'; es ist Abstraktum und weiblich. Torris dagegen heißt 'das brennende Holzscheit' und ist als Konkretum männlich. Gerade dieses Beispiel ist außerordentlich dazu angetan, uns zu zeigen, wie der Sprachgeist bewußt die Scheidung der Abstrakta und Konkreta nach dem Genus vornahm.

Als Abstrakta haben weibliches Genus auch die mit den Suffixen -tāt-, -tūt- und -tūdin- gebildeten (ohne Ausnahme), und so mag auch aus den anderen Stammklassen noch manches Beispiel zur Illustrierung der hier vorgetragenen Theorie beigebracht werden können. Für die ganze sogenannte dritte Deklination aber, wie A. Döhring es in den Lehrproben Heft 81 tut, möchte ich diese Scheidung nicht durchgeführt sehen. Muß doch Döhring selbst sehr viele Ausnahmen feststellen oder wenigstens von der Etymologie noch in zahllosen Fällen die für seine Theorie passende Aufklärung erhoffen.

IV. Suffixe

Wir haben soeben nicht weniger als vier Suffixe kennen gelernt, mit denen sich das weibliche Genus verbindet: -tiōn-, -tūt-, -tāt-, -tūdin-. Prüfen wir einmal genauer, welche und wie viele es überhaupt solcher Suffixe bzw. Stammausgänge gibt, an die sich ein bestimmtes Genus knüpft. (Die a- und e-Stämme werden als männlich, die o- und u-Stämme als weiblich vorausgesetzt, Abweichungen werden unter Analogie behandelt.)

A. Maskulina

1. Die auf -es, -ĭtis wie comes, comitis, miles, pedes, eques, satelles, hospes, antistes lauter männliche Personen, denen sich in Stammbildung und Geschlecht eigentliche Dingwörter anschließen: limes, limitis, ales, gurges, trames, palmes, caespes u. a. In comes, miles, pedes, eques

limes, ales palmes liegt unzweifelhaft das echte zu ire gehörige Bildungssuffix -it- vor, dessen i im Nomin. sg. durch Analogie oder sonstwie als e erscheint. Comes ist der 'Mitgänger', pedes der 'Fußgänger'; zu eques vgl. to go on horseback[1]); miles ist (zu ὅμιλος vgl. Walde) 'der im Haufen Marschierende'. Ales ist demgemäß 'der Flügelgänger' (vgl. dazu die ai. Bildung khagama der Luftgänger), palmes der aus der Palme hervorkommende Sprößling. Limes (zu ob-liquus und limen) ist 'der Querweg'.

2. Die auf -ex, -ĭcis: in artifex zu facere, in index zu dicere bzw. dicare, auspex zu -spicere u. a. Personennamen; danach Dingwörter wie vertex, silex, cortex, obiex zu iacere Riegel. Übeı das weibliche imbrex siehe unter Analogie.

3. Die auf -tor-, -tōris wie praetor, censor aus cens-tor (Nomin. agentia)

4. die auf -or, -ōris, ehemals s-Stämme wie honos und honor, amor. Charakteristisch ist bei 3. und 4. das lange betonte o im Gegensatz zu dem unbetonten und kurzen o der Neutra wie corpus, corporis, marmor, marmoris, ebur, eboris. (Alleinige Ausnah mezu 4. ist das Neutrum ōs, ōris.)

5. Die auf -o, -ōnis wie Cicero und viele Eigennamen; latro, praedo; leo, pavo; carbo, harpago, ligo, tolleno (aquilo). Insbesondere die auf -mōn- wie sermo, pulmo, Sulmo.

6. Die auf -nis, wie crinis usw.

7. Die meisten Konkreta auf -is (i-Stämme).

B. Feminina

1. Die auf -tās, -tātis.
2. Die auf -tūs, -tūtis.
3. Die auf -tudo, -tudinis.
4. Die auf -tio, -tiōnis.
5. Die Abstrakta auf -io, -iōnis unter Einschluß der oben erklärten natio, legio, regio, statio.
6. Die auf -trīx, -trīcis wie nutrix, genetrix, meretrix, cicatrix und danach alle auf -īx, -īcis wie cervix, radix, iunix, cornix, perdix.
7. Von den i-Stämmen a) alle auf -ēs wie caedes, clades, sedes, rupes, moles, strues, lues, indoles, suboles, proles, aedes, cautes usw.; b) die Abstrakta auf -is unter Einschluß derer, die ihr -is im Nom. Sing. eingebüßt haben wie pars aus partis. Siehe unter III.

V. Die Quantität des dem stammauslautenden Konsonanten vorausgehenden Vokals spielt eine nicht unwichtige Rolle bei der Verteilung der Geschlechter.

1. Unter den Dentalstämmen beobachten wir bei dem weiblichen Geschlecht fast durchweg den langen Vokal, bei dem männlichen und sächlichen den kurzen.

---

[1]) Eques hat man mit ἱππότης zusammengebracht und setzt dafür indog. ekvot an (Walde), oder es soll aus dem Abstraktum equita Reiterei entstanden sein. Es ist eine latein. Neubildung in Anlehnung an miles, pedes usw.

Weibliche	Männliche	Sächliche
ā in aetāt, und allen auf -tāt-		ă in poemat-
ē in quiēt-, mercēd-	ĕ in interpret-, ariet-, pariet-, ped-	
ī in līt-,	ĭ in milit-, gurgit- und vielen ähnlichen; siehe IV A 1. und lapĭd-	ĭ in capit-
ō in dōt-, cōt-		
ū im Suffix -tūt- sowie in salūt-, incūd-, palūd-		
au in laud-, fraud-		

Sacerdōt und custōd- sind communia. Ausnahmen sind: segĕt-, tegĕt-' compĕd-, pecud- und die auf -ĭd- wie cassid-, cuspid- außer lapid-. Seges ist oben im mythologischen Sinne als Femininum gedeutet; pecus, pecudis könnte sein Genus von ovis, sus, capra übernommen haben. Häufig steht es für ovis. Das Femininum comped- ist um so auffälliger, als es zu dem männlichen pēs gehört. Es muß sich im Genus nach pedica, dem Worte gleicher Bedeutung, gerichtet haben; teges vielleicht noch seges, wenn nicht übrigens bei beiden ursprünglich abstrakter Sinn vorliegt. Neben cassis Helm erscheint frühzeitig casila, später cassida. Ob sich in diesen Substantiven auf -is, -idis griechischer Einfluß geltend gemacht hat?

2. Auch bei einem Teil der Kehllautstämme verteilt sich die Länge des Vokales vor dem Stammauslaut auf die Feminina, die Kürze auf die Maskulina. Letztere die sind auf -ex, -ĭcis, erstere die auf -īx, -īcis.

Siehe IV A 4 u. IV B 6.

3. Bei den männlichen s-Stämmen auf -or, -ōris haben wir oben langes und betontes o beobachtet, während die Neutra entsprechend kurzes o zeigten. IV A 4.

VI. Fremdwörter sind besonders aus dem Griechischen sicherlich eine große Zahl übernommen worden. Doch vermag ich augenblicklich von allen denen, die uns hier interessieren, nur turris, aer, adeps, pelagus anzuführen. Obwohl Konkretum, ist turris weiblich, weil es das griechische ἡ τυρρις ist. Adeps, das griechische ἀλειφα, ist commune, doch wird es, wie mir scheint, in früherer Zeit weiblich gebraucht, von Plinius nämlich, wofür die Ähnlichkeit in der Stammbildung mit princeps, anceps usw. maßgebend gewesen zu sein scheint. (Wegen des Wechsels zwischen l und d vergleiche olere und odor sowie lingua für *dingua, lacrima für *dacrima). Aer ist ὁ αηρ, pelagus τὸ πελαγος und daher Neutrum.

VII. Die Analogie

Ihr müssen wir, wie in der Grammatik überhaupt, auch beim Genus einen weiten Spielraum zuerkennen. Schon häufig habe ich im Laufe meiner Darlegung Analogienwirkung feststellen müssen; so bei virus, humus, domus und in vielen anderen Fällen. Wie ratis und puppis in Anlehnung an navis Feminina sind, so auch lintor, lintris als einziges der Dingwörter auf -er. Von allen Substantiven auf -ex, -icis wird nur



imbrex durchweg als männlich gebraucht. Zu imber gehörig, heißt es der Regen- oder Hohlziegel und kann sein weibliches Genus nur von tegula hergeleitet haben. Da die Wörter auf -er bald männlich, bald sächlich sind, mag für cadaver als Neutrum corpus von Bedeutung gewesen sein. Bei gleichklingenden Wörtern wie aries und paries liegt es sehr nahe, an den Einfluß des Wortes, das ein natürliches Genus besitzt (aries), auf das eigentliche Dingwort (paries) zu denken; so auch bei seges und teges. Das selbe möchte ich für die Dingwörter auf -ex (silex, vertex usw.) annehmen und ihr Genus von den Personennamen gleicher Stamm- und Nominativbildung (artifex, index) herleiten; desgleichen bei denen auf -es, -itis (limes, gurges), von comes, pedes usw. Vielleicht auch gilt dasselbe für radix und cervix gegenüber nutrix, meretrix, für venter, imber usw. gegenüber pater, frater; schließlich für ligo, harpago und die übrigen auf -ōn- gegenüber Cicero, leo usw. Wenn alle Substantive auf -nis männlich sind, so haben wir hierin wohl die Wirkung einer gewissen Gruppe zu erblicken, die von Natur männlich sind: amnis, ignis, allenfalls noch canis.

Höchst wahrscheinlich ist es, daß die gesamte Klasse der u-Stämme, obwohl es sich bei der Mehrzahl um Abstrakta handelt, im Genus nach den maskulinen o-Stämmen sich gerichtet hat, mit denen sie, freilich nicht anfangs, im Nominativ und Akkusativ Sing. übereinstimmen und in deren Kasusbildung sie häufig genug hineingezogen wurden (senati für senatus).

Wenn manus (domus ist oben behandelt) trotzdem weiblich ist, so wirkt hier das altlateinische hir (griech. χειρ) nach, das, wie palma die flache Hand Femininum ist. Wenn ferner Idus weiblich gebraucht wird, so sind Nonae und Calendae hier bestimmend gewesen. Bei tribus mag gens, bei acus (griech. ἀκίς) mag acies sich geltend gemacht haben, zumal da anzunehmen ist, daß acus ursprünglich wie acies die Schärfe bedeutet, später jedoch die verwandte Bedeutung 'Spitze' angenommen hat (vgl. ahd. ekka Spitze und Schwertschneide). — Daß die i-Stämme auf -ēs ihr weibliches Genus der Vertauschung mit den e-Stämmen verdanken, ist oben erwähnt worden.

Aus diesen Ausführungen darf, glaube ich, auch die Schule Nutzen ziehen. Das Genus ist in Sexta und Quinta nicht abgetan. Die ihm gebührende Vertiefung kann es erst in den mittleren und oberen Klassen erfahren. Und warum sollte der Schüler nicht auch beim Genus so etwas wie Begründung kennen lernen, wenn man heutzutage in diesem Sinne fremdsprachliche Grammatik überhaupt auf unseren höheren Schulen zu lehren anfängt. Nicht bloß der Verstand, auch die Phantasie kann hier Anregung finden. Zugleich aber auch wird eine solche Betrachtung des Genus dazu beitragen, uns dem höchsten Ziele des altsprachlichen Unterrichts näher zu bringen: dem Eindringen in die Gedankenwelt der Alten.

Barmen. Oskar Vogt.



Tacitus

Über das Jahr 1914/15

I. Ausgaben und Übersetzungen

1) P. Cornelii Taciti Dialogus de oratoribus. Mit Prolegomena, Text und Adnotatio critica, exegetischem und kritischem Kommentar, Bibliographie und Index nominum et rerum von Alfred Gudeman. Zweite, völlig neubearb. Auflage. Leipzig 1914, B. G. Teubner. 528 S. 14 ℳ, geb. 16 ℳ.

Gudemans englische Ausgabe des Dialogs erschien 1894 (s. JB. XXI 158). Sie ist, wie er in dem Vorworte mit Recht sagt, in dieser zweiten Auflage, für die er die deutsche Sprache gewählt hat, fast ein neues Buch geworden, obwohl der Gesamtcharakter des umfangreichen Werkes sich nur in zwei Punkten geändert hat. Erstens ist der Text, abgesehen von wenigen Stellen, wo dem Herausgeber eine sichere Emendation gefunden zu sein schien, in der überlieferten Gestalt widergegeben, jedoch in der Weise, daß zahlreiche Kreuze und Fragezeichen den Zweifel des Herausgebers andeuten. Zweitens ist in den exegetischen und kritischen Erörterungen des Kommentars die Polemik zum größten Teil ausgeschaltet worden. Beide Neuerungen gereichen dem Werk zum Vorteil.

An den Lösungen der zahlreichen Probleme, die der Dialog bietet, hat G. nicht nur nichts geändert, sondern sich auch eifrig bemüht, sie durch neue Beweisgründe und genauere Beobachtungen zu stützen. Die in den letzten zwei Jahrzehnten erschienene Literatur ist in so umfassender Weise verwertet worden, daß die erstaunliche Fülle der zur Erklärung herangezogenen Schriften und Zitate als das Hauptcharakteristikum der Ausgabe bezeichnet werden darf. Eine besondere Bereicherung hat der Kommentar dadurch erfahren, daß das gesamte Material des Thesaurus linguae latinae der sprachlichen Erklärung des Dialogustextes dienstbar gemacht worden ist.

Den Hauptinhalt der Prolegomena bildet die Erörterung der Streitfragen, die sich an den Dialog knüpfen. Hier nimmt die Polemik einen breiten Raum ein. Gegen John ist der Abschnitt gerichtet, der über das sogenannte Langesche Argument handelt; unter den Beweisen für die Echtheit der Schrift wird die Auffassung der Eumeniusstelle (JB. XXXX 79), in dem Abschnitt über das Gesprächsdatum die der Censorinstelle (JB. XXXIX 155) trotz der dagegen erhobenen Einwände uneingeschränkt aufrecht erhalten; Leos Ansicht, daß Tacitus in den Äußerungen des Maternus sein eigenes Programm entwickle, und daß das Thema des

Dialogs, wenn er unter Trajan geschrieben sei, nicht als literarischer Anachronismus bezeichnet werden dürfe, wird in dem Kapitel über die Abfassungszeit des Dialogs mit großem Eifer bekämpft, ebenso Nordens Behauptung, daß der Taciteische Maternus mit dem von Dio genannten Sophisten Maternus identisch sei. Der 6. Abschnitt handelt über die beiden Lücken. Hier wird zugegeben, daß die für den Nachweis der zweiten Lücke (40, 6) früher gegebenen Zahlen (JB. XXXX 80) einer Berichtigung bedürfen, trotzdem aber das Ergebnis festgehalten. Ein besseres Argument zugunsten der Annahme jener Lücke wird in den Nachträgen S. 137 dem Umstande entnommen, daß das Inventarium Hersfeldense den Umfang des Dialogs auf 18, Decembrio auf 17 Folia angibt (s. JB. XXXX 79). Die Handschriften klassifiziert G. auf Grund der Annahme, daß von dem Cod. Hersfeldensis neben X (= AB) und Y (= CD⊿) noch eine dritte Abschrift Z (= EV) genommen worden sei. Ich habe in den Ausführungen, die G. zu diesem Punkte gibt, keinen ausreichenden Grund gefunden, Scheuers Stemma, wonach CD⊿ und EV als zwei unter sich nahe verwandte Abkömmlinge der Familie Y (y^1 und y^2) anzusehen sind, zugunsten der Gudemanschen Neuerung aufzugeben, weil, wie Gudemans eigene Variantenliste S. 133 zeigt, CD⊿EV zusammen die zweite Hauptgruppe bilden, die der ersten Hauptgruppe (X = AB) gegenübersteht. Übrigens kommt nicht viel darauf an, ob wir das Stemma so oder so gestalten. Auch die Entscheidung der Frage, ob X, wie G. meint, im Prinzip als der minderwertigere Zeuge anzusehen sei, hat nur geringen praktischen Wert; denn in der Textgestaltung wird, wie auch G. zum Schluß anerkennt, ein eklektisches Verfahren von Fall zu Fall geboten sein[1]).

Gudemans Adnotatio critica weist leider zahlreiche Fehler, Ungenauigkeiten und Unebenheiten auf, auch einige Lücken. Um mit letzteren zu beginnen, wäre etwa nachzutragen aus A (Vat. 1862): 14, 9 *utrique* korr. in *utque,* 26, 6 *hercle* (wie BCD, *hercule* E), 26, 7 *auctores,* 26, 30 *diminuta,* 30, 4 *uocatis* mit übergeschriebenem *uocant* (wie B), 35, 3 zu *Claudio* am Rande *Crasso;* aus B (Leidensis Perizonianus): 16, 24 *ait scribit* (*ait* getilgt; Michaelis irrtümlich: *[ait] scribit* A); 21, 25 *illos* von B^2 (dem Korrektor des Cod. B) korr. aus *istos;* ebenso 23, 1. 11. 24, 10; 25, 16 *nuosior* wie A; 26, 30 *dimunuta,* 32, 7 *iam* st. *ita,* 32, 28 *audiuerint,* 37, 5 *in* vor *antiquorum* om.; aus C (Neapolitanus oder Farnesianus): 14, 17 *iam* st. *illa* wie D, 15, 12 *abiisset* korr. in *absit,* 15, 15 *nos* st. *vos,* 32, 16 *utque* von m. 2 korr. in *ut quae;* aus D (Vat. 1518): 5, 16 *pulchrius* om., 21, 7 *hercule,* 37, 5 *et* om. (del. Heumann), 39, 21 *qui* om.; aus CD: 4, 8 *angustiorem* (vorangeht *angustiis*), 26, 11 *cla et* (daher Dryander *clausula et);* aus E (Ottobonianus): 14, 20 *a,* 15, 3 *et* vor *tuae* om., 16, 7 *et* vor *ego* om., 21, 7 *Asicium*

[1]) S. 15 schreibe M'. Lepidus statt M. Lepidus und Tiberius statt Cn. Piso. S. 45 ist mir unverständlich geblieben, wie G. sagen kann, daß Tacitus sich Agr. 3 im Alter von 45 Jahren *senex* nennt, und mit welchem Rechte er es als eine ungeheuerliche Übertreibung bezeichnet, daß Tacitus von Leuten, die im Jahre 81 *senes* waren, sagt, daß 'sie beim Tode Domitians *prope ad ipsos exactae aetatis terminos* angelangt seien.

(was Gudeman im Texte hat), 23, 21 *planitas et sic,* 26, 22 *plurisque* wie A und B, daher von Michaelis mit Recht in den Text gesetzt; aus V (Vindobonensis 711): 37, 22 *Quinctius,* wie Gudeman im Texte hat; die übrigen Handschriften *Quintius;* aus U (Urbinas): 1, 7 *existimandum sit idem.*

Schwerer als diese Auslassungen wiegen die unrichtigen Angaben. 31, 25 lautet der Text bei Gudeman *nec Epicuri quidem;* dazu gibt der Apparat die Variante '*nę (= neque) Δ*'. Die Wahrheit ist *nę* DΔ; *nec,* wie es scheint, E, alle übrigen *ne.* Also ist natürlich *ne Epicuri quidem* zu schreiben. 40, 22 geben die Handschriften *tuta,* nicht *tam tuta;* nur der Venetus hat *tanta,* vulg. nach Rhenanus *tanti,* Ritter *tam tuta;* 37, 32 steht in allen Handschr. *acrior qui,* nicht *acrior que;* nur C hat *acrior per.* A hat 20, 10 *cenam* (nicht *cena*) mit übergeschriebenem *sce,* 21, 34 $\overset{m}{\iota q}$, nicht $\overset{m}{q}$, 33, 21 *ꝑate,* nicht *pate,* 36, 8 *hic* nach *nomen,* nicht 9 nach *rostris,* 41, 1 *forum,* nicht *horum,* 41, 10 *oratorum horum,* nicht *oratorum,* wie auch Michaelis irrtümlich angibt. B hat 5, 4 *praevalere,* nicht *pervalere,* 5, 27 *prius* (nicht *Eprius*) korr. in *Epropius* (*Eprius* der Korrektor B² am Rande), 6, 6 *administrationis* (*s* von B² getilgt), 6, 20 *animus,* wie die übrigen (om. U), 16, 10 *manifestum,* nicht *manifestu,* 18, 5 *nulla,* nicht *in ulla,* 20, 7 *dicentem,* nicht *dicentes* (20, 5 *dicentes* AB, corr. B²), 21, 24 *mirantur* (nicht B²), 31, 4 *exercerent,* nicht *exercent* (der selbe Fehler bei Michaelis), 36, 23 *producerentur,* nicht *produceretur,* wie D hat, 38, 4 *competendi nationes,* nicht *c. nationis.* — B² hat 5, 5 *Saleium* am Rande (im Text steht *Galerium* mit *S* über *G*); 7, 13 *morum* (über *modo*), nicht *more;* 10, 27 ist die Angabe '*non* B²' (statt *nec?*) zu streichen; 14, 9 gibt B² *ex ortatus,* nicht *exhortatus;* 15, 13 ist die Angabe '*Aeschines, Demosthenes* B²C' für beide Handschriften unrichtig: B² hat *Aeschines et Demosthenes,* C̦ *Aesthyne* (wie G. selbst eine Zeile vorher angibt) *et Demosthene;* 17, 11 hat B² über *istum* nicht *illum,* sondern *unum*; 26, 11 streiche *clamet* B²; 33, 21 hat B (nicht B²: eine Korrektur sehe ich nicht) *paratum,* nicht *paratu.* 7, 13 haben die Handschriften außer EV, die *est* auslassen, nicht *est bona,* sondern *est et bona.* — Als Korrekturen von B² verzeichnet Gudeman *non quantum* 2, 12, *augustia* 4, 8, *potes* 5, 17, *quam* 5, 19, *lenocinat* 6, 21, *infructuosa* 9, 4. Das wären sonderbare Emendationen zu den im Texte stehenden Worten *in quantum, augustiorem, potest, qua, lenocinatur, infructuosam.* Die drei ersten Randbemerkungen lauten in Wahrheit *In quantum, Angustię, potest,* die fünfte *lenocinatur,* die sechste *Infructuosus,* sind also Widerholungen dessen, was der Text bietet (denn *Angustie* bezieht sich auf *angustiis* 4, 7), und eine solche Widerholung ist auch *quam,* bezogen auf *quam* 5, 18. Ferner sind alle sechs Randbemerkungen dem Glossator B¹, nicht dem Korrektor B² zuzuweisen. Das selbe gilt auch für das am Rande stehende *planitas* 23, 21 und für *et neque* 38, 5, wo der Leser nicht weiß, ob er Gudemans Notiz *et neque* B² auf das erste oder auf das zweite *neque* beziehen soll, und zugleich sich vergeblich bemüht, den Sinn der Emendation zu entdecken. Offenbar hat der Glossator durch

seine Randbemerkung auf die Verbindung *et . . . neque* hinweisen wollen. Die Verbesserung von B² *lure* 25, 14 steht über *si uere,* nicht über *uere;* er hat also *si uere* durch *iure* ersetzt und damit das Richtige getroffen; Gudeman wie Michaelis ungenau *si iure* B². Die Notiz 25, 6 *ex istorum ω* corr. B² ist unverständlich; richtig wäre *istorum* AB, corr. B².

Die Handschrift C hat 13, 12 *aliqui,* nicht *aliquid;* 14, 10 fehlt *defendi* nicht in C, sondern in D; 21, 19 hat C *hercle,* nicht *hercule,* 28, 12 *cellam,* nicht *cella* wie D, was man als *cellula* deutet. In D fehlen 5, 2—3 die Worte *ut . . . eos* (nicht *ut eos*); daß also auch *cognitionibus* fehlt, versteht sich von selbst. D hat *aui* st. *aut* nicht 12, 21 vor *Messallae,* sondern 12, 19 vor *Sophoclis;* 15, 8 nicht *nostrum Maternum,* sondern nur *nostrum,* 21, 13 *Cellianis,* nicht *Cellinias,* 31, 11 *nec . . . neque,* nicht *neque . . . neque;* 31, 14 *mia* (mit übergeschriebenem *i*), die gewöhnliche Abkürzung für *misericordia;* 32, 13 *non,* nicht *nec;* 39, 6 *et [partes] spatia,* nicht *et ⟨partes⟩ spatia,* 39, 17 *qui iudicarentur,* nicht *quid iudicarentur.* — In E fehlt 2, 8 *semotae;* aber die Lücke ist, was G. nicht angibt, bezeichnet; zu 32, 3 bemerkt G. wie Michaelis '*quisq.* CE'. Man könnte danach annehmen, daß in den beiden Handschriften *possideat quisque quae profert* stehe. Es wäre daher besser gewesen zu notieren *quisq; profert* C, *quisq;*"ᵉ *profert* E. 35, 10 hat E *et* nur einmal (an zweiter Stelle); 36, 14 *quanto* st. *tanto* nicht vor *facilius,* sondern vor *magis,* 37, 21 *non,* nicht *ne.* Woher Gudemans Angabe stammt, errate ich nicht. Die Handschrift Δ (Vat. 4498) hat 29, 11 nicht *inveneris* (Put.), sondern *invenies;* daß U 24, 11 *fama* ausläßt, gibt G. an, nicht aber, daß U *laudant* st. *laudat* hat, wodurch erst jene Auslassung bemerkenswert wird.

Zu früh kommen die Varianten zu *vis* 10, 25, *dialecticae* 30, 19, *nec bene* 34, 19; zu spät die Lesart von A *poetas defendi [poetas]* 14, 10, Acidalius' Konjektur *non ⟨in⟩* 32, 24, die Variante zu *quoque* 37, 31; und wenn G. zu den Worten *non absentes nec per tabellam* 36, 26 anmerkt: *absentis* CE, *non per* A sed corr., so muß der Leser annehmen, daß in A *non per* in *nec per* korrigiert sei. Das wäre jedoch ein Irrtum; denn in A steht *non [per] absentes nec per tabellam.* Dieser Fall lehrt, wieviel auf die richtige Reihenfolge der Varianten im Apparat ankommt.

Unklar bleibt in Gudemans Apparat, an welcher Stelle die Handschriften 2, 6 die Worte *in iudiciis* haben, und ob D 21, 3 *sanuti* oder *canuti* hat (G. gibt beides an); die Angabe 38, 10 *et nunc* D könnte so verstanden werden, als ob D *quae et nunc* hätte. Nicht mißverständlich ist die von Michaelis gewählte Form: *quae] et* D.

In den Verzeichnissen der Konjekturen ist unrichtig: 5, 10 *arbiter... inveniri non licuit, non* John st. *arbitrum* etc., 7, 4 *eos ⟨ago⟩* Vahlen st. *⟨ago⟩ eos,* 7, 10 *cum* del. Acidalius (danach hätte Acidalius das vor *gloria* stehende *cum* gestrichen, was unbegreiflich wäre: gemeint ist das *cum* vor *gratia* 7, 9), 12, 8 *sanguine inhiantis* Bezzenberger st. *sanguini i.,* 14, 13 *oratores ⟨summi⟩* Halm st. *⟨summi⟩ oratores,* 16, 23 *r. atque spatium* Mähly st. *s. (= saeculorum) atque spatium,* 17, 12 *sex iam* Spengel st. *sex, tam,* 20, 16 *poeticus ⟨sermo⟩* Baehrens st.

decor] sermo, 26, 4 *hirtam togam . . . et fucatis se . . . insignire* Polle st. *quam fucatis,* 27, 5 *istos maiores* Schulting st. *maiores istos,* 39, 11 *indicit patronus* Dronke st. *indicit. patronus,* so daß *patronus* den folgenden Satz beginnt, 40, 10 *servitute* del. Ritter st. *sine servitute* del. Heumann.

Daß Pithoeus 5, 3 *se* eingeschoben hat, sagt G., überläßt es aber dem Leser, zu erraten, an welcher Stelle. Das selbe gilt für Nipperdeys Einschub *et provinciis* 7, 16. Statt *rarissimarum* 10, 4 habe ich *rarissima harum,* nicht *rarissima* ⟨*harum*⟩ vermutet, Sedlmayer nicht ⟨*harum*⟩, sondern *harum,* unter der Voraussetzung, daß das überlieferte *rarissimarum* durch Kombination von *rarissime,* das ein Glossator übergeschrieben habe, mit *harum* entstanden sei; 13, 12 hat Michaelis *perinde et quibus non praestant,* nicht *perinde quibus non praestant* nach *praestant* einzuschieben empfohlen; 16, 16 fehlt die Zeilenzahl vor *et N(estor);* desgl. 18, 23 vor *quidem autem* AB (ein bedenklicher Fall, da die Variante, wie sie dasteht, auf Z. 22 bezogen werden und somit zu der Annahme führen müßte, daß in AB *a Calvo quidem autem male audisse* überliefert sei). 21, 15 schreibe *ridiculae* (st. *ridicula*) Dienel (in seiner Ausgabe schreibt Dienel übrigens *illae*); 22, 11 in Gudemans eigener Konjektur *apte* ⟨*cadunt et ut oportet*⟩ *cum* st. *apte* ⟨*cadunt et ut oportet cum*⟩; 25, 27 *C. Carbonem* st. *C.* ⟨*Carbonem*⟩ Classen (denn Classen setzte *Carbonem* an die Stelle von *Laelium*). 27, 2 fehlt die Zeilenzahl vor *haec* ABD. 31, 13 befremdet die Angabe, daß Michaelis und Peter *irae* im Texte haben; gemeint ist *ira.* 31, 28 habe ich einst *quas dicebam* st. *quasdam* geschrieben, nicht eingeschoben. Schöne hat 31, 30 nicht bloß *plurimae . . . desideratur,* sondern natürlich auch *autem* Z. 32 gestrichen. 32, 23 schreibe in meiner Konjektur *et* ⟨*apud nos*⟩ st. *et* ⟨*apud*⟩ *nos.* Zu 34, 15 bemerkt G. *quo* Meiser. Also *quid in quo vel probaretur?* Nein; die Note gehört zu 34, 14, wo Meiser *ex quo* st. *ex qua* vermutete. 34, 28 schreibe vor *tertio et* corr. Pichena 28 st. 29 (sonst müßte ja Pichenas Korrektur auf *altero et* bezogen werden), und ebenda in Hilbergs Konjektur ⟨*tertio et vicesimo*⟩ st. *[tertio et vicesimo],* 36, 6 in meiner Konjektur *videbuntur* st. *videbantur.* 40, 5 entspricht Nipperdeys Fassung der Stelle der Konjektur des Acidalius; sie wären also nicht gesondert zu nennen gewesen. Unverständliche Angaben finde ich 10, 30, wo der Wortlaut der von E. Thomas vorgeschlagenen Herstellung aus Gudemans Note nicht zu erraten ist, 27, 4, wo wir lesen, daß Ribbeck *profitebaris,* Baehrens *pollicitus es* vermutet haben, aber verschwiegen wird, daß jener *profitebare* an die Stelle von *plane,* dieser *pollicitus es* an die Stelle von *solitum* zu setzen vorgeschlagen hat, 32, 12, wo es heißt, Knaut habe *iudiciisque* nach *actionibus* eingeschoben, während er in Wahrheit *vis quoque* in *iudiciisque* änderte, 39, 11, wo die Note '*praeco* necnon *silentium* excludenda censent Novák, O. Stadler' sich ebenso dem Verständnis entzieht wie die angebliche Konjektur Nipperdeys 21, 3 ⟨*nec dicam*⟩ *de Furnio nominabo,* Ritters ebenda *p. non Canutii aut Arrii* ⟨*deformitatemque memorabo*⟩, und die Bemerkung zu 33, 7 '*et iam* Ernesti *ω*' (mit *ω* bezeichnet G. 'omnes vel reliqui codices').

Ein besonderer Übelstand endlich, der geeignet ist, den Benutzer des Apparats fortwährend zu verwirren, ist der, daß in den zusammengehörenden Varianten und Konjekturen vielfach der Text nicht in dem selben Umfange gegeben wird. Z. B. heißt es zu 32, 20 '*arbitror* CD⊿ Put. *arbitratur* AEV *arbitratus* B | *cur* om. CD'. Aus dieser Angabe müßte man schließen, daß AEV *arbitratur cur*, B *arbitratus cur* haben, ⊿ aber das richtige *arbitror cur* biete. Korrekt, wie fast stets, heißt es bei Michaelis: '*arbitror cur* Put.: *arbitratur* AE *arbitratus* B, *arbitror* CD'. Die Lesart von ⊿ gibt er nicht an: sie ist gleichlautend mit der von CD. 35, 1 ist in A überliefert *in seni*. Gudemans Note zu der Stelle lautet: *seni* A *in se in* EV *sem* D *scenām* coni. B² (*cen* B in litura) *inse in* C⊿ *scenas* Rhenanus (*scenam* Peter); er hat also die Präposition, die in keiner dieser Varianten und Konjekturen fehlt, teils mitverzeichnet, teils ausgelassen. Zu *quidem* + *etsi* 35, 12 bemerkt G. '*quidem* coni. B²(?) *etsi* C⊿ John *quid et si* ABEV'. Wer kann daraus entnehmen, daß in C⊿ und in Johns Ausgabe *quidem, etsi* steht? 35, 16 heißt es *quoque* ⟨*par*⟩ *vel* ⟨*talis*⟩ ins. Acidalius ⟨*similis*⟩ Pithoeus ⟨*similis. velut*⟩ Michaelis. Die letzte dieser Notizen muß den Leser zur Verzweiflung treiben; er kann ja nicht ahnen, daß Michaelis aus *adhibeatur. sic fit, ut* gemacht hat *adhibeatur similis. velut.* Diese Beispiele mögen genügen, um die störende Ungleichmäßigkeit in der Angabe der jeweilig zusammengehörigen Lesarten zu charakterisieren. Druckfehler sind selten und unerheblich: nur ist zu 39, 9 *incipies* in *incipias* zu ändern und zu 6, 20: Ann. II 38, 8 st. 38, 8. Schließlich bemerke ich, daß einzelne der oben verzeichneten Fehler des Apparats bereits 1895 in der Rezension der ersten Auflage von mir notiert worden sind.

Aus den textkritischen Erörterungen des Kommentars wähle ich ein paar Fälle aus, die zum Widerspruch auffordern. G. begreift nicht, wie man habe verkennen können, daß 5, 11 nur Johns Änderung von *apud eos* in *apud nos* dem Zusammenhang entspreche, oder wie man 29, 4 *et virides* als eine Dittographie von *et rudes* habe hinstellen können. 6, 23 hält G. mit W. A. Baehrens die Einschiebung von *in* vor *ingenio* für unnötig, weil dieses aus dem folgenden *in agro* ebenso leicht ergänzt werden könne, wie man 27, 11 *a* zu *qua* aus dem zweiten Gliede *ab eloquentia* hinzudenke. Auch *ceteris aliarum artium studiis* 10, 16 verteidigt er unter Berufung auf Germ. 4 *nullis aliis aliarum nationum conubiis* und andere Beispiele 'pleonastischer Zusammenstellung'. Das Richtige hat hier A. Schöne gesehen, welcher zeigte, daß *ceteris aliarum* entstanden ist aus *ceteris* mit übergeschriebenem *al. arum,* d. i. *alii ceterarum.* Sogar *si cominus fatetur* 25, 8 erklärt G., obwohl er im Texte ein Kreuz vor *cominus* gesetzt hat, für höchstwahrscheinlich richtig überliefert: 'man habe die in *cominus* liegende Metapher nicht verstanden oder nicht passend gefunden'. Den Gedanken, daß *cominus* hier Apers Entschluß, dem Feinde direkt auf den Leib zu rücken, bezeichne, haben schon vor G. manche gehabt; aber die Verbindung *cominus fatetur* (G.: 'auf die Hauptsache näher eingehend behauptet') ist mit Recht beanstandet worden. Auch *si* nach *illi* wird durch die von G. (nach Vahlen) herangezogenen Cicerostellen nicht geschützt; denn an diesen Stellen ist

der Gedanke allgemein, indem der Schriftsteller einen möglichen Fall ins Auge faßt, während in der Dialogusstelle auf eine vorliegende Tatsache Bezug genommen wird. Seinen unverständlichen Vorschlag *et* ⟨*mox*⟩ *summa adeptus* 10, 18 und sein Bedenken gegen die Zahl *quinque* 20, 2, die er jetzt in *septem* ändern will, während er früher *sex* vorschlug, hätte G. nicht wieder in Erinnerung bringen, auch nicht die 'spielend leichte' Änderung Ritters *livere* in *livore* 25, 23 empfehlen sollen. 'Nicht darin', sagt er, 'liegt die Berechtigung des Anstoßes, den man hier genommen, daß die Verbindung der beiden Verben (*invidere* und *livere*) eine unerträgliche Tautologie ergeben würde; denn sie decken sich in ihrer Bedeutung keineswegs, da *livere* der bei weitem stärkere Ausdruck ist. Es handelt sich vielmehr darum, ob es logisch statthaft ist, nach zwei Tätigkeitsbegriffen fortzufahren 'und den übrigen fehlerhaften Eigenschaften'. So Gudeman. Man vermißt in diesen Worten eine Antwort auf die Frage, ob es angemessen ist, zwei doch immerhin synonyme Begriffe nicht durch *et,* sondern durch *et* . . . *et* aneinanderzureihen, und wenn jener logische Anstoß berechtigt wäre, so müßte man ja, wie ich schon 1895 bemerkte, nicht bloß *livere* in *livore,* sondern auch *invidere* in *invidia* ändern. 13, 13 ist die Streichung von *cum* vor *adulatione* nach G. 'methodisch ganz unberechtigt'. Es könnte doch eine irrtümliche Widerholung aus der vorhergehenden Zeile vorliegen. Mit der selben Sicherheit erklärt G. 33, 15 die Lesart *tot, tam varias ac reconditas* für die 'methodisch einzig zulässige'. 15, 4 erklärt G. es für möglich, daß *esse* von einem Schreiber hinzugefügt sei und Tacitus geschrieben habe *neminem hoc tempore oratorem contenderes antiquis* 'keinen heutigen Redner mit den alten verglichest', ohne zu bedenken, daß man in diesem Falle *horum temporum* statt *hoc tempore* erwarten müßte; auch deutet ja *eo audacius* darauf hin, daß von einer Behauptung, die Messalla ausgesprochen hatte, die Rede ist. Zu der Konjektur *offendi* 10, 24 'übel genommen zu werden' vermisse ich Beispiele dieser Bedeutung des Passivs von *offendere.* Zu *plus vis habeat quam sanguinis* 26, 15 bemerkt G., *vis* sei unhaltbar, auch als gen. sing.; als ob *vis* auch als ein anderer Kasus gefaßt werden könnte. In der Adnotatio zu 6, 23 konjiziert er *quamquam* ⟨*quae*⟩ *diu serantur a. elaborentur* ⟨*grata*⟩, *gratiora,* im Kommentar statt *serantur* und *elaborentur* die entsprechenden Indikative; in der Adnotatio zu 13, 21 *quandoque fatalis* . . . *venerit, statuar,* also mit Streichung des vor *fatalis* überlieferten *enim;* im Kommentar *quandoque* (= *et quando*) . . . *venerit, statuar* mit der für mich unverständlichen Erklärung, *enim* sei oft unübersetzbar und weise hier auf eine Gedankenellipse hin, etwa 'und wenn nach Erfüllung dieser Vorbedingungen für meine Gemütsruhe auch meine Todesstunde gekommen ist, möchte ich' usw. Ein unglückliches Wort, dieses *enim:* erst hinausgeworfen, dann wider aufgenommen und in Dunkel gehüllt. — Im Vorbeigehen konjiziert G. S. 462 Germ. 13 *certis* (die Hdschr. *ceteris,* nicht *ceteri*) *robustioribus,* was ich nicht verstehe; S. 463 vermutet er Ann. XV 71 in *claritudo nominis* ein Glossem zu dem (lückenhaft überlieferten) Namen Verginium Rufum. Er hat nicht gesehen, daß der mit *nam* beginnende Satz die verdächtigten Worte voraussetzt,

welche angeben, daß dem Verginius und Musonius der gefeierte Name ebenso verhängnisvoll wurde wie dem Crispinus der Haß Neros.

Ich komme zu den Erklärungen. Zu 1, 4 verzeichnet G. die Taciteischen Beispiele für *autem.* Von diesen ist H. II 20 zu streichen; denn hier verdient die Randlesart *quoque* den Vorzug. Hinzuzufügen ist, daß *autem* in den großen Werken nur in der (direkten oder indirekten) Rede auftritt, ausgenommen XIII 25, wo *aũ,* d. i. *autem,* nicht *tu,* wie G. S. 383 sagt, im Mediceus steht. 32, 2 hat *autem* nach G. und Löfstedt begründende Kraft und ist gleich *enim,* und dieselbe Bedeutung hat nach G. sogar *tamen* 41, 8. Auch für diese Gleichsetzung beruft er sich auf Löfstedt, fügt aber hinzu, daß diesem der Taciteische Beleg entgangen sei. Zu 7, 2 bemerkt er, daß *civitas* hier deshalb = oppidum, urbs sein müsse, weil das beigefügte Epitheton *favorabilis* für Gallien nicht zutreffend wäre. Vielmehr könnte Gallien überhaupt nicht als *civitas* bezeichnet werden, und was *favorabilis* betrifft, so ist die aktivische Auffassung ('geeignet Gunst zu erwecken') dem Zusammenhang entsprechender als die von G. vorgezogene passivische ('begünstigt', nämlich von Rom aus). So steht *favorabilis* auch H. II 97 (denn die Art, wie Vitellius sein Prokonsulat führte, war geeignet, ihn bei den Provinzialen beliebt zu machen) und Ann. II 36, und es ist kein Grund, bei dieser Auffassung in Apers Worten eine 'Verunglimpfung seiner Geburtsstadt' zu erblicken. — Über den Gebrauch der Pronomina finden sich in Gudemans Kommentar mehrere mir nicht verständliche Bemerkungen. '*Quorum*', heißt es zu 7, 13, 'fast gleich *qualium.* So Ann. II 77 *quem iustius arma oppositurum*'. In der Verbindung *dignum aliquid* 9, 26 sei *dignum* Substantiv (wie *dignum* in der Tat Ann. XV 14 substantivisch gebraucht ist) und *aliquid* Adjektiv; zu *tractantibus* 14, 5 sei *iis* (vielmehr *vobis*) zu ergänzen. In den Worten *didicerat quod optimum dicendi genus esset* 22, 8 bezeichne *esset* die Ansicht Ciceros; denn gegen die Auffassung, daß hier lediglich der normale Modus des indirekten Fragesatzes vorliege, spreche allein schon *quod* statt *quid.* In *quid in quoque vel probaretur vel displiceret* 34, 15 stehe *quid* zeugmatisch. 36, 5 gehöre *sibi* zu *adsequi,* nicht zu *videbantur:* es sei hier von einer Beobachtung des Secundus die Rede, der beide Epochen vergleiche. Dieser Auffassung widerspricht *adsequi videbantur:* man müßte ja *adsecuti esse videntur* verlangen. Über *nisi qui* 36, 24 äußert sich G. nicht; er teilt wohl die Meinung Johns, 'daß sich in dieser Verbindung *qui* statt *quis* aus relativischer Fügung erhalten habe'. Daß *vestrum* 10, 13 = *tuum* sei, dafür gebe es, sagt G., weit über 100 Beispiele, die das Thesaurusmaterial liefere. Ehe wir diesen Gebrauch auch für Tacitus zugeben, bleibt doch noch zu erwägen, ob die pluralische Bedeutung von *vester* sich für jene Stelle nicht retten läßt. Man vergleiche außer dem JB. XXI 168 Bemerkten die Rede des Segestes Ann. I 58. Hier ist Germanicus der einzige, der angeredet wird (s. *tui copia, tuum erit*), wie im Dial. Maternus. Germanicus aber ist der Vertreter des Römertums, darum heißt es *ex vestris utilitatibus* = *ex utilitatibus populi Romani* und *foederis vestri* = *foederis a populo Romano nobiscum facti* (und umgekehrt *Romanis Germanisque* = *vobis nobisque*).

Nach Analogien dieser Art ist es nicht schwer, sich Maternus als Repräsentanten einer Klasse vorzustellen, nämlich der Zunft der tragischen Dichter. — Zu 29, 12 bemerkt G. '*quidquid . . . loquatur* statt de quaquam alia re'. Schreibe 'quidquam . . . loquatur statt de ulla alia re'. — In den Worten *non quia poeta es neque ut pro eo versus facias* 9, 11 findet G. 'ein leichtes Anakoluth', weil man *sed ut* statt *neque ut* erwarte. Der negative Ausdruck *neque ut . . . facias,* der die positive Zweckangabe *sed ut eum defendas* deutlich sichtbar in sich schließt, ist gewählt, um die folgenden Worte anzuknüpfen; von einem Anakoluth kann keine Rede sein. — Nach *diem* 9, 18 empfiehlt G. ein Partizip wie *manens* hinzuzudenken. Dem widerspricht *intra* 'vor Ablauf', das den Begriff des Schwindens, nicht den des Dauerns als Ergänzung fordert. — Zu 12, 7 *nullis contacta vitiis pectora* sammelt G. Beispiele verschränkter Wortstellung, darunter auch Ann. III 30 *fato potentiae raro sempiternae.* Hier liegt ein Mißverständnis vor; denn *raro* ist Adverb: es ist das Verhängnis der Macht, daß sie selten von Dauer ist. — 14, 9 hätte G. sich nicht bemühen sollen, Beispiele für die Verbindung *laetus pro* aufzutreiben; denn *Materni pro carminibus suis oratio* gehört zusammen und *laeta* hat mit *pro* nichts zu tun. Ebensowenig bedarf es zu *huius omnibus dictionibus interesse sive in iudiciis sive in contionibus adsuescebat* 34, 4 der Beispiele für die Verbindung von *adsuescere* mit *in aliqua re;* denn *sive in iud. sive in cont.* gehört zu *interesse.* Der Ausdruck *hanc nostram pro antiquorum laude concordiam* 16, 11 ist nach G. zur Vermeidung des doppelten Genetivs gewählt. Also würde *hanc nostram antiquorum laudis concordiam* nur des doppelten Genetivs wegen anstößig sein? — Zu *fateretur* 17, 15 wird bemerkt 'nämlich auf Befragen. Wir haben daher den Konjunktiv der indirekten Rede, gleich darauf aber den Indikativ *narrabant;* denn diese Greise erzählten ihr Erlebnis aus sich, ohne äußere Veranlassung'. Das ist eine für mich unfaßbare Unterscheidung der beiden Modi. — 18, 22 und 23 ist *tamquam* nicht eine 'apologetische' Partikel (d. h. die Kühnheit der Ausdrücke zu entschuldigen bestimmt); es bezeichnet vielmehr das fremde Urteil und ist gleichwertig mit *ut* in der Parallelstelle bei Quintilian XII 10, 12 *quem* (Ciceronem) *tamen et suorum homines temporum incessere audebant ut tumidiorem* etc. — 22, 13 sind *expolitus* und *splendens* Synonyma, wie *proelium* und *acies* H. IV 58, *prisci* und *integri* Ann. I 4, und wenn sie im negativen Satze durch *et* verbunden werden, so steht nicht '*et* statt *aut*'; denn *aut* würde die Begriffe voneinander scheiden und als verschiedene bezeichnen. *Nempe enim* 35, 11 übersetzt G. richtig 'denn bekanntlich'; die Verbindung ist also nicht 'an sich tautologisch'. Der Ausdruck *testimonia quoque* 36, 26 reiht, wie John richtig sagt, die Zeugenaussagen an die Aussagen in eigener Sache. G. verbindet *quoque* mit *in publicis* ⟨*iudiciis*⟩ und findet hier somit ein 'bisher übersehenes Beispiel für verstelltes *quoque*'. Zugunsten dieser Auffassung beruft er sich auf Quint. V 7, 9 *duo genera sunt testium, aut voluntariorum aut eorum, quibus in iudiciis publicis lege denuntiari solet.* Die Stelle paßt zu Gudemans Deutung wie die Faust aufs Auge. Übrigens ist ein Beispiel für verstelltes *quoque* außer XI 8 *(patris sui quoque*

st. *patris quoque sui)* nicht XI 13, wo alle Herausgeber *quoque Graecam literaturam* in *Graecam quoque literaturam* umgestellt haben, sondern H. V 4, wo man nach *septimo die* erwartet *annum quoque septimum* st. *septimum quoque annum.* — 20, 7 ist G. nicht geneigt, *dicentem* am Schlusse des Satzes zu streichen, 'zumal da der absolute Gebrauch von *aversari* so selten ist und bei Tacitus sonst nicht begegnet'. Ich habe schon JB. XXI 167 bemerkt, daß *aversatur* auch dann nicht absolut steht, wenn wir das zweite *dicentem* streichen, da das erste *dicentem* ebensogut zu *aversatur* wie zu *praecurrit* Objekt ist. Auch ist nicht zu begreifen, wie es 'nicht ausgeschlossen' sein soll, daß *instigare* in dem Satze 31, 12 *ut facilius iram iudicis vel instiget vel leniat* absolut gebraucht ist. — *Lucullos* (und *Pompeios*) Ann. XV 14 ist genereller, nicht wirklicher Plural, wie G. zu *Menenios et Appios* 21, 27 sagt. — Zu den von Tacitus gebrauchten Bezeichnungen für 'Kinder' rechnet G. (zu 29, 6) auch *pignora,* das aber eine weitere Bedeutung hat, und sogar *puerperia,* das bei Tacitus nur in eigentlichem Sinne steht. — Über die Bedeutung von *contentus* handelt G. zu 30, 15. Die Bedeutung 'nicht befriedigt sein von' kann hier ebensowenig in Frage kommen wie Sen. ep. 90, 22 *non est contentus his artibus,* eine Stelle, für die G. jene Deutung fordert, oder Quint. I 12, 15 *non contentus disciplinis, quas praestare poterant Athenae, non Pythagoreorum, ad quos in Italiam navigaverat, Aegypti quoque sacerdotes adiit,* wo G. die Bedeutung zweifelhaft läßt. Überall ist wie Cic. Brut. 316 gemeint 'sich nicht genug sein lassen an'.

Von Pansa und Hirtius sagt G. zu 17, 6: 'beide Konsuln fielen an einem Tage in der Schlacht bei Mutina (14. März 43)'. Pansa wurde in der Schlacht bei Forum Gallorum am 15. April 43 verwundet und starb am Tage nach der Schlacht bei Mutina, Hirtius fiel in der Schlacht bei Mutina am 27. (oder 21.) April. — Die von G. 'auf Grund einer sorgfältigen Nachprüfung von L. Holzapfel' aufgestellte Liste der Regierungszeiten der Kaiser von Augustus bis Vespasian (S. 300) enthält vier Fehler. Der Todestag Galbas ist der 15. Januar (nicht Juni), der des Otho der 16. April (nicht Januar) 69; Tiberius regierte 22 Jahre und 7 (nicht 5) Monate, Nero 13 Jahre und 8 (nicht 4) Monate. — S. 469 zitiert G. wieder, wie in der ersten Auflage, Ciceros Rede pro lege Manilia, und zu 40, 22, wo von der *eloquentia Gracchorum* die Rede ist, bemerkt er: 'Dieselbe ungünstige Meinung über die politische Tätigkeit der Gracchen hat Tacitus auch später: so Ann. I 53 (Tib. Gracchus) *sollers ingenio et prave facundus* (unserer Stelle sehr ähnlich)'. Sollte G. wirklich geglaubt haben, daß hier von dem Volkstribunen des Jahres 133 v. Chr. die Rede sei?

Viele Partien des Kommentars verfolgen den Zweck, die in den Prolegomena aufgestellten Sätze zu stützen. Für Tacitus als Verfasser des Dialogs zeuge die Übereinstimmung in der Charakteristik des Eprius Marcellus, in dem aristokratischen Vorurteil gegen die materielle Ausnutzung der Beredsamkeit, in den theoretischen Forderungen Apers (c. 20: Kürze, Sentenzenreichtum, poetischer Redeschmuck) und der späteren Praxis des Tacitus, in der Umschreibung des stoischen Begriffs der

ἀδιάφορα, im bildlichen Gebrauch einzelner Wörter wie *impexus*, in der Nichtbeachtung der Schlußklausel, in der Anerkennung des Epikureismus[1]). — Gegen Quintilian als Verfasser des Dialogs wird angeführt: Die Nichterwähnung des Marcellus bei Quintilian, die abweichenden Urteile Quintilians über die Proömien des Corvinus, über die Anpassung des Redners an den Geschmack der Zeit, über die Lumina orationis und über den Nutzen philosophischer Studien für die Zwecke des Redners.

Gegen die Annahme, daß der Dialog erst unter Trajan geschrieben sei, spreche die Beobachtung, daß Quintilian mehrfach gegen Äußerungen, die wir im Dialogus finden, zu polemisieren scheint, die Scheu des Tacitus, lebende Personen zu nennen (c. 23 *neminem nominabo*), die Unwahrscheinlichkeit der Annahme, daß Tacitus die Antithese *timere* — *timeri* (dial. 13) in dem ersten Buche der Historien (81) widerholt habe, wenn dieses Buch bald nach dem Dialog geschrieben sei, oder daß er zu einer Zeit, wo er selbst daran ging, *Annales* zu schreiben, diesem Worte einen so verächtlichen Sinn untergelegt habe, wie dies Dial. 24 geschieht.

Auch die Beweise für den fiktiven Charakter des Gesprächs werden im Kommentar eifrig gesammelt. Ferner bemüht sich G., hier und da eine Inkonsequenz des Schriftstellers und namentlich in den Reden Apers Unklarheit oder Schwäche der Beweisführung, Verdrehung des Tatbestandes, Übertreibungen, Gemeinplätze und ähnliche Kennzeichen nachzuweisen, in denen sich vielfach die individualisierende Kunst des Tacitus offenbare.

Den literarischen Quellen des Dialogs geht er eifrig nach, besonders dem Hortensius des Cicero und dem Sammelwerk des Mucian; widerholt knüpft er an die Tendenz einer Stelle des Dialogs die Vermutung, daß ihr eine uns unbekannte Schrift ähnlicher Tendenz zugrunde liege. In dem Kommentar zu dem letzten Abschnitt (c. 36—41) wird immer aufs neue auf die Widersprüche und Widerholungen hingewiesen, die darauf deuten, daß dieser Abschnitt auf zwei verschiedene Sprecher zu verteilen ist, deren erster Secundus sei.

Gedanken und Wendungen des Dialogs, die sich in der literarischen Tradition widerholen und fortpflanzen, verfolgt G. bis in die moderne Zeit; hierher gehört z. B. das Verzeichnis der Analogien zu dem Schlußpassus S. 510. Die Erklärung der rhetorischen Termini und ihrer griechischen Äquivalente zeugt von erstaunlicher Belesenheit auf diesem Gebiete, und die Fülle der lexikographischen und auf den Sprachgebrauch bezüglichen Nachweise ist wahrhaft erdrückend. Wir lesen im Dialog 13, 5 *ut Vergilius ait*, 35, 4 *ut ait Cicero*. Hierzu gibt G. eine Statistik des Gebrauchs beider Stellungen bei den Prosaikern von Varro bis Augustin. In ähnlicher Weise wird über *fere* und *ferme*, *occidere* und *interficere*, *ob* und *propter* gehandelt. An den Ausdruck *poetarum quam oratorum similior oratio* 14, 10 wird eine reiche Auswahl von Beispielen der Comparatio compendiaria, an die Worte *et percipiendi quae proferas*

---

[1]) S. 432. Hier liegt eine Ungenauigkeit vor. Denn Ann. VI 22 werden nicht die Epikureer als *sapientissimi veterum* bezeichnet, sondern die Gründer der Philosophenschulen, die Epikureer gleich darauf durch *multis*.



et proferendi quae perceperis 33, 18 eine interessante Liste von Beispielen der sog. ἀντιμεταβολή aus griechischen und lateinischen Schriftstellern und aus den modernen Literaturen geknüpft. — Den stattlichen Band beschließt eine erschöpfende Bibliographie und ein Index nominum et rerum. Druckfehler sind auch im Kommentar selten und unerheblich.

Manchen Einzelurteilen Gudemans habe ich widersprochen, und seine Adnotatio critica läßt vielfach die erforderliche Sorgfalt vermissen, aber das mit eisernem Fleiß und umfassender Literaturkenntnis geschaffene Werk als Ganzes, namentlich der gewaltige Umfang des zusammengetragenen Materials aus den Gebieten der Rhetorik, Lexikographie und Phraseologie erfüllt mich mit Bewunderung.

Lobende Besprechungen Monatsschr. f. höh. Schulen 13 S. 608 von O. Wackermann, Lit. Zentr. 1914 S. 1469 und DLZ. 1914 S. 2563 von G. Ammon, der Dial. 6, 9 das überlieferte *alia* zu *cerealia* zu ergänzen vorschlägt; ferner angezeigt Nord. tidsskr. f. fil. III S. 181 von J. K. Larsen: die Argumentation in den Prolegomena sei nicht immer überzeugend; im Kommentar stehe Wichtiges und Unwichtiges nebeneinander; mit der historischen Syntax habe G. sich nicht eingehend befaßt; sein Textbild mit den vielen Fragezeichen und Kreuzen mache einen unfertigen Eindruck — dennoch sei das Ganze eine verdienstliche Arbeit.

2) P. Cornelii Taciti Germania. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Josef Fritsch. Wien 1914, A. Hölder. 52 S. 0,80 ℳ.

Die Ausgabe enthält außer dem Text, der in einzelne Abschnitte mit besonderen Überschriften geteilt ist, eine zweckentsprechende Einleitung (in der nur S. 5 Marcus Agrippa in M. Aper zu korrigieren ist), ein Verzeichnis der Eigennamen mit kurzen orientierenden Angaben und eine Karte.

Über die Textgestaltung gibt der Herausgeber keine Rechenschaft, offenbar weil die Ausgabe lediglich für den Gebrauch der Schüler bestimmt ist. Eine gute Lesart ist *sola in sagittis spes* c. 46 (*sola* hat der Aesinus); nach den Handschriften schreibt F. c. 4 *nullis aliis aliarum nationum conubiis* und 36 *modestia ac probitas nomine superioris sunt,* beides schwerlich richtig. Unnötig ist die Änderung von *iure parendi* in *iure imperandi* c. 44 (nach Passow) und von *loci* (Acidalius, die Handschriften *locis*) in *loca* c. 16. Eine größere Änderung hat F. c. 2 für notwendig gehalten, wo er schreibt: *ut primum a victis victores ob metum, mox omnes, etiam a se ipsis, invento nomine Germani vocarentur;* c. 22 lautet sein Text *postera die [res] retractatur,* als ob *res* ausgeschieden und nicht (nach Meiser) eingeschoben wäre.

Der Erklärung dient, wie in so vielen Schulausgaben, das Verzeichnis der Eigennamen. Ich sehe keinen Grund, die Liste auf die Eigennamen zu beschränken: den selben Anspruch auf orientierende Bemerkungen haben zahlreiche Appellativa, die dem Schüler nicht minder dunkel sind als die Eigennamen, z. B. *ager* (vgl. *arva* und *campus*), *comites, framea, glaesum, limes, multa, nobilitas, princeps, ripa, sacerdos, sinus, scutum,* die z. T. selbst innerhalb der Germania ihre Bedeutung wechseln. An Fehlern in dem Verzeichnis notiere ich 'Africa

das den Römern bekannte Stück des Erdteils Asien' statt 'die römische Provinz Afrika, das alte Gebiet von Carthago'; unter Batavi: P. Cerialis statt Petilius Cerialis; unter Drusus: 'auf einer dieser Expeditionen starb er' statt 'auf der letzten'; ebenda: 'in den Zuidersee' statt 'in die Zuidersee'; endlich 'Noricum das römische Donaureich' statt: 'eine der römischen Donauprovinzen'.

Ferner ist erschienen:

Tacitus Germania von O. Altenburg I. 3. Aufl. II. 2. Aufl. Leipzig, Teubner.

Vgl. JB. XXXVI 250, ferner Schmaus, Bayer. Bl. 50 S. 335, und Golling, Ztschr. f. d. öst. Gymn. 65 S. 179, welche Altenburgs Ausgabe als eine tüchtige und ernste Arbeit anerkennen.

Cornelio Tacito, La Germania annotata dal prof. Lorenzo Dalmasso. Città di Castello 1913, S. Lapi.

Diese für Schulzwecke bestimmte Ausgabe wird Boll. di fil. class. XX S. 250 gelobt von M. Lenchantin de Gubernatis.

Tacitus Dialogus, Agricola, Germania translated by W. Peterson. Heinemann. 378 S.

Cornelio Tacito, La vita di Agricola, con note di Tito Vittorio Spinelli. Città di Castello 1914, S. Lapi.

Diese beiden Werke haben mir nicht vorgelegen.

H. Welschinger, Tacite et Mirabeau.

Die Schrift ist mir nur aus den Anzeigen Séanc. et trav. de l'ac. d. sc. mor. et pol. 1914, 4 S. 430 und Nova et Vetera 1914 S. 258 (von M. Claeys Boúúaert) bekannt geworden. Danach enthält sie eine Übersetzung des Agricola, die Mirabeau im Gefängnis zu Vincennes geschrieben hat, und Untersuchungen, die mehr für Mirabeau als für Tacitus ergeben. Vgl. die Anzeige Listy filol. 1914 S. 384.

3) P. Cornelii Taciti Historiarum libri qui supersunt. Erklärt von Eduard Wolff. Erstes Heft. Buch I und II. Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit einer Karte von H. Kiepert und einem Plan von Rom. Berlin 1914. Weidmannsche Buchhandlung. 289 S. 3,60 ℳ.

Den ersten Band von Wolffs Historienausgabe habe ich, nach seinem Erscheinen im Jahre 1886, JB. XV 230 begrüßt. Seitdem sind 28 Jahre vergangen: kein Wunder, daß die neue Auflage sich als eine 'umgearbeitete' präsentiert. Denn abgesehen von den Neuerungen, die aus eigenen Beobachtungen und Erwägungen hervorgegangen sind, ist dem sorgsamen Herausgeber nichts entgangen, was ihm in Einleitung, Textgestaltung und Kommentar zu einer Änderung oder einem Zusatz Anlaß bieten konnte.

Der Umfang der Einleitung hat sich beinahe verdoppelt. Es wird in ihr über mancherlei Fragen genauer gehandelt, z. B. über die Frage, wo Tacitus geboren ist, welche amtliche Stellung er antrat, als er nach der Prätur Rom verließ, warum er die Geschichte Nervas und Trajans

ungeschrieben gelassen hat, wie die Bücherzahl auf die beiden Hauptwerke des Tacitus zu verteilen ist. S. 13 ist ein (wohl etwas zu reichliches) Verzeichnis von Assonanzen und Alliterationen, die in den Historien begegnen, eingeschoben; am ausführlichsten aber legt Wolff seinen Standpunkt in der Quellenfrage dar. Er bekämpft die Lehre von der einen Hauptquelle und Fabias Ansicht über das Verhältnis zwischen Tacitus und Plutarch; denn daß zu den Quellen Plutarchs auch Tacitus' Historien gehört haben, ergebe sich aus den von Wölfflin, Borenius u. a. gesammelten Berührungspunkten, namentlich aus denjenigen, die darauf schließen lassen, daß Plutarch den für ihn schwierigen Text des Tacitus mißverstanden habe. In der Beurteilung des taciteischen Bildes des Tiberius stellt sich Wolff auf die Seite Rankes, gegen die Verdächtigung der historischen Treue des Tacitus beruft er sich auf Mommsen.

Den Text hat Wolff einer gründlichen Revision unterzogen, als deren Ergebnis ein erheblicher Fortschritt auf dem Wege zur Herstellung eines allgemein rezipierten Textes in vorwiegend konservativer Richtung bezeichnet werden darf. Es bleibt freilich noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl kontroverser Stellen übrig, über die eine Einigung bisher nicht hat erzielt werden können. Die wichtigsten unter ihnen habe ich im Anschluß an Wolffs neue Auflage WS. f. kl. Phil. 1914 Sp. 1025 ff. und 1058 ff. eingehend besprochen, nicht so sehr, um an der von Wolff getroffenen Wahl Kritik zu üben, als um die Momente des Für und Wider gegeneinander abzuwägen, vielfach mit dem Ergebnis, daß eine sichere Entscheidung zugunsten der einen oder der andern Lesart nicht zu erreichen sei.

Was den Kommentar betrifft, so freut es mich, daß Wolff den JB. XV 232 ff. von mir gegebenen Anregungen fast ausnahmslos stattgegeben hat. Gestrichen ist wenig, die Zusätze sind zahlreich. Zu manchen von ihnen mag Heraeus' Kommentar Anlaß geboten haben, z. B. zu der Bemerkung über *ambitu* I 20, 9 oder über den Gebrauch von *contumax* I 3, 4 (wo Wolff passende Parallelstellen beigebracht hat). Eine hübsche Bemerkung finde ich zu I 1, 17 über den Wechsel des Ausdrucks in den Worten *principatum divi Nervae et imperium Traiani,* und I 14, 12 über die Begriffe *severitas* und *tristitia,* die oft als nahe verwandt auftreten, oft aber auch einander entgegengesetzt werden, indem *tristitia* als Ausartung der *severitas* erscheint. Die Note über *superioris Germaniae legiones* I 12, 2 ist aus Fabias Ausführungen über diese Stelle abgeleitet, die Deutung der Worte *Galliae nutantes* I 2, 5 ist nach Heraeus, die Notiz über den Gebrauch von *plures* bei Tacitus I 1, 6 nach Knoke berichtigt.

Ein paar Stellen des Kommentars möchte ich Wolff zu erneuter Erwägung empfehlen. I 6, 5 erklärt er *dux Neronis* als 'Berater des Nero' unter Berufung auf Ann. VI 48, 12 *Macrone duce* 'unter der Einwirkung (genauer: unter der Anleitung) des Macro'[1]. Es fehlt jedoch

[1] Anders ist zu urteilen über XIV 52, 1 *quia nec bonis artibus idem virium erat altero velut duce amoto;* denn hier wird Burrus nicht als *dux Neronis*, wie Greef sagt, sondern als *dux bonarum artium* bezeichnet, und die Kühnheit dieses Ausdrucks durch *velut* entschuldigt.



dieser Parallelstelle das Zwingende, weil sie die Verbindung von *dux* mit dem Genetiv eines Personennamens nicht enthält. Diese Verbindung finden wir H. II 43, 10, wo die Heerführer des Otho, die sonst *duces Othoniani* (vgl. *duces Vitelliani, duces Flaviani*) heißen, *duces Othonis* genannt werden. Dementsprechend übersetzt Heraeus I 6, 5 *dux Neronis* richtig 'Heerführer des Otho', und ebenso deutet Greef den Ausdruck. — I 12, 12 wurde *eodem actu* von Wolff früher als ein der Bühnensprache entlehnter Ausdruck gefaßt; jetzt setzt er es = 'durch das selbe Verfahren' (was so viel sei als 'in dem selben Maße') und vergleicht Trajan an Plinius ep. X 98, 1 *actum quem debuisti . . . secutus es.* Klarer und treffender ist Heraeus' Auffassung 'in dem selben Antrieb' (oder Anstoß), 'in der selben Bewegung nach vorwärts', und ich zweifle nicht, daß diese ursprüngliche Bedeutung des Wortes auch für die Pliniusstelle gilt. — I 16, 5 ist in den Worten *sub Tiberio et Gaio et Claudio unius familiae quasi hereditas fuimus* Nero nicht genannt. Dies muß auffallen, weil das Reich auch noch unter Nero 'gleichsam die Erbschaft einer einzigen Familie' (der *domus Iuliorum Claudiorumque,* wie es sogleich heißt) war. Den Grund der Auslassung findet Heraeus in dem Umstande, daß Nero keinen Thronerben hinterlassen hatte, und ähnlich äußerte sich Wolff in der ersten Auflage. Diese Deutung hat er jetzt mit Recht aufgegeben (denn Galbas Blick ist rückwärts gewendet: Nero hatte den Thron geerbt, und die Tatsache, daß er ihn nicht weiter vererben konnte, kann an dieser Stelle gar nicht in Betracht kommen) und eine neue Begründung der Auslassung darin gesucht, daß von Nero nachher besonders die Rede ist. Darin liegt etwas Richtiges, aber nicht in dem Sinne, daß an der zweiten Stelle nachgeholt wird, was an der ersten übergangen war: vielmehr liefert uns die zweite Stelle das Motiv, das Galba bestimmt hat, an der ersten Nero zu ignorieren: er streicht ihn als *damnatus princeps* aus der Reihe der Cäsaren und betrachtet ihn in der Aufzählung der Nachfolger des Augustus als nicht vorhanden. — I 24, 4 *per speciem convivii* erklärt Wolff: 'als geschehe es, um die Soldaten der wachthabenden Kohorte für die Mühe zu entschädigen, welche Othos Einladung des Kaisers ihnen verursachte'. Daß die Wache den Kaiser begleitete, war selbstverständlich und nicht eine Mühe, die auf eine Entschädigung Anspruch verlieh. Heraeus übersetzt richtig 'unter dem Vorwande der Bewirtung', 'in der Form eines Kostgeldes': das Massengeschenk entsprach einer *publica cena ad sportulas redacta* (Sueton Nero 16) und war eine Art *(velut) publica largitio.* — I 30 extr. ist offenbar *pro caede principis* mit *pro facinore* und *innocentibus* mit *ob fidem* gleichbedeutend und der Sinn der Worte *nec est plus . . . datur* im wesentlichen kein anderer als der der folgenden Worte. Wolff meint, daß zwei verschiedene Gedanken vorliegen und daß der erste von ihnen dieser sei: 'Der gewöhnliche Sold, den der Soldat empfängt, solange er sich nichts zuschulden kommen läßt *(innocentibus),* hat in Wahrheit höheren Wert als noch so große Belohnungen eines Verbrechens.' Zu der Annahme, daß hier vom Solde, nicht, wie hernach, vom Donativum die Rede sei, ist Wolff vermutlich durch die Beobachtung bestimmt worden, daß an erster Stelle das Präsens *datur,* an der zweiten

das Futurum *accipietis* steht. Aber abgesehen davon, daß *datur* zu den Worten *pro caede principis* jedenfalls im Sinne eines Futurums gefaßt werden muß, gibt es Stellen genug, wo das Praes. pass. von *dare* einen Futurbegriff enthält. Man vergleiche Agr. 9, 21 *comitante opinione Britanniam ei provinciam dari,* H. II 78, 18 *datur tibi magna sedes, ingentes termini, multum hominum,* Ann. I 36, 11 *missionem dari vicena stipendia meritis,* XIV 7, 7 *illo sibi die dari imperium.*

Erfreulich ist, daß Wolff die früher für manche Noten gewählte Frageform aufgegeben, daß er den Zitaten die Zeilenzahl beigefügt und außer der Karte noch einen Plan vom kaiserlichen Rom der Ausgabe angehängt hat. Druckfehler sind sehr selten; im Text I 6, 5 schreibe *hic* statt *his,* in der Einleitung S. 14 in dem Zitat aus II 47 *homines* st. *hominis,* im Kommentar zu I 10, 7 in dem Zitat aus I 9, 13 *viribus* st. *virtutibus.*

Angezeigt Nova et Vetera III 2 S. 259 von M. Claeys Boúúaert, Berl. ph. WS. 1915 Sp. 332 von A. Bitschofsky, der zum Kommentar ein paar Ergänzungen und abweichende Interpretationen anmerkt.

4) P. Cornelius Tacitus erklärt von Karl Nipperdey. Erster Band. Ab excessu Divi Augusti I—VI. Elfte verbesserte Auflage, besorgt von Georg Andresen. Berlin 1915, Weidmannsche Buchhdlg. 446 S. 3,20 ℳ.

Der Umfang der Ausgabe ist nur um drei Seiten gewachsen. Dennoch ist die Zahl der über das ganze Werk verstreuten Zusätze und Änderungen nicht gering. Ich hebe die wichtigsten hervor.

In der Einleitung, die ich durch Sperrdruck der Stichworte und Spezialisierung der Seitenüberschriften übersichtlicher gemacht habe, ist der Abschnitt über die Weltanschauung des Tacitus S. 21 ff. nach R. v. Pöhlmann völlig umgestaltet worden. S. 19 findet man einen Zusatz über die Frage, ob die Bücher ab exc. D. Aug. auf einmal oder nach und nach veröffentlicht worden sind (nach C. Bretschneider), S. 37 einen zweiten über gewisse Schwächen der Taciteischen Berichterstattung (nach Fabia).

Wo ich den Text geändert habe — es sind einige 20 Stellen — ist meist der überlieferte Wortlaut hergestellt. Von der Halmschen Ausgabe, deren erster Band in fünfter Auflage 1913 erschien, weicht der Nipperdeysche Text jetzt nur noch an 22 Stellen ab, über deren Gestaltung ich Rechenschaft schulde, weil ich für beide Ausgaben verantwortlich bin. Sechs dieser Differenzen fallen deshalb fort, weil die Probabilität der in der einen Ausgabe gewählten Lesart in der andern anerkannt wird: II 59 ff. (Kapitelumstellung). 73, 5. III 16, 10. 18, 8. VI 9, 14. 17, 5; an sechs andern Stellen ist jede der beiden Lesarten einwandfrei und eine Entscheidung zugunsten der einen oder der andern unmöglich: I 77, 2 *set* oder *etiam,* II 58, 2 *novari* oder *renovari,* IV 10, 11 *captum* oder *illectum,* IV 45, 14 *quia* oder *quippe,* 69, 14 *tegens* oder *reticens,* VI 19, 3 ⟨*aerarias*⟩ *aurariasque* oder *aurarias* ⟨*argentarias*⟩*que.* So bleiben zehn Stellen übrig, wo die Halmsche Ausgabe den überlieferten Text gibt, während die Nipperdeysche einen durch Konjektur geänderten bietet: I 28, 4 *cessurum* Nipperdey, 79, 13 *maiorum*

Nipperdey, II 6, 2 *[et Anteius]* Urlichs, III 20, 1 *[priore aestate]* Nipperdey, 48, 6 *super* M. Haupt, 61, 3 *Cenchrium* Beroaldus, IV 27, 8 *Cales* Lipsius, VI 5, 3 *incestae* Rhenanus, 12, 12 *neve* Ernesti, 22, 7 *ingruere* Nipperdey. Ich habe diese Differenzen nicht beseitigt, teils weil sie von jeher vorhanden gewesen sind und den Standpunkt jedes der beiden alten Herausgeber charakterisieren, teils weil die Gründe, die Nipperdey zu den Änderungen veranlaßt haben, mir zwar nicht zwingend, aber doch so schwerwiegend erscheinen, daß sie nicht kurzerhand beiseite geschoben werden können. Wer textkritische Aufgaben zu lösen hat, wird stets eine Anzahl von Fällen übrig behalten, in denen das Urteil schwankt, und wer das Werk eines andern fortsetzt, dem setzt auch die Pietät gewisse Schranken.

In den Kommentar habe ich, wo es erforderlich schien, erklärende Bemerkungen eingefügt, u. a. über den Sinn der Worte *gravis in rem publicam mater* I 10 (die so oft mißverstanden werden), *laeti neque procul Germani agitabant* I 50 (die die Vorstellung erwecken könnten, als ob die Germanen ein Nomadenleben führten), *nam spes incesserat* I 55 (deren motivierende Kraft man angefochten hat), *remedium coercendi fluminis* I 76, wo der Genetiv ausdrückt, worin die Abhilfe bestand, über den Gegensatz zwischen *ingenium* und *iudicium* I 80, über die Ellipse in den Worten *penitus noscendas mentes, cum* etc. II 12, wo eine Verkürzung des Ausdrucks zugegeben werden muß, wenn man nicht behaupten will, daß *noscendas(esse)* in dem Sinne von *nosci posse* stehe, *turbata mente* IV 22, was auf den ersten Blick der Aussage des Angeklagten zu widersprechen scheint, *dignatio* IV 52, *ibi demum* V 10, *diversa* VI 33, *libertatem* VI 42, *a tergo* VI 44. Ferner habe ich auf die rhetorischen Übertreibungen hingewiesen, die in dem mit *an Augustum* beginnenden Satze I 46 liegen, auch die jüngst entdeckten inschriftlichen Zeugnisse eingefügt, darunter die Inschrift des P. Suillius IV 31, und IV 34 eine Bemerkung über die Frage, auf welche Personen sich die Lex maiestatis erstreckte, über den Namen Arminius I 55, über das *castellum Lupiae flumini adpositum* II 7, und über die Worte *inter Albim et Rhenum* I 59 sowie über die Richtung des Zuges des Domitius IV 44, beides nach Wilisch. Die neuen Bemerkungen zu I 11 und 13 verdanke ich dem Aufsatze Fabias über die Thronbesteigung des Tiberius. — Gestrichen ist nur (was längst hätte geschehen sollen) die Note über Zanfana I 51.

Wesentliche Änderungen der Erklärung findet man außer den drei im Vorwort genannten Stellen in der Auffassung der Worte *cetera aulae* I 7, des Begriffs *limes* I 50 und II 7 (nach Gebert), der Worte *totidem legatos* I 59, *ab interioribus* II 24, *intuentium visus* II 41, *ignarus litterarum* II 54 (wegen der Verbindung mit *carminum*), *auctorem exquireret* IV 11, *raram occulti pectoris vocem* IV 52, *exsecuti sunt* VI 40 (nämlich 'den Befehl': Verbindungen wie *iussa exsequi* sind Tacitus geläufig; *mortem exsequi* wäre ein singulärer Ausdruck, s. Lex Tac.). Die Deutung der Worte *quod alii modestiam* etc. IV 38 habe ich modifiziert, die Beziehung von *suopte ingenio* III 26 mit Rücksicht auf die von Joh. Müller beigebrachte Parallelstelle aus Cicero zweifelhaft gelassen.

Die neue Auffassung von *qui finium extremi* III 45 rührt von Fabia her. Die Stellen, wo vom Imperatortitel des Germanicus die Rede ist, habe ich von denen geschieden, wo seine Stellung als Oberbefehlshaber gemeint ist, s. I 3, II 76, III 12. 14.

Manche treffende Übersetzung hat mir Groß geboten, im Text habe ich die Interpunktion, in der Einleitung und im Kommentar die Ausdrucksweise sorgsam revidiert.

5) Cornelii Taciti Annales. Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von W. Pfitzner. I. Bändchen. Buch I und II. Sechste verbesserte Auflage, besorgt von O. Wackermann. Erste Abteilung: Text. Zweite Abteilung: Kommentar. Gotha 1914, F. A. Perthes. 71 und 111 S.

Es war ein Glück für die Pfitznersche Ausgabe der Annalen, daß sie nach dem Tode ihres Begründers von der fünften Auflage ab einem einsichtigen Manne übergeben wurde, der sie von den verkehrten und willkürlichen Auffassungen Pfitzners mehr und mehr gesäubert und in die Wege hinübergeleitet hat, auf denen Nipperdey vorangegangen ist. Diesen Wandel habe ich bereits in der Anzeige der fünften Auflage JB. XXXV 265 festgestellt, gleichzeitig aber auch darauf hingewiesen, daß noch manches zu berichtigen übrig bleibe. Den von mir bei dieser Gelegenheit gegebenen Ausführungen über einzelne Stellen hat sich Wackermann jetzt in der sechsten Auflage angeschlossen, zwei Stellen ausgenommen. Er meint auch jetzt noch, *velut* I 8, 22 bezeichne vielleicht den Ausdruck *praesidio* als von Tiberius selber gebraucht: 'wie er es nannte', und übersetzt I 12, 9 nach wie vor 'sondern damit durch sein eigenes Geständnis erwiesen werde', während doch wie zu *divideret,* so auch zu *argueretur* Tiberius als Subjekt zu denken ist, wie daraus hervorgeht, daß Tacitus *sua* und nicht *ipsius* geschrieben hat. Zu berichtigen ist auch die Bemerkung zu I 9, 16, daß *longinquis* auch zu *mari Oceano* gehöre; denn der Ozean wäre auch dann eine sichere Reichsgrenze, wenn er nahe wäre, und außerdem stehen die beiden Kola *mari Oceano* und *amnibus longinquis* in einem rhythmischen Gleichgewicht. Die Auffassung von *nec* I 30, 7 = 'nimmermehr' und II 82, 12 *neque* 'durchaus nicht' ist ebenfalls auszumerzen. Die neueren Untersuchungen von Oxé und besonders Gebert über den Begriff des Wortes *limes,* Untersuchungen, die uns den Sinn des taciteischen Berichts über den Marsch des Germanicus I 50, 3f. erst erschlossen haben, sind Wackermann unbekannt geblieben. Die Bemerkung über Zanfana zu I 51, 4 ist zu streichen. Über *hominum* I 59, 12 äußert sich W. nicht. Zu *alii* I 76, 11 kann nicht *trahebant,* sondern nur ein allgemeines Verbum dicendi ergänzt werden. Zu I 81, 8 heißt es versehentlich, *se professos* sei feststehender Ausdruck für 'sich melden'. II 5, 12 ist unter *possessio* die Besitznahme des Landes (denn darauf kommt es an), nicht des Meeres zu verstehen. Der zu II 9 ausgesprochenen Annahme, daß die Unterredung zwischen Arminius und seinem Bruder an einer ungewöhnlich schmalen Stelle der Weser stattgefunden haben müsse, bedarf es nicht. Daß *noscendas* II 12, 11 den Begriff der Möglichkeit enthalte, ist eine gewagte Annahme. II 21, 6 deutet W. *strage hostium* als Orts-

ablativ 'über die Hügel erschlagener Feinde'. Bisher hat man wohl nur an einen Abl. instr. gedacht. II 30, 9 kann *aut* nicht bedeuten 'das lasse ich unentschieden' (das wäre ja *sive*); es heißt, wie so oft, 'teils — teils'. Zu II 35, 1 wird Cn. Piso unrichtig als 'Nachfolger' des Germanicus in Syrien bezeichnet. Die Verbindung der Worte *in paupertate manifesta* mit *iuvenis* II 37, 2 ('der sich befand') statt mit *superbius accepisset* ('trotz seiner offenbaren Bedürftigkeit') ist gesucht. II 38, 16 ist *metus ex se* nicht 'Scheu vor sich selber', sondern die Furcht, die von einem selber (nicht von andern) abhängt. *amores* II 41, 15 als 'Lieblinge' zu fassen wird durch *infaustos* verboten, das nicht in dem Sinne von *infelices* stehen kann. Die Übersetzung von *crimina et accusationem instruebant* II 74, 6 'welche Verbrechen und Anklage einleiteten' enthält eine falsche Auffassung des Begriffs von *crimen.* Die Bemerkung zu *quem iustius* II 77, 4 ist so gehalten, als ob *quam* vor *qui* nicht eingeschoben wäre, während es doch im Texte steht. Was zu II 86, 1 über die 'Amtszeit' der Vestalinnen gesagt wird, bedarf der Revision. Daß mit *scriptores senatoresque* II 88, 1 nicht verschiedene, wie W. meint, sondern die selben Personen gemeint sind, geht aus *apud* hervor, welches zeigt, daß es sich um schriftliche Zeugnisse der Senatoren handelt, die bei der Verhandlung zugegen gewesen waren.

Den Text hat W., wie er im Vorwort sagt, nur an zwei Stellen geändert: I 8, 10 schreibt er *visu* st. *visi,* II 19, 1 *usque* st. *et usque,* beides mit Recht. Ich finde noch eine dritte Änderung: II 26, 13 *consultum esset* st. *consultum est,* die ebenfalls das Richtige trifft.

In der Einleitung S. 3 sagt W., wir hätten kein Recht, den beiden Handschriften, die Tacitus als Verfasser des Dialogus angeben, zu mißtrauen. Welche 'beiden' Handschriften mag er meinen?

Im Kommentar zu II 12 schreibe *transgressus* st. *transgressi,* zu II 54 *venerandae* st. *veneranda,* zu II 56 *Artaxata* st. *Artaxia.*

Mir unbekannt geblieben ist die Ausgabe Cornelio Tacito Gli Annali libri I—II con introduzione e commento di Cesare Giarratano, Città di Castello, 1914. S. Lapi.

6) C. Cornelius Tacitus Annalen Buch II übersetzt von G. Werkhaupt, mit Präparationen. Leipzig 1914, F. E. C. Leuckart (Leuckarts Übersetzungsbibliothek griechischer und römischer Klassiker). 54 S. 0,50 ℳ.

Es sind drei Hefte zu je 50 ₰: eins enthält die Übersetzung des Buches, die beiden andern die Übersetzung je einer Hälfte des Buches mit 'Präparationen'. Welchen buchhändlerischen Zweck diese Doppelausgabe hat, weiß ich nicht. Daß Nipperdeys Ausgabe dem Übersetzer vorgelegen hat, sieht man aus manchen Wendungen, die er aus Nipperdeys Kommentar wörtlich herübergenommen hat. Trotzdem beruhen manche Ausdrücke der Übersetzung auf veralteten oder falschen Lesarten und Schreibungen; auch an Ungenauigkeiten, Lücken, Druckfehlern und schlechtem Deutsch fehlt es nicht; eine große Zahl von Übersetzungen wird in den 'Präparationen' widerholt. Unrichtig übersetzt ist c. 3 *inter Parthorum et Romanas opes infida* 'zwischen der Parther und Römer Macht treulos schwankend' (denn daß *inter . . . opes* nicht mit *infida*

zu verbinden ist, zeigt die folgende Begründung), 7 *limitibus* 'Grenzwällen', 8 *Amisiae* 'zu Amisia (Emden)', 11 *vado* 'an einer seichten Stelle', 15 *adversis dis* 'unter Ungunst der Götter' (wo offenbar ein Dativ vorliegt), 26 *deportare lauream* 'den Lorbeerkranz davontragen', 31 *ut audiri . . . possent* 'damit man sie hören . . . könnte', *epulis excruciatus* 'bei dem Mahle gequält'(?), 33 *locis* 'durch Stand' (statt 'durch die Plätze' im Theater), 36 *favorabilis* 'günstig, wohlmeinend', 38 *egere alii grates* 'einige dankten', 41 *apud Bovillas* 'bei Bovillae' wie 53 *aput Nicopolim* 'bei Nicopolis', 47 *inter ruinam* 'zwischen den Trümmern', 52 *sed nihil aeque cavebatur quam ne bellum metu eluderent* 'aber vor nichts hütete man sich so sehr als aus Furcht dem Kriege auszuweichen'(?), 56 *maximisque imperiis interiecti et saepius discordes sunt, adversus Romanos odio et in Parthum invidia* 'und in der Mitte zwischen den größten Reichen, sind sie darum öfter uneinig(?) aus Haß gegen die Römer und aus Eifersucht gegen den Parther', 57 *coronae aureae* 'goldene Kronen', 80 *in aequum* 'in die Ebene' (statt 'auf die Hochfläche'). — In den Präparationen werden c. 17 die Vindeliker ein germanisches Volk genannt, 43 der Genetiv *insectandi* von *monuit* abhängig gemacht, 84 die Zwillingssöhne des jüngeren Drusus, die Germanicus und Tiberius hießen, Drusus und Tiberius genannt.

7) Samuel Brandt, Zur Geschichte einer Tacitusausgabe. Neue Heidelberger Jahrbücher 1914 S. 201—209.

Die 1638 zu Straßburg 'accurante Matthia Berneggero' erschienene Tacitusausgabe, die man weder bei Teuffel noch bei Schanz verzeichnet findet, kann kaum noch als ein Werk des aus Österreich gebürtigen Straßburger Polyhistors Bernegger gelten, der durch körperliche Leiden sich genötigt sah, sein letztes Lebenswerk nach und nach aus der Hand zu geben, sondern gehört seinem Schwiegersohn und Mitarbeiter, dem Philologen und Historiker Johann Freinsheim aus Ulm. Der Druck der Ausgabe wurde durch ein Geldgeschenk Bernhards von Weimar gefördert. Diese Unterstützung vermittelte der schwedische Rat F. R. Mockel, der dem fürstlichen Spender von sich aus 'ein dapfere, wohl ausgeführte Dedicationsschrift' in Aussicht stellte. Bernegger aber widmete die Ausgabe nicht dem Fürsten, vermutlich mit Rücksicht auf das gespannte Verhältnis des Fürsten zu dem Rat von Straßburg, in dessen Diensten Bernegger stand, sondern laut der Vorrede Freinsheims dem Schaffhäuser Patrizier J. L. Peyer, der im Verein mit seiner Mutter ebenfalls durch eine Geldspende die beiden Herausgeber von der Sorge um die Kosten des Druckes befreit hatte. Berneggers einziger Beitrag zu der Ausgabe ist, wie die Vorrede ergibt, ein Teil der am Rande verzeichneten Parallelen aus dem Autor selber. Freinsheims Werk ist die 'expositio locorum Cornelianorum intactorum interpretibus aut secus acceptorum' mit einer langen Reihe von Konjekturen, von denen manche noch in der neuesten Zeit ihre Stelle behaupten, ferner ein mit seinem Bruder Melchior gemeinsam in einer für die damalige Zeit vorbildlichen Weise hergestellter 'Index', d. i. ein Repertorium des taciteischen Sprachschatzes.

8) Anzeigen älterer Ausgaben: Röhl, Dialogus (JB. XXXVII 228): Roman. JB. XIII 1 S. 80 von J. Köhm (in den Anmerkungen werde oft zuviel gegeben); Ammon, Germania (JB. XXXX 70): Bayr. Bl. 50 S. 335 von E. Stemplinger (lobend), Lit. Zentr. 1914 S. 1589 von H. Philipp; Halm-Andresen Ann. 5. Aufl. (JB. XXXX 73): Rev. crit. 1914, 18 S. 334 von E. Thomas, Lit. Zentr. 1914 S. 921 von Th. Opitz, DLZ. 1914 S. 1828 von O. Wackermann, Nova et Vetera III S. 257 von Claeys Boúúaert, Ztschr. f. d. öst. Gymn. 65 S. 414 von R. Bitschofsky, Histor. Jahrb. 1914 von C. Weyman. Opitz vermag nicht allen in den Text gesetzten Konjekturen zuzustimmen; Bitschofsky fragt, ob nicht die Worte *aut flammandi atque* XV 44 echt sein könnten (wenn man nämlich die Worte *aut flammandi* zum Vorhergehenden ziehe und also nach ihnen *interirent* widerholt denke). Thomas mißbilligt u. a. die Zählung der Zeilen nach Seiten statt nach Kapiteln. Hierzu bemerke ich, daß die Neuerung vom Verleger herrührt.

II. Tacitus als Schriftsteller

9) Philippe Fabia, L'irréligion de Tacite. Journal des Savants XII 6 S. 250—265.

R. v. Pöhlmann hat erwiesen, daß die Weltanschauung des Tacitus ein Chaos ist, daß er für den Wettkampf zwischen Vorsehung, Zufall und Bestimmung eine Lösung nicht gefunden hat. Zu diesem Ergebnis liefert Fabia insofern eine willkommene Ergänzung, als er untersucht, inwieweit auf diesem Gebiete in den verschiedenen Perioden der schriftstellerischen Tätigkeit des Tacitus eine Verschiedenheit der Auffassung erkennbar ist. Zwar ist allen drei Perioden, von denen die erste die Historien mit dem Agricola und der Germania, die zweite die erste Hälfte, die dritte die zweite Hälfte der Annalen umfaßt, das Schwanken zwischen jenen drei Gewalten gemeinsam; aber am grellsten tritt es in der ersten Periode hervor, in der die drei Auffassungen nicht bloß abwechselnd, sondern sogar gleichzeitig erscheinen (Germ. 33). Ferner ist der ersten Periode eigentümlich, daß das Eingreifen der Vorsehung, das widerholt konstatiert und an Vorzeichen erkannt wird, nirgends geleugnet oder bezweifelt wird, endlich daß die Tätigkeit der Astrologen verworfen, ihrer Kunst kein Zugeständnis gemacht wird.

In der zweiten Periode erwähnt Tacitus die göttliche Weltregierung nur einmal: IV 1 *deum ira in rem Romanam;* aber vorher heißt es von den selben Ereignissen: *cum repente turbare fortuna coepit;* vgl. IV 27 *fors oppressit* mit *velut munere deum* ebenda. Er verzeichnet in dieser Periode keine Prodigien, wohl aber gewisse Vorzeichen, an deren übernatürlichem Ursprung er nicht zweifelt. Am Ende der Periode (VI 22) finden wir in der Ungewißheit, *fatone res mortalium . . . an forte volvantur,* das Bekenntnis zu dem Glauben der Philosophen, welche die göttliche Weltregierung leugnen, und zugleich eine Huldigung an den Fatalismus und an die Astrologie, deren Vertreter Tacitus jetzt nicht mehr als Charlatans bezeichnet.

In der dritten Periode tritt insofern eine Rückkehr zu dem Standpunkt der Historien ein, als er an fünf Stellen den Einfluß der Götter zuzulassen scheint und in bezug auf Vorzeichen und Weissagungen sein Skeptizismus nicht weiter geht als in den Historien. Aber in dem selben Augenblick, wo der religiöse Zug ihn wider ergriffen zu haben scheint, stürzt er sich schließlich wider — und dies ist, für uns wenigstens, sein letztes Wort — jählings in die Irreligiosität (XVI 33).

Die Rücksicht auf die öffentliche Stellung, die er einnahm, einerseits, andererseits das poetische Bedürfnis geben uns Grund zu vermuten, daß Tacitus noch irreligiöser war, als er zu sein scheint. Die Freiheit des Willens (IV 20) hat er trotz seiner Neigung zum Fatalismus nicht ausgeschaltet; dafür spricht die ganze Tendenz seiner Geschichtschreibung und das Suchen nach psychologischer Motivierung.

Pöhlmanns Schrift 'Die Weltanschauung des Tacitus', 2. Aufl. (JB. XXXX 77) ist angezeigt Berl. phil. WS. 1914 Sp. 935 von C. Bardt, der den Wunsch ausspricht, es möchte der Taciteische Sprachgebrauch für *fors, fortuna, fatum, casus* usw. unter beständiger Berücksichtigung gewisser stilistischer Besonderheiten, wie der Freude des Tacitus an der Inkonzinnität, im Zusammenhange genau untersucht werden.

10) Erich Naumann, De Taciti et Suetonii in Othonis rebus componendis ratione. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Sophiengymnasiums zu Berlin. Ostern 1914. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Programm Nr. 78. 23 S. 1 *M*.

Über H. III 28, wo Tacitus Messalla und den älteren Plinius als seine beiden Gewährsmänner nennt, äußert sich Philippe Fabia in seinem grundlegenden Werke Les sources de Tacite dans les Histoires et les Annales Paris 1893 S. 177 folgendermaßen: *'Du fait que Cluvius n'est pas nommé ici à côté de Pline et de Messalla, il faut conclure qu'il n'est pas la source de Tacite. Car, ou bien Cluvius était d'accord sur le nom du coupable avec l'un des deux autres, et alors Tacite l'aurait cité pour faire pencher la balance du côté de l'opinion représentée par deux auteurs contre un, et sortir par là de son indécision . . . Ou bien Cluvius accusait un troisième personnage, et alors Tacite aurait mentionné son opinion, qui valait les deux autres . . . Ou bien il racontait le fait sans accuser en particulier aucun des chefs flaviens . . . Alors il aurait valu la peine de constater cette indécision de Cluvius, comme un nouveau motif de ne pas se prononcer entre Pline et Messalla. Ou bien, dans le récit de Cluvius, il n'était pas du tout question de l'artifice criminel des généraux flaviens; mais alors Tacite n'aurait pas donné le fait comme certain, . . . si une des sources l'ignorait. Ou bien enfin Cluvius hésitait, comme Tacite, entre Antonius et Hormus; et alors Tacite aurait trouvé et noté dans cette conduite circonspecte d'un historien contemporain la justification de la sienne. — Donc Cluvius n'a été la source, ni principale ni secondaire, de Tacite pour les derniers temps du règne de Vitellius et pour la guerre entre Vitellius et Vespasien, pour le règne de Vitellius en un mot. Or nous avons établi que pour toute la partie conservée des Histoires Tacite*

a eu la même source principale: il s'ensuit que Cluvius n'a pas non plus été la source principale pour les règnes de Galba et d'Othon.'

Naumann schreibt S. 15 über die selbe Stelle: *'Tacitus hoc loco Plinium Messallamque modo nominat, cum Cluvium non respiciat; ergo Cluvius non est Taciti auctor. Nam si Cluvius eadem quae unus alterve rettulisset, narratio eius ad rem diiudicandam idonea fuisset, aut, si Cluvius in alium culpam contulisset, Tacitus eum commemorasset, aut, si Cluvius res ducibus non nominatis narravisset, Tacitus sententiam eius vagam fuisse, qua de causa ipse nec Messallam nec Plinium sequi posset, scripsisset, aut, si Cluvius ea omisisset, Tacitus sine ullo satis certo auctore ea allata esse tradidisset, cum auctor potissimus, quo uteretur, illa ignoraret, aut, si Cluvius quoque dubitasset, utrum Messallam an Plinium sequeretur, Tacitus testimonium eius, qui aequalis fuerat, aeque ac Messallae Pliniique commemorasset. Quibus rebus expositis satis docuisse videor Tacitum Cluvio auctore neque in Vitellii supremis diebus describendis neque in Vitellii cum Vespasiano bello gesto neque in Vitellii imperio narrando usum esse, ex quo perspicuum est, cum Tacitus unum auctorem sequi soleat, eum etiam in Galbae Othonisque imperio tradendo e Cluvii historiis non hausisse.'*

Fabias Beweisführung ist für mich ebenso überzeugend wie für Naumann; aber da sie eben Fabia gehört, wäre es angemessen gewesen, satis docuisse Fabia videtur zu schreiben statt satis docuisse videor; denn daß Naumann in dem seiner Abhandlung angehängten Literaturverzeichnis auch Fabias Werk nennt, genügt nicht zur Feststellung des wahren Sachverhalts. Dieser ist nämlich der: Naumanns Abhandlung, die sich als eine selbständige Quellenuntersuchung gibt, ist von Anfang bis zu Ende von Fabias Ausführungen abhängig. Er schreibt S. 20 *'noverat (Tacitus) Verginium, quem mortuum ipse laudavit (Plin. ep. II 1), noverat Vespasianum et Titum, quibus imperantibus rem publicam capessivit (H. I 1), familiariter usus est Plinio minore, cui et ab avunculo et a Verginio amicissimo multa de trium imperatorum rebellione memoria digna allata esse constat'* wörtlich nach Fabia S. 220: *'Il (Tacite) a connu Verginius, dont il a prononcé l'éloge funèbre (Plin. ep. II 1); il a connu Vespasien et Titus, sous lesquels il a exercé ses premières fonctions publiques (H. I 1); il a connu Pline le Jeune, à qui son père adoptif, à qui son vénérable ami Verginius avaient certainement dit bien des choses intéressantes sur l'année des quatre empereurs.'*

Warum hat Cluvius den Krieg des Vespasian gegen Vitellius nicht erzählt? Auf diese Frage antwortet Fabia S. 181 *'Cluvius risquait d'offenser gravement l'empereur et surtout son entourage. Ne voulant pas encourir le reproche de mensonge et d'adulation . . . il se tut'*, Naumann S. 16 *'Cluvius . . . bellum Vitellii cum Vespasiano gestum narrare non poterat, quin imperatori et omnibus, qui cum eo stabant, gravem iniuriam inferret. Itaque cum mentiri aut adulari nollet, tacuit'*.

Wer noch mehr Gegenüberstellungen wünscht, vergleiche über die Gründe, die vielleicht Tacitus bestimmt haben könnten, Cluvius beiseite

zu lassen, Naumann S. 16 mit Fabia S. 179, über die Erwähnungen des Cluvius bei Tacitus Naumann S. 15 mit Fabia S. 174f., über Messallas Memoiren Naumann S. 17 mit Fabia S. 182, über die Quellen des Plinianischen Geschichtswerkes Naumann S. 18 mit Fabia S. 192, über den Charakter dieses Werkes Naumann S. 18 mit Fabia S. 199, über das letzte Gespräch Othos mit seinem Neffen Cocceianus Naumann S. 19 mit Fabia S. 208, über die Beobachtung, daß der jüngere Plinius in seinen Briefen von dem Abhängigkeitsverhältnis des Tacitus zu dem älteren Plinius schweigt, Naumann S. 20 mit Fabia S. 209.

Fabias Hauptergebnisse sind bereits vor längerer Zeit in die Einleitung der Nipperdeyschen Ausgabe aufgenommen worden. Ich habe daher keinen Anlaß, den Ausführungen Naumanns zu widersprechen oder auch nur über sie zu berichten, ausgenommen zwei Punkte, in deren Beurteilung er nicht von Fabia abhängig ist. Er macht nämlich Nissen die Konzession, es sei denkbar, daß die Worte *neu patruum sibi Othonem fuisse aut oblivisceretur umquam aut nimium meminisset* H. II 48, die sich bei Plutarch widerfinden, von dem jüngeren Plinius in das Werk seines Oheims eingeschoben worden seien, eine Auffassung, die von Fabia mit Recht verworfen wird. Das selbe gilt für die von Groag (s. JB. XXIV 306) übernommene Vermutung, daß Tacitus für die Historien die Acta senatus exzerpiert habe. Man beruft sich zugunsten dieser Vermutung auf die angebliche Ausführlichkeit, mit der Tacitus über Senatssitzungen berichte, und kann doch nicht im Ernste glauben, daß z. B. das, was H. I 85 extr. über das Verhalten der angsterfüllten Senatoren erzählt wird, in den Senatsprotokollen gestanden hat. Ebensowenig wird dadurch bewiesen, daß Tacitus, wo er von Senatssitzungen redet, technische Verben wie censere, placere, decernere gebraucht.

11) W. Peterson, More about the Dialogus of Tacitus. Amer. journ. of phil. 35 S. 74—78.

L. Valmaggi, Ancora il dialogo de oratoribus. Boll. di fil. class. XXI S. 61—62.

Peterson widerholt sein Hauptargument gegen Gudemans Berechnung, nach der die Partie c. 36—40, 7 im Cod. Hersf. genau vier Seiten gefüllt haben soll, und vermutet in Übereinstimmung mit Barwick, daß Decembrio sich geirrt habe, als er den Umfang der Lücke c. 35 extr. auf sex folia statt auf sex columnae angab, sowie daß dieser Verlust im Betrage von unum folium cum dimidio zwischen der Zeit, wo der Hersfelder Mönch sein Inventarium machte, und dem Jahr, in welchem Decembrio die Handschrift in Rom sah, eingetreten sei. So erkläre sich die Differenz der um $1^1/_2$ folia voneinander abweichenden Angaben des Inventars und Decembrios. In bezug auf die durch jenes Inventar und Panormitas Brief wider aufgerollte Frage der Autorschaft des Dial. müsse man sich an das ausdrückliche Zeugnis Decembrios halten, welches lautet: *Cornelii Taciti dialogus de oratoribus.*

Valmaggi dagegen meint, daß Decembrios Angabe über den Titel hinter den Zeugnissen des Inventars und Panormitas, nach welchen der Dial. im Cod. Hersf. nicht den Namen des Tacitus trug, zurückstehen

müsse. Das von Gudeman aus Eumenius geschöpfte Argument sei vom Referenten genügend widerlegt worden.

12) Anzeigen älterer Schriften: Boúúaert, Tacitus als kunstenaar en geschiedschrijver (JB. XXXVIII 292): WS. f. kl. Phil. 1914 Sp. 734ff. und 796ff. eingehend gewürdigt von E. Wolff; Schauß, Annalistische Grundlagen der Vita Augusti Suetons (JB. XXXX 82): WS. f. kl. Phil. 1915, 36 von Phil. Fabia (die Arbeit sei ungenügend vorbereitet; statt der vita Augusti hätte Verf. die Vita Tiberii wählen sollen; dann würde er die Parallelberichte des Tacitus und Dio von Anfang bis zu Ende zu seiner Verfügung gehabt haben); Linck, De antiquissimis veterum quae ad Iesum Nazarenum spectant testimoniis (JB. XXXX 83): Lit. Zentr. 1914 S. 611 von G. Pfannmüller, Theol. Lit.-Zeit. 1913, S. 135 v. H. Windisch, Berl. phil. WS. 1914 S. 1034 von E. Wolff, Rev. crit. 1914, 29 S. 42 von A. L., sämtlich zustimmend, Boll. di fil. cl. 21 S. 54 von L. Coccolo, der die Suetonstelle auf Christus bezieht, Atene e Roma 189—191 S. 340 von N. Terzaghi, welcher bemerkt, daß die Schriften von Coen und Pascal dem Verf. nicht bekannt geworden sind; Norden, Josephus und Tacitus über Jesus Christus (JB. XXXX 83): Rev. crit. 1914, 12 S. 228 von E. T., Riv. di fil. 42 S. 389 von V. C.

III. Historische Untersuchungen

13) Ludwig Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung II 2 (Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie Heft 27 4 ℳ). Berlin 1913. Weidmannsche Buchhandlung. S. 95—220.

Die Hauptergebnisse dieser Untersuchung, die sich auf die herminonischen Stämme der Angrivarier, Cherusker und Sueben erstreckt, sind, soweit sie in den Rahmen dieser Berichte fallen, zumeist nicht neu. Es sind folgende:

Das Kastell Aliso ist aus dem Winterquartier des Tiberius an der oberen Lippe hervorgegangen; das Elisonkastell Dios ist nicht mit Aliso, sondern mit Oberaden identisch (nach Kropatscheck); das *castellum Lupiae flumini adpositum* bei Tac. Ann. II 7 ist nicht Haltern, sondern entweder Aliso oder ein anderes nicht bekanntes Kastell an der oberen Lippe. Der Bericht des Florus über die varianische Niederlage beruht auf dem dramatischen Zusammenrücken der Motive (nach Mommsen); der Ort der Niederlage ist in der Gegend von Osnabrück zu suchen; die Zeit ist der Spätherbst. Das erste Marschlager des Varus ist identisch mit den *prima Vari castra* bei Tacitus; doch ist aus Tacitus nicht herauszulesen, daß Germanicus zuerst das wohlausgeführte, dann das mangelhaft ausgeführte Lager angetroffen habe (gegen Knoke). Die *Pontes longi* des Domitius sind zwischen Ems und Rhein auf der Linie Rheine—Bocholt—Xanten zu suchen (nach Schuchhardt). Die Politik der Resignation gegenüber dem rechtsrheinischen Germanien befolgte schon Augustus; denn das *consilium coercendi intra terminos imperii* (Ann. I 11) beziehe sich auf die Rhein-, nicht auf die Elbgrenze (gegen Riese).

Die Initiative zu dem Herbstfeldzug des Jahres 14, die Tacitus den reuigen Soldaten zuschreibt (Ann. I 49), lag in dem Tatendrang des Germanicus; der *tumulus,* den dieser im Jahre 16 nicht erneuerte, war der im Jahre vorher auf dem Schlachtfeld im Teutoburger Walde errichtete (gegen Knoke). Die zweimalige Heimsuchung der Angrivarier Ann. II 8. 22 ist ohne Zweifel eine Dublette (nach Keßler); sie hat nur einmal, und zwar zu Anfang des Feldzuges, stattgefunden. Germanicus landete im Jahre 16 nicht am linken Ems-, sondern am linken Weserufer (nach Delbrück und Keßler), wahrscheinlich bei Minden. Die Unterredung zwischen Arminius und Flavus über die Weser hinweg ist wegen ihrer tatsächlichen Unmöglichkeit eine freie Erfindung des Tacitus, ebenso die Erzählung von dem Rundgang des Germanicus durch das Lager (nach Spengel) und von dem Germanen, der nachts vor den Wällen die Römer zum Überlaufen aufgefordert haben soll. Die Schlacht auf dem *campus* Idistaviso war nur ein Marschgefecht, ein glücklicher Durchbruch (nach Spengel).

Der Name Arminius ist deutschen Ursprungs (Ermino, abgekürzt aus Erminmer); der mit dem Siegfried der Sage nicht identische Befreier Deutschlands hat diesen Namen, nachdem er römischer Bürger geworden war, als Cognomen behalten. Die Lesart *Actumerus* Ann. XI 16 ist zu verwerfen (nach Much); der Name Thumelicus ist von ϑυμέλη abzuleiten. Die Fosi (Germ. 36) haben mit dem Flußnamen Fuse nichts zu tun.

Zu den Sueben gehören die von Ariovist links des Rheins angesiedelten Triboker, Nemeter und Wangionen; das von Cäsar *Suebi* genannte Volk, das durch die *Bacenis,* d. i. durch den Meißner, die Weserberge und den Harz von den Cheruskern getrennt wurde, ist wahrscheinlich mit den Quaden identisch, die später unter Führung des Tudrus eine neue Heimat in Mähren fanden; die Agr. 28 erwähnten Sueben sind vermutlich Markomannen, die dem Marbod nicht nach Böhmen folgten, sondern sich absonderten und an der flandrischen Küste angesiedelt wurden. Die Notiz *in Hermunduris Albis oritur* Germ. 41 ist auf das sächsisch-böhmische Grenzgebirge zu beziehen; Hermunduren hat es in Böhmen nicht gegeben (gegen Wilisch).

Angezeigt DLZ. 1914 Sp. 2732 von W. Levison, Bayr. Bl. 50 S. 402 von P. Huber.

14) F. Knoke, Beiträge zur heimatlichen Altertumskunde von Osnabrück. Mitteilungen des Vereins für Geschichte von Osnabrück. 1914. S. 1—39.

Wir erwähnen aus diesem Aufsatz den Nachweis, daß, wo im nordwestlichen Deutschland Latèneware oder römische Erzeugnisse aus der Zeit des Augustus und Tiberius angetroffen werden, auf die einstige Anwesenheit römischer Heere geschlossen werden dürfe; denn ein Handelsverkehr zwischen den Nordwestdeutschen und den Römern habe sich erst seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. entwickelt. Ferner sei die von manchen angefochtene Behauptung des Tacitus Germ. 35, daß sich das Land der Chauken bis zu den Chatten ausbuchte, nicht zu verdächtigen, da es wohl denkbar sei, daß dieses mächtigste Volk des nordwestlichen

Deutschlands sich auf Kosten der Angrivarier wie der Cherusker weit nach Süden bis an die Grenze des Chattenlandes ausgebreitet habe; und da die Untersuchung der Gräber ergeben habe, daß den Verstorbenen Waffen fast gar nicht mitgegeben zu werden pflegten, so seien die Worte Germ. 27 *sua cuique arma, quorundam igni et equus adicitur* nicht zu übersetzen 'jedem wurden seine Waffen ... zugesellt', sondern 'höchstens erhielt einer seine eigenen Waffen mit ins Grab'; der Sinn der Worte *sepulcrum caespes erigit* aber sei 'was anderswo der Aufbau eines Grabdenkmals ist, das ist hier einfacher Rasen'. Denn der Sitte, Hügelgräber zu errichten, habe man sich nach und nach entwöhnt und sich begnügt, die Urnen im flachen Boden beizusetzen. Endlich interpretiert Knoke die auf Catualda[1]) bezügliche Stelle Ann. II 62 *inrumpit regiam castellumque iuxta situm.* Hier sei unter *regia* nicht, wie Schuchhardt glaubt, das königliche Schloß oder der Königshof zu verstehen (denn man könne sich nicht vorstellen, daß der Schwarm der *lixae* und *negotiatores* in der Königswohnung Marbods Quartier genommen habe), sondern die Residenz des Königs oder dessen Hauptstadt, also im Verhältnis zur Burg, die jedenfalls befestigt war, das, was die bürgerliche Niederlassung neben den römischen Kastellen war.

15) M. Jahn, Die Bewaffnung der Germanen zur Römerzeit. Korr. des Gesamtvereins der deutschen Gesch.- und Altertumsvereine 62 Nr. 3/4.

Die Gräberfunde, deren Ergebnisse Jahn zusammenstellt, bestätigen die Angaben des Tacitus. Besonders erwähnenswert ist, daß infolge der Kämpfe mit den Römern sich in den ersten Jahrzehnten n. Chr. Geburt ein neuer, aus der Nachahmung der römischen Waffe hervorgegangener Schwerttypus bei den Germanen einbürgerte, kürzer und mehr für den Stoß als für den Hieb berechnet.

16) A. Beneke, Hinweise zur Bestimmung des Varusschlachtfeldes. Mit der Gräberkarte vom Ensterknick. Dortmund 1914, F. W. Ruhfus. 8 S. 0,30 ℳ.

Die kleine Schrift dient der Erneuerung der Hypothese Hülsenbecks, der den Teutoburger Wald mit dem Arnsberger Walde identifizierte. Vgl. die Schrift des selben Verfassers. 'Siegfried und die Varusschlacht im Arnsberger Walde' JB. XXXVI 257.

Sadée, Römer und Germanen (JB. XXXVIII 274) ist angezeigt DLZ. 1914 S. 1136 von M. Bang.

17) Hugo Willenbücher, Der Kaiser Claudius, eine historische Studie. Programm Mainz, Neues Gymnasium, 1914. Progr. Nr. 917. S. 3—14.

W., dem wir die Vermutung verdanken, daß Germanicus auf Anstiften des Sejan umgebracht worden sei (JB. XXIII 138), unternimmt es jetzt den Kaiser Claudius gegen unbegründete Vorwürfe seiner Zeitgenossen in Schutz zu nehmen. Er sei nicht frei von Fehlern gewesen, verdiene aber unser Mitleid, weil sein Leben eine einzige Kette von

---

[1]) Knoke nennt Catualda einen Gotenfürsten. Das war er nicht, sondern ein edler Markomanne, der, von Marbod vertrieben, zu den Goten geflohen war und nun die Gelegenheit zur Rache ergriff.



Enttäuschungen war. Durch seine historischen Studien und rednerischen Leistungen werde bewiesen, daß er kein Idiot war; als Regent habe er sich bewährt; wo er grausam zu strafen schien, habe er Grund zur Strenge gehabt; vor allem aber sei er nicht unselbständig oder abhängig von Frauen oder Freigelassenen gewesen. Dies zeige sein Verhalten einerseits gegen Messalina, andrerseits gegen Nero und Britannicus. Denn Messalina habe sich dem Silius nicht in einer übermütigen Laune, wie Tacitus annimmt, in die Arme geworfen, sondern um in ihm einen Beschützer für sich und ihren Sohn gegen die Feindseligkeit der Agrippina zu gewinnen. Es habe sich dabei um eine wirkliche Verschwörung gehandelt mit der Absicht, den Kaiser in Ostia zu ermorden, und die Ehe zwischen Messalina und Silius sei erst geschlossen worden, nachdem der Kaiser, veranlaßt durch eine Weissagung, daß ihm als Gemahl der Messalina eine große Gefahr drohe (Suet. c. 29), seine Ehe mit Messalina 'für eine Zeitlang, bis die Gefahr vorüber wäre, gelöst hatte'. Diese Vermutung begründet W. dadurch, daß nur mit ihrer Hilfe die Hochzeit des Silius und der Messalina aus dem Bereich des Märchenhaften in das des Möglichen gerückt werde.

Wenn Claudius ferner den Einflüsterungen seiner neuen Gemahlin Agrippina bis zu einem gewissen Grade nachgegeben habe, so sei dies geschehen hinsichtlich der Adoption des Domitius, weil er selbst diese für zweckmäßig halten mußte, hinsichtlich der Auflösung der Verlobung Octavias mit L. Silanus, weil er seine Tochter nicht mit einem Unwürdigen vermählen wollte.

Im Vorbeigehen spricht W. noch zwei Vermutungen aus: der Ausdruck *magicas superstitiones* XII 59 könne so gedeutet werden, daß Statilius Taurus beschuldigt wurde, ein Christ zu sein, und der Sturz der Domitia Lepida sei nicht dem Einfluß der Agrippina zuzuschreiben (XII 64), sondern der Überzeugung des Kaisers, daß die Anklage begründet sei.

18) H. J. Cunningham, Claudius and the primores Galliae. Class. Quarterly VIII 2 S. 132.

C. wendet sich gegen E. G. Hardy, der in seinem Buche Roman laws and charters S. 133 den Anfang der zweiten Kolumne der auf den Lyoner Tafeln erhaltenen Rede des Claudius über das ius honorum der Gallier dahin interpretiert, daß zwei Klassen von Provinzbewohnern unterschieden würden, nämlich erstens Bürger von provinzialen municipia und coloniae, wie Vienna und Lugdunum, die bis jetzt in den Senat zugelassen worden seien, zweitens solche Provinzbewohner, denen die municipalis origo fehlte und für die jetzt die Zulassung in den Senat von Claudius gefordert würde. Diese Auffassung werde, sagt C., durch zwei Erwägungen widerlegt: mit den Worten *omnem florem ubique coloniarum ac municipiorum* bezeichne Claudius trotz *ubique* nur die italischen, nicht Provinzialstädte, wie daraus hervorgehe, daß Tacitus an mindestens sieben Stellen die Verbindung *coloniae et municipia* ausschließlich in diesem engeren Sinne gebraucht und an einer dieser Stellen (Ann. III 55) die *coloniae et municipia* in scharfen Gegensatz zu *provinciae* stellt. So-

dann verstehe man nicht, warum, wenn es sich um zwei Klassen von Provinzbewohnern handle, Italien in die Diskussion gezogen werde, wie es geschehe durch die Worte *Quid ergo? Non Italicus senator provinciali potior est?*

19) Jules Loth, Sitzung der Acad. d. inscr. et b.-l. vom 20. März 1914.

Der Stadtname Lugudunum oder Lugdunum — beide Formen sind bekanntlich bei Tacitus überliefert — ist herzuleiten von dem Namen des gallischen Gottes Lugus, der mit dem irischen Gott Lug identisch ist. Lugudunum bedeutet also 'Citadelle des Lugus'.

20) W. L. Friedrich, Burrus und Seneca, Reichsverweser unter Nero. Berl. ph. WS. 1914 S. 1342—1343.

F. schildert in Kürze den Charakter und die Tätigkeit der beiden Männer, die während der ersten Hälfte der Regierung Neros, sich gegenseitig ergänzend, die Geschäfte des Reiches führten. Obwohl ihre Eintracht von Tacitus wie von Dio gerühmt wird, scheint doch kein seelisches Band die Herzen beider verbunden zu haben. Daß Seneca ein ganz bestimmtes Amt im Kabinette des Kaisers verwaltet habe, verspricht F. später nachzuweisen.

21) H. de la Ville de Mirmont, C. Calpurnius Piso et la conspiration de l'an 818/65. Revue des études anciennes XVI S. 197—209, 295—316.

Dies ist der dritte und vierte Abschnitt des Aufsatzes, dessen ersten und zweiten Teil ich JB. XXXX S. 89—90 besprochen habe.

Die Freigebigkeit Pisos, die besonders den Dichtern und Schriftstellern zugute kam, wird nicht bloß von Tacitus (Ann. XV 48), sondern auch von Martial und Juvenal sowie von dem bukolischen Dichter Calpurnius (in der 4. Ekloge und im Panegyricus in Pisonem) gerühmt. Nero hielt trotz seines Hasses gegen Piso als den Vertreter aller literarischen und künstlerischen Übungen den Verkehr mit ihm bis zu dem Augenblick, wo die Verschwörung ausbrach, aufrecht, wie aus dem Anfang von Tac. Ann. XV 52 hervorgeht. Die Denunziation, die im Jahre 62 gegen Piso gerichtet wurde (Ann. XIV 65), beachtete Nero nicht, weil er überzeugt war, daß Piso keinen politischen Ehrgeiz habe. Aber der Verdacht, dessen Gegenstand Piso war, flößte den Unzufriedenen den Gedanken ein, ihn zum Haupt einer Verschwörung zu machen, und die Unruhe, in die Piso selbst durch jene Denunziation versetzt worden war, brachte ihn dahin, sich an die Spitze der Unternehmung des Jahres 65 stellen zu lassen.

Dies ist der Inhalt des dritten Teils; im vierten werden der Verlauf des Unternehmens, sein unglücklicher Ausgang und die Schicksale der einzelnen Verschwornen nach dem Bericht des Tacitus geschildert. Die Frage, wie die Verschwörung entstanden und wer ihr *primus auctor* gewesen sei, vermag Tacitus nicht zu beantworten; nur daran zweifelt er nicht, daß sie nicht aus der Begierde Pisos entsprungen ist (Ann. XV 49). De la Ville de Mirmont äußert sich über diese Frage und

über die Rolle, die Piso in der Verschwörung spielte, folgendermaßen: *Il semble que la conspiration qui prit le nom de Pison devait son origine à une explosion générale et spontanée de haine contre Néron, qu'elle n'avait aucun programme, aucun but précis et que son chef nominal ne recevait aucune direction réelle d'un meneur occulte doué d'habileté et d'énergie. Et l'énergie, comme l'habileté, faisait totalement défaut au personnage sans caractère comme sans ambition à qui sa popularité imposait une mission dangereuse dont il était incapable de s'acquitter avec succès et avec honneur.* Von Seneca behauptet er mit Recht, daß er weder das Haupt noch Teilnehmer der Verschwörung gewesen ist. Er schließt den Aufsatz mit dem gewaltsamen Tode des Calpurnius Galerianus, des Sohnes des Piso (H. IV 11).

Für das Verständnis des Tacitus ist aus dem Aufsatz kaum etwas, was von Belang wäre, zu entnehmen. Fehler finden sich, wie im ersten Teil, so auch im dritten und vierten. S. 202 schreibe Vibius Crispus st. Vibius Priscus, S. 308 Quintianus st. Quintanius. S. 298: Lusius Geta und Rufrius Crispinus waren der Anhänglichkeit an das Andenken der Messalina, nicht der Agrippina, verdächtig (Ann. XII 42). S. 301: Die Frau des Piso hieß aller Wahrscheinlichkeit nach nicht Atria Galla, sondern Satria Galla. Ob die auf diese und ihren früheren Gemahl Domitius Silus bezüglichen Worte Ann. XV 59 *hic patientia, illa inpudicitia Pisonis infamiam propagavere* vom Verf. richtig gedeutet werden durch den Satz: *Les gens austères unissaient dans le même blâme l'impudicité d'Atria Galla qui abandonnait la maison de son mari, la honteuse complaisance de Domitius Silus qui se laissait prendre sa femme avant que le divorce eût été prononcé (?), et la conduite scandaleuse de Pison qui profitait de l'impudicité de la femme et de la complaisance du mari,* ist zu bezweifeln; vgl. Nipperdeys Anmerkung zur Stelle. S. 299: Der zweite Gemahl der Antonia, der Tochter des Kaisers Claudius und der Aelia Paetina, hieß nicht P., sondern Faustus Cornelius Sulla, cos. 52. — S. 305: Die Tochter der jüngeren Julia, der Enkelin des Augustus, Aemilia Lepida, heiratete nicht den C. Appius Iunius Silanus, cos. 28, sondern den M. Iunius Silanus, cos. 19. Vgl. Prosop. I. R. A 295; Mommsen Eph. epigr. I S. 57. — S. 308: Der Vater des von Tacitus XV 56 genannten Annius Pollio hieß nicht M. Annius Vinicius, sondern L. Annius Vinicianus; vgl. Prosop. I. R. A 541.

22) Corrado Barbagallo, Un semestre d'impero repubblicano: il governo di Galba (giugno 68 — 15 gennaio 69). Napoli 1914. 89 S.

B. beginnt mit Neros Untergang und Galbas Aufbruch aus Spanien und führt in etwas breiter Darstellung die aus den Berichten des Tacitus, Plutarch, Sueton und Dio geschöpfte Erzählung durch 25 Kapitel bis zu der Katastrophe, deren Opfer der alte Kaiser wurde. Das Urteil des Tacitus und des römischen Publikums über Galba (H. I 49) hält er, wie er im Schlußkapitel ausführt, für herb und ungerecht: er sei ungeachtet seiner Mißerfolge 'un grande spirito e un grande principe' gewesen.

Über das gegenseitige Verhältnis der Quellen äußert B. sich nicht: nur zu einer einzigen Stelle (wo von der Ermordung Pisos die Rede ist)

bemerkt er, hier scheine die Quelle für Tacitus, Plutarch und Sueton gemeinsam zu sein. Wie er aber dazu gekommen ist, die Angabe dieser gemeinsamen Quelle, daß Otho für die Ermordung Pisos direkt verantwortlich zu machen ist, in Zweifel zu ziehen (s. S. 85 Anm.), ist angesichts der Worte des Tacitus *cum advenere missu Othonis nominatim in caedem eius ardentis Sulpicius Florus* etc. (H. I 43) und des Berichtes des Plutarch (Galba 27), nach welchem Otho, als ihm Galbas Kopf gebracht wurde, sagte: *οὐδέν ἐστι τοῦτο, ὦ συστρατιῶται· τὴν Πείσωνός μοι κεφαλὴν δείξατε,* völlig unverständlich, er müßte denn etwa in der Tacitusstelle *ardentes,* wie ja allerdings überliefert ist, gelesen haben, eine Vermutung, die aber dadurch ausgeschlossen wird, daß er schreibt: *'del resto perchè Pisone fosse scoverto e ucciso, non c'era punto bisogno di un apposito ordine di Ottone. Bastavano uno o due soldati in caedem ardentis.'* Er weicht ferner von der herrschenden Auffassung darin ab, daß er der in den Historien des Tacitus (I 13) enthaltenen Version über das Verhältnis zwischen Nero und Poppaea den Vorzug gibt vor der von Tacitus später in den Annalen befolgten Darstellung (XIII 45. 46). Was die Chronologie betrifft, so bemerkt er S. 64 Anm. 2, die Angabe der alten Historiker, daß die Verschwörung Othos erst am Tage der Adoption Pisos entstanden wäre, sei unwahrscheinlich. Aber Tacitus selber sagt doch I 23: *sed sceleris cogitatio incertum an repens: studia militum iam pridem spe successionis aut paratu facinoris adfectaverat,* womit der Schriftsteller es als möglich zugibt, daß Otho schon auf dem Marsche aus Spanien nach Rom *(in itinere, in agmine, in stationibus)* den verbrecherischen Plan erwogen hat. Andererseits entspricht die Annahme, daß Galba mit den finanziellen Maßregeln, von denen Tacitus I 20 *(proxima pecuniae cura)* berichtet, nicht erst nach der Adoption Pisos begonnen habe (S. 48*), der allgemein herrschenden Auffassung, wie auch die Zurückführung des Widerspruchs zwischen der Beurteilung des Vinius in Othos Rede I 37 und den Worten *Othonis ac T. Vini amicitia* I 13 auf rhetorische Motive.

Unrichtig interpretiert B. *postero iduum die* als gleichbedeutend mit 'postero die, qui fuit dies iduum' statt 'am Tage nach den Iden' (s. die Belege bei Heraeus). Helvidius Priscus war der Schwiegersohn, nicht der Schwiegervater des Paetus Thrasea, wie B. S. 59 sagt; Pompeius Propinquus der Prokurator von Belgica, nicht von Baetica (S. 71 Anm. 3); S. 53 Anm. 1 (wo B. die von Galba vollzogene Vereinigung beider Mauretanien in einer Hand aus Sparsamkeitsgründen ableitet) schreibe H. II 58 st. H. II 88; S. 80 Anm. 1 *loquebantur* statt *loquerentur,* S. 85 Mario Celso st. M. Celso. Fabias Name wird von B. seltsamerweise konstant Phabia geschrieben.

Für das Verständnis der Historien des Tacitus bietet die Schrift Barbagallos keinen Ertrag, und das Schlußergebnis, durch das er das Urteil des Tacitus über Galbas Persönlichkeit zu berichtigen unternimmt, wird schwerlich Beifall finden.

Angezeigt von Fabia WS.f.kl.Phil. 1914, 1237, der dem Verf. eine Menge historischer Irrtümer infolge unaufmerksamer Lektüre der Quellen, phantastische Einkleidungen und verzeichnete Charaktere nachweist.

23) Philippe Fabia, Dillius Vocula. Nouvelle contribution à l'exégèse des Histoires de Tacite. Studi Romani, Rivista di archeologia e storia, anno II fasc. III S. 153—188.

Den Kern des Heeres, das Vitellius bei seinem Aufbruch nach Italien mit sich nahm, bildete das Gros der zusammen mit der 4. Legion in Mainz stationierten 22. Legion. Dies sagt zwar Tacitus nicht ausdrücklich, es läßt sich aber aus den übrigen Angaben, die er über die Zusammensetzung der drei Vitellianischen Armeen (der des Valens, des Caecina und des Vitellius selber) macht, erschließen. Geführt wurde die 22. Legion vermutlich von einem Prolegaten; denn ihr Legat Dillius Vocula blieb mit einem Teil seiner Legion zur Stütze des von Gicht geplagten, charakterschwachen konsularischen Legaten Hordeonius Flaccus, der seit dem Abzuge des Vitellius beide germanische Heere befehligte, am Rhein zurück. Die 4. Legion führte nach dem Abzuge Caecinas, des Legaten dieser Legion, ebenfalls ein Tribun als Prolegat, nicht ein Legat; denn einen solchen würde Tacitus H. IV 59 neben Herennius und Numisius, den Legaten der 1. und der 16. Legion, genannt haben.

Vocula wird von Tacitus zum erstenmal IV 24 genannt. Nach Fabias Vermutung wäre schon früher Gelegenheit gewesen, ihn zu nennen. Denn den Befehl, gegen Civilis vorzugehen, habe Hordeonius dem Kommandanten von Vetera gewiß nicht gegeben, ohne sich vorher mit Vocula zu beraten (IV 18); auch werde Vocula seinem Vorgesetzten empfohlen haben, den unverschämten Forderungen der batavischen Kohorten mit Festigkeit entgegenzutreten (IV 19); hauptsächlich aber vermisse man seinen Namen in dem Bericht über den Kriegsrat, dem Hordeonius *adhibitis tribunis centurionibusque* (IV 19) die Frage vorlegte, wie gegenüber den meuterischen Kohorten der Bataver zu verfahren sei. Eine kombinierte Intervention der Garnisonen von Mainz und Bonn war, wie Tacitus selber sagt, nicht aussichtslos. Es sei daher, meint Fabia, kaum zu glauben, daß sich im Kriegsrat niemand in diesem Sinne sollte geäußert haben. Es habe in dieser Versammlung eine Minorität gegeben, die für die Intervention eintrat, und ihr Wortführer sei der energische Vocula gewesen.

Fabia versucht sodann eine Berechnung der Streitkräfte, die Vocula zum Entsatz von Vetera zu Gebote standen. Die Stärke seiner Auxilien läßt sich auch nicht annähernd angeben; von Legionaren mag er etwa 8000 bei sich gehabt haben, nämlich 4000 aus Mainz und je 2000 aus Bonn und Novaesium. Die Legionare aus Mainz sind die *lecti e legionibus* IV 24, nämlich aus der 4. und 22. Legion; ihre Zahl mag etwa 4000 betragen haben, wenn die Gesamtheit der beiden Mainzer Legionen etwa ebenso stark war wie die der beiden Xantener Legionen 5 und 15, die knapp 5000 Mann betrug (IV 22). Daß in Bonn sich die 1. Legion anschloß, sagt Tacitus IV 25 nicht ausdrücklich; aber daß sie unter Zurücklassung eines Depots mitmarschiert ist, ergibt sich aus den Worten *additus Voculae in partem curarum Herennius Gallus* IV 26 — Herennius war nämlich der Legat der 1. Legion — und aus der Erwähnung der *primani* neben den *quartani* und *duoetvicesimani* IV 37; die ganze Legion war 3000 Mann stark (IV 20). In Novaesium schloß sich die

16. Legion an (IV 26); sicherlich blieb ein Teil der Legion mit dem Legionslegaten Numisius Rufus und dem konsularischen Legaten Hordeonius in Novaesium zurück; denn Hordeonius war in Novaesium, als die Soldaten in Gelduba den Herennius Gallus mißhandelten (IV 27), wie daraus hervorgeht, daß sie es mit Hordeonius ebenso gemacht haben würden, wenn er anwesend gewesen wäre. In der Schlacht bei Gelduba sind die Legionen Voculas durch *subsignano milite* bezeichnet (IV 33) und vier Zeilen später durch *legiones.* — Wenn es IV 31 bei der Vereidigung der Truppen in Novaesium durch Hordeonius heißt *vetus miles cunctabatur,* als ob es unter den Legionaren in Novaesium keine Rekruten gegeben habe, so ist nichts weiter gemeint, als daß die Veteranen den Ton angaben. — Fabia tadelt sodann den Ausdruck *adventu quintanorum quintadecumanorumque auctae legiones* IV 36, wonach es scheint, daß die Soldaten der 5. und 15. Legion allein in Novaesium angekommen waren, während doch in Wahrheit alle Legionskontingente, die vor dem Marsch auf Vetera in Novaesium konzentriert gewesen waren, jetzt sich dort wider zusammenfanden, verstärkt durch die 1000 Mann aus der 5. und 15. Legion (IV 35). Auch handle es sich nicht um die durch diese Verstärkung vergrößerte Zahl der Legionare, sondern um den Geist der Truppen, der durch den Hinzutritt jener unbotmäßigen Elemente verschlechtert wurde. — Dann wendet sich Fabias Kritik zu einer Stelle der Erzählung in IV 37. Tacitus berichtet hier, daß die Soldaten der Mainzer Garnison ihre Sache von der der übrigen trennten. Dann heißt es: *Vitellii tamen imagines in castris et per proximas Belgarum civitates repositae,* und hierauf: *dein mutati in paenitentiam primani quartanique et duoetvicesimani Voculam secuntur.* Fabia meint, daß die Wideraufrichtung der Bildnisse des Vitellius vor dem Ausbruch des Zwistes zwischen den Leuten des oberen und denen des unteren Heeres stattgefunden haben müsse, und tadelt daher die Ausdrucksweise des Tacitus, die diese Reihenfolge der Ereignisse nicht klar genug hervortreten lasse. Auch liege insofern eine Ungenauigkeit vor, als nicht bloß die Kontingente des oberen Heeres, sondern auch die 1. Legion, die zu der unteren Armee gehörte, sich unter den Befehl des Vocula stellte und den Eid für Vespasian erneuerte[1]). Mit den eben genannten Truppen

[1]) Beide Bedenken erledigen sich, wie ich meine, durch folgende Interpretation: Die Leute vom oberen Heer trennten ihre Sache von der der übrigen; diese Trennung hinderte jedoch nicht (daher *tamen*), daß die Bildnisse des Vitellius wider aufgerichtet wurden — insofern waren alle Kontingente noch einig; darauf aber ergriff die Leute der 1., 4. und 22. Legion die Reue. Worin die Scheidung zum Ausdruck kam, die Tacitus durch *causam suam dissociantibus* bezeichnet, und woraus sie entsprang, sagt er nicht: offenbar warfen die Leute vom oberen Heer den übrigen die Schuld an der eben erlittenen Niederlage vor; darauf deutet *res adversae discordiam peperere.* — Übrigens faßt Mommsen R. G. V S. 124 *dein* in den Worten *dein mutati in paenitentiam* meines Erachtens unrichtig als gleichbedeutend mit 'auf die Kunde von Vitellius' Tode'; denn diese Kunde gelangte erst im Laufe des Januar 70 nach Germanien, s. IV 54 *audita interim per Gallias Germaniasque mors Vitellii duplicaverat bellum. Dein* bezeichnet eine viel kürzere Zwischenzeit, vgl. IV 19 *dein paenitentia,* wo ebenfalls dem eben gefaßten Entschlusse schnell die Reue folgt.

zog Vocula zur Befreiung von Mainz; die 16. Legion und die vexilla der 5. und 15. blieben in Novaesium zurück.

Welche Legionstruppen Vocula bei sich hatte, als er im Frühjahr 70 zum zweitenmal zum Entsatz des wider belagerten niederrheinischen Hauptquartiers von Mainz aufgebrochen sich *haud procul Veteribus* befand (IV 57), gibt Tacitus nicht an, vermutlich, um sich nicht zu widerholen. Aus Voculas Rede IV 58 (*tot bellorum victores, apud Geldubam, apud Vetera,* vgl. c. 33. 34) geht jedoch hervor, daß es dieselben Legionstruppen waren, die er bei sich hatte, als er nach Aufhebung der ersten Belagerung von Vetera nach Gelduba zurückkehrte (IV 36). *Discreti a legionibus* IV 57 erklärt Fabia insofern für ungenau, als außer den Auxilien der Gallier noch andere Auxilien vorhanden waren, die sich nicht von den Legionen trennten.

Mit der 1. und 16. Legion (IV 62) kapitulierten zu Novaesium sicherlich auch die Kontingente der 4., 5., 15. und 22. Legion, die Vocula bis zuletzt unter seinem Kommando hatte. Wenn nachher die erste Legion nicht von Novaesium, sondern von Bonn auszieht (IV 62), so löst sich diese Schwierigkeit durch die Vermutung, daß nach der Kapitulation die von Bonn stammenden Truppen sich provisorisch in ihre Garnison begaben, um ihre Bagage vor der Zerstörung des Lagers zu retten. Auf diese Vorgänge in Bonn bezieht Fabia, was Tacitus für Novaesium notiert: *alii pecuniam aut carissima sibimet ipsi circumdare.*

Unter den IV 62. 70. 71. 72. 77 genannten Legionen sind überall die 1. und 16. zu verstehen; und dies ist annähernd genau, wenn man annimmt, daß Tutor die Vexille der 4. und 22. Legion mit sich nach Mainz nahm (IV 59): es sind dann nur die Vexille der 5. und 15. Legion unter jener Bezeichnung mitzuverstehen.

Alle Legionskontingente der beiden Expeditionen Voculas fanden sich unter dem Kommando des Petilius Cerialis zu Trier wider zusammen (IV 71. 72). Um den Kontrast zu vereinfachen, stellt Tacitus c. 72 die Legionare von Novaesium und Bonn allen übrigen Truppen des Cerialis gegenüber, obwohl sich unter den letzteren sicherlich Legionare von Mainz befanden, deren Schuld reichlich ebenso groß war (IV 70) als die der 1. und 16. Legion.

Zum Schluß bespricht Fabia die exzeptionelle amtliche Stellung Voculas, der vielleicht deshalb den übrigen Legionslegaten der Rheinarmee vorgezogen wurde, weil diese von geringerem senatorialem Range waren. Er wurde als Legionslegat Führer einer Armee; darum ist seine Stellung vergleichbar mit der des Caecina, Valens und Antonius Primus. Fabia unterscheidet in der Zeit seiner außerordentlichen Wirksamkeit vier Perioden, die voneinander getrennt sind durch seine Ankunft in Köln (IV 25), seine Rückkehr nach Novaesium (IV 36) und die Ermordung des Hordeonius (ebd.). In der 1. und 3. Periode ist er dem Hordeonius untergeordnet, in der 2. selbständiger Heerführer, jedoch ohne daß Hordeonius abdankt, in der 4., die bis zu seinem Tode reicht, die höchste römische Autorität am Rhein.

24) Philippe Fabia, Les prétoriens de Vitellius. Notes exegétiques sur plusieurs passages des Histoires de Tacite. Revue de philologie XXXVIII S. 32—75.

Wie die zahlreichen früheren Aufsätze Fabias zu Tacitus, so bringt auch dieser Artikel wertvolle Aufschlüsse, die durch mannigfache, zum Teil überraschende Kombinationen der Angaben des Historikers gewonnen worden sind. Ich verzeichne zunächst die Hauptergebnisse.

In den Worten II 93 *sedecim praetoriae, quattuor urbanae cohortes scribebantur* liegt insofern eine Ungenauigkeit, als die städtischen Kohorten von Vitellius nicht, wie die prätorischen, neukonstituiert, sondern nur ergänzt wurden. Dies ergibt sich aus zwei Erwägungen: erstens wird einer Entlassung der alten städtischen Kohorten nirgends gedacht, zweitens erscheinen die städtischen Kohorten in dem Kampfe des Flavius Sabinus (III 64—73) als die Gegner der Prätorianer, was unmöglich wäre, wenn die städtischen Kohorten ebenso wie die prätorischen von Vitellius neuformiert worden wären.

III 41, wo wir lesen *venere tres cohortes,* sind nicht prätorische, sondern, wie Valmaggi erkannt hat, Auxiliarkohorten zu verstehen, wie ja auch die mit ihnen ziehende *ala Britannica* eine Auxiliartruppe war. Denn die prätorischen Kohorten waren nach III 55, wo *quattuordecim* und *ceterae* (2) addiert die Zahl 16 ergeben, sämtlich in Rom. Jene 14 Kohorten, die Vitellius zur Besetzung des Appennin aussendet, sind identisch mit den III 50 genannten *praetoriae cohortes,* deren Entsendung aus Rom Tacitus erst III 55 erwähnt, weil er erst, nachdem er die Flavianer bis Fanum Fortunae begleitet hat, zu Vitellius zurückkehrt.

Von den 14 Kohorten gab Vitellius seinem Bruder Lucius 6; es blieben aber in Narnia nicht 8, sondern nur 7; denn eine begleitete den Kaiser von Mevania oder Narnia nach Rom. Diese eine Kohorte und die zwei in Rom zurückgebliebenen sind die drei Kohorten, die hernach das Kapitol belagerten (so auch Heraeus und Wolff zu III 78, 13).

In der Darstellung der Ereignisse zu Narnia III 61 ff. wird verschwiegen, daß sich zugleich mit den 7 prätorischen Kohorten die Marinelegion ergab (III 67). Dies wird von Tacitus deshalb nicht ausdrücklich erwähnt, weil die Marinelegion aus Othonianern bestand und deshalb kein psychologisches Interesse bot.

Das in den Worten III 78 *qui . . . Capitolii arcem . . . adversus tris cohortes tueri nequisset* liegende Zeugnis ist nicht anzutasten: von drei prätorischen Kohorten (die Tacitus allerdings nirgends ausdrücklich als prätorische bezeichnet), die nur durch improvisierte Truppen unterstützt wurden, wurde das Kapitol genommen und darauf die Stadt gegen die andringenden Flavianer, die einen Teil ihrer Streitkräfte in Narnia und Interamna zurückgelassen hatten (III 63), verteidigt.

Von der städtischen Kohorte, die Claudius Julianus mit andern Truppen erhielt (III 57), ist nachher nicht wider die Rede. Sie mag mit Apinius Tiro (III 76) abgezogen sein; jedenfalls zeigt die Bereitwilligkeit, mit der diese Kohorte die Sache des Vitellius verriet, daß die städtischen Kohorten nicht in der selben Weise neuformiert worden waren wie die prätorischen.

Für die Reorganisation der Garde durch Mucian kamen drei Kategorien von Soldaten in Betracht, die IV 46 in. aufgezählt werden. Von der dritten Klasse, den Vitellianern, heißt es: 'es hätte viel Blut gekostet, wenn man sie kassiert oder zu den Provinzialtruppen versetzt hätte' (denn es waren 13 000 Mann, darunter 7000 Bewaffnete, nämlich die von Narnia), und darauf: 'sie (als Prätorianer) festzuhalten, hätte gewaltige Kosten verursacht' (so daß *retinenda erat* sich streng genommen nur auf die dritte Kategorie bezieht). In der Darstellung der nun folgenden Szenen wird die Anwesenheit der sieben Kohorten von Narnia von Tacitus verschwiegen, um einen reinen Gegensatz zwischen den bewaffneten Flavianern und den wehrlosen Vitellianern zu gewinnen. Denn daß nicht bloß die zugegen waren, die sich zu Bovillae ergeben oder den Sturm auf Rom überlebt hatten, sondern auch die 7000 von Narnia, zeigen die Worte *preces erant, sed quibus contra dici non posset.* So behielten die Vitellianer die ihnen von Vitellius gegebene Stellung. Die große Zahl der Prätorianer wurde dann durch Entlassungen reduziert (IV 46 extr.), bis sie vom Jahre 76 an wider neun Kohorten betrug.

Außer diesen Hauptergebnissen enthält Fabias Aufsatz noch eine Reihe kleinerer Beiträge zur Interpretation der taciteischen Berichte. II 66 in. wäre *victi exercitus* richtiger gewesen als *victarum legionum.* Denn die Aufzählung der Legionen II 66. 67 wird am Anfang von 67 unterbrochen durch den Bericht über die prätorischen Kohorten, d. h. der ursprüngliche Plan, zuerst alle besiegten Legionen nacheinander aufzuzählen, wird über den der 14. Legion gewidmeten Ausführungen vergessen und vertauscht mit einer Anordnung, die auf dem Maße der Furcht beruht, welche die besiegten Truppenteile dem Sieger einflößten: auch die Prätorianer hatten, wie die 14. Legion (II 66), erklärt, nicht besiegt zu sein (II 44). Die prätorischen Kohorten, nicht die einzelnen Leute, wurden, wie die Legionen, auf verschiedene Orte zerstreut; dies ist der Sinn von *separati primum* II 67 (wo *separati* nur der Abwechslung wegen statt *separatae* steht). So finden wir zwei prätorische Kohorten neben der 14. Legion und den Batavern in Turin (II 66). In jeder der provisorischen Garnisonen der Prätorianer befand sich ein Tribun (*arma ad tribunos deferebant* II 67), also wenigstens eine Kohorte; das Imperfekt *deferebant* zeigt, daß die Entwaffnung sich allmählich vollzog und kaum vollendet war, als der Krieg zwischen Vitellius und Vespasian ausbrach. Die Entlassung der Prätorianer und die Verteilung der othonianischen Legionen hatte Vitellius ohne Zweifel in Lyon nach seiner Unterredung mit Caecina und Valens (II 59) angeordnet. Sueton (Vit. 10) setzt die Entlassung der Prätorianer zu früh und motiviert sie verkehrt: sie wurden entlassen nicht wegen Galbas Ermordung, sondern wegen ihrer Anhänglichkeit an Otho.

Bei der Widererrichtung der Kaisergarde, die erst nach der Ankunft des Vitellius in Rom erfolgte, war außer der Wahl der Präfekten aus den Offizieren der germanischen Heere sowohl die Art der Rekrutierung aus den Legionen und Alen des Siegers als die Anzahl der Kohorten neu. Die letztere war nicht um der persönlichen Sicherheit des Kaisers willen so hoch, sondern weil Vitellius sich in möglichst

hohem Maße seinen Soldaten dankbar erweisen wollte. Die Maßregel nahm aber den Legionen und Alen ihre Elite (II 94 extr.), der Prätorianerdienst wurde herabgewürdigt: *convolsum castrorum decus.* Tacitus sagt *castrorum* statt *urbanae militiae,* weil er diesen Ausdruck, der der Zahl 20000 entsprechen würde, eben gebraucht hat und weil er die Entehrung des geachtetsten Teiles der städtischen Garnison, nämlich der Kaisergarde, besonders hervorheben will.

Das Lob, das Tacitus III 56 den Truppen des Vitellius spendet, paßt nur auf die Truppen in Kampanien und in Rom, nicht aber auf die in Narnia, von denen sich nicht sagen läßt, daß sie bis zum äußersten aushielten.

Der Ausdruck *cohortium tribunis* III 69, 2 ist zu vage: man schwankt, ob man nur die städtischen Kohorten und die der vigiles oder außer diesen auch noch die prätorischen Kohorten verstehen soll, deren unbedingte Anhänglichkeit an die Sache des Vitellius dem Sabinus bekannt war.

Die Worte *quo rectius . . . spectaret* IV 46, 6 beziehen sich nicht bloß auf *constituit,* sondern auch noch auf *producuntur* im folgenden Satz: Sieger und Besiegte sollen sich einer Prüfung unterwerfen. Diese war für die von Vitellius entlassenen Prätorianer Othos nur Formsache, für die, denen Antonius Primus, sicherlich nach dem Siege bei Cremona, das Avancement versprochen hatte *(lectus in eandem spem e legionibus miles promissa stipendia flagitabat),* vielleicht etwas ernster; was die dritte Klasse, die Vitellianer, betrifft, so rechnete Mucian auf erhebliche Abstriche als Ergebnis der Prüfung.

Die Konjekturen Weißenborns zu IV 46 *Ne Vitelliani quidem sine multa mercede pelli poterant; sed inmensa pecunia tanta vis hominum redimenda erat* sind abzuweisen, hauptsächlich deshalb, weil bei ihrer Annahme *pelli* nicht die Ausschließung durch Zwang bezeichnen würde.

Unklar sind IV 46, 11 die Worte *ac si qui aliorum exercituum.* Man könnte darunter nur die Truppen von Lyon verstehen, von wo Fabius Valens die legio Italica und die ala Tauriana mitgenommen hatte; aber zu dieser Deutung paßt nicht, wie Fabia bemerkt, der Plural.

25) F. Haverfield, Notes on the Agricola. Class. Rev. 28, 2 (1914 March) S. 43—45.

Der bekannte englische Archäologe stellt in Kürze die neueren römisch-britischen Entdeckungen zusammen, welche die Berichte in Tacitus' Agricola illustrieren. C. 12 *fert Britannia aurum:* Spuren römischer Goldminen sind im Tale des Flusses Cothy in Carmarthenshire im südlichen Wales gefunden worden. C. 14: Die Inschrift des Ti. Claudius Cogidubnus (CIL. VII 11) gehört sicherlich der Mitte oder dem dritten Viertel des 1. Jahrhunderts an, bezieht sich also auf den von Tacitus genannten *Cogidumnus.* C. 16 *coloniam invasere:* ein großer dem Claudius ähnlicher Bronzekopf, gefunden in Woodbridge in Suffolk, stammt vielleicht aus dem Tempel des Claudius zu Camulodunum (Colchester). C. 17: Da die Eroberungen des Petilius Cerialis sich schwerlich über den 54. Breitegrad hinaus erstreckt haben, müssen die in

Carlisle in Cumberland gefundenen Gegenstände aus flavischer Zeit auf Agricola zurückgehen. C. 21 *templa fora domos extruerent:* als römisch-britische Städtegründungen der flavischen Zeit müssen gelten: Silchester (südwestlich von Reading), Bath, Wroxeter (in Shropshire am Severn) und Caerwent (in Monmouth). C. 21 *linguam Romanam:* zahlreiche Graffiti zeigen, daß früher oder später selbst von den niederen Klassen in manchen Teilen der Provinz Latein gesprochen und geschrieben worden ist. Im Jahre 80 erscheinen in Britannien die Legati iuridici. C. 22. 23: Samische Scherben aus der flavischen Zeit haben sich an der Westküste zu Carlisle gefunden; nördlich von Carlisle hat man bei Ecclefechan (jenseits des Solway-Firth) Spuren römischer Befestigungen entdeckt. Dies war vielleicht Agricolas nördlichster Punkt auf der Westseite von Schottland; auf der Ostseite rückte er weiter vor: hier sind Corbridge (in Northumberland am Tyne) und Newstead am Tweed flavische Gründungen; die noch sichtbare Straße von Corbridge zum Firth of Forth muß von Agricola herrühren. C. 24: Die römischen Reste in Irland sind spärlich; der Verkehr zwischen Irland und Britannien kann im 1. und 2. Jahrhundert nur sehr gering gewesen sein; römische Kaufleute haben Irland nur selten, römische Truppen überhaupt nicht betreten. Ein Seeverkehr zwischen Irland und Gallien, wie ihn Zimmer annimmt, ist ganz unwahrscheinlich. C. 25 ff.: Nördlich des Forth hat man flavische Reste in Ardoch (einem Kastell) und in dem großen Lager von Inchtuthil (am Zusammenfluß des Tay und des Isla) gefunden. Die Römer rückten ungefähr entlang der heutigen Eisenbahnlinie vor, die von Stirling (am river Forth) nach Aberdeen führt; sie vermieden so die Grampian hills. C. 29 *Graupium:* das nördlichste der in den Niederungen von Forfar, Kincardine und Aberdeen gefundenen römischen Lager, gelegen zu Ythan Wells beinahe auf dem Breitengrad von Inverness, hat Haverfield mit dem Spaten erforscht, ohne es innerhalb der römischen Periode datieren zu können. Die Lage des *Mons Graupius* bleibt ungewiß, solange wir nicht wissen, wo die *Boresti* (Agr. 38) wohnten. C. 38 *circumvehi Britanniam:* vielleicht ist Agricolas Flotte nur an der Ostküste nach Norden gesegelt und umgekehrt, als man weit genug gekommen war, um zu sehen, daß die Landgrenze sich westwärts wendete. Die Usiper (Agr. 28) haben, wie es scheint, zuerst bewiesen, daß Britannien eine Insel ist.

IV. Sprachgebrauch.

26) Raimund Oehler, Ein militare vocabulum. WS. f. kl. Phil. 1914 S. 502.

Oehlers Bemerkung bezieht sich auf Ann. I 41, wo es heißt, daß die Legionare den jüngsten Sohn des Germanicus *militari vocabulo Caligulam appellabant.* Der Beiname werde unrichtig mit 'Stiefelchen' widergegeben; nur die Übersetzung 'Kommißstiefelchen' werde der Pointe gerecht. Die Bemerkung ist richtig.

27) Nik. Schneider, De verbi in lingua latina collocatione. Diss. Münster 1912.

Schneider beschränkt seine Beobachtungen auf Cäsar; ich erwähne die Schrift deshalb, weil G. Landgraf in seiner Anzeige DLZ. 1914

S. 1060 (vgl. J. H. Schmalz Berl. phil. WS. 1914 Sp. 375) zu dem Abschnitt, in welchem Schneider über die Stellung des Verbums im Satzanfang handelt (S. 43—62), auf charakteristische Beispiele dieser Stellung bei Tacitus hinweist. Hier darf auf meine Behandlung des Themas in der Programmabhandlung De vocabulorum apud Tacitum collocatione, Berlin, Gymn. z. Gr. Kloster 1874, hingewiesen werden, deren Ergebnisse in Nipperdeys Ausgabe aufgenommen worden sind; s. u. a. die Anmerkung zu *stabat Drusus* I 25.

28) J. J. Schlicher, The historical infinitive. Class phil. vol. IX.

Über den Gebrauch des historischen Infinitivs bei Tacitus handelt Schlicher S. 386—392. Er zeigt, daß Tacitus sich auf diesem Teilgebiet des Sprachgebrauchs im Agricola eng an das Vorbild des Sallust anschließt, während er in den größeren Werken bemüht gewesen ist, diese Ausdrucksweise seinem individuellen Stil anzupassen, namentlich da, wo es sich um die Bezeichnung einer Beziehung auf den kausalen und psychologischen Zusammenhang handelt. Der Artikel, der mit einer vollständigen Liste der Beispiele schließt, bildet eine willkommene Ergänzung zu der tüchtigen Monographie C. Hübenthals, über deren Inhalt ich JB. VIII 389 berichtet habe.

V. Handschriftliches und Textkritik.

29) K. Barwick, Nachtrag. Rhein. Mus. 68 S. 638—639.

In einem Exkurs des JB. XXXX 80 besprochenen Aufsatzes hatte Barwick nachzuweisen gesucht, daß der Cod. E des Dial. sei es nach B sei es nach dem Exemplar des Pontanus verbessert worden sei, während ich WS. f. kl. Phil. 1900 Sp. 701 zu dem Ergebnis gelangt war, daß der Schreiber von E sämtliche Emendationen, die dieser Kodex enthält, suo Marte geleistet hat. Ich stützte mich dabei auf die Beobachtung, daß E die Emendation *omnis* 10, 2 nicht aus B, in welchem das Wort überhaupt fehlt, wohl aber aus A entnehmen konnte: es müßte also, wenn eine Entlehnung stattgefunden hat, zu der unwahrscheinlichen Annahme gegriffen werden, daß E bald A, bald B (z. B. für *si illud* 16, 5) zur Kontrolle seines Textes herangezogen habe. Dieses Argument sucht Barwick durch die Annahme zu entkräften, daß E die in seiner Vorlage vorgefundene Schreibung *oms̃* zufällig oder mit Überlegung richtig aufgelöst habe. Von einer 'Auflösung' darf man hier nicht reden; denn wer *omnis* schreibt, während seine Vorlage *oms̃* bietet, ändert den Text. Ferner wies ich darauf hin, daß einige der Verbesserungen in E nicht bloß B, sondern allen übrigen Handschriften fremd sind: 22, 11 *esset*, 33, 15 *item*, 40, 17 *aut*, 40, 18 *ullius*[1]). Barwick meint, *item* und *aut* könnten rein zufällige Verschreibungen statt *idem* und *ac* sein, was ich nicht für wahrscheinlich halte; *esset* und *ullius* läßt er als selbständige Emendationen von E gelten. Man tut unter diesen Umständen doch wohl besser, sämtliche Verbesserungen in E für selbständig zu erklären, als

---

[1]) Diesen vier Stellen füge ich jetzt noch eine fünfte hinzu: 34, 19 steht in E und in keiner andern Handschrift *habebantque ipsius populi et diversissimarum aurium copiam*. Mit dem Einschub des *et* ist vielleicht das Richtige getroffen.

einen Teil von ihnen für Entlehnungen aus B, einen andern für eigene Erzeugnisse zu halten.

30) J. J. H(artman), Ad Taciti Historias. Mnemos. 42 S. 368. 388. 419.

In den Worten der gegen ihren Feldherrn Hordeonius Flaccus erbitterten Soldaten *quin potius interfecto proditore fortunam virtutemque suam malo omine exsolverent* H. IV 24 bezieht Heraeus das *malum omen* auf die Person des von Gicht geplagten, charakterschwachen Führers, der von seinem Zimmer und Krankenlager aus nur solche Anordnungen treffe, die dem Feinde nützen, und dadurch die *fortuna* und die *virtus* seiner Leute bedrohe. Wolff findet die böse Vorbedeutung in seinem Beinamen *Flaccus* ('welk'), Hartman in seinem Gentilnamen *Hordeonius.* Denn dieser erinnere die Soldaten an die militärische Strafe des *hordeum pro tritico datum* (Liv. XXVII 13. Plut. Marcellus 25). Wer diese Auslegung mißbilligt, wird, meint H., lachen, ohne sie zu bekämpfen. — H. IV 65 *quando neque subire condiciones metus futuri neque palam aspernari condicio praesens sinebat* weist Hartman auf die bei der Verschiedenheit der Bedeutung weder dem Autor noch dem Leser lästige Widerholung des Wortes *condicio* hin. Er hätte hier auf das 4. Heft der 'Beiträge zur Kritik und Erklärung des Cornelius Tacitus' (Innsbruck 1875) von Joh. Müller verweisen können, der über die Widerholungen bei Tacitus im Zusammenhange handelt und sich auch über diese Stelle äußert; s. JB. III 69. — H. I 40 *neque populi aut plebis ulla vox, sed attoniti vultus et conversae ad omnia aures* ändert H. *ulla* in *una.* Das ist ein Mißgriff; denn kein Leser dieser spannenden Schilderung möchte wohl gern in dem Verhalten der zuschauenden Menge das Schweigen vermissen, das der Aufmerksamkeit entspricht, mit der sie den kommenden Ereignissen entgegensieht.

31) René Waltz, Rev. de phil. 38, 1 (Jan. 1914) S. 109

versucht sich an schwierigen Stellen der zweiten Hälfte der Annalen. XIII 26 empfiehlt er *ille an auctor constitutionis fieret, retulit inter paucos,* indem er annimmt, daß *ret* durch Haplographie ausgefallen sei, und *ut* zu *ulit* ergänzt. Es handelt sich hier nicht um eine vom Senat zu treffende Entscheidung, für deren Einleitung *referre* das technische Verbum ist (vgl. das unmittelbar vorhergehende *relationem*), sondern um das consilium des Kaisers. Auch findet man *referre* in dem Sinne von 'zur Beratung stellen' nicht mit einem indirekten Fragesatz verbunden. Besser, wenn auch paläographisch schwieriger, ist Halms Vermutung *consultavit.* Dieses Verbum wird oft von Beratungen einer leitenden Persönlichkeit in vertrautem Kreise gebraucht und häufig mit einem Fragesatz verbunden, z. B. XII 48 *at Quadratus . . . vocat consilium, docet acta et an ulcisceretur consultat.* — XIV 16 vermutet Waltz *quibus aliqua pangendi facultas necdum insignis aetate: nam ii considere simul.* Er hat selbst gefühlt, daß der Ablativ den Leser stutzig machen würde; denn er bemerkt, *aetate* sei = propter aetatem ('n'ayant pas encore de notoriété à cause de leur âge'); über *nam* aber, ein völlig unpassendes Verlegenheitsprodukt, schweigt er. — XIV 60 konjiziert er *haudquaquam Nero paenitentia flagitii coniugem revocavit Octaviam:*

'ce ne fut nullement par regret de son crime que Néron, rappelant Octavie, lui rendit le rang d'épouse'. Der Vorschlag scheitert an der Tatsache, daß Nero, wie c. 61 zeigt, die Gattin nicht zurückgerufen hat; auch beraubt er den Satz seiner Verknüpfung mit dem vorhergehenden. — XV 62 schreibt er *cuius si memores essent, bonarum artium famam tam constanti amicitiae daturos:* 'en restant fidèles à sa mémoire, ils donneront à une amitié si constante, si courageuse, le renom de vertu; autrement dit: ils devront à la constance même de leur amitié le renom d'hommes vertueux'. Es handelt sich hier um den Lohn, den die Freunde Senecas für ihr treues Gedenken zu erwarten haben; deshalb ist *laturos* nicht anzutasten; vgl. H. III 19, 9. Ann. VI 34, 18. VI 3, 9. XIV 21, 22. Die Freunde Senecas sind es, die den Ruhm ernten; das Verleihen des Ruhms ist nicht ihre Sache, sondern die der öffentlichen Meinung.

32) A. Schöne, Zu Tacitus Germania. WS. f. kl. Phil. 1914 Sp. 725f.
R. Philippson, Zu Tacitus Agricola 18. Berl. ph. WS. 1914 Sp. 508.
J. J. H(artman), Ad Taciti Hist. II 25. Mnemos. 42 S. 354.
K. Schliack, Zu Tacitus. WS. f. kl. Phil. 1914 Sp. 928f. —
G. Andresen, Zu Tacitus. Ebenda Sp. 1352f.

Schöne schreibt *durantque dum colles paulatim rarescunt. si⟨c⟩ Chattos suos saltus Hercynius prosequitur simul atque deponit.* Von Zöchbauer übernimmt er *que dum,* das *et* vor *Chattos* streicht er als Flickwort. Seine Erklärung der Korruptel ist etwas kompliziert. Er nimmt an, daß die Worte *que dum colles paulatim rarescunt* in einem alten Unzialkodex zwei Zeilen füllten, daß diese Worte infolge des Homöoteleutons *durant* — *rarescunt* (oder *rarescant*) ausfielen und am Rande nachgetragen wurden, und daß ein die Lücke andeutendes Zeichen über *si* den Abschreiber verleitet habe, die mit *q. d. (= que dum),* das er fälschlich als *quidem* deutete, beginnenden Worte hinter *si* einzuschieben.

Philippson übersetzt auf Grund einer ihm in der Unterrichtsstunde von einem Primaner gegebenen Anregung *qui mare expectabant* 'die die Flut erwarteten'. Schiffe könnten sich nur bei Flut der Insel nähern, die Römer aber hätten die Ebbe benutzt, bei der die vada freiliegen. 'Flut' und 'Ebbe' bezeichnet Tacitus sonst durch *aestus adlabens* — *relabens, dilabens* oder durch *adcrescere resorberi.* Ich halte mich daher lieber an die gewöhnliche Erklärung des höchst prägnanten Ausdrucks: die Barbaren waren gefaßt auf das, was man vorzubereiten pflegt, wenn es ein Meer zu überschreiten gilt, das man nicht wie einen Fluß schwimmend passieren könne.

Hartman ändert *prospera* in *propera;* denn niemand sei so perversus, daß er in re militari irgend etwas mehr lobe als prospera. Ich halte die Änderung für ebensowenig notwendig wie IV 49, wo Pluygers *propera navigatione* statt *prospera n.* vorgeschlagen hat, und fasse, wie Heraeus und Wolff, *prospera* als Substantiv: Paulinus wollte lieber durch kluge, vorsichtige Berechnung siegen, als einen Erfolg dem Zufall verdanken.

Schliack gibt in ausführlicher Darlegung eine Begründung seiner von mir JB. XXXX 93 besprochenen Vorschläge, deren dort niedergelegte Beurteilung ich ebenso eingehend zu rechtfertigen suche.

Berlin. Georg Andresen.

Platons Lehre von der Weltseele

Vortrag gehalten am 15. Dezember 1914 in der Religionswissenschaftlichen Vereinigung zu Berlin

Ein einzelnes Lehrstück aus der Philosophie Platons herausnehmen und erklären, möge für die folgende Überlegung den Sinn haben: den Zusammenhang dieses einzelnen Lehrstückes mit den Motiven seiner gesamten Philosophie aufdecken. Denn das ist ja das Eigentümliche jeder Lehre Platons: sie gehören nicht nur einer bestimmten Disziplin an, alle Einzellehren durchdringen das Ganze. So war — vielleicht — die Ideenlehre zwar in den allerersten Anfängen eine ausschließlich logische Theorie, aber bald wurden eben alle Gebiete des platonischen Philosophierens durch die Ideenlehre logisiert, und es ist gerade das Charakteristischste an Platons Leistung, daß die Ethik, die bei den Philosophen vor Platon unverbunden neben den theoretischen Disziplinen gestanden hatte, durch das Band der Ideenlehre mit der Logik verknüpft wurde. Was im logischen Urteil als wahres Sein und was im sittlichen Wollen als höchster Wert erkannt wird, gehört der gleichen Ideensphäre an und ist nur auf dem einen Wege, dem der Dialektik, zu erreichen. — Wie dies die größte und fruchtbarste Synthese ist, die Platon vollzogen hat, so gibt es aber auch im übrigen bei ihm keine Lehre, die nicht den gleichen synthetischen Geist ihres Schöpfers verriete, in dessen Philosophie es isolierte Stücke überhaupt nicht gibt. Seine Lehre von der Dreiteilung der Seele z. B. mag zu Beginn — vielleicht — lediglich psychologischen Zwecken gedient haben. Im Staate aber wird sie die Grundlage der neuen Gesellschaftsordnung: die drei Teile der Seele bieten die Möglichkeit, die drei von Natur aus verschiedenen Klassen des Volkes sinngemäßer Bestimmung entgegenzuführen. — Ja, wie sogar solche Lehrstücke, die Platon von Vorgängern übernahm, für ihn nicht nur ein bestimmtes Glied einer bestimmten Beweiskette bedeuten, sondern wie auch sie mit seinen eigenen Motiven zu einem unlöslichen, nie wider aufgegebenen Zusammenhang verschmelzen, dafür kann seine Widerkunftslehre Zeugnis ablegen. Ursprünglich, im Phaidon, scheinbar nur Teil eines umfangreichen Beweises aus dem Gebiet des Substanzproblems, verbindet sich die Widerkunftslehre immer inniger mit den letzten Tendenzen seines philosophischen Schaffens und geht in dem Organismus seiner Lehre nie wider verloren. Dies soll nicht nur ein Bild sein. Wenn das Wesen des Organismus darin besteht, daß sämtliche Teile sich auf das Ganze beziehen, daß 'in aller Variation der Ent-

wicklung ein bleibendes Wesen sich zeigt', so ist Platons Lehre in der Tat eine organische Erscheinung; und bei einer solchen können wir keinen anderen Sinn aus einem abgesonderten Lehrstück gewinnen wollen als: den Zusammenhang mit den Grundmotiven des platonischen Denkens überhaupt. Wenn das Thema also der platonischen Lehre von der Weltseele gilt, so ist von vornherein klar, daß es sich nur um die allerentschiedenste Alternative handeln kann. Entweder ist der Zusammenhang mit den Grundmotiven der Gesamtlehre vorhanden oder nicht; im zweiten Falle ist die Lehre, wie es Gilbert[1]) unlängst ausgesprochen hat, 'als eine durchaus unorganische späte Zutat zu Platons ursprünglicher Weltanschauung anzusehen'[2]); im ersten Falle ist sie für den Platonismus unentbehrlich und aus seinen echten Tendenzen erwachsen. Die zweite Ansicht gewinnt durch Th. Gomperz' Autorität immer weitere Verbreitung, sie ist augenblicklich die herrschende; die erste scheint mir die richtige zu sein.

Der Text, den der Timäus über die Weltseele bietet, gliedert sich in vier Abschnitte, deren letzter widerum in vier Teile zerfällt.

I. Die Erschaffung des Weltalls, Tim. 29 E bis 30 B.

Welcher Grund hat Gott, der das All, das Reich des Werdens, schuf, zu dieser Schöpfung bewogen? Seine Güte. Denn er ist gut, und in einem Guten entsteht niemals und in keiner Beziehung Neid. Gott aber, frei von Neid, wollte, daß alles ihm selbst so ähnlich wie möglich werde. Dies ist der Ausgangspunkt des Werdens und der Welt. Da nun Gott wollte, daß, soweit möglich, alles gut und nichts schlecht sei, so führte er, da er alles, was sichtbar war, nicht in Ruhe, vielmehr in regelloser und ungeordneter Bewegung vorfand, es aus der Unordnung in die Ordnung hinüber, weil er glaubte, dieser Zustand sei schlechthin besser als jener.

Es bestand aber damals wie heute das Gesetz, der Beste könne nichts anderes als das Schönste hervorbringen, und da fand er nun bei seiner Erwägung, daß unter den ihrer Natur nach sichtbaren Dingen kein vernunftloses Werk jemals schöner sein werde als ein vernunftbegabtes, wenn man beide als Ganze einander gegenüberstellt, daß aber widerum Vernunft ohne Seele unmöglich irgendeinem Gegenstande zuteil werden könne. Dieser Schluß veranlaßte ihn, die Vernunft in eine Seele und die Seele in einen Körper hineinzubilden, und er gestaltete so aus ihnen den Bau des Weltalls, um in dieser Weise naturgemäß das möglich schönste und beste Werk zu vollenden. Und so darf man es denn mit Wahrscheinlichkeit aussprechen, daß diese Welt als ein wirklich beseeltes und vernünftiges Wesen durch Gottes Fürsorge entstanden ist. —

In diesem ersten Abschnitt sind folgende beiden Gedanken ausgesprochen: Erstens, die Welt ist eine Schöpfung, 'denn sie ist sichtbar, fühlbar und hat einen Körper' (28); als Schöpfung muß sie nicht nur einen Urheber haben — denn 'alles Werdende muß durch eine Ursache werden' (28), sondern auch einen Sinn, der früher ist als ihre Existenz;

einen Sinn, der aller empirischen Kausalität schon vorausliegt. Ist aber der Weltschöpfer Gott und ist Gott die Idee des Guten (Staat 517 B), so ist das Gute der Sinn der Welt; ihre Ursache, denn für Gott kann es, dem Begriffe nach, nichts anderes geben, was seinen Willen bewegt; ihr Zweck, denn als seine Tat muß die Welt gottähnlich, d. h. gut, soweit als möglich, werden. Diese Einschränkung ist nötig, weil die Welt als Geschaffenes nicht ganz vollkommen sein kann: Gott bildet die Welt zwar als ein Abbild der Ideen, aber er bildet sie in den Raum hinein: das *ὄντως ὄν* in das *μὴ ὄν*; daher besteht in der Welt neben dem wahren *αἴτιον* ein *ξυναίτιον*, neben dem ewigen transzendenten Zweck eine natürliche Notwendigkeit (Tim. 46 C, 48 A, 68 E). So muß der Weltprozeß, der sich im Raume abspielt, Widerstände gegen die Verwirklichung des höchsten Zweckes aufweisen, und besonders im einzelnen [8]) kann bei der aus Seiendem und Nichtseiendem, aus Idee und Unlogischem gebildeten Welt von einer absoluten Vollkommenheit nicht die Rede sein, kann das Gewordene den Vergleich mit dem Ewigen nicht aushalten; aber im ganzen ist sie als Produkt der göttlichen Vernunft der meilleur des mondes possibles. So verlangt es der teleologische Gedanke. Zweitens, da die Welt so vollkommen wie möglich sein soll, so kann ihr die Vernunft nicht fehlen; Vernünftigkeit aber setzt Beseelung voraus; also muß eine Seele der Welt angenommen werden.

Die Form, die Platon diesen einleitenden Gedanken gibt und die er für die ganze Darstellung beibehält, nennt man wohl die des Mythus. Aber es ist zu bedenken, daß dieser Mythus nicht ein mehr oder weniger passendes Bild für das vorliegende Problem bieten will, sondern das möglichst adäquate Bild. Es ist nicht die Art des Mythus, die wir z. B. aus dem Phädon kennen, wo zur Verdeutlichung einer Vorstellung mehrere Mythen vorgetragen werden, die einander in Einzelheiten sogar widersprechen, sondern es ist die Art, da für die höchste Erkenntnis, für deren Widergabe Worte versagen, die Gestaltung eines 'wahrscheinlichen' Mythus gleichsam eine Maximalaufgabe für den Denker bedeutet. 'Denn den Vater dieses Alls zu finden ist schwierig, und wenn man ihn gefunden hat, unmöglich, sich für alle verständlich über ihn auszusprechen' (28 D). Diese Schwierigkeit beruht hier wie überall, wo bei Platon Mythen dieser Klasse das letzte Wort sprechen, darauf, daß es gilt, einen Gegenstand zu erfassen, der den beiden Arten, wie wir Menschen überhaupt ein Objekt erfassen können, durch den Verstand und durch den Willen, nicht mehr adäquat ist, da in ihm beides vereinigt ist. — Auf unseren Fall zurückzukommen, zollt der Mathematiker Platon dem Vater des Alls die größte Verehrung, wenn er ihn als baumeisterlichen Gott sich vorstellt.

II. Der Ort der Weltseele, Tim. 34 B.

Die Weltseele nun pflanzte Gott in die Mitte des Weltkörpers ein und spannte sie nicht bloß innen durch das ganze Weltall aus, sondern umkleidete den Weltkörper auch noch von außen mit ihr. Und so bildete er dann den Himmel als einen im Kreise sich drehenden Um-

kreis, welcher, einzig und einsam, durch seine Vortrefflichkeit mit sich selber des Umgangs zu pflegen vermag und keines anderen dazu bedarf, sondern hinlänglich bekannt und befreundet ist mit sich selber. So schuf Gott die Welt, die selbst durch all dies zu einem seligen Gotte ward. —

Im Text geht diesem Abschnitt die Erschaffung des Weltkörpers voran: Es kann nur eine Welt geben, denn das Bestmögliche kann dem Begriffe nach nur einmal vorhanden sein, auch kann die Welt als Abbild der Idee des Lebens kein anderes Exemplar neben sich haben (Tim. 31)[4]) — sonst müßte ja das Urbild die Idee einer besonderen Art von Leben sein —; vielmehr, wie die Idee des Lebens alle Ideen der besonderen Lebewesen in sich schließt, so enthält das 'einzige, sichtbare, lebendige Wesen', die Welt, alle ihrer Natur nach mit ihm verwandten, belebten Wesen in sich. Die Welt als Ganzes ist dem Werden der Teile übergeordnet, 'sie kennt nicht Alter und Krankheit' (33); ihre Gestalt ist die Totalität aller Gestalten, die Kugel; ihre Bewegung die vollkommenste aller Bewegungen, die Kreisbewegung. Diesen Körper durchdringt und umfaßt die Weltseele; sie ist der Welt in vollendeter Weise immanent. Daß ihr der Umgang mit sich selbst genug ist, ist der bildliche Ausdruck für ihre vollkommene Autarkie. Durch sie wird die Welt zu einem 'geschlossenen Ganzen'[5]).

III. Der Rang der Weltseele, Tim. 34 C.

Gott aber hat die Seele nicht erst nach dem Körper gebildet; so reden wir nur von der Sache, die, wie ja häufig, vom Zufall und Geratewohl abhängen. Denn er würde, als er beide zusammenfügte, nicht zugelassen haben, daß der Ältere von dem Jüngeren beherrscht werde. Vielmehr ist die Seele, ihrer Entstehung und Vortrefflichkeit nach, früher und älter als der Körper; sie ist seine vollkommene Gebieterin. —

Der Gedanke ist also: um die Immanenz der Seele auszusprechen, müssen wir fälschlich im genetisch verfahrenden Mythus die Körpersubstanz, der sie immanent ist, bereits voraussetzen. Dies kritische Fragezeichen fügt Platon der mythischen Darstellung gerade an diesem Punkte bei, an dem unmittelbar die Erschaffung der Weltseele beginnt; wir werden also daran erinnert, daß die nunmehr folgende genetische Darstellung der Erschaffung der Seele vom 'Zufall und Geratewohl' unserer menschlichen Vorstellung abhängt.

IV. Die Erschaffung der Weltseele, Tim. 35 A bis 37 C.

Die Erschaffung der Weltseele zerfällt in vier Akte.

1. Die Mischung.

Gott schuf die Seele auf folgende Weise und aus folgenden Bestandteilen:

a) Die unteilbare und sich selbst immer gleichbleibende Substanz und

b) die an den Körpern haftende teilbare Substanz

mischte er zu einer dritten Substanz, nämlich zu der zwischen der Natur des Sichselbstgleichen und der des Anderen in der Mitte stehenden

Gestaltung des Seins. Dann stellte er sie alle drei in eine Reihe vor sich hin, so daß die durch die Mischung entstandene in der Mitte zwischen der teilbaren und der unteilbaren stand, und bildete aus diesen dreien eine einzige Gestaltung zusammen, indem er die schwer vereinbare Natur des anderen mit der des Sichselbstgleichen gewaltsam in Einklang brachte. So machte er aus dreien eins. —

Im Anfang waren also zwei Ursubstanzen vorhanden gewesen, von denen die eine das Körperliche, die andere das Ideelle bedeutet. Diese Ausdrücke des Mythus sind immer unter dem genannten Vorbehalt zu verstehen. Es gibt zwar natürlich seit Ewigkeit die Ideen, aber noch gar nichts Körperliches, dennoch darf der Mythus von zwei Ursubstanzen reden. Die körperliche Substanz (nennen wir sie a) ist teilbar; die ideelle (sie heiße b) ist unteilbar. Teilbarkeit ist der zusammenfassende Ausdruck für die Hauptunterschiede zwischen Materiellem und Ideellem. Sie werden durch den ersten Akt zu einer neuen Substanz gemischt, in der die Ursubstanzen ganz und gar aufgehen; wie etwa eine chemische Verbindung etwas ganz Neues ist gegenüber den Konstituenten und Eigenschaften hat, die den Elementen nicht zukommen. Dieser neuen Substanz (c) würde also vergleichsweise Wasser entsprechen als Produkt von Wasserstoff und Sauerstoff. Die neue Substanz (c) hält nun die Mitte — nicht etwa zwischen a und b — sondern zwischen zwei neuen Bestimmungen, die genannt werden: das Andere und das Sichselbstgleiche (α und β). C ist also eine Gestaltung des Seins, welche nicht ranggleich mit a und b, mit Körperlichem und Ideellem steht, sondern mit α und β, mit dem Sichselbstgleichen oder Beharrenden und dem Anderen oder Wechselnden. D. h. sie steht in der Mitte von zwei Bestimmungen, die bestimmte Erkenntnisrelationen bedeuten. Die Relation des Sichselbstgleichen ist natürlich dem Ideellen, Unteilbaren verwandt; die des Anderen ist dem Körperlichen, Teilbaren verwandt. Die neue Substanz hat also die Eigenschaft, daß sie in beiden das Verhältnis der Identität und das der Verschiedenheit zu erkennen vermag. Wenn es nun beim ersten Akt sein Bewenden hätte, so wäre weiter nichts erreicht, als daß es statt zwei drei Substanzen gäbe. Durch einen nochmaligen Mischungsakt aber wird nunmehr der neuen Substanz ein Vermögen verliehen, das sie weit vor den beiden anderen Substanzen auszeichnet. Die neue Substanz (c) wird nämlich noch einmal mit a und b gemischt, jetzt aber nicht mehr im Sinne einer chemischen Verbindung, sondern einer mechanischen Vereinigung, wie etwa Sauerstoff und Stickstoff gemengt Luft ergeben, so daß die Teile der zweiten Mischung immer 'gesondert an der Weltseele' hervortreten und nur ein Zusammenwirken bereits vorhandener Eigenschaften ermöglicht wird. Welcher Art dies durch Zusammenwirken bereits vorhandener Eigenschaften gewonnene Vermögen ist, kann nicht zweifelhaft sein: wenn die Seelensubstanz durch die erste Mischung Erkenntnisrelationen erhielt zu zwei anderen Substanzen, so erhält sie jetzt, wo sie nicht nur aus beiden Prinzipien der ersten Mischung, sondern aus ihnen und sich selbst gemischt wird, notwendig die Selbstbeziehung, d. h. das Vermögen der Selbsterkenntnis. Nun erinnern wir uns: die Seele war der ganzen Welt immanent ein-

gespannt, also findet allenthalben in der Welt die dreifache Beziehung der Erkenntnis der Seele statt: die Erkenntnis identischer Verhältnisse, die Erkenntnis der Verschiedenheit und die Selbsterkenntnis.

Der erste Teil der Erschaffung der Weltseele hatte also das Ergebnis, daß die Substanz der Seele geschaffen und mit den drei fundamentalen Erkenntnisvermögen ausgestattet worden war. Es folgt der zweite Teil der Erschaffung, die Teilung der Weltseele, durch die die Seele zur Harmonie der Welt wird.

2. Die Teilung.

Dieses eine Ganze aber teilte er wieder in so viele Teile, als sich geziemte, so daß ein jeder mit dem Sichselbstgleichen, dem Anderen und der Substanz des Seins zusammengesetzt war. Er unternahm aber die Teilung nach den Verhältnissen des musikalisch-harmonischen Systems, so daß die Intervalle zwischen den einzelnen Verhältnissen wider durch andere kleine Intervalle ausgefüllt wurden . . . so daß die Mischung ganz und gar verbraucht wurde.

Es folgt nun im Text die genaue Aufrechnung der Teile[6]. —

Uns soll aber hier nicht die — im übrigen durch Böckh ganz geklärte — Frage beschäftigen, auf Grund welcher zahlenmäßigen Prinzipien die Teilung der Weltseele vorgenommen wurde, sondern nur die Frage: warum wurde die Seelensubstanz geteilt? Wir hatten gesehen, daß die Substanz der Seele die ganze Welt durchdringen soll, also jedem Teil des Weltkörpers sollen die in der Weltseele vorhandenen Urgründe alles Seins immanent sein. Daher muß die Seelensubstanz im Mythos zunächst einmal geteilt und zwar ganz aufgeteilt werden. Aber eine zweite Frage entsteht. Bei dieser Teilung stellt er sich die Seele als Saite vor und teilt sie nach dem harmonischen Prinzip der Töne. Also geteilt muß werden, aber warum nach dem harmonischen Prinzip? Er sagt es selbst an einer späteren Stelle Tim. 47 E, wo er von der menschlichen Seele redet: 'Die Harmonie, welche mit den Umläufen der Seele in uns verwandte Umläufe hat, erscheint dem, der vernunftgemäß des Umgangs mit den Musen pflegt, nicht bestimmt als zu einem bloßen vernunftlosen Vergnügen — sondern sie ist uns als Helferin verliehen, um den in Zwiespalt geratenen Umlauf der Seele in uns zur Ordnung und Übereinstimmung mit sich selber zurückzuführen.' Es liegt also zugrunde die Anschauung: die Harmonie der Töne sei mit den Umläufen der Menschenseele verwandt. Wie kommt Platon zu dieser Anschauung? Es sind die Umläufe der Menschenseele nur Teilerscheinungen der Umläufe der Weltseele; die Umläufe der Weltseele aber sind nichts anderes als die ideellen Gesetze, die den Umläufen des Weltkörpers, der Gestirne zugrunde liegen; diese Gesetze aber sind die gleichen wie die der Tonkunst. 'Zwischen den einzelnen Himmelssphären besteht eine auf die Grundverhältnisse der Tonkunst zurückzuführende Harmonie', so daß die sieben Planetenbahnen eine Harmonie bilden.

Dies also ist der Grundgedanke der Teilung: Die Seele muß geteilt werden, damit ihre Substanz alle Teile der Welt durchdringen kann.



Die Methode der Teilung aber ist das harmonische Prinzip, welches sowohl der Einteilung der Himmelssphäre zugrunde liegt als auch den Umläufen sogar der menschlichen Einzelseele verwandt ist.

3. Die Spaltung.

Dies ganze zusammengefügte Gebilde nun spaltete Gott der Länge nach in zwei Teile, verband diese Teile kreuzweise in der Mitte, so daß sie die Gestalt eines Chi bildeten, und bog dann jeden von beiden in einen Kreis zusammen, so daß er also jeden mit sich selbst und beide miteinander in dem Punkte verknüpfte, der ihrer Durchschneidung gegenüberlag, umschloß beide mit der auf dieselbe Weise und in demselben Raume herumgeführten Bewegung und machte den einen dieser Kreise zum äußeren, den anderen zum inneren. Die äußere Bewegung sollte aber der Natur des Sichselbstgleichen, die innere der Natur des Anderen angehören. Doch führte er jene in der Richtung der Seite nach rechts herum, diese in der Richtung der Diagonale nach links. Das Übergewicht aber verlieh er der Umkreisung des Sichselbstgleichen und Gleichartigen. Denn sie allein ließ er ungespalten, die innere dagegen spaltete er sechsmal in sieben ungleiche Kreise, je nach den Zwischenräumen des Zweifachen und Dreifachen, und gebot den Kreisen einander entgegenzurollen, dreien nämlich mit gleicher, den vier anderen aber mit einer zwar unter sich und von den drei ersten verschiedenen, doch nach einem bestimmten Verhältnis festgesetzten Schnelligkeit. —

Im zweiten Akt der Schöpfung hatte die Weltseele eine arithmetische Funktion: sie drückte die Grundverhältnisse des astronomischen Systems zahlenmäßig aus. Da diese Zahlen mit den Tonverhältnissen der Saitenlängen zusammenfielen, wurde die Seele durch die Teilung zur Harmonie der Welt; jetzt erhält sie durch die Spaltung stereometrische Bedeutung[7]), sie wird — um mit dem Mythos zu sprechen — zum Gerüst der Welt, oder unbildlich: sie wird zum Gesetz, nach dem das Gerüst der Welt gebaut wird, die sich gleich bleibenden Fixsternkreise und die veränderlichen Planetenbahnen. Wie sie daher vorher als Saite gedacht war, so erscheint sie jetzt als Balken, der der Länge nach in zwei Stäbe gespalten wird, die kreuzweise schiefwinklig übereinander gelegt werden, so daß beide, zu Kreisen umgebogen, in verschiedenen Ebenen liegen und einander zweimal schneiden. In diesem Weltgerüst ist der eine Kreis naturgemäß der äußere, der andere der innere. Jener wird der Kreis des Selbigen, dieser der des Anderen genannt.

Auch hier will ich mich auf die nähere mathematische und astronomische Untersuchung nicht einlassen und nur kurz erwähnen:

Der äußere Kreis ist die Sphäre der Fixsterne (da er alles umspannend und im Gegensatz zum anderen Kreis einheitlich gestaltet ist, heißt er passend der Selbige). Dieser wird durch nochmalige sechsfache Spaltung (daher der Kreis des Anderen) zu den sieben Kreisen der Planeten. Die Sphäre der Planeten aber ist von der der Fixsterne bedingt, sie ist schlechter als die andere. — Unter jenem schiefen Winkel also sind die beiden einander schneidenden Kreise der täglichen Bewegung des Fixsternhimmels oder des Äquators mit seinen Parallelkreisen um die Achse

und der der Ekliptik verstanden, von denen sich der erste Kreis nach rechts, der andere nach links bewegen soll, d. h. jener von Osten nach Westen, dieser von Westen nach Osten[8]. — Die drei Planeten, deren Bewegung an Geschwindigkeit gleich sein soll, sind Sonne, Venus, Merkur. — 'In der Drehung dieser Kreise bewegt sich die Seele, von dem Mittelpunkt der Welt bis zum Umkreis verbreitet und sie von außen umhüllend, in sich selbst; und da nun alles Körperliche in dieselbe eingebaut ist, so bewirkt sie eben damit auch seine Bewegung[9])!' Es kann also gar kein Streit darüber sein, ob die eben besprochenen Bewegungen rein ideell sind, oder ob die Weltseele materiell als Doppelbahn gedacht werden soll. Zunächst steht im Platon noch kein Wort darüber, daß die eine Bahn die der Planeten, die andere die Sphäre der Fixsterne ist, aus dem einfachen Grunde, weil es noch gar nichts Körperliches gibt, dies wird erst später erschaffen, 'nachdem im Sinne des Meisters die ganze Zusammenfügung der Seele erfolgt war'. Insofern ist also die ganze Schilderung zunächst nicht materiell zu nehmen; in dem Momente aber, da das Körperliche geschaffen wird, tritt auch die Seele zu diesem in Beziehung, und zwar als Herrin[10]), und es heißt ausdrücklich, nachdem von der Schöpfung des Körperlichen geredet ist, — 'und der Körper der Welt ward sichtbar, die Seele aber zwar unsichtbar, doch der Vernunft und Harmonie der Gedankenwelt teilhaftig'. Weder die Ansicht, nur das Ideelle spiele eine Rolle in der Schilderung, noch die, alles sei ganz körperlich von Platon gemeint, erschöpfen das Verständnis unserer Stelle. Ideelle und materielle Gestaltung bilden ein Nacheinander, und da durch das letzte das erste natürlich nicht aufgehoben werden kann, in Ewigkeit ein Nebeneinander.

4. Die Verflechtung.

Als nun nach der Weisheit des Meisters die ganze Schöpfung der Seele beendigt war, bildete er alles Körperliche innerhalb derselben und führte es mit ihr in Einklang zusammen, die Mitte der Mitte verbindend. Der Weltseele aber, indem sie sowohl von der Mitte aus bis zum äußersten Himmel das Weltall verflechtend hindurchdrang als auch es von außen umschloß, ihr, die sich selbst umkreiste, begann der göttliche Anfang eines unvergänglichen und vernünftigen Lebens für alle Zeit. Und der Körper des Himmels war sichtbar, die Seele aber zwar unsichtbar, doch, was sie eben zur Seele macht*), der Vernunft und Harmonie der Gedankenwelt und des ewig Seienden teilhaftig und so durch den edelsten Schöpfer das edelste aller Geschöpfe.

Aus der Natur des Sichselbstgleichen nämlich, aus der des Anderen und aus ihrer eigenen Wesenheit gemischt und nach einem bestimmten Verhältnis geteilt und verbunden und in ihrem Kreislauf zu sich selbst zurückkehrend, wird sie, wenn sie mit irgend etwas in Berührung kommt, mag es nun vom teilbaren oder unteilbaren Wesen sein, durch

---

*) *αὐτὴ δὲ ἀόρατος μὲν λογισμοῦ δὲ μετέχουσα καὶ ἁρμονίας ψυχὴ τῶν νοητῶν ἀεί τι ὄντων.* Daß die starke Betonung der *ψυχή* in der Übersetzung gerechtfertigt ist, beweist Susemihl Übers. I S. 696 A 1.

ihr ganzes Selbst hindurch bewegt und sagt sich, womit irgend etwas identisch oder wovon es verschieden ist, und in welcher Hinsicht und Weise und Zeit jegliches zu jeglichem in Beziehung steht, sowohl unter dem Werdenden als auch dem stets sich selbst Gleichbleibenden. Wenn aber diese Betrachtung der Seele, die, ob sie nun dem Anderen oder dem Sichselbstgleichen sich zuwende, gleich wahr ist, und die in dem sich selbst Bewegenden völlig lautlos vor sich geht, auf das sinnlich Wahrnehmbare gerichtet ist, und der richtige Kreislauf des Anderen die Kunde durch die ganze Seele verbreitet hat, dann entstehen sichere und wahre Annahmen und Meinungen. Wendet sie sich dem Denkbaren zu und erhält sie von dem richtig rollenden Kreislauf des Sichselbstgleichen die Kunde, dann vollendet sich notwendig Denkkraft und Willen. Wenn aber jemand das, in dem dies beides vor sich geht, anders als Seele nennen wollte, so würde er alles mehr als die Wahrheit sagen. —

Der letzte Teil des Textes handelt von zweierlei: erstens von der Bewegung, zweitens vom Denken. Die Bewegung der Seele ist die einzige existierende Bewegung, die in sich und durch sich stattfindet. Diese Selbstbewegung wird identifiziert mit der Selbsterkenntnis: Die Weltseele gewinnt, den Kreis des Sichselbstgleichen beschreibend, Vernunfterkenntnis, den Kreis des Anderen beschreibend, wahre Vorstellungen. Nun ist jener Kreis der der Fixsterne, dieser der der Planeten. Die Argumentation ist also unabweisbar: Der Kreis der Fixsterne erzeugt Wissen, der der Planeten Vorstellungen [11]). Nur darf man natürlich nicht die Bahnen der Sterne mit den Sternen selbst verwechseln. Die Sterne existieren noch gar nicht, sie werden erst später in ihre Bahnen eingesetzt. Die Sternbahn ist nichts Physikalisches, nicht einmal die Sterne selbst, ja überhaupt gar kein Körper ist nach dem Timäus (vgl. 53 c) in Wahrheit etwas Physikalisches; es gibt in Wahrheit nur mathematische Körper, d. h. es gibt nur Gesetze der Körper. Der ganze Weltleib ist das große mathematische Gesetz des Alls — ohne jede Spur von physikalischem Schein, der nur den vergänglichen Einzelkörpern kraft ihrer Auflösbarkeit anhaftet. Die Weltseele aber ist das Vollkommenste an diesem mathematischen Weltleib, nämlich das Organ dafür, daß das Gesetz dem Weltleib zum Bewußtsein kommt. In diesem Sinne wird hier Bewegung und Denken identifiziert. Alle Willenskraft, alle Erkenntnis ist 'Autologie'.

Die Einzelheiten des Schöpfungsaktes also noch einmal zusammengefaßt, sei folgendes festgestellt:

Die Welt ist ein Werk Gottes. Ganz vollkommen kann sie als Gewordenes zwar nicht werden, aber sie soll nach Gottes Willen als Ganzes möglichst vollkommen werden. Dazu muß sie vernunftbegabt sein, also eine Seele haben. Diese Seele, teilhaftig der Harmonie der Ideenwelt, ist das edelste aller Geschöpfe. Sie ist dem Weltkörper in vollendeter Weise immanent, dem Rang und dem Alter nach ihm übergeordnet. Ihre Erschaffung ist der vollendetste Schöpfungsakt. Ihrer Zusammensetzung nach enthält sie die Ursubstanzen und ist begabt mit dem Vermögen, die verschiedensten Erkenntnisarten in sich zu fassen. Kraft ihrer Teilung wird sie zur Harmonie der Welt; kraft ihrer Spaltung

zum Gesetz der Struktur des Kosmos; kraft ihrer Verflechtung Ursache aller Erkenntnis.

Der Sinn der Lehre.

1. Martin hat einmal über den Timäus gesagt: *'C'est dans ce dialogue que Platon semble avoir voulu indiquer la liaison des thèmes éparsés avec tous les autres.'* Der Timäus ist sicherlich kein Dialog nur über Naturphilosophie und Physik, er enthält Psychologie und Ethik, Theologie und Erkenntnislehre in einer großen Synthese. Diese erreicht ihren Gipfel in der Weltseelenlehre: so viele Teile des Schöpfungsaktes und so viele Bestimmungen über die Natur der Seele, ebenso viele Beziehungen zu den verschiedenen Wissenschaften. Zuerst wird jeder an die Dialektik denken und sich fragen: ist die Weltseelenlehre denn vereinbar mit der Ideenlehre? Es ist immer platonischer Grundsatz gewesen, von der Verschiedenheit und Anzahl der Erkenntnismöglichkeiten auf die Verschiedenheit und Anzahl der Erkenntnisobjekte zu schließen. So war er früher, als er den Unterschied zwischen Wahrnehmung und Denken erstmalig in seiner Tiefe erfaßt hatte, zur Zweiweltentheorie gekommen: der Sinneswahrnehmung mit ihren nur relativen Bestimmungen entspricht als Objekt die Welt des Werdens, die immer fließende und schwankende. Dem begrifflichen Denken mit seinen unabänderlichen Feststellungen entspricht als Objekt die Welt des Seins, ihr beharrender Bestand. Nun hatte sich aber für bestimmte Gebilde die eigentümliche Zwischenstellung ergeben, daß sie, wie die Ideen ewig und unveränderlich, doch von den sichtbaren Körpern her einen sinnlichen Schein angenommen hatten; das sind die mathematischen Größen, da ja in ihnen die Einheit der Idee in eine Vielheit aufgelöst erscheint. Und nicht nur die mathematischen Körper! Platon definiert auch mehrmals die Zahlen geradezu als das Mittlere zwischen dem *νοητόν* und *αἰσθητόν*. So war das Mathematische im Philebus das Mittelglied zwischen den beiden Welten geworden. Das hatte Platon längst eingesehen, daß die Ideen, mochten sie noch so hoch über allem Irdischen erhaben sein, dennoch an den Dingen müßten aufgesucht werden können; sie sind in ihnen gegenwärtig, sind ihre Muster, die Dinge haben an den Ideen teil. Und wider ist der Weg der Erkenntnistätigkeit maßgebend für ihn: wie wir von der Sinneswahrnehmung nur über die mathematische Erkenntnis zum höchsten begrifflichen Denken fortschreiten, so kann die Idee in den sinnlichen Dingen, so kann das Sein in dem Werden nicht erscheinen ohne das Mittelglied der von mathematischen Gesetzen beherrschten Harmonie. Dies dialektische Prinzip des Philebus, das *πέρας*, die Formbestimmtheit, wie es Platon nennt, oder einfach das Mathematische, wie Aristoteles in seinem Bericht über die platonische Lehre es nennt, es deckt sich nun genau mit der Weltseele, wenn wir sie nur von ihrer dialektischen Seite aus betrachten. Sie steht zwischen den sinnlichen Dingen und den Ideen in der Mitte, weil sie die mathematischen Verhältnisse und zwar alle mathematischen Verhältnisse in sich zur Einheit zusammenfaßt. Hier wie dort ein notwendiges Zwischenglied; nur ist hier und dort die Zwischenstellung jenes Prinzips von zwei verschiedenen Stand-



punkten aus betrachtet. Während das Prinzip des Philebus wesentlich von seiten der Seinslehre aus Geltung hat und daher besonders in seiner Bedeutung für die menschliche Erkenntnis als Mittelglied wichtig ist, ist daraus in der Weltseele ein Vermittlungsglied geworden, das zwischen den Erkenntnisobjekten tatsächlich wirksam ist. Seine Bedeutung liegt nicht darin, daß die Sinneswahrnehmung über die mathematische Erkenntnis zur höchsten begrifflichen hinaufsteige, sondern darin, daß vermittels seiner das ideelle Sein in der Materie, soweit dies möglich ist, wirksam werde. Dies Zwischenglied ist 'unsichtbar' wie alles Ideelle, aber 'geworden' wie alles Körperliche; eine Brücke, die zwei verschiedenartige Gebiete über einen tiefen Abgrund hin verbindet und daher mit ihren Fußpunkten in heterogenste Fundamente eingelassen ist. Die Ideen sind das Seiende, die Materie an sich ist das Nichtseiende; aber durch die Erschaffung der Welt tritt die Materie aus dem Zustand des schlechthin Nichtseienden heraus; sie wird allerdings für Platon nicht wie für Aristoteles dadurch ein *δυνάμει ὄν*, sie bleibt *μὴ ὄν*; der Dualismus zwischen *ὕλη* und *εἶδος* bleibt. Aber 'was nicht war, nun will es werden zu reinen Sonnen, farb'gen Erden, in keinem Falle darf es ruhn'[13]). Dafür ist jene Brücke da, das Verkehrsorgan, um die ideellen Verhältnisse aufzunehmen, die Welt zum *κόσμος* zu machen. Dieses Organ von zwitterhafter Natur, aus Seiendem und Nichtseiendem gemischt, muß arithmetisch aufgeteilt sein, um in die Vielheit einzugehen. Beide Bestimmungen der Weltseele sind ihrer dialektischen Funktion genau entsprechend.

Wenn man also als das Grundmotiv der platonischen Dialektik bezeichnen kann: die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Erkenntnis und Erkenntnisobjekt, so steht die Weltseele als Objekt der mathematischen Erkenntnis sicherlich mit jenem Grundmotiv in engster Beziehung. Und das gleiche ergibt sich, wenn wir von einer anderen Seite her an das Problem der Weltseele gehen.

2. Bevor Platon im Timäus zur Erschaffung der Weltseele übergeht, sagt er (27 D): 'Man muß nach meiner Meinung zuerst folgendes unterscheiden: wie haben wir uns das immer Seiende, welches kein Werden zuläßt, zu denken? Und wie das immer Werdende, welches niemals zum Sein gelangt? Das erste als dem Denken erfaßbar vermöge des vernünftigen Bewußtseins, eben weil es ein solches ist, welches immer dasselbe bleibt; das zweite dagegen als bloß der Vorstellung zugänglich vermöge der bewußtlosen Sinneswahrnehmung, eben weil es ein solches ist, das dem Entstehen und Vergehen ausgesetzt und nie wahrhaft seiend ist. Alles Werdende aber muß durch irgendeine Ursache werden, denn es ist unmöglich, daß etwas ohne irgendeine Ursache entstehe.' Welchen Sinn hat hier der Begriff der Ursache? Mit dieser Frage treten wir in das Gebiet der Naturphilosophie ein. Ursprünglich lag diese Platon fern. Es genügte ihm der Dualismus der Welten, und je schroffer er ihn ausmalen konnte, um so lieber war es ihm. Infolgedessen kümmerten ihn auch die Wissenschaften nicht, die das Irdische erklärten, und von ihnen aus gar zur Spekulation zu gelangen wie Anaxagoras war ihm zuwider: *τὰ ἐν οὐρανῷ ἐάσομεν.* Aber

nachdem die Schwierigkeiten, die jener Dualismus barg, in der Ideenlehre zu der Reform geführt hatten, die wir vorhin besprochen haben; nachdem Platon sich für die Einführung eines neuen vermittelnden Prinzips erklärt hatte, veränderte sich auch sein Verhältnis zur Naturphilosophie. Sind die Ideen an den Dingen auffindbar, so ist die Welt sinnvoll, ihre Entstehung gesetzmäßig, die Ursache der Dinge ist eine Zweckursache. Seine Naturphilosophie wird Teleologie. In die Dinge dieser Welt kommt Ordnung, ebenso wie in die Ideen Ordnung kommt. Der Zweck des Menschenlebens war Platon frühe klar geworden, jetzt aber ist er zu einem ewigen Weltzweck vorgedrungen. Das menschliche Dasein sollte sich von jeher gestalten und ordnen durch Hinwendung zu den Ideen, aber dazu war Abwendung von der Welt nötig gewesen. Jetzt hat er den ewigen Zweck in die ganze Welt hineingetragen; der Mensch braucht sich nicht mehr von ihr abzuwenden; im Gegenteil, aus ihr selbst kann er die ewigen Zwecke herauslesen. Die Zweckursache ist die Idee des Guten, der sich alle übrigen Ideen unterordnen. In dem Augenblick, da er diesen Begriff der Zweckursache gefunden hatte, glaubte er das Problem gelöst zu haben, an dem seine Vorgänger gescheitert waren: die Welt des Werdens zu begreifen. Und im Timäus wollte er den Triumph feiern — er, der anerkannte Verächter der Naturwissenschaften —, die Naturwissenschaften als erster philosophisch zu fundieren[14]), indem er sie teleologisch umgestaltete. Wenn nun in der Welt sich Zwecke vollenden, wenn die Idee des Guten sich verwirklichen soll, so muß die Welt zuerst einmal lebendig werden, und der Kosmos kann nur leben, wenn ihm Bewegung verliehen wird. Wie aber kann ihm Bewegung zuteil werden? Die Bewegung selbst stammt zweifellos von einer Idee, der Idee des Lebens. Das sagt Platon ja schon im Phaidon. Aber wir haben gesehen, daß die Ideen nicht unvermittelt in den Dingen wirksam werden können. Also braucht auch die Idee des Lebens ein Mittlerprinzip, um in die Welt einzugehen; eine Kraft, die erstens dem *αὐτοζῷον* nachgebildet, an der Idee des Lebens teil hat und trotzdem zweitens, als ein Gewordenes, in unmittelbare Beziehung zur Materie treten kann: daher bekommt die Gegensätzlichkeit in ihrer Erschaffung widerum Sinn, die Verbindung von Einheit und Vielheit, Veränderlichkeit und Gleichmäßigkeit. Die Weltseele, als Prinzip der Weltbewegung, muß so beschaffen sein, daß alle Arten der Bewegung aus ihr ableitbar sind: Jeder Wechsel der Bewegung, im Orte, in der Quantität, in der Qualität, in der Geschwindigkeit erklärt sich daher, daß die Seele, von der die Bewegung ausgeht, das Unbegrenzte, das Große und Kleine, das Nichtsein und Anderssein in sich hat, 'dagegen alles, was von Einheitlichkeit, Stetigkeit und Ordnung in der Bewegung der Welt und ihrer Teile sich findet, aus dem Einheitlichen und Unveränderlichen stammt, das sich in der Seele mit dem Geteilten und Veränderlichen verbindet'[15]).

Wenn also das Grundmotiv der platonischen Naturphilosophie der teleologische Gedanke, die Einführung der Zweckursache in der Welt, ist, so scheint mir auch, von dieser Seite aus gesehen, — nach allen Bedingungen der platonischen Lehre — die Einschaltung eines die

Bewegung erst ermöglichenden Prinzips ein folgerichtiges Postulat zu sein.

Wir sind auf zwei verschiedenen Wegen zu demselben Prinzip gekommen: das Prinzip, das das Sein dem Nichtseienden vermittelt, es ist dasselbe, das dem Stoff Bewegung verleiht. Wie wird das *Χάος* zum *Κόσμος*? So hatten die Denker seit den ersten Zeiten der Ionier gefragt. Entweder, sagt Platon, man muß bei der alten monistischen Lösung bleiben, die von Platons Standpunkt aus nichts erklärt, und muß sagen: der Stoff selbst lebt, hat immer gelebt, und so würde sich die Geschichte der Philosophie stets nur von Thales bis Anaxagoras entwickeln und dann Schiffbruch leiden, oder man muß ein Ideenreich statuieren, zunächst ganz transzendent über der Materie, dann aber der Materie ein Aufnahmeorgan, sagen wir es so unbildlich wie möglich: eine bestimmte Qualität zuerkennen, kraft deren sie einen aus der Ideenwelt stammenden Weltzweck und kraft deren sie Leben zu rezipieren vermag. Unser Prinzip muß ihm als einzige Möglichkeit erscheinen, um den Dualismus gegen den Hylozoismus zu retten.

3. Aber warum nennt Platon dies Prinzip Seele? Das ist unsere dritte Frage. Was heißt hier: Seele? Warum erscheint ein Prinzip, dessen notwendige Ansetzung Dialektik und Metaphysik erfordern, in psychologischem Gewande? Warum bleibt er nicht einfach dabei, daß jenes Prinzip als solches postuliert wird? Es genügt nicht, auf die allgemeine Parallelität hinzuweisen, die bei Platon zwischen Mensch und Welt besteht. Gewiß war es konsequent, da er die vier Elemente des menschlichen Körpers aus den vier Elementen des Weltalls hervorgehen ließ, auch das Mikropsychische in Beziehung zu bringen mit einem übergeordneten Seelenbegriff; die lebendige Vernunft im Menschen mußte einen überindividuellen Ursprung haben: 'totamque infusa per artus mens agitat molem et magno se corpore miscet'. Damit ist aber noch nicht erklärt, was der Begriff der Seele überhaupt für Platon bedeutete.

Wenn man die verschiedenen und verschiedenartigen Bestimmungen, die Platon über das Wesen der Seele gibt, ordnet, so gehen alle im letzten Grunde auf zwei Auffassungen zurück, die in einem gegensätzlichen Verhältnis stehen. Zunächst die erste:

Im Phädon, wo die Unsterblichkeit der Seele bewiesen werden soll, wird in der Hauptsache darauf verzichtet, die Einzelseele als unsterblich zu erweisen, sondern für diese etwaige individuelle Unsterblichkeit wird eingesetzt und mit großer Energie verteidigt: die Ewigkeit des Geistigen schlechthin. Dieses Geistige bildet eine Substanz für sich, wie das Körperliche eine bildet. Das Verhältnis dieser beiden Substanzen wird im Phädon dadurch festgelegt, daß die Bestimmungen über die körperliche Substanz einfach sämtlich umgekehrte Vorzeichen bekommen. Die eine Substanz: entstanden, veränderlich, teilbar, vergänglich; ergo: die andere Substanz unentstanden, unveränderlich, unteilbar, unvergänglich. Also jene geistige Substanz ist schlechthin ewig. Die Seele aber, insofern sie Träger, Gefäß für diese Geistigkeit ist, insofern sie die ewigen Begriffe in sich aufnehmen kann, hat teil an der Unsterblichkeit, und zwar um so mehr, je mehr sie sich der körper-

lichen Substanz entfremdet. Dies ist der eine, von keinem Denker vor Platon konzipierte Seelenbegriff: die Seele als Träger ideeller, ewiger Inhalte ist etwas, das in dies Leben hier nur hineingeschoben ist, und je weniger sich die Seele mit dieser lebendigen, relativen Wirklichkeit hier befreundet, um so reinlicher kann sie sich von ihr wider scheiden. Dieser Seelenbegriff steht dem Leben, dem herakliteischen Werden, der Bewegung feindlich gegenüber; und nur insofern die Seele dem Leben feindlich ist, heißt sie unsterblich. Diese dem Leben feindliche Seele soll dem Menschen helfen zu sterben, soll ihn vom Körper erlösen. Mit diesem ganz geschlossenen, konsequenten Seelenbegriff unvereinbar erscheint nun im Phaidros jene den meisten damaligen Denkern gemeinsame Definition der Seele, die der ersten schlechthin entgegengesetzt ist: die Seele ist das *πρῶτον κινοῦν* für die Bewegung des Körpers[16]. Während alle Bewegung sonst abgeleitet erscheint und daher in ihrer Existenz bedingt, so ist das Sichselbstbewegende unbedingt, daher die Selbstbewegung ihrem Begriffe nach ewig! Die Seele in der ersten Definition ist dem Leben feindlich; in der zweiten Quelle des Lebens; in der ersten hilft sie zum Sterben, in der zweiten erscheint sie durch das Sterben nicht tangiert; in der ersten genießt sie eine Art relativer Unsterblichkeit durch Anteilnahme an den ewigen Begriffen; in der zweiten ist sie schlechthin unsterblich, das *πρῶτον κινοῦν*. Mit diesem Gegensatz hat Platon lange Zeit gerungen[17]. Auszugleichen hat er ihn nicht vermocht, solange Seele für ihn nur ein Individualbegriff war. Aber der Seelenbegriff gewann an Kraft und Extensität. Setzt schon der Phaidon die vollständig ausgebaute Lehre von den beiden Substanzen voraus, nach der jedes einzelne Körperliche nur erscheint als Teil der einen großen materiellen Substanz, mag es Baum, Haus, Tisch, Leib heißen: es ist dasselbe, teilbare Materie; und ebenso jedes scheinbar einzelne Geistige Teil einer großen, geistigen Substanz, mag es Begriff der Gleichheit oder des Dreiecks oder der Gerechtigkeit sein: es ist dasselbe, ewige, unveränderliche Idee; so erweitert sich nun auch allmählich für Platon die Vorstellung des Seelischen über die individuellen Erscheinungen des Psychischen zu einem großen kosmischen Zusammenhang, das Seelische wird sozusagen eine dritte, mittlere Substanz neben den beiden Substanzen des Körperlichen und des Ideellen. Die Lehre vom Eros als dem Mittler zwischen Himmel und Erde legt Zeugnis ab von dieser Entwicklung des Seelenbegriffes. Vom Eros heißt es im Symposion, er füllt die Kluft aus zwischen Unsterblichen und Sterblichen, von ihm kommt den Sehern das Schauen, und durch ihn gelangt das Flehen des Menschen zu den Göttern; das All ist durch Eros gebunden, er ist eine Zwischeninstanz; von der Seite der Menschen (nicht der Götter) aus gesehen ist er daher die höchste zugängliche Macht, ein Statthalter der Ideenmacht auf Erden, der in ihrem Sinne waltet, der in ihrem Sinne im Zeugungsprozeß die 'Gattungsidee sich zu konzentrieren' und mit aller Kraft zu wirken zwingt. Während der Tod den Gattungstypus vernichtet, die Teile des Leichnams den Verfallserscheinungen der unorganischen Materie überläßt, erhält der Eros die Lebenstypen, schafft er die Harmonie der lebendigen Welt, ist er all-

gemeinster Ausdruck für den Lebensbegriff, der immer enger mit dem der Seele überhaupt — wie im Mythos — eins wird. Dies ist der Punkt, an dem Platon nicht mehr, wie in unseren vorigen Betrachtungen, vornehmlich als Gegner der Hylozoisten, sondern jetzt vornehmlich als Gegner der Mechanisten erscheint. Ist für den Mechanismus Demokrits das Universum 'nur Aggregat und alles, was nach planmäßiger Kooperation aussieht, nur Zufall, so ist das Universum für Platon Ordo ordinans'. Aber nicht aus sich, sondern durch Teilhaben an den Ideen, die die Vermittlung des Lebendigen, des Seelischen in Anspruch nehmen. So entwickeln sich die beiden Seelenbegriffe, von denen er ausgegangen war, zu den beiden Begriffen, die er braucht, um die seelische Qualität des Kosmos verständlich zu machen: 1. Seele als Ausdruck für den Träger unveränderlicher Inhalte; Organ zur Aufnahme ewig beharrenden ideellen Bestandes; 2. Seele als Lebensprinzip, als *πρῶτον κινοῦν*, als natura naturans. Jetzt aber, da das Seelische nicht mehr nur dem Individuum angehört, wo es kosmische Macht [18]) ist, jetzt ist der Gegensatz jener beiden Begriffsbestimmungen des Psychischen ausgeglichen. Wie jeder Widerspruch in der Welt, so haftet auch dieser nur an der Beschränkung des Individuums: das Weltpsychische, seiner substantiellen Zusammensetzung nach den Ideen entstammend, erhält durch einen zweiten Schöpfungsakt ja geradezu die Gegensätzlichkeit als Charakter eingeprägt und schafft überhaupt erst aus dieser Gegensätzlichkeit heraus Werden, Bewegung, Leben. Ob die beiden Begriffe des Seelischen, von denen Platon ausgegangen war, etwas taugten oder nicht, das haben wir uns hier nicht zu fragen; aber gerade diese pflegt man ja als echten Platonismus zu bezeichnen; unsere Aufgabe war, zu erweisen, daß diese ersten Konzeptionen des Seelenbegriffs innerhalb der gesamten Entwicklungstendenz Platons (die eben von der Isoliertheit der psychischen Phänomene fort zur Vervollständigung alles Seelischen, von der Erde zum Himmel führt), ob sie also konsequent hinüberleiten zur Weltseele oder nicht. Ist dies nun richtig, so muß auch der Sinn gefunden werden können, der in der Erkenntnistätigkeit der Weltseele liegt, der Sinn jener Gleichsetzung von vernünftigem Denken mit bestimmten Rotationen der Weltseele.

Wie war doch der Tatbestand? Die Seele ist aus der unteilbaren und der teilbaren Wesenheit zusammengemischt, verknüpft die Idee mit der sinnlichen Erscheinung und ist deshalb imstande, beide zu erkennen. Mit dieser Seelensubstanz werden weiter die Substanzen des Sichselbstgleichen und des Anderen verbunden, was also in Hinsicht auf die Denkfähigkeit der Weltseele bedeutet, daß in der Erkenntnis Gleichsetzung und Unterscheidung verbunden sind. Ihre Erkenntnisfähigkeit ist aber auch durch ihre Teilung nach Zahlenverhältnissen bedingt. Hierdurch ist sie 'mit sich selbst zusammengeschlossen'. Die Erkenntnis durchdringt sie vollständig, weil sie durch ihre Kreisbewegung immer wider 'zu sich selbst zurückkehrt'. Über diesen ganzen 'Umlauf' verbreitet sich die Erkenntnis, und zwar entweder als richtige Vorstellung oder als Vernunfterkenntnis, je nachdem sie auf dem einen oder anderen Kreis der Gestirne zustande kommt [19]).

Man verschließt sich natürlich den Sinn der ganzen Stelle, wenn man, wie Gomperz, gleich mit dem letzten anfängt und sagt, menschliche Gedanken werden hier mit den Umdrehungen des Fixsternhimmels gleichgesetzt und damit — abgesehen von allem anderen — jeder persönlichen Mitwirkung des denkenden Individuums beraubt. Man muß vielmehr die letzte These als Konsequenz, nicht als Voraussetzung begreifen. — Es wird hier ein Zusammenhang statuiert zwischen Bewegung und Denken, aber es handelt sich weder bei der Bewegung um einen räumlichen Vorgang, noch beim Denken um den psychischen Einzelakt. Die Bewegung ist nicht die Rotation von Himmelskörpern selbst, sondern diejenige *κίνησις*, die die Rotation der Himmelskörper erst wirkt. Platon hat das selbst unzweideutig in den Gesetzen ausgesprochen, daß er neben der räumlichen Bewegung eine innere annimmt, welche die äußere wirkt. Es handelt sich hier nicht sowohl um einen physikalischen als um einen mathematischen Begriff, nicht um das Phänomen der Bewegung, das nach Platon überhaupt nicht der Gegenstand der Wissenschaft, sondern nur der Wahrnehmung ist; es handelt sich um etwas, das hinter der räumlichen Bewegung um so viel tiefer steckt, wie der Begriff tiefer ist als die Wahrnehmung. Man denke also anstatt an die Bewegungserscheinung vielmehr an die mathematische Formel, nach der die Bewegung stattfindet. Und anstatt an einen einzelnen Denkakt an die logische Norm für seinen Inhalt. Und dann stelle man sich noch einmal das psychologische Kardinalproblem Platons vor: Es handelt sich für ihn eben nicht um allgemeine Reflexionen, ob das scheinbar Leblose in Wahrheit lebendig sei und ob auch Tiere und Pflanzen und Himmelskörper eine Seele hätten, sondern er fragt: Gibt es ein großes, überindividuelles Seelisches mit einer eigenen, übergeordneten, substantiellen Existenz? Und wenn ja, wenn es ein Seelisches schlechthin gibt, dann muß sicherlich die Hauptfunktion des Seelischen, die Erkenntnis, und von der Erkenntnis ihre Haupteffizienten: Denken und Vorstellung, sie müssen in dem eigentümlichen Sein des einen großen Psychischen ihr Bürgerrecht haben: Die Erkenntnis ist ebenso überindividuell wie die Seele. Daß dasjenige Ideelle, welches den Kosmos systematisch beherrscht, seiner Natur nach kommensurabel ist mit dem, was unseren Körper beherrscht, nur daß es nach dem Verhältnis des Größenunterschieds beider unendlich viel höher steht, das ist der Grundgedanke, nicht, daß ein psychischer Akt von uns ein räumlicher Vorgang sei.

4. Wir haben von verschiedenen Seiten aus gesehen, wie Platons Entwicklung zu der Aufstellung eines Prinzips führte, das den für eine ganze Periode seines Denkens charakteristischsten Gedanken einer Vermittlung der beiden Welten zu plastischem Ausdruck brachte, und können nun verstehen, warum Platon im Timäus sagt: wer dies Prinzip anders benennen wolle als Seele, dürfe wohl alles andere eher als die Wahrheit sagen. — Um diese Lehre in dem eingangs angegebenen Sinne zu würdigen, führt es zu nichts, wenn man nach Ähnlichkeit sucht mit den Lehren vorplatonischer Denker. Es ist für unsern Zweck gleichgültig, ob die Weltseelenlehre bereits im orphischen Mythus vom Weltei vorweggenommen ist, oder in der Lehre des Anaximenes, der die Luft,

welche die Welt zu einer Einheit zusammenfaßt, vergleicht mit dem den Tier- und Menschenleib zusammenhaltenden Lebenshauch; oder mit Philolaos' Lehre vom Atemholen der Welt. Viel mehr erreicht man auf dem entgegengesetzten Weg, wenn man fragt, welches der nur Platon eigentümliche, von ihm zuerst ausgesprochene Grundgedanke ist.

Gemeinsam ist allerdings fast der ganzen griechischen Philosophie die Anschauung, daß die Welt ein beseeltes Wesen sei. Aber während die ionischen Naturphilosophen, die Eleaten, Heraklit, später die Peripatetiker und die Stoa die Welt mittelbar oder unmittelbar als die Gottheit selbst betrachteten, ist die Welt für Platon ein Werk Gottes, sein herrlichstes Ebenbild, die ethische Mustertat schlechthin. Und so kann unsere Lehre nicht richtig, wenigstens nicht vollständig verstanden werden, wenn man ihre religiös-ethische Bedeutung für den Platonismus vergißt.

Als Theologe hat Platon wohl stets alle Werte des irdischen Seins von einem göttlichen Geist hergeleitet. Gott, der das Gute selbst ist und damit zugleich der zureichende Grund für die Existenz der Welt, will, daß das Gute auch für die Menschen das Ziel ihrer sittlichen Aufgabe bedeutet. Aber der Zusammenhang Gottes mit der Welt war ein Problem, dessen Lösung sich nach den Voraussetzungen der platonischen Lehre nicht ohne weiteres von selbst verstand. Platon hat es bekanntlich dem Anaxagoras vorgeworfen, daß er zwar einen göttlichen Nus annehme, aber mit ihm nichts anzufangen wisse. Aber auch Platon selbst hat die Fixierung der Beziehung Gottes zu den Ideen, zu den Menschen und zu den Dingen Schwierigkeiten bereitet. Hat ihm auch das eine zu allen Zeiten unerschütterlich fest gestanden: die Welt ist eines einzigen Gottes Schöpfung, so war in den früheren Perioden seiner Lehre dennoch schwer zu begreifen, wie die *καλά* und *ἀγαθά* in die Welt eingeführt werden. 'Der über die Welt erhabene Gott und der an die Welt sich hingebende Gott', die spätere Synthese der christlichen Religion, sie ist von Platon angebahnt worden, aber eben erst in jener Periode, in der neben der Transzendenz die Immanenz des Idealen ihn beschäftigt. Es wäre durch den Text nicht gerechtfertigt, wenn man sagte: durch die Weltseele vermittele Gott der Welt das Gute; er vermittelt es ihr durch die ganze Schöpfung. Aber Gott durchdringt in seiner Güte die ganze Schöpfung mit der vernunftbegabten Seele und macht sie tatsächlich erst dadurch zu seinem Abbild. So handelt es sich schließlich in der Weltseele nicht nur um eine Synthese zwischen Seele und Leben, zwischen Erkenntnis und Tun, zwischen Ethik und Logik, sondern diese Synthese gipfelt in einer Tatsache des religiösen Bewußtseins des Philosophen: die Vollkommenheit der Welt erhält für ihn ihren tiefsten Sinn erst dadurch, daß die Welt ein Geschöpf Gottes ist, daß die Vollkommenheit aus seiner Güte stammt, daß unser höchster Besitz, Vernunft und Leben, uns durch eine Gnade verliehen ist[20]).

Ist die Weltseele also dadurch, daß sie die Lehren von einem der Welt transzendenten und von einem ihr immanenten göttlichen Geiste zu vereinigen ermöglicht, für Platons Religionsphilosophie durchaus wichtig, so ist sie auf diesem Gebiete auch noch in einem zweiten

Sinne bedeutsam. Man findet ziemlich häufig die Meinung ausgesprochen, daß die Religion, die Platon bekannte, toto genere verschieden gewesen sei von seiner philosophischen Weltanschauung, daß auch ihm Religion eine Sonderprovinz bedeutet habe, in der von dialektischer Erziehung der Gedanken, von systematischem Aufsteigen der Erkenntnis, wie das Symposion es fordert, keine Rede gewesen sei. Der größte Irrtum, der möglich ist! Zu allen Zeiten hat Platon jede Einsicht verworfen, die nicht vor dem Forum der Dialektik ihre Daseinsberechtigung nachweisen konnte. Das heißt nicht, daß er alle Erkenntnis verworfen hätte, die er nicht durch rationale Argumente beweisen konnte, sondern es heißt, daß er so lange rationale Argumente gesucht hat, bis er eine bestimmte, auch intuitiv gewonnene Erkenntnis beweisen konnte. Das Rationalmachen aller Erkenntnis war ihm eine Aufgabe. Und daß das auch von religiösen Einsichten galt, kann uns die Weltseele lehren. Es sind rein-theoretische Postulate: das dialektische des πέρας, das naturphilosophische der Zweckvermittlung, das psychologische des Idee und Leben vereinigenden Seelenbegriffes, also rein-theoretische Prinzipien, die ihm dazu dienen, Gottes Güte in das Irdische einzuführen und jene Synthese von Transzendenz und Immanenz auch auf religiösem Gebiete begreiflich zu machen.

Ich bin am Ende meiner sehr fragmentarischen Ausführungen, die weniger interpretieren als Prinzipielles entscheiden wollten. Die Weltseele Platons, weit entfernt, das zu sein, als was sie heute gilt, ein pythagoreisches Lehrstück, das von dem alten Platon unverbunden in seine Lehre hineingesetzt ist, ohne ihr wesensverwandt zu sein, scheint mir vielmehr ein charakteristischer Ausdruck zu sein nicht nur seines allgemeinen synthetischen Vermögens, sondern seines Festhaltens an denjenigen Problemen, denen er sein Denken von jeher zugewandt hatte: Welt, Seele, Gott; ja, sie ist speziell Ausdruck für das Festhalten am Dualismus auch in jener Periode, in der er dem Immanenzgedanken folgte. Gegen den Hylozoismus ist die Weltseelenlehre der Ausdruck der Überzeugung, daß das Problem nicht 'allgemeine Beseelung' ist, sondern das Problem lautet: Was ist das Seelische an sich, ohne den individuellen Träger? Gegen den Mechanismus ist die Weltseelenlehre Ausdruck für die ideelle Durchdringung des Alls mit Zwecken, Ausdruck des teleologischen Gedankens. Gegen Aristoteles ist sie eine von Platon bereits vorweggenommene Entgegnung: in den Stoff geht die Form ein; durch die Seele vermittelt die Idee der Welt das Leben, aber nie wird Materie Geist. Und erwachsen erscheint mir die Lehre aus dem Entwicklungsgang selbst der platonischen Dialektik, metaphysischen Naturbetrachtung und Psychologie.

Hebbel hat einmal über Goethes Biographie gesagt:

> Anfangs ist es ein Punkt, der leise zum Kreise sich öffnet,
> Aber wachsend umfaßt dieser am Ende die Welt.

Es scheint mir nicht ungeschickt, dies Epigramm auf die Entwicklung des Seelenproblems bei Platon anzuwenden.

Anmerkungen

[1]) Literatur:

E. Zeller, Philosophie der Griechen II, 1, 4. Aufl.
Brandis, Handbuch der griechisch-römischen Philosophie.
Th. Gomperz, Griechische Denker II.
W. Windelband, Geschichte der antiken Philosophie.
E. v. Hartmann, Geschichte der Metaphysik I.
Siebeck, Geschichte der Psychologie.
C. Bäumker, Das Problem der Materie in der griechischen Philosophie.
O. Gilbert, Griechische Religionsphilosophie.
B. Bauch, Das Substanzproblem in der griechischen Philosophie.
E. Caird, Entwicklung der Theologie in der griechischen Philosophie. Übersetzt von H. Wilmanns, 1909.
O. Liebmann, Platonismus und Darwinismus.
O. Liebmann, Idee und Entelechie.
Martin, Études sur le Timée de Platon.
Siebeck, Untersuchungen zur Philosophie der Griechen.
Susemihl, Genetische Entwicklung der platonischen Philosophie.
W. Windelband, Platon.
Max Wundt, Platon.
L. Robin, La théorie platonicienne des idées et des nombres d'après Aristole. 1908.
L. Robin, La theorie platonicienne de l'amour. 1908.
Susemihl in Osiander und Schwabs Griechischen Prosaikern: Platon IV, 6. 1856.
Böckh, Kl. Schriften III.
Böckh, Philolaos.
Gruppe, Kosmische Systeme der Griechen.
Wohlstein, Platos Materie und Weltseele, Diss. Marburg 1863.
R. Ebeling, Mathematik und Philosophie bei Plato. Programm. Hann. Münden 1909.
J. Stenzel, Zwei Begriffe der platonischen Mystik. Programm. Breslau 1914.
A. Drews, Plotin und der Untergang der antiken Weltanschauung. Jena 1907.

[2]) Wofern man die Lehre von der Weltseele nicht einfach als 'abstrusesten Teil der platonischen Philosophie' einer näheren Würdigung für unwert erachtet, pflegt die Taktik folgende zu sein: Die Lehre gehört zur letzten Phase des Platonismus, dieser ist eine vom Pythagoreismus beeinflußte Zahlenmystik und hat mit dem Platonismus der Ideenlehre nichts mehr zu tun, also kann auch die Lehre von der Weltseele nicht als echt platonisches Gut angesprochen werden. Mir scheint, man muß diese Taktik genau umkehren; so wird von der Weltseele aus auf die ganze 'pythagoreische Phase' ein anderes Licht fallen. Man wird Robin, der in der exakten Prüfung der Frage nicht von den platonischen Dialogen, sondern von den aristotelischen Berichten ausgegangen ist, recht geben: daß Platon seine Ideenlehre durch Aufnahme pythagoreischer Gedanken nur vervollständigte, daß aber selbst seine Lehre von den idealen Zahlen und Größen im Prinzip eine autochthone Lehre ist und 'durchaus berechtigt bei einer Philosophie, die einerseits Rechenschaft ablegen will über die sinnlich wahrnehmbaren Dinge und ihre Teilnahme an spezifisch bestimmten Substanzen, und die andererseits mathematischen Rücksichten eine herrschende Stellung in der Organisation der Naturerscheinungen zuweist'. Es ist nichts als eine moderne Grille, das Aufgeben der Ideen oder ihre Vermischung mit den Zahlen Platon selbst zuzuschreiben; dies ist vielmehr nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Aristoteles der kennzeichnende Charakter der speusippischen und xenokratischen Lehre.

[3]) Es heißt wohl nicht, Platon durch Plotin erklären, wenn man hier an Plotins Theodizee erinnert, besonders an Ennead. III, 2, 11 und 14: Die Menschen, die an der Welt einzelne Teile tadeln, 'gleichen denen, die nichts von Malerei verstehen und darum den Künstler tadeln, daß die Farben nicht überall leuchtend sind, während der Maler doch Licht und Schatten überall passend verteilt hat. So darf man auch ein Drama nicht darum tadeln, weil

nicht lauter Helden darin auftreten, sondern etwa auch ein Sklave oder ein Mensch, der plump und schlecht spricht. Das Drama würde vielmehr seine Schönheit verlieren, wollte man die geringeren Charaktere herausnehmen, denn auch sie tragen mit zur Gesamtwirkung bei'.

[4]) Deutlicher Gegensatz zu Demokrit, nach dem im Chaos an verschiedenen Stellen Wirbel und aus ihnen Welten entstehen.

[5]) Dieser Gedanke wurde für die Entwicklung der Weltlehre auch über Platon hinaus und besonders für die Stoiker bedeutsam.

[6]) Die Schwierigkeit, die astronomische und musikalische Intervallenlehre auf das gleiche Prinzip zu bringen, das Maß der Zahlen mit dem der Töne zu identifizieren, besteht darin, daß das erste die 10, das zweite die 8 ist, doch diese Schwierigkeit verschwindet, da sich Platon an die pythagoreische Vorstellung, die 4 sei die 10 im kleinen, anschließt. — Platon läßt die gesamte Weltseele in sieben Teile einteilen, die sich zueinander verhalten wie 1, 2, 3, 4, 9, 8, 27, indem er auf die Einheit die 2 und 3, und auf diese erst ihre Quadrate, dann ihre Kubikzahlen folgen läßt. Die angegebene Reihenfolge also ist die richtige; nicht 8, 9 (vgl. Müller-Steinhardt S. 268). Die 8 der 9 erst folgen zu lassen, ist deshalb erlaubt, weil es ganz gleichgültig ist, in welcher Reihenfolge man bei der Teilung der geraden Linie verfährt. (Vgl. Susemihl, Genet. Entw. S. 359.) Die letzte Zahl, 27, umfaßt zugleich die Summe der sechs ersten.

Wir haben also zwei Zahlenreihen (je eine 'Tetraklys'):
(*διπλάσια διαστήματα*) 1 2 4 8 (schreitet nach den Verh. 1 : 2 fort);
(*τριπλάσια διαστήματα*) 1 3 9 27 (schreitet nach den Verh. 1 : 3 fort).

Der ersten Zahlenreihe liegt das von den Griechen in musikalischer Hinsicht *διὰ πασῶν* genannte Verhältnis zugrunde*). Auch das der zweiten zugrunde liegende Verhältnis bildet eine Konsonanz (*συμφωνία*)**).

In der oben angegebenen Reihe 1—27 sind alle harmonischen Grundverhältnisse enthalten: erstens der sich wiederholende Ton 1 : 1 (*ὁμόφωνον*), die Oktave (*διὰ πασῶν*), deren Intervall 1 : 2 ist, und die wider aus zwei Konsonanzen, Quinte (*δι᾽ ὀξειῶν*, später *διὰ πέντε*) = 2 : 3, und Quarte (*συλλαβή*, später *διὰ τεσσάρων*) = 3 : 4 besteht; dasjenige Intervall aber, welches durch die Differenz von Quinte und Quarte gebildet wird, ist der Ton, der das Verhältnis 8 : 9 enthält. Es bleibt das dreifache Intervall 9 : 27 = 1 : 3, das gleichfalls eine Konsonanz ist (*ἡ διὰ πασῶν καὶ διὰ πέντε*), 1 : 4 ist die Doppeloktave (*ἡ δὶς διὰ πασῶν*), 'das ganze System, welches Platon durch diese Teilung gewonnen hat, umfaßt mithin vier Oktaven und eine große Sexte, sobald nämlich die durch die obigen sieben Zahlen gegebenen Intervalle vollständig mit Tönen ausgefüllt sind. Dies letztere deutet nun Platon dadurch an, daß er den Weltbildner in beiden Progressionen die mittlere arithmetische und die vom späteren Altertum sog. mittlere harmonische Proportionale einschieben läßt' (Susemihl, Genet. Entw. S. 359). Der Text lautet: Hierauf füllte er sowohl die zweifachen als dreifachen Zwischenräume aus, indem er noch weitere Teile vom Ganzen abschnitt und sie in die Mitte von ihnen

---

*) Müller S. 268.

**) Der Sinn dieser Teilung beruht auf der Annahme, daß die Harmonie der Töne mit den Umläufen der Seele verwandt sei. Vgl. hierzu Susemihl Uebers. S. 732: 'Die Zahlenverhältnisse ihrer (der Seele) Teilung sind also die musikalischen Intervalle, und zwar nach der damals gültigen, von den Pythagoreern ausgehenden Berechnung desselben. Der Unterschied der an Saiten entstehenden Töne beruht bei gleicher Dicke und Spannung auf der Länge der Saiten und steht im umgekehrten Verhältnis zu derselben, indem nämlich die kürzere in der gleichen Zeit mehr Schwingungen als die längere und folglich den höheren Ton gibt, denn jeder Ton besteht, wie schon das spätere Altertum lehrte, aus mehreren solchen Schwingungen, die aber so rasch aufeinanderfolgen, daß wir sie als eine Einheit hören, und je schneller ihre Folge, und mithin je zahlreicher sie selbst sind, desto höher ist der Ton. Platon dagegen weiß dies noch nicht, sondern leitet die größere Höhe oder Tiefe des Tons von der größeren oder tieferen geringeren Geschwindigkeit seiner Bewegung vom Instrumente bis zum Ohr ab ... die Zahlenverhältnisse, durch welche bei ihm die Intervalle der Töne bezeichnet werden, drücken also die vermeintlichen verschiedenen Zeiteinheiten aus, in welchen die verschiedenen Töne jene Bewegung durchmachen. Hiernach müßte der hohe Ton die größere Zahl erhalten, indessen pflegen alle alten Musiker in der Praxis die umgekehrte Bezeichnung, welche die Länge der Saiten gibt, festzuhalten, und ein gleiches wird daher wahrscheinlich auch von ihm anzunehmen sein.'

einsetzte, so daß in jedem Zwischenraum zwei Mittelglieder waren, von denen das eine um den gleichen Bruchteil der äußeren Glieder das eine der letzteren übertraf uud vom anderen übertroffen wurde, das andere aber um eine gleiche Zahl. Da nun aber Zwischenräume von $1^1/_2$, $1^1/_3$ und $1^1/_8$ durch diese Verbindungsglieder innerhalb der früheren Zwischenräume entstanden waren, so füllte er mit dem Zwischenraume von $1^1/_8$ alle Zwischenräume von $1^1/_3$ aus und ließ so von einem jeden der letzteren noch einen Teil übrig, so daß der Zwischenraum dieses Teiles, in Zahlen ausgedrückt, dem Verhältnisse der Glieder 243 zu 256 entsprach. Und damit hatte er denn auch die Mischung, von der er alle diese Teile hinwegnahm, ganz und gar verbraucht.

Die harmonische mittlere Proportionale erklärt Zeller S. 777 Anm. 1 als eine solche, deren Überschuß über das kleinere Glied und ihr Abmangel im Vergleich mit dem größeren denselben Bruchteil, dort das kleinere, hier das größere bildet. Die genaue Berechnung findet sich bei Susemihl Übers. Anm. 62—64. Wir können uns hier auf Zellers Schemata beschränken: 'Wird dieser Forderung genügt und wird hierbei als Einheit die kleinste Zahl gesetzt, welche auch alles andere Weitere in ganzen Zahlen auszudrücken verstattet, so erhalten wir folgendes Schema, in welchem die zweite Zahl jeder Reihe das harmonische, die dritte das arithmetische Mittel angibt':

a) für die *διπλάσια διαστήματα*

Verhältnis von	1:2	384	512	576	768
	2:4	768	1024	1152	1536
	4:8	1536	2048	2304	3072;

b) für die *τριπλάσια διαστήματα*

Verhältnis von	1:3	384	576	768	1152
	3:9	1152	1728	2304	3456
	9:27	3456	5184	6912	10368.

a) Die vier Zahlen jeder Reihe des ersten Schemas verhalten sich nun zueinander wie folgt:
die erste zur zweiten und die dritte zur vierten wie 3:4,
die zweite zur dritten wie 8:9.

b) Im zweiten Schema haben wir folgende Verhältnisse:
die erste zur zweiten und die dritte zur vierten wie 2:3,
die zweite zur dritten wie 3:4.

Wir haben uns also nur noch darüber klar zu werden, wie die im Text gelesenen Zahlen 243 und 256 gewonnen werden:

Die Quarte stellte sich dar als das Verhältnis 3:4. Von den beiden sie ausfüllenden Tönen ist nun 'das Intervall vom zweiten Ton bis zum Ende der Quarte nicht mehr das eines vollen, sondern etwas mehr als halben Tones, ein sog. Leimma (= das Übrigbleibende)' (Susemihl, Übers. S. 735), dies ist nun = 243:256. Die Rechnung finden wir bei Zeller geprüft: 'Versucht man . . . das Verhältnis 3:4 auf das zu seiner Ergänzung dienende Verhältnis 8:9 zurückzuführen, so zeigt sich, daß dieses in jenem nicht aufgeht; sondern wenn wir von der Grundzahl 384 nach dem Verhältnis 8:9 fortschreiten, so erhalten wir zunächst die Zahlen $432 = 9/8 \cdot 384$, und $486 = 9/8 \cdot 423$ für den Rest aber statt des Verhältnisses 8:9 nur 486:512 = 243:256. Das Gleiche gilt von der Auflösung des Verhältnisses 2:3 durch das Verhältnis 8:9, da 2:3 eben um das Intervall 8:9 größer ist als 3:4. Alle auf den Grundverhältnissen 2:3 und 3:4 beruhenden Verhältnisse lassen sich demnach in die zwei Verhältnisse 8:9 und 243:356 auflösen.'

[7]) Wie in der platonischen Schule der eine Teil die arithmetische, der andere die stereometrische Bedeutung der Seele betonte, bespricht E. v. Hartmann, Gesch. d. Metaph. I S. 37.

[8]) Hieraus ist klar, warum Plato in den Bewegungen der zweiten Sphäre etwas Unvollkommeneres sieht als in denen der ersten, was von dem Philosophen sowohl hier als weiter unten Kap. XI, 39 betont wird. Susemihl Übers. 737 Anm. 69 mit Recht: 'Das Rechts und der Aufgang der Sonne gilt . . . natürlich von alters her als das Glücklichere und Bessere. Dazu kommt nun aber noch, daß die Diagonale schief gegen die Seiten steht und überdies irra-

tional gegen dieselben ist . . ., also in beiden Beziehungen schlechter, und ein gleiches gilt doch auch von den Kreisbewegungen in beiderlei Richtung.' Um die Bezeichnung dieser Richtungen verständlich zu machen, empfiehlt er, ein in einen Kreis (Meridian) eingeschriebenes Rechteck zu denken, dessen vier Seiten durch die vier Punkte bestimmt sind, in denen sich die Ekliptik mit den Wendekreisen schneidet.

Die Bewegung des Fixsternhimmels ist aber nicht nur vollkommener als die der Planetensphäre, sondern sie ist geradezu die vollkommenste Art der Kreisbewegung, nämlich die um den eigenen Mittelpunkt oder Achsendrehung (vgl. Susemihl, Gen. Entw. 365), während 'eine Folge des Verhältnisses der Umläufe des Anderen zu dem des Selbigen, nämlich seines Eingreifens in sie bei ihrer schiefen Stellung zu ihm nach entgegengesetzter Himmelsrichtung, dies ist, daß sie auch selbst jene unvollkommenere Kreisbewegung um einen fremden Mittelpunkt nur als eine fort und fort gehemmte oder aus der Hemmung sich wider herausarbeitende darstellen, oder mit anderen Worten die Schraubenform der Planeten'.

[9]) Zeller S. 786.

[10]) Nicht etwa als Schöpferin oder Ursache des Körperlichen und seiner Bewegung (denn Gott umschließt beide Kreise mit der Bewegung), sondern ungefähr, wenn man den Vergleich wagen darf, hat man sich den Vorgang so vorzustellen, wie Joh. Klauberg *(de animae et corporis in homine coniunctione 1691)*, den als Vorläufer des Okkasionalismus analoge Verhältnisse innerhalb des menschlichen Organismus beschäftigten, ihn beim Menschen darstellt: die Seele kann die Bewegungen des Körpers nicht hervorbringen, wohl aber dirigieren, sie ist nicht die physische, wohl aber die 'moralische' Ursache; sie verhält sich zum Körper wie der Wagenlenker zum Wagen, der Steuermann zum Schiff, der Künstler zum Werkzeug.

[11]) Diese Argumentation baut auf den bereits im Philebus gelegten Grundlagen weiter; schon dort ist die Gleichartigkeit des Menschen mit der Welt ausgesprochen. Und schon der Phädon läßt die beiden Substanzen der Welt im Menschen in Personalunion erscheinen. Allein, wenn hier die Umläufe unseres Denkens in Beziehung gesetzt werden zu denen der Weltseele am Himmel, so haben wir nicht nur die besonders prägnante Form eines leitenden Gedankens Platons — über den Grund der engen Beziehung zwischen seiner Astronomie und Psychologie bringt Stenzels Abhandlung Zwei Begriffe der platonischen Mystik wichtige Aufschlüsse —, sondern wir haben die Ausprägung eines echt griechischen Gedankens. Stenzel, a. a. O. S. 18, sagt sehr treffend vom 'objektivierenden griechischen Geist', daß er 'Maß und Ordnung, Harmonie und Rhythmus, die höchsten ästhetischen und zugleich ethischen Werte außer sich setzt und so in der Welt vorzufinden glaubt'. Wem diese Projektion der eigenen Geistesinhalte in die Außenwelt fremdartig erscheint, kann auf einen verwandten Zug bei Goethe hingewiesen werden, dessen Sehen nicht nur rezeptive, sondern produktive Tätigkeit war, Spiegelung des eigenen Innern:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken.
Läg' nicht in uns des Gottes eigene Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

[12]) Siehe Susemihl, Übersetzung S. 374.

[13]) Goethes Lehre von der Weltseele findet man deutlicher ausgesprochen in diesem Gedichte 'Ein und Alles' als in dem Gedichte 'Weltseele'.

[14]) Wie Platon früher behauptet hatte, der sei kein Arzt, der nur Teile des Körpers und nicht den ganzen Menschen behandele, so ist der Timäus ein Protest gegen die zeitgenössische Naturwissenschaft, die nur Teile der Welt, nicht das Weltganze untersuche. Zum ganzen Menschen wie zur ganzen Welt aber gehört die Seele.

[15]) Zeller S. 774.

[16]) Vgl. Stenzel, Zwei Begriffe der platon. Mystik S. 12, wo glücklich gegen Pohlenz' Versuch polemisiert wird, die Beweise des Phädrus und Phädon zu vereinigen.



[17]) Die Entwicklung der Psychologie Platons weist zwei verschiedene Paare des Begriffs Seele auf. Erstes Paar: πρῶτον κινοῦν und ἀκίνητον. Zweites Paar: intelligible und empirische Seele. Das Verhältnis beider Paare ist so, daß das erste Paar zwei Versuche darstellt, den Begriff der intelligiblen Seele zu erfassen.

Die Auffindung des Unterschiedes zwischen intelligibler und empirischer Seele reicht vielleicht bis zum Phädon zurück, wenigstens scheint mir in Kap. 29 der Unterschied zum erstenmal, wenn nicht in aller Schärfe ausgesprochen, so doch immerhin erkennbar zu sein. Das Argument, dessen sich dort Sokrates bedient, um die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen, besagt, daß nicht einmal der Leib sich sogleich nach dem Tode auflöse, die Auflösung der Seele also noch viel weniger angenommen werden dürfe. 'Du weißt, Kebes, daß beim Tode des Menschen der sichtbare Teil seines Wesens, der Leib, oder das, was dann sichtbar daliegt, der Leichnam, der sich auflösen und zerfallen muß, nicht sofort diesen Zerfall erleidet, sondern eine Zeitlang in seinem Zustande verharrt; ja, wenn ein Mensch in der Anmut und Schönheit der Jugend stirbt, oft recht lange. Und wenn ein vor Alter schon eingefallener Leib einbalsamiert wird, wie es in Ägypten geschieht, so hält er sich noch ungleich länger. Ja, einige Teile des Leibes, wie die Knochen und Sehnen, sind, man möchte sagen, unsterblich, wenn auch der übrige Leib fault.'

Soviel ich weiß, ist diese Stelle bisher noch nicht anders behandelt worden als um einiger Textvarianten willen, und doch scheint es mir, als ob sie eine nicht ohne weiteres abzuweisende Frage an uns stellt. In welchem Sinne will Platon diese Stelle von uns verstanden wissen?

Es ist wohl zunächst möglich anzunehmen, daß hier dem Körper eine Art relativer Unsterblichkeit zugeschrieben wird gegenüber der absoluten Unsterblichkeit der Seele. Diese Auffassung, daß das, was die Seele an Allereigenstem in absoluter Weise besitzt, in relativem, abgeschwächtem Maße auch dem Körper zukommt, ist durchaus platonisch. Ich will unter vielen Stellen eine besonders wichtige in Erinnerung bringen, Symposion 207 b ff. Es ist dies die Stelle, in der das Gesetz der Reproduktion zum erstenmal in vollem Umfang ausgesprochen ist. Es wird ausgeführt, daß der Stoffwechsel die ganze physische Natur und jeden einzelnen Organismus beherrscht. Kein Mensch bleibe der selbe, vielmehr verjünge er sich immer und verliere dabei einiges, z. B. Haare, Fleisch, Knochen, Blut. Dieser Stoffwechsel des Körpers aber ist nur ein Analogon zu der Reproduktion der Seele: die einen Kenntnisse entfallen der Seele, andere eignet sich die Seele neu an; die Übung aber, indem sie wiederum die Erinnerung erneut und die im Entschwinden begriffene ersetzt, erhält die Kenntnis, so daß sie die selbe zu sein scheint. Plato sagt an dieser Stelle ausdrücklich, daß auf diese Weise, weil der Körper ähnlich wie die Seele der Reproduktion fähig ist, er an der Unsterblichkeit Anteil hat. Wir haben hier also den Sinn, den wir für unsere Phädonstelle brauchen: Das, was der Seele in absoluter Weise zukommt, hat der Körper relativ: μετέχει τῆς ἀθανασίας. An jener Stelle des Symposions aber handelt es sich um den Seelenbegriff, den wir den empirischen zu nennen pflegen, diejenige Seele, die wir als Träger verschiedener Inhalte bei unseren Mitmenschen kennen und untersuchen können, um die Seele, die gleichsam zum Teil fleischlich ist, weil sie sich in den Körper begeben hat und, solange dieser lebt, von ihm nicht trennbar ist. Es handelt sich also um die Seele als Objekt der Psychologie, um die empirische, von Platon für geteilt gehaltene Seele eines lebendigen Menschen. Im Phädon aber handelt es sich um die Seele als Objekt der Metaphysik, um die sog. intelligible Seele, um das schlechthin Geistige an sich, um das der Erfahrung Unzugängliche, wie es vor Eintritt in den Körper war und nach Austritt aus dem Körper wider sein wird. Z. B. die Worte, die unserer Phädonstelle unmittelbar vorangehen, lauten: Nimm alles zusammen, Kebes, was wir gesagt haben: ergibt sich nicht aus allem, daß die Seele das Ebenbild und der Sinn alles Göttlichen und Unsterblichen und Vernünftigen und Bleibenden, Unauflöslichen, in sich selbst Ruhenden ist, hingegen der Körper zum Menschlichen, Sterblichen, Teilbaren,

Unvernünftigen, Auflöslichen gehört? Es ist ja bekannt, wie Plato zu diesen antithetischen Bestimmungen der beiden Substanzen, des Körperlichen und des Geistigen, kommt. Er hat es in den vorangehenden Kapiteln ausgeführt: Die intelligible Seele können wir auf keine Weise erfassen, das einzige, was wir aussagen können, ist, daß die intelligible Seele Geist ist. Wir können also höchstens versuchen, Aussagen über das Geistige zu machen und diese Aussagen durch Analogieschluß auf die intelligible Seele übertragen. Das Geistige nun, das Plato zu diesem Zweck untersucht, sind die Begriffe, er findet, daß die Begriffe an sich nicht räumlich ausgedehnt sind, der Begriff Gerechtigkeit ist in keiner Dimension meßbar. Kommt dieses Prädikat der Unausgedehntheit nun dem Geistigen überhaupt zu, so muß es auch der intelligiblen Seele zukommen, da sie ja Geist ist. Was aber nicht räumlich ausgedehnt ist, kann auch nicht räumlich auflösbar sein, also kommt der intelligiblen Seele das Prädikat der räumlichen Auflösbarkeit nicht zu. Während nun in all den vorangehenden Kapiteln der verwendete Seelenbegriff dem intelligiblen mindestens schon sehr nahe kommt, macht Plato ganz unvermittelt im Anfang von Kapitel 29 einen Gedankensprung und sagt: Wenn nun all dies richtig ist, muß sich dann nicht der Leib schnell auflösen, die Seele aber unauflösbar sein, entweder τὸ παράπαν oder ἐγγὺς τούτου, also entweder ganz oder nahezu, d. h. zum Teil? Es ist unzweifelhaft, daß dies ein entschiedener Übergang zur empirischen Seele ist, denn von der intelligiblen Seele könnte nur die schlechthinige Unauflösbarkeit ausgesagt werden, in der empirischen Seele sind hingegen diejenigen Teile sterblich, die das Unvernünftige enthalten, nämlich der θυμός und das ἐπιθυμητικόν, und nur das Vernünftige ist unsterblich. Ich glaube, daß diese Phädonstelle von denjenigen übersehen worden ist, die behaupten, der Phädon kenne noch nur einen einheitlichen Seelenbegriff.

Fragen wir uns nun, warum hier dieser plötzliche Übergang von der unsterblichen Seele zur nahezu unsterblichen, so möchte ich behaupten, daß es eine Art dialogischer Kniff des Sokrates oder, wenn man anders will, ein bewußtes Kunstmittel Platons ist, am Ende einer schwierigen Gedankenreihe, von der er nicht weiß, ob der Gegenredner sie verstanden hat, weil er etwas dumm ist, die streng wissenschaftlichen Beweise zu krönen oder zu beschließen durch einen populären Beweis. So wie etwa Kant, nachdem er gesehen hat, daß die logischen Beweise für die Apriorität des Raumes den Leuten nicht eingingen, das populäre Beispiel von den beiden Handschuhen noch angebracht hat.

[18]) An diesem Punkte sieht man, daß es weder richtig ist, die Weltseele für etwas besonders bestehendes Psychisches neben den Einzelseelen zu halten, noch auch angängig, die Weltseele nur für einen zusammenfassenden Begriff für das Einzelseelische zu halten. Der ersten Ansicht ist entgegenzuhalten, daß der Sinn der ganzen Lehre eben darauf hinausläuft, das 'Seelische an sich' und nicht ein besonderes Seelisches zu finden; der zweiten, daß die makrokosmische Seele früher ist als die mikrokosmische und daß diese jener nur entspricht, insofern es sich um den höheren, unvergänglichen Teil der Seele handelt. Nicht nur Platon, auch Schelling hat die Schwierigkeiten empfunden, den Begriff des Weltseelischen eindeutig zu bestimmen, 'das, weil es überall gegenwärtig ist, nirgends ist, und weil es alles ist, nichts Bestimmtes oder Besonderes sein kann, für welches die Sprache eben deswegen keine eigentliche Bezeichnung hat' (Von der Weltseele, eine Hypothese der höheren Physik 1798 S. IV).

[19]) Vgl. Zeller S. 773ff.

[20]) Wie sich zu der Lehre von der Weltseele im Timäus das Postulat der Gesetze, es müsse auch die Existenz einer bösen Weltseele angenommen werden (X, 896 C; 898 C; 904 A), verhält, ist eine noch ungelöste Frage. Die älteren Versuche, die betreffenden Stellen der Gesetze, sei es für sich, sei es in größeren Zusammenhängen, sei es mit dem ganzen Werke selbst, Platon abzusprechen, sind wohl ganz aufgegeben. Eine zweite Möglichkeit, zu einer Erklärung zu gelangen, wird in der Annahme gesehen, die böse Weltseele werde in jenem Abschnitt der Gesetze nur vorübergehend angenommen und

nachher wider fallen gelassen; hierbei glauben die einen an eine aus logischen Gründen notwendige Hilfshypothese, andere an einen dialektischen Scherz. Drittens hat man erklärt, die Gesetze lehren gar nicht das Vorhandensein zweier Weltseelen, sondern wie der Timäus nur das einer einzigen; diese eine aber bekomme in den Gesetzen gleichsam zwei Seiten, eine gute und eine böse, was nur bedeuten könne, daß ihr die Wahlfreiheit im Handeln zugeschrieben werde. — Ein die zweite und die dritte Annahme vermittelnder Weg ist folgender: Nachdem die Entwicklung der Ideenlehre zu der im Staate vollzogenen Gleichsetzung Gottes mit der Idee des Guten geführt und damit in der Hauptsache ihren Abschluß gefunden hatte, entwickelte sich in einer Richtung, die deutlich vom Theätet über Politicus und Philebus zu den Gesetzen führt, als neues Problem die Erklärung des Bösen in der nach Ursache und Zweck durch das Gute bestimmten Welt. Die Entscheidung fällt in den Gesetzen: dem Radikalbösen in der Welt wird eine selbständige Macht zugesprochen (vgl. namentlich X, 906 A; IX, 854 AB). Diese neue Position muß den Platonismus mit der zentralen Stellung des Guten von Grund aus erschüttern, wenn es nicht gelingt, das Böse trotz seiner Radikalität, da es aus dem Guten nicht ableitbar ist, ihm doch unterzuordnen. Diese Aufgabe wird, als esoterisch, in den exoterischen Gesetzen nicht unternommen, ist aber nach den Voraussetzungen der platonischen Lehre durchaus nicht unlösbar: Wie auf der Stufe des Theätet der göttlichen Ordnung das Körperliche als das auf immer Ungeordnete in dauerndem Kampfe gegenübersteht als ein Schwächeres und doch Unvertilgbares, so ist im Anfang des IX. Buches der Gesetze wenigstens in einem Gleichnis angedeutet, wie das Gute auch über das Radikalböse im einzelnen Falle Sieger bleiben kann — allerdings durch das radikalste aller Mittel. Wenn Platon auf diese Aporien in den Gesetzen weder näher einging, noch auch nach dem Zweck des Werkes einzugehen brauchte, so stand allerdings vorläufig die neue Lehre von dem Radikalbösen mit der Annahme der einen Weltseele in scheinbarem Widerspruch, der als besonders schroff noch dadurch erscheinen mußte, daß mit der Parallelität zwischen Weltseele und Einzelseele die in den Gesetzen ausgebildete Lehre von der Willensfreiheit unvereinbar schien, wenn nicht auch diese auf die Weltseele ausgedehnt wurde. So kann allerdings die böse Weltseele der Gesetze als eine nur vorläufige Annahme aufgefaßt werden, bestimmt, neue Einsichten mit älteren zu verbinden, und geeignet, in esoterischen Zusammenhängen über eine neue Theodizee wider fallen gelassen zu werden. In keinem Falle scheint mir eine Berechtigung zu bestehen, die Weltseelenlehre des Timäus auf Grund der Gesetze als überholt anzusehen; deshalb habe ich in dem Vortrag auf eine Berücksichtigung dieser letzten verzichtet.

Berlin-Friedenau. Ernst Hoffmann.

Die Entwicklung der ethischen Anschauungen Platons bis zum ‘Gorgias’

Das Bild Platons in der Geschichte der Philosophie war lange Zeit durch eine Einseitigkeit der Auffassung getrübt, wie es das Schicksal so manches Großen ist. Seine Bedeutung für die Entwicklung der Philosophie hatte man eben in der Schöpfung der Ideenlehre gesehen und von da aus alle seine Schriften in ein System zu ordnen gesucht, wobei man in Fällen, wo ein oder der andre Dialog sich dem nicht einfügen wollte, leicht mit dem Auswege zur Hand war, er sei unecht.

Wie wenig man Platon auf diese Art gerecht wird, hat zum ersten Male Schleiermacher ganz erkannt; in seiner Platonausgabe von 1804 hat er im wesentlichen die Grundsätze ausgesprochen, die seitdem für jede Darstellung der Platonischen Philosophie als maßgebend anzusehen sind. Ohne alle Voreingenommenheit muß man an jede einzelne der Schriften Platons herangehen und sie für sich als ein Ganzes, in sich Beruhendes aufnehmen, denn so sind sie offenbar von Platon konzipiert worden. Hat man damit eine klare Vorstellung der einzelnen Dialoge gewonnen, so wird sich als die nächste Aufgabe von selbst bieten, ihre Beziehungen untereinander festzustellen und sie chronologisch zu ordnen. Erst dann wird es möglich sein, Platons ganzes Werk zu überblicken. Und da zeigt es sich denn, daß von einem System von Anfang an, das Platon allmählich ausgebaut habe, oder überhaupt von einem ruhigen Gange seiner Philosophie in von vornherein intellektuell festgelegten Geleisen nicht die Rede sein kann. Vielmehr hebt sich eine natürliche Entwicklung deutlich heraus.

Immerhin krankt Schleiermachers erster Versuch, wie genial er auch genannt werden muß, noch sehr an den Schwächen, die er eben verurteilt. Dem vorwiegend systematischen Bedürfnis seiner Zeit kann auch er sich nicht entziehen, und so fällt unter dem Zwang eines vorgefaßten Ziels seine Auffassung und Ordnung noch mitunter sehr seltsam aus.

Aber die Anregung war gegeben, und mit fortschreitender Ausbildung des historischen und philologischen Sinnes gelangte man, langsam zwar, zu immer sichrern Ergebnissen, die sich vor allem und zunächst auf die zeitliche Anordnung der Dialoge beziehen wollten und mußten. Betrachtet man die neueste Literatur darüber, so wird man zwar eine volle Einigkeit nicht finden, aber die wichtigsten Fragen scheinen doch beantwortet zu sein. Danach nimmt man wesentlich drei

Schichten in Platons philosophischer Entwicklung an, die man mit den Ereignissen seines Lebens in Verbindung bringt. Darin jedenfalls stimmen wohl alle Forscher überein, daß in einigen seiner Schriften Platon so stark unter dem Eindruck der Persönlichkeit des Sokrates steht, daß man aus ihnen mehr diesen als Platon selbst zu hören meint. Diese 'sokratischen Dialoge' werden also die am frühsten geschriebenen sein. Und sind auch noch Differenzen genug vorhanden über die Zugehörigkeit einzelner Dialoge zu dieser Gruppe, so herrscht doch hinsichtlich der wichtigsten und charakteristischsten kein Zweifel mehr. Damit aber ist schon ein neues Problem aufgetaucht: Wie ist nun Sokrates wirklich gewesen und welches war seine Lehre? Denn es ist klar, daß davon die Lösung der Frage abhängt, wie weit Platon in diesen seinen Erstlingen den Bahnen des Meisters folgt, wie weit er schon eigene Wege eingeschlagen hat.

Auch hier fehlt es nicht an Versuchen, und namentlich sind es zwei einander ziemlich entgegengesetzte Deutungen, die das Bild des Sokrates erfahren hat, je nach den Quellen, auf die man sich stützte. Daran zwar wagt niemand zu rütteln, daß wenigstens die, die als Schüler seinem Umgange am nächsten standen, von Sokrates die entscheidenden Einflüsse für ihr weiteres Denken empfangen haben, dafür sind ihre Schulgründungen Zeugnis, aber hinsichtlich der Richtung und des Inhalts seiner Wirkung gehen die Ansichten doch stark auseinander. Um die andern zu übergehen, sind die hauptsächlichsten Quellen, die in Betracht kommen, die Schriften Xenophons und eben Platons. Von Platon kam man gewöhnlich her und wollte nun an Xenophons Nachrichten die Darstellung Platons prüfen. Und da ergab sich, daß beide schlechterdings nicht zu vereinigen sind. Da aber Xenophon zweifellos der beschränktere, Platon der selbständigere Geist ist, glaubte man zu dem Urteil gelangen zu müssen, daß die Zeichnung Xenophons die historisch treuere sei, Platon habe aus dem Reichtum und der Erhabenheit seines Geistes in der Erinnerung dem Lehrer verklärtere und idealere Züge gegeben, als er in Wahrheit besaß. Dagegen ist einzuwenden, daß Xenophon, der in den Jahren, wo er allenfalls Sokrates' Schüler gewesen ist, ein ziemlich oberflächlicher Lebemann war, kaum jemals zu dem engeren Kreise um Sokrates gehört hat, außerdem weilte er in den letzten Lebensjahren des Sokrates und namentlich bei seinem Tode nicht in Athen, so daß ihm also die stärksten Eindrücke von Sokrates' Wesenheit nicht unmittelbar geworden sind; und überhaupt konnte Xenophon nur so viel von Sokrates verstehen, als eben seinen Fähigkeiten entsprach, die Ziele von Sokrates' Gesprächen, das Ethos seiner Persönlichkeit mußten ihm so äußerlich vorkommen, wie er selbst war, und, praktisch wie seine Natur sich bestimmte, schien ihm auch Sokrates' Absicht und Verdienst vornehmlich darin zu liegen, daß er praktische Tüchtigkeit in allen Lebensberufen forderte und in ihr das Wesen der Tugend sah. Und er schrieb seine Bücher lange nach Sokrates' Tode, als er nach einem wechselvollen, unsteten Leben zu unfreiwilliger Muße gezwungen war. Platon dagegen begann seine schriftstellerische Tätigkeit wahrscheinlich sehr bald nach dem Prozeß, als er noch am lebendigsten unter der Ein-

wirkung des Sokrates stand, und bei dessen eigentümlicher Art, die sich nur im persönlichsten Verkehr und in nächster Berührung wohl ganz offenbarte, gibt ihm das den größten Vorteil vor Xenophon. Außerdem gehörte Platon wirklich zu dem engsten Kreise um Sokrates, und, was das Wichtigste ist, er war die kongeniale Natur, die einen Sokrates in seinem tiefsten Wesen verstand. Es mag sein, daß Platon weniger historisch genaue Züge von Sokrates berichtet als Xenophon, aber in seinem Kerne erfaßt hat er ihn und läßt ihn in seinen Dialogen, die wahrhafte Dichtungen geworden sind, vor unsern Augen leben und wirken. Darin liegt viel mehr Lebenswahrheit als in den vielleicht historischen Daten Xenophons. Xenophon berichtet von ihm, Platon ruft, wie ein mächtiger Geisterbeschwörer, ihn selbst ins Leben zurück.

Man hat darüber gestritten, ob Platon schon vor der Verurteilung des Sokrates schriftstellerisch tätig gewesen ist; es sei hier nicht näher darauf eingegangen, aber es dünkt mir ganz unwahrscheinlich, auch die bekannte Stelle der 'Apologie' widerspricht dem aufs deutlichste. Die ganze Tendenz von Sokrates' Wirken stände damit gar nicht im Einklang. Denn sage ich es nur endlich einmal rund heraus, worin, wie ich es sehe, Sokrates' Macht und Wille sich sammelte: Nicht eine Lehre wollte er aufrichten, nicht Schule machen, sondern zu sittlichem Leben erwecken, durch Selbstbesinnung die Athener — denn auf seine Mitbürger beschränkte er sich mit vollem Bewußtsein — aus dem Schlaf der gewohnheitsmäßigen Moral wachrufen. Es ist etwas vom Propheten an ihm, und das 'μετανοεῖτε' des Täufers ist auch sein Ruf. In seiner Seele war der Wandlungsprozeß vor sich gegangen, er hatte es angeschaut, was da not tat, und nun wollte er auch seine Mitbürger zu dieser inneren Glückseligkeit bringen — das ist Prophetenart, und damit stimmt auch überein, was Sokrates von seinem δαιμόνιον sagt. Darum ist es entschieden unrichtig, als Sokrates' Hauptverdienst und Absicht anzusehen, daß er Definitionen der Tugend und der Tugenden zu geben suchte. Sein Ziel war vielmehr ein eminent praktisches: die Menschen zur Tugend zu führen. Er löst diese Aufgabe, indem er erklärt: die Tugend ist ein Wissen, also lehrbar. Auf diesem Wege muß man nach ihr trachten, hier muß das Streben einsetzen. Wer einmal die ethische Frage erkannt hat, ist aus dem Schlafe erwacht, der hat den entscheidenden Schritt getan.

So läßt die 'Apologie', die wohl am natürlichsten als die erste Schrift Platons erklärt wird, so lassen der 'Kriton', der, inhaltlich wenigstens, der 'Apologie' am nächsten steht, und die 'sokratischen Dialoge' das Wesen des Sokrates erscheinen. Auch sie haben nicht den Zweck, klare Definitionen, eine einheitliche Lehre zu geben, meist enden sie ja charakteristischerweise ergebnislos; 'Apologie' und 'Kriton' wollen, wenn man sie unbefangen ansieht, das Andenken des Sokrates reinigen und rechtfertigen, die andern Dialoge im Sinne des Sokrates und an Stelle des toten Sokrates wirken. Darum auch geben sie soviel Milieu und Äußeres, dem Leser soll wirklich der Eindruck lebendig werden, als wohne er einem der sokratischen Gespräche bei, die Wirkung soll, soweit das eben einem geschriebenen Werke möglich ist, die gleiche



sein, die Sokrates im persönlichen Umgang erstrebte: *γνῶθι σεαυτόν*. Und wie wundervoll ist es Platon gelungen, das zu erreichen, dem seltenen Zauber wird sich niemand entziehen können!

In dieser Weise stellen sich mir die 'sokratischen Dialoge' dar, und diese Auffassung gilt für die Reihe bis zum 'Protagoras'. Im 'Gorgias' vollzieht sich die bedeutsame Wandlung. Wer etwa dagegen einwenden wird, Platons überragendes Genie habe, wenn es sich auch ganz der Nachfolge des Lehrers weihen wollte, doch sich selbst nicht so sehr unterdrücken können, daß nicht von dem Eigenen, das der fruchtbaren Seele entströmte, das fremde Wort, der überkommene Schatz mit fortgerissen und überdeckt worden wäre — sei nur an den Kreis erinnert, der sich in unsern Tagen um den Dichter Stefan George geschart hat. Auch hier sehen wir reiche selbständige Menschen, und doch war das Erlebnis dieser einen schöpferischen Gestalt in ihnen so stark, daß all ihr Streben und Wirken mit tiefer Notwendigkeit wie ein Dienst wird, wie ein Entwickeln dessen, was der große Lehrer in ihnen gezeugt hat.

Gleichwohl soll das nicht so gemeint sein, daß in den 'sokratischen Dialogen' nicht deutliche ethische Anschauungen zutage treten, nur ist immer zu bedenken, daß die Unterredungen, also auch alle die Definitionen der Tugend, nur Mittel zum Zweck, nur Gelegenheit sind, die sittliche Tat zu erwecken. Hierbei wird man am ehesten streiten können, was Sokrates, was Platon gehört, denn die Gespräche sind ja nicht Widergabe wirklicher Gespräche und wollen es nicht sein, wenn auch ihre Themen die von Sokrates bevorzugten sein werden, daß aber die Definitionen immer die von Sokrates gegebenen oder in wirklichen Gesprächen zutage geförderten sind, ist nicht wohl anzunehmen. Aber was kommt darauf an, wenn wir den Geist als sokratisch erkannt haben?

Bei der 'Apologie' liegt es auf der Hand, daß ihr ethischer Gehalt vorwiegend praktischer Art ist. Indem Sokrates verteidigend sein Leben schildert, die Gründe für seine prophetische Mission aufdeckt und seine unermüdliche Tätigkeit in diesem Sinne erklärt, gibt er ein Beispiel, was ein wirklich sittliches Leben ist, wie man sich verhalten muß, um die Befriedigung und die innere Gleichmäßigkeit zu erwerben, die allein die Frucht der Sittlichkeit ausmachen. Wem es einmal aufgegangen ist, daß die erste Voraussetzung für eigne Besserung und für Besserung andrer Selbsterkenntnis, Einsicht in die Stellung und das Verhältnis zur umgebenden Welt ist, dem werden alle Güter des Lebens gering und nichtig werden gegenüber dem einen, dem Streben, selbst gut zu werden und andren dazu zu helfen. Und nichts wird ihn von diesem Ziele abbringen, nicht Gefahr und Feindschaften, die er sich zuzieht, selbst nicht die Aussicht, seine unbeirrbare Festigkeit mit dem Leben bezahlen zu müssen. Das Furchtbarste ist für einen solchen Menschen, Unrecht zu tun: *τὸ δὲ ἀδικεῖν καὶ ἀπειθεῖν τῷ βελτίονι καὶ θεῷ καὶ ἀνθρώπῳ ὅτι κακὸν καὶ αἰσχρόν ἐστιν οἶδα* (29 b), Schuld ist schlimmer als Tod (39 a).

Die ganze Tätigkeit des Sokrates erscheint so als eine pädagogische, wenn er auch nicht beabsichtigt Erzieher der Jugend ist. Darum wirkt der Vorwurf aus der Anklage, Sokrates verderbe die Jugend, so sinn-

los. Denn — darin kündigen sich Gedanken an, die bald näher ausgeführt werden — niemand fehlt freiwillig, was doch der Fall wäre, wenn Sokrates die Jünglinge, mit denen er weiter Umgang pflegen wird, absichtlich schlechter machte, er würde sich ja selbst damit schädigen. Um aber Erzieher sein zu können, müsse man darin sachverständig sein, nicht jeder Beliebige sei dazu fähig — auch das deutet auf den später oft behandelten Satz: Tugend beruht auf Wissen. In allem sei mehr auf das Urteil der wenigen zu hören, die in einer Sache bewandert sind, nicht auf die Menge, die sinn- und planlos handelt.

Der 'Kriton', der sozusagen eine Rechtfertigungsschrift der Schüler des Sokrates sein will gegen den Vorwurf, sie hätten nicht genug getan, um den Meister zu retten, nimmt im wesentlichen die Gedanken der 'Apologie' wider auf, zum Teil in pointierter Form, vor allem den Satz: daß Recht und Gerechtigkeit mehr wert sei als das Leben (53 c, 54 b) und daß man auf keinen Fall Unrecht tun dürfe, auch wenn man selbst Unrecht erleidet (49 a ff.). Auch den stärksten Versuchungen Kritons, er solle sich durch die Flucht dem ungerechten Schicksal entziehen, hält Sokrates das grandiose Wort entgegen: Den Gesetzen, denen man sich einmal unterworfen hat, muß man unbedingt gehorchen, auch wenn die Menschen sie falsch anwenden, denn Recht und Gesetz sind Selbstwerte, die für sich bestehen (50 a ff). Das ist die Lehre gewesen, die er immer gepredigt hat, soll er jetzt, wo es gilt, sie auch durch die Tat zu beweisen, feige zurückweichen? Mit einer wunderbaren Ruhe und Überlegenheit erklärt er diese Notwendigkeit, und Kriton muß zugeben, daß er hiernach nichts mehr zu sagen vermöge (57 e). Und bestimmter noch, als es in der 'Apologie' geschehen war, spricht Sokrates die Überzeugung aus, daß der Gerechte vor den Richtern des Hades bestehen würde. So klingt hier auch schon, wenn auch noch verhüllt und ungeklärt, die Aussicht auf ein besseres Jenseits aus allem Ernst und aller Gefaßtheit (54 b ff.).

In den 'sokratischen Dialogen' weiter — unter denen ich die beiden 'Hippias', 'Charmides', 'Laches', 'Euthyphron' und 'Protagoras' verstehe; der 'Lysis' gehört, obwohl er viel Verwandtes mit diesen an sich trägt, seiner philosophischen Stellung nach wohl mehr in die Zeit des 'Symposion' — scheint es wirklich auf den ersten Blick, als gingen sie auf Gewinnung einer Definition aus, aber es kommt in Wahrheit nie dazu, die Unterredung endet ergebnislos, und Sokrates schreibt sich in glänzender Ironie meist selbst die Schuld zu, er sei eben nicht geschickt im Unterreden, z. B. am Schluß des 'Charmides'. Am charakteristischsten ist das Ende des 'Hippias II': Sokrates hat eben Hippias den Satz abgezwungen, der absichtlich Unrecht tuende, wenn es einen solchen gäbe, sei kein andrer als der Gute. Als Hippias entgegnet, er könne ihm das trotzdem nicht zugeben, gesteht Sokrates: *Οὐδὲ γὰρ ἐγὼ ἐμοί, ὦ Ἱππία.* (376 b). Und auch im Verlauf der Gespräche kann man wenig finden, was als endgültig genommen sein will. Freilich, herauslesen läßt sich immer viel und Andeutungen von ethischen Begriffen, wie wir sie als wirklich sokratisch-platonisch anerkennen, sind natürlich vorhanden. Am ehesten könnte man vom 'Protagoras' ein Resultat erwarten.

Alle diese Dialoge knüpfen, wie jedenfalls auch die wirklichen Gespräche des Sokrates, an eine zufällige Situation an, auf das gesamte Kulturleben nehmen sie Bezug und holen daher ihre Beispiele und Analogien; aber wenn Sokrates zunächst scheinbar auf diese nächstliegenden Bedürfnisse eingeht, so tut er es doch immer in Hinsicht auf das eine Ziel, und es gelingt ihm bald, das Interesse dorthin zu lenken.

So ist im 'Laches' der Ausgangspunkt der: Lysimachus hat die beiden Feldherren Laches und Nikias und auch Sokrates eingeladen, der Schaustellung eines Faustkämpfers beizuwohnen, damit sie ihm raten, ob er und Melesias ihre Söhne in dieser Kunst unterweisen lassen sollen. Sokrates, der erst gar nicht beachtet worden war, bringt, sobald er an der Beratung beteiligt wird, eine prinzipielle Wendung. Bei der Frage, ob man die Jünglinge in einer Kunst unterrichten solle, müsse man doch davon ausgehen, wie diese sich zu dem Zwecke aller Erziehung: die Seele zu bessern, verhält. So kommt es zur Untersuchung des Begriffs der Tapferkeit, und das Resultat lautet schließlich: Tapferkeit ist die Kenntnis aller Güter und Übel (199 c). Damit ist aber nicht die Tapferkeit, sondern die Tugend überhaupt im sokratischen Sinne umschrieben. Freilich wird vom Inhalt derselben gar nichts gesagt, sie ist nur eben formell bestimmt als ein Wissen, aber praktisch ist wider das Ziel herausgehoben, auf das Sokrates' gesamte Tätigkeit hinweist: Einkehr in sich selbst, Klarwerden über das eigne Wissen von den höchsten Zwecken, Sicherheit über die Motive des Handelns.

Noch neckischer geht der 'Charmides' davon aus, daß Sokrates dem Charmides ein Heilmittel gegen Kopfschmerz geben soll, aber jener erklärt, daß zuvor die Seele gesund sein müsse, ehe man daran denken könne, den Körper zu behandeln, der Seele aber täte vor allem die *σωφροσύνη* not. Wider schlagen alle Definitionsversuche fehl, und als sie endlich dahin gelangt sind, daß *σωφροσύνη* das Wissen dessen sei, daß man etwas weiß oder nicht weiß, wendet Sokrates ein, daß diese Art des Wissens uns nicht helfe, solange wir nicht verstehen, was das für uns Gute oder Schlechte sei (*ἀγαθόν-κακόν*). Wenn aber die *σωφροσόνη* das nicht gebe, so sei sie nichts nütze. Wider also ist keine befriedigende Definition zustande gekommen, wider ist nur darauf hingedeutet, daß zum glücklichen Leben, d. i. zum sittlichen Leben, die Kenntnis des Guten und Schlechten nötig sei. Aber trotzdem Sokrates nicht volle Klarheit zu schaffen vermocht hat, wird er doch, wie auch im 'Laches', als der allergeeignetste Berater und Förderer in der Erziehung zur Tugend anerkannt, solches Vertrauen hat doch seine Art eingeflößt, und darin liegt eben das Wesen des Sokrates.

Mit einer Einzeltugend beschäftigt sich auch der 'Euthyphron', mit der Frömmigkeit, und wider ist das Resultat, was die Definition anbelangt, negativ; die Absicht ist hier gerade unverkennbar, den Priester, der sich so fromm dünkt, zu überführen (*ἐλέγχειν*), wie wenig er sich darüber klar ist, worin das Wesen der Frömmigkeit besteht, wie wenig er also auf deren Besitz stolz sein dürfe, denn auch hier läuft es darauf hinaus, daß die Tugend auf einem Wissen beruhe.

Der 'Hippias maior' hat das Schöne zum Gegenstand, ist also in

gewissem Sinne genereller als die besprochenen Dialoge, denn die Schönheit ist ein Merkmal, das der Frömmigkeit, Tapferkeit, σωφροσύνη gemeinsam ist. Aber die Untersuchung verwirrt sich in einen unlösbaren Zwiespalt zwischen dem Schönen und dem Guten. Das Schöne wird nämlich als das Nützliche definiert, dieses aber ist das, was das Gute bewirkt, somit ist das Schöne die Ursache des Guten. Dann können aber das Schöne und das Gute nicht in Wechselbeziehung stehen, das Gute kann nicht schön, das Schöne nicht gut sein (295c ff.) — doch damit erklären sich Hippias sowohl wie Sokrates nicht einverstanden. — Erst im 'Gorgias' ist dieser Widerspruch, der auf den zweifachen Sinn der Kopula ἐστίν zurückzuführen ist, beseitigt, indem das Schöne als gut erklärt wird entweder wegen eines Nutzens (Gutes) oder wegen einer Lust oder um beider willen (474d ff.); die Beziehung zwischen diesen beiden Stellen ist offensichtlich.

Der 'Hippias minor' führt gar zu dem tollen Schluß, daß der, der freiwillig Unrecht tue, besser sei als der unabsichtlich Fehlende; ja, da er die denkbar größte Sachkenntnis besitzen müsse, so sei er überhaupt identisch mit dem Guten. Wie wenig ernst es Sokrates mit dieser Ad-absurdum-Führung ist, wurde schon gesagt, und hier scheint es wirklich gar keinen Ausweg aus der logischen Wirrnis zu geben. Der tiefere Grund liegt wider in Sokrates' Methode, von praktischen Dingen Analogien für die sittlichen abzuleiten, daraus entstehen dann leicht gewagte Schlüsse, aber Sokrates legt darauf nicht so großen Wert, wenn sie nur dazu dienen, dem Partner seine Unwissenheit und Unklarheit in sittlichen Fragen zum Bewußtsein zu bringen. Hier wird es recht deutlich, daß das von Sokrates geforderte Wissen von der Tugend eben nicht theoretischer Natur ist, darin gerade unterscheidet er sich von den Sophisten, die sich ja mit derartigen Untersuchungen auch beschäftigen. Auch für ihn ist das Problem: wie sind die Menschen zur Tugend zu bringen, auch er glaubt an ihre Lehrbarkeit, aber ihm ist das eine viel tiefere und umfassendere Angelegenheit.

Das ist auch das Thema des 'Protagoras': ist die Tugend lehrbar? und man kann sagen, daß dieser Dialog alles zusammenfaßt, was die bisherigen Schriften im einzelnen behandelt und etwa zutage gefördert hatten.

Im 'Protagoras' ist die Szenerie überaus lebendig und anschaulich geschildert, auch darin ist er eine Steigerung der vorhergehenden Dialoge. Ein Vorspiel sozusagen bereitet auf das Hauptgespräch vor und deutet schon dessen vornehmlichsten Zweck an. Die Unterredung mit Protagoras dann leitet bald auf das von Sokrates beabsichtigte Ziel über, der Sophist verspricht die politische ἀρετή zu lehren (318e ff.), worauf Sokrates ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Anschauung behauptet, diese und überhaupt die ἀρετή sei nicht lehrbar. Als Beweis führt er die allgemeine Überzeugung an, die sich darin äußere, daß jeder Schuster, Schneider usw. in politischen Dingen und in Erziehungsfragen seine Meinung geltend machen dürfe, während man bei allen übrigen Sachen Wissen verlange, außerdem seien grade die Söhne der größten Staatsmänner, z. B. des Perikles, darin gar nicht hervorragend (319a ff.).

Wie wenig überzeugend diese Argumente im Munde eines Sokrates klingen, braucht nicht weiter erläutert zu werden. Protagoras 'widerlegt' sie in einer langen ἐπίδειξις durch einen Mythus, muß aber doch zugeben, daß die Tugend auf einer Anlage beruhe.

Von dieser Rede, erklärt Sokrates, sei er ganz bezaubert, nur über einen Punkt möchte er noch Auskunft haben, und damit wendet er sich zu dem zweiten großen Problem, das im Grunde allen den kleinen Dialogen gemeinsam war, dem nach dem Verhältnis der Tugenden zueinander: *Πότερον ἓν μέν τί ἐστιν ἡ ἀρετή, μόρια δὲ αὐτῆς ἐστιν ἡ δικαιοσύνη καὶ σωφροσύνη καὶ ὁσιότης, ἢ ταῦτ' ἐστὶν ἃ νυνδὴ ἐγὼ ἔλεγον πάντα ὀνόματα τοῦ αὐτοῦ ἑνὸς ὄντος* (329 c).

Protagoras, der offenbar die Schwierigkeit gar nicht erkannt hat, antwortet ganz unbefangen mit der populären Anschauung: die einzelnen Tugenden sind Teile der Tugend, die untereinander verschieden sind und verschiedene Funktionen haben. Dagegen beweist Sokrates, allerdings mit einigermaßen anfechtbaren Deduktionen, daß Frömmigkeit und Gerechtigkeit, Weisheit und *σωφροσύνη*, wenn nicht dasselbe, so doch einander wesensverwandt seien.

Der Gang der Untersuchung wird unterbrochen, als Protagoras die Rolle des Fragenden übernimmt und die Erklärung eines Gedichtes des Simonides anregt. Diese hat für unsre Zwecke kaum etwas Positives, außer daß der Satz: Keiner fehlt mit Willen, wider energisch betont wird (345 d, e).

Darauf nimmt Sokrates den Faden von neuem auf und fragt Protagoras, ob er seine Behauptung noch aufrecht erhalte; dieser lenkt nun insofern ein, als er zugibt, daß die andern Tugenden wohl untereinander verwandt wären, nur die Tapferkeit genieße eine Ausnahmestellung. Man könne ungerecht, gottlos usw. sein und doch tapfer (349 d).

Sokrates will auch hier beweisen, daß die Tapferkeit mit der Weisheit identisch sei. Da Protagoras auf seine Behauptung zurückgreift, die Tapferkeit beruhe hauptsächlich auf Anlage: *ἀνδρεία δὲ ἀπὸ φύσεως καὶ εὐτροφίας τῶν ψυχῶν γίγνεται* (351 b), muß Sokrates weiter ausholen, und er erklärt diesen Beweis für sehr schwierig (354 e ff.): alle Menschen trachten nach Lust, und alle Lust ist zunächst etwas Gutes. Nur kann eine Lust von einer Unlust begleitet sein, die größer ist als die Lust selbst, z. B. gutes Essen, Ausschweifungen können Krankheit zur Folge haben, oder eine Unlust kann umgekehrt eine größere Lust verursachen, z. B. eine Operation kann die Gesundheit bringen —, so ist zwischen verschiedenen Graden der Lust und Unlust zu unterscheiden, aber die Lust bleibt trotz allem ein Gut, die Unlust ein Übel, und es ist sinnlos, wenn es heißt, man tue das Böse, trotzdem man das Gute kenne, d. h. die Menschen würden von Begierden beherrscht. Wenn jemand diesen Fehler habe, so sei das ein intellektueller Mangel, es fehlt ihm die genügende Einsicht in die Abstufungen der Lust und Unlust. Also ist klargestellt, daß *ἡ σωτηρία τοῦ βίου* (357 a ff.) auf einer *τέχνη* oder *ἐπιστήμη* beruhe, und es wird nochmals die unbedingte Macht der Erkenntnis betont: *ὡμολογοῦμεν ἐπιστήμης μηδὲν εἶναι κρεῖττον, ἀλλὰ τοῦτο ἀεὶ κρατεῖν, ὅπου ἂν ἐνῇ, καὶ ἡδονῆς καὶ*

τῶν ἄλλων ἁπάντων (357 c). Wer den Lüsten nachgibt, handelt aus Unverstand.

Weiter: das Angenehme ist gut, das Unangenehme schlecht (*κακόν*). Niemand also wird etwas Schlechteres tun, wenn er die Möglichkeit zu etwas anderem hat, das er für besser hält, da ja das Bessere in seiner Macht steht. Denn niemand geht aus freier Wahl dem Bösen nach, und es scheint gar nicht in der Natur des Menschen zu liegen *ἐπὶ ἃ οἴεται κακὰ εἶναι ἐθέλειν ἰέναι ἀντὶ τῶν ἀγαθῶν* (358 a ff.).

Die Anwendung dieser Sätze auf die Tapferkeit ergibt sich leicht. Wenn *φόβος* die Erwartung eines Übels ist, so ist es unmöglich, daß ein Mensch auf das ausgeht, was er fürchtet. Der Unterschied zwischen dem Tapferen und dem Feigen beruht vielmehr darauf, daß dieser schimpfliche Furcht hegt, jener nicht; andererseits unterscheidet sich der Tapfere vom Tollkühnen dadurch, daß er nicht verwegen ist. Der Grund für die Feigheit und Verwegenheit ist immer *ἀμαθία*. Die Feigheit also ist *ἀμαθία τῶν δεινῶν καὶ μὴ δεινῶν*, die Tapferkeit *σοφία τῶν δεινῶν καὶ μὴ δεινῶν* (360 d).

Damit ist denn auch die Tapferkeit als eine *ἐπιστήμη* festgestellt, was Protagoras notgedrungen zugibt.

Am Schluß faßt Sokrates das Ergebnis des ganzen Dialogs zusammen, indem er den 'Ausgang des Gesprächs', ironisch personifizierend, sagen läßt, sie hätten ja ihren Standpunkt geradezu gewechselt, Sokrates und Protagoras. Sokrates, der anfangs behauptet habe, die Tugend sei nicht lehrbar, scheine jetzt damit, daß er zu zeigen suche, daß jede Tugend auf Erkenntnis beruhe, die Lehrbarkeit der Tugend gerade zu beweisen, während Protagoras, der leugnen wolle, daß die Tugend Erkenntnis sei, ihre Lehrbarkeit zweifelhaft mache (361 a ff.).

Sokrates schlägt vor, die ganze Frage noch einmal von Grund auf anzufangen und zu untersuchen, was die Tugend denn eigentlich sei, erst dann könne man weiter daran gehen, zu ermitteln, ob sie lehrbar sei. Aber Protagoras läßt sich darauf nicht ein.

Das etwa ist der positive Gehalt des 'Protagoras', aber den Kern des Dialogs treffen wir auch damit nicht. Der liegt doch wider in der Auseinandersetzung mit dem Gegner, in dem Einwirken auf ihn. Und diesmal ist es ein weit wichtigerer Partner als sonst, der Sophist Protagoras, und eigentlich nicht dieser allein, sondern die andern Sophisten mit, also die Sophistik überhaupt. Die Sophisten behaupten, die Tugend zu lehren und wissen nicht einmal, worin sie besteht, oder aber sie sehen sie in ganz äußerlichen Sachen, in der Fähigkeit, die eignen und öffentlichen Angelegenheiten gut zu verwalten. Also wider wird, und diesmal im weitesten Umfange, das Erziehungsproblem vorgenommen, denn, wie wir sehen, das ist ja im Grunde das Problem des Sokratismus.

Zwischen diesen Dialogen und dem 'Gorgias' ist wohl ein größerer zeitlicher Zwischenraum anzunehmen, in dem, wie man meist glaubt, die Anklageschrift des Polykrates gegen Sokrates erschienen sein wird; diese gab das Bild des Sokrates in einer ganz unsinnig verzerrten Weise wider, und dagegen, meint man dann, will sich der 'Gorgias' wenden. Daher seine Schärfe.

Doch betrachten wir zunächst den Gedankengang und Aufbau des Dialogs.

Ähnlich wie im 'Protagoras', doch ohne daß die Szenerie so ausführlich geschildert wird, kommt Sokrates mit seinem jungen Freunde Chairephon zu einem Sophisten, diesmal Gorgias, um von ihm zu erfahren, was denn eigentlich die von ihm geübte Kunst sei (447a ff.).

Von da ab gliedert sich der Dialog deutlich in drei Teile, die auch durch den Wechsel der Gesprächspersonen hervorgehoben sind, jeder Teil führt die Untersuchung bis zu einem gewissen Ziele.

Den 1. Teil bildet im wesentlichen die Unterredung mit Gorgias, und sein Thema ist: Was ist die Rhetorik? Polos, der sich vordrängen und gern seine Redekunst zeigen will, wird zurückgewiesen, und nun sind Sokrates und Gorgias die Sprechenden (448 a). Gorgias bezeichnet sich zunächst als *ῥήτωρ* und behauptet, auch andere dazu bilden zu können (449a, b). Doch Sokrates wünscht weiter zu erfahren, worüber die Rhetorik reden lehre, und bringt Gorgias endlich dahin, zu erklären, die Rhetorik sei *πειθοῦς δημιουργός* (453 a) *τῆς ἐν τοῖς δικαστηρίοις καὶ ἐν τοῖς ἄλλοις ὄχλοις, καὶ περὶ τούτων ἅ ἐστιν δίκαιά τε καὶ ἄδικα* (454 b), also eine auf bloßen Glauben, nicht auf Wissen gegründete Kunst. Von dieser rein formalen Kunst läßt sich freilich ein unrechter Gebrauch machen, doch seien dafür die Lehrer nicht verantwortlich (457 a).

Sokrates zieht nun die Folgerungen aus Gorgias' Aussagen: Der Redner genießt also vor der unwissenden Menge den Schein des Wissens über Dinge, die er tatsächlich gar nicht weiß (458e ff.). Gilt das auch *περὶ τὸ δίκαιον καὶ τὸ ἄδικον καὶ τὸ καλὸν καὶ ἀγαθὸν καὶ κακόν*; oder muß der Redner darin Sachkenntnis besitzen und kann der Rhetor seine Schüler darin belehren? (459c ff.) Darauf kann nun Gorgias nicht anders als zugeben, in diesem einen müsse der Redner allerdings ein Wissen haben (460 a). Sokrates schließt daran nach seinem gewohnten Satze, daß, wer das Gute kenne, es auch tue, die Konsequenz: Wenn der Redner die Kenntnis des Gerechten und Ungerechten besitze, könne er ja von seiner Kunst keinen ungerechten Gebrauch machen. Gorgias steht also mit seiner Definition selbst im Widerspruch (460d ff.).

2. Teil. Hier fällt Polos in das Gespräch ein, Gorgias habe nur aus Schamgefühl zugegeben, daß der Redner die Kenntnis des Gerechten und Ungerechten haben müsse, und nun überläßt Sokrates ihm die Weiterführung. Polos wirft also aufs neue die Frage nach dem Wesen der Rhetorik auf. Diesmal ist Sokrates der Antwortende, und er geht davon aus, daß er alle Beschäftigungen mit dem Leibe und der Seele in zwei Klassen teilt; die eine erstrebt immer das Beste und beruht auf *ἐπιστήμη*, die andere nur *ἡδονή*, doch gibt sie sich den Schein, als wolle sie das Beste. Zur ersten Klasse gehören auf dem Gebiete des Seelenlebens Gesetzgebung und Rechtspflege, zur zweiten Rhetorik und Sophistik, die *εἴδωλα* jener. Die Rhetorik ist also gar keine Kunst, sondern nur eine Fertigkeit, ein Teil der Schmeichelei (462b ff.).

Trotz allem hält Polos daran fest, daß die Rhetorik eine große Macht sei, sie könne bewirken, was ihr beliebt (466a ff.). Sokrates

nimmt darauf eine Scheidung vor zwischen Belieben (δοκεῖν) und Wollen (βούλεσθαι). Alles Wollen hat einen bestimmten Zweck, nämlich das Gute, auf den alles hinstrebt, für den alles Mittel ist (466d ff.). Wenn jemand also nicht die Einsicht hat, was das Gute ist, so wird er nicht das tun, was er will, mag er auch die Macht haben, zu tun, was ihm beliebt. Die wirkliche Macht jedoch besteht darin, zu tun, was man will, diese aber fehlt der Rhetorik (468d, e).

Davon aber will Polos nicht abstehen, daß die Macht der Rhetoren und Tyrannen beneidenswert sei, als Beispiel führt er Archelaus von Makedonien an, so muß auch Sokrates weiter darauf eingehen; er lehnt aber rhetorische Beweismittel wie Anführung von Zeugen, Auslachen des Gegners entschieden ab. Zunächst zwingt er Polos zu der Einschränkung, daß Unrechttun nur dann zu wünschen sei, wenn es ungestraft geschehen kann (470a, b), er selbst dagegen stellt die These auf: Unrechtleiden sei besser als Unrechttun, das größte Übel aber, Unrecht zu tun und keine Strafe dafür zu leiden (469b ff.).

Polos behauptet nun noch, daß Unrechtleiden κάκιον sei als Unrechttun, daß das Unrechttun aber αἴσχιον sei, gibt er zu (474c). Auf dieses Zugeständnis baut Sokrates seinen Beweis: Das Schöne ist schön entweder um einer Lust oder um eines Nutzens willen, das Häßliche häßlich wegen des damit verbundenen Schmerzes oder Übels (474d ff.). Auf das Unrechttun angewandt: dieses kann nicht häßlich sein durch Schmerzen, sondern nur als ein Übel. Danach muß Polos zugeben, daß Unrechttun ein größeres Übel sei als Unrechtleiden. — Und da die Strafe von dem Unrecht befreit, dem Gestraften also sein Recht zuteil wird, da seine Seele sich bessert, so ist es besser, für ein Unrecht bestraft zu werden als straflos zu bleiben (476a ff.).

Daraus zieht Sokrates endlich die Summe: Die Redekunst hat also gar keinen Nutzen, höchstens könnte sie dazu dienen, das eigne Unrecht und das der Freunde recht offenbar zu machen, damit es bestraft würde, das der Feinde aber ungestraft bleibe, ἐπεὶ τῷ γε μὴ μέλλοντι ἀδικεῖν οὐ μεγάλη τίς μου δοκεῖ ἡ χρεία αὐτῆς εἶναι (480a ff.).

3. Teil. Wider also ist ein Gegner erschöpft, und der jetzt auf den Plan tritt, ist vielleicht der gefährlichste. Hatten Gorgias und Polos doch Recht und Sittlichkeit wenigstens nach außenhin noch anerkannt, so scheut sich Kallikles nicht, offen auszusprechen, daß sie für ihn keine Gültigkeit haben. Und Sokrates unterläßt nicht, diese Offenheit und Freimütigkeit lobend hervorzuheben.

Kallikles beginnt damit, die Zugeständnisse seiner Vorgänger zu tadeln, sie seien durch Sokrates' Sophistereien hervorgerufen, indem er einmal das Recht, das auf φύσις, das andre Mal das auf νόμος beruhe, anwende; φύσει soll der Stärkere auch die größere Macht haben, νόμῳ sind alle Menschen gleich. Sokrates würde das auch einsehen, wenn er von der Philosophie endlich ablasse und sich den größeren Künsten, der Rhetorik und Politik, zuwende. Denn Philosophie sei eine ganz schöne Sache für Jünglinge, wer sich ihr aber noch als Mann hingebe, den mache sie im Staatsleben unerfahren und rechtlich schutzlos (481b ff.).

Damit ist denn das Problem gestellt, auf das schon die ganze

bisherige Erörterung abzielte und das sich also als das beherrschende ergibt: Ist die Philosophie oder die Politik der wahre Lebensinhalt? Sokrates bezeichnet diese Untersuchung als die schönste von allen und hofft, mit Kallikles' Hilfe zu einem sichern Ergebnis zu kommen (487 a ff.).

Zunächst wird Kallikles von Sokrates dazu gedrängt, seine Anschauungen (488 b: *ἄγειν βίᾳ τὸν κρείττω τὰ τῶν ἡττόνων καὶ ἄρχειν τὸν βελτίω τῶν χειρόνων καὶ πλέον ἔχειν τὸν ἀμείνω τοῦ φαυλοτέρου*) näher darzulegen und bezeichnet die *κρείττονες* erst als die physisch stärkeren, dann als die einsichtsvolleren, endlich als die *φρόνιμοι καὶ ἀνδρεῖοι εἰς τὰ τῆς πόλεως πράγματα* (491 b), denen komme es zu, zu herrschen und mehr zu haben als die andern (491 c, d). Als hierauf Sokrates fragt, ob die Herrschenden denn auch sich selbst beherrschen müssen, erklärt das Kallikles für einfältiges Zeug, nicht Beherrschung, sondern vollste Befriedigung der Begierden sei *ἀρετή τε καὶ εὐδαιμονία* (492 c). Hierin aber ist, wie Sokrates glaubt, das ausgesprochen, was die andern alle auch denken, nur nicht zu gestehen wagen. Der Prüfung dieses Satzes also gilt alles (492 d).

Sokrates beginnt seine Widerlegung mit Bildern, die wohl dem pythagoreischen Vorstellungskreise entstammen, und Kallikles antwortet auf gleiche Weise, immerhin wird er dadurch gezwungen, seine Stellung deutlicher zu umschreiben, und so kommt er dahin: Jede Befriedigung der Begierden ist angenehm, eine Lust, gleichgültig worauf sie gehen. Und das Angenehme ist gleich dem Guten, es gibt keine Lust, die nicht auch gut ist (492 e ff.).

Gegen die so vertretene Gleichsetzung von Angenehm (Lust) und Gut richtet Sokrates zwei Beweise. Der erste stützt sich darauf, daß das Gute und sein Gegenteil, das *κακόν*, nicht gleichzeitig vorhanden sein können, während die Lust, die in der Befriedigung eines Begehrens, also eines Schmerzgefühls besteht, *κατὰ τὸν αὐτὸν τόπον καί χρόνον* wie dieses Schmerzgefühl statt haben und aufhören, wie es z. B. beim Trinken der Fall ist — so ist Lust haben (*χαίρειν*) nicht gleich gut leben (*εὖ πράττειν*) und *ἕτερον γίγνεται τὸ ἡδὺ τοῦ ἀγαθοῦ* (495 c ff.).

Der zweite Beweis geht davon aus, daß Kallikles vorher zugegeben hatte, die Einsichtigen und Tapferen seien gut, die Törichten und Feigen böse, und zwar dadurch, daß ihnen Gutes, bzw. Böses innewohnt. Nun haben aber die Bösen ebensoviel Lust wie die Guten, vielleicht sogar noch mehr (z. B. die Feigen, wenn der Feind abzieht), und die Guten haben auch Schmerz, so daß, wenn die Lust gleich dem Guten wäre, die Bösen ebenso gut wären wie die Guten, die Guten ebenso böse wie die Bösen (497 e ff.). Dem weicht Kallikles aus, indem er erklärt, kein Mensch zweifle daran, daß einige Lust besser, einige schlechter sei, gut sei die Gutes und Nützliches bewirkende, schlecht die Schlechtes bewirkende. Daraus braucht Sokrates nur die Folgerungen zu ziehen: Die gute Lust also dürfe man allein wählen, da ja alles um des Guten willen getan würde. Um das aber zu entscheiden, bedarf es eines Kunstverständigen (499 c ff.).

Von dem gewonnenen Resultat kommt Sokrates auf die früheren Untersuchungen zurück, auf die Scheidung von wahren Künsten und

empirischen Fertigkeiten, die nur darauf gehen, Lust zu verschaffen. Zu diesen gehört die Musik und die Dichtkunst und endlich auch die Rhetorik, wenigstens soweit sie sich nur dem Volke gefällig erweisen will (500 b ff.). Die wahren Künste dagegen suchen überall Ordnung und Planmäßigkeit herzustellen, so müsse die wahre Redekunst die ἀκολασία der Seele beseitigen und diese zur Besonnenheit und Tapferkeit und allen andern Tugenden zu führen suchen (503 d ff.).

Da Kallikles sich weigert, fernerhin zu antworten, muß Sokrates allein weiter sprechen, und seine Rede wird immer mehr zu einem tiefen Bekenntnis: Die Tugend bestehe in τάξις und κόσμος und die geordnete Seele sei besser als die ungeordnete, die geordnete Seele aber sei die sittliche, die besonnene, kurz die gute. Und diese sei zugleich gerecht und fromm und auch tapfer. Dann ist auch der Besonnene glücklich, der Zügellose unglücklich, denn er kann in keiner Gemeinschaft und Ordnung mit Göttern und Menschen leben (505 e ff.).

Damit sind die früheren Sätze aufs neue bestätigt: daß Unrechttun schlechter sei als Unrechtleiden und daß der Redner notwendig die Kenntnis des Rechten und Unrechten besitzen müsse (507 c ff.). Und Sokrates ist gar nicht so schlimm daran, wenn er sich gegen ungerechte Anklagen nicht schützen kann, der Verleumder hat in Wahrheit das größere Übel (508 c ff.). Vor dem Unrechtleiden könnte man sich überhaupt nur schützen, indem man dem Gewalthaber ganz ähnlich werde und so viel Unrecht wie möglich tue, aber dadurch würde man ja ein weit schwereres Übel auf sich laden, die Zerrüttung der Seele. Daher dürfe man auf die Erhaltung des Lebens nicht so großen Wert legen, denn nur das sittliche Leben sei wirklich ein Gut (509 ff.).

Von diesem Standpunkt aus wird die Staatskunst noch einmal betrachtet. Es kann nicht mehr zweifelhaft sein, daß nur die Staatskunst wertvoll ist, die darauf ausgeht, das Volk zu bessern, und man sollte an sie nur diejenigen lassen, die schon im kleinen Kreise ihre Befähigung nachgewiesen haben (513 ff.). Auch die gepriesenen großen Staatsmänner Athens, wie Perikles, Miltiades usw., haben das Volk statt besser nur zügelloser gemacht, wie ihr eigenes Schicksal beweist, auch sie sind also nicht die rechten Staatsmänner. Ebenso wie diese können die Sophisten und Redner sich nicht beklagen, daß sie ungerecht behandelt würden, wenn sie wirklich zu bessern verstanden haben, denn der Gebesserte wird ja nicht Unrecht tun (515 b ff.). Mit hohem Ernst und Stolz bekennt Sokrates endlich: er glaube, vielleicht als einziger von allen Athenern, die wahre Staatskunst zu betreiben, indem er dem Volke nicht schmeichle, sondern es zu bessern suche. Und wenn er auch darum den Tod leiden müsse, so habe er doch recht getan und brauche die Strafe des Hades nicht zu fürchten (521 c ff.).

Zur Bekräftigung aller dieser Worte erzählt Sokrates nun den Mythus vom Totengericht, nach dem die Guten auf die Inseln der Seligen, die Bösen in das Gefängnis des Hades kommen, die Bösen aber sind entweder heilbar oder unheilbar, so daß ihre Strafe nur noch als Abschreckung dienen kann — das sind fast alle Tyrannen, die Guten

sind meist die Philosophen, die ein zurückgezogenes Leben geführt haben (523 a ff.).

Noch einmal werden die Hauptergebnisse hervorgehoben: Unrechttun ist schlechter als Unrechtleiden, das größte Übel ist, für ein begangenes Unrecht straflos zu bleiben. Und ehe man an Staatsgeschäfte gehe, müsse man in der Tugend befestigt sein. Der Satz aber solle unser Führer sein *ὅς ἡμῖν σημαίνει, ὅτι οὗτος ὁ τρόπος ἄριστος τοῦ βίου, καὶ τὴν δικαιοσύνην καὶ τὴν ἄλλην ἀρετὴν ἀσκοῦντας καὶ ζῆν καὶ τεθνάναι* (527 a—e).

Auch einige der früheren Dialoge hatten sich mit der Sophistik auseinandergesetzt, namentlich die beiden 'Hippias' und der 'Protagoras'. Im 'Hippias minor' (372 b) hatte Sokrates erklärt, daß er 'wohl in keinem Punkte mit den Sophisten übereinstimme', und das ganze Virtuosentum und Blendwissen dieser Leute an den Pranger gestellt, während er Sachkunde in allen Dingen forderte (386 b ff.). Und wie noch durchaus im ersten Teil des 'Gorgias' ist im 'Protagoras' sein schärfster Vorwurf gegen die Sophistik, daß sie nicht auf einer festen sittlichen Grundlage beruhe. Aber der weitere Verlauf des 'Gorgias' unterscheidet sich denn doch dann ganz wesentlich von diesen Versuchen der vorausgegangenen Dialoge. Dort war die Auseinandersetzung noch ziemlich friedlich gewesen, wenn auch viel Spott und Ironie mit einfloß, und sie ging immer noch von der Überzeugung aus, durch Vorstellung des wahren Sachverhalts bessernd wirken zu können — hier dagegen wird mit aller Strenge die Scheidewand gezogen, die das Streben des Sokrates von dem der Sophistik trennt, es soll schlechterdings keine Gemeinschaft bestehen. Und nicht nur gegen die Lehrweise der Sophisten richtet sich der Kampf, sondern gegen den ganzen Geist der Zeit, der von ihnen ausgegangen ist, den Geist der Oberflächlichkeit, des Scheins, des Egoismus. Dem stellt Platon als sein Ideal das unbedingte Streben nach Recht und Wahrheit gegenüber, denn hier ist es offenbar nicht mehr Sokrates, der spricht, sondern Platon. Hier ist die Aufgabe nicht mehr, von einzelnen sittlichen Fragen ausgehend die Menschen zur Selbstbesinnung zu veranlassen, sondern es gilt, die ganze sittliche Lebensauffassung, wie sie von Sokrates praktisch geübt worden war, jener andern feindlichen entgegenzusetzen und theoretisch zu begründen. Es genügte nicht mehr, das sittliche Gewissen zu wecken, jetzt mußte die praktische Lebensweisheit wissenschaftlich und streng abgegrenzt werden. Also Sokrates' 'Philosophie' entwickelt sich hier zur Wissenschaft, und die ethisch-philosophische Wissenschaft wird als Ideal und Lebensaufgabe gegen das praktische Lebensziel des Weltmanns verteidigt und erhoben.

Dadurch wird auch die Methode der Beweisführung bis zu einem gewissen Grade eine andre. Zwar in den beiden ersten Abschnitten des Dialogs ist die alte Art noch zulässig, Gorgias und Polos erkennen ja grundsätzlich noch sittliche Maßstäbe an, Gorgias, indem er zugibt, der Redner müsse gerecht sein, Polos, indem er doch die Notwendigkeit einräumt, alle Handlungen von ethischen Gesichtspunkten aus zu beurteilen; da kann Sokrates ihnen in ihren eignen Widersprüchen eine Falle bereiten. Kallikles dagegen macht nicht das geringste Zugeständnis,



klar und unbedenklich verwirft er die Sittlichkeit als Menschensatzung, die das natürliche Verhältnis nur hindern; Gesetz der Natur sei, daß der Starke uneingeschränkt herrsche, die vollste Befriedigung der Begierden sei Tugend und Glückseligkeit. Und nicht leicht nimmt Platon diesen Gegner, mit einer berückenden Beredsamkeit läßt er ihn sein Ideal schildern. Da ist kein Punkt, wo Sokrates ihn fassen kann, die Untersuchung muß von Grund aus beginnen. Der Satz, auf den Sokrates hinaus will und in dem sich der ganze Unterschied der beiden Richtungen ausdrückt, lautet: Unrecht leiden ist besser als Unrecht tun. Da aber Kallikles als das Wesentliche des Unrechttuns bezeichnet, daß man seine Begierden befriedige und damit sich Lust bereite, gleichwohl aber daran festhält, daß das Streben des Menschen nach dem Guten gehe, so formuliert sich als die entscheidende Frage die: Ist die Lust das Gute und der Sinn alles Tuns? Aus dem Wesen der Lust also muß Sokrates seine Widerlegung ableiten.

Wenn die Lust als das höchste Gut angenommen wird, ist es nur folgerichtig, in der möglichsten Steigerung und Befriedigung der Begierden die Glückseligkeit zu suchen. Denn je stärker und unersättlicher die Begierde, desto größer ist auch die Möglichkeit, durch ihre Erfüllung sich Lust zu schaffen. Auch bei dieser Bestimmung des Guten bleibt das absolute Prinzip bestehen, das Gute an sich duldet keine Einschränkung. So ist es ganz konsequent, wenn Kallikles das Recht dem Stärkeren zuerkennt. Die Tugend muß er natürlich verwerfen, sie würde ja, da sie sich in bestimmten vorgefaßten Grundsätzen ausdrückt, Einfluß auf die Handlungen des Menschen haben, also die völlige Willkür aufheben. Das Begehren des Augenblicks vielmehr soll alles Tun bestimmen, in der *ἀκολασία* liegt *ἀρετή τε καὶ εὐδαιμονία* (492 c), während Tugenden wie Tapferkeit und Wissen (*ἐπιστήμη*) nicht mit dem Guten identisch sind (295 c, d).

Ehe Sokrates daran geht, diese Lehre mit allen Mitteln zu bekämpfen und seine eigne zu verkünden, werden die gegenseitigen Ansichten kurz zusammengefaßt: *ΣΩ. Φέρε δή, ὅπως μεμνησόμεθα ταῦτα, ὅτι Καλλικλῆς ἔφη Ἀχαρνεὺς ἡδὺ μὲν καὶ ἀγαθὸν ταὐτὸν εἶναι, ἐπιστήμην δὲ καὶ ἀνδρείαν καὶ ἀλλήλων καὶ τοῦ ἀγαθοῦ ἕτερον. ΚΑΛ. Σωκράτης δέ γε ἡμῖν ὁ Ἀλωπεκῆθεν οὐχ ὁμολογεῖ ταῦτα. ἢ ὁμολογεῖ; ΣΩ. Οὐχ ὁμολογεῖ* (495 d).

Dann führt Sokrates seine beiden Beweise[1]) gegen diese Gleichstellung von *ἡδὺ* und *ἀγαθόν*, wobei er — ebenso wie Kallikles — vor allem die niedere Lust im Auge hat. Diese aber ist dadurch bestimmt, daß sie niemals rein bleibt, da sie immer mit ihrem Gegenteil, der Unlust, zusammen vorkommt und daß sie von kurzer Dauer ist, denn zugleich mit der Unlust, mit der Erfüllung des Bedürfnisses, hat sie ihr Ende erreicht. Der zweite Beweis geht darauf aus, zu zeigen, daß nach Kallikles Auffassung vom Guten gleich der Lust aller Unterschied zwischen guten und schlechten Menschen aufgehoben sein würde,

---

[1]) S. S. 10.



denn da wäre jeder Mensch gut, solange er genießt, schlecht, solange er entbehrt.

Wenn sich darauf Kallikles den Folgerungen des Sokrates zu entziehen sucht, indem er die Scheidung von besserer und schlechterer Lust einführt (499 b), so ist das nichts anderes als das Zugeständnis, daß seine Anschauung gegenüber der des Sokrates nicht haltbar ist, denn diese neue Formulierung verträgt sich absolut nicht mit seiner eigentlichen Lehre, nach der es zwar größere und kleinere Lust, niemals aber gute und schlechte geben kann.

Freilich ist zu bemerken, daß Platon die Begriffe 'gut' und 'das Gute' (gleich das höchste Gut, die Glückseligkeit) nicht immer scharf auseinanderhält, man kann wohl erkennen, daß es ihm bei seiner Beweisführung vor allem darum zu tun ist, das Wesen des höchsten Gutes herauszuarbeiten, aber er gebraucht dafür häufig das Medium des Guten, indem er die Gesundheit, die Schönheit des Leibes usw. als gut, als Güter der Lust und dem Angenehmen gegenüberstellt, aber auch diese Güter sind nicht das Gute, sind nur ein Teil davon und gehören zu seiner vollsten Vollendung als notwendige Merkmale. Jedenfalls gewinnen wir aus den beiden Beweisen immerhin auch für die Charakterisierung dieses höchsten Gutes einige Züge: dieser Zustand der Glückseligkeit muß von allem Übel unberührt und dauernd sein.

Ist aber dieser Zustand dem Menschen wirklich erreichbar? Ist der Mensch wirklich imstande, sich vor dem Übel zu schützen, das er sich selbst oder andere ihm bereiten können? Das größte Übel vermag er sich selbst zuzufügen, das ist das Unrechttun; um dieses zu vermeiden, genügt nicht der bloße Wille, es bedarf dazu noch eines besonderen Vermögens und einer Kunst, ohne deren Besitz man doch Unrecht tun würde, wenn auch wider Willen, denn niemand tut absichtlich Unrecht (509 c ff.) [1]. Es wird nicht besonders ausgesprochen, aber es ist offenbar, daß Platon unter diesem Vermögen, dieser Kunst eben das Wissen, die Einsicht versteht, wahrscheinlich nimmt er stillschweigend auf die Erträge der vorausgegangenen Dialoge Bezug, in denen das Wesen der Tugend als ein Wissen vom Guten und Übeln bestimmt worden war, im 'Laches', 'Charmides', 'Hippias minor' nicht weniger als im 'Protagoras'.

Ebenso ist eine Kunst nötig, um das Übel abzuwehren, das von andern droht, gegen das Unrechtleiden: Man muß entweder Herrscher sein oder dem Gewalthaber so ähnlich wie möglich werden, d. h. selbst recht viel Unrecht tun — dann wäre man gefeit gegen die Macht der Tyrannen. Aber dafür würde man das größere Übel eintauschen, man würde seine Seele verstümmeln und zerrütten. Also dieses Mittel ist schlecht, und ein anderes weiß Platon nicht anzuführen (510 b ff.). Gegen das Unrechtleiden kann sich somit der Gerechte nicht schützen, ja er muß jeden Tag gewärtig sein, daß man ihn anklagt und zum Tode verurteilt. Auf Erden ist die volle Glückseligkeit nicht zu erlangen, aber dem, der sich bemüht hat, seine Seele von Unrecht freizuhalten, ist eine andere Glückseligkeit beschieden. Alle Menschen müssen, wenn sie

---

[1]) Ebenso z. B. 'Protagoras, 345 d, e.

gestorben sind, sich im Hades vor gerechten Richtern stellen; des Leibes und alles Scheins entblößt, zeigt dann die Seele ihre wahre Gestalt. Derer, die gerecht waren im Leben, wartet eine schöne glückliche Ewigkeit auf den Inseln der Seligen, derer, die Unrecht getan haben, die verdiente Strafe im Hades. So findet in diesem wundervollen Mythos vom Totengericht Platons Glückseligkeitslehre erst ihren Abschluß und ihre Bestätigung. Schon in der 'Apologie' und im 'Kriton' waren ähnliche Gedanken aufgetaucht, auch dort war der Tod als ein Gutes angesehen und einem Leben in Ungerechtigkeit vorgezogen worden. Aber das alles war doch sehr unbestimmt gelassen, der Zustand der Seele nach dem Tode schien noch zweifelhaft, und vor allen Dingen war er nicht in Verbindung mit der Glückseligkeitslehre gebracht worden ('Apologie' 29a, 40a ff.; 'Kriton' 54b, c).

Die für uns wichtigsten Schlüsse, die Sokrates aus Kallikles' Zugeständnis, daß das Angenehme (die Lust) nicht dasselbe sei wie das Gute und daß es gute und schlechte Lust gäbe, zieht, sind: Um zwischen guter und schlechter Lust unterscheiden, also das Gute wählen zu können, muß man kunstverständig sein (300a), damit wird wider das Wesen der Tugend in einem Wissen um das Gute und Üble gesehen, wie in allen vorhergehenden Dialogen. Ferner: Die Lust ist das, durch dessen Hinzukommen wir ergötzt werden; das Gute das, durch dessen Anwesenheit wir gut sind. Gut sind wir und alles, was gut ist, durch die Anwesenheit einer *ἀρετή*. Jede *ἀρετή* besteht in einer gewissen Ordnung, also auch die der Seele. Die geordnete Seele ist die sittliche, die sittliche die besonnene. Die besonnene Seele tut überall, was sich gebührt, gegen Götter und Menschen, also das Fromme und Gerechte; und wer gerecht handelt, muß selbst fromm und gerecht sein. Aber auch tapfer, denn der Besonnene wird nichts suchen oder fliehen, was sich nicht gebührt, sondern ausharren und fliehen, wo er soll. Der besonnene Mann also ist zugleich gerecht, fromm und tapfer. Damit ist denn offensichtlich die in den vorausgegangenen Dialogen schon hier und da angedeutete, doch nie ganz durchgeführte Lehre von der Einheit der Tugenden ausgesprochen. Im 'Euthyphron' wurde schließlich die Tugend der Frömmigkeit als eine Gerechtigkeit gegen die Götter angesehen, im 'Charmides' vor allem schien die *σωφροσύνη*, wenn nicht die Tugend schlechthin, so doch ihren wesentlichsten Kern auszumachen, auch im 'Laches' war wenigstens das gemeinsame Moment aller Tugenden, die Kenntnis des Guten und Bösen, mit Nachdruck hervorgehoben. Besonders hatte der 'Protagoras' diese Lehre betont und gegen die sophistische verteidigt, auch da war der Beweis der gewesen, daß alle Einzeltugenden mit der *σοφία* zusammenfielen oder doch nahe verwandt wären, und der Erkenntnis wurde die allergrößte Macht zugesprochen ('Prot.' 359b, c). Dem widerspricht es auch nicht, wenn im 'Gorgias' (wie im 'Charmides') die *σωφροσύνη* als das einigende Band aller Tugenden angesehen wird, denn die *σωφροσύνη* besteht ja wider, wie aus allem klar wird, vornehmlich in dem Vermögen, die Übel und Güter zu unterscheiden.

Freilich klingt daneben schon mächtig und lockend ein neues

Prinzip an, das alles Gute, also auch die Tugend und Glückseligkeit, bestimmen soll, die Ordnung und Harmonie. Wie beide unverbunden nebeneinander stehen, bald das eine, bald das andere wichtiger erscheint, darin zeigt sich deutlich das Studium des Übergangs, die neuen Anschauungen vermögen die alten noch nicht umzubilden und zu berichtigen. Woher die neuen Gedanken kommen, kann nicht zweifelhaft sein, es sind die Lehren des Pythagoras, die Platon wohl inzwischen auf seiner ersten sizilischen Reise kennen gelernt hatte, er gibt sie auch selbst als fremde an: *φασὶ δ'οἱ σοφοί* (507e, 508a).

Nehmen wir alles zusammen, so dürfen wir die Ethik Platons, wie sie sich im 'Gorgias' darstellt, nach kantischer Terminologie als eine durchaus heteronomische bezeichnen, denn Tugend und Sittlichkeit fallen mit der Glückseligkeit völlig zusammen, ja sie werden geradezu zum Streben nach der Glückseligkeit nach Maßgabe der Erkenntnis des Guten.

Wenn wir unter diesem Gesichtspunkte den 'Protagoras' ins Auge fassen, so finden wir, daß er ganz allgemein auf dem selben ethischen Prinzip beruht. Auch dort heißt es, daß alle menschlichen Handlungen aus dem Streben nach dem Guten fließen und daß jeder Mensch von zwei Übeln stets das wählen wird, welches er für das geringere hält ('Protagoras' 358a). Trotzdem aber ergeben sich auf den ersten Blick tiefe Unterschiede in dem, wie das Gesetz des Handelns in beiden Dialogen bestimmt ist, und diese liegen in der Definition des Guten. Das Gute, es sei nochmals betont, hat dabei immer den Sinn des für uns Guten und Nützlichen, nie bedeutet es 'gut an sich', ohne daß an die Beziehung zur menschlichen Glückseligkeit zu denken wäre. Darin stimmen 'Gorgias' und 'Protagoras' überein.

Im 'Protagoras' wird der Satz: Die Lust ist das Gute, die Unlust das Böse, gegen den Sophisten Protagoras verteidigt, der gerade zwischen guter und schlechter und indifferenter Lust scheiden will. Gut ist daher die lustbringende, böse die unlustbringende Handlung, aber freilich kann diese Einteilung nicht so ohne weiteres hingenommen werden, denn die Lust ist oft irgendwie mit einer Unlust verbunden und nicht alles, was man gewöhnlich *ἡδύ* nennt, ist dieses Namens in jedem Falle würdig. Viele scheinbare Lust ist in Wirklichkeit Unlust, wenn sie mit schädlichen Folgen verbunden ist, die die Summe der augenblicklichen Lust übersteigen. Also nur das kann als Lust gelten, was keine Unlust zur Folge hat, oder in dem doch die Lust größer ist als die Unlust (354a ff.), ja eine Handlung, die zunächst Schmerz bringt, muß doch als Lust bezeichnet werden, wenn sie ein größeres Maß von Lust nach sich zieht, wie z. B. eine Operation; und die einfache Maxime: Tue, was dir Lust bringt, erfordert eine Einschränkung durch die Forderung der Fähigkeit, die mit allem Tun verbundene Lust und Unlust abzuschätzen und diejenige Handlung auszuwählen, die einen Überschuß an Lust verspricht, sei es im Augenblick, sei es in der Zukunft ('Prot.' 356b).

Platon hatte diese Gleichsetzung von *ἡδύ* und *ἀγαθόν* im 'Protagoras' festgehalten, um im Interesse der Lehrbarkeit der Tugend ein möglichst einheitliches ethisches Prinzip zu bekommen, und im platonischen Sinne könnte auch das befriedigen, denn am Ende läuft es doch darauf hinaus,

daß die ἡδέα πράγματα die sittlichen Handlungen sind, denn wahrhafte Lust, d. h. solche, die von gar keinem Unlustgefühl begleitet ist, kann nur die Tugend, die sittliche Tat gewähren.

Indessen war doch das Gefährliche und Künstliche dieser Theorie nicht zu leugnen, denn der oberflächliche Betrachter konnte daraus schließlich eine Bestätigung der Lustlehre lesen, wie sie etwa Kallikles im 'Gorgias' vorträgt, und als praktisches Gesetz vollends war sie so gut wie unbrauchbar. Wie sollte es möglich sein, den Wert einer Lust gegen eine Unlust unbedingt abzuwägen und eindeutig zu bestimmen, da doch so viel Subjektives hierbei mitzusprechen hat und sie außerdem in ganz verschiedenen Erlebnissphären liegen können? Auch möchten, wenn ich eine geringere Lust oder gar eine Unlust in Hinsicht auf eine größere Lust in der Zukunft auf mich genommen habe, unberechenbare Zufälle störend eingreifen und mich um den Erfolg betrügen. Also es wäre eine ewig unsichere Lage, und nie käme der Mensch zu der reinen, beruhigten Verfassung, in der allein das wahre Glück besteht.

Im 'Gorgias' bekämpft denn auch Platon diese Lehre, die er dem Kallikles in den Mund legt, aufs entschiedenste. Freilich ist das nicht so aufzufassen, als widerrufe er damit geradezu seine im 'Protagoras' ausgesprochenen Anschauungen, denn der Unterschied zwischen der dort gegebenen Beschreibung der Lust und der des Kallikles leuchtet ein. Der 'Gorgias' bringt vielmehr nur eine Einschränkung und Ergänzung des im 'Protagoras' unter besonderem Gesichtspunkte Gesagten. Die Formulierung wird umgestoßen, der Sinn bleibt. Doch Platon geht darin ziemlich radikal vor, er begnügt sich nicht mit bloßen Modifizierungen, mit denen doch nicht viel geholfen wäre, lieber läßt er die alte Form ganz fallen. Denn mochte auch für den gereiften Menschen die Fassung im 'Protagoras' eine Norm darbieten, als Ausgangspunkt für eine allgemeine Sittenlehre mußte die Lust, auch wenn darunter die 'wahre Lust' verstanden wurde, doch ungeeignet erscheinen, und Platon wird durch diese Erkenntnis hier zu einer sehr einseitigen Auffassung der Lust verleitet, so daß er darin eigentlich nur den niederen Genuß sieht. Gerade indem er die alten Beispiele gebraucht, gibt er den veränderten Standpunkt offen zu, die ärztliche Kur wird nicht mehr als eine Lust bezeichnet und darum für gut gehalten, weil sie Lust verschafft, sondern weil sie um des Guten willen geschieht.

Was ist nun aber nach dem 'Gorgias' das Gute? Es wird auch noch das für den Menschen Gute und Nützliche genannt, und Platon führt eine Anzahl Einzelgüter an, wie Gesundheit, Reichtum, doch hinter dem allen erhebt sich ein höchstes Gut, ein Ziel all unsres Strebens, die Glückseligkeit. Und diese kann nicht in dem beständig Schwankenden des Lustgefühls bestehen, sondern einzig in der Stetigkeit und harmonischen Ordnung. Besonnenheit und Gerechtigkeit sind die wichtigsten Bedingungen dieses Zustandes, doch können sie allein ihn nicht völlig herbeiführen, da dem Menschen von außen her immer noch Übel und Ungerechtigkeiten drohen, erst in einem Leben nach dem Tode wird er rein und ungestört verwirklicht werden.

In keinem der früheren Dialoge hatte Platon solche Worte gesprochen,



sei es, daß er sie noch nicht fand, sei es, daß er sie aus irgendeiner Scheu zurückhielt, hier zuerst im 'Gorgias', wo es gilt, die ganze Lebensform, das philosophische Ideal, das er von Sokrates überkommen hatte, dem er sein heiligstes Streben leihen will, der Zeit vorzuhalten und von fremden Einmischungen zu reinigen, klingt das Pathos der heiß suchenden Seele. Nirgends vorher hatte Platon das Wesen der Sittlichkeit so tief erfaßt und dargestellt, nirgends war die Rede gewesen von jenem höchsten Gut, der Glückseligkeit, auch im 'Protagoras' nicht, obwohl es dort so nahe lag.

Aber noch in einem andern geht der 'Gorgias' über die vorherigen Dialoge hinaus. Handelte es sich in diesen ausschließlich um den einzelnen Menschen und seine sittliche Vervollkommnung, so macht sich im 'Gorgias' immer mehr das Interesse am Staat und an der Gesamtheit der Bürger geltend. Mit leidenschaftlicher Schroffheit wird die sophistische Rhetorik, die sich anmaßt, die Staatskunst zu sein, als eine Scheinkunst und Schmeichelei entlarvt, als das Wesen der wahren Staatskunst dagegen bezeichnet *ὡς βελτίστους τοὺς πολίτας ποιεῖν* (z. B. 513 e). Das kann aber nicht geschehen durch Teilnahme an der praktischen Politik, die vermöge des ungeheuren Einflusses der Rhetorik ganz und gar verderbt ist, sondern durch sittliche Erziehung des einzelnen; damit wird die Lebensarbeit des Sokrates in einen Zusammenhang gestellt, der ihm selbst jedenfalls nicht bewußt gewesen war. In diesem Sinne erscheint Sokrates als der einzige wirkliche Staatsmann seiner Zeit: *οἶμαι μετ᾽ ὀλίγων Ἀθηναίων, ἵνα μὴ εἴπω μόνος, ἐπιχειρεῖν τῇ ὡς ἀληθῶς πολιτικῇ τέχνῃ καὶ πράττειν τὰ πολιτικὰ μόνος τῶν νῦν* (521 d). Und wider wird, ähnlich wie im 'Laches' (186 a), der Ernst dieser Aufgabe betont und gefordert, daß einer, der sich ihr widmen will, schon Leistungen aufzuweisen haben muß, damit er auch eine sichere Gewähr für seine Fähigkeit bietet (514 a ff.).

In alledem künden sich, noch keimhaft zwar, die Gedanken des späteren Platon an, wie sie im 'Staat' zur vollen Reife gelangt sind. Freilich, es scheint keine Aussicht, daß der Versuch, sie zu verwirklichen, von Erfolg gekrönt wird. Mit einem schmerzlichen Pessimismus spricht Platon das im 'Gorgias' aus. Die Menschen wollen nur Angenehmes und Schmeicheleien hören, und der Philosoph, der es unternimmt, sie zu bessern, wird von ihnen getötet (521 d ff.), wie der lebende Sokrates selbst es hatte erfahren müssen.

Zeigt sich schon hierin ein Abweichen von der sokratischen Lehrart, deutlicher macht sich das noch in einem anderen Punkte geltend, und zwar betrifft dieser geradezu den Kern der sokratischen Lehre: den Satz von dem Tugendwissen, der Lehrbarkeit der Tugend. Sonst hieß es immer, man brauche einen Menschen nur zu belehren, dann würde er gut und gerecht handeln. Im Mythos vom Totengericht aber lesen wir ('Gorgias' 525 a ff.): *Προσήκει δὲ παντὶ τῷ ἐν τιμωρίᾳ ὄντι, ὑπ᾽ ἄλλου ὀρθῶς τιμωρουμένῳ, ἢ βελτίονι γίγνεσθαι καὶ ὀνίνασθαι ἢ παραδείγματι τοῖς ἄλλοις γίγνεσθαι, ἵνα ἄλλοι ὁρῶντες πάσχοντα ἃ ἂν πάσχῃ φοβούμενοι βελτίους γίγνωνται· εἰσὶν δὲ οἱ μὲν ὠφελούμενοί τε καὶ δίκην διδόντες ὑπὸ θεῶν τε καὶ ἀνθρώπων οὗτοι οἳ*

ἂν ἰάσιμα ἁμαρτήματα ἁμαρτῶσιν· ὅμως δὲ δι' ἀλγηδόνων καὶ ὀδυνῶν γίγνεται αὐτοῖς ἡ ὠφελία καὶ ἐνθάδε καὶ ἐν Ἅιδου· οὐ γὰρ οἷόν τε ἄλλως ἀδικίας ἀπαλλάττεσθαι· οἳ δ' ἂν τὰ ἔσχατα ἀδικήσωσι καὶ διὰ τὰ τοιαῦτα ἀδικήματα ἀνίατοι γένωνται, ἐκ τούτων τὰ παραδείγματα γίγνεται, καὶ αὐτοὶ μὲν οὐκέτι ὀνίνανται οὐδέν, ἅτε ἀνίατοι ὄντες, ἄλλοι δὲ ὀνίνανται οἱ τούτους ὁρῶντες διὰ τὰς ἁμαρτίας τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντας τὸν ἀεὶ χρόνον, ἀτεχνῶς παραδείγματα ἀνηρτημένους ἐκεῖ ἐν Ἅιδου ἐν τῷ δεσμωτηρίῳ, τοῖς ἀεὶ τῶν ἀδίκων ἀφικνουμένοις θεάματα καὶ νουθετήματα.

Durch nichts anderes also können die Ungerechten geheilt werden als durch Strafen, und manche sind überhaupt unheilbar. Mit diesem Bekenntnis aber ist der Standpunkt des ethischen Intellektualismus, wie ihn Sokrates vertreten hatte, verlassen; dem Willen ist ein Anteil an der Bestimmung des Handelns eingeräumt, den vorher noch im 'Protagoras' Platon entschieden abgelehnt hatte, der böse Wille bedarf der Heilung, wie eine Krankheit. (Im 'Protagoras' wurde diese Frage auch gestreift, aber die Strafe wurde als Besserungs- und Abschreckungsmittel lediglich angesehen, und daraus gerade wurde die Lehrbarkeit der Tugend gefolgert ['Prot.' 325 a ff.].) Daneben freilich bleibt die alte Anschauung immer noch bestehen, daß niemand freiwillig Unrecht tut, daß, wer das Gute, die Sittlichkeit, erkannt hat, auch danach handelt, und 460 b heißt es: *Οὐκοῦν κατὰ τοῦτον τὸν λόγον καὶ ὁ τὰ δίκαια μεμαθηκὼς δίκαιος*; die alte und die neue Anschauung haben sich also noch nicht innerlich durchdrungen und gegeneinander abgegrenzt, aber es deutet sich doch ein erstes Ringen darum an.

Auch sonst wird im 'Gorgias' auf den Willen mehr Gewicht gelegt, freilich scheint er identisch mit der wahren Erkenntnis und dieser nie zu widerstreben. Der Wille geht immer auf das Gute und ist vom bloßen Gutdünken streng unterschieden (466 d ff.). Ansätze zu dieser Bestimmung sind in den vorausgehenden Dialogen schon zu finden, im 'Hippias minor' (366 b ff.) wird *βούλεσθαι* im Sinne einer auf einen Zweck gerichteten Absicht gebraucht, im 'Laches' (185 a ff.) ist die Unterscheidung von Mittel und Zweck schon ganz in dem Umfange ausgesprochen wie im 'Gorgias', im 'Charmides' (167 e) wird, allerdings nur ganz flüchtig, das Gute als Gegenstand des Wollens bezeichnet. Erst im 'Gorgias' geschieht das mit solchem Nachdruck.

So machen sich denn im 'Gorgias' schon bedeutende Abweichungen von den rein sokratischen Gedanken geltend. Immerhin sind sie nicht derartig, daß man sie nicht als Fortführung und natürliche Entwicklung dieser Anschauungen ansehen könnte. Und Platon müssen sie offenbar so erschienen sein, er läßt sie von Sokrates aussprechen, als wären es dessen eigne Worte; und wie der Charakter des 'Gorgias' ist, muß man sich hüten, das etwa nur als eine poetische Form aufzufassen oder als eine Tat zum Gedächtnis. Der Wille zur Nachfolge klingt aus dieser leidenschaftlichen Rede zu stark. Mit der Ausbildung der Ideenlehre wird das Problem schwieriger, aber selbst dann noch, müssen wir glauben, war wohl in Platon das Bewußtsein des Empfangenen so tief,

daß er auch sie als eine Frucht aus der Zeugung des sokratischen Geistes empfand.

Literatur.

C. Schaarschmidt: Die Sammlung der platonischen Schriften. 1866.
E. Pfleiderer: Zur Lösung der platonischen Frage. 1888.
— Sokrates und Platon. 1896.
Zeller: Die Philosophie der Griechen II, 1. 4. A. 1889.
Fr. Schleiermacher: Platons Werke. 1804.
Max Wundt: Der Intellektualismus in der griechischen Ethik. 1907.
— Geschichte der griechischen Ethik. 1907.
Wilhelm Wundt: Ethik. II. 4. A. 1912.
Theodor Gomperz: Griechische Denker II. 2. A. 1903.
Bonitz: Platonische Studien. 3. A.
F. Horn: Platostudien. 1893.
Hans Raeder: Platons philosophische Entwicklung. 1905.
C. Ritter: Platon. I. 1910.
M. Pohlenz: Aus Platons Werdezeit. 1913.
Heinrich Maier: Sokrates. 1913.

Leipzig. Friedrich Scheuffler †.

Textkritisches zu Aeschylus[1]

I

Prom. 526ff. 'Möcht ich nie mit Zeus in Zwist geraten, noch je zaudern, die Götter durch Gaben zu ehren *μηδ' ἀλίτοιμι λόγοις ἀλλά μοι τόδ' ἐμμένοι καὶ μήποτ' ἐκτακείη.*' Wer das zum erstenmal liest, wird hinter *λόγοις* einen Punkt setzen und erwarten, daß *τόδε* sich auf Folgendes beziehe. Aber es folgt nichts: die Strophe ist zu Ende, ein Enjambement in die Gegenstrophe wäre an und für sich gegen den Gebrauch[2]) und hier auch gegen den Sinn. Also bezieht sich *τόδε* auf die vorangehenden Selbstermahnungen. 'Dies präge sich mir ein und schwinde nimmer aus meinem Bewußtsein.' Dann aber ist *ἀλλά* unhaltbar, am Platz allein das Asyndeton. *εἴθε, ἀεί, ἐμπέδως*, Worte dieser Art erwartet man statt des *ἀλλά*. Nun ist nach dem Metrum zu fragen: es respondieren zwei Kürzen. Schon damit war über *ἀλλά* das Urteil gesprochen[3]); denn der Text der Gegenstrophe ist unangreifbar. Bergk und Hermann sind mit *μάλα* den Forderungen von Sinn und Responsion gerecht geworden; aber *μάλα* steht schlecht beim Verb, und ein so triviales Wort sieht man ungern als Grundlage einer Korruptel. Gegen *βάλε*, was ich vorschlage, kann man einwenden, daß dies nur durch Alkman 12 *βάλε δὴ βάλε κηρύλος εἴην* zu decken ist; sonst wohl nichts.

Sept. 6 *Ἐτεοκλέης ἂν εἷς πολὺς* (om. M[1]) *κατὰ πτόλιν*
ὑμνοῖθ' ὑπ' ἀστῶν φροιμίοις πολυρρόθοις
οἰμώγμασίν τε

Das *πολυ-* in *πολυρρόθοις* ist eine nichtssagende Widerholung von *πολύς*. Valckenaer bildete deshalb *παλιρρόθοις*. Aber bei solchen durch ein vorangegangenes (oder folgendes) Wortbild hervorgerufenen Schreibfehlern braucht zwischen dem verdrängten und dem überlieferten Wort weder lautliche noch paläographische Ähnlichkeit zu herrschen[4]).

---

[1]) Aeschyli tragoediae ed. U. de Wilamowitz-Moellendorff. Berolini, apud Weidmannos, 1914. Andere Literatur konnte ich bei einigen der folgenden Bemerkungen nur in beschränktem Maß verwenden.

[2]) Dies leicht verständliche Gesetz entscheidet gegen die Annahme einer Responsion Sept. 846ff. ∼ 855ff., der übrigens auch der dramatische Inhalt, der metrische Charakter (von fünf Versen wären vier jambische Trimeter, 850 mit fünf Auflösungen würde respondieren mit dem auflösungsfreien 857) und der Text (*ἀφανῆ* 860 als Beiwort des *Ἀίδης* müßte korrupt sein) widerstreben. Zu Agam. 237 siehe jetzt Wilamowitz; Interpunktion ist sicher, der Text bleibt verdächtig. Die Grenze des Erlaubten zeigt Suppl. 582, Agam. 176.

[3]) Unterdrückung einsilbiger Senkungen und Verschiebung von Hebungen (⏓⏓⏑—) stehen bei den Tragikern nicht auf gleicher Stufe mit dem Verschwinden oder Hinzutreten von Hebungen (⏓⏑—).

[4]) Korruptelen dieser Art aus den Supplices sind Woch. klass. Phil. 1915, 694 zusammengestellt, wo 397 *κρῖμα* (in M das *ι* auf Rasur, der Zirkumflex nachträglich aus dem Akut hergestellt) als aus *πρᾶγμα* verdorben erwiesen ist. Aus dem Sept. ist 213 *νιφάδος* statt *λιθάδος* (Naber) wegen des folgenden *νειφομένας* zu vergleichen; ferner Agam. 119. 714 (vgl. 711). 1052. 1099. Choeph. 145. 517. 683. 773 (durch ein Zitat korrigiert). 830. 875. 988 (*φόνον* statt *μόρον* Rohde). 1012. Suppl. 401 und manches Ähnliche.



Dem Sinn nach paßt am besten κακορρόθοις (λοιδόροις Σ); κακορροθεῖν ist in der Tragödie gewöhnlich.

Sept. 84 vor ποτᾶται und 90 vor ὑπὲρ ist überliefert βοᾶ(ι), beidemal inhaltlich wie metrisch abundierend. Das läßt eine Interjektion vermuten, und so schreibt Wilamowitz an der zweiten Stelle ἔα. Ich denke, es war beidemal ὀᾶ (vgl. Pers. 116. 120. 571 ff. Suppl. 825).

Sept. 101 πέπλων καὶ στεφέων
πότ' εἰ μὴ νῦν ἀμφὶ λίταν' ἕξομεν;

◡ — — — — — ist eine bei Aeschylus nicht bezeugte Form des Dochmius; deshalb schrieb Lowinski εἰ μὴ νῦν πότ'; Wecklein und Wilamowitz loben die Konjektur, Schroeder setzt sie in den Text. Es ist, wie es scheint, vergessen worden, daß die Form des Dochmius — — — ◡ — bei Aeschylus ebensowenig bezeugt ist wie jene (über Sept. 927 siehe unten; die nah verwandte Form — — ◡ ◡ ◡ — steht nur Sept. 164 Ὄγκα πρὸ πόλεως, was nur wenige für heil halten). Zu schreiben ist νύν, wie schon Hermann sah, der auch die überlieferte Wortstellung durch die Parallelen Arist. Vesp. 402, Demosth. Ol. 3, 16 gesichert hat.

Sept. 140 καὶ Κύπρις, ἅτε γένους προμάτωρ,
ἄλευσον.

Das Metrum hat mit Recht Anstoß erregt, und Dindorfs ἅτ' εἶ konnte bestechen. Aber seit Nordens ebenso bedeutendem wie überraschendem Nachweis, daß die uns geläufigen Prädikationen der Form ἐγώ εἰμι, σὺ εἶ, οὗτός ἐστιν unhellenisch sind (Agnostos Theos 183), muß auch ὃς εἶ als verpönt gelten. In der Lesung ἀμοῦ statt ἅτε traf ich mit Lachmann zusammen; es kann aber auch eine Interjektion, etwa αἰαῖ, zugrunde liegen. — Der Vokativ Κύπρις ist durch Eur. fr. 875 gedeckt.

Sept. 915

	Str.		Antistr.
915	δόμων μάλ' ἀχάεσσα τοὺς[1])	927	δυσδαίμων σφιν ἁ τεκοῦσα
	προπέμπει, δαϊ-		πρὸ πασᾶν γυναι-
	κτὴρ γόος αὐτό-		κῶν ὁπόσαι
	στονος αὐτοπήμων		τεκνογόνοι κέκληνται.

915 ἀχάεσσα steht beziehungslos[2]); in dem ganzen Kolon fehlt die Responsion mit 927. Da der eine Fehler durch Wortänderung, der

[1]) So M; die Varianten der recentiores sind offenbar Konjekturen zu diesem Text.

[2]) Die von Wilamowitz (zu Eur. Her. 681, dazu jetzt Aesch. Choeph. 857) und Schroeder (Pindar 1900 S. 45) ins Licht gesetzte Selbständigkeit weiblicher Adjektive geht nie bis zur Unterdrückung eines so fernliegenden Subjektes, gar noch vor einer männlichen Apposition. — Das Scholion in M lautet λ(είπει) τὸ προπομποί, nicht -πά oder -πῶ; das Faksimile läßt keinen Zweifel. Wenn in der Vorlage προπομπή gestanden hat, so war das eine inhaltliche Erläuterung, keine grammatische Rechtfertigung.

andere durch Wortumstellung (fraglich, in welcher Strophe) geheilt werden muß, ist beides getrennt zu behandeln.

Die Grammatik legt nahe, daß entweder *ἀχάεσσα* an *γόος* angeschlossen (z. B. *ἀχήεις* Konjektur in P) oder ein weibliches Subjekt neben *γόος* eingeführt werde. Das erste scheitert am Metrum, da wir keine Silbe missen können. Das zweite fordert, daß wir nach einem entbehrlichen Wort suchen, in dem das Subjekt stecken könnte. Nun ist *δόμων* nicht nur entbehrlich, sondern unpassend; die Leichen sind nicht im Haus und kommen schwerlich hinein. Aus *δόμων* muß also der Nominativ eines weiblichen Wortes gewonnen werden; *δαίμων* liegt paläographisch am nächsten, und ich glaube nicht, daß ein anderes Wort überhaupt in Betracht kommt.

Die *δαίμων ἀχάεσσα*, die die Toten zu Grabe geleitet, ist nicht mit Namen genannt; wir dürfen sie wohl *Οἰμωγή* nennen. Gewiß ist es eine Härte, daß die anschließende Apposition ein männliches Wort, *γόος*, einführt. Aber der Schluß des Satzes (*ἐκ φρενός, ἃ κλαιομένας μου μινύθει*) zeigt deutlich, daß die Vorstellung der klagenden Frauen, der das weibliche Geschlecht des Dämons entsprang, herrschend geblieben ist.

Nun die Responsion. *δαίμων μάλ' ἀχάεσσα τούς* und *δυσδαίμων σφιν ἁ τεκοῦσα*, das sind beides an und für sich brauchbare Kola. Welches geändert werden muß, darüber kann nur der Erfolg entscheiden. Man sieht leicht, daß an 927 nicht zu rühren ist. In 915 hat schon Wilamowitz durch Umstellung des Pronomens die Responsion hergestellt; er hat auch durch Hinweis auf Archiloch. fr. 74, 8 *ἠχέεντα* die geringfügige Diskrepanz zwischen *ἀχᾰεσσα* und *ἁ τεκοῦσα* als scheinbar erwiesen; nur ist wohl nicht *ἀχᾰεσσα*, sondern *ἀχέεσσα*[1]) zu schreiben. In der Wahl zwischen *τοὺς δαίμων μάλ' ἀχέεσσα* und *δαίμων τοὺς μ. ἀ.* entscheidet wohl für das erstere die buchstäbliche Responsion mit der Gegenstrophe, die sehr weit geht und damit den hergestellten Text auf das erwünschteste bestätigt[2]).

Agam. 242 *πρέπουσά θ' ὡς ἐν γραφαῖς.* Das *θ'* ist zuviel, das Metrum heil. *πρέπουσ' ὅπως* Wilamowitz. Ich gebe *πρέπουσα τὼς* zur Erwägung. Relativisches *τὼς* ist zwar im Attischen nirgends ganz sicher, aber Sept. 637 von Wilamowitz anerkannt, und in den Ichneutai des Sophokles zwei oder dreimal überliefert.

Agam. 1431 ff. Der unvermittelte Übergang von 1437 zu 1438 hat Wecklein bewogen, die Verse 1434—1437 zu streichen, Wilamowitz,

---

[1]) *ἠχέεις βρωμέεις* Herodian. *περὶ μον. λέξ.* 14. 19. 18. 34 und öfters; *χαιτέεσσα* (v. l. *-άεσσα*) Simon. Amorg. 7, 57. Wörter auf *-ᾰεις* gibt es meines Wissens nicht.

[2]) Das Metrum läßt sich verschieden deuten. Schneidet man hinter *ἀχέεσσα* ein, so steht ein vereinzelter Dochmius (*προπέμπει δαΐκ-*) zwischen Jamben (sp cr ba) und Choriamben; dochmische Messung des Anfangs geht nicht an (oben zu Sept. 102). Läßt man die Periode durchlaufen (zu *-σα προ-* vgl. Choeph. 607 *τινα πρo-*), so ergibt sich mol ia cr cr ch ch ba, etwas lang und buntscheckig.

sie vor 1431 zu setzen. Dabei scheint übersehen zu sein, daß so 1432 *μά* statt mit dem negativen Satz, den der Sprachgebrauch fordert und die Überlieferung bietet, mit einem positiven verbunden wird. Ich halte den Text für heil. 1431—37 antwortet Klytämnestra dem Chor; dann wendet sie sich zu den Leichen. Die Bewegung bildet den Übergang.

Eum. 213 *ἦ κάρτ' ἄτιμα καὶ παρ' οὐδὲν †ἠρκέσω*
Ἥρας τελείας καὶ Διὸς πιστώματα·
Κύπρις δ' ἄτιμος τῷδ' ἀπέρριπται λόγῳ

Wilamowitz schreibt *ἡγέσω*. Das ist erstens formal unannehmbar: wir kennen *ἡγέομαι* gut genug, um sagen zu können, daß es in der Tempusbildung den Vokal längt; das *κυνηγέσαι* der Sophokleischen Ichneutai kommt von dem durch Phrynichos und Theognostos, also der alten Grammatik, bezeugten *κυνηγέτειν*, nicht von dem hellenistischen *κυνηγεῖν* (Berl. phil. Woch. 1912, 1075). Außerdem zeigt der Aorist, daß hier ein Verb des Handelns, nicht eines des Glaubens gestanden hat; was *ἡγήσω* heißen würde, kann man an Choeph. 905 sehen. Ich halte Wordsworths *εἰργάσω*, auf das ich unabhängig von ihm verfallen bin, für zwingend; vgl. Agam. 354 *ἄτιμος εἴργασται*.

Suppl. 866 *Χο.* *αἰαῖ αἰαῖ.*
εἰ γὰρ δυσπαλάμως ὄλοιο[1])
δι' ἁλίρρυτον ἄλσος
κατὰ Σαρπηδόνιον χῶ-
870 *μα πολύψαμμον ἀλαθεὶς*
†εὐρείαις εἰν αὔραις.
Κη. *ἴυζε καὶ λάκαζε καὶ κάλει θεούς·*
873 *Αἰγυπτίαν γὰρ βᾶριν οὐχ ὑπερθορῇ.*

Wär doch euer Schiff mit Mann und Maus untergegangen! (843). Möcht ich doch nie den Nil widersehen! (854). Möchte der Nilgott deinen Frevel hindern! (880). Zwischen diesen Wünschen ist 867 ‘Möchtest du ertrinken!’ sinnlos. Heimsoeths *διώλου* statt *ὄλοιο* schafft eine matte Widerholung von 843. — Nun antwortet der Herold 873 ‘Über ein ägyptisches Schiff wirst du nicht springen.’ Das führt darauf, daß der Chor vorher mit Selbstmord gedroht hat. Also *ὀλοίμαν* . . . *ἀλαθεῖσ(α)*. Durch die lange Schlußsilbe gewinnt wahrscheinlich auch das Metrum; Periodenschluß an dieser Stelle ist nicht sicher.

z. Z. Antwerpen, August 1915. Paul Maas.

---

[1]) *ὄλοιο* ist nach Sidgwick in M von zweiter Hand; das Faksimile gibt keinen Anlaß zu dieser Annahme. Der Irrtum ist wohl dadurch hervorgerufen, daß das Wort aus lauter nicht ligierbaren Buchstaben besteht. Daß 869 *ἀλλι-ρυτον* (so!) zu *ἀλίρυτον* korrigiert ist und 870 *Σαρπηθόνιον* überliefert, sei Vitellis Kollation nachgetragen. 871 *ἀληθεῖς* M; der Akzent rechtfertigt sich jetzt. Das von Wilamowitz zu 865 notierte Scholion *ὀλόμενε* kann ich im Faksimile nicht auffinden. Andere Angaben bei Wilamowitz über die Scholien dieser Partie beruhen auf dem wenig zuverlässigen Text Kirchhoffs (833 hat M *φα[σίν]*, nicht *φησίν*, 894 *ἤγαγον*, nicht *-εν*; das Richtige bei Vitelli-Wecklein).

Zur Würdigung der euripideischen Alkestis

Ein literarhistorischer Versuch

Zur Alkestis des Euripides etwas Neues zu schreiben — neue Gesichtspunkte in die ganze Frage hineinzubeziehen — es scheint ein vergebliches Tun zu sein angesichts der Menge von Arbeiten, in denen bereits der Versuch gemacht ist, das Alkestisproblem zu lösen — und doch ist noch keine allgemein anerkannte Lösung der Frage gefunden, und vielleicht mehr als je gehen heute die Meinungen darüber auseinander.

Auch diese Zeilen sollen nicht darauf Anspruch erheben, zu einem endgültigen Ergebnis in dieser Frage zu gelangen — sie stellen einen Versuch dar, die bisher geäußerten Ansichten kritisch gegeneinander abzuwägen unter Berücksichtigung einiger Punkte, die bisher nicht genügend herangezogen worden sind, und so zu ihrem Teile zur Klärung der Frage beizutragen.

Eine Alkestisfrage besteht überhaupt erst seit dem Jahre 1834, als Wilhelm Dindorf im Codex Vat. Graec. 909 [B] ein bis dahin unbekanntes Bruchstück der Didaskalie entdeckte, des Inhaltes, daß die Alkestis im Jahre 438 v. Chr., unter dem Archontat des Glaukinos, zusammen mit den Kressai, dem Alkmaion in Psophis und dem Telephos aufgeführt worden sei, und zwar an vierter Stelle der Tetralogie. Man war bis dahin der Überzeugung gewesen, daß an vierter Stelle notwendig ein Satyrdrama hätte aufgeführt werden müssen — und die Alkestis hatte doch kein Mensch für ein Satyrspiel gehalten mit alleiniger Ausnahme von Lessing, der offenbar auf Grund der Bemerkung, die sich in dem längst bekannten Hauptteil der Didaskalie fand: *τὸ δὲ δρᾶμά ἐστιν σατυρικώτερον κτλ.*, und in Berücksichtigung des Umstandes, daß die Tragödiendefinition des Aristoteles[1]), die er so hoch schätzte, so gar nicht auf die Alkestis paßte, diese für ein Satyrspiel erklärte; im übrigen hatte man die Alkestis für eine echte und gerechte Tragödie genommen, freilich eine solche mit glücklichem Ausgange, wie sie ja aber unter den erhaltenen Tragödien nicht gerade selten sind, und Gottfried Hermann, der sie in der Vorrede zu seiner Ausgabe[2]) einer eingehenden ästhetischen Würdigung unterzog, hatte ihr deshalb vermutungsweise eine zweite oder dritte Stelle in einer Tetralogie zugewiesen, etwa den 'Eu-

---

[1]) Aristoteles *περὶ ποιητικῆς* 6. 1 (1449b).

[2]) Euripidis Alcestis cum adnotationibus, potissimum Monkii, ed. G. Hermann.

meniden' entsprechend, ohne jedoch im geringsten ihren Charakter als Tragödie in Zweifel zu ziehen.

Nun aber, nachdem sich jenes Didaskaliefragment gefunden hatte, wurden die verschiedensten Versuche gemacht, diese auffällige Stellung in der Tetralogie zu erklären, und die Alkestis der Reihe nach in die verschiedenen Klassen eingeordnet, die die Griechen unter ihren dramatischen Werken unterschieden — und in einige andere, von denen die Griechen selbst nichts wußten. Ein Teil der Forscher, Hartung [1]), Klein [2]), Ellinger [3]) und andere, folgten Lessings Beispiel und erklärten sie direkt für ein Satyrspiel, andere nannten sie eine Komödie oder Tragikomödie, wie Buchholz [4]), oder eine neue Art szenisches Spiel, ein Gemisch aus Tragödie und Komödie, wie Köchly [5]), Rauchenstein [6]), Ritter [7]), Jöhring [8]), und wieder andere bezeichneten sie als 'heiteres Drama', wie Wecklein [9]) und Brugnola [10]), und schließlich erklärte sie Schöne [11]) für eine Parodie; doch fehlt es auch nicht an Stimmen, die sie als echte Tragödie bezeichnen, so Glum [12]), Cucuel [13]), Lindskop [14]) Bloch [15]) und andere mehr.

Mustern wir die Beweisgründe der Anhänger der Satyrspieltheorie, so finden wir in der ganzen Menge vier, die mit ziemlicher Regelmäßigkeit in den sämtlichen Arbeiten widerkehren: an vierter Stelle der Tetralogie kann nur ein Satyrspiel stehen; die aristotelische Tragödiendefinition paßt nicht auf die Alkestis; die Handlung des Stückes nimmt ein gutes Ende; die Charaktere der Personen sind einer Tragödie nicht angemessen.

Wie steht es aber mit diesen Gründen? Zunächst sind uns die Aufführungsbestimmungen des athenischen Theaters im fünften Jahrhundert direkt nicht näher bekannt, wir können nur aus den zufällig erhaltenen Notizen von verschiedener Glaubwürdigkeit unsere Schlüsse ziehen, und da ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit, daß es im Anfang des Jahrhunderts üblich war, drei Tragödien und ein Satyrspiel zu einer Aufführung zusammenzustellen, und zwar meist Stücke, die inhaltlich einen gewissen Zusammenhang besaßen, ohne aber daß dies Vorschrift gewesen wäre, und daß besonders in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts

---

[1]) Hartung, Euripides restitutus. S. 216ff.
[2]) Klein, Geschichte des Dramas I. Die griechische Tragödie. S. 447ff.
[3]) Ellinger, Alceste in der modernen Literatur. Halle 1885.
[4]) Buchholz, De Euripidis Alcestide. Osnabrück 1864.
[5]) Köchly, Die Alkestis des Euripides (in Prutz, Literarhistorisches Taschenbuch 5).
[6]) Rauchenstein, Die Alkestis des Euripides als besondere Gattung des griechischen Dramas. Aarau.
[7]) Ritter, De Euripidis Alcestide. Jena 1875.
[8]) P. Jöhring S. J., Ist die Alkestis des Euripides eine Tragödie? Feldkirch 1894.
[9]) Bursians Jahresberichte III. S. 447.
[10]) V. Brugnola, Euripide Alcesti con introduzione e note. Turin 1901.
[11]) Schoene, Über die Alkestis des Euripides. Kiel 1895.
[12]) Glum, De Euripidis Alcestide. Berlin 1836.
[13]) Cucuel, Phérès, Admète et Hercule dans l'Alceste d'Euripide (Revue de Philologie XI. 1887).
[14]) Lindskop, Studien zum antiken Drama. Lund 1897.
[15]) Bloch, Alkestisstudien (Ilbergs Neue Jahrbücher Band 7).

immer mehr und größere Abweichungen von diesem Brauche vorgekommen sind. Es werden neben den Tetralogien auch mehrfach Trilogien erwähnt, die aus drei Tragödien oder aus zwei Tragödien und einem Satyrspiel bestanden, und es müssen auch Tetralogien oder Trilogien aufgeführt worden sein, die nur aus Satyrdramen bestanden oder wenigstens mehr als ein Satyrspiel in sich schlossen, denn Pratinas, der ältere Zeitgenosse des Aischylos, hinterließ 50 Stücke, darunter 32 Satyrdramen. Von Euripides dagegen kannten die alexandrinischen Grammatiker nur 7 Satyrspiele, oder wenn man die *Θεϱισταί* und den Sisyphos[1]) dazu rechnet, von denen sie nur noch die Namen wußten, 9, denen 67 Tragödien[2]) gegenüberstanden, und es ist doch nicht anzunehmen, daß so unverhältnismäßig viele Satyrspiele verloren gegangen wären, bis die Alexandriner ihre Ausgabe veranstalteten, während sie die Tragödien nahezu alle besaßen. Obendrein ist uns ausdrücklich überliefert[3]), daß die Tyro des Sophokles, die Elektra des Sophokles (vielleicht ist hier eher zu lesen 'des Euripides') und der Orestes des Euripides an vierter Stelle aufgeführt sind — von der Tyro des Sophokles wissen wir nicht viel, aber von beiden Elektren und dem euripideischen Orestes steht fest, daß sie keine Satyrdramen sind, sondern echte Tragödien.

Ebensowenig beweiskräftig als dieses Argument ist das zweite: die aristotelische Tragödiendefinition paßt nicht auf die Alkestis. Freilich, wenn man sie mit diesem Maßstabe mißt, so ist die Alkestis keine Tragödie — aber es ist die Frage, ob man die aristotelische Definition als Maßstab in diesem Sinne verwenden darf, daß man alles, was nicht zu ihr paßt, als untragisch verwirft. Denn offenbar hat Aristoteles, als er seine Definition aufstellte, eine ganz bestimmte Tragödie, vielleicht den sophokleischen 'König Ödipus', auf den die Definition ja vortrefflich paßt, oder auch mehrere gleichartige im Auge gehabt, die er als ideale Tragödien ansah, und nach diesen seine Forderungen an eine gute Tragödie gebildet — auf die Mehrzahl der erhaltenen Dramen paßt diese Definition aber kaum besser oder gar noch schlechter als auf die Alkestis — ein Zeichen, daß auch die Alkestis nicht aus diesem Grunde aus dem Kreise der Tragödien ausgeschlossen werden darf, sondern daß sie eben im Sinne des Aristoteles eine schlechte Tragödie ist.

Auch der dritte Grund, daß die Handlung zu einem guten Ende führt, beweist nichts — auch hier finden wir, wenn wir uns unter dem erhaltenen Material umsehen, eine ganze Reihe von Gegenbelegen — Stücke, die ebenfalls gut ausgehen und die doch echte Tragödien sind: die Eumeniden, den Philoktetes — in gewissem Sinne auch den Ödipus auf Kolonos — von Euripides die Helena, den Ion, die Iphigeneia in Tauris und den Orestes.

Eine eingehendere Untersuchung erfordert dagegen das vierte

---

[1]) Der Sisyphos, den die Alexandriner besaßen, war nicht von Euripides.

[2]) Wenn man auch hier die verdächtigen und die dem Euripides fälschlich, aber wohl auf Grund von Namensgleichheit mit verlorenen Stücken, zugeschriebenen Tragödien dazu rechnet, sogar 73; vgl. für diese Fragen v. Wilamowitz, Analecta Euripidea.

[3]) Cramer, Anecdota Parisina I. S. 7. Anecdota Oxoniensia III. S. 337.

dieser Argumente, daß die Charaktere keine tragischen seien, denn auf den ersten Blick kann man ihm einen Schein der Berechtigung nicht absprechen. Über die Figur der Alkestis selbst bestehen freilich keine Meinungsverschiedenheiten — sie wird von allen als rein tragische Figur anerkannt: eine Frau mit den edelsten Charaktereigenschaften, eine treusorgende Gattin und Mutter, eine milde, freundliche Herrin der Dienerschaft gegenüber, die ihr dafür durch Liebe und Anhänglichkeit dankt — und ihr herbes Los muß bei den Zuschauern Trauer und Mitleid erwecken.

Aber Admetos, Pheres, Herakles und der Sklave werden von den Anhängern der Satyrspieltheorie für komische Figuren erklärt — ja, sie sind direkt an die Stelle der Satyrn getreten, wie Köchly und nach ihm Jöhring behaupten: 'an Stelle der Satyrn und Silene setzte er aus seinem eigenen Kreise des gewöhnlichen Alltagslebens die fadesten Personen, mit denen er einen tragischen Charakter umgab, in Berührung und Wechselwirkung brachte', und in ähnlichem Sinne äußern sich Verrall[1]) und andere zu dieser Frage. Nun, selbst wenn man zugeben will, daß diese vier Figuren keine tragischen Charaktere sind, sondern wirklich 'die fadesten Menschen aus dem eigenen Kreise des gewöhnlichen Alltagslebens', so ist damit noch nicht gesagt, daß sie gleich erheiternd auf die Zuschauer wirken mußten — selbst ganz klägliche, schwächliche Charaktere wirken manchmal tragisch, oder wenigstens auf die Tränendrüsen der Zuschauer — es sei nur auf die rührseligen 'Volksstücke' hingewiesen, die noch bis vor kurzer Zeit vielfach die Bühnen kleinerer deutscher Städte beherrschten. Aber sind die Charaktere dieser vier Personen nun wirklich so ganz untragisch, oder hat man sie nur so häufig mißverstanden unter dem Einfluß des Gedankens, daß die Alkestis ein Satyrdrama sein müsse?

Da ist zunächst Admetos: ein niedrig denkender, selbstsüchtiger Mensch, nach den Ausführungen der meisten Ausleger ein Egoist, bar jeder idealen Regung, der aus Liebe zum Leben ohne die geringsten Bedenken das Opfer seiner Gattin annimmt, der die Pflicht der Gastfreundschaft gegen Herakles nur erfüllt, um sich für den Bedarfsfall einen Gastfreund in Argos zu sichern, oder um nicht in das Gerede der Leute zu kommen — und besonders in der Szene mit Pheres soll ihn der Dichter als komische Figur behandelt haben, wo er ihm in seinem Vater den gleichen Charakter entgegenstellt, und wo durch den Zusammenstoß dieser beiden komischen Charaktere humoristische Wirkungen beabsichtigt sein sollen. Geht man aber ohne vorgefaßte Meinung an die Betrachtung des Charakters des Admetos heran, so bemerkt man bald, daß der Dichter ihn als vollständig ernst aufgefaßt wissen will — gleich im Beginn des Stückes läßt er den Apollo darauf hinweisen (Vers 10):

ὁσίου γὰρ ἀνδρὸς ὅσιος ὢν ἐτύγχανον,

und späterhin wird verschiedentlich die Freundlichkeit und Güte des Admetos gepriesen— der Grundzug seines Charakters ist eben ein gutmütiges, freundlich-

[1]) Verrall, Euripides the rationalist. Die Tendenz dieses Buches geht im übrigen dahin, Euripides als Verächter des alten Götterglaubens hinzustellen, und es ergibt daher für unsere Frage nichts Positives.

entgegenkommendes Wesen gegenüber Freunden und Dienern, verbunden mit einer etwas leichten Auffassung des Lebens — Leichtsinn wäre zuviel gesagt — die ihn die letzten Folgen seines Tuns nicht ausdenken läßt. Ein solcher Mann, der bereit ist, mit vollen Händen Wohltaten auszustreuen, pflegt auch nicht gerade bedenklich zu sein, wenn ihm jemand etwas Gutes erweisen will, und so ist es auch nicht weiter verwunderlich, daß er angesichts des drohenden Todes das Opfer irgendeines Lebens an Stelle des seinigen annimmt, besonders als Grieche, für den der Hades ein Ort der Finsternis und des Grauens ist, — wenn er das Opfer der Gattin überhaupt annimmt, denn gerade über diese für den Charakter des Admetos so wichtige Frage läßt uns der Dichter gänzlich im unklaren, und nirgendwo im ganzen Drama findet sich auch nur eine Andeutung darüber, wie sich die Todesweihe der Alkestis vollzogen hat, ob auf die Bitte oder überhaupt mit Wissen des Admetos — nur das wird erzählt, daß Alkestis sich für ihren Gatten dem Tode geweiht hat, nachdem sich Eltern und Freunde ihm versagt hatten. Und der Charakter des Admetos ist auch nicht durch das ganze Stück hindurch unverändert der selbe, sondern er macht eine bedeutsame Wandlung durch: anfänglich hat Admetos gar keine richtige Vorstellung von der Größe seines Verlustes, wie der Dichter ausdrücklich sagt (Vers 145/46):

ΧΟ. ὦ τλῆμον, οἵας οἷος ὢν ἁμαρτάνεις.
ΘΕ. οὔπω τόδ' οἶδε δεσπότης, πρὶν ἂν πάθῃ.

und erst bei dem Tode der Alkestis und noch mehr bei ihrer Bestattung wird ihm ganz klar, was er verloren hat (Vers 940):

(ΑΔ.) λυπρὸν διάξω βίοτον· ἄρτι μανθάνω.

und nun packt ihn die Reue, daß er den Opfertod der Gattin nicht verhindert hat. Aus dieser Entwicklung heraus ist nun auch die Szene mit Pheres aufzufassen: als wohlberechnetes Mittel der tragischen Steigerung. Pheres hält eine Art von Lobrede auf die Verstorbene und vermehrt damit noch den Kummer seines Sohnes, so daß dieser sich in seinem Schmerz zu der Ungerechtigkeit verleiten läßt, den Vater für den Tod der Alkestis verantwortlich zu machen; aber Pheres gibt ihm den Vorwurf zurück, denn er selbst hat die Gattin getötet, weil er ihr Opfer sich hat gefallen lassen [1]), und durch diesen Vorwurf erfährt auch die Reue des Admetos eine neue Steigerung — man kann diese Erörterungen zwischen Admetos und Pheres für unseren Geschmack wohl als widerlich empfinden, aber nicht als humoristisch, und auch der ganze Charakter des Admetos mag uns unsympathisch-schwächlich erscheinen, aber niemals komisch.

Am schlechtesten aber ist von verschiedenen Erklärern Herakles behandelt worden: ein Fresser und Säufer wird er genannt, ein plumper und ungeschliffener Kerl, der obendrein leichtsinnig und genußsüchtig

[1]) Es ist das die einzige Stelle, aus der man schließen könnte, daß Admetos von der opferwilligen Absicht der Alkestis gewußt hat, als er noch die Macht hatte, ihre Ausführung zu verhindern.

ist und schwer betrunken auf die Bühne kommt, kurz, eine Figur, die man sich wohl in einem Satyrspiel oder in einer Komödie gefallen lassen könne, aber niemals in einer Tragödie. Auch habe er in Athen von alters her als lächerliche Figur gegolten und sei deshalb sehr häufig in Satyrspielen auf die Bühne gekommen, aber fast nie in der Tragödie, und schon wegen dieser Figur des Herakles könne die Alkestis keine Tragödie sein. Allerdings wird man die Aufstellung anerkennen müssen, daß Herakles sehr selten in der Tragödie und da meist nur episodenhaft vorgekommen ist, dagegen recht häufig im Satyrspiel, aber ein Beweis für eine komische Auffassung des Herakles ist das noch lange nicht, denn im Satyrspiel sind auch andere Helden auf die Bühne gekommen, wie Ödipus, Menelaos und Odysseus, ohne dadurch irgend etwas von ihrer tragischen Würde einzubüßen — der Hauptreiz des Satyrspieles bestand ja eben darin, daß der tragische Held mit den Satyrn in Verbindung gebracht wurde, wobei deren halbtierische Feigheit und Sinnlichkeit einen wirkungsvollen Gegensatz zu der Würde des Helden bildete und zugleich Gelegenheit zu allerhand Späßen bot — und man könnte aus dem häufigen Vorkommen des Herakles im Satyrdrama vielleicht mit mehr Recht auf eine ernsthafte Auffassung seines Charakters schließen als auf das Gegenteil. Aber der Grund für das häufige Auftreten des Herakles im Satyrspiel ist überhaupt nicht in seinem Charakter zu suchen, sondern in seiner ganzen Stellung in der Sage: der alten Heldensage, der die attische Tragödie ja die große Mehrzahl ihrer Stoffe entnahm, ist Herakles ursprünglich fremd; mit dem argivisch-troischen Kreise ist er nur ganz äußerlich durch seine erste Eroberung Trojas und die Philoktetesepisode verbunden, und noch loser ist sein Zusammenhang mit dem thebanischen Kreise, obwohl Theben in späterer Zeit als sein Geburtsort gilt; aber diese Geburtssage muß erst verhältnismäßig spät von anderswo, wohl von Tiryns, nach Theben übertragen worden sein, als die alte Thebais schon abgeschlossen vorlag und der organischen Einfügung eines neuen Helden in den alten Sagenkreis sich unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellten. Wohl aber hat Herakles seinen eigenen Sagenkreis, den er allein durch seine Persönlichkeit zusammenhält — er ist der einzelne starke Held, der abenteuernd die Welt durchzieht, um sie von Ungeheuern und schlechten Menschen zu säubern, jederzeit bereit, dem Guten zu helfen und den Bösen zu strafen — und diese Streifzüge und Kämpfe, die ihn zum guten Teile in wilde, unwegsame Wälder und Gebirge führten, gaben den Dichtern Gelegenheit, ohne große künstliche Konstruktion ihm den Chor der Waldschratte gegenüberzustellen, was bei anderen Helden meist bedeutend mehr Schwierigkeiten verursachte, während umgekehrt die Figur des Herakles, außer in Episodenrollen als Helfer und Befreier, an Stelle eines Gottes, nicht wohl in eine Tragödie einzufügen war und Zahl und Umfang der Tragödienstoffe aus dem eigenen Sagenkreise des Herakles infolge der ganzen Art und Anlage dieses Sagenkreises recht beschränkt war.

Ebenso ist die Behauptung, daß Herakles in Attika als komische Figur galt, nicht zu beweisen — eher das Gegenteil. Denn in einigen Teilen Attikas genoß er göttliche Ehren und besaß, zum Teil in Gemein-

schaft mit anderen Göttern, Heiligtümer und Altäre [1]); und auch im übrigen Attika werden sich kaum Spuren von einer humoristischen Auffassung des Herakles finden, denn gerade auf attischen Vasenbildern, die doch am unmittelbarsten in den Vorstellungskreis des Volkes einführen, kommt er nicht als komische Figur vor — die Vasenbilder, auf denen er als Komödienfigur dargestellt ist [2]), sind deutlich unteritalischen Ursprungs, und die beiden attischen Gefäße [3]), auf denen er mit Silenen zusammengebracht ist, zeigen durchaus keine irgendwie komischen Züge an der Figur des Herakles; auf allen anderen mir bekannten Darstellungen, vorwiegend attischen Gefäßen des 6. und 5. Jahrhunderts, gegen 200 an der Zahl [4]), ist Herakles völlig ernst genommen. Unter diesen Darstellungen findet sich auch häufig eine solche seines Kampfes mit dem Triton, bisweilen auch mit Antaios, in der selben Art und Stellung, wie in der Alkestis sein Ringkampf mit dem Thanatos geschildert wird — diese Schilderung muß also auch dem athenischen Volke im 5. Jahrhundert durchaus vertraut gewesen sein und deshalb kaum geeignet, Heiterkeit hervorzurufen.

So blieben für eine komische Auffassung des Herakles in der Alkestis nur die Schilderungen übrig, die im Stücke selbst gegeben werden, und auch diese ergeben nichts für die Annahme, daß ihn der Dichter als komische Figur hat darstellen wollen. Freilich wenn man aus der Erzählung des Dieners (Vers 757 ff.) über den schmausenden, zechenden und lärmenden Gast im Hause einzelne Stellen herausreißt und für sich betrachtet, so kann man aus ihnen wohl die Schilderung eines Fressers und Säufers gewinnen; aber sobald man diese Stellen im Zusammenhange der ganzen Szene betrachtet, verlieren auch sie ihren humoristischen Beigeschmack: der Diener, aufgebracht über die Störung der Trauerfeier für die geliebte Herrin, sieht das Tun des Gastes von vornherein ungern, und so wachsen die Verstöße des Gastes in seinen Augen und in seiner Erzählung gewaltig — von seinem Standpunkte aus ist Herakles freilich ein ekliger Kerl, weil er das Haus des Admetos betreten hat, in dem die Leiche der Herrin auf der Bahre liegt — aber der Zuschauer wird diese Ansicht des Dieners nicht teilen, denn er hat vorher gesehen (Vers 509—550), wie Herakles erst nach langem Sträuben und auf vieles Zureden des Admetos die gebotene

---

[1]) Kultstätten des Herakles in Attika sind uns bezeugt: am Kynosarges, Paus. I. 19. 3; in Acharnai, Paus. I. 31. 6; in Marathon, Paus. I. 15. 3; 32. 4; in Oropos, Paus. I. 34. 3.

[2]) Monum. dell' Inst. IV. Tav. 12 = Archäologisches Jahrbuch 1896. S. 279; Monum. VI/VII. Tav. 35, 1; Archäologische Zeitung 1849. Taf. 3.

[3]) Es sind dies die Vasen Monum. III. Tav. 31, etwa aus dem Jahre 430, in Neapel, auf der die Vorbereitungen zur Aufführung eines Satyrspieles dargestellt sind, und Monum. IX. Tav. 46, eine Schale des Brygos, in London; diese Schale des Brygos, deren Motive ebenfalls einem Satyrdrama entlehnt zu sein scheinen, zeigt Herakles wider als Retter und Befreier, hier der Hera und Iris, die von den Satyrn bedrängt werden, während Dionysos und Hermes als Zuschauer dabeistehen.

[4]) Die Mehrzahl dieser Darstellungen findet sich auch in — leider recht kleinen — Umrißzeichnungen in Reinachs 'Répertoire des vases peints grecs et étrusques'; vgl. dort das Register in Band 2 unter Hêraklès.

Gastfreundschaft annimmt, und noch in der selben Szene zwischen Herakles und dem Diener läßt es der Dichter den Herakles widerholen (Vers 827ff.), daß er fast gegen seinen Willen sich hat nötigen lassen, das Haus des Admetos zu betreten. Und Übertreibung ist es auch, wenn der Diener in seinem Grolle gegen den Gast diesen als unmäßigen Säufer schildert — wie Herakles bald darauf selbst aus dem Hause heraustritt, führt er so verständige Gespräche, daß man ihn kaum als leicht angetrunken, jedenfalls nicht als betrunken bezeichnen kann; daß er fröhlich ist, kann man ihm nicht zum Vorwurf machen, denn Admetos hat ja alle seine Bedenken zerstreut durch die Versicherung, die Leichenfeier gelte einer fremden, fernstehenden Person, und er weiß nichts von des Hauses tiefem Leid. Wohl aber bilden die beiden Reden des Herakles an den Sklaven (Vers 773—802 und 837—860) einen wohlberechneten Gegensatz von dramatischer Wirkung und zeigen die Hilfsbereitschaft und Willenskraft des Zeussohnes im hellsten Lichte — eben noch fordert er in der Weinlaune den Sklaven auf, sich des Lebens zu freuen — wer weiß, wie lange es noch dauert (Vers 787/88):

εὔφραινε σαυτόν, πῖνε, τὸν καθ᾽ ἡμέραν
βίον λογίζου σόν, τὰ δ᾽ ἄλλα τῆς τύχης,

und gleich darauf, sobald er von dem Unglück seines Freundes gehört hat, geht er in den Kampf mit dem Tode selbst mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit, als ob ihm dabei keine Gefahr drohe, weil er hofft, seinem Freunde Admetos, der auch im höchsten Leid ihm gegenüber als Freund gehandelt hat, einen Liebesdienst erweisen zu können. So ist auch hier Herakles der Held, der immer bereit ist, der Gefahr ruhig ins Auge zu blicken und ihr nicht aus dem Wege zu gehen, das Idealbild des spartanischen Mannes und Kriegers, dem auch die aristokratische Jugend in den anderen griechischen Städten nachzueifern bestrebt war, und keineswegs eine possenhafte Komödienfigur.

Es bleibt also von den als komisch bezeichneten Figuren nur noch der Diener, und auch an dem bleiben kaum noch komische Züge, wenn seine Schilderung des im Hause schmausenden Herakles aus ihrem Zusammenhange heraus betrachtet und als ein schönes Zeugnis für die Liebe der Sklaven zu ihrer Herrschaft erkannt wird — und wegen einiger komischer Züge einer Figur gleich ein ganzes Stück als komisch aufzufassen, geht nicht an; solche Diener mit komischen Zügen finden sich auch sonst mehrfach — im König Ödipus, in der Antigone und in den Choephoren (die alte Amme des Orestes), ohne daß sie gerade komisch wirkten — und auch in der neueren Literatur sind solche halbkomische Figuren in ernsten Dramen nicht selten — ich nenne nur als Beispiele den Klosterbruder in Lessings 'Nathan der Weise', die Hanna Kennedy in Schillers 'Maria Stuart', die Martha in Goethes 'Faust'.

Überdies kann man komische Züge der selben Art wie an diesem Diener auch ebensoleicht an dem Höllenknechte Thanatos entdecken — es ist aber bisher keinem Menschen eingefallen, deshalb etwa die Figur des Thanatos als komisch zu bezeichnen, ebensowenig wie jemand den Apollon oder eine andere Nebenfigur oder den Chor als komisch be-

zeichnet hat. Es ist also auch auf Grund der Charaktere nicht möglich, die Alkestis als Komödie oder als Satyrspiel zu bezeichnen — für ein Satyrdrama fehlt überhaupt das erste Erfordernis, der Satyrchor und der Silen — und es bleibt so nur übrig, die Alkestis als echte Tragödie aufzufassen.

Aber da steht in der Didaskalie noch der Satz: *Τὸ δὲ δρᾶμά ἐστιν σατυρικώτερον.* Nun, auch das ist in keiner Hinsicht ein Beweis, denn *σατυρικώτερον* bedeutet nicht das selbe wie *σατυρικόν*, sondern nur: einem Satyrspiel ähnlicher als andere Tragödien; und dann ist es nur die Ansicht eines Grammatikers, der damit die vierte Stelle des Stückes in der Tetralogie erklären wollte, und zwar eines Grammatikers, der nicht so recht als zuverlässig bezeichnet werden kann, denn wenige Zeilen vorher steht in der selben Didaskalie: *συνέστηκεν δὲ ὁ χορὸς ἔκ τινων πρεσβυτῶν ἐντοπίων*, während der Text des Stückes fordert, daß der Chor aus Altersgenossen des Admetos, also jüngeren Leuten, besteht. Und obendrein steht in dieser Frage Grammatikerzeugnis gegen Grammatikerzeugnis; der Scholiast zu Eur. Or. 1691 sagt nämlich: *ἡ κατάληξις τῆς τραγῳδίας ἢ εἰς θρῆνον ἢ εἰς πάθος καταλύει, ἡ δὲ τῆς κωμῳδίας εἰς σπονδὰς καὶ διαλλαγάς· ὅθεν ὁρᾶται τόδε τὸ δρᾶμα* (der Orestes) *κωμικῇ καταλήξει χρησάμενον· διαλλαγαὶ γὰρ πρὸς Μενέλαον καὶ Ὀρέστην. ἀλλὰ καὶ ἐν τῇ Ἀλκήστιδι ἐκ συμφορῶν εἰς εὐφροσύνην καὶ ἀναβιοτήν. ὁμοίως καὶ ἐν Τυροῖ Σοφοκλέους ἀναγνωρισμὸς κατὰ τὸ τέλος γίνεται, καὶ ἁπλῶς εἰπεῖν πολλὰ τοιαῦτα ἐν τῇ τραγωδίᾳ* — Worte, aus denen mit aller wünschenswerten Deutlichkeit hervorgeht, daß mindestens ein Teil der griechischen Philologen die Alkestis für eine echte Tragödie gehalten hat.

Vor einigen Jahren hat nun noch Schoene[1]) einen neuen Versuch unternommen, die Stellung der Alkestis in der Tetralogie zu erklären — er betrachtet unser Drama als eine Parodie, und zwar auf die Alkestis des Phrynichos, womit ja ihre Stellung in der Tetralogie erklärt wäre — aber er bedarf dazu der Annahme, daß der Charakter des Admetos im Stücke komisch verzerrt sei — was ja, wie wir gesehen haben, ausgeschlossen ist. Außerdem scheitert aber seine Lösung an chronologischen Erwägungen. Denn wenn man etwas verspotten will, so muß es denen bekannt sein, für die die Parodie bestimmt ist — die Dramen des Phrynichos aber werden 438, als die Alkestis des Euripides aufgeführt wurde, nur noch einem ziemlich kleinen Teil des athenischen Publikums bekannt gewesen sein, denn die geringe Zahl derer, die das Drama aus der Lektüre kannten, kann für diese Zeit gar nicht in Betracht kommen, und die alten Leute, die noch selbst Stücke des Phrynichos auf der Bühne gesehen hatten, können keine deutliche Vorstellung mehr davon gehabt haben bei der großen Menge von Dramen, die seitdem Jahr für Jahr an ihnen vorbeigegangen waren; hat doch Phrynichos das letzte Stück, von dem wir wissen, die Phönissen, bereits 476 zur Aufführung gebracht, als alter Mann, denn sein erster bezeugter Sieg fällt in das Jahr 511, und seine Tätigkeit als Bühnenschriftsteller dürfte sich jedenfalls nicht

[1]) Alfr. Schoene, Über die Alkestis des Euripides. Kiel 1895.



weit über 476 erstreckt haben — und daß gerade die Alkestis zu den letzten Dramen des Phrynichos gehörte, kann man ohne weitere Anhaltspunkte auch nicht behaupten. Und noch ein anderes Argument Schoenes scheitert an chronologischen Gründen: daß die Alkestis und besonders die Figur des Admetos von Aristophanes nicht verspottet wird. Er schließt, da sich Aristophanes diese Gelegenheit, seinen Witz zu üben, nicht würde haben entgehen lassen, so müsse die Alkestis schon eine Parodie gewesen sein; aber zwischen dem Aufführungsjahre der euripideischen Alkestis (438) und dem des ältesten erhaltenen Stückes des Aristophanes (Acharner, 425) liegen widerum 13 Jahre, darunter Kriegsjahre, die in die Reihen der waffenfähigen Mannschaft beträchtliche Lücken gerissen hatten, so daß auch in den Jahren von 425 an unter den Theaterbesuchern der Prozentsatz derer, welche die Alkestis des Euripides noch gesehen hatten, ziemlich gering gewesen sein muß; und obendrein hatte Euripides in der Zwischenzeit noch eine ganze Reihe anderer Dramen verfaßt, die den Zuschauern des Aristophanes noch bekannter waren und ebenfalls genug Gelegenheit zu Scherz und Spott boten — an dem es ja Aristophanes auch nicht hat fehlen fassen.

Aber in Schoenes Ausführungen steckt auch eine ganze Anzahl wichtiger Beobachtungen, aus denen er zu dem Schlusse kommt, daß Euripides zu seiner angeblichen Parodie nicht nur das Motiv, sondern auch den ganzen Gang der Handlung, die Personen und die Szenenfolge von Phrynichos übernommen habe. So weist er unter anderem darauf hin, daß sich der wesentlichste Zug, der uns aus antiker Überlieferung über die Alkestis des Phrynichos bekannt ist, das Auftreten des Thanatos mit dem Schwerte, mit dem er der Alkestis wie einem Opfertiere das Stirnhaar abschneiden will, sich in unserer Alkestis wiederfindet, und auch das Motiv vom Ringkampf des Herakles und Thanatos uns durch das einzige ausdrücklich aus der Alkestis des Phrynichos zitierte Fragment[1]) für diese bezeugt ist; außerdem ist die ganze Handlung für Euripides auffallend geschlossen und knapp, und die Alkestis ist das einzige euripideische Drama, das mit zwei Schauspielern aufgeführt werden kann, während der Dichter sonst immer drei hat, und in der Tat kommt die Gesangspartie des kleinen Eumelos für diese Frage nicht in Betracht, denn sie ist eben eine Gesangseinlage für einen kleinen Knaben, und es könnte sehr wohl diese Stelle (Vers 393—415, die Lieder des Eumelos und die zwei zwischengeschobenen Zeilen des Admetos) ein späterer Zusatz sein, denn ein Fortschreiten der Handlung oder ein neues Moment zur Charakterentwicklung des Admetos bieten diese Verse nicht, und die ganze Anlage des Stückes, seine Knappheit und Geschlossenheit, gewinnen noch bedeutend durch Ausscheidung dieser Stelle.

Ein weiterer Zug, den Wilamowitz[2]) für die Alkestis des Phrynichos gewinnen wollte, das Auftreten der betrunkenen Moiren, ist dagegen als unbeweisbar und unwahrscheinlich abzuweisen, denn die Stelle des Aischylos[3]), auf die sich Wilamowitz stützt und die der Täuschung der

---

[1]) Nauck, Tragicorum Graecorum fragmenta 2, S. 720, Phrynichos Fr. 2.
[2]) Isyllos von Epidauros (Philol. Untersuchung, Heft 9). S. 66 Anm. 41.
[3]) Eumeniden V. 723—728.

Moiren in der Trunkenheit Erwähnung tut, braucht keineswegs auf die Alkestis des Phrynichos zurückzugehen, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß Phrynichos, wie es ja auch in unserer Alkestis geschieht (Vers 11/12 und 33/34), auf diesen Vorgang angespielt hat — und auf die Bühne können die Moiren nicht wohl gekommen sein, das verbot schon ihre Dreizahl, die weder zu den zwei Schauspielern des Phrynichos, noch zu seinem Chor von mindestens zwölf Personen stimmen will.

Ähnliche Bemerkungen wie Schoene macht auch Bloch[1]. Er setzt den Fall, daß uns das Aufführungsjahr und vielleicht der Name des Verfassers unbekannt wären, und kommt zu dem Schlusse, daß man dann die Alkestis zweifellos in erheblich frühere Zeit weisen würde als das überlieferte Aufführungsjahr. Als äußerlichster Grund würde dafür schon die geringe Ausdehnung des Stückes sprechen; mit ihren 1163 Versen steht die Alkestis der großen Mehrzahl der äschyleischen Dramen ungefähr gleich. Dann fehlt der dritte Schauspieler — offenbar kein zufälliger Verzicht, denn selbst dort, wo geradezu das Bedürfnis nach einer dritten redenden Person vorhanden ist, in der Schlußszene, bleibt dem Dichter nichts anderes übrig, als mit Hilfe einer schwächlichen religiösen Ausrede das Ausbleiben des erlösenden Wortes zu motivieren; und was für Euripides noch bemerkenswert ist: der Gang der Handlung ist so gerade und einfach, daß man durch nichts an den genialen Schöpfer des Intrigenstückes erinnert wird; die kurz vorher aufgeführte sophokleische Antigone macht einen weit fortgeschritteneren Eindruck.

Aus diesen Argumenten schließt Bloch, daß die Alkestis schon längere Zeit vor ihrer Aufführung entstanden sei, und zwar möchte er sie in das Jahr 455 datieren, wo Euripides sie mit den Peliaden und der Medea zusammen hätte aufführen wollen; dann aber habe der Dichter aus irgendwelchem Grunde die Zusammenstellung seiner Tetralogie geändert und die Alkestis erst 17 Jahre später, als er einen Ersatz für ein Satyrspiel brauchte, das nicht rechtzeitig fertig wurde, wider aus dem Schreibtisch herausgenommen, in der Form geglättet und abgeschlossen. Um aber zu diesem Ergebnis zu gelangen, muß Bloch die Annahme postulieren, daß der Spielgeber dem Anfänger Euripides nur zwei Schauspieler zur Verfügung gestellt habe, während die bewährten Dichter schon seit längerer Zeit drei Schauspieler erhielten — eine Annahme, die durch nichts zu belegen ist und deren Grundgedanke praktisch unmöglich ist: sicher hat der Spielgeber nicht einem unbekannten Anfänger auf die einfache Mitteilung hin, daß er ein Drama verfassen wollte, einen Chor und eine, wenn auch beschränkte, Anzahl von Schauspielern bewilligt, sondern er hat ruhig abgewartet, bis die Dichter ihm ihre fertigen Tetralogien einreichten, und dann den drei Dichtern, die er zur engeren Konkurrenz zuließ, je einen Chor und die nötige Anzahl Schauspieler zugewiesen.

Wollen wir aus dem Fehlen des dritten Schauspielers also überhaupt einen Schluß ziehen, so kann es nur der sein: Die Alkestis ist vor der Einführung des dritten Schauspielers durch Sophokles, also vor

[1] Alkestisstudien. Ilbergs neue Jahrbücher Band 7.



dem Jahre 465, entstanden — und dann kann Euripides nicht als Verfasser in Frage kommen. Wir müßten uns vielmehr die Geschicke der Alkestis ähnlich vorstellen wie die des Rhesos: Die echte, 438 aufgeführte Alkestis des Euripides, die dann ja ein Satyrspiel gewesen sein könnte, ist bald verloren gegangen bis auf einige versprengte literarische Notizen, die sich noch heute in Spuren nachweisen lassen, und die Alexandriner nahmen an Stelle der euripideischen Alkestis eine andere, anonym überlieferte, eine echte Tragödie, deren Text sie vollständig besaßen, in ihr Korpus auf.

Hat man sich aber einmal entschlossen, die Autorschaft des Euripides anzuzweifeln, so findet sich noch manches, was diesen Zweifel bestärkt und in seiner Gesamtheit es sogar wahrscheinlich erscheinen läßt, daß wir in unserer Alkestis nicht ein Werk des Euripides, sondern eine überarbeitete Tragödie eines älteren Dramatikers vor uns haben.

Denn neben dem Fehlen des dritten Schauspielers und der für Euripides ungewöhnlichen Klarheit der Handlung weist noch ein anderer rein äußerlicher Umstand in verhältnismäßig frühe Zeit: die Einfachheit der ganzen Ausstattung. Für die Alkestis genügt noch die Skene in ihrer ältesten Form, ein Zelt oder eine Hütte am Rande des Spielplatzes, mit zwei Eingängen, von denen der eine zu den Haupträumen des Palastes und der andere zu den Fremdengemächern führend gedacht ist — ein dritter Eingang, zu den Dienerwohnungen, ist vielleicht anzunehmen, aber nicht notwendig, und auch sonst sind keine szenischen Mittel erforderlich; selbst da, wo das Ekkyklema am Platze wäre, in der Sterbeszene der Alkestis (Vers 244—392), wird ausdrücklich auf dies Hilfsmittel verzichtet, während schon die Orestie als mindestes an Ausstattung eine fest gezimmerte Bude mit betretbarem Dache und an zwei Stellen[1]) das Ekkyklema verlangt, vielleicht auch noch den Deus ex machina[2]), und Euripides späterhin große bühnentechnische Anforderungen stellt. Andererseits hindern uns aber diese szenischen Erfordernisse doch, die Alkestis allzuweit hinaufzurücken, denn selbst die Aufstellung einer Umkleidebude am Rande der Orchestra scheint ziemlich spät zu sein; noch die 'Sieben gegen Theben' (468) nehmen auf diesen Abschluß des Spielplatzes keine Rücksicht, und auch die vier Jahre vorher aufgeführten 'Perser' sind ohne einen solchen denkbar, wenn man hier auch gern eine Andeutung des Königspalastes als Hintergrund der Aufführung annehmen möchte[3]) — wir werden also die Alkestis nicht wesentlich früher ansetzen dürfen als den vorher gefundenen Terminus ante quem, das Jahr 465.

Dieser frühen Ansetzung stehen auch sprachliche Gründe nicht im Wege. Die ganze Sprache ist anders als sonst bei Euripides, reicher an Archaismen[4]), und auch eine Eigentümlichkeit des Euripides, die

[1]) Agam. V. 1372. Eumen. V. 94ff.
[2]) Verschiedentlich in der ersten Hälfte der 'Eumeniden'.
[3]) Der Prometheus mit seinen maschinellen Anforderungen muß bei dieser Betrachtung ganz außer acht bleiben, da er nicht datiert und zudem die Frage seiner Überarbeitung noch nicht hinreichend aufgeklärt ist.
[4]) Vgl. v. Wilamowitz, Griechische Tragödien III. S. 154.

Entlehnung von Wendungen aus äschyleischen Dramen[1]), tritt in der Alkestis nicht hervor; wörtliche Übereinstimmungen, wie sie sich in den anderen Dramen, selbst in der von Bloch mit der Alkestis zeitlich zusammengestellten Medea, häufig finden, fehlen hier fast völlig, abgesehen von formelhaften Wendungen aus dem Totenkulte und sachlichen Übereinstimmungen, die aus der Verwendung gleicher Sagenstoffe entspringen, und das wenige, was übrig bleibt, kann sehr wohl zufällige Übereinstimmung sein, zumal da eine Menge der festgewordenen Wendungen in den Tragödien Allgemeingut der dramatischen Poesie gewesen ist, jedenfalls noch bedeutend mehr als wir heute bei dem trümmerhaften Zustande der Überlieferung als solches feststellen können.

Und auch in der literarhistorischen Überlieferung findet sich eine Stelle, die gegen die Autorschaft des Euripides an unserer Alkestis spricht, das Serviusscholion zu Vergils Aeneis IV. 694[2]): *Irin demittit Olympo. ut et supra* (III. 43) *diximus, trahit hoc de Alcesti Euripidis, qui inducit Mercurium ei comam secantem, quia fato peribat mariti. Alii dicunt Euripidem Orcum in scaenam inducere gladium ferentem, quo crinem Alcesti abscindat, et Euripidem hoc a Phrynicho antiquo tragico mutuatum.*

Dem Servius oder seinem alexandrinischen Gewährsmanne waren also zwei Alkestisdramen unter dem Namen des Euripides bekannt, wenn auch vielleicht nur aus literarhistorischen Erwähnungen, worauf die Wendung *'Alii dicunt'* hinzuweisen scheint, nämlich ein echtes Drama des Euripides, in dem Hermes ψυχοπομπός die Todesweihe vollzog, und ein anderes, von 'anderen Gelehrten' dem Euripides zugeschriebenes Drama, in dem Thanatos mit dem Schwerte in der Hand auf die Bühne kam — unsere Alkestis.

Und noch eins gibt uns dies späte Scholion: den Namen des Verfassers unserer Alkestis. Im üblichen Texte ist als Verfasser dieser 'Vorlage des Euripides' Phrynichos genannt, und zunächst möchte man ihn wohl gerne als solchen annehmen, aber es erheben sich doch Schwierigkeiten dagegen. Nicht im Wege stehen würde die zeitliche Ansetzung, denn unsere Alkestis ist, wie wir gesehen haben, mit großer Wahrscheinlichkeit in die Jahre zwischen 468 und 465, jedenfalls nicht viel früher oder später, anzusetzen, und Phrynichos ist noch für das Jahr 476 sicher bezeugt und seine Tätigkeit bis 465 und noch länger nicht ausgeschlossen; aber im Wege steht das aus seiner Alkestis bei Hesych zitierte Fragment[3]): σῶμα δ' ἀθαμβὲς γυιοδόνητον τείρει, das nach seinem Versmaße wohl einem Chorliede angehört hat und das sich in unserer Alkestis nicht findet. Nun wäre es an sich ja möglich, daß Hesych oder sein Gewährsmann falsch zitiert hätte — was sich häufig genug findet — und das Fragment einem anderen Stücke des Phrynichos entstammte, etwa dem Antaios, in dem viel von Ringkämpfen die Rede

[1]) Vgl. Krauße, De Euripide Aeschyli instauratore. Jena 1905. Zur Alkestis S. 58—61.

[2]) Die Textgestaltung nach der Ausgabe von Thilo-Hagen.

[3]) Hesych I. S. 123. Phrynichos Fr. 2 (N² S. 720).



war[1]), aber irgendein Schluß läßt sich auf diese Annahme nicht bauen, ebensowenig wie auf die andere Möglichkeit, daß gerade diese Stelle der späteren Überarbeitung der Tragödie zum Opfer gefallen sei. Allerdings, überarbeitet ist die Alkestis einmal worden, und nicht gerade geschickt, das beweisen die zahlreichen Inkongruenzen, die stehen geblieben sind. Gleich der Prolog ist unklar und läßt viele Fragen der Vorgeschichte offen, auf die dann auch das Stück selbst keine Antwort gibt; dann gibt sich Apollo die größte Mühe, von Thanatos Aufschub zu gewinnen, obwohl er in der ersten monologischen Prologhälfte schon darauf hingewiesen hat, daß dieser Versuch vergeblich ist. Nach dem Prolog betritt der Tod das Haus, um der Alkestis das Stirnhaar abzuschneiden, kommt dann aber nach vollzogener Todesweihe nicht wider heraus, ist auch beim Tode der Alkestis außer in ihren Fieberträumen nicht anwesend, sondern nimmt erst am Grabe die Seele in Empfang und schlürft dort das Blut der Opfertiere, das eigentlich als Nahrung für die abgeschiedene Seele bestimmt ist; auch die Angabe der Bestattungsart schwankt, bald ist vom Scheiterhaufen, bald von Beerdigung die Rede, u. a. m.

Aber auf die einfache Tatsache hin, daß unsere Alkestis einmal überarbeitet worden ist, können wir nicht das einzige Fragment, das uns aus der Alkestis des Phrynichos überliefert ist, als gerade dieser Überarbeitung zum Opfer gefallen erklären, und somit erscheint die Autorschaft des Phrynichos an unserer Alkestis ausgeschlossen. Aber an der Stelle des Servius, die von den beiden Alkestisbearbeitungen redet, steht auch ursprünglich keineswegs der Name des Phrynichos überliefert, sondern er ist erst durch eine starke und gewaltsame Änderung hineingekommen — die Überlieferung bietet die Worte: *a Poenia antiquo tragico,* und diese überlieferte Form 'Poenia' hat mit der vermuteten 'Phrynicho' außer dem anlautenden P so gut wie nichts gemeinsam, sondern würde vielmehr einer griechischen Form *Ποινίᾳ* oder *Φοινίᾳ* entsprechen, einer Dativform der ersten Deklination, die zu einem Nominativ *Ποινίας* oder *Φοινίας*, einer Bildung wie *Ἀμεινίας*, *Καλλίας*, gehört. Und auch der Umstand, daß Servius oder sein Gewährsmann an dieser Stelle sich veranlaßt sieht, die Worte *antiquo tragico* dem Namen hinzuzufügen, spricht eher dafür, daß dieser Name weniger bekannt war als der des Phrynichos, dessen Kenntnis bei den Leuten, für die der Kommentar des Servius bestimmt war, doch vorausgesetzt werden konnte. Somit dürfen wir in unserer Alkestis das Werk eines sonst vergessenen attischen Dichters *Ποινίας* oder *Φοινίας* sehen, der um das Jahr 468 herum tätig war, und dessen Alkestis später in überarbeiteter Form noch einmal über die Bühne ging und in dieser Gestalt durch irgendeinen Zufall in das Corpus Euripideum gelangte, wodurch sie auf uns gekommen ist.

Bad Leutenberg (Thür.) O. Engelhardt.

[1]) Scholion zu Aristophanes' Fröschen V. 688: *ἐπεὶ τραγικὸς Φρύνιχος Ἀνταίῳ δράματι περὶ παλαισμάτων πολλὰ διεξῆλθεν.*

Heinrich Maiers Sokrates.

In der ersten Zeit des Krieges begründete ein Meister der Archäologie, der einen Vortrag über die Sokratesbildnisse in der griechischen Kunst hielt, die Wahl seines Themas mit den Worten, Sokrates sei ein Mann, über den es sich im Kriege zu sprechen zieme. Das hat wohl seither mancher als richtig empfunden und hat es in Gedanken gehalten wie jener Redner. Sokrates war ein Mann, der zwar in Friedenszeiten mancherlei, das sich in seinem Vaterlande zutrug, hart mißbilligte; aber im Kriege war aller Hader vergessen; er wußte, daß jeder tüchtige Mann, fest eingewurzelt in nationalem Boden, aus diesem einen Teil seiner besten Kräfte zog, und er hat sich zu diesen Banden, die ihn mit der athenischen Heimat verknüpften, zu widerholten Malen im Getümmel der Schlacht offen bekannt. Und er war ein Mann, der auch noch in einem andern Sinne in dem Kriege unserer Tage seine Nachfolger hat: er blieb sich auch im Felde dessen bewußt, was er daheim betrieb; wo es die Umstände erlaubten, war der einfache Soldat auch draußen der Denker, der über seine großen Fragen in einer Weise grübelte, die bei seinen Kameraden sprichwörtlich geworden ist; kein abenteuerlicher Reisiger, sondern ein Weiser als Bürger in Waffen. Und vor allem: 'Wer dem Tod ins Angesicht schauen kann, der Soldat allein ist der freie Mann.' Er hat ihm ins Angesicht geschaut und ist im ewigen Kampf der Wahrheit ihr tapferster Soldat und daher das Vorbild jedes freien Mannes geworden. Die wahre Freiheit in der Welt wäre ohne Sokrates nicht denkbar. Sonach dürfte es (da verschiedene, mit dem Kriege zusammenhängende Umstände das Zustandekommen des diesjährigen Platonberichtes verhindert haben) gestattet sein, diesmal in einiger Ausführlichkeit über das Sokratesproblem zu handeln, und zwar an Hand eines umfangreichen und tiefausholenden Werkes[1]), dessen Ergebnisse die Tradition von Aristoteles an bis auf die neuesten Darstellungen stürzen und zu einem neuen Sokratesbild verhelfen wollen. Der Verfasser, als Philosoph wie als Historiker gleichermaßen verdient, und das Buch, nach Methode wie Inhalt bemerkenswert, können eingehende Berücksichtigung beanspruchen. Das Ergebnis wird sein, daß 'das Werk' und die 'geschichtliche Stellung' des sokratischen Werkes nach einer Seite hin, vielleicht nach der wichtigsten, erschöpfend

[1]) Heinrich Maier, Sokrates. Sein Werk und seine geschichtliche Stellung. Tübingen 1913. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), XII und 638 S. 8. 15 ℳ.

herausgearbeitet sind, daß aber die notwendige Beschränkung des Werkes auf eben diese eine Seite nicht beweisbar und sonach auch dies neueste, vorsichtig angelegte und mit allen Mitteln der philosophiegeschichtlichen Methode ausgeführte Bild — wie alle früheren — doch auch nur Hypothese ist.

Das Sokratesproblem.

Der gegenwärtige Stand der sokratischen Frage ist der, daß zwar die Sokratestypen früherer Zeiten (der Aufklärer Mendelssohns, der Kritizist der Kantianer, der Mystiker der Romantiker, der Rationalist Hegels) uns als 'unhaltbare Geschichtskonstruktionen' erscheinen, daß wir selbst aber seitdem keinen 'wesentlichen Schritt weitergekommen' sind: 'vor dem Haupträtsel, vor der unmeßbaren historischen Wirkung des Sokrates, vor der weltgeschichtlichen Größe des wunderbaren Mannes stehen wir heute ratloser als je zuvor'.

Die Quellen (S. 4—156).

I. Nachdem in einem ersten Kapitel das Quellenproblem auseinandergesetzt und die bekannten Schwierigkeiten seiner traditionellen Lösungen besprochen sind, ist das zweite Kapitel den Memorabilien gewidmet.

II. Der Sokrates der Memorabilien liegt weit ab von dem, was sich geschichtlich noch als irgend möglich betrachten läßt. Erwiesen ist, daß die Memorabilien kein historisch-biographisches Dokument sind. Maier hält sogar die Kritobulosunterredung (I, 3, 8ff.), die noch als am besten bezeugt gilt, für abhängig von Sympos. IV, 10ff., also für abhängig von einer notorischen Schöpfung Xenophons. Sicher aber ist andrerseits, daß Xenophon den historischen Sokrates geben (und nicht etwa eigene Gedanken unter fremder Flagge segeln lassen) will. Der Widerspruch wird so gelöst, daß Xenophon durchaus dem Vorgang der anderen *λόγοι Σωκρατικοί* folgt. 'Diese verfolgten von Anfang an keineswegs nur das Ziel, zu zeigen, wie der tote Meister einst gesprochen hatte; sie hatten vielmehr den Zweck, die Wirksamkeit des Sokrates fortzusetzen . . . Darum konnten und mußten sie auch Gegenwartsfragen behandeln: in solchen Fällen wurde dem Leser zu Gemüt geführt: so würde der Meister heute reden, wenn er noch leben würde . . . Genau auf der gleichen Linie bewegen sich Xenophons Logoi Sokratikoi . . . Darum glaubte er — und konnte er glauben —, dem sokratischen Bilde keineswegs fremde Züge einzufügen, wenn er dem Meister die eigenen militärischen, ökonomischen, staatswirtschaftlichen Erfahrungen und Kenntnisse beilegte.' Das Sokratesbild des Xenophon ist nicht 'erinnert', sondern 'erarbeitet'. Die Gesprächssammlung nun speziell hat vor den übrigen Sokratika das voraus (was sie auch von der Schutzschrift und der Apologie unterscheidet), daß sie 'das Bild des wirklichen Sokrates, wie sie es sich zurechtgelegt hat, in den großen Kampf der Parteien, die sich damals um das Erbe des Meisters, ja um Sokrates selbst stritten, hineinwerfen will, um die Entscheidung und den Frieden herbeizuführen'.



Der Kampf war entbrannt um das Recht, an den Namen des Sokrates die eigene Weltanschauung zu knüpfen.

Der asketische, kosmopolitische, individualistische Sokrates des Antisthenes war ein andrer als der soziale, nationalistische Metaphysiker Platons; beiden entgegengesetzt Aristipp. Die Gefahr für die Sokratik, die dem Xenophon von Antisthenes zu drohen schien, beruhte auf der Freigeisterei, der Geringschätzung des positiven Rechts und der gesellschaftlichen Institutionen, 'der negativ-elenktischen, eristischen Dialektik, die der antisthenischen Protreptik ihr Gepräge gab und deren unerfreuliche Kehrseite der inhaltlose Formalismus des kynischen Lebensideals war'. Xenophon neigt in dem Streite mehr auf Platons Seite, ohne dessen Parteigänger zu sein; sein Sokrates ist vorwiegend der teleologische Theologe. Gegen Aristipp kämpft Xenophon mit offenem Visier: 'Die Polemik, die er Sokrates selbst gegen die hedonistischen und anarchistischen Anschauungen Aristipps richten läßt, ist nichts mehr und nichts weniger als ein Versuch, den Angegriffenen überhaupt aus der sokratischen Gemeinde auszuschalten.' Im Vergleich zu Platon und Antisthenes ist Xenophon als sekundäre Quelle anzusprechen, da er aus beiden eklektisch geschöpft zu haben scheint. S. 53—62 werden Beispiele gesammelt von Übereinstimmungen zwischen Platon und Xenophon, die das primäre Autorrecht Platons erkennen lassen, indem die xenophontische Fassung als die minderwertige oder mißverstandene oder unvollständige und dadurch als die erborgte erscheint. Als Motiv der Abhängigkeit des Xenophon von Antisthenes wird die sokratische Enkratie hingestellt, die Xenophon in erster Linie für seinen Typus braucht und für die er bei dem peinlich am Worte des Meisters festhaltenden Kyniker wohl vornehmlich Beispiele gefunden haben wird. Sicher ist (schon nach Wilamowitz und Dittmar), daß Xenophon Aischines von Sphettos benutzt hat; möglich ist auch die Verwendung aristippischer Schriften. — Zu diesem Sachverhalt kommt, daß Xenophon überhaupt nicht zu denjenigen Sokratikern zu rechnen ist, die von sich aus imstande waren, ein Bild des Meisters zu geben. 'Daß Sokrates die Menschen zu allererst zu neuem sittlich-persönlichem Leben erwecken wollte, sieht jeder, der in der sokratischen Literatur unbefangene Umschau hält. Und verstehen konnte am Ende den Meister nur der, der sich von ihm innerlich fassen und zum 'Sehen' führen ließ. Platon, Antisthenes, Enklid, auch Aristipp haben im Verkehr mit Sokrates eine solche innere Wandlung erfahren; die Grundtendenz des sokratischen Wirkens ist ihnen allen — so weit sie sonst auseinandergingen — aufgegangen, und sie haben die Wirkung innerlich an sich selbst erfahren. Gehört nun auch Xenophon zu diesen Bekehrten?' Entscheidend ist Xenophons Verhalten in der Kyrosangelegenheit dafür, daß diese Frage verneint werden muß.

III. Die Prüfung der aristotelischen Zeugnisse soll den Eckstein der traditionellen Sokratesauffassung umstürzen. Die These ist, daß die bekannte Nachricht der aristotelischen Metaphysik, zweierlei sei dem Sokrates mit Recht zuzuschreiben: 'die induktiven Untersuchungen und das allgemeine Definieren', auf welcher Nachricht die aristotelische Sokratesauffassung überhaupt und in der Folge die traditionelle Meinung

über Sokrates fußt, entlehnt sei aus einer Stelle der xenophontischen Memorabilien; späterhin soll dann gezeigt werden, daß jene Memorabilienstelle einen Irrtum enthält und daß darum eben die traditionelle Sokratesauffassung falsch ist.

Wenn nun die Dinge so lägen, daß die Abhängigkeit des Aristoteles an der fraglichen Stelle von Xenophon logisch ohne weiteres einleuchtete (sei es, daß die Entlehnung wörtlich oder annähernd wörtlich wäre; sei es, daß indirekt dargetan werden könnte, es komme eine andere Quelle gar nicht in Betracht; sei es, daß Aristoteles' Worte durch Mißverständnis oder Unvollständigkeit sich als sekundär kennzeichneten), so wäre nur eine Konfrontation beider Stellen nötig. So liegen aber die Dinge nicht; vielmehr zeigen die beiden Stellen nur sachlich eine nahe Verwandtschaft, die also an sich zur Annahme einer Abhängigkeitsbeziehung noch nicht zwingen würde. Daher geht bei Maier der Konfrontation beider Stellen eine Praeparatio psychologica — so fasse ich jedenfalls die S. 77ff. auf — teils voraus teils nebenher, die den Leser, wenn er bei der Konfrontation angekommen ist, zur Annahme des Abhängigkeitsverhältnisses geneigt machen soll. Dies Verfahren ist durchaus berechtigt, vorausgesetzt, daß die Argumente jener Praeparatio stichhaltig sind; methodisch auszusetzen habe ich nur, daß die Konfrontation der beiden fraglichen Stellen nicht zuerst kommt und die allgemeinen Argumente für eine Abhängigkeitsmöglichkeit hinterher. Denn ein so folgenschweres Resultat wie das von Maier aufgestellte darf letzten Endes doch nur aufgebaut werden auf der zu beweisenden Beziehung der beiden Hauptstellen; erst nachher kann versucht werden, das neue Resultat in einen größeren Zusammenhang hineinzuarbeiten; also anstatt einer Vorprüfung wäre wohl eine Nachprüfung objektiv passender gewesen.

Die Betrachtungen nun, die, wie mir scheint, dem Hauptresultat den Boden ebnen sollen, sind folgende: Erstens, das Menschenalter, das zwischen Sokrates' Hinrichtung und Aristoteles' Ankunft in Athen lag, war eine Zeit, lang genug, um das Ziel und den Sinn des sokratischen 'Lebenswerkes, wenn darum unter seinen berufenen Nachfolgern Jahrzehnte hindurch heiße Kämpfe geführt worden sind, in undurchdringliches Dunkel zu hüllen'. Der junge Aristoteles habe also nur die platonische Sokratesauffassung annehmen können. Das ist für die ersten, akademischen Jahre des Stagiriten sicher richtig. Daß er indessen, nachdem er eigene Wege zu gehen angefangen hatte, trotzdem an dem 'fundamentalsten Dogma' der Akademie, dem platonischen Sokrates, festgehalten haben muß, ist nicht einzusehen. Maier sagt: 'Es mag ja einige Stille im Lande gegeben haben, die das Bild des Meisters treu in ihrem Herzen bewahrt haben. Wir wissen darüber nichts. So viel aber ist sicher, daß Aristoteles mit solchen Leuten Berührung weder gehabt noch gesucht hat.' Inwiefern ist das sicher? Besonders für die Zeit, als sich Aristoteles von Platon trennte? Es kann weder bejaht noch verneint werden. Unter keinen Umständen kann als sicher behauptet werden, daß dem Aristoteles Neigung und Gelegenheit gefehlt habe, um zu einem eigenen, erforderlichenfalls auch von dem platonischen abweichenden Urteil über Sokrates zu gelangen. Und überdies vielleicht war tatsächlich

der Sokrates der Akademie der historisch richtige? Das sind alles noch offene Fragen. — Zweitens führt Maier aus, daß in dem Streit der Meinungen es dem Aristoteles nicht auf die Person des Sokrates, sondern allein auf die Sache ankam. 'Daß Aristoteles . . . von der Höhe seiner späteren Zeit unparteiisch auf die Fehden in der sokratischen Gemeinde zurückgeblickt habe, kann man wahrlich nicht sagen. Wenn irgend jemand, so war er Partei. Das verleugnet sich auch in dem Sokratesbild nicht, wie er es sich zurechtlegte, als er daran ging, seine eigene Philosophie mit den philosophischen Erscheinungen der Vergangenheit historisch-kritisch auseinanderzusetzen.' Eine Berechtigung zu diesem Urteil liegt offenbar erst vor, nachdem gezeigt ist, daß Aristoteles sich ein Sokratesbild parteiisch zurechtgelegt hat; dies soll aber nach Maier erst aus dem historischen Unwert der Metaphysikstelle hervorgehen, kann also vorher nicht zu ihren Ungunsten verwendet werden. — Drittens. Die Äußerungen des Aristoteles über Sokrates lassen sich in drei Gruppen einteilen. Die erste wird gebildet durch die Äußerungen an jener Stelle der Metaphysik über die Hauptentdeckungen des Sokrates, die zweite durch die Äußerungen über die sokratische Ethik; die dritte durch gelegentliche andere Nachrichten. Die zweite und dritte Gruppe können uns in keiner Weise zu einem Vorurteil veranlassen, mit dem wir an die erste, allein wichtige, heranzutreten hätten. Was die dritte Gruppe anlangt, so bindet sich auch der Verf. nicht an eine bestimmte Stellungnahme: 'In einer Reihe von Fällen läßt sich die Annahme nicht von der Hand weisen, daß die anscheinend geschichtlichen Notizen in Wirklichkeit aus irgendeinem (fingierten) λόγος Σωκρατικός entnommen sind'; in anderen Fällen entscheidet der Verf. sogar dahin, daß mündliche Tradition oder auch persönliche Erinnerung die Quelle bilde. Von Sicherheit kann bei dieser Gruppe keine Rede sein. Übrigens ist der Inhalt dieser Gruppe belanglos. Auch die zweite Gruppe gibt wenig oder nichts her; denn fast alle oder überhaupt alle Stellen der Ethiken, die 'Sokrates' berücksichtigen, werden von M. auf die Dialogperson bezogen, nicht auf die historische Persönlichkeit. Es handelt sich in ihnen für Aristoteles um sachliche Stellungnahme zur platonischen Lehre, und da wurde Sokrates zitiert, wie man Wallenstein nennen und Schiller meinen kann. Es muß auch durchaus hervorgehoben werden, daß an keiner der zur zweiten und dritten Gruppe gehörigen Stellen Aristoteles ausdrücklich den Anspruch erhebt, über den wirklichen Sokrates etwas auszusagen, während die dritte, kleinste Gruppe das allerdeutlichste Anzeichen dafür enthält, daß der historische Sokrates tatsächlich gemeint ist. Wenn also den beiden ersten Gruppen selbständiger Quellenwert abgesprochen werden muß, so ist das belanglos für die Beurteilung der dritten. — Viertens, Aristoteles muß, nach Maier, auf dem Wege kritischer Reflexion über die Ideenlehre zu seinem Sokratesbild gekommen sein und dann versucht haben, für dies Bild einen historischen Anhalt zu finden; diesen habe ihm Xenophon geboten. Die Behauptung enthält, soviel ich sehe, wider eine Petitio principii, denn sie gilt nur unter der (noch unbewiesenen) Voraussetzung, daß Aristoteles nicht auf Grund mündlicher Tradition in der Akademie eine feste und objektiv richtige Vorstellung von der

philosophischen Wirksamkeit des Sokrates gehabt habe. — Fünftens, wenn Aristoteles an entscheidender Stelle sich auf die Autorität Xenophons stützt, so muß er diesen Gewährsmann für zuverlässig gehalten haben. Nun nimmt aber Maier selbst nicht an, daß 'Aristoteles dem braven Landwirt und Offizier ein besonders tiefgehendes Sokratesverständnis zugetraut hätte'; außerdem 'ist Xenophon auch in keiner der uns erhaltenen Schriften des Aristoteles mit Namen zitiert'; auch an der entscheidenden Stelle der Memorabilien nicht. Nun wird zwar jenes auf den Umstand zurückgeführt, daß Aristoteles eben den Mann nicht als wissenschaftlichen Philosophen genommen hat; dieses auf den Umstand, daß die entscheidende Stelle der Memorabilien nur den Charakter gelegentlicher Bemerkungen über Sokrates trage. Es kann aber nicht zweifelhaft sein, daß diese ganze Frage: wie hoch hat Aristoteles Xenophon taxiert? nicht von vornherein viel Aussicht zu der Annahme bietet, der Stagirit sei jenem in der Übernahme einer Nachricht gefolgt, die, wie Maier meint, nur bei Xenophon habe gefunden werden können. Wenn Maier im übrigen dem Aristoteles eine 'wohlwollende Neutralität' gegen Xenophon nachsagt, und wenn er die Hypothese aufstellt, 'die populäre teleologisch-theologische Apologetik, in der sich der aristotelische Dialog 'Über die Philosophie' gefällt, sei mit durch die xenophontischen Memorabilien angeregt, so sind das Argumente, die sicher nicht stark ins Gewicht fallen.

Alle diese Vorfragen also geben nichts her, um gegenüber der Hauptfrage den Leser zu prädisponieren; weder nach der einen noch nach der anderen Seite. Die Texte des Xenophon und Aristoteles müssen verglichen werden, und einzig und allein aus dieser Vergleichung läßt sich ein Resultat gewinnen.

1. Metaph. A 6, 987b 1 ff. wird von Platon berichtet, nachdem er Kratylos und heraklitischen Anschauungen nahe gestanden habe[1]), 'wandte er sich nachher dem Sokrates zu, der mit den ethischen Dingen, nicht aber mit der Naturwirklichkeit sich beschäftigte, auf jenem Gebiete aber das Allgemeine suchte und als erster das wissenschaftliche Denken auf Definitionen hinlenkte; (vermöge seiner heraklitischen Vergangenheit) aber war er der Meinung, daß als Objekte der definitorischen Untersuchungen nicht die sinnlichen Dinge in Frage kommen können. Denn unmöglich sei es, von einem der sinnlichen Objekte, die doch in fortwährender Veränderung begriffen seien, einen gemeinsamen Begriff zu bilden. Platon bezeichnete nun die in Definitionen faßbaren Objekte als Ideen, ließ aber die sinnlichen Dinge neben ihnen bestehen und von ihnen ihre Benennung haben'.

2. Metaph. M 4, 1078b 17ff. erwähnt zunächst ebenfalls den heraklitischen Hintergrund der platonischen Ideenlehre und fährt dann fort: 'Was aber Sokrates anlangt, der mit den ethischen Tugenden sich beschäftigte und auf diesem Gebiete zuerst allgemeine Definitionen aufsuchte . . ., (1078b 23:) so suchte er mit gutem Grunde[2]) das begriffliche Wesen.

[1]) Ich folge wörtlich Maiers Übersetzung, gebe aber — abweichend von ihm — den Text fortlaufend hintereinander.

[2]) Sokrates wird hier — Maier läßt die Worte aus — in Gegensatz zu Demokrit und den Pythagoreern gesetzt; εὐλόγως scheint mir auf diesen Gegen-

Denn er suchte Syllogismen zu bilden. Das Prinzip der Syllogismen aber ist der Wesensbegriff; denn noch war das dialektische Verfahren nicht entdeckt, mittels dessen man auch ohne den Wesensbegriff das Für und Wider einer Annahme (syllogistisch) erörtern kann ... Zwei Dinge nämlich sind es, die man gerechterweise als Leistungen des Sokrates anerkennen muß: die induktiven Untersuchungen und das allgemeine Definieren. Beides nämlich bezieht sich auf das Prinzip des Wissens. Sokrates machte freilich die Allgemeinbegriffe und die Definitionen nicht zu selbständigen (von dem Sinnlichen getrennten) Wesenheiten; die anderen aber taten dies und nannten diese Wesenheiten Ideen.'

3. Metaph. M 9, 1086b 2ff. und De part. anim. I, 1, 642a 25ff. enthalten kurze Ausführungen in gleichem Sinne.

Was in diesen Stellen der Metaphysik gesagt sein soll, formuliert Maier kurz und treffend folgendermaßen: 'Sokrates ist der Begründer der Begriffsphilosophie, der Entdecker des Allgemeinen. Sokrates war der erste, der erkannte, daß im begrifflich Allgemeinen das Wesen der Dinge liegt, und darum auf Gewinnung allgemeiner Definitionen ausging. Zwar hat er das begriffliche Prinzip noch nicht in die Naturwissenschaft eingeführt und nicht zur Erklärung der physischen Tatsachen verwandt. Er hat sich auf das ethische Gebiet beschränkt. Aber hier hat er das Allgemeine aufgesucht. Und damit hat er der wahren Wissenschaft doch grundsätzlich den Weg gewiesen.'

Daß nun diese Sokratesauffassung, die in den beiden Stellen der Metaphysik niedergelegt ist, auf keine andere Quelle zurückgehen könne als auf Memorab. IV, 6, 1ff., soll durch drei Argumente bewiesen werden.

1. Xenophon legt an dieser Stelle dar, 'Sokrates habe auf das Wissen um das, was jedes der Dinge (seinem Wesen nach) sei, ganz besonderes Gewicht gelegt und mit seinen Freunden das Forschen nach dem Wesen der Dinge unermüdlich betrieben. Dann fährt der Autor fort: "Es würde zu weit führen, von allen Begriffen durchzugehen, wie er sie bestimmte. So viel aber will ich mitteilen, als nötig ist, um die ganze Art seiner Untersuchung klarzulegen." Und nun führt er als typische Beispiele die Definitionen der Begriffe der Frömmigkeit, der Gerechtigkeit, der Weisheit, des Guten, des Schönen, der Tapferkeit, des Königtums, der Tyrannis, der Aristokratie, der Plutokratie und der Demokratie ein'.

Die Übereinstimmung der Texte des Xenophon und Aristoteles beruht darauf, daß nach beiden Sokrates das Wesen der Dinge aufgesucht, sich aber auf ethische Begriffe beschränkt habe. Das konnte der Stagirit nach Maier nur in der Xenophonstelle — 'und nirgends sonst' — finden. Darauf ist zu erwidern: Daß die nichtplatonische Sokratesliteratur über diese Tätigkeit des Sokrates schweigt, ist bedeutungslos, denn sie ist nur in spärlichen Resten erhalten. Ob die platonische Dialogfigur des Sokrates nicht in der Gruppe von Dialogen, die gerade Maier für echt sokratisch hält, genau diese Züge trägt, von denen Xenophon spricht,

satz zu zielen und zu bedeuten 'auf dem Wege strenger Erörterung' (Lasson), nicht 'mit gutem Grunde'.

bleibt zunächst noch zweifelhaft und wird erst später von Maier untersucht. Wir können also zunächst nur feststellen: Xenophon und Aristoteles überliefern eine Nachricht, die in zwei Punkten übereinstimmt. Hingegen weisen beide Fassungen auch einen bedeutsamen Unterschied auf: Aristoteles ordnet die sokratische Dialektik einem philosophischen Zwecke unter, der Xenophon fremd geblieben ist (vgl. S. 101f.). Und 'genau besehen ist es — bei Xenophon — auch keineswegs der Erkenntniszweck, dem der Sokrates unserer Stelle mit seinem Aufsuchen von Definitionen dienen will' (vgl. S. 274). Daß also Sokrates, wie Maier selbst sagt, als erster erkannt habe, daß im begrifflich Allgemeinen das Wesen der Dinge liegt und darum — auf dies Wort kommt es an! — auf Gewinnung allgemeiner Definitionen ausging und er der Begründer der Wissenschaft wurde, steht gar nicht bei Xenophon, sondern nur bei Aristoteles zu lesen. Mir scheint diese Verschiedenheit erheblich wichtiger als die Übereinstimmung.

2. In der zweiten Metaphysikstelle ist das Suchen des Sokrates nach Begriffsdefinitionen durch die gesperrt gedruckten Worte motiviert: 'Denn er suchte Syllogismen ...' Maier behauptet, daß diese Motivierung eine Digression darstelle, die 'in hohem Maße sonderbar' und an dieser Stelle unnötig und nur dadurch zu erklären sei, daß Aristoteles 'aufs genaueste' einer Vorlage gefolgt sei, eben Xenophon. Man hat also zu vergleichen jene Digression mit der Begründung, 'die Xenophon für das sokratische Suchen nach Definitionen gibt: um seine Schüler dialektischer zu machen, sucht Sokrates mit ihnen das Wesen der Dinge auf; denn — so wird weiter ausgeführt — wer dieses kennt, meinte Sokrates, der könne es auch den anderen darlegen; wer es aber nicht kenne, sei in steter Gefahr, sich und andere zu täuschen'. Hierauf ist zu erwidern: Daß die Digression 'unnötig' sei, kann nicht wohl behauptet werden. Wenn von jemand ausgesagt wird, er habe das begriffliche Wesen gesucht, so gehört die Erklärung, auf welchem Wege er dazu gelangt sei, wohl hinzu. Maier meint, Aristoteles hätte es kürzer, einfacher machen können, indem er gesagt hätte: 'Sokrates suchte nach dem begrifflich Allgemeinen, weil er nach objektiv gültigem Wissen strebte und im begrifflich Allgemeinen das objektive Wesen der Dinge sah, und er suchte nach Definitionen, weil sich in ihnen der objektive Wesensgehalt der Dinge darstellt.' Vergleicht man aber die Begründung, die Aristoteles tatsächlich gibt, mit dieser, die er nach Maier hätte geben können und sollen, so ist die Erklärung des Aristoteles nicht weitschweifiger oder unnötiger oder unzutreffender, sondern sie zielt auf eine ganz andere 'Begründung' des sokratischen Suchens: auf die Causa occasionalis; während Maier die Causa finalis angibt. Die Begründung des Aristoteles ist also durchaus an ihrem Platz. Nun soll sie aber aus Xenophon entlehnt sein, der als Begründung des sokratischen Suchens angibt, der Meister wollte seine Schüler dialektischer machen. Xenophon gibt also eine pädagogische Tendenz als Begründung an. Diesen Gesichtspunkt suche ich vergebens bei Aristoteles. Xenophons Begründung ist grob, sieht nach Mißverständnis aus, da die pädagogische Anwendung doch wohl zunächst

die Auffindung der syllogistischen Methode voraussetzt; die des Aristoteles ist fein und geht der Sache auf den Grund. Wider scheint mir die Verschiedenheit sehr bedeutsam und hätte berücksichtigt werden müssen.

3. Aristoteles sagt in jener 'Digression', Sokrates suchte Syllogismen zu bilden; und Xenophon gibt (IV, 6, 13ff.) das bekannte Beispiel an, in welcher Weise Sokrates von den Allgemeinbegriffen syllogistischen Gebrauch machte: 'Handelte es sich z. B. darum, ob einer ein besserer Bürger sei als ein anderer, so suchte er den Begriff der Aufgabe eines guten Staatsmannes zu bestimmen und von dem gewonnenen Allgemeinen aus die vorliegende Frage zu entscheiden, um so die Wahrheit zu finden'. Maier tut diese Übereinstimmung kurz ab: 'Ich brauche wohl kaum ausdrücklich zu sagen, daß dies das *συλλογίζεσθαι* ist, das Aristoteles in Met. 1078b bei Sokrates vorfindet.' Ich glaube hingegen, daß Aristoteles sehr wohl dieses *συλλογίζεσθαι* auch anderswo finden konnte. Wie wird z. B. festgestellt, ob Euthyphron ein frommer Mann war? — Übrigens wird Maier nicht sagen wollen, daß Aristoteles wirklich nur bei Xenophon finden konnte, was ein sokratischer Syllogismus sei; sondern, da er auf Grund der Argumente 1 und 2 die Abhängigkeit für erwiesen hält, so wendet er das Ergebnis auf die Notizen an, die den Syllogismus betreffen. Auch was die sokratische Induktion anlangt, so räumt er selbst ein, man könne nicht sagen, 'daß Aristoteles von der induktiven Erörterungsweise des Sokrates erst durch die xenophontische Stelle Kenntnis erhalten habe'. Warum soll es dann aber 'sicher' sein, daß Aristoteles 'in Met. 1078b durch die Xenophonstelle auf die *λόγοι ὑπακτικοί* geführt worden ist'? Daß der technische Ausdruck *λόγος ἐπακτικός* tatsächlich zurückgehe auf das xenophontische *ἐπὶ τὴν ὑπόθεσιν ἐπανῆγεν*, wird wohl als Argument nicht angeführt werden können.

Das Zeugnis des Aristoteles hat also, wie mir scheint, immer noch seinen einzigartigen Wert, da es mehr gibt als alle andere Quellen, nämlich: den philosophischen Zweck der Dialektik des Sokrates, der im begrifflich Allgemeinen das Wesen der Dinge sah und darum auf Gewinnung allgemeiner Definitionen ausging. Während Platon Kunstwerke über Sokrates schafft und die andern Sokratiker *μιμήσεις* über den Meister schreiben, will Aristoteles als erster Philosophiegeschichte geben. Und da sein Zeugnis über Sokrates bisher infolge jenes 'mehr' nicht abzuleiten ist aus anderen Quellen, so muß es immer noch als das erste und einzige historische Zeugnis angesehen werden[1]). Die Herkunft des aristotelischen Zeugnisses auf die Memorabilien Xenophons zurückzuführen, erscheint schließlich aus folgendem Grunde bedenklich: Gerade Maier sucht S. 57ff. nachzuweisen, daß die dialektischen Erör-

[1]) Wie das aristotelische Zeugnis zu interpretieren sei, ist eine andere Frage. Es ist aber gar nicht so, wie Maier es angibt, daß bisher allgemein aus jenem Zeugnis auf ein ganzes sokratisches Lehrgebäude geschlossen wurde. Vgl. z. B. Wilamowitz, Lesebuch, I, 32 'Sokrates vollends, der ja keine Lehre zu übermitteln hat, steht ganz im Tagesleben'. Das aristotelische Zeugnis ist durchaus vereinbar mit einem Sokrates, dem die persönliche Wirkung so sehr Hauptsache war, daß er seine eigene Lehre nur als Methode betrachtete.



terungen der Memorabilien, IV, 5 und 6, aus einer Reflexion über die platonischen Dialoge Phaidros, Sophistes, Politikos entsprungen seien. Es ist vielleicht etwas zuviel gesagt, daß man aufs schönste verfolgen könne, wie Xenophon 'mit seinen Lesefrüchten, erborgten Gedanken und Gedankengängen, Ausdrücken und Wendungen operiert'; die Unselbständigkeit Xenophons zeigt sich aber auf Schritt und Tritt. Und Aristoteles, der doch jene platonischen Dialoge genau kannte, soll nicht gemerkt haben, daß Xenophon von ihnen aus ganz sekundär ist und soll auf diese sekundäre, wertlose Quelle wissentlich den Eckstein seines ganzen Gebäudes errichtet haben? Das ist widerum nur unter der doppelten Voraussetzung möglich: daß das aristotelische Zeugnis objektiv falsch ist, und daß Aristoteles wußte, daß es falsch ist. Jenes ist das πρῶτον ψεῦδος der ganzen Konstruktion Maiers — es sei denn, daß in späteren Teilen des Buches dargetan wird, daß aus inhaltlichen Gründen das Zeugnis nicht richtig sein kann; dieses würde sich nur so erklären lassen, daß Aristoteles, um seine eigene Ansicht über das begrifflich Allgemeine zu stützen, Sokrates als dessen Entdecker vorschob; er kann Xenophon nicht für 'historisch zuverlässig' gehalten haben; er kann, wenn er die drei genannten Dialoge Platons kannte, nicht durch Maiers Worte gerechtfertigt werden: 'Was er dem Memorabilienkapitel IV, 6 entnahm, gehörte dem Referat an, das geschichtlich gemeint war und von Aristoteles selbstverständlich als geschichtlich betrachtet wurde.'

IV. Die frühplatonischen Schriften. Im Gegensatz zu dem hypothesenreichen vorigen Kapitel scheint mir das vierte in seiner Grundthese fest fundiert. Die gute, alte Weisheit, daß Apologie und Kriton auf sicheren Boden führen, daß sie 'persönliche Sokratika' Platons sind, wird eindrucksvoll aufs neue gezeigt. Ob dieses und jenes oder alles in beiden Schriften historisch oder erfunden ist, darauf kommt es bei der vorliegenden Frage nicht an[1]:' Die Wesensart und die Lebensarbeit des Mannes sollten geschildert werden; das ist in der reinsten Weise geschehen und erreicht: Doktrinen, Theorien, System fehlte in der

[1]) Ich weiche in manchem Punkte der Einzelerklärung auch hier ab und neige mehr zu Pöhlmann. Allein Einzelheiten sind bei der prinzipiellen Frage belanglos. Der Verf. selbst setzt sich im allgemeinen sehr wenig mit anderen Darstellern auseinander; mitunter dann wider gerade ausführlich über Kleinigkeiten. Das ist eine Äußerlichkeit, gibt aber dem Buche etwas Ungleichförmiges. Stellenweise wird über die Interpolation weniger Worte und über unbekanntere Personen genaue Literatur angegeben, aber bedeutende moderne Versuche, die Probleme im ganzen zu lösen, sind unerwähnt geblieben. So entsinne ich mich nicht nach zweimaligem Durchlesen, auch nur einmal den Namen Zuccante getroffen zu haben. Allein ich kann irren, denn ein Namenindex fehlt, desgleichen ein Verzeichnis der Quellenstellen, was einen sehr empfindlichen Mangel an Brauchbarkeit bedeutet. Aus dem kurzen Register kann man z. B. auch nicht ersehen, wo überall die verstreuten Bemerkungen über einzelne Dialoge zu finden sind (was z. B. für den Kleitophon sehr wünschenswert wäre). Das Register, dessen B, O, U, V, Z drei, dessen F fünf Wörter enthält, ist selbst bei Mitbenutzung der Inhaltsübersicht ganz unzureichend. Mindestens hätten im Text alle Namen gesperrt gedruckt werden müssen. In dem jetzigen Zustand ist es unmöglich, irgendeine Stelle zu finden, ohne das fast 40 Bogen starke Buch wider von Anfang an durchzulesen.

Schilderung; das läßt die Größe des Mannes noch unabhängiger und gewaltiger erscheinen (aber muß ihm deshalb tatsächlich jede Art von Lehre fremd gewesen sein?).' — An der Hand dieses Bildes können nun als sokratische Kategorie bezeichnet werden: Laches, Hippias min., Charmides (und vielleicht Ion). 'Philosophischen Lehrgehalt wollen sie so wenig geben, als der Sokrates der Apologie ein Lehrer und Mann der Wissenschaft sein will. Ja, ihr Sokrates geht überhaupt nicht auf die Gewinnung ethischer Begriffe aus. Sie wollen nicht wissenschaftliches Interesse, sondern, wie der Sokrates der Apologie, sittliches Leben wecken. Oder vielmehr: sie wollen den toten Meister selbst sittliches Leben wecken lassen.' Der Protagoras will sodann die junge Generation für die Sokratik gewinnen, worauf nach Maier Polykrates mit seiner Sokratesanklage antwortete, der von Platon im Gorgias abgefertigt wurde. Im Gorgias haben wir nicht mehr sokratische sittliche Dialektik, sondern Wissenschaft; das Verdammungsurteil über die Sophistik ist nicht das des Sokrates, auch nicht des früheren Platon, sondern etwas ganz Neues. Zugleich trifft Platon in Antisthenes und seiner Schule auf neue Gegner. Lysis, Euthyphron, Hippias maj. stehen schon der Ideenlehre nahe, die dann zum ersten Male in vollem Akkord im Symposion erklingt. 'Und Platon tut den großen Schritt im Vollgefühl des Entdeckers. Als eine Offenbarung führt er die neue Konzeption ja auch literarisch ein. Von der erreichten Höhe aber blickt er zurück auf den geschichtlichen Sokrates. Da ist ihm die äußere Veranlassung willkommen, die ihn drängt, dem Leser noch einmal den wirklichen Sokrates vor Augen zu führen. Er benutzt sie, um seinen Sokrates mit dem geschichtlichen in Fühlung zu bringen. Er legt in das Symposion die Aufforderung, den Zusammenhang zwischen dem Eros-Sokrates und dem historischen zu suchen. Und er hat auch dafür Sorge getragen, daß das Rätsel zu lösen war:' In der Erosrede zieht Diotima die Grenzlinie zwischen der spekulativen Philosophie Platons und der ursprünglichen Sokratik; Maier will sogar eine gewisse Auseinandersetzung mit der Sokratik im Gastmahl erblicken. Das sokratische Wirken selbst aber ist in 'unzweideutiger Gewißheit' noch einmal in der Alkibiadesrede dargestellt, woraus gefolgert wird, 'daß der Sokrates der praktisch-sittlichen Dialektik, den die Apologie und die in ihrem Gedankenkreis liegenden Dialoge zu uns sprechen lassen, von Platon selbst als der wirkliche Sokrates gedacht war'. Ob auch als der ganze Sokrates — so möchte ich gleich hier einwerfen — das ist ja allerdings noch die Frage. Aber so viel wird jeder zugeben, daß mit der durch die genannten Dialoge dargebotenen sittlichen Dialektik ein gut Stück, vielleicht das beste und größte, des historischen Sokrates widergewonnen ist; sowie auch, daß der historische Sokrates mit der (nach Maier vom Symposion beginnenden) 'spekulativen Mystik' nichts mehr gemein hat.

V. Die literarischen Quellen und der historische Schluß von der Wirkung auf die Ursache. 'Wie müssen wir uns Sokrates und sein Werk vorstellen, um die Tatsache zu begreifen, daß die verschiedenen in der sokratischen Gemeinde hervorgetretenen Sokratestypen, so weit sie auseinander liegen, dennoch zuletzt nichts anderes sein

wollen als Interpretationen und Weiterführungen sokratischer Tendenzen, daß die verschiedenen Sokratesjünger in gutem Glauben für ihre voneinander so stark abweichenden Sokratesauffassungen die geschichtliche Richtigkeit und für ihre so ganz und grundsätzlich einander entgegenstehenden Lebens- und Weltanschauungen die sokratische Legitimität in Anspruch genommen haben?' Zu der 'literarischen Quelle', die Platons sokratische Dialoge darstellen, kommt so eine noch herauszuarbeitende 'historische Quelle'. Als Sokratiker erster Ordnung gelten Platon, Antisthenes, Aristipp, Euklid und nebenbei noch Aischines. Es wird darauf ankommen, ob beide Quellen miteinander zusammenstimmen.

Sokrates und die Philosophie (S. 157—295).

Die Hauptaufgabe dieses Teiles soll der Nachweis bilden: Sokrates war kein Philosoph.

I. Der Sokrates der 'Wolken'. Die Absicht des Aristophanes war, einen Vorstoß gegen die Modernen zu führen, gegen die ganze Aufklärungsbewegung, die Sophistik und Naturphilosophie umfaßte: soweit beide auch auseinanderlagen, 'beide waren doch Kinder des selben Geistes, des modernen Geistes, der auf den Umsturz des alten Glaubens und der alten Sitte hinzuarbeiten schien. Der Dichter mußte also beide an den Pranger stellen, die Naturgrübler, die Väter des Atheismus, wie die neuen Weisheitslehrer, die ihm als die Vergifter der Volksmoral und des öffentlichen Rechtsbewußtseins erschienen.' Wenn also Sokrates zugleich als Sophist und Naturphilosoph dargestellt ist, so hebt ihn diese Sonderstellung über beide hinaus, er ist 'der Aufklärer auf einer höheren Potenz', er gilt dem Dichter als das Haupt der Intellektuellen.

II. Sokrates und die alte Philosophie. Dieser Mann nun, der alle Tendenzen der Aufklärung in sich vereinte, kann nicht der 'Sokrates der Legende' gewesen sein, 'der Mann des schlichten Sinnes und des gesunden Menschenverstandes', sondern er war 'ein überaus komplizierter und durch und durch moderner Mensch, der auf der ganzen Höhe der attischen Kultur und der griechischen Wissenschaft stand'. Da nun Maier selbst einräumt, wir wüßten allerdings nicht, wie er dahin gelangt sei, so können wir wohl auch die Details als Hypothesen auf sich beruhen lassen, ob wirklich nur in der anaxagoreischen Philosophie das Motiv zur sittlichen Teleologie des Sokrates gelegen hat, ob die koische Medizin von Einfluß auf seine Anschauungen über Naturphilosophie gewesen ist u. a. m. Die Hauptsache ist für den Verf. diese: Sokrates hat sich zu keiner Schule bekannt, aber das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit der neuen Zeit gehabt. Er ist der Philosophie dankbar gewesen, daß sie mitgeholfen hat, die Geistesfreiheit herbeizuführen, aber ein System hat er sich nicht zu eigen gemacht. Er hat versucht, 'mit ahnendem Gemüt in das Ganze der Welt hineinzublicken, und er hat sich, weit mehr als die anderen, bemüht, den Sinn des Menschenlebens zu verstehen'; aber er hat seine Weltanschauung nicht doktrinär zu begründen und auszugestalten gestrebt; 'er hat sich nie als Forscher, nie als Lehrer der Wirklichkeitswissenschaft gefühlt und gegeben'.



III. Sokrates und die Sophisten. Maier bringt sie einander nahe, sehr nahe. Daß von der Apologie auszugehen ist, leidet wohl keinen Zweifel, aber ich glaube dem Verf. nicht, daß jeder unbefangene Leser bemerken wird, daß sich dort Sokrates mit aller Geflissentlichkeit auf die Seite der Sophisten stellt und sein Publikum offen herausfordert, indem er das Lob der vielgehaßten Menschenklasse singt. Jedenfalls darf man zweifeln, ob es erlaubt ist, in dem Loblied auf Euenos Platons ironische Note abzuziehen, um zu einem geschichtlichen Dokument für die Art zu gelangen, wie Sokrates sich zu den Sophisten gestellt hat. Daß Sokrates in dem Sophistenstand ein unentbehrliches Glied im Organismus der damaligen Gesellschaft gesehen und in ihrer Tätigkeit eine 'Ergänzung' der seinigen 'begrüßt' hat, ist mindestens nicht so sicher, wie es Maier darstellt, auf alle Fälle braucht man es nicht gar tragisch ernst zu nehmen, wenn Sokrates Männer wie Prodikos, Gorgias, Hippias 'beneidet'. Soviel ist aber gesichert, daß er den Sophisten (wohlgemerkt: als Stand) nicht feindlich war. Um mich wider auf die Hauptsache zu beschränken, betone ich nur die drei Punkte, die Maier aus der Polemik des Sokrates gegen die Sophistik anführt. Sokrates stellt sich vor allem ihren rhetorischen Intentionen entgegen, dem 'Lebensnerv der Bewegung'; er vermißt bei ihnen die sittliche Konzentration und vor allem die Einsicht in das Wesen des Sittlichen; er schätzt den Wert der positiven, historisch gewordenen Ordnungen sehr viel höher ein als die Sophisten. Man könnte als vierten Punkt anführen, ohne sich von der Basis des Verf., den frühplatonischen Dialogen, zu entfernen: er verurteilte das Ethos gerade gewisser Zelebritäten. — Ein 'philosophischer Gesichtspunkt irgendwelcher Art' spielt bei Maier nicht hinein in Sokrates' Beziehungen zu den Sophisten; das ist das zweite, was in diesem Kapitel wichtig ist. Die Behauptung ist an sich bei der Art, wie Maier sowohl die Sophisten wie Sokrates auffaßt, selbstverständlich; weder sie noch er sind ja Philosophen. Aber für das Ganze der Sokratesauffassung ist es doch ausnehmend wichtig zu wissen: wie steht es um die Skepsis des Protagoras und Gorgias? Zugegeben, daß von der ganzen Theätetausführung nur der nackte Homomensurasatz als protagoreisch übrig bleibt und daß dieser Satz zu dem rhetorischen Interesse der Sophisten in engster Beziehung steht, daß Protagoras als Prophet der Rhetorik verkünden will, in seiner Welt handele es sich eben nicht um die Wahrheit und ihre Ergründung; hier sei für jeden das wahr, was ihm scheine; und zugegeben, daß die bekannte Äußerung des Gorgias, daß nichts existiere noch erkennbar noch mitteilbar sei, eine Parodie auf die eleatische Dialektik ist, so ist doch damit nicht hinweggeräumt, daß Protagoras de facto eine Provinz aufgezeigt haben will, in der es eben ein absolut Wahres nicht gibt; und das ist doch Subjektivismus; ob er dabei Philosoph sein will oder nicht, ist von sekundärer Bedeutung; er hat zweifellos einen Standpunkt begründet, den ein Philosoph für bedenklich und gefährlich halten konnte. Und wenn Gorgias die Eleatik parodiert, so ist er doch als Parodist mindestens philosophischer Kritiker! Ich würde sogar noch weiter gehen als Maier und glauben, Gorgias habe die ganze

Philosophie als solche mit seiner dialektischen Parodie als abgetan hinstellen (und nun daraufhin die Rhetorik als ihre Erbin proklamieren) wollen; aber hat er damit nicht — in jenem und in diesem Falle — die Skepsis tatsächlich proklamiert und wie Protagoras ihr eine Stätte bereitet? Und was ist dann an der Vorstellung eines Sokrates auszusetzen, der zwar mit den Sophisten 'von dem Bankerott der älteren Philosophie überzeugt ist und die Naturforschung vernachlässigt, aber sich nicht mit der Negation und Skepsis begnügt, sondern durch allseitige Untersuchung der menschlichen Vorstellungen zu bestimmten Begriffen und damit zu einem sicheren Wissen zu gelangen sucht'? (Kroll.)

IV. Sokrates und die Begriffsphilosophie. Die These lautet: 'Der Entdecker des Allgemeinen ist nicht Sokrates, sondern Platon gewesen. Sokrates hat die Begriffsphilosophie so wenig wie sonst eine philosophische Doktrin begründet.' Der Beweis ist folgendermaßen gestaffelt:

1. Antisthenes, Euklid und Aristipp weisen, wenn man bei ihnen nach einer Bezeugung der sokratischen Begriffsphilosophie sucht, 'mit voller Bestimmtheit nach der entgegengesetzten Richtung'. Der Satz ist äußerlich sehr kategorisch, inhaltlich aber wenig brauchbar. Darf man überhaupt in den kümmerlichen Resten suchen? Und was ist der Begriffsphilosophie entgegengesetzt? Von den drei Zeugen streicht Maier selbst zunächst Aristipp, 'dessen Gedanken ja allerdings von jeder Begriffsphilosophie weit abliegen'. Euklid aber scheidet auch aus; denn wenn Maier die Ansicht bekämpft, die Megariker seien die Freunde der Ideen, gegen die sich Platon im Sophistes wendet, so ist damit nicht bewiesen, daß die megarische Schule als Zeuge dafür angesehen werden kann, daß Sokrates nicht Begriffsphilosophie getrieben hat. Eben dies kann auch nicht daraus gefolgert werden, daß Euklid dem Platon nicht auf dem Wege der Ideenlehre gefolgt ist; er kann sehr wohl — was Maier für offenbar unmöglich erklärt — an 'der genuin-sokratischen Anschauungswelt' festgehalten und doch gegen den Metaphysizismus Platons gerade als Sokratiker Verwahrung eingelegt haben. Mit dem dritten Zeugen steht es nicht besser: Die Skepsis und Eristik der Kyniker, die im Kampf gegen die Ideenlehre größte Schärfe angenommen hat, mag sich noch so 'geradlinig aus der sokratischen Dialektik entwickelt haben'; was beweist das für Sokrates? Selbst wenn der Dialog Kleitophon, wie es Maier in einer weitmaschigen Hypothese ausführt, so gedeutet werden kann, daß er einen Rückschluß auf die antisthenisch-sokratische Protreptik erlaubt, so wissen wir darum nicht mehr, als daß Sokrates ein Protreptiker war. Etwa auch, daß er nur ein Protreptiker war? Die wenigen Überreste aus der kyrenäischen, megarischen und kynischen Literatur sagen also nichts, weder für noch wider. Und Protreptik ist sicherlich nicht der Begriffsphilosophie 'entgegengesetzt'.

2. Die frühplatonischen Schriften sollen ebenfalls Zeugnis ablegen gegen die Wissenschaftlichkeit der sokratischen Dialektik. 'Zu einer Definition kommt es nirgends, und in keinem Falle läßt sich auch nur erraten, wie Sokrates-Plato sich dieselbe gedacht haben mag . .

Plato läßt seinen Sokrates offenbar darum so verhandeln, weil der wirkliche Sokrates seine Gespräche so geführt.' Auf diese Behauptung werden Schlüsse von enormer Ausdehnung gebaut; aber ist die Behauptung selbst haltbar? Vom Versuch eines Beweises ist keine Spur zu finden. Natürlich; denn fast jeder Dialog — vielleicht außer dem einen Protagoras — zeigt das Gegenteil. Nehmen wir selbst den kleinsten, Euthyphron, in dem es in höchstem Grade dem Autor darauf ankommt, Sokrates als Persönlichkeit dem rechtgläubigen Streber gegenüberzustellen, und in dem der positive Gehalt auf ein Minimum beschränkt ist: es soll doch gezeigt werden, daß Euthyphron unfähig ist, ein wissenschaftliches Gespräch zu führen, weil er von dem Thema, der Frömmigkeit, keinen 'Begriff' hat. Und wenn auch der Dialog scheinbar ergebnislos ausläuft und keiner der drei Definitionsversuche zum Ziele führt, so hat man doch bisher die dialektische Entwicklung in der Auffindung der Definitionen einstimmig angenommen und gemeint, daß Platon in 14 C einen deutlichen Hinweis gegeben hat, wie die Beantwortung der Frage zu vervollständigen sei, und hat in den Gesetzen 713 E und 716 D ausgesprochen gefunden, was Platon im Euthyphron verschwiegen hatte (vgl. K. Meiser, Über Platons Euthyphron, Progr. Regensburg 1901). Auf die Theorie der Werbedialoge wird mit keinem Worte eingegangen; die sokratische Ironie des Nichtweiterkönnens ohne weiteres als Ernst genommen; künstlerische Rücksichten in den Dialogen nicht einmal gestreift. So kommt dann schließlich ein Sokrates heraus, der von allem gar nichts weiß — aber ein großer Protreptiker ist.

3. Xenophon läßt den Sokrates sich ausschließlich um praktische Begriffe bemühen. 'Was Sokrates zugerechnet werden dürfte, wäre im günstigsten Falle die von ihm selbst in keiner Weise begründete und durchgeführte Voraussetzung, daß die Allgemeinbegriffe, zu denen die natürlichen, an die Sprachbezeichnungen geknüpften Begriffsvorstellungen hinleiten, reale Bedeutung haben, und daß sich in ihnen dem, der nach Erkenntnis strebt, ein einwandfreies Feld objektiv gültigen Wissens eröffne.' Nun, mit diesem günstigsten Fall könnten wir sehr zufrieden sein; nur daß wir über Begründung und Durchführung nichts wissen, auch nicht, ob sie von Sokrates unterlassen ist! Aber Maier hat gegen jenen günstigsten Fall folgendes Argument: 'Wer den Weg zum Wirken kennt und den ersten Schritt bereits getan hat, müßte der nicht durch ein immer widerkehrendes Bekenntnis seines Nichtwissens jeden, der von ihm lernen wollte, der bereit wäre, sich von ihm auf den neuen Weg führen zu lassen, mißtrauisch machen, ja abschrecken?' Eben in dem Falle nicht, wenn das sokratische Nichtwissen keinen konstatierenden, sondern adhortativen Charakter trägt!

Es ist nicht im mindesten zu bezweifeln, daß der Verf. recht hat, die geschichtliche Bezeugung zeige uns einen Sokrates, der die Menschen zur Selbsteinkehr, zur Einsicht in die sittliche Armut und Blindheit und zuletzt zum Sehnen und Suchen nach dem sittlichen Leben zu bringen suchte. Aber es ist nicht zu begreifen, warum dies Suchen nach persönlich-sittlichem Leben, warum seine Protreptik im Widerspruch stehen sollte zu dem Vermögen, dem Suchen auch einen Weg zu weisen. An

manchen Stellen glaube ich den Verf. fast so verstehen zu müssen, als ob er an sich beides in einem Menschen vereinigt nicht glauben könne. Aber sollte nicht eben gerade diese Vereinigung uns die Erklärung für die sonst unfaßliche Wirkung des Mannes geben? Sokrates, nur als Protreptiker gedacht, soll hochbedeutende Philosophen zu Schülern gehabt haben, die als solche, als Philosophen, 'Sokratiker' sein wollten — er selbst aber soll kein Philosoph gewesen sein? Er soll die Autarkie und Autonomie der sittlichen Persönlichkeit gepredigt haben, aber die Begriffe des Guten, Gerechten, Edlen nicht als allgemein-verbindliche Normen erkannt haben? Maier sagt selbst, zur sokratischen Elenktik kam die definitorische Frage; aber Sokrates wußte nicht, was er gewann, wenn er eine Definition fand, ein Sicheres, Allgemeines? Eins ist jedenfalls festzuhalten: der Angriff auf die historische Bezeugung der Wissenschaftlichkeit der sokratischen Dialektik ist mißlungen. Antisthenes wird durch ein Argumentum e silentio so gedeutet, wie es der Wunsch als Vater des Gedankens verlangt; Xenophons notorische Abhängigkeit von Platon wird so weit überspannt, daß ihm der Unterschied zwischen dem Werke des Sokrates und Platon gänzlich unbekannt war; den Sophisten wird ihr Subjektivismus und ihre Skepsis genommen, damit des Sokrates Reaktion dagegen als historisch unmöglich erscheint; die frühplatonischen Schriften — schon ihre Auswahl unterliegt einem Kriterium, das bereits dem angestrebten Resultat entnommen ist — werden ihres philosophischen Gehaltes entkleidet; die Akademie soll ein Verdienst, das nach Maier ihrem Gründer Platon zukam, aus nicht einzusehendem Grunde auf einen anderen geschoben haben; Aristoteles soll als alter Akademiker Xenophon haben ausschreiben müssen, um seinem höchst subjektiven Urteil über Sokrates ein objektives Aussehen zu geben. Das sind viele und weite Umwege statt einer kurzen und geraden Straße.

Das sokratische Evangelium (S. 296—498).

Nachdem der Verf. in den vorangehenden Kapiteln von den Quellen nur das übriggelassen hat, was auf Sokrates als Verkünder eines Evangeliums des sittlichen Lebens und der sittlichen Erlösung weist, wird nun das neue Bild in konsequenter Wahrung des einen und ausschließlichen Blickpunktes entworfen. Das Wirken des Sokrates soll sich danach so herausstellen, daß es als die gemeinsame Ursache für die ganze Mannigfaltigkeit der Sokratik denkbar ist. Ich will hierauf nicht mit der gleichen Ausführlichkeit wie auf die Grundlegung durch die Quellenuntersuchung eingehen. Maier sagt einmal, bei jedem neuen Versuche, uns die Persönlichkeit des Sokrates nahezubringen, kehre der 'Eindruck' wider: so kann der Mann nicht gewesen sein, der so in die Tiefe und in die Weite gewirkt hat. Aber dadurch, daß dem Manne das ihm bisher zugeschriebene Vermögen genommen wird, nicht nur gepredigt und erweckt, sondern auch zu einem eigentümlichen und neuartigen Wissen verholfen zu haben, das dem sittlich Erweckten ein zuverlässiger und bleibender Führer wurde, erfährt seine Persönlichkeit eine solche Verengung, daß ihre historische Wirkung wenigstens auf

den Kreis seiner Jünger, die doch eben Philosophen wurden, durchaus nicht verständlicher erscheint als früher. Mein Lehrer Hensel hat einmal von der 'heiligen Rührung gesprochen, die den Betrachter von Sokrates' Leben ergreift, wenn er sieht, daß in einem Zeitalter dummer Aufklärung und dümmerer Reaktion ein Mensch wie Sokrates möglich war. Dieses Gefühl wird nicht ohne Nachwirkung für unser eigenes Leben bleiben'. Ich glaube, so war es auch bei den Jüngern. Die Aufklärer waren doch die, die lehrten: man kann überhaupt nichts wissen; und die Reaktionäre die, die da glaubten, selbst alles zu wissen; beides Behauptungen, die in die Unendlichkeit gehen. Und in dieser Unendlichkeit der eine feste sokratische Punkt, der dem leichtsinnigen, aufklärerischen Bekenntnis des Nichtwissens gegenüber durch ein festes 'Ich weiß', und der satten Überheblichkeit des wissenden Reaktionärs gegenüber durch das schlichte 'daß ich nichts weiß' zum Halt gebietenden Damme wird. Der Sokrates Maiers hat nicht das Bewußtsein, 'in einem entarteten Zeitalter zu leben. Er ist ein moderner Kulturmensch'. 'Der leitende Gedanke seines Lebens war nicht etwa die Absicht, nachdem doch einmal der alte Glaube und die alte Sitte ins Wanken geraten, in der allgemeinen Auflösung einen festen Punkt zu gewinnen und der überhandnehmenden Dekadenz einen Damm entgegenzusetzen.' Da es nach Maier gestattet ist, von 'Eindrücken' zu reden, so scheint mir dies neueste Bild den Eindruck von der Größe des Mannes nicht zu steigern.

Soweit die Ausführungen über das sokratische Evangelium dessen Inhalt angeben, möchte ich nicht genauer auf sie eingehen. Wie der Inhalt auf Grund der angenommenen Quellen im einzelnen herausgearbeitet ist, das wird niemand, auch wenn er grundsätzlich auf anderem Standpunkte steht, ohne bedeutende Belehrung lesen, und ich rate einem jeden dazu. Auch wie sich Maier psychologisch die Art des sokratischen Wirkens denkt, sowohl was den Meister als was die Hörer anlangt, ist widerholt mit großer Feinheit in die Darstellung verflochten. Nur auf zweierlei möchte ich aufmerksam machen.

Obwohl nach Maier der Kriton zu den genuin-sokratischen Dialogen gehört, so scheint mir die meines Erachtens grundlegend wichtige Stelle 48 E ff. nicht gebührend ausgenützt zu sein. Dort führt Sokrates aus, es gebe zwei Klassen von Menschen, die eine ganz klein, die andere sehr groß; die kleine ist überzeugt, daß man unter keinen Umständen ungerecht handeln, auch nicht Böses mit Bösem vergelten darf. Die andere ist nicht dieser Meinung. 'Zwischen beiden ist jede gemeinschaftliche Beratung unmöglich, sie müssen einander notwendig verachten, wenn sie ihre Standpunkte vergleichen.' Diese Stelle erschließt uns, wie mir scheint, das Wesen des sokratischen Wissens. Daß man nicht unrecht tun darf, betont er Kriton gegenüber fortgesetzt als den einzig möglichen Ausgangspunkt ihrer Unterredung, und nicht nur jetzt erst, sondern von jeher. Das Gute ist die Grundtatsache seines sittlichen Bewußtseins, die Grundkategorie seines Wollens. Daß er das Gute tun muß, 'weiß er' also; und ferner, daß dieses Wissen von allen anderen Arten des Wissens grundverschieden ist; denn es ist unbedingt, und wer es nicht hat, mit dem ist jede Verständigung ausgeschlossen. Wer es aber hat,

der kann — hält er nur an der einen Grundtatsache fest — durch Denken herausbekommen, was in dem einzelnen Falle das Gute ist; so wie es in den folgenden Abschnitten Sokrates und Kriton herauszubekommen versuchen. In solchen Entscheidungen für den Einzelfall kann der Mensch vielleicht irren, so wie Kriton zunächst irrt, da er falsch denkt. Das ethische Wissen ist also ein doppeltes, erstens eine Grundeinsicht der praktischen Vernunft, zweitens ein abgeleitetes der theoretischen. Jenes ist die selbe Stimme, deren religiöser Unterton Daimonion heißt[1]); Sokrates schreibt sie sich in eminentem Maße zu; dieses ist schließlich nichts anderes als alles theoretische Wissen überhaupt, ein suchendes Wissen um einzelnes; er lehnt es für sich in bescheidenster Weise ab; aber alle sokratischen Dialoge Platons wären unverständlich, wenn es bei dieser Ablehnung sein Bewenden gehabt hätte. Vielleicht soll der Kriton zeigen: wenn Sokrates mit einem Jünger sich unterredet, der bereits von der Unbedingtheit jenes Grundwissens überzeugt ist, so ist es verhältnismäßig leicht, von hier aus zu dem ethischen Einzelwissen zu gelangen; die meisten anderen sokratischen Dialoge haben die entgegengesetzte Tendenz: einem Manne wie Euthyphron, der jenes Grundwissen noch nicht hat, das ethische Einzelwissen zu vermitteln erscheint unmöglich. Vielleicht ist das Hinführen zu jener Grundeinsicht das, was Maier die 'Erweckung' nennt, aber ich glaube, gerade in diesem Zusammenhang wird klar, daß die aus ihr folgende 'Erlösung' nicht nur ein psychologisch-persönlicher Akt war für die, 'die sich elend fühlten', sondern eine 'Erweckung' viel allgemeinerer Art, eine Erweckung der Ethik selbst. — Diese ganze wichtige, vielleicht für Sokrates wichtigste Stelle wird nur S. 404 vom sozialen Standpunkte aus berücksichtigt, als Sokrates' Entgegnung auf den obersten Satz des geltenden Kodex der sozialen Moral, daß man den Freunden möglichst viel Gutes, den Feinden möglichst viel Übles tun solle. Sie hat aber einen bedeutend tieferen Sinn, weil nach ihr Sokrates das Apriorisch-Sittliche von allem sittlichen Einzelwissen methodisch geschieden hat und darum sein Wirken nicht nur Prophetie, sondern auch Techne gewesen sein muß.

Zweitens scheint mir das letzte Kapitel, das Sokrates' Tod gewidmet ist, der Bedeutung dieses Ereignisses nicht zu entsprechen. In langen Ausführungen wird gezeigt, daß die Verurteilung von juristischen und sittlichen Verwerfungsurteilen nicht getroffen werden kann; aber nur sehr kurz wird zum Schlusse gesagt, daß eben auf Sokrates der Fall zutrifft, wo die Durchbrechung bestehender Rechtsordnungen für menschliche Individuen zur sittlichen Pflicht wird, und wo das Individuum, das die Zukunft für sich hat, der stärkeren Gegenwart erliegt. So wird allerdings die vorurteilslose Entscheidung des Historikers lauten. Aber das ist doch nur die eine Seite der Sache: daß Sokrates sterben mußte. Daß das Wie kaum gestreift wird, bedeutet sicherlich einen Mangel in einem Werke, das in erster Linie auf das persönliche Leben des Sokrates

[1]) Vergleiche die schönen Ausführungen Maiers über das Daimonion S. 461.



abzielt. Gehört nicht zu diesem auch die Form, die er seinem Tode gab? Jene höchste, persönlichste Form, da der Tod sich aus dem Leben entwickelt?

Die Sokratik (S. 499—628).

Da es mir in erster Linie um Kritik, nicht um Inhaltsangabe zu tun ist, so kann ich mich hier ganz kurz fassen. Soweit das sokratische Wirken Prophetie war, und das war es ja ohne Zweifel, wird es in dem Schlußteil bis auf Christus verfolgt. Ein ausgezeichnetes, lebensvolles Bild ist von Antisthenes gegeben. Platon erscheint fast ganz als Mystiker. Aristoteles vollzieht den letzten Schritt der Abkehr vom geschichtlichen Sokrates. Die Stoa strebt nach dem sokratischen Standpunkt, kann aber von der kynischen Denkweise nicht loskommen. Nach dem Untergang der heidnischen Kultur wirkte Platon mächtig weiter, Sokrates wird vergessen, Christus tritt an seine Stelle. Die sokratische Sache, das Diesseitsevangelium, erwacht wider nach Überwindung des mittelalterlichen, transzendent gerichteten Denkens. Sokrates und Christus, einander abstoßend und auch ergänzend, ringen bis heute um die Herrschaft.

Berlin-Friedenau. Ernst Hoffmann.

Zur Würdigung der euripideischen Alkestis

Nachtrag

Während mein Aufsatz schon im Druck war, kam mir Heinemanns 'Thanatos' [1]) zu. Im ersten Teile dieser Schrift — der zweite ist einer kunstwissenschaftlichen Betrachtung gewidmet — verfolgt H. die Entwicklung der Todesvorstellung in der griechischen Dichtung, von dem etwas tölpelhaften Unterweltsschergen des alten Volksmärchens, als der er ja auch in der Alkestis auftritt, bis zu dem milden Erlöser von den Übeln dieser Welt, der uns am Ende des fünften Jahrhunderts, besonders auch bei Euripides, entgegentritt. Dabei nimmt H. Anstoß an dem plötzlichen Widerauftreten der alten Märchenfigur des Thanatos, die so wenig euripideisch ist, in der Alkestis und weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er die Alkestis als ein 'heiteres Spiel' bezeichnet. Ich sehe dagegen in dem Zwiespalt zwischen dem Thanatos der Alkestis und der euripideischen Todesvorstellung eine neue Bestätigung meiner oben (S. 238ff.) dargelegten Ansicht, daß unsere Alkestis nicht wohl von Euripides stammen kann. O. E.

[1]) K. Heinemann, Thanatos in Poesie und Kunst der Griechen. Inauguraldissertation, München 1913.



Carl Bardt

Andreas Georg Wilhelm Carl Bardt wurde am 30. November 1843 auf dem Rittergut Lubosch bei Birnbaum in Posen geboren. Sein Vater, Landschaftsrat Carl Bardt, war 1797 geboren. Er war zuerst Kaufmann und tat sich in dem großen Hamburger Geschäft, in dem er angestellt war, schon als ganz junger Mann so hervor, daß er widerholt als Superkargo nach England gesandt wurde. Von seiner Firma mit großen Waldankäufen im Posenschen beauftragt, erwarb er für eigene Rechnung für einen sehr mäßigen Preis das Gut Lubosch, einen Besitz, den er bald durch Ankauf von Nachbargütern auf 13 000 Morgen brachte. Er war ein reicher Mann geworden, die Lebensführung blieb aber bürgerlich einfach, ja bescheiden. Erst um 1860 erweiterte er das in Fachwerk aufgeführte einstöckige Wohnhaus durch einen massiven Anbau um zwei große Zimmer. Er war zweimal verheiratet. Der ersten Ehe entsprossen zwei Söhne und mehrere Töchter. Der älteste, Hugo, der jung starb, erbte den Besitz, obgleich er kein Fideikommiß war, die übrigen Kinder wurden mit einer später kapitalisierten Rente abgefunden, die im Verhältnis zu der Hinterlassenschaft nicht beträchtlich war. Nach dem Tode seiner Gattin schloß der Vater eine zweite Ehe mit Fräulein Ida Neumann, der Tochter eines früh verstorbenen Hamburger Rechtsanwalts und Dr. jur., die an einer von ihrer Mutter, einer geistvollen und bedeutenden Frau, geleiteten Privatschule in Krotoschin Lehrerin war. Prof. K. J. Neumann in Straßburg, der Vetter Bardts, gedenkt der Großmutter, der in der Stadt hochverehrten Frau Doktor, mit der er als Gymnasiast Englisch, Französisch und Italienisch las, noch heute mit dankbarer Liebe. Aus der Ehe stammten drei Kinder, ein Sohn, der Offizier wurde, unser Carl Bardt und die Schwester Sophie. Sie ist dem Bruder, der sich ihrer zeitlebens liebreich annahm, vor wenigen Tagen im Tode gefolgt. Der Vater starb 1868, die Mutter erst 1895. Einen starken Einfluß hat der vielbeschäftigte Vater, der die Interessen des Sohnes nicht teilte, auf die Erziehung und Entwicklung des Knaben nicht gehabt; einen größeren vielleicht die Mutter, die gütig und mild, aber kränklich und auffallend still und zurückgezogen war. In der Erinnerung ihres Neffen Neumann lebt sie als eine Frau, in deren Nähe jeder besser wurde. In Park und Wald und auf dem See, an den der Park grenzte, tummelten sich die Kinder und wuchsen kräftig heran. Carl Bardt hat es stets als ein Glück betrachtet, daß er auf dem Lande groß geworden sei. Als Kind war er sehr schüchtern, Fremde brachten mit Mühe ein Ja oder Nein aus ihm heraus, zu weiteren Äußerungen war er nicht zu bewegen.

Zehnjährig kam er auf das Magdalenengymnasium in Breslau, zu einem Lehrer der Anstalt in Pension. Der strenge und bedeutende Direktor Schönborn hat einen starken und nachhaltigen Einfluß auf ihn geübt und ist in mancher Hinsicht sein Vorbild geblieben. Michaelis 1862 machte er das Abiturientenexamen. In seinem Zeugnis werden namentlich die Leistungen im Deutschen, wo er das Prädikat 'vorzüglich' erhielt, anerkannt, auch die Fähigkeit, lateinische Schriftsteller gewandt zu übersetzen, und der color latinus in seinen schriftlichen Arbeiten, in die sich freilich bisweilen grammatische Fehler eingeschlichen hätten. Auch in der Mathematik, die seine Liebe nicht war, erhielt er das Prädikat 'genügend'. Schon dem Primaner stand fest, daß er Philologe und Historiker werden müsse, die Lektüre der römischen Geschichte von Mommsen hatte nicht nur diesen Entschluß, den schon Schönborns Beispiel in die Seele gelegt, gereift, es war ihm auch sicher, daß er Mommsens Schüler werden müsse. So ging er nach Berlin und hörte im Winter das erste Kolleg, das Mommsen als Professor in einer philosophischen Fakultät las. Im nächsten Sommer nahm er auch an den Übungen teil, die Mommsen in seiner Wohnung abhielt, und trat dem Meister wie den Besten seiner Mitstrebenden nah und näher. Hier lernte er Eugen Bormann und Otto Hirschfeld kennen, die ihm das Leben hindurch Freunde geblieben sind. Neben Mommsen hörte er namentlich Haupt, Droysen, Boeckh, Müllenhoff, von denen die beiden ersten ebenfalls einen nie erloschenen Eindruck auf ihn machten. Hirschfeld, der, in Königsberg bereits promoviert, unter Mommsen ein zweites Studium begann, schildert den jungen Studenten als für seine Jahre merkwürdig reif und fest, in seinem Wesen eigentlich ganz fertig. 'Er war ernst und zurückhaltend, aber trat man ihm nahe, so war er treu und unbedingt zuverlässig.' Neben Hirschfeld verkehrte er damals am meisten mit dem geistvollen und witzigen v. Sallet, dem späteren Direktor des Münzkabinetts. Dem von Bormann gegründeten studentischen philologischen Verein, dem Vorläufer unseres heutigen, trat er sofort bei und hielt mehrere Vorträge. A. Hollaender, der auch Mitglied der Gesellschaft war, schreibt mir, er erinnere sich des Inhalts der zweiundfünfzig Jahre zurückliegenden Vorträge nicht mehr, wohl aber 'der Form der Rede, die für einen 19—20jährigen Studenten von auffallender Vollendung und Sicherheit war, entsprechend seiner schon damals in sich gefestigten Persönlichkeit, die durch eine gewisse Würde die Vertraulichkeit verscheuchte'. Erst bei dem gemeinsamen Freunde Sallet wurde Hollaender näher mit Bardt bekannt, denn seine mehr der Archäologie und Kunst zugewandte Neigung lernte hier eine andere Seite des strengen Mommsenschülers kennen: 'seine Liebe zur Kunst in allen ihren Formen, der bildenden, der Musik und Dichtung'. 'Er hatte das lebhafteste Interesse und tiefes Verständnis für Malerei und Plastik, doch war es ausschließlich die hohe Kunst, die ihn anzog.' Leidenschaftlich war seine Liebe zum Theater. Aber auch hier war es nur das ernste Drama, das ihn fesselte, die damals auf dem Höhepunkt stehende Berliner Posse des Wallnertheaters blieb ihm fremd. Von der Darstellung der Maria Stuart durch die Ristori hat er noch in seinem Alter mit Begeisterung gesprochen, Helmerding hat er nur gesehen, um

ihn gesehen zu haben. Am höchsten stand ihm Shakespeare. Neben der Tragödie gehörte seine Liebe der Oper. Die Musik Mozarts war ihm wie religiöse Erbauung, und ein gleichgültiges Wort eines Zuschauers während der Aufführung des Figaro verletzte ihn im Innersten. Für Betz und Niemann erfüllte ihn Bewunderung, und er achtete es als ein Glück, daß er mit beiden auch in persönliche Berührung kam. Im Feuilleton der Vossischen und der Nationalzeitung hat er noch 1900 und 1901 über beide geschrieben und 'mit merkwürdigem Gedächtnis, wie es nur aus tief empfundenen Eindrücken erklärlich ist, und mit großem Kunstverständnis Wesen und Art der Sänger charakterisiert' (Hollaender). Wenn Niemann, der seine Söhne dem Joachimsthal anvertraut hatte, gelegentlich einer Schulfeier in der Anstalt erschien, begrüßte er ihn aufs freudigste und schwelgte in Erinnerungen. Er war stolz darauf, daß der Schauspieler Ludwig die Theatervorstellungen der Alumnen besuchte und die Leistungen der Schüler freundlich anerkannte, nahm auch Gelegenheit, mit ihm über seine eigenen Rollen zu sprechen und über die Darstellung des Romeo in der Balkonszene seine Bedenken zu äußern. Der Richtigkeit seines Gefühls und Urteils war er sehr sicher und schon als Student 'unduldsam, wenn er widersprechende Meinungen zu hören bekam' (Hollaender). Lessings Lehren hatten tief Wurzel in ihm gefaßt, und wie diesem mit Homer und Aristoteles ging es ihm mit dem großen Kritiker des Dramas; ich glaube, noch mehr als er bekannte, war ihm Dogma, was jener gesagt. Nicht minder gern besuchte er Sinfoniekonzerte und Oratorien; mit dem damals berühmten Liebigschen Orchester gab er ein Konzert, das Klavier spielend und zugleich dirigierend. Beethoven war ihm unter den Komponisten, was Goethe unter den Dichtern. Tänze hat er nie gespielt, selbst den Donauwalzer von Strauß konnte er, in einem Vogesendorfe bei Regenwetter von der tanzlustigen Gesellschaft aufgefordert, nicht spielen. Er improvisierte eine Viertelstunde, verließ dann aber das Klavier, bittend, man solle von ihm nicht verlangen, was er nicht könne. Ernst also auch da, wo er Erholung, nachdenkend wählerisch, wo er Genuß suchte, dabei entschieden und abweisend, was seinem Fühlen nicht zusagte.

Aber die Liebe der Musik, des Theaters, der Dichter tat dem Studium keinen Abbruch; bei der Klarheit und Festigkeit seines Wollens lief er keine Gefahr, die eigentliche Aufgabe auch nur vorübergehend zurücktreten zu lassen. Selbst in den Ferien in Lubosch vertiefte er sich mit seinem Freunde Rothenbücher auf einer Wiese liegend in Platon und Aristoteles, und abends las er im Familienkreise Rankes Geschichte der Päpste vor, obwohl der Vater dabei meist einschlief und auch der andern Interesse nur mäßig war. Nachdem er schon früher eine von der Fakultät gestellte Preisaufgabe erfolgreich behandelt hatte, erwarb er am 4. Juni 1866 mit der Mommsen gewidmeten Dissertation Quaestiones Tullianae den Doktorgrad; seine Freunde v. Sallet und Bormann waren Opponenten. Er behandelte auf Grund eines sorgfältig gewonnenen Materials aus Ciceros Briefen zum erstenmal ausführlich die Frage, wie schnell damals im römischen Reiche Reisende und Boten die Entfernungen zurücklegten. Die Resultate der Untersuchung werden

noch heute verwertet und der Verf. zitiert, was nicht vielen Erstlingsarbeiten beschieden ist. Am Doktorschmause nahm Mommsen teil, und der ganz Unmusikalische hörte seinen Schüler, der am Vormittag lateinisch disputiert hatte, am Abend mit wohlklingender Stimme eine Arie von Lortzing vortragen. Bei Ausbruch des Krieges meldete sich B. zum Militärdienst, ward aber als untauglich zurückgewiesen. Am 6. August des folgenden Jahres bestand er das Oberlehrerexamen. Er erhielt ein Zeugnis ersten Grades, die Fakultas für Prima in den alten Sprachen, der Geschichte und Geographie, für Obersekunda im Deutschen. Interessant ist das Urteil über seine Leistungen im Lateinischen: 'Die Historiker hat er gut übersetzt und erklärt, weniger war dies im Horaz der Fall, wo indessen seine Kenntnisse noch ausreichend sind, um ihn bei gehöriger Vorbereitung zur Erklärung des selben zu befähigen.' Im Deutschen wird seine große Belesenheit und Literaturkenntnis gelobt.

Von Michaelis 1867—68 absolvierte B. das Probejahr am Königlichen Wilhelmsgymnasium, das unter der Leitung O. Küblers stand. Er erhielt den Unterricht im Deutschen, der Geschichte und Vergil in Obersekunda, in Sexta Lateinisch, Deutsch und Religion und das Ordinariat. Michaelis 1868 wurde er ordentlicher Lehrer. Damals ging Höpfner nach Breslau, und B. übernahm, noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, den Geschichtsunterricht in Prima, den er dann bis zu seinem Scheiden vom Wilhelmsgymnasium neun Jahre lang erteilte. Lange Zeit hindurch gab er neben anderem in vier Klassen den Unterricht in der Geschichte, was an seine Arbeitskraft sehr hohe Anforderungen stellte, zumal er körperlich nicht der stärkste war und öfters an heftigen Kopfschmerzen litt. Michaelis 1875, als Pilger fortging, wurde B. auf den Rat von Laas, mit dem er fünf Jahre am Wilhelmsgymnasium zusammen gearbeitet hatte, auch der deutsche Unterricht in Prima übertragen. Unterbrochen ward seine Tätigkeit an der Schule durch einen Studienaufenthalt in Italien von Michaelis 1872—73. Es hatte ihn längst dorthin gezogen, und in reichstem Maße fanden seine Erwartungen und Hoffnungen Erfüllung; es fesselte ihn so, daß er für Griechenland nur vierzehn Tage erübrigte, die er in Athen zubrachte. In Italien fand er Mommsen und Wilamowitz und war fast täglich mit ihnen zusammen, außer ihnen mit Helbig, Henzen, dem jungen Georg Kaibel und Baehrens. Das leidenschaftliche Interesse für die Kunst, das eingehende Studium der Werke Raffaels, der ihm der Unvergleichliche war, die immer neuen Eindrücke hielten den Gelehrten nicht ab, sich streng wissenschaftlicher Arbeit zu widmen. Mommsen bewog ihn, die Bearbeitung der sizilischen und sardinischen Inschriften für das Corpus zu übernehmen, und versuchte ihn zu überreden, die Universitätskarriere einzuschlagen, doch konnte er sich nicht dazu entschließen und gab die Scheden bald an einen andern ab, da die Arbeit an der Schule ihm diese zweite nicht gestattete, und sie wollte er einem Versuch zuliebe, der vielleicht unbefriedigend ausfallen konnte, nicht aufgeben. Am Gymnasium konnte ihm der Erfolg nicht fehlen, das wußte er und hatte es erfahren, ob er für rein wissenschaftliche Tätigkeit geschaffen sei, bezweifelte er. Wilamowitz ward ihm damals eng befreundet, noch vierundzwanzig Jahre später widmete er ihm

seine Ausgabe der Choephoren τῆς ἐπὶ Καπιτωλίῳ συνεφηβείας μνῆμα.

Aber der Aufenthalt in Rom brachte noch etwas nicht Gesuchtes und nicht Erhofftes. Im Hause des Archäologen Klügmann lernte B. damals Fräulein Luise Aldenhoven, die Tochter eines Gymnasialprofessors aus Ratzeburg, kennen. In dem gastlichen Heim Helbigs musizierten sie zusammen, sangen Duette, und als B. die Heimreise antrat, war sie seine Braut. Aus dem Hause der von ihm bis zu seinem Ende innig verehrten, jetzt 92 jährigen, Frau Ludwig Roß in Halle, wohin sie nach der Verlobung gegangen war, holte am 18. April 1874 der eben zum Oberlehrer Ernannte sie als Gattin in sein Heim. Die Hochzeit fiel in die Schulzeit, aber B. nahm keine Stunde Urlaub. Das junge Paar bezog eine Wohnung in der Matthaeikirchstraße in dem selben Hause, in dem Droysen wohnte. Der Verkehr der beiden Familien wurde der allerengste, die Damen besuchten sich täglich.

Vielleicht waren die Jahre, die B. am Wilhelmsgymnasium verlebte, die glücklichsten seines Lebens. Seine Erfolge als Lehrer waren außergewöhnlich, seine Vorgesetzten haben sie später noch oft hervorgehoben, seine Kollegen und Schüler bewundert. Einer der bedeutendsten unter diesen, Bernhard Kübler, der Sohn des Direktors, sagte mir, er habe nie einen Lehrer kennen gelernt, der in so jugendlichem Alter die Schüler, die seine sichere Überlegenheit instinktiv fühlten, in so fester Hand gehabt und sie so zu führen verstanden habe, und Ludwig Traube bat ihn, als er bereits zwei Jahre in Neuwied war, dringend, er möchte ihn auf seine Schule nach Neuwied und in Pension nehmen, sonst, das fühle er, würde nichts aus ihm, er bedürfe einer ihn zwingenden Hand und beherrschender Leitung, und B., der es sonst nicht für richtig hielt, daß Direktoren Pensionäre hielten, nahm ihn auf und behielt ihn ein Jahr lang bis zum Abiturientenexamen in seinem Hause. Bezeichnend für B.s Art ist ein kleiner Vorfall. Traube hatte ihm zu seinem Geburtstag ein längeres ihn beglückwünschendes lateinisches Epideiktikon auf den Schreibtisch geschmuggelt, B. erwähnte kein Wort davon, als man von Tisch aufstand, rief er ihn in sein Zimmer und sagte ihm: 'Sie haben in Ihrem Skriptum einen Fehler gemacht, es muß so heißen, im übrigen danke ich Ihnen für die freundliche Absicht.' Auch an wissenschaftlichen Früchten fehlte es nicht. 1871 veröffentlichte er die Programmabhandlung: Die Priester der vier großen Kollegien aus römisch - republikanischer Zeit, 1872 und 74 Aufsätze im Hermes. Vor allem aber war sein Verkehr mit den Kollegen damals freier und herzlicher, als er es später als Direktor sich meinte gestatten zu dürfen. Hollaender, der vierzig Jahre hindurch viel mit ihm zusammen war, hat ihn nie so heiter, liebenswürdig und glücklich gesehen, wie auf einer in jene Jahre fallenden Reise nach Dresden, auf der Sallet der Dritte war. Matthiae, dem er 1890 seine Übersetzung der Satiren des Horaz widmete, Rethwisch, Steinberg, Pilger traten und blieben ihm nahe, der musikalisch hochbegabte Schubring in den ersten Jahren vielleicht noch mehr als sie, bis ein Zwischenfall sie unversöhnlich auseinander brachte. Gern trank er am Vormittag mit einem von ihnen in einer Zwischenstunde ein Glas

Kapwein bei Huth, niemals fehlte er am Freitagabend bei Siechen, und als er nach Neuwied ging, stiftete ihm die Gesellschaft einen Humpen mit einer von Hirschfelder verfaßten und durch den Graveur komisch entstellten griechischen Widmung. Solange er unverheiratet war, lud er die Freunde an seinem Geburtstag, der zugleich der Geburtstag Mommsens war, regelmäßig in seine Wohnung in der Margaretenstraße, und nach dem üblichen Hasenbraten hielt ein guter Trunk und Musik sie bis spät in der Nacht zusammen. Aber auch sonst bat er sie des öfteren zu sich, und einer der damals mit ihm Musizierenden meint, sie könnten das weniger empfängliche Publikum durch die zu reichlichen Darbietungen wohl zuweilen gelangweilt haben, B. habe das aber in seiner Begeisterung nicht gemerkt. Am wertvollsten war ihm wohl der fortgesetzte Verkehr im Hause Mommsens, der auch seine Gattin schon von Rom her kannte und schätzte. Hier begegnete er außer den alten Bekannten manchen neuen, und es knüpften sich mit einigen, wie mit Wilmanns, dessen herrliche Briefe von seinen afrikanischen Reisen er später in der Deutschen Rundschau veröffentlichte, und mit C. Robert engere Beziehungen an.

Michaelis 1877 ging B., einstimmig gewählt, als Direktor nach Neuwied. Sein früherer Kollege am Wilhelmsgymnasium, Schulrat Höpfner, führte ihn am 10. Oktober mit den Worten ein: 'Der Ruf eines charaktervollen Lehrers, der Ihnen voranging, und die Gewißheit Ihrer Tüchtigkeit auf dem philologischen Gebiet haben Ihre Wahl entschieden. Was Sie bisher geleistet, dient uns als Bürgschaft, daß Sie das große Vertrauen, das Ihnen entgegengebracht wird, rechtfertigen werden. Daß Ihnen die Sache nicht bloß des Gymnasiums, sondern der deutschen Jugenderziehung eine heilige ist, steht mir, der ich Ihnen persönlich nicht zum erstenmal begegne, außer jedem Zweifel.' Er selbst führte in seiner Antrittsrede aus, worin er das Eigentümliche der gymnasialen Ausbildung zu finden meine, wie er den Beruf des Lehrers am Gymnasium auffasse und in welchem Sinne er mit seinen Amtsgenossen zusammenzuwirken wünsche. Ich führe aus der schönen und inhaltreichen Ansprache einige Sätze an: 'Wo die Jugend Kraft sieht, da ordnet sie sich unter, wo sie hingebenden Eifer sieht, den sie von hastiger Geschäftigkeit sehr wohl zu unterscheiden weiß, da rafft sie sich auf zu gesteigerter Anstrengung, wo sie Lehren vernimmt, die mit der Wärme der Überzeugung und der einfachen Beredsamkeit der Wahrheit vorgetragen werden, da vertreibt das lebhafte Interesse ganz von selbst die Zerstreutheit, mit einem Worte, der Knabe ist lenksam, eifrig und aufmerksam, sobald er fühlt, daß es ein Mann ist, der ihn zu leiten hat.' Und über die gymnasialen Studien: ‚Der Kern und Sternpunkt ist und muß bleiben das klassische Altertum. — Wer den Homer nicht kennt, für den bleibt Lessings Laokoon ein unverstandenes Werk, und wer nicht wenigstens einigermaßen den Aristoteles zu verstehen vermag, für den ist die Hamburgische Dramaturgie ein Buch mit sieben Siegeln. Zwar die Dichterwerke sind wie die Sonne am Himmel: sie leuchtet allen, von ihrem Licht genießt jeder, soviel er kann und mag, und so liest wohl auch der oberflächlich Gebildete mit Genuß Goethe und glaubt ihn zu verstehen, aber die stille Hoheit der Iphigenie und die vornehme Schönheit des Tasso kann voll und ganz

doch nur der verstehen, der die reine Simplizität und die stilvolle Kunstübung der Griechen kennen gelernt hat.'

Die Aufgabe, vor die B. sich gestellt sah, war in mancher Hinsicht schwierig. Die Anstalt war bis dahin eine höhere Bürgerschule mit Progymnasium gewesen, erst bei seinem Eintritt wurde eine Prima aufgesetzt, doch blieben neben dem Gymnasium parallele Realklassen für Tertia und Sekunda bestehn, und der bisherige Rektor behielt ihre Direktion, war aber dem Gymnasialdirektor als dem obersten Leiter der ganzen Anstalt auch wider unterstellt. Professor Kerber, der unter B. in Neuwied Lehrer war, schreibt mir: 'Daß unter diesen verzwickten Verhältnissen nicht nur viel Geschick, sondern auch viel Takt dazu gehörte, das neue Gymnasium in ein gutes Fahrwasser zu bringen, ist einleuchtend. B. hat diese Aufgabe glänzend gelöst, das Neuwieder Gymnasium stand sehr bald in hohem Ansehn in der ganzen Provinz. — B. war ein Meister der Methodik und unermüdlich in der Anleitung junger Lehrer. Auf die Unterrichtsstunden bereitete er sich höchst sorgfältig vor, überhaupt war er ungemein fleißig. Daß Schüler und Lehrer ihn hochachteten, war selbstverständlich, und in der Anstalt herrschte eine musterhafte Zucht und Ordnung.' Eine Bibliothek besaß die Schule nicht, B. stellte den Lehrern seine eigene, die damals schon groß war, gegen Entleihungsscheine zur Verfügung, und beriet mit Wilamowitz, als die Stadt eine Summe zur Anschaffung von Büchern bewilligte, wie man die bescheidenen Mittel am richtigsten verwende.

Der neue Direktor übernahm den lateinischen und deutschen Unterricht und das Ordinariat in der Prima, dazu drei Stunden Geschichte und später noch zwei Homerstunden in Sekunda. Die deutschen Aufsatzthemata gab er wie am Wilhelmsgymnasium fast ohne Ausnahme im Anschluß an die Klassenlektüre. Ostern 1879 fand das erste Abiturientenexamen statt. Wilhelm Reinhard, jetzt Generalsuperintendent in Danzig, war der Primus omnium, er hat mir öfters mit hohem Respekt von seinem Direktor und Lehrer gesprochen. Von wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlichte B. in dieser Zeit den wohl noch in Berlin fertiggestellten Beitrag für die Mommsen zum 60. Geburtstag gewidmete Festschrift und Ostern 1878 im ersten Programm des neuen Gymnasiums eine Abhandlung zu Ciceros Cluentiana. Auch schrieb er für das 'Daheim' einen längeren Aufsatz über Th. Mommsen, für den er, wie er später lächelnd erzählte, ein so hohes Honorar bekam, wie es Gelehrte gar nicht gewohnt seien. Ferienreisen und der Besuch von Musikfesten in Köln brachten Erfrischung und angenehme Abwechslung.

Nur $3^1/_2$ Jahre blieb B. in Neuwied. Ostern 1881 ward er, wiederum einstimmig, nach dem Weggang seines Berliner Kollegen Eberhard zum Direktor des Gymnasiums in Elberfeld gewählt, wurde in Neuwied aber erst Pfingsten entlassen. Am 7. Juni übernahm er die Geschäfte, in der Morgenandacht des folgenden Tages verlas er den 101. Psalm und gelobte die Verwaltung nach bestem Wissen und Gewissen zu führen, am 23. wurde er durch den Oberbürgermeister Jaeger im Namen des Provinzialschulkollegiums 'in der würdigen und feierlichen Form, die in der Stadt für solche Veranlassungen die hergebrachte

ist', eingeführt. Seine Antrittsrede war ein enthusiastisches Bekenntnis zum klassischen Altertum und zur gymnasialen Bildung. Zu den Lehrern sagte er: 'Sie werden mich, da ich nur Ihre Unterstützung aus freier Überzeugung beanspruche, stets bereit finden, die wichtigen und grundlegenden Fragen kollegialisch zu erörtern; haben wir uns aber über die Prinzipien geeinigt, so wollen wir nicht über jede Kleinigkeit der Ausführung debattieren; ich meine, ich spare Ihre kostbare Zeit und erspare uns nutzlose Erregungen der Debatte, wenn ich das Detail auf meine Verantwortung hin ordne.' Er versprach ihnen, durch Kleinlichkeit keinem die Freude am Beruf zu mindern und den Älteren und Bewährten unter ihnen Freiheit zu lassen, auch wenn einer seine eigene Methode haben sollte, er wisse, daß 'ein wissenschaftlicher und sittlicher Charakter durch eine gewisse Naturgewalt die Schüler mit sich fortreiße, daß sie bei ihm reiche Belehrung und wahrhafte sittliche Förderung fänden trotz der Methode'. B. stand in voller Manneskraft. Einer seiner Lehrer, Herr Direktor L. Martens, der ihn damals zum erstenmal sah, schreibt mir: 'Man hatte gleich den Eindruck eines ungewöhnlich tüchtigen ernsten Mannes, dem seine Amtsführung heilige Pflicht war. Er verlangte viel von seinen Kollegen und Schülern, aber von sich selbst verlangte er noch mehr. Auch bei sich häufenden Schwierigkeiten und großen Anstrengungen habe ich nie bei ihm eine Spur von Abspannung oder Nervosität bemerkt.' Und der Arbeit gab es genug. Die Anstalt zählte 485 Schüler in 15 Klassen, dazu 163 Vorschüler, 13 Ober- und ordentliche Lehrer, 6 wissenschaftliche Hilfslehrer, deren Zahl es ihm bald auf die Hälfte zu reduzieren gelang, während die der fest angestellten Herren sich um drei vermehrte, dazu kamen Kandidaten, technische und Vorschullehrer, katholische und ein jüdischer Religionslehrer, im ganzen waren es 30 Lehrer. Unter ihnen befanden sich nicht wenige namhafte Philologen und mehrere Männer, die später an hervorragender Stelle zu wirken berufen wurden. Der älteste Lehrer war der Lateiner Crecelius, den B. besonders schätzte, von anderen nenne ich außer Martens nur Gräber, Baier, Fuhr, den Neusprachler Plötz und die Kandidaten H. v. Arnim und Sternkopf. Der lateinische Unterricht in Prima war B. lieb geworden, doch überließ er ihn weiter Crecelius, nur zwei Stunden Horaz übernahm er neben dem Deutschen in Oberprima, dazu je zwei Horaz und Homer in Unterprima und die Geschichte in Obersekunda. Die Zügel hielt er wie in Neuwied fest in der Hand, und seine Einwirkung auf die Mehrzahl der Schüler war sehr stark. Einer von ihnen, jetzt Justizrat in Elberfeld, schreibt: 'B. wußte in seltener Weise das Interesse der Schüler zu fesseln, in welchem Fach er auch immer unterrichten mochte. Herrlich waren die Horazstunden, und herrlich war es, wenn er mit seiner tiefen sonoren Stimme die Chöre aus Sophokles' Oedipus vorlas, man konnte dann so recht verstehn, wie sie den Hörern auch musikalischen Genuß bereiten mußten. . . . B. wird wohl allen ehemaligen Schülern im Gedächtnis ewig fortleben.' Aber er wirkte nicht bloß durch den Unterricht; ein anderer seiner Schüler, jetzt Gymnasialprofessor, schreibt: 'B. konnte starke persönliche Fäden knüpfen. Wir, der letzte Jahrgang der Primaner, die

ihn zum Ordinarius gehabt haben, vergessen nicht, wie feinsinnig er in der Abschiedsstunde einen jeden von uns zu charakterisieren wußte und ihm väterlich wohlwollende Wünsche und Winke für die Zukunft mitgab . . . Er verfolgte die innere Entwicklung seiner Schüler mit lebhafter Teilnahme, ja mit väterlicher Sorge.' Auch die Lehrer waren ihm nicht bloß Mitarbeiter, deren Leistungen zur Förderung und Anerkennung der von ihm geleiteten Anstalt beitragen sollten, er verstand noch anderes zu sehen und zu schätzen als Pflichterfüllung und pädagogische Tüchtigkeit. Als der erwähnte Schüler viele Jahre später als Lehrer an ein Gymnasium kam, an dessen Spitze einer der ehemaligen Elberfelder Lehrer stand, schrieb ihm B.: 'Ich kann Ihnen Glück wünschen, denn einen edleren, innerlich vornehmeren, im besten Sinn humaneren Mann hätten Sie schwerlich finden können als den Direktor dieses Gymnasiums.' Unter den Abiturienten befanden sich mehrere, die später hohe Stellungen einnahmen, wie der Ministerialdirektor Ludwig v. Köhler, oder an Universität und Schule Bedeutendes leisteten, wie Ad. Schulten und Jahnke, sein zweiter Nachfolger im Direktorat in Elberfeld, jetzt Schulrat in Münster. Einer der begabtesten war der Schriftsteller Walter Bloem, der Ostern 1886 das Gymnasium als Primus omnium verließ. Von wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlichte B. zu Dio XXXIX 14 in der Festgabe für Wilh. Crecelius 1881, die Legende von dem Augur Attus Navius im Programm 1883, eine Übersetzung der Episteln des Horaz 1887, außerdem ein Referat in der II. Rheinischen Direktorenkonferenz über den Kanon der Geschichtszahlen. Neben der hingebenden Arbeit für die Schule und den fortgesetzten Studien fand er Zeit zur Betätigung auch auf andern Gebieten. Als der Verein für wissenschaftliche Vorlesungen im Jahre 1883 eine Raffaelausstellung aus Privatbesitz veranstaltete, hielt er die Eröffnungsrede; auch bei anderen Gelegenheiten hielt er Vorträge über verschiedene Themata, einen z. B. über Wallensteins Tod. 'Er übte überhaupt auf das literarische und musikalische Leben der Stadt einen heilsamen Einfluß' (Martens). Wo die Musik eine Stätte fand, wie im Hause der Geh. Justizräte Bloem und Köhler, verkehrte er am liebsten und war der willkommenste Gast. Besonders nahe stand ihm der Mediziner Graf, Mitglied des Abgeordnetenhauses und der Schulkonferenz 1891 und, gleich dem bedeutenden Elberfelder Fabrikanten Abraham Frowein, Mitbegründer des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Auch die Musikfeste in Köln besuchte er, wie von Neuwied aus, so oft es anging. Aber das schöne Rheinland sollte ihn nicht dauernd halten, nach sechsjähriger Tätigkeit in Elberfeld rief man ihn nach Berlin zurück. Nicht alle bedauerten sein Fortgehn, viele vermißten ihn schmerzlich, 'an der Schule, von der er schied, hat er noch lange vorbildlich und Leben weckend fortgewirkt' (Martens).

Am 22. November 1886 war er durch allerhöchste Kabinettsordre zum Nachfolger des im Oktober verstorbenen Direktors des Joachimsthalschen Gymnasiums, Karl Schaper, ernannt worden. Am 20. April 1887 wurde er von Geheimrat Klix in die neue Stellung eingeführt. Er sprach über Pflichten und Aufgaben eines Direktors, wie sie ihm nach zehn-

jähriger Erfahrung erschienen, und gelobte seines Amtes in Treue zu walten. Er machte den Eindruck eines Mannes, der wußte, was er wollte und was er konnte, und der den besten Willen hatte, Ersprießliches zu schaffen. Bei der Vorstellung des Lehrerkollegiums, aus dem ihm keiner persönlich bekannt war, wußte er an jeden ein interessiertes Wort oder eine augenscheinlich schon zuvor überlegte Frage zu richten, doch war seine Haltung reserviert, und seine Art, obwohl er entgegenkommend sein wollte, zurückhaltend, jeder hatte das Gefühl, daß er es mit einem Manne von starker und ausgeprägter Persönlichkeit zu tun haben werde. Den Eindruck verstärkte der ins Auge fallende Gegensatz zu dem bisherigen, erst kürzlich verstorbenen Direktor, der bei aller auch ihm eigenen Sicherheit des Auftretens rasch, fast hastig war und unvorsichtig sein konnte. B. übernahm den Unterricht seines Vorgängers, acht Stunden Latein in Ober- und zwei Stunden Horaz in Unterprima. Das Lateinische galt ihm, wie er auch öffentlich ausgesprochen hat (Humanist. Gymn. 1906 S. 162), als 'das Rückgrat des Gymnasiums', und stets hat er widerstrebt, ihm zugunsten des Griechischen, in dem auch er die Blüte sah, eine Stunde zu entziehen. Zwei Jahre später, als die Unterprima geteilt wurde, vertauschte er die beiden Horazstunden mit Homer; nachdem der neue Lehrplan den lateinischen Unterricht auf sieben Stunden herabgesetzt hatte, nahm er eine dritte Stunde für die Sophokleslektüre hinzu. Diesen Unterricht hat er zweiundzwanzig Jahre lang beibehalten mit Ausnahme eines einzigen, wo er, um einem Lehrer, der ein Jahr in Unterprima Latein gegeben hatte, die Schüler bis zur Reifeprüfung zu lassen, das Latein in einer Untertertia übernahm. Die Zunahme der Bevölkerung in dem schnell bebauten neuen Stadtteil und die infolgedessen namentlich in den oberen Klassen wachsende Frequenz der Schüler machte es notwendig, 1888—90 nacheinander die Obersekunda, Unter- und Oberprima zu teilen. Allmählich hörten mit den halbjährigen Versetzungen auch die Michaelisklassen auf, im Herbst 1892 ging die letzte, die Oberprima, ein. Einschneidendere Änderungen brachten 1891 die neuen Lehrpläne. Zunächst war es ein böses Arbeiten damit, und die notwendig gewordenen Fachkonferenzen erforderten viel Überlegen und viele Zeit. Aber alles wurde in die rechte Bahn gebracht und ging. Achtzehn Jahre lang lag der lateinische und, bis auf einen durch den Abgang Prof. Imelmanns veranlaßten Wechsel, auch der griechische Unterricht in den selben Händen, und alle Beteiligten empfanden das Glück eines wundervollen Zusammenarbeitens einander ergänzender Männer, die sich redlich bemühten, sich immer mehr zu vervollkommnen, und ihre Ehre darein setzten, sich durch bessere Leistungen der Parallelklasse nicht beschämen zu lassen. B. ließ uns völlig freie Hand, und wir strebten, sein Vertrauen zu verdienen und zu rechtfertigen. Das Ordinariat in seiner Prima gab er 1900 an mich ab, und als ich das Bedenken aussprach, es könnte in der Klasse, wo der Direktor den lateinischen Unterricht gebe, leicht zum Schein werden, erwiderte er fast bittend: 'Versuchen Sie es mit mir', und ich fand bald, daß meine Besorgnis unberechtigt gewesen war; er hat niemals über meinen Kopf hinweg eine Anordnung in der Klasse getroffen, und daß ich beinahe täglich mit

ihm über die gemeinsamen Schüler sprechen konnte, war mir von großem Wert und den Schülern ohne Zweifel von Nutzen. Die Promenaden auf den langen hellen Korridoren während der Pausen, die er gern zu solchen Besprechungen, auch mit andern Lehrern, benutzte, waren heilsamer als feierliche Konferenzen. Ich habe, als ich schon selbst in Prima lateinischen Unterricht gab, mit seiner Erlaubnis mehrere Stunden bei ihm hospitiert, und namentlich die Übersetzung und die zielbewußte Geschlossenheit der Interpretation horazischer Oden ist mir unvergeßlich geblieben. Die Aufmerksamkeit der Schüler verstand er im höchsten Maße zu wecken und rege zu erhalten, sie auch zu tätiger Beteiligung anzuregen. Er sprach leise, war stets sorgfältig vorbereitet, nichts schien dem Zufall überlassen. Den größten Wert legte er auf gutes Nachübersetzen des in der vorigen Stunde Gelesenen und stellte hierin hohe Anforderungen an die Schüler, die während der Stunden sich keine Notizen machen durften. Wenn er dem Unterricht der Kollegen beiwohnte, was er ziemlich häufig tat, griff er gern selbst mit Bemerkungen ein, liebte es auch, den Lehrer meistens um Erlaubnis oder Entschuldigung bittend, aus den Schülern in sokratischer Manier richtige Antworten herauszulocken, was nicht immer gelang. Den lateinischen Unterricht hat er wesentlich beeinflußt, ich glaube, nicht bloß am Joachimsthal; Lehrer, die unter ihm arbeiteten, und Schüler, die später selber Lehrer wurden, haben neben seinem schönen Hilfsheft zur Technik des Übersetzens und den Ratschlägen für stilistische Übungen, die er darin aus reichster praktischer Übung und Erfahrung gab, auch weiter fruchtbar gewirkt, und wenn es gelungen ist, eingelernte Phraseologie und undeutsches Übersetzen mehr und mehr zu verdrängen und auszurotten, hat B. ein gut Teil zu dem Erfolg beigetragen. In den Betrieb des ihm weniger vertrauten Unterrichts griff er ohne besondere Veranlassung nicht ein. Für Nebensache hielt er ihn nicht, namentlich den Religionsunterricht nicht. An einen Elberfelder Schüler, der Theologie studiert und nach innern Kämpfen sich entschlossen hatte, Gymnasiallehrer zu werden, schrieb er im Januar 1912: 'Sie können Ihre theologischen Studien auch als Religionslehrer trefflich verwerten, und wie nötig haben unsere Schüler gerade für diese Aufgaben die besten Männer! Hat man doch meistens nur die traurige Alternative, entweder einen stocktrockenen Orthodoxen zu nehmen, oder einen innerlich Unbeteiligten, der theologische Gelehrsamkeit vorträgt wie Arithmetik oder Mechanik.' War ihm selber das praktische Christentum doch Herzenssache. Er hat manchen Gekränkten getröstet, manchen Verzagten aufgerichtet, und hat im stillen viele Wohltaten erwiesen. Selbst seine Gattin hat davon nur zufällig erfahren, wenn sie Abschnitte von Postanweisungen mit den Quittungen über Geldsendungen fand. Ende der sechziger Jahre erfuhr er, daß es einem jungen Manne, den er nur flüchtig kannte, der sich zum Oberlehrerexamen vorbereitete, recht traurig ginge. Es gelang ihm, ihm mehrere hundert Taler in die Hände zu spielen, ohne daß dieser je erfahren hat, von wem sie kamen. Nur zwei Freunde, die mithelfen mußten, die Sache in der gewünschten Weise zu ermöglichen, wußten darum; einer von ihnen hat es mir nach Bardts Tode geschrieben, er

selbst hat nie etwas davon verraten. In dem letzten schweren Jahr hat sich kein Unterstützungskomitee vergebens an ihn gewandt, und manche Gabe ging hinaus ins Feld. Schlichte Dankesbriefe gemeiner Soldaten bewegten ihn tief, hätte er von ihnen nicht gesprochen und Stellen daraus mit Ergriffenheit vorgelesen, hätte auch hier niemand von seinem stillen Wohltun erfahren. Neben dem charaktervollen Lehrer verlangte er den sittlichen, und an das Schiff, auf dem der Kaufmann hinausfuhr, Güter zu gewinnen, sollte sich, wie er in Neuwied sagte, das Gute heften: der Lehrer sollte Wissen beibringen, aber unaufdringlich den Schüler auch zum Guten zu erziehen suchen. Die Leistungen der alten Schule, die sich eines guten Rufes erfreute, sind unter ihrem letzten Berliner Direktor nicht herabgegangen, und der in ihr herrschende Geist ist wahrlich nicht schlechter geworden.

Weit zahlreicher als in Neuwied und Elberfeld waren seine wissenschaftlichen Publikationen. Außer der Programmabhandlung 1898 'Der Zinswucher des M. Brutus' und zwei Beiträgen für die Novae symbolae Joachimicae 1907 veröffentlichte er Aufsätze in der Otto Hirschfeld gewidmeten Festschrift und im Hermes, vor allem aber Übersetzungen von Horaz' Episteln und Satiren, die 1914 in vierter Auflage erschienen, von fünf Stücken des Plautus und vier des Terenz, denen in den Jahren 1911—13 noch vier des Plautus und eine des Terenz folgten. Ihre Vortrefflichkeit ist allgemein anerkannt. Von noch höherem Wert ist seine Ausgabe der Ausgewählten Briefe aus Ciceronischer Zeit 1896 bis 1900, der er 1901 das lehrreiche und feinsinnige Hilfsheft zur Technik des Übersetzens beigab. Die Einleitungen zu den einzelnen Briefen sind vorzüglich; wenige unter den Lebenden wären imstande gewesen, sie so zu schreiben. B. hatte sich sein Leben lang mit diesem Stoff beschäftigt, Cum Ciceronis epistulas iterum iterumque pertractarem beginnt seine Dissertation vom Jahre 1866, und Notizen zu Ciceros Briefen hat er noch niedergeschrieben, als die Hand die Feder kaum mehr halten konnte. Gar manchem sind bei der Lektüre die Männer jener Zeit lebendig geworden, und haben sich Schemen mit Blut gefüllt, und den Unterricht in diesem interessanten Stoffe haben sie gewaltig gefördert. 1903 folgte eine Ausgabe von Ciceros Verrinen in Auswahl in Teubners Schülerausgaben. Auf die Bitte von Wilamowitz behandelte er für das griechische Lesebuch die Abschnitte über Scipio Aemilianus aus Polybius, Tib. Gracchus aus Appians Bürgerkriegen und Cäsars Lebensende aus Plutarch, seine einzige Publikation auf dem Gebiet des Griechischen. Wissenschaftliche Arbeit war ihm Bedürfnis, erhob und erquickte ihn. In seiner Erwiderung auf die Ansprache bei der Überreichung der Ehrengabe an seinem 70. Geburtstag sprach er es selbst aus: Die Arbeit in der Schule sei ihm stets lieb gewesen, und doch, wenn er Zeit gefunden, sich zu wissenschaftlicher zu wenden, sei ihm gewesen, als ob er den Schleier der Göttin in die Luft geworfen, und nach des Mittags Schwüle ihn der Abendwind umsäuselte. Pädagogische Schriftstellerei hat ihn nie gelockt. Aufgefordert, äußerte er sich wohl gelegentlich einmal über die neuen Prüfungsbestimmungen für das Abiturientenexamen, wo er die Einrichtung der teilweisen Dispensation,

die bald wider eingeschränkt wurde, als einen großen Fortschritt pries, oder warnte vor einer weiteren Verkürzung des lateinischen Unterrichts, aber für die Monatsschrift für höhere Schulen, die ihn bei ihrer Begründung unter den künftigen Mitarbeitern nannte, hat er nur eine Anzeige von Mommsens Gesammelten Schriften beigesteuert (1906). Er meinte, auch die Bemerkung gemacht zu haben, daß öfters gerade notorisch schlechte Lehrer sich mit pädagogischer Schriftstellerei beschäftigten, und war im ganzen wohl der Ansicht von Lehrs: Die Absicht, aus einem psychologischen Lehrbuch den Umgang mit Menschen zu erlernen, sei die eines Unmündigen. An praktischen Winken und der Anleitung junger Lehrer hat er es nicht fehlen lassen, den Ängstlichen und Unbeholfenen ermutigt und keinen vorschnell aufgegeben, aber ein Seminar zu übernehmen, weigerte er sich. Nicht als ob ihn pädagogische Fragen nicht interessiert, oder er sich allen Neuerungen gegenüber ablehnend verhalten hätte; er hielt durchaus nicht alles Hergebrachte für vortrefflich und das alte Geleise für den einzig richtigen Weg, von der Einführung der kleinen schriftlichen Klassenaufsätze in den verschiedenen Unterrichtsfächern versprach er sich bei richtiger Handhabung viel, für die Beibehaltung des lateinischen Aufsatzes brach er keine Lanze, nur an den Grundlagen der gymnasialen Bildung wollte er nicht rütteln lassen. Auf Theorien gebaute, womöglich mit dem lauten Pathos nationaler Gesinnungstüchtigkeit auftretende und auf den Beifall der Massen spekulierende Vorschläge erfüllten ihn mit Mißtrauen und Abneigung wie er denn überhaupt Übertreibungen ebenso abhold war als jeder Einseitigkeit.

Völlig neu war B. bei seinem Eintritt ins Joachimsthal das Alumnat, seit alter Zeit der Kern der Anstalt, dessen Inspektion er sofort übernahm. Auch hier fiel, den Schülern vielleicht noch mehr als den Lehrern, zuerst der Unterschied von der bisherigen Leitung auf. Schaper hatte sich um jede Kleinigkeit gekümmert, oft schien es, er fürchtete, wo er nicht dabei sei, könne es nicht ordentlich zugehn. Auch das Unbedeutendste im täglichen Betriebe kennen zu lernen, hatte er sechs Wochen lang den Dienst eines zu einer militärischen Übung einberufenen Adjunkten übernommen: B. hat noch nach zwanzig Jahren, wenn er einmal eine Kommunität, d. h. Mahlzeit der Alumnen, leitete, den tischältesten Primaner zu Hilfe rufen müssen, um die Plätze der Fehlenden ordnungsgemäß zu besetzen. Aber ebenso merkte man bald, daß ihm das Wesentliche nicht minder wichtig als seinem Vorgänger war, daß er genau beobachtete und sich früh überlegte, ob nicht mit der Zeit Änderungen eingeführt und dies oder jenes gebessert werden könnte. Die ersten Neuerungen berührten nicht eigentlich die innere Ordnung und das tägliche Leben des Alumnats, sind aber für B. bezeichnend. Kurz vor Weihnachten wurde nach altem Herkommen ein Theaterstück aufgeführt; auf den gedruckten Programmen, die auch an die hohen Behörden versandt und den Lehrerfamilien zugestellt wurden, hatten die Schüler zu den Vorstellungen eingeladen, und die Namen der Darsteller standen da wie auf Theaterzetteln. B. hielt das nicht für richtig, einzuladen habe nur der Direktor der Anstalt, auch das Drucken der Namen sei ungehörig, es könne leicht Eitelkeit erzeugen. Beides wurde also, zu anfänglichem

Verdruß der Schüler, geändert. Im Februar gab es einen Alumnatsball. Bisher hatte er nach acht begonnen und bis tief in die Nacht hinein gedauert. Da die Alumnen die von ihnen geladenen und von der Gattin eines Lehrers eingeführten Damen nach Hause begleiten mußten, konnten sie oft nicht vor drei oder gar vier zu Hause sein. Das war bedenklich, und die Einrichtung, den Ball um fünf beginnen zu lassen und um elf zu beenden, war gewiß richtig. Allgemein freudig begrüßt und von den Schülern dankbar empfunden wurde aber, daß schon bei dem zweiten Ball unter Bardts Direktorat mit ganz geringen Mehrkosten ermöglicht wurde, an dem dem Tanz vorangehenden Imbiß, der nicht ganz kurze Zeit in Anspruch nahm, fortan auch die tanzenden Primaner und Sekundaner teilnehmen zu lassen, die früher, erst nachdem die Tische weggeräumt, durch die geöffneten Türen in den Saal geflutet waren. Für Disziplin und gesellschaftliche Schicklichkeit war in beiden Fällen besser gesorgt worden. Andere später getroffene Maßnahmen hatten den Zweck, Ausschreitungen vorzubeugen; sie engten das Alumnat etwas ein, reinigten es aber auch. Disziplinarfälle wurden in der Untersuchung sehr ernst genommen, dann aber nie rigoros behandelt; sie wurden übrigens immer seltener. Nicht alle Zöglinge fühlten, daß sie B. am Herzen lagen, viele sahen in ihm nur den ernsten und strengen Mann, der nie ungerecht war und sich nie zu Heftigkeit hinreißen ließ, und wurden die Scheu vor ihm nicht los; imponiert hat er allen, einen nicht geringen Teil aber auch mit dankbarer Zuneigung erfüllt. Ein in den neunziger Jahren entlassener Alumnus, der jetzt selbst eine Schule leitet, schrieb mir: 'Meine Scheu wich bald einem großen Vertrauen, da ich unmittelbar spürte, wie gut B. es bei aller äußern kühlen Zurückhaltung meinte. Den größten Eindruck auf alle machte die selbstverständliche, anscheinend durch nichts aus der Fassung zu bringende Ruhe. So war es auch in den Unterrichtsstunden. Vollendete Ruhe und dann sich steigernde Wärme, und der Haupteindruck, der mir geblieben ist, die achtunggebietende Würde. B. ist einer von denen gewesen, denen ich am meisten Dank schulde, und dessen Einfluß auch in meinem heutigen Leben noch fortwirkt.' — Die Ansprachen bei den Abiturientenentlassungen pflegte er an ein Dichterwort, meistens ein Sprüchlein Goethes, zu knüpfen, das gewiß mancher zeitlebens behalten hat, denn er wußte nicht nur die Beziehungen auf die Jugend, die jetzt ins Leben trat mit seinen Freuden und seinen Gefahren, eindringlich zu erläutern, ohne aufdringlich zu werden, sondern auch für den einzelnen bestimmte und ihm wohlverständliche Bemerkungen hineinzuflechten.

Wie mit den Schülern ging es B. mit den Kollegen. Alle schätzten an ihm, daß er nicht kleinlich und pedantisch war und keine Scheu hatte, nach obenhin seinen Mann zu stehn und Verantwortung zu übernehmen. Aber wer sonst nur den immer etwas steifen, bisweilen bis zur Unnahbarkeit reservierten Direktor sah, der es nicht über sich gewann, einmal Angeordnetes zurückzunehmen oder eine Ausnahme zu machen, auch wenn gute Gründe dafür angeführt wurden, dem das Amt alles zu sein und der kühl nur darauf bedacht schien, sich nie etwas zu vergeben, die Form nicht zu verletzen und die Haltung nie zu ver-

lieren, der fühlte sich nicht angezogen; das pectus bene praeparatum schien der Hingebung nicht fähig und liebevollen Entgegenkommens anderer nicht bedürftig. Und doch wohnten zwei Naturen in der verschlossenen Brust. Was jeder erfuhr und empfand, war, daß B. im geselligen Kreise, namentlich als Wirt in seinem gastlichen Hause, ein ganz anderer war als in seinem Amtszimmer, das man nicht gern aufsuchte. Dort war er behaglich und aufgeräumt, plauderte ungezwungen und voll Humor, scherzte, fühlte sich dabei sichtlich selbst wohl und machte es den andern wohl, überbot an Liebenswürdigkeit fast noch seine in allen Lehrerfamilien verehrte Gattin. Die Gesellschaft an seinem Tische war stets gewählt und interessant und bestand in der Regel zur Hälfte etwa aus Kollegen. Mommsen, Harnack, Wilamowitz, O. Hirschfeld und bis zu seinem Weggang nach Halle C. Robert gehörten neben den alten Freunden vom Wilhelmsgymnasium und dem Schwager, Geh. Justizrat Keller, zu den häufigsten Gästen. Daneben lernte man interessante Männer auch aus anderen Kreisen kennen. Ich bin dort unter andern dem rumänischen Gesandten, einem Schüler Bardts am Wilhelmsgymnasium, mit seiner schönen Gattin, dem General von Schubert, einem Verwandten Bardts, dem Ministerialdirektor Naumann, dem Präsidenten des Oberverwaltungsgerichts Peters begegnet. Nach Tisch und der im Herrenzimmer gereichten Zigarre ward musiziert, der kostbare Steinwayflügel stand im Arbeitszimmer, das groß genug war. Erquicklich waren auch die Vereinigungen der Mitglieder der Prüfungskommission, die B. nach dem Examen zu Tisch zu laden pflegte. Es war wirklich ein Beisammensein, ut dies curiae fuisse videretur, convivium Tusculani. Und der nächste Tag gehörte auch wider der Kurie. B. konnte den Beamten, namentlich den Vorgesetzten, und den Menschen nicht verschmelzen. Schon am Wilhelmsgymnasium, als er noch einer unter vielen war, soll in den Konferenzen seine Sprache, ja der Ton der Stimme anders als sonst gewesen sein, gemessen, fast feierlich. Das war auch später, als er die Konferenzen leitete, gelegentlich zu bemerken, aber wer es seltsam fand oder sich gar daran stieß, nahm es doch gern mit in den Kauf in Anbetracht der Sachlichkeit und der zeitersparenden Präzision, mit der alle von ihm vorher wohlvorbereiteten Gegenstände behandelt und erledigt wurden. Auf der sella curulis mußte er auch repräsentieren. Das fiel noch mehr in die Augen bei allen öffentlichen Veranstaltungen, wo er in der Aula im Frack und weißer Binde die Honneurs machend den Zylinderhut nicht aus der Hand ließ. Als er Meinhard Jacoby zu dem Porträt, das dieser für das Joachimsthal malte, saß, konnte der Künstler einen ungezwungenen und unbefangenen Ausdruck in das Gesicht erst bringen, als er ihm vorschlug, sich mit einer brennenden Zigarre in der Hand malen zu lassen. Ab und zu einen Zug daraus nehmend, sah er dann in der Tat viel freundlicher und natürlicher aus, und das Bild gelang sehr wohl. Zum Amt gehörte ihm die Würde, und sie war bei ihm nicht affektiert, sie war ihm Natur oder zur Natur geworden; es war echte Würde, aber mit Kühle und Steifheit verbunden, und man konnte ihn darum beneiden oder bedauern. Einer seiner Elberfelder Lehrer — er hat ihn vielleicht am besten ge-

kannt — schreibt mir: ‘Wenn ich B. recht verstehe, so hielt er es für seine Pflicht, im amtlichen Verkehr das Gefühl nicht hervortreten zu lassen. Er übte Entsagung und verschwieg manches, was in seinem Innern lebte. Es liegt Tragik darin, daß er infolge dieser strengen, allzu strengen Auffassung seiner amtlichen Pflicht oft verkannt wurde.’ Und er selbst litt darunter. Nicht bloß, weil er Kälte, ja Abneigung bei andern sah, die ihn interesselos und herzlos wähnten, auch ihn selbst hat seine Natur gequält, um so mehr, als er die Neigung hatte, über sich zu reflektieren, wiewohl er das Gefährliche dieser Neigung, die leicht zum Studium der Empfindungen und zur Entfremdung vom unmittelbar Natürlichen führen kann, sehr wohl kannte.

Es gab keine verschiedeneren Menschen als ihn und den ersten Professor der Anstalt, den Mathematiker Ernst Schindler. Übervoll entgegenströmend schüttete dieser jedem sein Herz aus, trug unaufgefordert gern seine Ansichten über hohe Probleme oder Alltäglichkeiten des Lebens vor, war jedem Einwand zugänglich und nachgiebig, immer jugendlich frisch und leicht begeistert, von den Schülern, die er geschickt und mit Hingebung zu fördern verstand, geliebt. B. hat ihn sehr hoch geschätzt; als sein Pflegesohn nach der Obersekunda versetzt wurde, sagte er ihm, er habe ein seltenes Glück, solch einen Lehrer zu bekommen; bei der Entlassung 1899 hat er die Herzensgüte und das auf die Kollegen erfrischend und erhebend wirkende Vorbild des immer freudigen Mannes gepriesen und bei der Jubelfeier 1907 in den wärmsten Worten des Hingeschiedenen gedacht. Er hat ihn in vielem übersehen, an reicher und tiefer Bildung ihn weit überragt und doch beneidet. Heiterer Sinn als Grundstimmung des Gemüts war ihm nicht gegeben, und Kränkungen konnte er schwer vergessen. Er mag sich bemüht haben, die Bitterkeit aus sich herauszuschaffen, quälte sie ihn doch selbst am meisten, aber eine befreiende Aussprache herbeizuführen, wurde ihm schwer, er scheute sie, weil er meinte, ihm sei unrecht geschehen, auch wohl weil er des Erfolges nicht sicher war, und blieb sie aus, so litt er lange und entbehrte manche nächtliche Stunde des Schlafs. Am wenigsten Freunde hat er sich im Publikum erworben, mit dem er nur amtlich zu tun hatte. Seine Sachlichkeit mochte wohl jeder anerkennen, aber er war kurz und konnte schroff sein. Das Abschlagen schien ihm keine Überwindung zu kosten, und über die Sprechstunde hinaus hatte er keine Zeit. Ich halte es nicht für unmöglich, daß diese Art mit seinem starken Standesbewußtsein zusammenhing. Aus äußern Auszeichnungen machte er sich nicht viel; die am 10. Juni 1907 erfolgte Ernennung zum Geh. Regierungsrat freute ihn nur insofern, als er darin auch eine Auszeichnung seiner Schule sah, Orden hat er nur angelegt, wenn es sein mußte, um nicht aufzufallen. Aber der Beruf und die Stellung des Lehrers stand ihm so hoch wie nur einer, ein jeder sollte sehen, daß der Lehrer und Direktor nicht ohne weiteres zu seinen Diensten stand, sondern seine Rechte hatte und nicht anerkannte, daß Juristen und Offiziere mehr waren. Es war nicht persönlicher Dünkel oder Eigensinn, er freute sich und hat wohl still dazu mitgewirkt, daß sein Sohn nach halbjährigem Studium der Jurisprudenz

sich der Philologie zuwandte, und jeder, der ihn kannte, wird zugeben, daß er der Vornehmsten einer unter unsern Berufsgenossen war, vornehm im besten Sinne des Worts in Denken und Handeln.

Zweiundzwanzig Jahre lang bleibt niemand der selbe, Erfahrungen, Schicksale, schon das zunehmende Alter zeigen ihre Macht. B. wurde weicher und milder, er lernte Leid und Glück schmerzlicher und tiefer kennen. Im Alter von 57 Jahren, im 27. Jahre seiner Ehe, verlor er seine Frau. Den Tag der silbernen Hochzeit hatte er mit ihr in Rom verlebt, wo er sie gefunden; es war das erstemal, seitdem er Direktor war, daß er einen mehrwöchigen Urlaub nahm. Es meldeten sich schon damals die Vorzeichen einer tückischen Krankheit, über die sie sich selbst keiner Täuschung hingab, er hat nach ihrem Tode oft ausgesprochen, wie er sich freue, der Leidenden noch diesen Genuß verschafft zu haben. Noch etwas länger als anderthalb Jahre blieb sie ihm, eine schwere Operation im Frühjahr 1900 machte ihren Zustand vorübergehend erträglicher, Weihnachten verschied sie, aufrichtig betrauert von allen, die sie kannten. Eine Freundin der Verstorbenen, die sie im letzten Sommer treu gepflegt hatte, Fräulein von Cossel, blieb bei ihm und führte dem Witwer den Hausstand und ersetzte ihm, was zu ersetzen möglich war zehn Jahre lang. Auch auf einer dreiwöchigen Reise nach Rom hat sie ihn im Jahre 1907 begleitet. Die stille und friedliche Ehe war kinderlos geblieben, was B. entbehrte, zeigte sich erst später. Ostern 1892 war unter den Aspiranten zum Alumnatsexamen ein Knabe erschienen, der durch Zartheit und Feinheit ebenso wie durch intelligentes Wesen auffiel; schon während der Prüfung sah man Bardts Augen leuchten, als er ihn nach diesem und jenem fragte; es war der Sohn eines jung verstorbenen Gymnasialprofessors aus Rawitsch, der auch die Mutter früh verloren hatte. B. wählte ihn zum Tutanden, obgleich der Direktor und Alumnatsinspektor sonst keine Tutanden zu haben pflegte. Noch in dem selben Jahre, zu Weihnachten, nahm er ihn in sein Haus. Kurt Hubert sollte ihn Onkel nennen und sich als Mitglied der Familie betrachten. Bald war er der Pflegesohn, und als er ihm 1903 seine Dissertation mit der Widmung patri optimo überreichte, war B. ein Sohn geschenkt worden. Er war es ihm schon früher gewesen, jetzt nannte er ihn auch so. Er ist auch sein Erbe geworden. Rührend war seine Liebe zu dem Knaben, und rührend blieb sie zum Jüngling und Mann, und die Erwiderung war B. die Quelle reinsten Glückes. Bis zu seiner Verheiratung wohnte Hubert bei ihm, und diese brachte trotz des Scheidens des geliebten Sohnes aus dem Vaterhause, dann auch aus Berlin, neue Freuden und neues Glück. Von seinem kleinen Enkel ward B. nicht müde zu erzählen. Am 11. Januar 1912 schrieb er an einen früheren Schüler nach Duisburg: 'Kurt hat einen kleinen Sohn, dem gegenüber ich ein ganz närrisch verschossener Großvater bin; ich habe ja bisher noch nie selbst erfahren, welche Freude man an jedem kleinsten Zuge der Entwicklung eines Kindes haben kann, vom ersten Lachen bis zum selbständigen Laufen.' Und als noch ein Schwesterchen geboren ward und er es bei der Tauffeier in die Arme nahm, da ging, wie der Geistliche, der ihm kaum zwei Jahre darauf die Grabrede hielt, sagte, 'ein

Schimmer der Verklärung über sein Angesicht, und er kam ihm vor wie Simeon: "Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren".'

Auch der Anstalt wurde unter Bardts Direktorat ein neues Schicksal beschieden. Schon in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts verbreitete sich die Kunde, das Joachimsthal solle wider in eine kleine Stadt verlegt und die Einrichtungen des Alumnats wesentlich umgestaltet werden. Das Kollegium begrüßte solche Nachrichten nicht mit Freude, am wenigsten der Direktor, obgleich ihn persönlich die Ausführung nicht berührte, da er entschlossen war, sich vorher pensionieren zu lassen. Bald hörte man, die Umsiedelung sei beschlossene Sache, und zwar nach einem märkischen Städtchen weit ab von Berlin. Auf Bitten des Kollegiums machte B., obwohl selbst ohne Hoffnung, noch einen Versuch bei dem Ministerialdirektor Althoff, um ihm vorzutragen, was seiner Ansicht nach gegen den Plan spräche. Althoff empfing ihn mit den Worten: Da ist nichts mehr zu ändern, das Joachimsthal kommt aus Berlin heraus, hörte seine Bedenken und Gründe aber doch an, gegen einzelne Einwände machend. Am wenigsten verfing die Bemerkung, den Lehrern werde fern von Berlin das wissenschaftliche Arbeiten sehr erschwert werden. So war denn das Schicksal der alten Anstalt entschieden, und als sie am 24. August 1907 das dreihundertjährige Bestehen feierte und Deputationen und Adressen von allen Seiten kamen, der Kultusminister, der Generalsuperintendent, der Vertreter des Rektors der Universität, der Dekan der philosophischen Fakultät und viele andere ihren Glückwunsch darbrachten, und Festlichkeiten verschiedener Art folgten, da lagerte doch über allem der Schatten, daß es so bald nun ein Ende haben sollte mit der von allen gepriesenen Schule, und das Haus, auf das vor siebenundzwanzig Jahren erst Kaiser Wilhelm I. den Segen Gottes herabgerufen hatte, und das für Jahrhunderte gegründet schien, in kurzem verlassen werden sollte. B. hatte bei der Feier die erste Rede gehalten, in der er die Geschichte der Schule bis auf Meineke darlegte, dann auf die neueste Zeit überging, die Eigenart des Gymnasiums und den nicht zu missenden und nicht zu ersetzenden Wert des Griechischen hervorhob, die finanziellen Schwierigkeiten, mit denen sie in den letzten Jahren zu kämpfen gehabt — den eigentlichen, wenn auch nicht überall zugestandenen Grundder Verlegung — erwähnte und mit einem Segenswunsch für die Zukunft schloß. Dann hatte er auf die verschiedenen Reden und Ansprachen neunmal, immer treffend und beziehungsreich, erwidert, darauf dem Schauturnen und dem Festessen im Alumnat beigewohnt, dann begab er sich zu dem Festmahl im 'Rheingold'. Hier sprach er allen Teilnehmern unvergeßliche Worte: 'Die dunkle Zukunft der Anstalt, die von dem Ort jahrhundertelanger Wirksamkeit, der Hauptstadt, verlegt werden soll, macht bange. Eine Bildungsanstalt ist mit ihrem Boden verwachsen, sie ist nicht wie ein Regiment, das, in eine andere Garnison verlegt, sich gerade so tapfer gegen den Feind schlägt wie vorher. Die Voraussetzung ihres Gedeihens ist mit der Stätte ihrer Arbeit innig verbunden. Es ist immer gefährlich, einen alten Baum zu verpflanzen, bei der Verlegung des Joachimsthals soll aber ein alter Baum nicht nur verpflanzt, sondern sogar dabei mitten durchgespalten werden. Die Hälfte ihres

Leibes soll der Anstalt amputiert werden, unsere lieben Hospiten werden künftig ganz verschwinden. Wie wird, was übrig bleibt, bestehen können, wie gedeihen?' Aber er schloß mit dem Ausdruck des Vertrauens und der Hoffnung: 'Der Baum wird Lebenskraft genug beweisen, um noch Früchte zu treiben. Das alte, so Gott will, immer junge Joachimsthal lebe hoch.'

Noch anderthalb Jahre behielt B. die Leitung der Schule, und man merkte in der Amtsführung kein Erlahmen der Kraft. Dann aber hielt der Fünfundsechzigjährige es für richtig, den Abbau des Alten einem Nachfolger zu überlassen, dem dann der Neubau leichter werden würde. Noch in der letzten Zeit hatte er verschiedene Alumnate besucht, Ratschläge gegeben und wesentlich dazu mitgewirkt, daß unter den vielen Orten, die sich um den Besitz der Schule beworben hatten, Templin gewählt wurde. Der Besuch seines Nachfolgers war ihm eine herzliche Freude. Sicher, daß die Zukunft des Alumnats in bewährter und liebevoller Hand liegen werde, trat er Ostern 1909 in den Ruhestand. Am 1. April nahm er Abschied von der Anstalt, der er so lange vorgestanden hatte. Er war tief bewegt, es konnte ja nicht anders sein. Zwei Tage vorher hatten alte Schüler ihm zu Ehren einen Kommers veranstaltet. Er hielt diesen Tag für einen der schönsten seines Lebens, der Dank und die Liebe, die er in reichem Maße erntete, beglückten ihn tief. Mit seinem Sohn und Fräulein v. Cossel zog er nach Charlottenburg in eine geräumige Wohnung in der Dernburgstraße mit dem Blick über den Lietzensee. Schon einige Zeit vorher hatte er angefangen, ein Buch zu schreiben: 'Römische Charakterköpfe in Briefen vornehmlich aus Cäsarischer und Trajanischer Zeit', 'um der Gefahr zu entgehen, der so viele Pensionierte erliegen, die mit den schönsten Plänen in Pension gehn und nachher den Anfang gar und gar nicht finden können, bis ihnen eines Tages Freund Hein unvermutet auf die Schulter klopft' (aus einem Brief an Prof. Rosin in Duisburg). Große Teile aus dem Kommentar zu den ausgewählten Briefen aus Ciceronischer Zeit nahm er darin auf, es ist das umfangreichste und bedeutendste Werk, das er geschrieben hat. Er hat es dem alten Freunde Otto Hirschfeld gewidmet. Ein Brief des bereits leidenden Friedrich Leo und die höchst anerkennende Besprechung des Buches von Wissowa in der Berl. phil. Wochenschrift gehörten zu den letzten Freuden, die ihm wurden, und Bemerkungen zu der Anzeige von Schiche in den Jahresberichten unseres Vereins, die er in sein Handexemplar eintrug, waren seine letzte Arbeit. Daneben nahm die Übersetzung römischer Komödien ihren Fortgang, sie beschäftigten ihn angenehm. Auch eine Reihe z. T. umfangreicher Rezensionen hat er im Ruhestande geschrieben. Er 'bedurfte der Arbeit, um die Vereinsamung des Alters nicht schmerzlich zu fühlen'. Und die Arbeit ward ihm nicht leicht. Nicht sehr lange nach seiner Pensionierung befiel ihn ein quälendes Blasenleiden, auch der Besuch Wildungens und ein mehrwöchiger Aufenthalt in Capri 1912 schafften wenig Erleichterung. Aber er trug geduldig und blieb hoffnungsvoll. Als er am 19. September 1912 bei der Abschiedsfeier des alten, seines Joachimsthals 'freudig begrüßt von seinen zahlreichen alten Schülern' das Wort nahm zu der letzten

Ansprache in der Aula, wo er so oft gesprochen, schien er stark gealtert, und wehmütige Worte rangen sich aus der tief bewegten Brust: 'Die Lehrer sind zerstreut in alle Winde, die Schülergemeinschaft mitten durchgeschnitten, ein Organismus, der einigermaßen lebensfähig erschien, aufgelöst, die Stätte selbst geht in fremde Hände über, wo wir Alten nach dem bescheidenen Maße unserer Kräfte bemüht waren, unsere Pflicht zu tun, wo wir uns mancher schönen Erfolge freuen durften, wo wir gestritten haben und gelitten — denn wie sollte sich nicht auch an uns das tiefsinnige Wort des Altertums bewährt haben, daß Tun Leiden ist? — und die Stätte, wo man Freud und Leid erfahren hat, wächst uns ans Herz. Aber es ist nicht würdig, es ist nicht männlich, der Wehmut, dem Schmerz, der Klage sich hinzugeben, und Trostgründe bieten sich dar.' Eine neue Zukunft winkt, manches wird dort im Freien besser erblühen. 'Möchte des großen Gottes Segen mit der Anstalt, mit ihrem Direktor und ihren Lehrern und Schülern und Beamten sein, möchte es ihnen nie an dem reichsten Segen des Himmels fehlen, das kann niemand herzlicher, wärmer, aufrichtiger wünschen als der alte langjährige Direktor des alten Joachimsthals.' Im folgenden Jahre wagte er es noch einmal, Italien aufzusuchen und verlebte in Siena schöne Tage, aber in Rom, wo er Hirschfeld und Otto Richter fand, erkrankte er und mußte längere Zeit das Bett hüten. Es war sein letzter Besuch der ihm so vertrauten und mit so vielen Erinnerungen verknüpften Stadt. Ein halbes Jahr später feierte er den siebzigsten Geburtstag. Abordnungen aus Templin, vom Joachim-Friedrichs-Gymnasium, dem Verein der alten Joachimsthaler, der Societas Joachimica, der Archäologischen Gesellschaft, der er über dreißig Jahre angehört hatte, sein alter Schüler, Justizrat Köhler im Auftrag der Elberfelder, und viele, viele Freunde waren erschienen. Der stellvertretende Vorsitzende unseres Vereins überreichte ihm einen Glückwunsch in Versen:

> Sieben Jahrzehnte vollendest Du heut voll reichen Erlebens,
> Und wir dürfen uns freun, daß Du der Unsrige bist.
> Plautus, Horaz und alle die besten Köpfe der Alten
> Danken Dir heut mit uns, grüßen den Meister der Form.
> Mag ein gnädig Geschick Dir manches Jahr noch gewähren
> Frei von Sorge und Leid, Dir zum Gewinne und uns.

Schon Monate vorher hatte sich ein Komitee gebildet zur Sammlung einer Ehrenspende, sie überschritt den Betrag von 2000 Mark erheblich. Der Jubilar überwies das Kapital dem Joachimsthal mit der Bestimmung, daß die Zinsen dazu verwandt würden, 'einen würdigen Abiturienten des Joachimsthalschen Gymnasiums, der sich dem Studium der Philologie oder Geschichte widmete, mit einigen geeigneten Büchern auszustatten'. Bewegt und erfreut dankte B. allen, die erschienen waren, — in einem herzlichen, durch den Druck vervielfältigten Schreiben einige Tage nach der Feier auch jedem einzelnen der Spender. Ein Jahr noch lebte er in erträglichem Zustand; zwar sah man ihn schwächer und matter werden, aber seine Willenskraft und Selbstbeherrschung täuschte auch die Freunde über den Ernst der Lage und die Heftigkeit sich widerholender Anfälle des chronischen Leidens, dessen Unheilbarkeit der Arzt ihm nicht ver-

hehlt hatte. Ruhig sprach er's ihm nach: 'Man stirbt nicht daran, aber damit.' Beim Beginn des Krieges sah er seinen Sohn ins Feld ziehen und bald verwundet zurückkehren, er zeichnete sich die Namen aller gefallenen Joachimsthaler auf, stattete leidend Beileidsbesuche ab, wo er konnte, bedauerte schmerzlich, daß es ihm nicht mehr möglich war, zu der Bestattung eines ihm besonders werten Schülers, dessen Leiche nach Potsdam überführt worden war, zu fahren, und einer der letzten, vielleicht der letzte Brief, den er mühsam schrieb, war nach Elberfeld an die Mutter eines in Frankreich gefallenen Schülers gerichtet. Die letzte Reise, im November vorigen Jahres, ging nach Templin, er wollte dem Ecce zum Gedächtnis der Toten des Jahres — und ihrer waren viele — beiwohnen. Wenige Tage nach seiner Rückkehr, einen Tag vor seinem einundsiebzigsten Geburtstag warf ihn ein Bluterguß ins Gehirn nieder. Er lag zwei Wochen mit nur zeitweise aufflackerndem Bewußtsein; als er am 12. Dezember unerwartet dem Leben widergegeben wurde, war die Erinnerung an diese Wochen ausgelöscht, er war verwundert, sich im Bett zu finden und eine Krankenschwester neben sich zu sehen. Langsam erholte er sich, aber zunehmende Herzschwäche und das bei seiner Hilflosigkeit doppelt quälende Blasenleiden machten den immer noch Hoffenden, der sogar eine Reise nach Kösen, in die Nähe seines in Schulpforte weilenden Sohnes plante, sehr elend und oft traurig. Er konnte nicht mehr arbeiten und war viel allein. Im Frühling sagte er mir: 'Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn es vor einem halben Jahr zu Ende gegangen wäre, jetzt, wo so viele ihr kostbares Leben hingeben, wer hätte nach dem alten Mann gefragt?' Anfang Juni war die Schwäche so groß, daß das Ende nahe schien, noch einmal ward es etwas besser, am 18. Juni sah ich ihn zum letztenmal und fand ihn etwas frischer. Anfang Juli traf ihn ein zweiter Schlaganfall, der die Sprache fast ganz lähmte, der am 17. eintretende sanfte Tod war eine Erlösung. Seine Hausdame, Fräulein Kraft, die fünf Jahre bei ihm gewesen war und ihn im letzten aufopfernd gepflegt hatte, sagte mir weinend: 'Er war so gut und so groß und still im Leiden, einen geduldigeren und rücksichtsvolleren Kranken kann es nicht geben.' Nach reichem Leben und mildem Ermatten, wie es in der Todesanzeige hieß, war er eingegangen zur ewigen Ruhe. Am 21. Juli haben wir ihn auf dem Matthäikirchhof neben seiner Gattin bestattet. Geh. Konsistorialrat D. Scholz, der 1882—86 Prediger und Lehrer am Joachimsthal gewesen war, der seine Schwiegertochter eingesegnet und getraut und seine Enkel getauft hatte, pries in der Grabrede als auch seines Lebens letztes Ziel das *ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ*.

Was war der Verstorbene dem Philologischen Verein, und was war der Verein ihm?

Sogleich nach seiner Pensionierung, am 24. Mai 1909, wurde B. Mitglied des Vereins, und nach der Übersiedelung Schroeders nach Naumburg wählten wir ihn am 13. Juni des folgenden Jahres zum Vorsitzenden. Es war der dritte, den das Joachimsthal stellte. Er hat die Erwartungen, die sich an seine Wahl knüpften, erfüllt. Wenn ihm die Tagesordnung zuging, bereitete er sich auf den Gegenstand des

Vortrags vor, bildete sich, auch wo der Stoff ihm ferner lag, ein eigenes Urteil, gab stets eine übersichtliche und verständnisvolle Zusammenfassung des Gesagten und belebte und bereicherte fast immer durch eigene Bemerkungen die Besprechung. Die Möglichkeit, seine Arbeiten, ehe sie der Öffentlichkeit übergeben wurden, der Kritik kundiger Freunde zu unterbreiten, hielt er für sehr wertvoll, wie er widerholt ausgesprochen hat. Schon wenige Monate nach seinem Eintritt hielt er einen Vortrag über eine Stelle aus einem Brief Ciceros (ad fam. I 9, 4), am 10. Dezember 1910 den Festvortrag über Cäsars Hof, der allen Hörern in lebhafter Erinnerung geblieben ist und für die Mitglieder als Manuskript gedruckt wurde. In den folgenden Jahren sprach er zweimal über Stellen aus Pliniusbriefen, die ihn bei der Vorbereitung seines letzten größeren Werkes beschäftigten; das letztemal, als er schon schwer krank war, vor fast genau einem Jahr, am 14. September 1914, über Cäsar und Cicero in Ravenna. Es war das letzte, was er druckfertig machte, die Arbeit war bestimmt als Beitrag für die Festschrift zu Paul Cauers 60. Geburtstag. Noch einmal leitete er eine Sitzung, am 9. November, auf dem Krankenlager und im Lehnstuhl sitzend hat er mit seinen Gedanken auch die späteren, denen er nicht mehr beiwohnen konnte, begleitet. Denn der Verein war ihm sehr lieb geworden. Von Monat zu Monat hoffte er, widerkommen zu können, jedesmal, zuletzt mit zitternder Hand und schwer lesbar, schrieb er es dem stellvertretenden Vorsitzenden, wenn er sein Fernbleiben für diesmal entschuldigte. Die Grüße, die ihm die zu den Sitzungen erschienenen Mitglieder sandten, blieben auf seinem Schreibtisch liegen, und er las die ihm lieben Namen mehr als einmal. Noch Ende Juni fragte er den Arzt, ob er nach den Sommerferien den Vorsitz wider werde übernehmen können. Er war uns treu, und treu werden wir sein Gedächtnis bewahren und in Ehren halten.

Berlin. Paul Stengel.

Die Annalistik von Livius B. XXXI—XLV[1])

Im Vorworte führt der Verf. mit dankenswerter Kürze und Klarheit aus, als was er sein Buch angesehen wissen will, nämlich als Fortsetzung und Ergänzung der quellenkritischen Partien seiner Geschichte der Karthager, und als Vorschläge und Versuche. Auf die durchgehende Benennung gefundener Quellen verzichtet er; auch gibt er es auf, jeden Paragraphen des Livius zu etikettieren. So ist das Resultat ein fragmentarisches und vielleicht unbefriedigendes. Die Hauptsache ist das Auffinden durchgehender und klarer Indizien, mit denen einmal zur definitiven Verteilung (der einzelnen annalistischen Stücke auf bestimmte Autoren) geschritten werden kann. Zu welcher Zeit dies vorgenommen werden kann (vielleicht in einem anderen Buche in zehn Jahren) ist Nebensache. S. V.

Mit diesen Worten hat Verf. das Ergebnis seiner äußerst fleißigen, mühsamen und mit Scharfsinn vorgenommenen Untersuchungen gut gekennzeichnet. In der Tat, wer sich jemals auf die quellenkritischen Untersuchungen bei Livius eingelassen hat, findet ohne Schwierigkeit die polybianischen Partien in einem großen Teile der dritten und noch mehr der vierten und fünften Dekade heraus, namentlich seit Nissens grundlegenden Untersuchungen. Auch erkennt er leicht den daneben hergehenden, bald mehr bald minder breiten Strom der annalistischen Darstellung; aber wie viele Annalisten verwendet worden sind, wie und an welchen Stellen sie voneinander zu scheiden sind, welche Merkmale der Unterscheidung sicher sind, ob Livius selbst jeden einzelnen Annalisten auszuschreiben in der Lage war, oder ob er bei einem Annalisten vielleicht mehrere Vorgänger schon vereinigt vorfand, ob vorkommende Abweichungen in den Angaben tatsächlich auf abweichende Quellen zurückgehen oder ob diese Abweichungen auf flüchtigem Abschreiben des Livius oder auf einer von ihm beliebig vorgenommenen Änderung beruhen, das und noch mehr andere Fragen erfordern sehr schwierige Untersuchungen. Ob diese jemals ein endgültiges Ergebnis haben werden?

[1]) Ulrich Kahrstedt, Die Annalistik von Livius B. XXXI—XLV. Vorschläge und Versuche. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1913. Dem Berliner Verein für Altertumskunde in Erinnerung an die Jahre 1907—1911 gewidmet. Vorwort S. V u. VI. Inhalt S. 1—112. Register S. 113—119 Ladenpreis 4 ℳ.



Auf Ref. hat einmal in schöner Jugendzeit auf diesen Jagdgründen der Quellenuntersuchung zu spüren unternommen und das Ergebnis in der Göttinger Doktordissertation Livius et Polybius, Scipionis rerum scriptores 1869 niedergelegt. Aber da er erkannte, daß ihm die *Κυνὸς Λακαίνης εὔρινος βάσις* nicht in ausreichendem Maße gegeben sei, begnügte er sich, auf die Benennung des von ihm entdeckten 'Autors' zu verzichten, hierin jedenfalls ein Vorgänger Kahrstedts.

Natürlich ist die Forschung seit 45 Jahren erheblich weiter gekommen. Pflicht ist es für den Ref., zunächst offen zu erklären, daß auch vorliegendes Buch K.'s ihr förderlich gewesen, trotzdem er auf Benennung gewisser Autoren verzichtet. Man folgt mit Interesse und Staunen der Arbeit des Verfassers. Seine Sorgfalt und Geschicklichkeit gleicht ungefähr der eines Mannes, der einen in viele Scherben zerbrochenen Krug mit endloser Mühe wider zusammensetzt. Aber, wenn man das Ergebnis betrachtet, so hat man, um im Bilde von der Jagd zu bleiben, die Empfindung, als ginge der Weg über lockeren Wiesenboden, der, von Maulwürfen und Mäusen unterwühlt, die Gefahr des Einsinkens und Beinbrechens in nächste Nähe rückt.

Versuchen wir zunächst den Gang der Untersuchung, soweit es möglich ist, den Kapiteln des Buches entsprechend, widerzugeben.

In Kapitel 1: Die spanischen Kriege S. 1—20 legt Verf. 'die erste Bresche' S. 1. Für die Geschichte des Ostens hat Livius den Polybius benutzt, für Spanien mehrere Quellen. XXXV, 1f. ist längst als Dublette festgestellt. Zwei Niederlagen der Vacceer an derselben Stelle, zwei Oretanenfeldzüge, zwei gefangene Könige, zum Teil vertauschte Rollen — es hat mindestens zwei Quellen gegeben. Die eine nennt die Statthalter praetores, nach der Amtszeit propraetores, die andere nennt sie proconsules. Diese 'Dissonanz' zieht sich in den spanischen 'passus' fünfundzwanzig Jahre lang fort. Verf. nennt daher die prokonsularische Quelle C, die Prätorquelle P, S. 2. Doch hat Livius in seiner Freude an 'plastischer' Kleinmalerei die Quellen verwechselt und die Zahlenangaben falsch eingesetzt, S. 5. Es werden vier Dubletten für einen ganzen Feldzug seit fünfzehn Jahren festgestellt. Immer zuerst die P-Quelle, teils im Amtsjahr, teils unter der Titulatur Proprätor nach Ablauf des 'letzteren', dann die C-Quelle, stets ein Jahr später, als das Amtsjahr nach den hauptstädtischen Fasten liegt, S. 6. Die Einteilung der spanischen Partien in zwei Quellen läßt sich restlos durchführen, aller Zweifel ist ausgeschlossen, S. 12. Wir werden nicht umhin können, Kahrstedt zuzustimmen.

Kapitel 2. Der Jahreswechsel bei Livius, S. 20—37. Der Jahreswechsel wird für 216—167 in 'stereotyper' Form bei Livius behandelt. Am Ende des Jahres werden die Komitien erzählt, dann der Amtsantritt, dann die Verteilung der Provinzen, Heere und Flotten, dann kommen Spiele, Nachrichten über die Annonae, Todesfälle von Priestern, hinter den Provinzvertretungen, fast regelmäßig Prodigien und sonstige kultische Notizen, und feriae Latinae. Diese stereotyp widerkehrenden Notizen bilden eine feste Masse, S. 20. Zwischenhinein schieben sich kleine, nur für das Einzeljahr vorkommende Notizen, Kriegserklärung,

Friedensschluß, Gesandtschaften, Koloniegründungen. Diese Ereignisse widerholen sich natürlich nicht alle Jahre, S. 21. Daraus ergibt sich, daß für den Jahreswechsel Livius einem Annalisten folgt. Er liefert ihm ein festes Gerippe, in das er seine anderweitig geholten 'Informationen' einhängen kann. Alle die Komitien, Listen, Tabellen, Prodigien und Mobilmachungen folgen aus dieser 'Listenquelle', die K. daher L nennt, S. 35.

Daß hier eine Hauptquelle des Livius vorliegt, die im ganzen richtig gekennzeichnet ist, kann gern zugegeben werden; aber daß sie eben nur alljährlich widerkehrende Vorgänge und weiter nichts enthält, scheint von vornherein ausgeschlossen.

Kapitel 3. Der Annalist H, S. 37—53. Diesen können wir, wie L, in den hauptstädtischen Nachrichten verfolgen. Neben den Jahresnachrichten stehen nicht nur kriegerische Nachrichten von den verschiedensten Schauplätzen, sondern auch eine Fülle von stadtrömischen Lokalnotizen, aus all den 'Kategorien', die oben erwähnt wurden, zum Teil auch dem sicheren L der Jahreswechsel nicht ungeläufig, zum Teil auch außerhalb dieser 'Komplexe' zu finden. In diesen Nachrichten finden sich Widersprüche und Dubletten massenhaft, also muß hier mehr als ein Annalist benutzt sein. Die Stellen, sicherem von L widersprechen, unter sich aber keinen Widerspruch zeigen, müssen dem H-Annalisten, der zweiten hauptstädtischen Quelle, zugewiesen werden. Welche Stücke nun in jedem Falle aus L, welche aus H sind, das wird im einzelnen festgestellt, eine Untersuchung, der das Referat nicht nachgehen kann, S. 38. Aber trotz aller Sorgfalt des Verf. bewegt sich die Untersuchung doch auf schwankendem Boden.

Verf. selbst muß S. 39 erklären: 'Ein Stück ist H, eins ist L, aber welches nun H und welches L ist, läßt sich nicht unterscheiden. L setzte die Gründung Roms 751 v. Chr., H 752 v. Chr. an, S. 41. Ob die Stelle XXXIV, 44, 7 L und die ihr widersprechende Stelle XXXI, 12, 2 H angehört oder umgekehrt, ist nicht zu erweisen, S. 42. Wo XXXVI, 21, 6—11 und 38ff. H oder L zu suchen ist, wissen wir noch nicht. Aus XXXIX, 41, 6 und seiner Dublette in 29, 8 erfahren wir, daß der Autor, den wir H genannt haben, Antias heißt. 'Es ist meines Erachtens "evident", daß die falsche chronologische Einordnung (durch Livius) als "singuläres" Merkmal Zitat und "Kontext" zusammenhält und die Gleichung H = Antias sichert,' S. 44. 'Wir werden ruhig von einem H-Annalisten reden dürfen, wie von einem L-Annalisten,' S. 47. 'Doch fühlt man sich gleichmäßig unsicher bei H wie bei L auf dem Gebiete der Koloniegründung,' S. 51. 'Allen Annalisten gemeinsam ist die Lüge. Man mußte so lügen, daß für Spanien 195 ein stattliches Heer herauskam, dann konnte man wider freiweg lügen, nur mußte man aufpassen, daß man 191 für Acilius Glabrio recht viele Leute in Griechenland zusammen hatte,' S. 53.

Die Sicherheit, mit der hier von einem H-Annalisten geredet wird, kommt nach dem Vorausgegangenen doch etwas überraschend.

Kapitel 4. Verhältnis der spanischen zu den hauptstädtischen Quellen, S. 54—58. Nachdem vier Annalisten deutlich

unterschieden worden sind, **C** und **P** für Spanien, **L** und **H** für Italien, drängt sich die Frage auf, wie stehen **C** und **P** zu **L** und **H**? Ist **P** = **L** und **C** = **H** oder **L** = **C** und **P** = **H**? Es wird nachgewiesen, daß zwischen **L** und **C** so viel Beziehungen bestehen, daß die Vermutung, **L** sei gleich **C**, naheliegt. Andererseits wird aber bewiesen, daß **L** nicht gleich **P** sein kann. Also werden die aufgezeigten Beziehungen zwischen **L** und **C** zwingend, und wir können diese Gleichsetzung vornehmen, S. 57. Ferner müssen **H** und **P** durchaus identifiziert werden. Wir haben also von jetzt an einen **LC**- und einen **HP**-Annalisten! Groß ist der Unterschied beider Gruppen nicht; wenn es auch keineswegs ein positives Lob für **LC** enthalten soll, daß es besser sei als **HP**, so bedeutet es doch eine besondere Verdammung für **HP**, das es fertig bringt, noch schlechter zu sein als **LC**.

Kapitel 5. Die oberitalischen Kriege, S. 58—84. In diesem Kapitel scheidet Verf. für die oberitalischen Kriege zwei widersprechende Quellen, G_1 und G_2, S. 59.

Mit den oben gefundenen zwei hauptstädtischen und zwei spanischen Quellen würden das vier verschiedene Autoren sein. Diese Annahme wäre 'kurios'; es muß versucht werden, je eine Gallierquelle mit einer hauptstädtischen zusammenzunehmen. Bei einer Zwei-Quellen-Theorie ist nun offenbar entweder $G_1 = LC$ und $G_2 = HP$, oder $G_1 = HP$ und $G_2 = LC$. Ersteres scheidet sofort aus; G_1 kann nicht gleich **L** sein, dagegen $G_1 = H$ und $G_2 = L$ empfiehlt sich sehr! S. 61.

Bis hierher hat Verf. versucht, den Inhalt der Ausführungen K.s knapp widerzugeben; es kann aber nicht in dieser Weise fortgefahren werden. Denn von jetzt ab vertieft sich die Untersuchung derart ins einzelne, daß einen Auszug aus ihr zu machen schwer halten dürfte. Die Beweisführung in Form von Gleichungen mutet an, als sollte eine mathematische Berechnung angestellt werden, S. 62. 'Ein Drei-Quellen-System kann nun folgendermaßen aussehen: Es gibt $G_1 = H$ ($G_1 = L$ scheidet aus s. oben), **L** und G_2, oder es gibt $G_2 = H$, G_1 und **L**, oder es gibt $G_2 = L$, G_1 und **H** usw.' Nur wer die durch Buchstaben bezeichneten Stücke sicher im Kopfe hat, wird beim Lesen der Beweisführung zu folgen imstande sein. Leider steht bei dem allen fest, daß die Quellen 'wie gedruckt' lügen; es ist unmöglich, einer vor der andern den Vorzug zu geben, S. 67. Aber trotz aller mathematisch gründlichen Bemühungen bleibt das Ergebnis unsicher, z. B. S. 70: 'Es steht Instanz gegen Instanz; das Wahrscheinlichste ist noch, daß Livius die Wahlen in einer anderen Quelle aufschlug; jedenfalls liegt eine sichere Dublette vor, die auf zwei Annalisten zu verteilen ist, und es kommt bei den paar Paragraphen nicht darauf an, wo CLG_2 und HPG_1 vorliegt'. Hier zeigt uns K. deutlich, daß er die einzelnen Paragraphen zu 'etikettieren' unterläßt, es ist ihm eben unmöglich. Nur das ist mindestens wahrscheinlich, daß zwei Quellen vorhanden sind.

Kapitel 6. Scheinindizien, S. 84—95. Hier werden wider mit großem Fleiß und Scharfsinn gewisse 'Indizes', die einen Weg zur Lösung anzugeben scheinen, zurückgewiesen. Gerade die Indizes, die

am meisten spezielle Angaben enthalten, Beutelisten, Tagesdatierungen, führen irre. Endlich folgt

Kapitel 7. Die Benennung der Quelle, S. 95—102. Livius zitiert in den fünfzehn Büchern (außer einmal Rutilius) zwei Autoren: Antias und Claudius. 'Kein Verständiger wird daran zweifeln, daß von diesen beiden Namen mindestens der häufiger zitierte Antias auf eine der sich klar herausschälenden Quellen anzuwenden, wahrscheinlich beide Namen mit den beiden von uns gefundenen Autoren gleichzusetzen sind. Lehnt man Claudius als zu selten zitiert ab, so haben wir Antias und einen Anonymus; der von Modernen (Soltau) neben Claudius und Antias vorgeschlagene Piso ist nicht benutzt, S. 102. 'Ich komme zu dem Schlusse, daß **HPG$_1$** sich mit voller Sicherheit als Antias ansprechen läßt, **CLG$_2$** ist sicher nicht Piso, sondern eher Claudius. Es ist dies aber, da Claudius' Zitate in den annalistischen Partien zu selten sind, um eine gute Handhabe zu bieten, nicht direkt zu erweisen. Lehnt man die Identifizierung ab, so ist das Resultat: Antias, **CLG$_2$** und in der unverteilten Masse u. a. Claudius, also mindestens drei Quellen. Nimmt man sie an, was ich für berechtigt halten möchte, so erhält man Antias, Claudius und eine unverteilte Masse, also mindestens zwei Quellen — beide Male von dem Rutiliuszitat abgesehen.' Das ist also das wichtige Ergebnis des Fleißes und Scharfsinns. Es überrascht nicht und sagt auch nichts eigentlich Neues. Denn wenn Livius nicht ganz unsinnig zitiert, wenn er nicht die Namen der Annalisten lediglich zu dem Zwecke nennt, um zu zeigen, daß er ihnen nicht gefolgt ist, so muß man ja annehmen und hat es immer angenommen, daß der oder die am häufigsten zitierten Schriftsteller wirklich seine Quellen sind. Aber wie man sich ein Werk des Antias vorzustellen hat, wie es von Claudius sich unterschieden haben dürfte, und welches die gemeinsamen Eigenschaften beider sind (leider keine guten), das mit möglichster Sicherheit herausgefunden zu haben, ist das Verdienst der mühevollen Untersuchung. Anerkennung verdient noch besonders, daß K. bei seinem folgerichtig fortschreitenden Verfahren sich nicht verleiten läßt, mit anscheinender Sicherheit Quellen zu benennen, die er nicht benennen kann. So bleibt eben noch manches dunkel und der späteren Forschung vorbehalten, wie die 'unverteilte Masse'.

Es wäre wirklich besser, wenn an Stelle der von K. herausgefundenen, doch nicht in allen Fällen zwingenden 'Indizes' ein anderes Gesetz bei der Forschung zur Anwendung gebracht werden könnte, nämlich die Spuren sprachlicher Verschiedenheiten. Wenn sich, sei es in einzelnen Worten oder in Satzverbindungen, zwischen einzelnen Vorgängern des Livius Abweichungen, bezeichnende Merkmale feststellen ließen, so würde man ein nicht zu übertreffendes, sicheres Mittel zur Scheidung der Quellen haben, wie man ja auch die polybianische Quelle an den Spuren des Griechischen unschwer erkennt. Und auch bei K. ist die Scheidung einer prätorischen und einer prokonsularischen Quelle (die sicherste meines Erachtens im ganzen Buche), doch nach einer ähnlichen Beobachtung gefunden, nämlich nach einer Abweichung in der Sache und im Ausdruck. Aber da alle Annalisten durch die Hand des Livius über-

arbeitet worden sind, dürfte der angedeutete Weg, weil verschüttet, schwer gangbar sein oder nie zu finden.

Wir müssen K. für seine Arbeit dankbar sein. Darum gestatte er uns noch eine kleine Bemerkung. Wenn man über römische Annalistik und Geschichte schreibt, ist es ganz unvermeidlich, daß man in die Darstellung gewisse Ausdrücke aus der lateinischen Sprache übernimmt, als Fremdwörter, die schwer oder gar nicht übersetzbar sein würden. Aber darüber hinaus sollte man in der Anwendung von Fremdwörtern um so sparsamer sein. Und das geschieht in vorliegender Arbeit nicht, sie enthält viele sehr entbehrliche und unschöne Fremdwörter. Eine Aufzählung ist nicht erforderlich, sie springen jedem Leser in die Augen. Es sollte aber doch eine gemeinsame Aufgabe aller derer sein, die da Bücher schreiben, das schöne Kleid der edlen deutschen Sprache ebenso sauber zu halten wie ihre eigene Kleidung, und ihm nicht bunte Lappen aufzusetzen. Gerade der Geschichtsschreiber, der sich doch so oft an weitere Kreise des Volkes wendet, kann hier durch gutes Beispiel viel tun.

Auch für Humor hat der Deutsche allemal Verständnis. Aber der Witz darf nicht schmerzhaft wirken. Und Referent muß erklären, daß er über die mehr als einmal scherzhaft gebrauchte Wendung (S. 85): 'die früheren, oft seit Jahrhunderten vertriebenen Eigentümer des betreffenden Grund und Bodens an den Haaren herbeiziehen', Schmerz empfunden hat.

Halle a. S. F. Friedersdorff.

Fremde Zusätze in Platons Apologie

Wenn die Versuche W. Nitsches[1]) und A. v. Bambergs[2]), absichtliche Erweiterungen (Interpolationen) der 'Apologie' nachzuweisen, mit Recht sehr entschieden abgelehnt sind[3]), so wird doch die Kritik fortfahren, den überlieferten Text auf irrtümlich hineingeratene Bestandteile (Glosseme und Dittographien) weiter zu prüfen. Ein Durchblick durch die neueren Ausgaben läßt bald erkennen, wie sehr in dieser Beziehung die Ansichten noch geteilt sind. Nur drei einzelne Ausdrücke sieht man gleichmäßig in allen entweder eingeklammert oder ganz weggelassen: c. 19 p. 31 D *φωνή* (wohl nur Dittographie des gleich Nachfolgenden), c. 24 p. 35 C *πάντως* (als ursprüngliche Glosse zu *μέντοι*) und c. 27 p. 37 D *πόλιν* (als ursprüngliche Glosse zu *ἄλλην*); sehr viele andere, kaum weniger verdächtige einzelne Satzteile oder ganze Sätze aber werden von den Herausgebern (besonders von Uhle in der sonst so verdienstvollen, eben erwähnten Ausgabe) noch mehr oder minder festgehalten. Im folgenden sollen die meines Erachtens für die fraglichen Stellen entscheidenden Momente in gedrängter Kürze und mit Beiseitelassung des übrigen, aus den Ausgaben ersichtlichen kritischen Materials zusammengestellt und zum Schluß noch einige eigene Athetesen zu den von anderer Seite vorgebrachten hinzugefügt werden.

C. 15 p. 27 E ist *τοὺς ἡμιόνους* eine dort ganz ungehörige naturkundliche Belehrung, die außerdem auf dem Mißverständnis beruht, als ob auch hier, wie vorher bei Erwähnung der *δαίμονες*, von Bastarden die Rede sei. Die Esel sind neben den Pferden als ein zweites Beispiel angeführt, ob nun die beiden Glieder ursprünglich durch *ἢ καί*, *ἢ* oder *καί* verbunden waren; denn auch das *καί* allein könnte, wie Král an drei anderen Stellen aus Platon nachweist, zur Verbindung verschiedener, zu beliebiger Auswahl aneinander gereihter Beispiele ge-

[1]) Z. f. d. G. 47, 1893 S. 311—327.

[2]) Z. f. d. G. 50, 1896 S. 633—640. Quaestiones criticae in Platonis quae fertur Apologiam, Prg. Gotha 1899 und die Ausgabe, Velhagen & Klasing 1910.

[3]) S. besonders H. Uhle im Vorwort zur elften Auflage der Ausgabe von Cron S. IV f. und E. Fritze im Vorwort zur fünften Auflage der Ausgabe von Bertram S. IV f.

braucht sein. Schon C. Fr. Hermann hatte die Worte als späteren Zusatz ausgeschieden, die meisten späteren Herausgeber behalten sie noch bei. Schmelzers seltsam gekünstelte Erklärung der Stelle hat mit Recht Petersen in der zweiten Auflage von dessen Ausgabe weggelassen.

C. 31 p. 40 A halten nur noch wenige Herausgeber fest an dem, was schon Schleiermacher als Glossem erkannt hatte: *ἡ τοῦ δαιμονίου* neben *μαντική*. Platon gebraucht sonst *τὸ δαιμόνιον* nur adjektivisch, scheint auch die Casus obliqui davon zu vermeiden.

Auch c. 22 p. 33 D dürfte *τοὺς προσήκοντας* ursprünglich Glosse gewesen sein, und zwar zu *ἄλλους*, nicht, wie Schanz annahm, zu *τῶν οἰκείων τινας τῶν ἐκείνων*. Der Zusatz ist auch nicht etwa, wie Uhle vermutet, Attribut zu einem dabei aus dem Vorhergehenden zu ergänzenden *οἰκείους* in dem Sinne 'und andere ihrer Verwandten'. — Ursprünglich Glosse ist ferner wohl auch c. 27 p. 37 C *τοῖς ἕνδεκα* neben *τῇ ἀεὶ καθισταμένῃ ἀρχῇ*, wenn auch darüber die Herausgeber noch verschiedener Ansicht sind. War die jeweils fungierende 'Regierung' gemeint, dann fällt der Zusatz von selbst; dachte aber der Redner an die Elfmänner, warum wählte er dann zuerst einen Ausdruck, den er wegen seiner Unbestimmtheit sofort selbst näher bestimmen mußte? Athenischen Lesern genügte wohl, wie c. 31 p. 39 E *οἱ ἄρχοντες*, der erstere Ausdruck allein. Und ebenso wohl auch c. 12 p. 25 A *οἱ ἐκκλησιασταί* neben *οἱ ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ*. Hätte der Redner das erstere zum letzteren hinzugefügt, um die berechtigten Teilnehmer an der Volksversammlung von den etwa anwesenden bloßen Zuhörern zu unterscheiden (so Uhle und Bertram-Fritze), oder um einen, den vorher genannten *δικασταί*, *ἀκροαταί* und *βουλευταί* entsprechenden Ausdruck zu erhalten (so Schanz und auch Uhle), so ist auch hier nicht ersichtlich, warum er nicht gleich den Ausdruck gebrauchte, der diejenigen bezeichnete, die er meinte, sondern zuerst einen solchen, der noch der Einschränkung bedurfte. Richtiger hält man *οἱ ἐκκλησιασταί* für das Ursprüngliche und *οἱ ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ* für eine fälschlich in den Text hineingeratene Glosse dazu.

C. 17 p. 29 B ist *τούτῳ* neben *καὶ ἐνταῦθα*, das an sich schon, wie das gleich nachfolgende *τούτῳ*, 'darin', 'in diesem Punkte' bedeutet, ganz unnütz und in den meisten Ausgaben als Glosse dazu schon beseitigt.

C. 5 p. 20 C führt der Satz: *εἰ μή τι ἔπραττες ἀλλοῖον ἢ οἱ πολλοί* die vorhergehende Partizipialkonstruktion *σοῦ γε οὐδὲν τῶν ἄλλων περιττότερον πραγματευομένου* noch einmal aus (Rösiger), gibt ihr einen deutlicheren Ausdruck (Bertram-Fritze), etwas Neues aber kommt durch ihn nicht hinzu. Er ist also genau genommen überflüssig, und ist das auch dann nicht minder, wenn *ἀλλοῖον* den in *περιττότερον* liegenden Begriff der Überhebung nicht einschließt (Uhle). Wäre aber nicht der Konditionalsatz, sondern *τῶν ἄλλων περιττότερον* Glossem (Christ, Schneider im Kommentar), dann klänge doch das bloße *πραγματευομένου* sehr matt, zumal getrennt von dem Satze, durch den erst nachträglich klar ausgesprochen wäre, daß damit ein Tun ungewöhnlicher Art gemeint sei.



Später erst durch *καί* mit *τῶν τοιούτων*, zu dessen Erklärung es beigefügt war, verbunden wurde c. 13 p. 26 A *ἀκουσίων*. In dem von Uhle zum Vergleich herangezogenen *πολλοὶ καὶ ἀγαθοί* bezeichnen beide Adjektiva verschiedene Eigenschaften, und in den von ihm aus Platon angeführten Stellen Protag. p. 69 C: *πρὸς τοὺς ἰδιώτας καὶ μηδὲν ἐπαΐοντας* und Kriton p. 47 C: *τοὺς τῶν πολλῶν λόγους καὶ μηδὲν ἐπαϊόντων* dienen die Zusätze zur stärkeren Hervorhebung des in *ἰδιώτας* und *τῶν πολλῶν* nur noch unbestimmt enthaltenen Begriffs der Unkenntnis, während an der Stelle der Apologie *ἀκουσίων* begrifflich genau das selbe besagt wie das auf *ἄκων* zurückweisende *τοιούτων*. In den meisten neueren Ausgaben ist daher auch *καὶ ἀκουσίων* beseitigt. — Ebenso wurde c. 10 p. 23 E durch *καί* später mit *τῶν δημιουργῶν* verbunden das ursprünglich als Glosse zu *τῶν ῥητόρων* hinzufügte *τῶν πολιτικῶν*. Wie vorher (c. 8) die Handwerker *χειροτέχναι*, hier aber *δημιουργοί* heißen, so die Staatsmänner vorher *πολιτικοί*, hier *ῥήτορες*. An dem Überlieferten halten auffälligerweise einzelne neuere Herausgeber noch fest[1]). — Auch *τοὺς λόγους* c. 27 p. 37 C, das zunächst nur als Glosse zu *τὰς διατριβάς* hinzugefügt war, wurde, als es fälschlich in den Text hineingeraten war, später durch *καί* damit verbunden. An sich ist, wie Gorgias p. 484 C zeigt, gegen die Verbindung von *διατριβαί* und *λόγοι* durch *καί* nichts einzuwenden, aber die mangelnde Kongruenz der folgenden Adjektiva läßt sich nicht ausreichend damit erklären, daß *τοὺς λόγους* nur als 'erklärender Beisatz' (Uhle) zum Hauptbegriff hinzutrete, oder daß dieser letztere 'betont' sei (Bertram-Fritze). — Ebenso aufzufassen ist ferner *καὶ διαλεγόμενος αὐτῷ* c. 6 p. 21 C. An den von Uhle zitierten Stellen ist das an *δοκεῖ μοι* anakoluthisch angeknüpfte Partizip, wie auch hier *διασκοπῶν τοῦτον*, durch Nebensätze oder längere Satzteile davon getrennt, an unserer Stelle aber verliert die Konstruktion kaum etwas von ihrer Härte, wenn man mit den meisten neueren Herausgebern den Zusatz *καὶ διαλεγόμενος αὐτῷ* durch Gedankenstrich oder Komma von *ἔδοξέ μοι* abtrennt und so in die Parenthese mit hineinbezieht, oder wenn man das *καί* wegläßt. Eher schon wäre zu billigen, wie auch vermutet ist, daß der Zusatz ursprünglich unmittelbar nach *διασκοπῶν τοῦτον* gestanden habe. — Der selbe Vorgang ist endlich auch anzunehmen c. 20 p. 32 B, wo *ἐναντία ἐψηφισάμην* als Glosse zu *ἠναντιώθην* hinzugefügt war, dann aber in den Text hineingeriet und später durch *καί* damit verbunden wurde. Xenophon sagt von dem Widerstande des Sokrates gegen die von der Menge verlangte Abstimmung nur: *οὐκ ἠθέλησεν ἐπιψηφίσαι* (Memor. I, 1, 18), und von dem einiger anderer Prytanen: *οὐ φασκόντων προθήσειν τὴν διαψήφισιν* (Hell. I 6, 15), und ebenso nachher von allen außer Sokrates: *φοβηθέντες ὡμολόγουν πάντες προθήσειν πλὴν Σωκράτους τοῦ Σωφρονίσκου.* Vielleicht hat auch eine Abstimmung der Prytanen unter sich vor der allgemeinen Abstimmung stattgefunden, daß aber S. an unserer Stelle darauf Bezug genommen haben sollte (s. Uhle Anhang), ist wenig wahrscheinlich. Petersen in der zweiten Auflage der Schmelzerschen

[1]) Auch W. Aly, Anytos, der Ankläger des Sokrates. Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum, 1913 S. 175.

Ausgabe läßt den sonst in den meisten neueren Ausgaben schon eingeklammerten oder ganz weggelassenen Zusatz wider stehen, bezweifelt aber doch, ob man diese 'Ungenauigkeit' auch Platon zuschreiben dürfe. — Ein anderes aber ist das von einigen Herausgebern (nach Cobet) getilgte *καὶ* vor *λυπούμενος* c. 7 p. 21 E in dem Satze: *ἐφεξῆς ᾖα — αἰσθανόμενος μέν, καὶ λυπούμενος καὶ δεδιώς, ὅτι ἀπηχθανόμην.* Man kann dort, wegen des nachfolgenden abhängigen Aussagesatzes, nicht die beiden letzteren Partizipia mit dem ersten koordinieren, auch ist nicht etwa (mit Uhle) eine zweimalige Begriffssteigerung durch jene anzunehmen; der Sinn ist vielmehr: ich bemerkte — teils mit Kummer, teils mit Furcht —, daß ich mich immer mehr verhaßt machte. Das erste *καί* zu beanstanden, liegt kein Grund vor.

Wie c. 19 p. 31 D *φωνή* wohl nur Dittographie war, so vielleicht ebendort auch das erste *πάλαι* in dem Satze: *εἰ ἐγὼ πάλαι ἐπεχείρησα πράττειν τὰ πολιτικά, πάλαι ἂν ἀπωλώλη.* Uhle glaubt die Widerholung durch die Annahme erklären zu können, daß sie 'das Zusammentreffen von Ursache und Wirkung' betone, und auch Wohlrab und Rösiger halten noch an dem Überlieferten fest. — Als Dittographie erklärt sich vielleicht auch c. 5 p. 21 A *ἑταῖρός τε καί* in dem Satze: *οὗτος ἐμός τε ἑταῖρος ἦν ἐκ νέου καὶ ὑμῶν τῷ πλήθει ἑταῖρός τε καὶ ξυνέφυγε τὴν φυγὴν ταύτην.* Sehr hart ist hier das Fehlen eines zweiten *ἦν*, außerdem aber ist ja Chärephon in ganz anderem Sinne der 'Freund' des Sokrates als des Demos und müßte in bezug auf den ersteren hier vielmehr, damit jedes Mißverständnis ausgeschlossen wäre, *φίλος* genannt sein. — Als Dittographie des Vorhergehenden ist ferner das zweite *γε* c. 26 p. 36 D zu beseitigen; nach *καὶ ταῦτα* war, worauf schon Heindorf hingewiesen hatte, eine weitere Hervorhebung durch diese Partikel nicht am Platze. — Dittographie war vielleicht auch das zweite *καὶ τιμωρεῖσθαι* c. 22 p. 33 D, jedenfalls kann die auffallende Widerholung nach dem gleichlautenden Schlusse des vorhergehenden Satzes nicht gestützt werden durch den Hinweis auf die zwei *βοηθοῦντες* gleich nachher (p. 34 B), da diese grammatisch nicht gleichwertig sind, sondern das erste einen hypothetischen, das zweite einen Temporalsatz vertritt. — Ebenso ist endlich auch c. 4 p. 19 E *οἷός τ' ἐστι* vielleicht nur irrtümliche Widerholung des vorhergehenden *οἷός τ' εἴη*, und weniger wahrscheinlich die Annahme einiger Herausgeber, daß nach *οἷός τ' ἐστι* stark zu interpungieren und danach aus dem vorhergehenden Satze *παιδεύειν ἀνθρώπους* zu ergänzen sei. Auch hier hat mit Recht Petersen Schmelzers wunderliche Erklärung der harten Anakoluthie in der zweiten Auflage von dessen Ausgabe beseitigt.

C. 26 p. 36 D würde, wenn *μᾶλλον* neben *οὕτως ὡς* dem ursprünglichen Texte angehörte, eine sehr auffällige Vermischung zweier Konstruktionen vorliegen. Fügt man aber, wie vorgeschlagen ist, vor *οὕτως* ein *ἤ* oder *οὐδ'* oder *καί* ein, dann ist nicht recht ersichtlich, warum der Redner zu dem jedermann verständlichen *μᾶλλον* (*ἤ*) das gleichbedeutende *οὕτως ὡς* hinzugefügt haben sollte. Richtiger hat wohl Schanz *μᾶλλον* als späteren Zusatz eingeklammert, obgleich auch dann nicht zu ersehen ist, warum es ein Glossator hinzugefügt hätte.

C. 32 p. 40 C ist in fast allen neueren Ausgaben *τοῦ τόπου τοῦ* eingeklammert, doch bemerkt dazu Uhle im Anhang: wenn man *τοῦ τόπου τοῦ ἐνθένδε* nach *τυγχάνει οὖσα* setze, wäre alles in Ordnung. Die Vermutung ist ansprechend, man könnte aber auch *ἐνθένδε* dort belassen, wo es überliefert ist und nur das zweite *τοῦ* tilgen; das wäre dann erst nachträglich hinzugefügt, als *τοῦ τόπου* an die falsche Stelle geraten und damit zu *μετοίκησις* statt zu *μεταβολή* gezogen war.

Bisweilen hat der Glossator durch seine Randbemerkungen den Text weniger erklären, als aus dem Vorrat seiner literarischen Kenntnisse ergänzen wollen. So fügte er c. 20 p. 32 B *Ἀντιοχίς* zu *ἡμῶν ἡ φυλή* am Rande hinzu; im Texte wäre der Name hier nicht nur ohne ein zweites *ἡ* sprachlich unkorrekt, sondern auch überhaupt ganz unangebracht, er ist daher auch in fast allen neueren Ausgaben entfernt. — Ebenso c. 15 p. 27 E *μήτε ἥρωας* neben *μήτε δαίμονας μήτε θεούς*. Wie vorher nur die *δαίμονες* den *θεοί* gegenübergestellt waren, so sind auch hier nur die neben diesen am Platze. — Auch *φροντιστής* c. 2 p. 18 B ist von den meisten Herausgebern beseitigt in dem Satze: *ὡς ἔστι τις Σωκράτης, σοφὸς ἀνήρ, τά τε μετέωρα φροντιστὴς καὶ τὰ ὑπὸ γῆς ἅπαντα ἀνεζητηκώς*. Der aus Aristophanes' 'Wolken' entnommene Ausdruck trennt hier gewaltsam die eng zusammengehörigen Begriffe *τὰ μετέωρα* und *τὰ ὑπὸ γῆς* (vgl. c. 10 p. 23 D), er ist auch in Verbindung mit dem Akkusativ nicht ausreichend beglaubigt.

Das *ἰών* endlich c. 17 p. 36 C glaubte der Glossator wohl nur deswegen hinzufügen zu müssen, weil vorher *εἰς ταῦτ' ἰόντα* bei *σῴζεσθαι* hinzugefügt war. Dies letztere ist als zusammenfassender Hinweis auf die vielen Tätigkeiten, denen sich die übrigen Athener hingaben, ganz am Platze, *ἰών* aber stört die Konzinnität der trotz ihrer Länge sonst durchaus übersichtlichen Periode in empfindlicher Weise und ist neben dem folgenden *ᾖα* vollends unerträglich; es ist daher auch von den meisten neueren Herausgebern weggelassen.

Der Unechtheit zwar auch verdächtig, aber meines Erachtens doch nicht sicher als unecht zu erweisen ist zunächst *Πάριος* c. 4 p. 20 A. Fehlen könnte es zwar sehr wohl, da Kallias gleich nachher (p. 20 B) auf die Frage des Sokrates, wer denn der Lehrer seiner Söhne sei und woher er stamme, die Antwort gibt: *Εὔηνος Πάριος*, aber es ist doch zu beachten, daß S. an der ersten Stelle nicht auch zu Kallias spricht, sondern zu den Richtern. — Ebenso könnte c. 27 p. 37 C *χρήματα* fehlen, ohne vermißt zu werden, da es sich aus dem vorhergehenden *χρημάτων* leicht ergänzt, vielleicht aber wollte doch der Redner durch die Widerholung des Wortes den Begriff besonders betonen. — Mindestens unnötig ist ferner c. 18 p. 30 C *ὑπὸ τοῦ θεοῦ* neben *προσκείμενον* zwischen dem vorhergehenden Satze: *μή τι ἐξαμάρτητε περὶ τὴν τοῦ θεοῦ δόσιν ὑμῖν* und dem gleich nachfolgenden: *οἷον δή μοι δοκεῖ ὁ θεὸς ἐμὲ τῇ πόλει προστεθηκέναι*. — Verdächtig bleibt auch *δέκα* bei *τοὺς στρατηγούς* c. 20 p. 32 B trotz der Be-

merkung neuerer Herausgeber, Platon habe die 'offizielle Bezeichnung' (Schneider) oder die 'staatsrechtliche Stellung' (Bertram-Fritze) der betreffenden Feldherren hervorheben wollen, oder er habe vielleicht vergessen, daß in Wirklichkeit nur sechs von ihnen vor Gericht standen (Petersen, zweite Auflage der Ausgabe von Schmelzer). Auch der Hinweis auf die Amtsbezeichnung *τριάκοντα* für eine Zeit, wo diese nicht mehr vollzählig waren, genügt nicht völlig, da ja von ihnen einzelne nach und nach ausschieden und ihre Zahl für die gerade in Betracht kommende Zeit nicht immer jedem geläufig sein mochte. — C. 25 p. 35 E würde sowohl *ἐπὶ τούτῳ τῷ γεγονότι* als auch *τὸ γεγονὸς τοῦτο* nicht zum Schaden der Darstellung fehlen können, es ist auch das erstere von Baiter, das zweite von Cobet und Christ getilgt; vielleicht aber liegt doch hier nur eins jener *εἰκῇ λεγόμενα* vor, in denen sich die Apologie in gewollter Nachahmung der mündlichen Rede so oft ergeht. Daher hat auch wohl Schanz, der in der Gesamtausgabe *τὸ γεγονός* getilgt hatte, es in der Sonderausgabe wider aufgenommen. — Von den c. 2 p. 18 A B dreimal kurz nacheinander den früheren Anklägern gemachten Vorwürfen der Lügenhaftigkeit haben die meisten neueren Herausgeber den ersten, *ψευδῆ*, getilgt, einzelne (v. Bamberg und Rösiger) auch den zweiten, *πολλὰ ἤδη ἔτη καὶ οὐδὲν ἀληθὲς λέγοντες*, und den dritten, *οὐδὲν ἀληθές*. Und allerdings würde auch hier die Darstellung nur gewinnen, wenn außer dem *ψευδῆ* wenigstens auch das zweite *οὐδὲν ἀληθές* ausgeschieden würde. Verdächtigt bleibt aber auch noch das mittlere der drei Glieder, da es ja gleich nachher nochmals heißt: *ἔπειτά εἰσιν οὗτοι οἱ κατήγοροι πολλοὶ καὶ πολὺν χρόνον ἤδη κατηγορηκότες*, als ob nicht vorher schon ausdrücklich und deutlich genug gesagt wäre, daß jene Ankläger des Sokrates zahlreich seien und ihn schon viele Jahre angefeindet hätten. Und doch läßt sich diese letztere Widerholung nicht ohne gewaltsame Durchbrechung der Konstruktion durch Weglassen des einen oder des anderen Satzgliedes beseitigen. — Auffällig sind ferner c. 15 p. 27 E die zwei Akkusative in dem Satze: *οὐκ ἔστιν ὅπως ταῦτα οὐχὶ ἀποπειρώμενος ἡμῶν ἐγράψω τὴν γραφὴν ταύτην*. Die von Uhle aus Sophokles zitierten, zum Teil freilich sehr ähnlichen Beispiele für die Widerholung des selben Satzteils in verschiedenen Ausdrucksformen dürften für einen Prosaiker doch nicht ohne weiteres maßgebend sein, die Stelle im Kriton aber (c. 15 p. 54 AB) *εἴπερ γέ τι ὄφελος αὐτῶν ἐστι τῶν σοι φασκόντων ἐπιτηδείων ὄντων* — ist deswegen nicht zú vergleichen, weil dort der Zusatz nicht seinem Inhalte nach dem Pronomen gleichwertig ist, sondern seinen besonderen Inhalt hat: Wenn die, sagt Kriton, die deine Freunde zu sein behaupten, wirklich deine Freunde sind, so werden sie in jedem Falle sich deiner Kinder annehmen. An unserer Stelle würde sich *τὴν γραφὴν ταύτην* als ursprüngliche Glosse zu *ταῦτα*, wie es einige auffassen, leicht erklären; *ταῦτα* aber als Akkusativ des Inhalts mit *ἀποπειρώμενος* verbunden, wie andere erklären (s. Král p. X), wäre doch neben *ὑμῶν* ziemlich überflüssig. Dadurch, daß man *τὴν γραφὴν ταύτην* durch Komma vom vorhergehenden abtrennt (Rösiger), wird wenig gewonnen. — Da Meletos Sokrates nicht

wegen naturwissenschaftlicher Studien, sondern (nach p. 19 A) nur im Vertrauen auf den üblen Ruf, in den ihn Aristophanes wegen solcher Studien gebracht hat, der Gottlosigkeit anklagt, so hatte Schanz in der Gesamtausgabe den Satz c. 3 p. 19 C: *μή πως ἐγὼ ὑπὸ Μελήτου τοσαύτας δίκας φύγοιμι* eingeklammert, und mehrere andere Herausgeber waren ihm darin gefolgt. In der Sonderausgabe nahm ihn Schanz zwar wider auf, aber mit der Konjektur *Μελήτων* für *Μελήτου*, und auch das hat dann Billigung gefunden. *Μέλητοι* im Sinne 'Leute wie Meletos' ist gewiß durch die beigebrachten Beispiele an sich hinreichend gesichert, es würden aber doch die Zuhörer kaum herausgehört haben, daß damit hier die Vertreter jener Studien gemeint seien, die durch die Prüfungen des Sokrates sich in ähnlicher Weise verletzt gefühlt hätten wie Meletos, Anytos und Lykon als Vertreter der Dichtkunst, des Handwerks und der Politik. Vielleicht war doch der Satz ursprünglich nur Randbemerkung eines Glossators zu dem nachfolgenden: *ἀλλὰ γὰρ ἐμοὶ τούτων οὐδὲν μέτεστιν.* — Wenn sich c. 31 p. 40 B das *ἐνταυθοῖ* vor *ἐπὶ τὸ δικαστήριον* auf den erhöhten Standpunkt im Gerichtssaale bezöge, von dem aus der Angeklagte seine Verteidigungsrede hielt, dann wäre allerdings der Zusatz als mißverständliche Ergänzung des Textes mit Schanz zu entfernen; da aber der erste der drei Sätze sich auf den Aufbruch des Sokrates aus seinem Hause, und der dritte auf sein Auftreten vor den Richtern bezieht, so kann der mittlere nur auf seinen Weg vom Hause zum Gerichtshofe bezogen werden, und der Zusatz *ἐπὶ τὸ δικαστήριον* kann ursprünglich Glosse gewesen sein, an sich aber läßt sich dagegen ebensowenig etwas einwenden, wie wenn wir auf deutsch sagten: als ich hierher in den Gerichtshof kam. — In dem Satze c. 31 p. 40 A: *ἄγε δὴ οἰηθείη ἄν τις καὶ νομίζεται* läßt sich trotz der von Uhle beigebrachten Parallelstelle (Charmides p. 156): *ταῦτα οὕτω λέγουσί τε καὶ ἔχει* und trotz der von Schneider zitierten Schillerschen Überschrift: 'Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?' den Verdacht wohl nicht abweisen, daß der Zusatz *καὶ νομίζεται* späteren Ursprungs sei.

Zur Charakteristik des von Nitsche und v. Bamberg angewandten Verfahrens hier nur ein paar kurze Bemerkungen. In dem von ihnen für interpoliert gehaltenen zehnten Kapitel soll die Bemerkung des Sokrates (p. 23 C), daß auch seine jungen Freunde es machten wie er und andere prüften, nicht mit dem übereinstimmen, was er später (c. 30 p. 39 C) von ihnen sagt, daß sie das erst nach seinem Tode tun werden: *πλείους ἔσονται ὑμᾶς οἱ ἐλέγχοντες, οὓς νῦν ἐγὼ κατεῖχον.* Dies letztere heißt aber doch nur, daß er sich bemühte, sie zurückzuhalten, und der Sinn ist also, wie auch mehrere Herausgeber bemerken, der, daß sie nach seinem Tode bei ihren Menschenprüfungen rücksichtsloser vorgehen werden als bisher, wo er ihrem jugendlichen Übereifer, soweit er es vermochte, entgegentrat. In den Satz aber: *χαίρουσιν ἀκούοντες ἐξεταζομένων τῶν ἀνθρώπων* wie in den fast gleichlautenden c. 22 p. 33 B C: *ὅτι ἀκούοντες χαίρουσιν ἐξεταζομένοις τοῖς οἰομένοις μὲν εἶναι σοφοῖς, οὖσι δ' οὔ* wird ganz einseitig der Sinn hineingelegt, daß jene jungen Freunde nur ihren Spaß (iocus) daran gehabt hätten, zuzuhören, wenn

er diejenigen, die sich einbildeten, weise zu sein, auf ihr Wissen hin prüfte, was denn freilich mit denjenigen Stellen nicht im Einklang stehen würde, an denen diese Prüfungen als eine für das Seelenheil der Beteiligten sehr ernste Sache dargestellt werden. Und wenn ferner geltend gemacht wird, daß in c. 10 in auffallender Weise die Ausdrücke sich häufen, die ebenso oder ähnlich an andern Stellen der Apologie vorkommen, so ist auch dies Argument mit Vorsicht zu benutzen. Wie wenig derartige Wiederholungen die Unechtheit einer Stelle beweisen, zeigt z. B. der Ausdruck *οὔτε μέγα οὔτε μικρόν*, der außer dort (p. 24 A) auch an zwei anderen Stellen (c. 3 p. 19 C und c. 14 p. 26 B) vorkommt; man müßte also konsequenterweise auch von diesen, bisher noch von keiner Seite angefochtenen Stellen die eine oder die andere für unecht halten. Es durfte daher auch nicht auf solche Beobachtungen hin von der Sprache dieses Kapitels gesagt werden, sie sei der Sprache Platons 'mühselig und kleinlich' (Nitsche) nachgebildet. Wenn aber auch die Versuche der genannten Kritiker, eine Reihe längerer Abschnitte der Apologie als absichtlich eingeschobene Erweiterungen des Textes zu erweisen, wie schon bemerkt, allgemeine Mißbilligung gefunden haben, so sind vielleicht doch in den von ihnen angefochtenen Abschnitten einige Einzelsätze, darunter auch solche, die von ihnen nicht besonders beanstandet waren, als ursprüngliche Randbemerkungen auszuscheiden.

C. 29 heißt es in dem von v. Bamberg eingeklammerten Teile p. 38 D: *ἴσως με οἴεσθε, ὦ ἄνδρες, ἀπορίᾳ λόγων ἑαλωκέναι τοιούτων, οἷς ἂν ὑμᾶς ἔπεισα, εἰ ᾤμην δεῖν ἅπαντα ποιεῖν καὶ λέγειν, ὥστε ἀποφυγεῖν τὴν δίκην. πολλοῦ γε δεῖ. ἀλλ' ἀπορίᾳ μὲν ἑάλωκα, οὐ μέντοι λόγων, ἀλλὰ τόλμης καὶ ἀναισχυντίας* usw. Den Zusatz *τοιούτων . . . δίκην* hatte Nitsche a. a. O. p. 312 als Glossem verworfen mit der Begründung, daß er den Gedankengang verwirre und den folgenden Worten des Sokrates, aus denen er geschöpft sei, vorgreife. Das ist gewiß richtiger als die Bemerkung von Schanz, daß *λόγων* allein doch eine nähere Bestimmung vermissen lasse.

Den Eindruck eines Glossems macht eben dort nachher (p. 39 A) auch die Stelle: *καὶ ἄλλαι μηχαναὶ πολλαί εἰσιν ἐν ἑκάστοις τοῖς κινδύνοις, ὥστε διαφεύγειν θάνατον, ἐάν τις τολμᾷ πᾶν ποιεῖν καὶ λέγειν.* Nach dem vorhergehenden Vergleich eines Angeklagten mit einem vom siegreichen Gegner Verfolgten erscheint die weitere Ausdehnung auf irgendwelche andere Gefahren ziemlich müßig. Auch die sprachliche Fassung ist nicht ohne Anstoß; für *ἑκάστοις* erwartet man *ἄλλοις*, und die Worte *ὥστε διαφεύγειν θάνατον* usw. erinnnern auffallend an den soeben besprochenen Satz vorher: *εἰ ᾤμην δεῖν* usw. In bezug auf den Inhalt aber dürfte auch hier die Bemerkung von Schanz nicht ausreichen: 'Der Gedanke knüpft an die schimpflichen Handlungen, die vom Tode retten, an, biegt dann aber von dem Einzelfall der *μάχαι* zur allgemeinen Bezeichnung der Gefahren ab.'

Am Schlusse des Kapitels stellt sich der Verurteilte dreimal seinen Anklägern scharf gegenüber: *καὶ νῦν ἐγὼ μέν, ἅτε βραδὺς ὢν καὶ πρεσβύτερος, ὑπὸ τοῦ βραδυτέρου ἑάλων, οἱ δ' ἐμοὶ κατήγοροι, ἅτε*

δεινοὶ καὶ ὀξεῖς ὄντες, ὑπὸ τοῦ θάττονος, τῆς κακίας. καὶ νῦν ἐγὼ μὲν ἄπειμι ὑφ' ὑμῶν θανάτου δίκην ὀφλών, οὗτοι δ' ὑπὸ τῆς ἀληθείας ὠφληκότες μοχθηρίαν καὶ ἀδικίαν. καὶ ἐγώ τε τῷ τιμήματι ἐμμένω καὶ οὗτοι. In dem ersten der drei Sätze wird das Unterliegen des S. dargestellt unter dem Bilde 'eines Wettlaufs, bei dem die Paare zusammengestellt sind, wie sie nach ihrer Körperbeschaffenheit zueinander passen, der alte langsame S. mit dem Tode, die kräftigeren und rascheren Ankläger mit der Schlechtigkeit'. So Schneider und ähnlich auch Bertram-Fritze. Völlig durchführen ließ sich freilich, wie Schanz bemerkt, dieser Gegensatz nicht, weil zwar S. ein alter, langsamer Mann war, die Kläger aber nicht alle junge, rasche Leute. Im zweiten Satze ist zwar das verschiedene Tempus der beiden Partizipia von den Herausgebern hinreichend erklärt, auch braucht man nach dem, was der Redner schon mehrfach über seine Ankläger geäußert hat, hier nicht etwa mit v. Bamberg noch einen besonderen Nachweis ihrer Schlechtigkeit zu vermissen, es wird aber doch darin eigentlich nichts weiter gesagt, als was schon im ersten Satze gesagt war. Daß er, wie Schanz erklärt, das, was der erste bildlich ausdrücke, ohne Bild wiederhole, trifft nicht ganz zu, da doch auch hier die Wahrheit nur bildlich den wirklichen Richtern als Richterin gegenübergestellt ist. Vielleicht war dieser zweite Satz ursprünglich nur als eine Art Umschreibung des ersten am Rande beigeschrieben. Das im dritten erwähnte *τίμημα* würde in bezug auf die Ankläger auch ohne den zweiten verstanden werden; ihnen war ja vorher deutlich genug *πονηρία* und *κακία* vorgeworfen.

In dem nach dem Urteile Nitsches und v. Bambergs ganz interpolierten zehnten Kapitel scheint wenigstens ein kurzer Satz dem ursprünglichen Texte nicht angehört zu haben. Wenn nämlich dort p. 23 C von den Schülern des Sokrates gesagt wird: *χαίρουσιν ἀκούοντες ἐξεταζομένων τῶν ἀνθρώπων καὶ αὐτοὶ πολλάκις ἐμὲ μιμοῦνται,* und gleich nachher von den von ihnen Geprüften: *ἐντεῦθεν οὖν οἱ ὑπ' αὐτῶν ἐξεταζόμενοι ἐμοὶ ὀργίζονται, ἀλλ' οὐχ αὑτοῖς,* so erscheint das, was dazwischen an *μιμοῦνται* noch weiter angeschlossen wird — *εἶτα ἐπιχειροῦσιν ἄλλους ἐξετάζειν* — nicht nur, wegen der Anknüpfung durch *εἶτα*, sprachlich hart, sondern auch inhaltlich nicht recht am Platze, da doch das *μιμεῖσθαι* eben in dem *ἐξετάζειν* besteht und also beide Fähigkeiten zusammenfallen. Man hat *εἶτα* im logischen Sinne gedeutet ('und infolgedessen' 'und so') oder *μιμοῦνται* in *μιμούμενοι* geändert; richtiger aber ist wohl anzunehmen, daß der Satz *ἐπιχειροῦσιν ἄλλους ἐξετάζειν* ursprünglich nur als Glosse zu *μιμοῦνται* hinzugefügt war und, nachdem er fälschlich in den Text hineingeraten, später durch *εἶτα* damit verbunden wurde. Nach Králs Angabe soll auch Schanz ihn für unecht gehalten haben.

In dem von v. Bamberg gleichfalls für interpoliert gehaltenen achtzehnten Kapitel klingt nach der Aufforderung an die Richter (p. 30 C), nicht zu murren, die nochmalige Aufforderung: *ἀλλὰ μηδαμῶς ποιεῖτε τοῦτο* sehr matt; vielleicht war auch sie ursprünglich nur eine, allerdings recht überflüssige und ungeschickte Randbemerkung zu dem, was

unmittelbar vorhergeht: ich will euch nämlich noch etwas anderes sagen, worüber ihr vielleicht murren werdet.

Seine Menschenprüfungen, sagt Sokrates c. 17 p. 28 E bis 29 B, könne er nicht aufgeben, nur um der Verurteilung zum Tode zu entgehen. Todesfurcht sei der Wahn, sich für weise zu halten, ohne es zu sein; denn sie bestehe darin, daß man zu wissen glaube, was man nicht weiß. Niemand wisse ja, ob nicht der Tod vielleicht das höchste Gut sei, die Leute fürchteten ihn aber, als ob sie wüßten, daß er das größte Übel sei . . . Er könne sich vielleicht deswegen weiser nennen als andere, weil er über die Dinge im Hades, was er nicht wisse, auch nicht zu wissen glaube. Zwischen den beiden letzten Sätzen dieser Darlegung steht nun wie eine Parenthese eingeschoben die Frage: *καὶ τοῦτο* (so die meisten neueren Ausgaben, *καίτοι* die übrigen) *πῶς οὐκ ἀμαθία ἐστὶν αὕτη ἡ ἐπονείδιστος, ἡ τοῦ οἴεσθαι εἰδέναι, ἃ οὐκ οἶδεν*; mit Beziehung offenbar auf die früher (c. 6 ff.) erwähnten Prüfungen, bei denen sich die Unwissenheit der Geprüften ergeben hatte. Sie unterbricht hier störend den Gang der Beweisführung und macht den Eindruck einer irrtümlich in den Text hineingeratenen Randbemerkung, durch die der Glossator, um seine Vertrautheit mit dem Inhalt der Schrift zu zeigen, auf das Ergebnis jener Prüfungen hinweisen wollte. Mit Recht dürfte daher auch v. Bamberg in seiner Ausgabe diesen Satz eingeklammert haben.

Dem von anderer Seite Beanstandeten fügen wir nun noch einige eigene Athetesen hinzu.

Auf die Frage des S., ob er denn behaupte, daß er, Sokrates, Sonne und Mond nicht als Götter anerkenne, hat Meletos c. 14 p. 26 D geantwortet, das behaupte er allerdings, da er ja die Sonne für einen Stein und den Mond für Erde halte. Worauf dann S. nach der Überlieferung entgegnet: *Ἀναξαγόρου οἴει κατηγορεῖν, ὦ φίλε Μέλητε, καὶ (ἦ? ἢ καὶ?) οὕτω καταφρονεῖς τῶνδε καὶ οἴει αὐτοὺς ἀπείρους γραμμάτων εἶναι, ὥστε οὐκ εἰδέναι, ὅτι τὰ Ἀναξαγόρου βιβλία τοῦ Κλαζομενίου γέμει τούτων τῶν λόγων;* Schanz und Bertram-Fritze fassen das Ganze als Aussagesatz, und ersterer will das erste *Ἀναξαγόρου* tilgen und dafür ein *ἐμοῦ* hinzudenken (!), letzterer es durch *Σωκράτους* oder *Ἀνεξελέγκτως* ersetzen. Richtiger nimmt man, wie es die übrigen Herausgeber tun, rhetorische Frage an, so daß S. erstaunt den M. fragt, ob er vielleicht den Anaxagoras als Angeklagten vor sich zu haben glaube. Dann kann wohl das erste *Ἀναξαγόρου* stehen bleiben, das zweite aber war für die Zeitgenossen unnötig und wohl ursprünglich nur Glosse zu *τοῦ Κλαζομενίου*.

Als S., nachdem er schuldig gesprochen ist, zum zweiten Male das Wort ergreift, um gegen die von den Anklägern beantragte Todesstrafe seinen Gegenantrag zu stellen, motiviert er zunächst, warum er sich der Speisung im Prytaneion für würdig halte; da er jedoch selbst einsehen muß, daß die Richter dies nur als Hohn auffassen können, so erwägt er weiter der Reihe nach verschiedene andere Möglichkeiten, Gefängnis, Geldstrafe und Verbannung, und kommt zuletzt nochmals auf

die Geldstrafe zurück. 'Wenn ich', sagt er c. 28 p. 38 B, 'Geld hätte, so würde ich soviel beantragen, wie ich bezahlen könnte. Das würde vielleicht eine Silbermine sein. Soviel also beantrage ich. Meine hier anwesenden Freunde aber fordern mich auf, dreißig Minen zu beantragen, sie wollen für die Zahlung Bürgschaft leisten. Soviel also beantrage ich. Sie werden euch zuverlässige Bürgen sein.' Sollte er wirklich in dieser Weise unmittelbar nacheinander zuerst eine und dann dreißig Minen beantragt haben? Schanz[1]) bemerkt, er beantrage zuerst für sich eine Belohnung, nämlich lebenslängliche Speisung im Prytaneion, dann aber 'in sehr inkonsequenter Weise' zwei Geldstrafen, zuerst eine kleine, dann eine größere. Rösiger: '. . . anscheinend eine starke Inkonsequenz. Mit großer Gleichgültigkeit, als ob es dasselbe sei, eine oder dreißig Minen zu zahlen, behandelt S. den Fall der Geldbuße; für ihn war es tatsächlich gleich.' Ivo Bruns[2]): 'Der platonische S. stellt nicht einen, sondern zwei Anträge. Er äußert zunächst das stolze Wort, als dem Wohltäter der Stadt solle man ihm die Speisung im Prytaneion zuerkennen, dann aber versteht er sich dazu, eine Geldstrafe von einer Mine gegen sich zu erkennen, die er sogleich auf Zuruf seiner Freunde, die für ihn bürgen wollen, auf dreißig steigert.' Bertram-Fritze zu *μνᾶν ἀργυρίου*: 'Diese Abschätzung kann ernst gemeint sein . . . Der folgende Strafantrag von dreißig Minen ist, wenigstens von den Freunden des S., unzweifelhaft ernst gemeint.' Schmelzer: 'Ja, wenn ich Geld hätte, würde ich eine beliebige Summe nennen (*ὅσα ἔμελλον ἐκτίσειν*); denn ich achte das Geld nicht; damit ihr aber den guten Willen seht — das ist ungefähr der Gedanke des scherzenden Schlußsatzes — will ich eine Mine bezahlen, und, wenn Krito und Platon usw. sich gar nicht beruhigen, meinetwegen auch dreißigmal soviel, dafür müssen sie dann aber aufkommen.' Mit diesen letzteren Ergänzungen wäre zwar der Gedankengang ganz erträglich, aber die lassen sich doch aus dem Texte so ohne weiteres nicht herauslesen. Vielleicht liegt nur Dittographie vor: die Worte *τιμῶμαι οὖν τοσούτου* wurden in umgekehrter Folge — *τοσούτου οὖν τιμῶμαι* — schon an der Stelle, wo sie jetzt stehen, vorweggenommen, oder sie waren in dieser Reihenfolge als Variante aus einer anderen Handschrift an den Rand geschrieben und gerieten später an falscher Stelle mit in den Text hinein. Läßt man sie dort weg, dann würde also als förmlicher Antrag hier nur der auf Zahlung von dreißig Minen übrig bleiben, die Aufforderung der Freunde aber, diesen Antrag zu stellen, könnte dann in der Zwischenzeit zwischen der ersten und zweiten Rede, während die Richter über die Schuldfrage abstimmten, oder schon vor der ganzen Gerichtsverhandlung geschehen sein. — Vielleicht könnte man auf diesem Wege noch weiter gehen und vorher (c. 26 p. 36 D) auch den förmlichen Antrag auf Speisung im Prytaneion als fremden Zusatz beseitigen: *εἰ οὖν δεῖ με κατὰ τὸ δίκαιον τῆς ἀξίας τιμᾶσθαι, τούτου τιμῶμαι, ἐν πρυτανείῳ σιτήσεως*. Der vorausgehende Nachweis

[1]) Einleitung zur Sonderausgabe S. 80.
[2]) Das literarische Porträt der Griechen S. 220.

des S., daß er dieser Ehrung würdiger sei als die Sieger in Olympia, würde auch ohne ihn einem solchen ziemlich gleichkommen und ihn gewissermaßen in sich schließen, der Gedankengang aber der ganzen zweiten Rede würde nur gewinnen, wenn so die drei nacheinander gestellten Gegenanträge auf den einen, mit dem sie schließt, reduziert wären. Auch in seiner sprachlichen Fassung ist der erste dieser drei Anträge nicht ganz einwandfrei; *κατὰ τὸ δίκαιον* und *τῆς ἀξίας* besagen doch eigentlich das selbe und erinnern an das vorhergehende *κατὰ τὴν ἀξίαν τιμᾶσθαι, ἐν πρυτανείῳ σιτήσεως* aber als Apposition zu *τούτου* ist auch nicht besonders glücklich ausgedrückt. In einer Glosse würden derartige Unebenheiten weniger auffallen.

C. 31 p. 40 B hat S. ausgeführt, sein Daimonion sei ihm nicht entgegengetreten, weder als er morgens sein Haus verließ, noch als er zum Gerichtshof hinaufstieg, noch auch bei irgendeiner Äußerung, die er in seiner Verteidigungsrede zu tun im Begriff stand, während bei seinen früheren Reden dessen abmahnende Stimme oft genug sich bemerkbar gemacht habe. Unmittelbar nachher aber sieht nun der Leser die so spezialisierte Angabe, wenn auch in allgemeinen Ausdrücken, widerholt: *νῦν δὲ οὐδαμοῦ περὶ ταύτην τὴν πρᾶξιν οὔτ᾽ ἐν ἔργῳ οὐδενὶ οὔτ᾽ ἐν λόγῳ ἠναντίωταί μοι.* Es läßt sich wohl der Verdacht nicht abweisen, daß ursprünglich ein Glossator diesen zweiten Satz am Rande hinzufügte, nur um das vorher breit Ausgeführte in knapperer Form zusammenzufassen. Und ebenso ist dort vielleicht auch der jedenfalls entbehrliche Satz: *μέγα μοι τεκμήριον τούτου γέγονεν* nach der vorhergehenden Ankündigung — *τί οὖν αἴτιον εἶναι ὑπολαμβάνω; ἐγὼ ὑμῖν ἐρῶ* — nur späterer Zusatz von fremder Hand. Daß auch hier die ganze Darstellung durch Ausscheiden der beiden Sätze an Straffheit gewinnen würde, wird man wohl zugeben.

An der schon oben behandelten Stelle c. 3 p. 19 C, wo S. erklärt, daß er von den ihm zum Vorwurf gemachten naturwissenschaftlichen Studien in Wirklichkeit nichts verstehe, flicht er die Bemerkung ein, daß er das nicht sage, um die Vertreter dieser Studien zu verunglimpfen: *καὶ οὐχ ὡς ἀτιμάζων λέγω τὴν τοιαύτην ἐπιστήμην, εἴ τις περὶ τῶν τοιούτων σοφός ἐστιν.* Da hier der Wennsatz nichts weiter besagt, als was schon in den Worten *τὴν τοιαύτην ἐπιστήμην* deutlich genug enthalten ist, so rührt auch er wohl nicht von der Hand des Schriftstellers, sondern von der des Glossators her.

Und dasselbe gilt endlich vielleicht auch noch von dem Satze c. 20 p. 32 C: *οἷα δὴ καὶ ἄλλοις ἐκεῖνοι πολλοῖς πολλὰ προσέταττον, βουλόμενοι ὡς πλείστους ἀναπλῆσαι αἰτιῶν*, im Anschluß an die Erzählung des S., daß ihm die Dreißig aufgetragen hätten, mit vier andern Bürgern den Leon aus Salamis zur Hinrichtung nach Athen zu schaffen. Bei dem eifrigen Demokraten Lysias, der ja jeden Anlaß benutzt, um das Treiben der Dreißig in den stärksten Ausdrücken zu brandmarken, fällt es nicht auf, wenn er ihnen auch den Vorwurf macht, daß sie Mitbürger, um sie an sich zu fesseln, zur Teilnahme an ihren Schandtaten zwangen (XII 93: *οὐ τῶν ἀγαθῶν κοινούμενοι πιστοὺς ὑμᾶς ἐκτῶντο, ἀλλὰ τῶν ὀνειδῶν μεταδιδόντες εὔνους ᾤοντο εἶναι*)

für S. aber lag eine erkennbare Veranlassung nicht vor, hier ein derartiges allgemeines Urteil über ihre Motive einzufügen. Weitere Beweisgründe für die Unechtheit der Stelle lassen sich freilich nicht beibringen.

Fassen wir zum Schluß das Ergebnis unserer Untersuchungen kurz zusammen: Eine längere Reihe meist einzelner Ausdrücke oder kurzer Satzteile müßten als ursprüngliche Glossen oder einfache Versehen von Abschreibern mehr, als bisher geschehen ist, aus dem Texte unserer Ausgaben entfernt werden; über eine geringere Anzahl läßt sich, wenn auch der Verdacht der Unechtheit nicht abgewiesen werden kann, aus Mangel an sicheren Kriterien eine bestimmte Entscheidung nicht treffen. Eigentliche Interpolationen, wie sie Nitsche und v. Bamberg nachzuweisen versucht haben, sind nicht anzunehmen, doch könnten einige in den von ihnen verdächtigten längeren Abschnitten enthaltene Einzelsätze und außerdem auch noch einige andere, die bisher überhaupt nicht beanstandet waren, ebenfalls als ursprüngliche Randbemerkungen eines Glossators ausgeschieden werden.

Husum. Heinr. Kruse.

Textkritisches zu Aeschylus II

Eum. 791 = 821 *ἰὼ μεγάλατοι κόραι δυστυχεῖς*
Νυκτὸς ἀτιμοπενθεῖς.

Diese Lesung der ältesten Drucke (Aldina 1518, Robortellus 1552) [1] möchte ich gegen die, wie es scheint seit Canter (Plantin 1580) herrschende Vulgata *μεγάλα τοι* verteidigen.

Die Annahme einer sonst vermiedenen Form des Dochmius fordert eine zusammenfassende Behandlung der seltenen und fraglichen Varianten dieses Maßes bei Aeschylus.

Als Dochmien müssen alle rhythmischen Glieder gelten, die mit normalen Dochmien (⏑⏕–⏑⏕, –⏑⏑–⏑–, ⏓⏑⏑⏑⏑⏑⏕, ⏒⏑⏑–––) strophisch respondieren, ohne daß der Verdacht auf Korruptel vorliegt. Fraglich sind solche Formen, die nur zwischen sicheren Dochmien oder gar nur vor oder hinter solchen bezeugt sind; hier steht meist jambische Messung mit zur Wahl. Die Entscheidung hängt ab von dem metrischen Charakter der Umgebung und der Qualität (d. h. vor allem der sonstigen Bezeugung) der in Frage kommenden dochmischen oder jambischen Kola. Wo andere Messungen versagen, mag man auch stärker von der Norm abweichende Dreiheber (z. B. ⏑––⏑⏑–) als Dochmien bezeichnen.

Die Untersuchung des Materials führt zu folgenden zwei Beobachtungen: Länge einer Senkung ist regelmäßig verbunden mit Auflösung einer Hebung, in der Regel der ersten: Auflösung der zweiten Hebung ist, auch bei kurzen Senkungen, regelmäßig verbunden mit Auflösung der ersten.

Mit den Ausnahmen, scheinbaren und echten, verhält es sich folgendermaßen.

–––⏑– [2]. Nie in Responsion mit sicheren Dochmien. Eum. 781 *ἐν γᾷ τᾷδε φεῦ*, wenn heil, kann sp cr sein (es folgt cr ia). Der Schlußvers der Perser *πέμψω τοί σε δυσθρόοις γόοις* ist ebenso wie Eum. 967 ~ 987 (Strophenschluß) sp cr ia. Über Sept. 927 (sp cr ba) s. o. S. 236 [2]. Choeph. 969 und Prom. 688. 692 (Wil.) sind textkritisch unsicher.

---

[1]) Ich kenne sie aus dem hiesigen Plantin-Museum.

[2]) Bei Sophokles meist so, daß die lange Senkung Interjektion ist: Ant. 1275. 1276. 1300. 1317. Trach. 1024, Ausnahme Ant. 1311, der Anapher zuliebe. Oed. Col. 836 KP. *εἴργου.* XO. *σοῦ μὲν οὔ* gehört nicht hierher, da Kreon nicht singt.



⏑— — — —[1]. Kein sicherer Beleg. Über Sept. 102 (νὺν) s. o. S. 235. Eum. 960 ~ 981 ⏑— — — — —⏑⏑— — — (zwischen Daktylen) ist von Schroeder jambisch gemessen (ba sp ch sp). Die Unterdrückung der Senkungen stimmt zu dem Gewicht des Textes.

⏑—⏑⏑⏑—[2]. Nie in Responsion mit normalen Dochmien. Ein sicherer Beleg wegen Unmöglichkeit anderer Deutung Suppl. 635 ~ 648 ⏓⏑⏑—⏑—|⏑—'⏑⏑'⏑—. Die selbe Messung wahrscheinlich in den mit dieser fast identischen Zeilen Suppl. 430 ~ 435[3]) Choeph. 406 ~ 418, wo jedoch auch jambische Messung möglich ist (cr ia cr). — Sept. 127 σύ τ' ὦ Διογενές miß ⏑——⏑⏑— (s. u.), da auch bei den Tragikern das ι regelmäßig lang, nie sicher kurz ist. Pers. 1033 γοᾶσϑ' ἁβροβάται kann ebenso gemessen werden. — Choeph. 970 lies ἰδεῖν ϑρευμένοις, vgl. 78 ϑρεῦμαι. — Sept. 87 lies ϑεαί τ' ὄρμενον, vgl. Suppl. 422, Agam. 429. 1409. — Sept. 92: wenn die Ergänzung εὐ-τρεπὴς ἐπὶ π(τ)όλιν-διώκων ⟨πόδα⟩ richtig ist, lies εὐ-τρεπῆ 'πὶ πτόλιν, vgl. Prom. 741 μηδέπω 'ν προοιμίοις. — Eum. 840f. (cr cr ba cr cr) und Prom. 573f. (δ ia ia cr cr sp) können jambisch abgeteilt werden. — Über Eum. 791 ἰὼ μεγάλα τοι s. u.

——⏑⏑⏑—[4]. Ein sicherer Beleg, Sept. 164 Ὄγκα πρὸ πόλεως, in Responsion mit —⏑⏑—⏑—. Der Text ist bestätigt durch 501 Ὄγκα, ἥτ' ἀγχίπτολις πύλαισι γείτων. Jeder Versuch, durch Konjektur das Metrum zu bessern, führt zu einer Verkürzung des auslautenden Vokals von Ὄγκα vor anlautendem Vokal, und diese erlaubt Aeschylus in Dochmien nur bei Interjektionen (Prom. 577, Sept. 86, Agam. 1125, Eum. 143. 255), wo er den Hiat auch ohne Vokalverkürzung zuläßt. — Suppl. 885 ἀτᾷ μ'· ἅλαδ' ἄγει (ἅλαδ' statt αλδα Schütz) ist unsicher, da 896 ἔχιδνα δ' ὥς με [, also ⏑—⏑— [. . ., zu respondieren scheint.

⏑—⏑⏑——[5]). Ein zunächst noch fraglicher Beleg, Eum. 791 = 821 ἰὼ μεγάλατοι (zwischen Dochmien). Metrisch ist diese Form der eben behandelten ——⏑⏑⏑— gleichwertig: in beiden Fällen ist die aufgelöste Hebung statt der ersten die zweite. Da dies auch bei kurzer Senkung nur ausnahmsweise vorkommt, ist die Vereinzelung bei langer, besonders bei der an und für sich seltenen langen zweiten Senkung, ganz natürlich.

Als Dochmien in erweitertem Sinn des Wortes können folgende zwei Glieder gelten:

---

[1]) Bei Sophokles nur Ant. 1341 σέ τ' αὖ τάνδ'· ὤ μοι (vgl. die vorige Anm.), und Philokt. 395. 510. Unsicher Ant. 1289 τί φῄς, ὦ παῖ τίνα (lies etwa τίν' ὦ παῖ, τίν' αὖ; es respondiert 1266 ἰὼ παῖ νέος).

[2]) Bei Sophokles Aias 879 (Anapher). Unsicher 1273 ϑεὸς τότ' ἄρα τότε μέγα βάρος μ' ἔχων, da die Änderung ϑεός ἄρα ϑεός με τότε βάρος ἔχων μέγα außer besserem Stil auch buchstäbliche Responsion mit 1296 erreicht.

[3]) μενειδρει M, μένει δορί Boissonade richtig; μένει Ἄρει verstößt gegen die Prosodie, s. u.

[4]) Bei Sophokles Philokt. 1092 εἴϑ' αἰϑέρος ἄνω.

[5]) Bei Sophokles kein Beispiel; auch bei Euripides keines.

⏓⏓⏓—⏑⏑— Suppl. 349 ~ 361 (zwischen Dochmien). Sept. 892. 93 ~ 904. 5 (zwischen Dochmien); wahrscheinlich auch Sept. 127 (*Διογενές*). Pers. 1073.

—⏑—⏑— Prom. 577 ~ 595, 584 ~ 604, Sept. 566 (*εἰ θεοὶ θεοί*)[1]) ~ 629 (*ἔκτοθεν βαλών*), Suppl. 634 ~ 646.

Andere Varianten des Dochmius fehlen bei Aeschylus[2]).

Zurück zu Eum. 791. Vom metrischen Gesichtspunkt aus entfernt sich *ἰὼ μεγάλᾰτοι* nicht wesentlich weiter von der Norm als *ἰὼ μεγάλᾰ τοι*. Daß es sprachlich und stilistisch den Vorzug verdient, wird einleuchten. Das Adjektiv *μεγάλατος*, das auch Pers. 1017, *τί δ' οὐκ ὄλωλεν, μεγάλατε, Περσᾶν*, überliefert ist, wurde bisher von den meisten verworfen. Wilamowitz hat es in den Persern wider eingesetzt, und wer sich an *Π* 685 *μέγ' ἀάσθη* und an Aesch. fr. 417 *ἄσαι· βλάψαι* erinnert, wird das Kompositum anerkennen und bewundern. In den Eumeniden ist die Vulgata *ἰὼ μεγάλα τοι κόραι δυστυχεῖς* stilistisch matt und wegen der adverbialen Verwendung von *μεγάλα* vielleicht sogar sprachlich zu beanstanden. Dagegen 'Weh, wir schwerbetrogenen, unglücklichen, der Ehre beraubten Töchter der Nacht', darin liegt Aeschyleische Wucht.

z. Z. Antwerpen, Sept. 1915. Paul Maas.

---

[1]) Ich finde die Verdoppelung erträglich. Die Streichung des einen *θεοί* und des respondierenden *βαλών* setzt eine unglaubliche Korruptel voraus.

[2]) —⏑⏑—— Sept. 153 ~ 161 ist Adoneus, wie der Text zeigt. — Agam. 1142 ~ 1152 ist nicht ⏑⏑⏑⏑⏑⏑—|⏑———, sondern cr cr sp, wie Sept. 565 ~ 628 cr cr ba. —————(—) Pers. 1075f. sind lyrische Anapäste, durch einen Dochmius abgeschlossen, wie 972, Soph. El. 243. ⏓—⏑—⏓ Pers. 975 ~ 990. 986 ~ 1001 ungeklärt, vgl. 976 ~ 991. —⏑—⏑⏑⏑ Prom. 583 ist leicht zu vermeiden (583f. cr ba).

Die Bucheinteilung der Metamorphosen Ovids

Daß die Einteilung der Metamorphosen in fünfzehn Bücher von Ovid selbst herrührt, kann nach Trist. III 14, 19, *'sunt quoque mutatae, ter quinque volumina formae'* nicht bezweifelt werden. Ausgemacht ist es jedoch noch nicht, welches Prinzip er bei dieser Einteilung verfolgt hat, und das liegt wohl daran, daß bisher die Sache noch niemals im Zusammenhange betrachtet worden ist. Zwei Ansichten stehen sich hier gegenüber, die von Theodor Birt, dessen Standpunkt sich augenscheinlich R. Ehwald in seiner vortrefflichen Bearbeitung der Weidmannschen erklärenden Ausgabe (vgl. z. B. I[8] 1903 S. 66 und 280) zu eigen gemacht hat, und die von Georges Lafaye. Birt, Das antike Buchwesen (Berlin 1882) sagt S. 138 darüber: 'Für den epischen Dichter stellte sich die Aufgabe nicht anders als für den Historiker. Auch Silius, auch Lucan erzählen römische Geschichte; aber sie begnügen sich im besten Fall, die Handlung am Buchschluß einen Höhepunkt erreichen zu lassen, wie mit Pompeius' Tod im achten Buch der Pharsalia. Ovid hatte dies für die fünfzehn Rollen seiner "Verwandlungen" am wenigsten nötig, da ein zielloser, unerschöpflicher Fluß des Erzählens von einer Fabel zur andern der Hauptreiz des wundervollen Werkes ist.' Lafaye, *Les Métamorphoses d'Ovide* (Paris 1904) behauptet hingegen S. 82, ohne Birts Ansicht überhaupt zu erwähnen: *'En passant d'un livre à l'autre il fait en sorte, que la dernière fable reste interrompue, pour tenir en éveil la curiosité du lecteur: petit strategème bien connu des romanciers qui écrivent pour nos journaux quotidiens.'* Nach Birt a. a. O. S. 291 ff. ließ die Ausdehnung des Poesiebuches der späteren Zeit dem Dichter einen weiten Spielraum von 1000—500 Versen. Birt meint ferner S. 294, daß die Gleichmäßigkeit der Buchgrößen von den meisten mit Sorglichkeit gewahrt sei und die größte Sorgfalt die vielen Bücher Ovids verrieten. Der Überblick über die Ziffern (S. 292) widerspricht dem doch eigentlich. Wir erhalten da folgendes Bild: I 779, II 875, III 734 (vielmehr 733), IV 803, V 678, VI 721, VII 865, VIII 884, IX 797, X 739, XI 795, XII 628, XIII 968, XIV 851, XV 879. Zwischen dem Maximum 968 (XIII) und dem Minimum 628 (XII) ist doch ein Unterschied von nicht weniger als 340 Versen, und hier wird Birt seiner eigenen Auffassung untreu, indem er S. 294 bei der Abteilung dieser beiden Bücher die Rücksicht auf den Inhalt maßgebend gewesen sein läßt.

Wir müssen uns überhaupt die Frage vorlegen, ob Ovid nich auch sonst imstande gewesen wäre, ohne Mühe, d. h. ohne den Zusammenhang der Darstellung innerhalb der einzelnen Volumina zu be-

einträchtigen, eine noch größere Gleichmäßigkeit ihres Umfanges zu erzielen. Und das hätte er allerdings vielfach bequem erreichen können.

Nur aus technischen Gründen kann das zweite Buch nicht vom ersten abgesetzt sein, wie Ehwald a. a. O. meint. Denn es hätte sich eine gleichmäßigere Verteilung ergeben, wenn der Dichter das erste Buch mit V. 746 geschlossen, I 747—779 zum zweiten Buche gezogen und von diesem wieder V. 853—875 mit dem dritten Buche verbunden hätte. Dann würde B. I 746 Verse statt 779, B. II 865 statt 875 und B. III 776 statt 733 erhalten haben und die Erzählung vom Phaethon einerseits und die von Europa anderseits wäre nicht auseinandergerissen worden. Es hat auch bereits eine handschriftliche Tradition gegeben, die eine andere als die gewöhliche Abteilung des ersten und zweiten Buches aufwies. Hinter I 747 steht am Rande des Marcianus von jüngerer Hand die Bemerkung: *'explicit liber primus incipiunt capitula libri secundi'*, und nach der Angabe von Hugo Magnus in dem Apparat seiner großen kritischen Ausgabe (Berlin 1914) beginnen hier 'tres Heinsiani' in der Tat das zweite Buch. Über Alter und Ursprung dieser Tradition freilich läßt sich wenig mehr sagen. Der sog. Lactantius Placidus scheint das Ende des ersten Buches ebendaselbst angesetzt zu haben. Er schließt nämlich die Narratio zu diesem mit den Worten: *'Isidis deae nomen accepit linigeraque est appellata'* (= V. 707 *'nunc dea linigera colitur celeberrima turba'*) [1]).

Ferner hätte sich mit Leichtigkeit eine noch größere Gleichmäßigkeit in der Ausdehnung des vierten und fünften Buches herbeiführen lassen, wenn der Schluß jenes V. 765—803, der ebenso wie der Anfang dieses sich auf Perseus bezieht, zum folgenden Buch hinzugenommen worden wäre. Dann hätten sich für das vierte Buch 764 und für das fünfte 717 Verse ergeben, während letzteres jetzt die ungewöhnlich geringe Zahl von 678 Versen aufweist. Ein leichtes wäre es auch gewesen, den Schnitt zwischen dem achten und neunten Buche bei VIII 879 zu machen; dann würde das achte Buch 878 statt 884 und das neunte 803 Verse statt 797 umfassen, und zudem wäre das Zusammengehörige (Zweikampf zwischen Achelous und Hercules) zusammengeblieben.

Weshalb hat Ovid denn nicht in allen diesen Fällen eine größere Gleichmäßigkeit in der Ausdehnung der Bücher angestrebt und damit zugleich eine Abrundung des Inhaltes der einzelnen Rollen vorgenommen? An ersterem ist ihm augenscheinlich nichts gelegen gewesen, das letztere dürfte er absichtlich vermieden haben. Und das veranlaßt uns nun, die oben mitgeteilte Behauptung Lafayes eingehender zu prüfen.

Dieser hat selbst zwei Beispiele dafür angeführt, daß der Dichter die Spannung des Lesers zu erhöhen suche, indem er eine Geschichte

---

[1]) Priscian hingegen rechnet Gr. L. II S. 64,4 ff. V. 753 noch zum ersten Buche: *Ovidius in I metamorphoseon*:

Sedit Atlantiades et euntem multa loquendo
Detinuit sermone diem.

in eodem 'Inachides', Ionis filius Epaphus, quae filia fuit Inachi:

Non tulit Inachides matri' que ait 'omnia demens'. Denn zu '*in eodem*' ist '*libro*' zu ergänzen, nicht, wie Magnus a. a. O. S. 45 getan hat, 'Ovidio'.

durch das Ende eines Buches unterbreche und die Fortsetzung für das folgende Buch aufspare. Das eine Beispiel haben wir vorhin unter anderm Gesichtspunkte betrachtet. *'Rien n'était plus facile que de terminer le premier livre sur l'apothéose d'Io. Ovide s'en est bien gardé; il ajoute une trentaine de vers qui servent d'exposition à l'histoire de Phaéton, puis il s'arrête; la suite viendra au prochain livre.'* Auf das andere Beispiel soll aus bestimmten Gründen erst nachher eingegangen werden.

Auch sonst ist überall inhaltlich Zusammengehörendes durch die Bucheinteilung auseinandergerissen worden. Der Anfang eines neuen Buches kann meist ohne Kenntnis des vorangehenden Buchschlusses nicht recht verstanden werden. Man vergleiche z. B. die Anfänge von III:

'Iamque deus posita fallacis imagine tauri
se confessus erat Dictaeaque rura tenebat,
cum pater ignarus Cadmo perquirere raptam
imperat'.

V:

'Dumque ea Cephenum medio Danaeius heros
agmine commemorat, fremida regalia turba
atria complentur'.

VI:

'Praebuerat dictis Tritonia talibus aures.'

IX:

'Quae gemitus truncaeque deo Neptunius heros
causa rogat frontis.'

X:

'Inde per inmensum croceo velatus amictu
aethera digreditur.'

XV:

'Quaeritur interea quis tantae pondera molis
sustineat.'

Wird hier also der Leser genötigt, auf das vorhergehende Volumen zurückzugreifen, so ist wiederum der Schluß einzelner Bücher so recht geeignet, seine Begierde auf das Folgende zu reizen. Wie schon hervorgehoben wurde, finden wir I 776—779 Phaethon im Begriff, sich zur Sonnenburg zu begeben; was er dort erlebt, erfahren wir zu Anfang des zweiten Buches. Bei der Entführung der Europa II 872—875 legt man sich unwillkürlich die Frage vor: Was wird aus der Entführten? Freilich ist die Auskunft, die der Dichter darüber in den ersten Versen des nächsten Buches erteilt, dürftig genug, aber er hat an dem ferneren Schicksale des Mädchens kein Interesse, da es ihm nicht Gelegenheit zur Anbringung von Verwandlungen bietet; so beeilt er sich, zu den Abenteuern des Cadmus überzugehen.

Die Beendigung des im fünften Buche geschilderten Besuches, den Minerva den Musen abstattet, fällt erst in den Beginn des sechsten Buches. Nach VI 719—721:

'Ergo ubi concessit tempus puerile iuventae,
vellera cum Minyis nitido radiantia villo
per mare non notum prima petiere carina'

erwarten wir demnächst etwas mehr von dem Zuge der Argonauten zu hören. Diese Erwartung erfüllt der Dichter wirklich VII 1 ff., wenn er auch naturgemäß das Hauptgewicht auf die Schilderung des Verhältnisses zwischen Medea und Jason und der damit verbundenen Metamorphosen legt. VII 866—868 übergibt Aeacus dem Cephalus die gegen Minos erbetene Hilfsschar; deren Fahrt nach Athen und die Belagerung der Stadt durch den Kreterkönig wird erst im nächsten Buche berichtet. VIII 879—883 weist Achelous auf die Verstümmlung seines Hauptes hin und veranlaßt Theseus, sich zu erkundigen, wie der Gott dazu gekommen sei. Diese Frage tut der Held IX 1 ff. XIII 966—968 sucht der von Scylla abgewiesene Glaucus die *'prodigiosa Titanidos atria Circes'* auf; aber erst XIV 1—74 hören wir, welche Folgen dieser Schritt haben sollte.

Und nun müssen wir noch einmal zu dem zwölften und dreizehnten Buche zurückkehren. Darüber findet sich eine Bemerkung von Birt bereits in einem Aufsatz vom Jahre 1877 Rhein. Mus. XXXII S. 393 A. 1: *'Mira autem res de Metam. libris XII et XIII; qui coniuncti quidem 1589* (vielmehr 1596) *vv. continent, unde utrique sollemnis numerus 794* (vielmehr 798) *dari potuisset; sed maligne hoc uno loco argumenti continuitas repugnabat dividenti, ita ut aut libro XII 1019 versus usque ad armorum iudicii finem libro XIII 570 adscribere deberet aut illi 622, huic 967, vides praetulisse eum partitionem aequabiliorem.'* Wäre es Ovid wirklich auf eine *'partitio aequabilior'* angekommen, so hätte er einen andern Weg beschreiten können, auf dem er zu einer noch größeren Gleichmäßigkeit gelangt wäre. Er brauchte nur das *Armorum iudicium* zu trennen und die Rede des Aiax dem vorhergehenden Buche zuzuweisen, das dann von 628 Versen auf 750 angewachsen wäre. Ein solcher Anfang, wie ihn bei derartiger Abteilung das dreizehnte Buch aufgewiesen hätte: *'Finierat Telamone satus'* usw. würde nach dem oben Gesagten gerade in diesem Gedicht keinen Anstoß erregen. Dann wären für das dreizehnte Buch nur noch 846 Verse übrig geblieben. Aber dem Zweck, die Neugierde des Lesers hervorzurufen, wäre damit weniger gedient gewesen. Die Rede des Aiax ist nicht dazu angetan, einen besonderen Eindruck zu machen; sie ist gegen das folgende rhetorische Meisterstück, das dem Ulixes in den Mund gelegt wird, matt, allerdings mit Absicht so gestaltet, damit auf solche Weise die Verschiedenartigkeit der Charaktere der beiden redenden Personen beleuchtet werde[1]. So hat es denn der Dichter so eingerichtet, daß wir XII 622—628 nur noch hören, wie allein Aiax und Ulixes auf die Waffen des Achilles Anspruch zu machen wagen:

> *'a se Tantalides onus in vidiamque removit*
> *Argolicosque duces mediis considere castris*
> *iussit et arbitrium litis traiecit in omnes'.*

In fast feierlicher Weise hebt dann XIII 1 an:

> *'Consedere duces et vulgi stante corona*
> *surgit ad hos clipei dominus septemplicis Aiax.'*

---

[1] Anders hat sich Lafaye a. a. O. geäußert: *'À la fin du livre XII on pourrait en rester sur les funérailles d'Achille, mais bientôt nous allons assister à la Dispute des armes; huit vers nous l'annoncent avant que nous interrompions notre lecture.'*



Man wird unwillkürlich an die Situation zum Beginne des zweiten Buches der Aeneis erinnert, wo Vergil den Bericht seines Helden im Königspalast zu Karthago also einleitet:

'Conticuere omnes intentique ora tenebant;
inde toro pater Aeneas sic orsus ab alto.'

So dürfte die Rücksicht auf den Inhalt bei der Bestimmung des Umfanges jener beiden Bücher für Ovid maßgebend gewesen sein, aber in anderer Weise, als Birt es sich vorgestellt hat. Auch hier führt uns wieder die rein zahlenmäßige Betrachtung der Ausdehnung der Volumina zu keinem befriedigenden Ergebnis.

Wir sind daher, meine ich, durchaus berechtigt, anzunehmen, daß Ovid bei der Einteilung seines großen Werkes in Bücher von technischen Gründen ganz abgesehen und lediglich die Spannung des Lesers im Auge gehabt habe, den er zu einer möglichst umfassenden Lektüre der Metamorphosen anzuregen bestrebt war. Wenn also Birt in seinem Abriß des antiken Buchwesens, der sich in der 3. Abteilung des 1. Bandes des Handbuches der klassischen Altertumswissenschaften, München 1913, findet, S. 293 wieder seinen alten Standpunkt mit den Worten vertritt: 'Die Autoren waren also gezwungen, ihre größeren Werke nach Büchern zu disponieren, d. h. ihren Stoff auf mehrere Rollen zu verteilen; und dadurch wurde weiter das Streben hervorgerufen, den Inhalt jedes Buches nach Möglichkeit in sich abzurunden, jedes Buch als Werkteil zu verselbständigen; denn jedes ruhte immer allein in der Hand des Lesers', so dürfte das nach den obigen Ausführungen für die Metamorphosen Ovids keine Geltung haben, ob es auf andere Dichter Anwendung finden muß, soll bei dieser Gelegenheit nicht untersucht werden; sehr wahrscheinlich ist es nicht. Hat doch schon Erwin Rohde seinerzeit in der Besprechung des Birtschen Buchwesens Götting. gelehrt. Anz. 1882 II, S. 1551 ff. auseinandergesetzt, 'daß ein außerordentlicher Zwang, größere Werke nach Maßgabe der bestimmt begrenzten Papyrusrollen in Bücher zu zerlegen, für antike Autoren in dem Maß, wie Birt annimmt, nicht existiert haben kann'. Auch U. Wilcken in seinem Aufsatz: 'Ein neuer griechischer Roman', Hermes 1893, bestreitet S. 166, daß es überhaupt ein Maximum für die Rollenlänge gegeben habe. Und das dürfte wohl auch zutreffen. Gerade die Dichter konnten sich doch ganz genau ausrechnen, wieviel Blätter ihr Werk bzw. ein einzelnes Buch des Werkes in Reinschrift füllen werde, und danach den Umfang des dafür anzulegenden Volumen ermessen. Hatte der Buchhändler kein entsprechendes Volumen auf Lager, so war der Glutinator in der Lage, weitere Blätter einzuleimen und dadurch dem Übelstande abzuhelfen. Vgl. besonders Hugo Blümner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern I², Leipzig 1912 S. 323 A. 4, wo auch die diesbezügliche Literatur verzeichnet ist.

Königsberg i. Pr. J. Tolkiehn.



Nachtrag zu 'Thukydides Pestbericht (II, 47—53) und dessen Fortleben' (Jahresberichte 1914).

Die von mir S. 181f. meiner gleichnamigen Arbeit mitgeteilten, ziemlich dürftigen Nachrichten der Geschichtschreiber über die zur Zeit des Kaisers M. Aurelius in Italien wütende Pest kann ich durch einige Angaben ergänzen, die ich einem freundlichen Hinweise J. Ilbergs (14. IX. 14) verdanke. In einer 'Aus Galens Praxis' überschriebenen Abhandlung (Neue Jahrb. f. das klass. Altert. Bd. XV, 1905, S. 276—312) führt dieser aus, wie der berühmte pergamenische Arzt, dem im Jahre 166 die Berufung an den Hof als Leibarzt der kaiserlichen Familie unmittelbar bevorstand, lediglich aus Furcht vor der nahenden Pest eiligst Rom verließ, was er erst in einer Schrift seines Greisenalters mit dürren Worten selbst bezeugt (XIX, 15): *ἀρξαμένου τοῦ μεγάλου λοιμοῦ παραχρῆμα τῆς πόλειος ἐξῆλθον ἐπειγόμενος εἰς τὴν πατρίδα.* Es ist klar, sagt Ilberg (S. 295), 'daß der Flüchtling in der Heimat als sein eigener Herr sicherer zu sein glauben konnte als in dem unheimlichen Menschengewühl der Hauptstadt, der Entsetzlichcs bevorstand und wo er der gefürchteten Krankheit gegenüber auf dem gefährlichsten Posten hätte ausharren müssen. Selbstlos, geschweige heroisch war dieses Benehmen nicht; wann aber ist auch der begabteste und tatkräftigste Streber heroisch gewesen'? In Asien freilich hat er sich damals nicht lange aufgehalten. Aber nur ungern ist er dem Rufe der beiden in den Markomannenkrieg ziehenden Kaiser M. Aurelius und L. Verus gefolgt. So treffen wir ihn im Winter 168/69 zu Aquileja, wo er zu seinem Entsetzen ein neues Aufflackern der Pest wie nie zuvor erleben mußte. Mit geringer Bedeckung flüchteten die Kaiser nach Rom, Verus starb schon unterwegs (etwa Jan. 169) in Altinum, Galenos ist etwas später wider in der Hauptstadt. Und wie hat er sich nun in der Folge zur Pest gestellt? Nach Ilberg sind, alles zusammengenommen, seine Nachrichten über die Pest jener Jahre im Verhältnis zu der ungeheuren Zahl der von ihr geforderten Opfer, deren der von mir genannte Capitalinus erwähnt, nur geringfügig. Über die Pest bei Thukydides — das verdient hervorgehoben zu werden — hat er eine Schrift in mehreren Büchern geschrieben, die für uns leider fast ganz verloren ist; aber er selbst ist weder, wie Thukydides, an der Pest erkrankt, noch eigentlich Pestarzt gewesen. 'Das schließt nicht aus,' sagt Ilberg (S. 303), 'daß ihm Pestfälle in seiner Praxis vorgekommen sind (X, 360ff.), daß er von der Art der Krankheit eine ziemlich genaue Anschauung und theoretische Überzeugung besaß und Mittel gegen sie gelegentlich erprobte; die Seuche wütete ja viele Jahre lang und erreichte mehrere Höhepunkte.' Und die Ärzte standen unzählige Male, wie auch zu anderen Zeiten, der unheimlichen Krankheit ratlos gegenüber, ja zeigten oft weniger Einsicht als verständige Laien. 'Möchte doch', so lautet einer der Stoßseufzer des Galenos, 'eine solche Pest, wie wir sie hatten und noch immer haben, die Menschheit niemals wider erleben'! (IX, 359). Das ist leider ein frommer Wunsch geblieben.

Wandsbek. Johannes Dräseke.



SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER



3. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXIX. BAND
1/2. HEFT. JANUAR/FEBRUAR

BERLIN 1915
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94

Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: **Geheimen Studienrats Dr. Otto Schroeder, Gymnasialdirektor in Charlottenburg, Cauerstraße 36.**

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT DES JANUAR/FEBRUARHEFTES

MITTEILUNGEN

ANZEIGEN

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.

Inhalt

JAHRESBERICHTE

Horatius, von H. Röhl in Zehlendorf bei Berlin.

Inhalt

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.



SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER



3. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXIX. BAND
12. HEFT. DEZEMBER

BERLIN 1915
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94

Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: Geheimen Studienrats Dr. Otto Schroeder, Gymnasialdirektors in Charlottenburg, Cauerstraße 36.

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT DES DEZEMBERHEFTES

Seite

MITTEILUNGEN

ANZEIGEN

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.

JAHRESBERICHTE

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.





